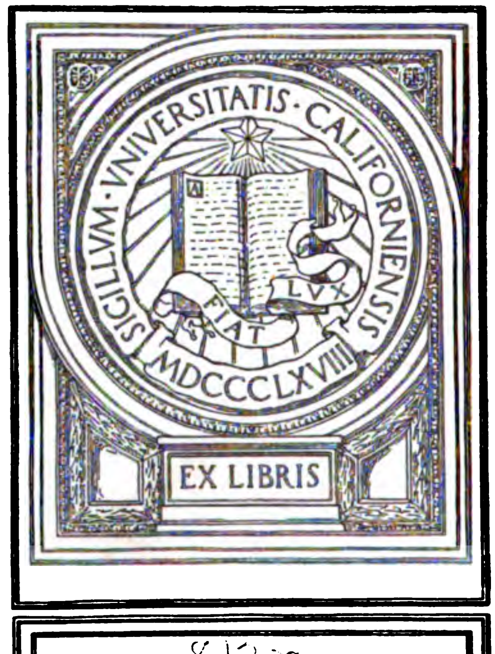
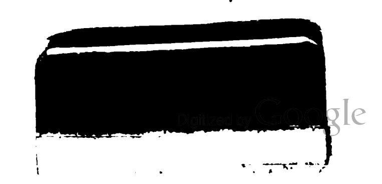



SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS



Jean Jacques Rousseau.

Sein Leben und seine Werke.

Von

F. Brockerhoff.

Erster Band.

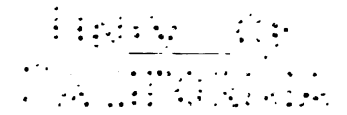
Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1863.

Jean Jacques Rousseau.

Sein Leben und seine Werke.

Von

F. Brockerhoff.



Erster Band.



Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1863.

Vorrede.

Die Aufgabe, welche das vorliegende Werk zu lösen versucht, ist, das Leben und die Schriften Rousseau's sowohl an sich, wie in ihrem äußeren und inneren Zusammenhange darzustellen. Zu dem Ende begleitet es ihn auf seinem, vielfach verschlungenen Lebenswege von der Wiege bis zum Grabe, erzählt die bedeutsamen Vorgänge und wechselnden Schicksale, von welchen Richtung und Ziel desselben bestimmt wurden, und verfolgt mit besonderer Aufmerksamkeit den Gang seiner innern Entwicklung, indem es nachweist, wie Geist, Gemüth und Charakter, unter dem stetigen Einflusse der äußeren Lebensverhältnisse, ihre eigenthümliche Ausbildung gewannen. Zugleich erörtert es Anlaß und Ursprung seiner Werke, deckt die mehr oder minder engen Beziehungen auf, in welchen sie zu dem Geistes- und Gemüthsleben ihres Verfassers stehen, gibt eine genaue und vollständige Analyse ihres wesentlichen Inhaltes, fixirt die Stelle, die sie in der gesammten Culturentwicklung ihrer Entstehungszeit einnehmen, und stellt ihre zeitlichen Wirkungen, wie den bleibenden Werth fest, auf welchen die in ihnen ausgesprochenen Grundsätze und Meinungen Anspruch haben.

Der Standpunkt aber, von welchem aus die Darstellung unternommen und durchgeführt wird, ist der objectiv historische. Der Verfasser schreibt keinen Panegyrikus, aber ebensowenig eine Schmähschrift. Es ist ihm lediglich darum zu thun gewesen, den Menschen zu schildern, wie er wurde und war, in Bezug auf seine Werke aber zu ermitteln, was sie enthalten, wirkten und werth sind. Frei-

lich liegt es in der Natur seiner Aufgabe, daß der Biograph zunächst und vor Allem die guten Seiten im Wesen seines Helden, seinen positiven Werth und Gehalt in's Licht stellt. Er darf aber darum die Fehler und Schwächen, welche diesen Vorzügen zur Seite gehen und meist mit ihnen aus derselben Quelle fließen, nicht vertuschen oder rechtfertigen wollen. Verfasser ist sich bewußt, in seinem Gemälde Licht und Schatten nach dem Maße der erkannten Wahrheit partheilos vertheilt zu haben. Er erkennt an, was ihm Billigung zu verdienen, und verwirft, was ihm verwerflich scheint, ist aber überall vorzugsweise bemüht gewesen, das Eine wie das Andere aus seiner zweifachen Wurzel, aus der gegebenen Persönlichkeit und den sie bedingenden Lebensverhältnissen, erklärend abzuleiten.

In einem ähnlichen Verhältnisse steht er zu den Ansichten und Grundsätzen, die er darzustellen und zu würdigen hat. Es liegt ihm ferne, sie im Dienste irgendwelcher Parthei oder Sekte unbedingt empfehlen oder verwerfen zu wollen. Rousseau ist für ihn weder der Halbgott, dessen Aussprüche als untrügliche Orakel zu verehren sind, noch auch ein Geist des Abgrunds, aus der Tiefe emporgestiegen, um die Menschen durch seine teuflischen Sophismen zu verführen. Er sieht in ihm nur den kühnen, selbständigen Denker, der die wichtigsten Probleme des menschlichen Lebens auf eine eigenthümliche, durch Zeit, Ort und persönliche Bildung bedingte Weise zu lösen unternimmt, und dabei zu einer Reihe von bedeutsamen Wahrheiten gelangt, aber auch in manche folgenschwere Irrthümer verfällt. Bestrebt, diese Wahrheiten nach ihrem vollen, absoluten oder relativen Werthe zu schätzen, und die Irrthümer als solche, mit steter Hinweisung auf ihren Ursprung, nachdrücklich hervorzuheben, kommt es ihm doch mehr noch darauf an, die einen wie die andern, als die zusammengehörigen Erzeugnisse ein und desselben Geistes, auf diese ihre gemeinsame Quelle zurückzuführen. Indem er von der Ueberzeugung ausgeht, daß seit der Zeit, in welcher Rousseau sein Lehrgebäude aufstellte, die Entwicklung der Ideen und des Lebens sich in ungewöhnlichem Maße erweitert und vertieft hat, glaubt er, daß dasselbe grade von der Höhe des Bildungsstandpunktes der Gegenwart aus sowohl als Ganzes, wie in seinen einzelnen Theilen, unbefangen aufgefaßt und nach seinem wahren Werthe gewürdigt werden kann.

Eine solche Würdigung dürfte aber um so mehr am Orte sein, da sie bisher noch nicht versucht worden ist. Rousseau hat während seines Lebens, und ebenso nach seinem Tode, manche Freunde, die ihn priesen, aber mehr noch Gegner gefunden, die ihn schmähten. Es gab Zeiten, wo eine enthusiastische Verehrung ihn als einen neuen Messias, und seine Werke als das einzig heilbringende Evangelium feierte. Es folgten andere, wo persönlicher Groll oder prinzipielle Feindschaft die Irrthümer seines Lebens ausbeutete, um ihn als einen wahnwitzigen Träumer oder gar als ein moralisches Ungeheuer erscheinen zu lassen, während sie die Irrthümer in seinen Schriften dazu benutzten, ihren gesammten Inhalt als ein großes sophistisches Lügengewebe darzustellen. Von dieser schroffen Einseitigkeit ist man nun freilich nach und nach zurückgekommen. Doch sind die Urtheile über den Mann und seine Wirksamkeit im Allgemeinen noch keineswegs frei von Gunst oder Ungunst. Vielmehr tragen sie fast durchgängig, in mannigfacher Nüancirung, die Farbe einer bestimmten politischen, religiösen oder auch literarischen Parthei, die in ihnen einen Vorkämpfer in Schutz nimmt, oder einen Widersacher angreift. Gilt das besonders von den französischen Schriftstellern, die sich gelegentlich oder in selbständigen Abhandlungen und größern Werken mit Rousseau beschäftigen, so trifft es doch auch, wenngleich in geringerem Maße, bei den Deutschen zu, sofern dieselben nicht blos, was allerdings noch zu oft geschieht, den tonangebenden Stimmen des Nachbarlandes folgen, sondern selbstprüfend auf die Arbeiten Rousseau's näher eingehen. Seine Prinzipien und Tendenzen, wieweit sie auch theilweise von der fortschreitenden Theorie überholt worden sind, wirken doch praktisch, im unmittelbaren Leben der Gegenwart noch zu mächtig fort, als daß man sie so leicht sine ira et studio in's Auge fassen könnte.

Dazu kommt, daß fast immer nur einzelne Vorgänge aus seinem Leben oder bestimmte Kategorien seiner Werke in Betracht gezogen werden. Jedermann weiß und spricht von seinem unsteten Jugendleben oder von dem anstößigen Verhältnisse zur Frau von Warens, und Niemand versäumt, bei Gelegenheit zu erzählen, daß er eine geraume Zeit in wilder Ehe gelebt und seine Kinder in das Findelhaus geschickt habe. Mancher auch hegt und verbreitet eine unbestimmte

Vorstellung von dem finsteren, argwöhnischen Menschenfeinde, der er gewesen. Eine genauere und umfassendere Kenntniß von seinem äußeren und inneren Leben, bei welcher auch die einzelnen abnormen Verhältnisse in das richtige Licht treten, ist dem Verfasser wenigstens nirgends begegnet. — Mit der Behandlung seiner Schriften steht es im Wesentlichen nicht anders. Manche von ihnen sind in zahlreichen, zum Theile recht werthvollen Monographien besprochen worden, und die Abschnitte, welche in den größeren Werken über Politik, Pädagogik, Literatur und Kulturgeschichte ꝛc. Rousseau gewidmet sind, zeugen vielfach von einem eingehenden Studium und reifer Sachkenntniß. Doch sind sie weit davon entfernt, eine irgendwie erschöpfende Einsicht in den gesammten Rousseau'schen Denkinhalt zu vermitteln. Selbst die besonderen Gedankenkreise, deren Erörterung ihren eigentlichen Inhalt bildet, werden in ihnen meist nur fragmentarisch und aus mehr oder weniger einseitigen Gesichtspunkten vorgeführt.

Zwar findet sich das eine oder andere Werk, in welchem das Leben und die Schriften Rousseau's vollständig und im Zusammenhange dargestellt werden. Sieht man diese Arbeiten indeß näher an, so begegnet man nur einer noch dazu unkritischen Zusammenstellung von äußeren Thatsachen, die über den inneren Entwicklungsprozeß und seine Resultate in Leben und Schrift keine nennenswerthen Aufschlüsse gibt. Was sie bieten, sind eben nur literarische und biographische Notizen. Daß aber R o u s s e a u, wiewohl seine große Bedeutung für Mit- und Nachwelt allgemein anerkannt wird, noch keinen Biographen, der des Namens in etwa würdig wäre, gefunden hat, kann allerdings auffallend erscheinen. Es erklärt sich, wenigstens zum Theile, aus dem noch vielfach fortwirkenden Einflusse seiner Lehren und Grundsätze, sodann auch aus der eigenthümlichen Größe des Mannes, aus dem Umfange seines Geistes, wie seiner Werke, vielleicht auch aus dem Umstande, daß in der herrschenden Vorstellung seiner Persönlichkeit ein Etwas anhaftet, das um so weniger einladet, sich mit ihr näher vertraut zu machen, da man sich bei den traditionellen Urtheilen über sie beruhigen zu dürfen glaubt. Ueberdies möchte doch auch an die Thatsache zu erinnern sein, daß selbst den Heroen unserer klassischen Literatur, Musik, Philosophie u. s. w. erst

in neuester Zeit eine ihrer würdige biographische Behandlung zu Theil geworden ist.

Wenn nun der Verfasser es unternimmt, in ähnlicher Weise von dem Leben und Wirken Rousseau's ein ausgeführteres Gesammtbild zu entwerfen, so weiß er sehr wohl, daß seine Arbeit nur den Werth eines ersten Versuches haben kann. Und als solchen gibt er sie, mit dem Wunsche, daß sie beim Publikum eine freundliche Aufnahme finden, und von Seiten der Kritik eine nachsichtige Beurtheilung erfahren möge. Vielleicht gibt es wenige Charaktere, deren Schilderung mit so erheblichen Schwierigkeiten verknüpft ist, wie der des berühmten „Bürgers von Genf". Die widersprechendsten Elemente sind in ihm vereinigt, ganz entgegengesetzte Neigungen und Antriebe wirken beständig mit- und gegeneinander. Der ideale Sinn ist in stetem Kampfe mit dem sinnlichen Temperamente, das Herz streitet mit dem Kopfe, die Reflexion mit dem unmittelbaren Gefühle. Das sittliche Bewußtsein verneint, was die nach Anerkennung ringende Naturgewalt bejaht, und der mächtige Trieb nach persönlicher Freiheit und Unabhängigkeit hat an dem lebhaften Drange, sich in engerem und weiterem sozialen Verbande zu befriedigen, eine immerfort hemmende Schranke. Wie aber das innere Leben in einer ununterbrochenen Reihe von Conflikten verläuft, die nur vorübergehend eine scheinbare Ausgleichung finden, so steht es auch selbst mit seinem äußeren Gegenbilde, das Denken und Wollen mit dem Thun und Lassen, und ebenso das gesammte persönliche Verhalten mit Inhalt und Tendenz der Schriften in vielfachem, oft schneidendem Widerspruch.

Bei solchen Gegensätzen die vermittelnde Einheit aufzufinden und festzuhalten, wird um so schwieriger, da neben der eigenthümlichen Naturbestimmtheit des Charakters die sich mannigfach durchkreuzenden Einflüsse der persönlichen Beziehungen, wie der allgemeinen historischen Verhältnisse im Auge behalten werden müssen. In letzter Instanz sind, wenigstens nach Einer Seite hin, doch auch bei Rousseau die Conflikte des äußeren und inneren Lebens die Folge und der Reflex der Kämpfe, welche die bewegenden Prinzipien seiner Zeit miteinander führen. Rousseau ist freilich nur Einer unter den Vielen, welche damals im Namen der Natur und Freiheit die Lüge

der Convenienz zu entlarven und die Schranken der bestehenden Ordnung zu brechen suchten. Aber nicht nur, daß seine Streiche weiter ausholten und tiefer in die Grundlagen des sozialen Gebäudes eindrangen, als die seiner Genossen, sie trafen auch diese selbst, weil es ihn drängte, auf den Trümmern der Vergangenheit den Neubau der Zukunft, und zwar auf einer Basis zu errichten, die jene als solche nicht anerkennen wollten oder konnten. Er hatte so unausgesetzt einen doppelten Kampf zu kämpfen, gegen die Vertreter des Alten, in Staat und Gesellschaft Bestehenden, das ihm verwerflich schien, persönlich aber doch vielfach lieb und an's Herz gewachsen war, wie gegen die eignen Mitstreiter, welchen trotz mannigfacher Berührungspunkte sein eigenstes Wesen fremd blieb und bleiben mußte.

Denn das ist doch für die Stellung Rousseau's vorzugsweise charakteristisch, daß er auf dem Boden seiner Adoptivheimat die ursprüngliche Vaterstadt, daß er in Frankreich Genf vertritt. Wie diese kleine protestantische Republik selbst, wurzelt er einerseits in französischer Art und Natur, und trägt er ihre bezeichnenden Züge mehr oder minder deutlich an sich, während doch andrerseits dieses spezifisch französische Wesen so umgewandelt erscheint, daß man die Uebereinstimmung fast nur noch im Unterschiede erkennt. Es wäre gewiß von Interesse, auch in dieser Beziehung Rousseau mit Kalvin zu vergleichen. Trotz der großen Verschiedenheit in Charakter und Sinnesweise, würde die Parallele Beider manche tiefgehende Analogien herausstellen, und vielleicht zu dem Ausspruche berechtigen, daß der verbannte Reformator in Rousseau zu seinem eigentlichen Vaterlande zurückgekehrt sei. Doch es sollte hier nur daran erinnert werden, daß bei Rousseau die allgemeinen Ideen und Tendenzen, welche ihm mit seinen Parteigenossen gemeinsam waren, eine besondere, durch die politische, religiöse und sittliche Bildung seiner Heimat bedingte Fassung erhielten, die ihm eigenthümlich blieb. Republikaner in einer unbeschränkten, tief in Geschichte und Gesinnung der Nation wurzelnden Monarchie, Demokrat in Mitte eines Volkes, das mit neidischem, aber auch mit begehrlichem Auge zu seiner mächtigen Aristokratie hinaufsah, Protestant nicht dem Dogma, aber dem Geiste nach unter gläubigen und ungläubigen Katholiken, vor Allem eine bestimmte, in sich abgeschlossene Persönlichkeit, ein lebendiger Typus

der eigenartigen Individualität unter Menschen, die zunächst und wesentlich nicht sie selbst, sondern sich gegenseitig bedingende Mitglieder der Gesellschaft sind und sein wollen — das war Rousseau unter den Franzosen seiner Zeit. Kein Wunder, daß er mit ihnen, wie mit sich selbst, in unlösbare Conflikte gerieth, die das Glück und die Ruhe seines Lebens untergruben, aber auch als ein heilsames Ferment seine geistigen Kräfte in jene fruchtbare Gährung versetzten, aus welcher seine weltbewegenden Gedanken hervorgegangen sind.

Der Verfasser glaubte im Obigen die verschiedenen Gesichtspunkte, welche ihn bei der Auffassung und Behandlung seines Gegenstandes geleitet haben, wenigstens andeuten zu müssen. Sie lassen sich im Allgemeinen auf zwei zurückführen, den psychologischen, von welchem aus die Person in ihrem äußeren Leben, wie besonders in ihrer inneren Entwicklung in's Auge gefaßt wird, und den historischen, welcher den Blick auf ihre Beziehungen zur Außenwelt, auf die bestimmenden Einflüsse hinlenkt, die von der näheren und weiteren Umgebung ausgehen, und auf sie zurückwirken. Eine Biographie, die ihre Aufgabe befriedigend lösen will, hat nun allerdings beide, und zwar möglichst gleichmäßig zur Geltung zu bringen. Indeß die Individualität des Verfassers, wie manche anderen Umstände bringen es mit sich, daß in der Regel der eine von ihnen in der Darstellung vorwiegt, so daß der andere in die zweite Linie zurücktritt. Auch der Verfasser gesteht, daß er seine Aufmerksamkeit vorzugsweise dem psychologischen Theile seiner Aufgabe zugewandt, daß er das Leben Rousseau's mit besonderer Hervorhebung der inneren Entwicklung geschildert, und seine Werke vor Allem in ihren Beziehungen zu seiner Person erörtert hat. Zwar wird die Lektüre seiner Schrift ergeben, daß die historischen Bezüge von ihm keineswegs außer Acht gelassen worden sind. Immer aber liegt der Schwerpunkt der Betrachtung auf der psychologischen Seite, namentlich in dem vorliegenden ersten Bande, wo es bei der Natur des Stoffes freilich nicht wohl anders sein konnte.

Uebrigens enthält dieser erste Band das Jugendleben Rousseau's, und in einem zweiten Abschnitte die Zeit seines ersten Pariser Aufenthaltes, die mit der Uebersiedelung in die Eremitage abschließt. Der zweite Band wird den Zeitraum bis zur Flucht aus

Frankreich umfassen, eine relativ kurze Periode, welche aber die Meisterwerke Rousseau's zur Reife bringt, und deßhalb zu einer eingehenden Darstellung seiner Ansichten über Staat, Erziehung, Religion, Kunst ꝛc. auffordert. Ein dritter und letzter Band, der den beiden ersten in kürzester Frist folgen wird, soll dann die späteren Lebensjahre und Schriften behandeln, und mit einer allgemeinen zusammenfassenden Charakteristik der Persönlichkeit Rousseau's, wie seiner geschichtlichen Stellung das ganze Werk zum Abschlusse bringen.

Der Verfasser.

Rousseau's

Leben und Werke.

Erster Abschnitt.

I.

Jean Jacques Rousseau wurde am 28. Juni 1712 zu Genf geboren [1]). In welchem Theile der Stadt er das Licht der Welt erblickte, war lange ungewiß; zwei weit von einander entfernte Quartiere machten sich geraume Zeit die Ehre streitig, seine Geburtsstätte zu umschließen. Geht man in dem gewerbthätigen Viertel von St. Gervais durch die breite und geräumige Straße, welche gegenwärtig seinen Namen trägt, so bemerkt man ein neues ansehnliches Haus mit einer Inschrift, welche es als das Geburtshaus Rousseau's bezeichnet [2]). Diese Angabe ist indeß unrichtig; Rousseau wurde nicht hier, sondern in dem oberen Theile der Stadt, in der zur Pfarre von St. Peter gehörigen Grand' rue geboren. Der Irrthum hat darin seinen Grund, daß man das Haus, in welchem die Eltern Rousseau's wohnten und auch er selbst von frühester Kindheit auf lebte, auch für den Ort seiner Geburt halten zu müssen glaubte. Man wußte nicht, daß die Mutter, als sie zufällig bei einer nahen, in der Grand' rue wohnenden Verwandten zu Besuch war, von den Wehen überrascht wurde und so dem Kinde außerhalb ihrer eigentlichen Wohnung das Leben gab [3]). Es sollte, so scheint es, schon bei seiner Geburt die Heimat entbehren, die es in seinem späteren Leben nirgend zu finden vermochte.

Die Familie Rousseau, aus welcher Jean Jacques entsprossen ist, gehörte zu den älteren Bürgerfamilien von Genf. Sie stammte aus Frankreich, wo im Anfange des 16. Jahrhunderts Antoine Rousseau in Paris das Gewerbe eines Buchhändlers betrieb. Der Sohn dieses Antoine, Didier, siedelte im Jahre 1529 nach Genf über, setzte hier das Geschäft seines Vaters fort und erlangte 1555 in seiner neuen Heimat das Bürgerrecht. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß die Verlegung des Wohnsitzes durch die religiösen Bewegungen dieser Zeit veranlaßt wurde. Grade damals begannen in Frankreich

die blutigen Verfolgungen der Protestanten, in Folge deren eine Menge von Anhängern der reformirten Lehre sich zur Auswanderung entschloß. Gehörten auch, wie wir wohl annehmen dürfen, die Rousseau's zu ihnen, so hatten sie zu einem solchen Schritte um so triftigeren Grund, da die Verordnungen der französischen Regierung über den Bücherdruck die Betreibung des Buchhändler-Geschäftes in einem hohen Grade erschwerten und eine Zeitlang selbst unmöglich machten [4]. In Genf aber, wohin Didier sich wandte, war zu dieser Zeit zwar die Reformation noch nicht vollständig durchgeführt worden; sie hatte aber doch schon die Mehrzahl der Bewohner für sich gewonnen, so daß er mit Recht hoffen durfte, seinen Glauben wie sein Gewerbe hier frei und ungestört ausüben zu können [5]. Auf das Wachsthum und Gedeihen der Familie scheint der neue Wohnort einen sehr günstigen Einfluß gehabt zu haben. Wenigstens erfahren wir von Didier's Enkel, Jean Rousseau, daß er nach einem in Genf bestehenden Gebrauche von der Wachtsteuer befreit wurde, weil er der Republik in einer einzigen Ehe 16 Kinder geschenkt hatte. Nur zwei von diesen hinterließen Nachkommen, David, der Großvater J. J's., und Noe, dessen Geschlecht sich bis in die neueste Zeit in Genf erhalten hat [6].

Die Familie David's war eben so zahlreich, wie die seines Vaters. R. erzählt im Eingange seiner Confessions, daß das sehr mäßige Vermögen seines Großvaters unter 15 Kinder vertheilt worden, das Erbtheil des Vaters daher sehr unbedeutend gewesen sei [7]. Dieser nun, Isaak R., war im Jahre 1680 geboren. Er widmete sich dem Uhrmachergewerbe, welches schon damals in seiner Vaterstadt in großer Blüthe stand, und erlangte bald den Ruf eines sehr geschickten Arbeiters. Früh schon lernte er seine spätere Gattin, Susanne Bernard, die Tochter eines wohlhabenden und angesehenen protestantischen Pfarrers, kennen und liebgewinnen. „Die Liebe beider," sagt sein berühmter Sohn, „begann fast mit ihrem Leben. Bereits im achten oder neunten Jahre gingen sie allabendlich mit einander spazieren, im zehnten konnten sie sich nicht mehr entbehren. Aus der kindlichen Zuneigung, die sie verband, erwuchs in ihren zarten und gefühlvollen Seelen gar bald eine frühreife Leidenschaft, die durch den Widerstand, welchen die äußeren Verhältnisse ihr entgegensetzten, nur noch mächtiger wurde." Der einfache, unbemittelte Arbeiter durfte nicht hoffen, die Hand der reicheren und vornehmeren Pfarrerstochter zu erlangen. Auch die Geliebte selbst scheint das für unmöglich gehalten zu haben. Sie gab ihm, als er seinem Schmerze zu erliegen drohte, den Rath, auf Reisen zu gehen, um sie zu vergessen. Er folgte ihrer Aufforderung, aber die räumliche Trennung steigerte nur die Gewalt der Leidenschaft. Nicht lange, und der

Drang des Herzens trieb ihn wieder der Heimat zu. Nach solcher Prüfung trug das Mädchen nicht länger Bedenken, ihm rückhaltlos ihre Neigung zuzuwenden. Freilich bestanden die Hindernisse fort, an welchen eine engere Verbindung scheitern zu müssen schien. Sie wurden indeß durch einen günstigen Zufall beseitigt. Der Bruder Susannens, Gabriel Bernard, verliebte sich in eine der Schwestern Rousseau's und bewarb sich um ihre Hand. Sie erklärte sich bereit, seinen Anträgen Gehör zu geben, doch nur unter der Bedingung, daß zugleich die Wünsche des Bruders erfüllt würden. Man ging darauf ein und die beiden Paare wurden an ein und demselben Tage (des Jahres 1704) ehelich verbunden [8]).

Ein Jahr später gebar jede der beiden Frauen einen Sohn; zugleich aber traf auch beide das Loos, sich von ihren Gatten auf längere Zeit trennen zu müssen. Bernard trat als Ingenieur in die Dienste des Kaisers, und nahm in dieser Stellung an den Kriegszügen des Prinzen Eugen in Deutschland und Ungarn rühmlichen Antheil. Rousseau ging nach Constantinopel, wohin er als Uhrmacher des kaiserlichen Serails berufen worden war. Hier lebte er bis zum Jahre 1711, in welchem er in Folge der dringenden Bitten seiner Gattin, die sich ihrer leidenschaftlichen Verehrer nicht länger glaubte erwehren zu können, die sehr einträgliche Stelle aufgab und nach Genf zurückkehrte. Nach zehn Monaten wurde ihm ein zweiter Sohn, unser Jean Jacques, geboren. Seine Geburt kostete der Mutter das Leben; er durfte es später mit Recht als das erste Unglück seines Lebens bezeichnen, daß seine Wiege neben ihrem Sarge gestanden.

Was wir von der Mutter Rousseau's wissen, berechtigt uns zu der Annahme, daß sie auf die persönliche Entwicklung ihres Sohnes einen großen und vielleicht sehr wohlthätigen Einfluß ausgeübt haben würde. Mit einer nicht gewöhnlichen äußeren Schönheit und einem sehr einnehmenden Wesen verband sie einen gebildeten Geist und einen empfänglichen Sinn für Kunst und Literatur. Ihr Vater, der Pfarrer Bernard, ein kenntnißreicher Mann von Geist und Geschmack [9]), hatte sich die Erziehung seines Lieblings sehr angelegen sein lassen. Sie zeichnete, sang und spielte, war wohl bekannt mit der schönwissenschaftlichen Literatur Frankreichs und hatte poetischen Sinn genug, um bei Gelegenheit selbst leidliche Verse machen zu können. Im Besitze der Kenntnisse und Fertigkeiten, welche zur Theilnahme an dem gesellschaftlichen Leben der höhergebildeten Kreise befähigen, scheint es ihr dazu auch weder an Neigung, noch an Gelegenheit gefehlt zu haben. Die Stellung des Vaters, die Beziehungen und Verbindungen des elterlichen Hauses kamen ihr in dieser Rücksicht ohne Zweifel sehr zu statten. In einem noch vortheilhafteren Lichte

erscheint sie uns, wenn wir ihr Verhältniß zu ihrem Geliebten und späteren Gatten in's Auge fassen. Die tiefe und nachhaltige Zuneigung, welche sie ihm von frühester Jugend an widmet, macht ihrem Herzen alle Ehre. Und wenn in der innigen, treuen Liebe, die sie schon in so jungen Jahren mit dem Gespielen ihrer Kindheit verbindet, eine gewisse Frühreife des Gefühls hervortritt, so steht dieser doch eine nicht minder den Jahren voraneilende Besonnenheit mäßigend und zügelnd zur Seite. Sie ist sich der Hindernisse wohl bewußt, welche die Verschiedenheit des Standes und Vermögens der Verbindung mit ihrem Freunde entgegenstellt. Sie ist auch, trotz der Wärme und Innigkeit ihrer Empfindungen, umsichtig und verständig genug, deren Bedeutung nicht zu verkennen. Zudem mochte die kindliche Liebe sie abhalten, einer Neigung nachzugeben, die voraussichtlich zu einem Conflikte mit den Eltern führen mußte. Sie entschloß sich, zu entsagen, und forderte den Geliebten auf, ein Gleiches zu versuchen. Als sie aber nach seiner Rückkehr erkannte, daß es ihm unmöglich gewesen, nahm sie keinen Anstand mehr, sich ihm unbedingt hinzugeben. Auch trug sie Sorge, dem Manne ihrer Wahl die angelobte Treue unverändert zu bewahren. Als die mehrjährige Abwesenheit des Gatten ihrem Herzen gefährlich zu werden drohte [10]), rief sie ihn zu sich, um in seiner Nähe den Schutz zu finden, dessen sie zu bedürfen meinte. Man kann darin, wenn man will, einen Beweis von Schwäche erblicken, wird aber zugeben müssen, daß, wenn es eine solche war, sie von ihrer echt weiblichen Natur, wie von ihrem reinen sittlichen Sinne Zeugniß gibt.

Die Bildungsstufe, welche die Gattin Rousseau's einnahm, lag allerdings über den Stand ihres Mannes etwas hinaus. Es scheint indeß nicht, daß dieses Mißverhältniß auf das eheliche Glück irgendwie störend eingewirkt habe. Freilich darf auch aus dem Umstande, daß Rousseau nur ein einfacher Handwerker war, keineswegs geschlossen werden, daß seine geistige Bildung hinter der seiner Frau weit zurück stand. In Genf existirten zu dieser Zeit überhaupt jene schroffen Gegensätze nicht, welche anderswo grade in Bezug auf geistige Kräfte und Interessen die verschiedenen Klassen der Gesellschaft trennen. Die religiöse und politische Stellung der kleinen protestantischen Republik brachte es mit sich, daß unter ihren Bürgern ein gewisses Gleichmaß allgemeiner Bildung verbreitet war, an welchem auch die mittleren und in einem beschränkten Grade selbst die unteren Stände Antheil nahmen. Der Geist der protestantischen Freiheit hatte hier, in Verbindung mit dem Sinne für republikanische Gleichheit, eine geistige Atmosphäre geschaffen, deren bildender Einfluß, getragen und verbreitet durch Schule und Leben, sich auf die Gesammtheit der Bewohner erstreckte [11]). Daß auch Rousseau ihn an sich erfuhr, ist

natürlich. Ueberdies steht ja die Thätigkeit der Uhrmacher, welcher Rousseau sich gewidmet hatte, gewissermaßen auf der Grenze von Handwerk und Kunst, so daß sie einen bestimmten Grad der geistigen Reife nicht nur zuläßt, sondern selbst fordert. Auch erfreute sie sich in Genf eines um so größeren Ansehens, da auf ihr die materielle Wohlfahrt und der industrielle Ruf der Gemeinde ganz besonders beruhte. Die Geltung aber, in welcher ein Berufszweig steht, seine allgemeine Werthschätzung entscheidet gar sehr über Maß und Streben der Kräfte, die sich ihm zuwenden. Man darf sich daher nicht wundern, wenn man bei den Genfer Uhrmachern im Allgemeinen einen weit höheren Bildungsstandpunkt antrifft, wie er sonst wohl in solchen Kreisen gefunden wird. Wir begegnen nicht selten Personen aus diesem Stande, die uns durch Geist und Kenntnisse auffallen, und eine nicht geringe literarische und künstlerische Bildung besitzen [12]).

Der Vater Rousseau's aber erscheint uns als ein würdiger Vertreter der eben so rührigen, wie intelligenten Volksklasse, welcher er angehört. Ohne sich gerade durch hervorragende persönliche Eigenschaften unter seinen Mitbürgern auszuzeichnen, durfte er in ihrer Mitte mit Recht eine ehrenvolle Stellung in Anspruch nehmen. Geschickt und thätig in seinem Berufe, besaß er nach dem Zeugnisse seines Sohnes einen Grad geistiger und sittlicher Bildung, der den Umgang mit ihm auch für Höherstehende anziehend und förderlich machen konnte [13]). Man glaubt das gerne, wenn man erfährt, daß auf seinem Arbeitstische neben den Werkzeugen des Geschäftes die Schriften des Plutarch, Tacitus und Hugo Grotius zu finden waren, und er diese Werke mit Interesse und Verständniß zu lesen pflegte. Mochten ihm auch gründliche und zusammenhängende Kenntnisse fehlen, ein lebhafter Drang und Trieb zu geistiger Thätigkeit erfüllte ihn. Sehr empfänglich für ideale Eindrücke, hatte er einen offenen Sinn für alles Große und Edle; Interessen von höherer und allgemeiner Art fanden an ihm einen eifrigen Vertreter. Namentlich war er von einem fast glühenden Patriotismus beseelt. Die Liebe zum Vaterlande wirkte in ihm mit der Gewalt einer mächtigen Leidenschaft, und ließ ihn an Allem, was dessen Ruhm und Freiheit betraf, den lebendigsten Antheil nehmen. Stärker vielleicht noch war das Bewußtsein der persönlichen Unabhängigkeit. Es hatte zur Folge, daß er jeden Zwang und Druck entschieden von sich wies und einen tiefen Widerwillen gegen Gewalt und Unrecht empfand. Doch läßt sich nicht leugnen, daß es auch hin und wieder in einen unberechtigten Stolz überging. Ueberhaupt aber lag in dem Wesen des Mannes ein Streben, sich geltend zu machen, eine gewisse Neigung, sich in eine höhere Sphäre zu erheben, als die war, welche Herkunft und

Gewerbe ihm anwiesen. Man bemerkt diesen Hang schon in der Werbung um die vornehmere Predigerstochter, wenn es auch keinem Zweifel unterliegt, daß die persönliche Zuneigung in diesem Verhältnisse das entscheidende Motiv gewesen. Ohne Frage fesselte ihn eine tiefe und innige Liebe an Braut und Gattin. Sie darf darum nicht geringer erscheinen, weil er sie bald nach dem Abschlusse der Verbindung verließ, um eine Reihe von Jahren in der Fremde zu leben. Er folgte hierin nur der Sitte seiner Landsleute, sich durch zeitweiligen Aufenthalt im Auslande für das spätere Alter die Mittel zu einem bequemeren Leben zu verschaffen. Auch gab er die materiellen Vortheile seiner Stellung sofort preis, als die Gattin seine Nähe nicht länger mehr entbehren mochte. Nach ihrem Tode lebte sie in seinem Herzen fort, und die Liebe zu ihr übertrug sich auf den Sohn, dessen Geburt ihn herbeigeführt hatte. Wir dürfen es diesem wohl glauben, wenn er sagt: „Vierzig Jahre, nachdem er sie verloren, starb er in den Armen einer zweiten Gattin, den Namen der ersten auf der Zunge und ihr Bild im Herzen.“

Wie in diesem besonderen Verhältnisse, so stand er auch im Allgemeinen vorzugsweise unter der Herrschaft des unmittelbaren Gefühls. Heftige Erregungen, leidenschaftliche Aufwallungen rissen ihn oft mit sich fort. Er konnte dann unfreundlich, selbst hart werden, während ihm in der Regel ein gutherziges, liebevolles Wesen eigen war. In dieser natürlichen Güte lag denn auch ein Ersatz für die Stärke und Festigkeit des Charakters, die ihm allerdings fehlte. Er war kein Mann der bestimmten Grundsätze und des planmäßigen, konsequenten Handelns. Wie es nicht selten der Fall ist, ging auch bei ihm der Stärke der Empfindung die Schwäche des Willens zur Seite. Eben darum ließ er sich selbst, wie die Dinge und Menschen um sich her oft auch da gehen, wie sie gerade wollten, wo er bestimmend und leitend hätte eingreifen sollen. Dieser Mangel an Willens- und Thatkraft wurde ihm und seiner Familie in mehr als einer Beziehung verderblich. Auf seine sittliche Haltung scheint er weniger influirt zu haben. Mit Recht rühmt der Sohn die erprobte Rechtschaffenheit, die er im Leben und Umgang stets bewiesen habe. Auch bewahrte ihn der angeborene Takt und ein natürlicher Widerwille gegen das Niedrige und Gemeine vor den Ausschreitungen, zu welchen reizbare, für äußere Einflüsse empfängliche Naturen, wie die seinige, gar leicht getrieben werden. Man darf ihm diese Mäßigung um so höher anrechnen, da er von Natur ein Freund des Vergnügens und des heiteren geselligen Verkehres war. So liebte er leidenschaftlich die Jagd und besuchte fleißig die Gesellschaften, zu welchen damals die Genfer Bürger sich vereinigten, um der Unterhaltung, und nebenbei auch des Spieles und Weines zu pflegen. Freilich wurde in diesen,

nur von Männern besuchten Zirkeln nicht immer das richtige Maß eingehalten, und es scheint, daß Rousseau den bedenklichen Einflüssen, welche Gesellschaften solcher Art auf die Neigungen und Lebensverhältnisse der Theilnehmer zu haben pflegen, namentlich in späterer Zeit, einen zu großen Spielraum gestattet hat.

Das Kind ist immer und überall an Körper und Geist mehr oder weniger das Ebenbild seiner Eltern. Von unserm Jean Jacques gilt das mehr, wie von manchem Andern. Den Vater namentlich finden wir später in den charakteristischen Eigenthümlichkeiten seiner Natur, wie seines Geistes im Sohne wieder. Freilich war hier der Umstand von entscheidender Bedeutung, daß durch den Tod der Mutter die Erziehung des Kindes, wenn nicht ausschließlich, so doch vorzugsweise dem Vater zufiel. Ihm stand dabei eine seiner Schwestern, Susanne, zur Seite, die sich des leidenden Knaben mit mütterlicher Sorgfalt annahm. Rousseau bekennt, daß er ihr vor Allem die Erhaltung seines Lebens verdanke; nur die unausgesetzten Bemühungen der Tante und seiner Amme Jacqueline hätten ihn vor dem Tode, der anfangs unvermeidlich geschienen, bewahrt. Doch das Uebel, an welchem er von Geburt an litt, begleitete ihn durch das ganze Leben. Es hatte seinen Grund in einer fehlerhaften Bildung der Blase, in Folge deren bei der geringsten Erhitzung eine von heftigen Schmerzen begleitete Urinverhaltung eintrat. Wenn dieses Leiden in späterer Zeit zwar oft, aber doch nur in kürzeren oder längeren Zwischenräumen fühlbar wurde, so dauerte es dagegen in den ersten Lebensjahren fast ununterbrochen fort. Es bedurfte deßhalb von Seiten der Tante einer unglaublichen Mühe, um das überdies sehr schwächliche Kind bei diesen beständigen Krankheitsanfällen zu erhalten. Sie war aber auch, scheint es, von Natur zu solcher Pflege ganz besonders befähigt. Ihre anziehende äußere Erscheinung, ihr verständiges und zugleich liebenswürdiges Wesen, ihr heiterer, milder Sinn, der sich an Gesang und munterer Rede erfreute, das Alles machte sie in hohem Grade geeignet, auf das leibliche Gedeihen wie auch auf die gemüthliche Entwicklung ihres Pfleglings wohlthätig einzuwirken. Mit dem Bruder, welchem sie in Sinnesart und Charakter sehr ähnlich war [14]), lebte sie im besten Einvernehmen, so daß sie in jeder Beziehung die durch den Tod der Gattin verursachte Lücke in würdiger Weise ausfüllte.

Neben der Tante war es besonders die Amme, die sich um die Wartung des Kindes bemühte. Die Achtung und Zuneigung, welche ihr Rousseau durch sein ganzes Leben bewahrte, geben ihrer Natur und Sinnesweise das beste Zeugniß [15]). Gesund und kräftig, dabei gutherzig und von heiterem Temperamente, pflegte sie den Kleinen mit aufopfernder Liebe, und trug so wesentlich dazu bei, daß es mit seiner

Gesundheit allmälig besser wurde. Das Meiste freilich that die starke Constitution, die ihm von Hause aus eigen war, und sich bald hinlänglich gekräftigt hatte, um über die gefährlichen Zufälle der ersten Jahre den Sieg davon zu tragen. Sie konnte sich um so wirksamer geltend machen, da auch, als er älter wurde, seine Umgebung nicht aufhörte, mit ängstlicher Sorge über ihn zu wachen. War er ja doch der Liebling des Vaters, der in ihm die Mutter wiederfand, und die ganze Zuneigung, die er dieser einst geschenkt, auf den Sohn übertrug. Mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit hing er an dem Knaben, der es indeß schon früh empfand, daß ihr eine gewisse Bitterkeit beigemischt war, welche erkennen ließ, daß der Vater in ihm auch den unfreiwilligen Urheber seines Verlustes nicht ganz vergessen konnte. Uebrigens liegt in dieser schwärmerischen Liebe, die klagt, weint und verzweifeln möchte, die sich in brennenden Küssen und konvulsivischen Umarmungen Luft macht, ein stark egoistisches Moment, bei dem es in etwa zweifelhaft wird, ob sie von Dauer sein, und mehr noch, ob sie zu der opferwilligen Hingebung, die das Wohl des Kindes unter allen Umständen dem eigenen vorzieht, befähigen werde. Man sieht sich in solchem Zweifel bestärkt, wenn man bemerkt, wie der Vater die Erziehung des älteren Sohnes vernachlässigt, so daß derselbe sich schon in frühen Jahren einem ungebundenen Leben ergibt und seinem Lehrherrn entläuft, um in der Fremde spurlos zu verschwinden. Zunächst indeß hatte die entschiedene Vorliebe für den jüngeren Sohn nur die Folge, daß dieser später versichern durfte, das Kind eines Königs könne keine aufmerksamere und sorgfältigere Behandlung erfahren, wie sie ihm in seinen jüngeren Jahren zu Theil geworden.

Die erste Erziehung Rousseau's war eine häusliche im strengsten Sinne des Wortes. Er kam wenig oder gar nicht mit der äußeren Welt in Berührung. Wenn er ausging, so geschah das immer nur in Begleitung seiner Amme. Von der Straße hielt man ihn fern, auch besuchte er keine öffentliche Schule. Ein lebendiger Verkehr mit gleichalterigen Knaben fand somit nicht Statt. Das Kind war im Wesentlichen auf das väterliche Haus und auf den Umgang mit den dort lebenden erwachsenen Personen angewiesen. Vor Allem war es die Sorge um seine Gesundheit, welche den Vater bestimmte, ihn so viel wie möglich allen äußeren Einflüssen zu entziehen. Auch, scheint es, entbehrte er die Nähe seines Lieblings nicht gerne, der ihm selbst bei der Arbeit Gesellschaft zu leisten pflegte. War der Kleine nicht beim Vater, so verweilte er im Zimmer der Tante, sah zu, wie diese sich mit ihren weiblichen Arbeiten beschäftigte, oder lauschte still den heitern Liedern, die sie in reicher Auswahl zu singen liebte. Neigung und Trieb, aus dem häuslichen Kreise herauszutreten, waren ihm fremd; der enge Raum und die beschränkte Um-

gebung entsprachen seiner Natur. Er fühlte sich in ihnen um so mehr befriedigt, als man ihm stets mit liebevoller Theilnahme entgegen kam, ohne doch durch eine übertriebene Zärtlichkeit ungeregelte, launenhafte Begierden zu erregen. In ruhigem, gleichförmigem Gange floß das Leben dahin. Zu Extravaganzen fehlte jeder Anlaß, da die freie Bewegung innerhalb der gewohnten Schranken in keiner Weise gehemmt wurde. Auch zu losen Streichen, wie sie sonst wohl in diesem Alter geübt werden, hatte er weder Gelegenheit noch Neigung [16]). Ueberdies mochte, falls sich hin und wieder eine solche regte, die Furcht vor dem Vater, der trotz seiner Vorliebe zu Zeiten strenge, ja hart werden konnte [17]), abhalten, ihr zu folgen.

Ohne Zweifel war dem jungen Rousseau von Hause aus die Richtung auf ein mehr innerliches Leben eigen. Die Ablösung von der Außenwelt trug aber wesentlich dazu bei, daß dieselbe schon früh entwickelt wurde. Den ersten Unterricht erhielt er vom Vater, unter dessen Anleitung er in kurzer Zeit spielend lesen und schreiben lernte. Eine strenge, regelrechte Methode kam dabei nicht zur Anwendung. Sie lag dem Wesen des Vaters ferne, der selbst, was er an Wissen und Kenntnissen besaß, sich gelegentlich als Autodidakt angeeignet hatte. Wie wenig der Mann zu unterscheiden wußte, was sich für das kindliche Alter eigne, zeigt sich bei der Wahl der Bücher, die er dem Sohne zur Uebung im Lesen in die Hände gab. Die verstorbene Mutter hatte eine kleine Bibliothek hinterlassen, welche die in jener Zeit gelesensten Romane, die Astraea, Cassandra u. s. w. enthielt. Diese wurden zur Hand genommen, und es kam dahin, daß der fünf- oder sechsjährige Knabe sie nicht blos fertig, sondern auch mit Interesse und innerem Verständnisse zu lesen begann. Es scheint nicht, daß das dem Vater irgendwie Bedenken erregte. Freilich war seine Bildung nicht der Art, daß er den Einfluß hätte würdigen können, den die Schilderung idealer Verhältnisse und leidenschaftlicher Erregungen auf die lebendige Phantasie und das empfängliche Gefühl des Kindes ausüben mußte. Weit entfernt, dieser frühreifen Entwicklung hemmend entgegen zu treten, ging er selbst auf die Neigung seines Sohnes ein, die, ohnehin schon lebhaft genug, nun einen seltenen Grad der Stärke gewann. Bald wurde die Lektüre das vornehmste, ja das einzige Vergnügen des kleinen Jean Jacques. Am Tage las er dem Vater vor, während dieser bei der Arbeit beschäftigt war; des Abends lösten sich beide ab, und da das Interesse an dem Inhalte nicht gestattete, das Buch vor dem Schlusse wegzulegen, so geschah es nicht selten, daß die Sitzung bis zum lichten Morgen dauerte, wo ihr dann der Vater wohl mit einem: „wir wollen zu Bette gehen, ich bin doch kindischer wie du,“ ein Ende machte.

So ging's fort, bis die Bibliothek der Mutter erschöpft war, und

die Lesewuth hätte vielleicht aus Mangel an Stoff verrauchen müssen, wenn nicht inzwischen der Pfarrer Bernard gestorben, und ein Theil seiner Büchersammlung in den Besitz seines Schwiegersohnes übergegangen wäre. Man konnte so an der liebgewordenen Gewohnheit festhalten. Doch der Charakter der Lektüre änderte sich durchaus. An die Stelle der Romane traten Schriften wissenschaftlichen oder doch ernsteren Inhaltes. Werke aus der Profan- oder Kirchengeschichte, philosophische Abhandlungen, Dichtungen der älteren und neueren Klassiker [18]) folgten einander, wie es scheint, in bunter Reihe, ohne Plan und Ordnung, wie Zufall und Laune sie eben an die Hand gaben. Wie mannigfach und disparat der Stoff auch sein mochte, man las fort und fort mit unvermindertem Interesse. Dieselbe Empfänglichkeit beseelte den doch schon älteren, in praktischer Thätigkeit lebenden Vater, wie den siebenjährigen Sohn, der über den Thaten der Helden Plutarch's und den Aussprüchen der Kirchenväter die Spiele der Kindheit vergaß.

Inzwischen gab im Laufe des Jahres 1720 ein zufälliges Ereigniß seinem Leben eine andere Wendung. Der Vater gerieth mit einem französischen Hauptmann, der in Genf bei seinen angesehenen Verwandten zu Besuch war, in Streit. Der Offizier, ein eben so anmaßender, wie ehrloser Mensch, zog sich feige zurück, als Rousseau zu einer Entscheidung durch die Waffen drängte. Um sich aber für diese kleine Niederlage zu rächen, klagte er seinen Gegner an, daß er gegen die Gesetze des Staates innerhalb der Stadt den Degen gezogen habe. Man wollte nun Rousseau in's Gefängniß schicken. Dieser war bereit, verlangte aber, daß, wie das Gesetz es vorschreibe, auch sein Ankläger verhaftet werde. Da die Behörde unter dem Einflusse der Familie des Hauptmanns darauf nicht einging, beschloß er, sich lieber freiwillig für immer aus seiner Vaterstadt zu verbannen, als in einer Sache nachzugeben, bei welcher ihm Ehre und Freiheit in Frage zu stehen schienen. Er nahm seinen Wohnsitz in Nyon, in der Nähe von Genf. Der Sohn aber blieb unter der Aufsicht und Leitung seines Oheims Bernard zurück, und wurde bald nachher zu einem Landpfarrer in Pension gegeben. Bevor wir ihm dorthin folgen, werfen wir einen Blick auf den Einfluß, welchen Leben und Erziehung im elterlichen Hause auf seinen Bildungsgang auszuüben geeignet waren.

Rousseau sagt von sich selbst: „wenn jemals ein Kind eine vernünftige und gesunde Erziehung erhielt, so war ich es," und er fügt hinzu, daß, je reiflicher er über die Sache nachdenke, er um so mehr in dieser Ueberzeugung bestärkt werde. Möglich, daß man sein Urtheil zu günstig findet, dennoch wird man ihm eine große Berechtigung

nicht absprechen können. Es ist allerdings leicht, im Hinblick auf die spätere Entwicklung seines Lebens und Charakters in seiner häuslichen Erziehnng manche Mängel zu entdecken. Uebersehen wir aber darum nicht, wie sie eben vermöge ihrer eigenthümlichen Beschaffenheit nicht wenig dazu mitgewirkt hat, daß die bedeutsamen, charakteristischen Elemente seines Wesens sich in angemessener Weise entfalten durften. Freilich konnte sie nur pflegen und fördern, was an natürlich = geistiger Anlage und Begabung vorhanden war.

Der leidende Zustand, in welchem Rousseau die ersten Jahre seines Lebens hinbringen mußte, setzt nicht gerade einen schwachen Körper voraus. Im Gegentheil zeigte sich später, daß seine leibliche Constitution von kräftiger Art, und zu nachhaltigem Widerstande, wie zu großen Anstrengungen wohl befähigt war. Das Uebel, an welchem er von Geburt an litt, war ein lokales, und da es die edleren Theile des Organismus nicht berührte, ziemlich gefahrlos. Indeß konnte es doch seiner Natur nach auf die äußere und innere Entwickelung des Leidenden nicht ohne erheblichen Einfluß bleiben. Ein beständiger oder doch oft wiederkehrender und zugleich heftiger Schmerz gibt auch dem robusten Körper allmälig eine große Reizbarkeit. Ist überdies, wie das bei Rousseau der Fall war, die sensible Seite des Organismus vorzugsweise ausgebildet, so wird diese Einwirkung um so durchgreifender. Der schmerzerfüllte Körper geräth in eine fieberhafte Aufregung, in welcher jede störende Berührung mit der Außenwelt lebhaft empfunden und abgewiesen wird. Weicht der Schmerz, so tritt eine große Abspannung ein, ein tiefes Bedürfniß der Erholung und Ruhe, zu dessen Befriedigung wiederum eine große Abgeschlossenheit nach Außen unumgänglich ist. Die längere Dauer und öftere Wiederkehr solcher Zustände führt nothwendig zu einem mehr passiven Verhalten [19]), das jede Anstrengung des Körpers, jede Bethätigung der leiblichen Kräfte scheut, und den Verkehr mit der äußeren Umgebung, welcher beständig Störungen befürchten läßt, möglichst meidet.

Es ist also nicht auffallend, daß der junge Rousseau, ganz im Gegensatze zu der großen Mehrzahl der Knaben seines Alters, keine Neigung zeigt zu jenem unruhigen, oft wilden und ungebundenen Treiben, dem die frische, noch ungebrochene Lebenskraft sich hinzugeben pflegt. Ihm ist es wohl im häuslichen Kreise, wo er den Anforderungen des körperlichen Zustandes in jedem Augenblicke gerecht werden kann, wo Ruhe und Bewegung ihm nach Wunsch zu Gebote stehen, wo die lästigen oder schädlichen Einflüsse der Außenwelt, der natürlichen, wie der menschlichen, ihm nicht in den Weg treten. Eine andere Frage ist es, ob die Erziehung dieser Disposition nicht hätte entgegen wirken, die Kräftigung des passiven Körpers durch fortgesetzte zweckmäßige Uebung in's Auge fassen und den Hang zur Absonderung

durch Beförderung des Umgangs mit Kindern von gleichem Alter bekämpfen sollen. Ein solches Verfahren setzt allerdings ein bewußtes Verständniß von dem Zweck und den Mitteln der Erziehung voraus. Davon aber kann in diesem Falle nicht die Rede sein. Es lag dem Vater Rousseau's ferne, wie denn dieser Mann überhaupt zu denjenigen gehört, die nicht durch unbefangene objective Reflexion, sondern lediglich durch die unmittelbare, sich von selbst ergebende Einwirkung ihrer Persönlichkeit die Erziehung des Kindes leiten oder vielmehr bedingen. Man darf daher wohl behaupten, daß die Erziehung Rousseau's eine naturwüchsige war, sofern sie nicht nach bewußten Grundsätzen geregelt, sondern von den gegebenen Personen und Verhältnissen unwillkürlich bestimmt wurde.

Die Beschränkung des Kindes auf Haus und Familie hat ihre guten, wie ihre schlimmen Folgen. Die einen wie die andern treten uns später im Leben und Charakter Rousseau's entgegen. Er klagt wiederholt über seine „natürliche Schüchternheit“, die er niemals habe überwinden können. Sie war ohne Zweifel zunächst in dem körperlichen Zustande begründet, aber eben so gewiß hat die Lebensweise der ersten Jahre sehr dazu beigetragen, daß sie eine bleibende Eigenschaft wurde. Sie machte es ihm unmöglich, sich im gesellschaftlichen Leben frei und sicher zu bewegen. Sie gab seinem Benehmen das Unbeholfene, Linkische, das trotz der großen Aufmerksamkeit, welche er seiner äußeren Haltung zuwandte, zu seinem eigenen steten Verdruß immer wieder bemerkbar wurde, so bald er in einen größeren Kreis von fremden Menschen eintrat. Behaglich und frei, zu ungezwungener Mittheilung geschickt fühlte er sich nur in der Umgebung nahestehender, ihm persönlich liebgewordener Bekannten. Er suchte eben immer das Vaterhaus mit seinen Bewohnern, die eine unübersteigliche Schranke zwischen ihm und den übrigen Menschen gezogen hatten. Aufgewachsen in einer Umgebung, die ihn unausgesetzt mit zärtlicher Sorgfalt behandelte, und ihn durch Liebe an sich fesselte, ohne durch Zwang oder pedantische Regel seine Natur in ihrer offenen und freien Aeußerung zu hemmen[20]), konnte er zu Fremden, weil sie weder diese Freiheit gestatteten, noch auch jene herzliche Theilnahme entgegen brachten, kein persönliches Verhältniß gewinnen. Sie blieben ihm eben fremd, während doch gerade die Intimität des häuslichen Lebens das Bedürfniß nach einem innigen, auf gegenseitiger Zuneigung beruhenden Verkehre wenn nicht geweckt, so doch gepflegt und für immer festgestellt hatte.

Wird das Kind nicht von früh auf an den Umgang mit Fernerstehenden, an eine richtige, wenn auch zunächst nur unmittelbare Schätzung fremder Persönlichkeit gewöhnt, so wird es sich diese im späteren Leben entweder zu ferne stellen oder zu nahe rücken. Weil

es in ihr nicht findet, was es in der Familie zu finden gewohnt war, wird es von ihr abgestoßen und stößt sie selber ab; das Gefühl des Fremden geht über in die Empfindungen der Kälte, der Gleichgültigkeit, des Mißtrauens und der Abneigung. Zugleich aber tritt, wo eine gewisse Verwandtschaft der Naturen, ein höherer Grad persönlicher Theilnahme fühlbar wird, der Drang zu einer maßlosen Hingebung, zu einem unbedingten Vertrauen ein. Die fremde Persönlichkeit wird unvermerkt an die Stelle der Geliebten früherer Tage gerückt, und es ist nicht immer ihre und nicht ihre Schuld allein, wenn sie diese Stelle nicht behaupten kann oder will, wenn das scheinbar so innige Verhältniß, sei es nun das zum Freunde, zur Geliebten oder irgend ein anderes, sich bald wieder löst oder gar in sein Gegentheil verwandelt. Rousseau's späteres Leben bietet in seinen persönlichen Beziehungen mannigfache Beispiele von diesem Schwanken zwischen entgegengesetzten Empfindungen, von einem raschen Wechsel der Zu- und Abneigungen. Es ist ihm selten oder nie gelungen, ein dauerndes ungestörtes Verhältniß zu irgend wem zu begründen. Trotz seines liebevollen und liebebedürftigen Herzens [21]) wurde er den Menschen mehr und mehr entfremdet, und wo er mit dem Einen oder Anderen in Berührung kam, sehen wir der entschiedenen Annäherung früher oder später eine eben so entschiedene Abkehr folgen.

Doch vergessen wir die andere Seite der Sache nicht. Das längere und ausschließliche Verweilen in dem engen Kreise geliebter Personen führt zu unberechtigten Ansprüchen an die übrigen Menschen, die, weil sie nicht befriedigt werden können, eine größere oder geringere Entfremdung und zugleich vielfaches eigenes Leid zur Folge haben. Aber was dem Menschen genommen wird, das kommt der Menschheit zu Gute. Es ist doch immer nur die Liebe, welche die Liebe im Herzen des Menschen weckt und nährt, und wo diese einmal lebendig geworden, verleugnet sie sich nie. Ein Kind, das wie Rousseau die für alle künftige Entwicklung grundlegenden Jahre in liebevoller Umgebung verlebte, wird die Empfindungen des Wohlwollens und der Zuneigung stets bewahren. Möglich, daß sie in Folge wiederholter Enttäuschungen hin und wieder zurücktreten und am Ende gar dem Einzelnen gegenüber verstummen [22]), ganz ersterben werden sie schwerlich. Sie sind ein nothwendiges Moment des inneren Lebens, und bedürfen stets eines Gegenstandes, dem sie sich zuwenden können. Erscheinen die Menschen, wie sie eben sind, ihrer nicht würdig, so wird doch das Menschliche in ihnen, ihr gemeinsames Wesen und Schicksal die Theilnahme fesseln. Aus solchem Interesse sind die Gedanken und Werke Rousseau's, vor Allem die, welche seinen Ruhm begründet und den Dank der Nachwelt verdient haben, entsprungen. Mögen bei ihrer Abfassung immerhin auch manche an-

dere Motive bestimmend gewesen sein, in letzter Instanz hat doch seine herzliche Theilnahme am Wohl und Wehe der Menschen, die ihn auch im Leben fortwährend begleitete, Kopf und Feder in Bewegung gesetzt. Und dieses fruchtbare Mitgefühl wurzelt zumeist in der Liebe, die er im Vaterhause genoß und üben durfte.

Man pflegt Rousseau, und nicht mit Unrecht, einen Idealisten zu nennen. Nun ist zwar die ideale Richtung eines Menschen nie und nirgend das ausschließliche Produkt der Erziehung. Sie entspringt vielmehr aus seiner Naturbestimmtheit, aus einer gewissen sinnlich-geistigen Anlage, zu deren Ausbildung aber Leben und Umgebung sehr viel beitragen. Die Absonderung von der Außenwelt, in welcher Rousseau die Jahre der Kindheit verlebte, führte von selbst dahin, daß der mit einer lebhaften Phantasie begabte Knabe sich allmälig eine innere Welt schuf, in deren Vorstellungen er Ersatz fand für die ihm fern bleibende Wirklichkeit. Diese Neigung, sich in sich selbst zurückzuziehen, sich im Verkehre mit den, dem eigenen Innern entstammenden Vorstellungen, Bildern und Gedanken zu befriedigen, hat ihn in seinem späteren Leben nie verlassen. Sie war der vornehmste Grund, daß er sich mit den Erscheinungen des äußeren Lebens, wie sehr sie ihn auch zeitweilig anzogen, doch nie innig und dauernd befreunden konnte. Der ihnen eigene Charakter durchgängiger Bedingtheit, die Fesseln, welche ihre festbestimmten Formen der freien Bewegung des Geistes anlegen, trieben ihn immer wieder in den stillen, traulichen Kreis der innern Welt zurück, wo er ungestört sinnen und denken, träumen und phantasiren durfte. Wir können es in seinem persönlichen Interesse, vielleicht auch mit Rücksicht auf die in seinen Werken hervortretende Einseitigkeit bedauern, daß die Realität der Menschen und Dinge ihm keine nachhaltigere Theilnahme abzugewinnen vermochte. Aber der Werth dieser Werke beruht doch wesentlich auf ihrem idealen Gehalte, und ihn konnte Rousseau nur darum hinein legen, weil er in seiner Isolirung gleich anfangs auf sich selbst und den idealen Fonds seines Wesens hingewiesen wurde.

Wir meinen freilich nicht, daß die Beschränkung auf Haus und Familie den Menschen nothwendig zum Idealisten bilde; sie ist im Allgemeinen sogar eher geeignet, das gerade Gegentheil, den Philister, zu schaffen. Abgesehen von der natürlichen Anlage, kommt hier Alles auf die umgebenden Personen, sowie auf die Art und die Gegenstände der Thätigkeit an. In der einen wie in der andern Beziehung waren die Lebensverhältnisse Rousseau's der Entwicklung seines idealen Sinnes besonders günstig. War doch der Vater im Grunde eine ähnlich angelegte Natur; und wenn er gleich für die Ausübung eines sehr reellen Berufes erzogen und ihm mit Liebe und Erfolg zugethan war,

so trat die ideale Seite seines Wesens doch nicht selten stark und lebendig hervor. Wir bemerken sie in seinem Verhältniß zur Geliebten wie zur Gattin, in seinem Streben in die Höhe wie in die Weite, in seiner großen Empfänglichkeit für geistige Interessen und Eindrücke, in seiner freien, patriotischen Gesinnung wie in seinem stolzen Ehrgefühl und Unabhängigkeitssinne. Allerdings ging er in diese Richtung nicht so tief ein, daß er sich vom Leben und der Welt, wie sie eben sind, hätte abkehren mögen; er liebte es, das eine zu genießen und mit der andern zu verkehren. Zu Hause indeß, in dem beständigen Umgange mit seinem Lieblinge, machte sie sich ohne Zweifel in Wort und Benehmen vorzugsweise geltend. Ihr Einfluß auf den Sohn mußte aber um so größer sein, da sie in ihm einer verwandten Natur begegnete und durch keine gegenstrebenden Einwirkungen gehemmt wurde.

Nicht minder wirksam war die Romanlektüre, so fern sie dem in sich gekehrten kindlichen Geiste die ihm zusagende Nahrung darbot. Die Werke, welche Rousseau damals in die Hände fielen, gehörten einer Gattung an, die so recht eigentlich dazu gemacht war, den jugendlichen Sinn von der äußeren Welt abzulenken und in das Gebiet der subjectiven Vorstellungen und Empfindungen einzuführen. Sie bewegen sich in einer durchaus idealen Sphäre; die Menschen und Zustände, welche sie schildern, haben mit dem, was das wirkliche Leben bietet, wenig gemein; es sind die künstlichen Gebilde einer dichterischen Phantasie, die in ihnen ihre selbstgeschaffenen Ideale zu verkörpern strebt. Sublime Charaktere mit hohen, nicht selten überschwenglichen Gefühlen, Tugendhelden voll von erhabenem, schwungreichem Pathos, unschuldige Wesen mit reinem Sinn und den besten Absichten, zarte und lautere Neigungen, temperirte Leidenschaften mit einem Anfluge von schwächlicher Sentimentalität, rührende oder erschütternde Conflikte dieser schönen Seelen mit der trivialen Wirklichkeit, die sich aber in der Regel fügen muß — das sind im Allgemeinen die Elemente, deren Mischung den Inhalt dieser Dichtungen bildet. Kein Wunder, daß sie den jungen Rousseau mit seltsamen, romantischen Vorstellungen von Welt und Leben erfüllten und so fest in ihren reizenden Zauberkreis bannten, daß er sich auch im reiferen Alter, trotz aller Erfahrungen, von ihnen nicht loszumachen vermochte.

Zugleich aber wirkten sie mächtig auf sein Gefühlsleben, das sich in seiner wunderbaren Frühreife in die dem kindlichen Alter so fern liegenden Empfindungen mit inniger Theilnahme versenkte. „Ich hatte", sagt er von sich selbst[23]), „noch gar keine Vorstellungen von den Dingen, und schon waren mir alle Gefühle bekannt; ich hatte noch Nichts begriffen und bereits Alles empfunden." Wenn er aber dann hinzufügt: „Diese unbestimmten und mannigfaltigen Bewegun-

gen des Herzens tangirten die Vernunft nicht, die noch nicht da war, aber sie schufen mir doch eine von ungewöhnlicher Art", so ist das vollkommen richtig. Die früh- und am Ende auch vorzeitige Entwicklung des Gefühls hat den Geist Rousseau's nicht gehindert, die ihm eigene Kraft, Klarheit und Schärfe zu entfalten, aber sie hat doch sehr bestimmend auf die Richtung und Art seines Denkens eingewirkt. Rousseau hat sich selten und nachhaltig niemals mit Gegenständen denkend beschäftigt, die er nicht zuvor mit dem Gefühle ergriffen; wo immer sich seine Betrachtung auf den Kern und das Wesen der Dinge richtet, verräth sie neben dem Lichte, das dem Geiste entströmt, die Wärme, welche aus dem Herzen stammt. Und wenn auch in der Entwicklung der Grundgedanken die Schärfe der logischen Consequenz sich geltend macht, so tritt doch auch nicht nur in der oratorischen Form des Vortrags, sondern auch in seiner nur im Großen und Ganzen geschlossenen, nicht selten durch Sprünge und Abschweifungen unterbrochenen Gliederung die Gewalt der stets mitwirkenden Empfindung hervor. Was aber den Inhalt der Vorstellungen und Gefühle angeht, die sich in seiner kindlichen Seele festsetzten, so hat die verderbliche Macht der so frühe schon geweckten Leidenschaften sich sowohl an ihm selbst erwiesen, wie in Charakter und Wirkung seiner Werke ausgeprägt. Indeß ist doch auch nicht zu übersehen, daß die idealen Momente, welche er auf diesem Wege aufnahm, die lautere, lichte Idealität der Anschauung und des Gedankens, die in Leben und Schriften, trotz der unleugbaren Trübung durch manche dunkele Flecken, doch der vorherrschende Grundzug ist, gesichert und fester begründet haben.

Noch von einer andern Seite her wurde das Gefühlsleben in diesen jungen Jahren bei ihm geweckt und in eine bestimmte Richtung gelenkt. Eine sensible Natur, wie die seinige es war, ist im höchsten Grade für die Einwirkung der Töne empfänglich. Vor Allem ist es die sanfte, rührende, melodiöse Musik, welche so gestimmte Seelen einerseits im reizbaren Zustande zu beruhigen, andererseits in den Zeiten der Erschlaffung in angemessener Weise zu erregen pflegt. Hier kam nun der Neigung Rousseau's die Sangesliebe der Tante befriedigend und fördernd entgegen. Ihr verdanke er, sagt er uns, den Geschmack oder vielmehr die Leidenschaft für die Musik, die allerdings erst später in voller Kraft hervortrat, ihn aber dann bis zum Ende des Lebens nicht mehr verließ. Noch in späten Jahren lebten die Melodien der einfachen Lieder, die er zu den Füßen der Tante sitzend in stiller Zufriedenheit gehört, in seinem Herzen und Gedächtnisse fort; sie konnten ihm auch damals noch, wenn er sich ihrer erinnerte, Thränen freudiger Rührung entlocken. Daß aber sein musikalischer Sinn grade diese Nahrung fand, war für die besondere

Gattung der Musik, welche er später theoretisch und praktisch vertrat, von entscheidender Bedeutung. Wir können freilich über den Charakter der Lieder, die hier in Frage kommen, nicht genauer urtheilen. Hätten sie im Allgemeinen dem geglichen, von welchem uns Rousseau in den Confessions ein verstümmeltes Fragment mittheilt, so würden wir in ihnen den Ausdruck zarter persönlicher Empfindung, vielleicht mit einem sentimentalen Anfluge, finden dürfen. Jedenfalls ist die Annahme gestattet, daß in Liedern dieser Art, wie sie namentlich Frauen von der Bildung und Lebensrichtung der Tante zu singen lieben, wenn sie auch keine eigentlichen Volkslieder sind, die einfachen Klänge der natürlichen Herzensregungen, der Freude und Liebe, der Rührung und Wehmuth vorherrschen. Sie waren es auch, auf welche Rousseau zu aller Zeit mit entschiedener Vorliebe lauschte, und die ihn, als er später auf diesem Gebiete kritisch und produktiv auftrat, bestimmten, die natürliche Musik des Herzens, wie sie sich in kunstlosen sangbaren Melodien, welche Gehalt und Charakter der ursprünglichen Empfindungen einfach, aber deutlich und bestimmt wiedergeben, ausspricht, gegenüber der complicirten Kunstmusik geltend zu machen.

Keine Frage, daß Rousseau von Hause aus eine entschieden subjective Natur war. Auch ist er es Zeit seines Lebens geblieben; sein Verhältniß zur umgebenden Außenwelt ist fort und fort durch den ureigenen Inhalt seiner Persönlichkeit bestimmt worden. Wir sahen, wie sehr das Leben im Hause der Eltern geeignet war, ihn in dieser individuellen Sphäre festzubannen. Indeß enthielt es doch auch Elemente anderer Art, deren Einwirkung ihn vor einer ausschließlichen Herrschaft des eigenen, auch in seinem größten Reichthum immer noch dürftigen Ich bewahrte. Vor Allem war es so beschaffen, daß die Grundbedingungen des sittlichen Lebens, das persönliche Selbstgefühl und die Fähigkeit der Hingebung an höhere, als persönliche Interessen Raum und Anlaß zur Entwicklung fanden. Wenn die Erziehung Rousseau's nicht von festen Prinzipien zu bestimmten Zielen geleitet wurde, so war sie dafür andererseits auch frei von Zwang und Gewalt, wie sie gar oft beim Kinde die Freiheit des Willens hemmen und seine angeborne Kraft für immer abstumpfen. Der junge Rousseau hatte das Glück, sich ungestört bewegen, in seinem Thun und Lassen den Antrieben der eigenen Natur folgen zu dürfen. Man genirte ihn nicht und hütete sich wohl, seine berechtigten Wünsche und Neigungen zu durchkreuzen. Auch drängte man ihn nicht in eine Richtung, die ihm fremd und unangemessen war, sondern begnügte sich damit, ihn vor Ausschreitungen zu bewahren, die bei seinem Naturell eben nicht häufig und bedenklich sein konnten.

Von keinem beengenden Zwange berührt, gewissermaßen sein eigener Herr in der beschränkten kindlichen Sphäre, mußte das Bewußtsein der persönlichen Eigenheit und Selbstständigkeit unwillkürlich erwachen, und um so festeren Bestand gewinnen, da grade bei sensiblen Naturen dem Drange zur passiven Hingebung ein sehr pointirtes [24]) Selbstgefühl gegenüber zu stehen pflegt. Dazu kam dann der direkte Einfluß, welchen Haltung und Wort des auch in dieser Beziehung gleichartigen Vaters ausübten. Wie man über diesen Mann auch urtheilen möge, den Sinn für persönliche Freiheit, Ehre und Unabhängigkeit besaß er in hohem Grade. Und er wird nicht verfehlt haben, ihn auch, so viel an ihm lag, der Seele des Sohnes einzupflanzen. Die Unterhaltungen, welche er mit ihm pflog, die gemeinsame Lektüre boten dazu eine stets bereite Gelegenheit. Die letztere, namentlich als sie sich auf historische Stoffe wandte, die Helden des Alterthums [25]), wie die großen Männer der Heimat kennen lehrte, übte eine mächtige und nachhaltige Wirkung. Die Größe des Sinnes, die Kraft des Willens, das stolze Bewußtsein des eigenen Werthes und Vermögens weckten in dem Knaben die verwandten Regungen, und boten ihm lebendige Muster und Vorbilder, an welchen sie, trotz aller Gegenwirkungen der eigenen Natur, wie der äußeren Verhältnisse, sich erhalten und ausbilden konnten. Zugleich — und das war am Ende das Wesentlichere — gaben sie diesen Strebungen, die in ihrer Allgemeinheit leicht ziel- und fruchtlos hätten bleiben mögen, einen bestimmten Inhalt.

Die charakteristische Eigenthümlichkeit des Heroismus ist die Erhebung über das eigene Ich und seine kleinen beschränkten Interessen zu einer freien Hingebung an höhere und allgemeinere Lebenskreise, unter welchen das Vaterland die erste Stelle einzunehmen pflegt. Unverkennbar neigte die Natur Rousseau's zu jener schwächlichen Selbstsucht, die sich in der engen Sphäre der persönlichen Zwecke und Bedürfnisse befriedigt. Die idealen Gestalten der Geschichte aber erhoben ihn immer wieder über die Misere des Egoismus, so oft er auch in sie zu versinken drohte. Und wenn es ihm gleich an Gelegenheit, vielleicht auch an Kraft fehlte, ihnen in That und Leben gleich zu werden, so hatten sie doch solche Gewalt über ihn, daß ihre Tugenden, vor Allem ihr opferwilliger Patriotismus, ihm stets als die leuchtenden Zielpunkte eines höheren menschlichen Strebens vor Augen standen. Dabei war es ein glücklicher Umstand, daß die Vorstellungen, welche der Knabe aus der Geschichte gewann, den Anschauungen der Gegenwart und seiner nächsten Umgebung nicht widersprachen. Liebe zum Vaterlande, Anhänglichkeit an seine Verfassung und Institutionen, Stolz auf seine Geschichte, ein lebendiges Gefühl für das Gesammtleben eines sich selbst regierenden Bür-

gerstandes waren, wenn auch nicht mehr in demselben Maße wie früher, doch auch damals noch in hohem Grade den Bürgern der Genfer Republik eigen. Wir sagten schon, daß dieser Patriotismus auch den Vater Rousseau's beseelte, und finden es natürlich, daß er sich eifrig bemühte, den Sohn mit denselben Gesinnungen zu erfüllen. Er machte ihn bekannt mit der Geschichte des Staates, mit der Begründung seiner bürgerlichen und religiösen Freiheit, mit den Rechten und Pflichten des Bürgers. Auch praktisch führte er ihn in das Leben der Gesammtheit ein, so weit das bei dem Kinde möglich war. Er nahm den Knaben mit zu den Bürgerfesten, wie sie zu dieser Zeit, in Verbindung mit militärischen Uebungen, mehrfach in Genf begangen wurden, und wußte ihn so für sie zu interessiren, daß sie einen unauslöschlichen Eindruck in ihm zurückließen [26]).

Ueberhaupt aber war die sittliche Haltung der Familie Rousseau's eine solche, daß sie sich durch dieselbe weit über die eigentlichen Volkskreise erhob. Wurden auch ihre Mitglieder nicht durch feste allgemeine Prinzipien geleitet, so besaßen sie doch alle ein angebornes Feingefühl für das Schickliche und sittlich Reine, so wie einen unmittelbaren, aber darum vielleicht nur um so wirksameren Widerwillen gegen das Gemeine in Wort und Leben. Den Vater mochte zuweilen sein lebhaftes Temperament, seine Neigung, die Freuden des Lebens zu genießen, über die Grenze des Erlaubten hinausführen, doch scheint er im Allgemeinen auch dann jeden eigentlichen Exceß vermieden und den Anstand gewahrt zu haben. Zu Hause namentlich, dem Sohne gegenüber, hielt er mit größter Sorgfalt Alles ferne, was dem kindlichen Sinne desselben irgendwie hätte gefährlich werden können. Die Tante Rousseau's zeichnete sich eben so, wie ihre beiden Schwestern, in sittlicher Beziehung durch ein musterhaftes Verhalten aus. Eine Berührung mit Andern fand kaum statt; das rohe, ungezogene Treiben der Straßenjugend blieb dem jungen Rousseau fremd. In seiner Familie aber, sagt er uns selbst, vergaß man in Benehmen und Rede nie die Achtung, welche man der Reinheit und Unschuld des Kindes schuldig ist. Zudem bemühte sich der Vater mit großem Erfolge, ihm schon früh einen innern Abscheu vor Ausschweifungen und Lastern einzupflanzen, indem er ihm die widerwärtigen Wirkungen derselben an Trunkenbolden, gefallenen Mädchen u. s. w. zur direkten Anschauung brachte.

Bei einem Naturell, wie Rousseau es hatte, war diese Ausbildung des sittlichen Sinnes eben so nothwendig wie heilsam. Er selbst schildert es als höchst leidenschaftlich und von sehr sinnlicher Art [27]). Schon als Kind empfand er die heiße Glut des sinnlich erregten Blutes, und wie in mancher andern Beziehung, so entwickelte er sich auch nach dieser Seite hin überraschend früh und schnell.

Sein entzündliches, fast lascives Temperament wurde in späterer Zeit die Ursache mancher Verirrungen, und würde ihn vielleicht physisch und moralisch zu Grunde gerichtet haben, wenn nicht der angeborne und durch die erste Erziehung fest begründete Sinn für sittlichen Adel und Reinheit seiner Sinnlichkeit entgegengewirkt und ihre starken Antriebe abgeschwächt hätte.

Als Rousseau aus dem elterlichen Hause schied, nahm er ein reines, unbeflecktes Herz und hohe sittliche Ideale mit sich, die, wenn sie auch zeitweilig zurücktraten, doch beständig in der Tiefe seiner Seele fortlebten. Nicht minder begleitete ihn ein lebendiger religiöser Glaube, dessen dogmatischer Inhalt zwar beschränkt sein mochte, sich dafür aber um so fester in Sinn und Gemüth eingeprägt hatte. Natürlich ist die bestimmte Fassung, welche Rousseau in seinen Schriften seinen religiösen Ueberzeugungen gegeben hat, das Werk der späteren Entwicklung. Sieht man aber auf ihren wesentlichen Inhalt, so wird man kaum etwas finden, das nicht schon in dem religiösen Glauben des Kindes gegeben war. Wenn Rousseau von seinem Vater sagt, daß er sehr religiös, und wenn auch in der Welt ein galanter Mann, so doch im Innern ein wahrer Christ gewesen, so haben wir keinen Grund, das zu bezweifeln. Nur darf der hier gemeinte Begriff der christlichen Gesinnung nicht mißverstanden werden. Die Form, in welcher damals die Religion überhaupt, und das Christenthum in's Besondere in Genf, wenigstens bei einem großen, vielleicht dem größten Theile der gebildeten Bewohner Geltung hatte, war im Grunde keine andere, als die, welche sich im Fortgange des 18. Jahrhunderts unter dem Namen des Rationalismus oder der natürlichen Religion so ziemlich über alle Länder Europa's verbreitete. Der Kern des Christenthums, seine spezifischen Grundlehren, sofern sie eine transcendentale oder mystische Basis haben, seine Wunder und Mysterien verloren ihre Bedeutung. Sie standen wohl noch in den Glaubensformeln und Katechismen, aber in Herz und Sinn der Gläubigen lebten sie nicht mehr. Hier fand nur noch der sittliche Gehalt des Christenthums eine wirklich fruchtbare Anerkennung, wie denn auch Christus selbst kaum noch als göttliches Wesen, vielmehr lediglich als das Ideal des vollendeten Menschen betrachtet und verehrt wurde. Im Uebrigen genügten die Hauptpunkte der natürlichen Religion, der Glaube an einen persönlichen Gott, an die Unsterblichkeit, an Vorsehung und Vergeltung, dem religiösen Bedürfnisse [28]. In diesem beschränkten Sinne war die Religiösität und Frömmigkeit, welche Rousseau dem Vater wie der Tante zuschreibt, ihnen in der That eigen. Er selbst hat sich stets zu denselben Ueberzeugungen bekannt, und wenn er später auf abweichende Ansichten einging, so hat sie das zwar für eine Weile

zurückdrängen, aber nicht ernstlich erschüttern können. Vielmehr lebte grade in und durch diesen Gegensatz der Glaube der Kindheit in dem geistig gereiften Manne mit verdoppelter Kraft wieder auf, so daß er dem herrschenden Atheismus und Materialismus gegenüber als sein entschlossener und begeisterter Vorkämpfer auftreten konnte.

Es wurde schon beiläufig darauf hingewiesen, wie auch die geistige Entwicklung des Knaben im elterlichen Hause Nahrung und Pflege fand. Auf die übrigens nicht geringe Menge von historischen und anderen Kenntnissen, die er schon in so frühen Jahren aus der Lectüre und durch seine Unterredungen mit dem Vater gewann, wollen wir kein besonderes Gewicht legen. Wichtiger ist die Art, wie er sie sich aneignete, denn sie wurde auch für die spätere Zeit maßgebend. Rousseau hat sich nie mit einem methodischen, regelrechten Unterrichte befreunden können; der Zwang und die Unfreiheit, welche ihm mehr oder weniger anhaften, widerstrebten seiner Natur. Ein erfolgreiches Lernen war für ihn nur möglich, wenn und so lange es seiner Neigung zusagte [29]). War in seinem Studium Methode, so konnte dies doch nur eine solche sein, die er sich selbst gebildet hatte, und jeden Augenblick wieder beseitigen oder modifiziren mochte. Man könnte nicht sagen, daß diese an sich freilich bedenkliche Weise ihn an einer gründlichen und consequenten Behandlung wissenschaftlicher Disciplinen gehindert hätte. Eher dürfte sich behaupten lassen, daß er grade durch sie befähigt wurde zu jener freien und unbefangenen Betrachtung der Dinge, aus welcher die wichtigsten und eigenthümlichsten Resultate seines Denkens hervorgingen. Freilich wer nur lernt, was und wie er es will, dessen geistige Bildung wird ein vorzugsweise persönliches Gepräge tragen. Auch bei Rousseau trifft das zu; wie tief er auch später in manche Gebiete des Wissens eindrang, ihr eigener Sinn und Gehalt blieb seinem persönlichen Wesen stets untergeordnet. Wohl mochte sein Geist durch objective Erkenntnisse mannigfach und nachhaltig bestimmt werden, in letzter Instanz bestimmte er doch nur sich selbst.

Man hat zur Erklärung der Rousseau'schen Denkweise, wie sie in seinen Schriften hervortritt, nicht selten auf die Lebensverhältnisse seiner Kindheit und Jugend Bezug genommen. In's Besondere ist die vermeintliche Beschränktheit und Engherzigkeit seiner Ansichten, seine Vorliebe für das einfache, verständige, praktische Bürgerthum der mittleren Klassen, seine Geringschätzung dessen, was, wie die Kunst, die theoretische Wissenschaft, die Formen und Bezüge des höheren und feineren gesellschaftlichen Lebens u. s. w., sich über dieses mittlere Niveau erhebt, auf die Eindrücke zurückgeführt worden, die er in seinen jüngeren Jahren erhielt. Und gewiß nicht mit Unrecht, wenn auch die Schranken, welche man in seinen Grundsätzen und

Ueberzeugungen wahrzunehmen glaubt, keineswegs so enge gezogen sind, wie gewöhnlich angenommen wird. Ohne Zweifel wurzelt die Sympathie, welche er für das bürgerliche Wesen, und zwar in seinem Gegensatze sowohl zum highlife der Aristokratie, wie zum bildungslosen Treiben des Volkes, hegte, zunächst in dem Umstande, daß seine Familie den bürgerlichen Kreisen angehörte. Man darf dieses Bürgerthum aber nicht mißverstehen, es namentlich nicht mit jenem engherzigen und geistlosen Philisterthum verwechseln, das sich da ausbildet, wo der gewerbfleißige Mittelstand, ohne stetige und lebendige Theilnahme an den Bewegungen des staatlichen und höheren Geisteslebens, in seiner beschränkten Thätigkeit auf- und untergeht. Die Bürger von Genf waren Bürger nicht nur im gewöhnlichen Sinne, sondern auch und vor Allem in der politischen Bedeutung des Wortes. Ebendarum tritt freilich bei ihnen ein eigenthümlicher Gegensatz hervor, der zu widersprechenden Erscheinungen führt. Das zuletzt doch immer materielle Interesse des Geschäftsmannes ist mit dem höheren Interesse des Staatsmannes, und ein solcher war, gleichviel in welchem Grade, jeder aktive Bürger, in der Regel unvereinbar. Das eine hebt das andere auf, und jedenfalls liegen beide in beständigem Streite. War auch Rousseau's Entwicklungsgang so beschaffen, daß die materielle Seite des bürgerlichen Lebens in den Hintergrund treten mußte, so zeigen sich doch im Verlaufe seines Lebens manche deutliche Spuren derselben. Daß Erwerb und Gewinn jemals die eigentlichen Zielpunkte seines Strebens gewesen, wird ihm Niemand vorwerfen können. Eben so wenig hatte der materielle Genuß, der stete Begleiter einer auf den Erwerb gerichteten Thätigkeit, für ihn besonderen Werth. Aber wie gering auch seine Sorge um die Dinge dieser Welt im Grunde sein mochte, sie verließ ihn doch nie, nahm doch immer unter den Faktoren seines Lebens eine einflußreiche Stelle ein. Das Bestreben des Geschäftsmannes, sich in ökonomischer Beziehung sicher zu stellen, ein für alle Fälle ausreichendes Auskommen zu gewinnen, war ihm keineswegs fremd. Man bemerkt selbst hin und wieder eine fast ängstliche und zuweilen kleinliche Sorge für den Unterhalt, die mit der idealen Grundrichtung seines Wesens in grellem Contraste steht. Sie entspringt allerdings zum Theil aus dem lebhaften Bedürfnisse der einfachen Genüsse und Bequemlichkeiten, die ein geordneter bürgerlicher Haushalt im täglichen Leben darbietet. Doch ist auch dieses Bedürfniß, ebenso wie der vorhin erwähnte ökonomische Trieb eine Folge der Anschauungen und Gewöhnungen, in welchen das Kind aufwuchs. Auch der ihm eigene Sinn für Ordnung und Sauberkeit in Wohnung, Kleidung und anderen Aeußerlichkeiten des Lebens hatte wohl denselben Ursprung.

Von den Einwirkungen der idealen Seite des Genfer Bürgerthums war schon die Rede. Hier wollen wir noch auf einen anderen Gegensatz hinweisen, der im Wesen der Landsleute Rousseau's zu liegen scheint, und auch an ihm sehr bemerkbar hervortritt. Man hat wohl öfter gesagt, daß im Charakter wie der Schweizer überhaupt, so auch des Genfers eine eigenthümliche Mischung der deutschen Innerlichkeit mit der mehr der Außenwelt zugewandten französischen Richtung sich finde. Und dem ist auch so. Der Genfer liebt einerseits wie seine Heimat im weiteren Sinne, so auch sein Haus; er ist starker und inniger persönlichen Neigungen fähig; das Leben in der Familie, die nähere Beziehung zu Freunden, überhaupt der gemüthliche Verkehr hat für ihn großen Reiz. Zugleich aber strebt er doch über den beschränkten Raum hinaus, auf welchem sein Privat- und Gemeindeleben sich bewegt. Der Neigung, sich in sich und seiner nächsten Umgebung zu concentriren, wirkt ein lebhafter Drang zum Fernen und Fremden, der gemüthlichen Befriedigung in eng begrenzter Sphäre der Wunsch, sich in größeren und weiteren Kreisen zu bewegen, dem ruhigen Beharren in einmal gegebenen Verhältnissen eine gewisse Unruhe entgegen, die stets den Wechsel und die Veränderung sucht. Daraus entspringen mannigfache Widersprüche, die uns auch in dem späteren Leben Rousseau's wiederholt entgegentreten. Er liebte das ruhige Verweilen an einem bestimmten Orte in fest geordneten Verhältnissen, und doch gleicht sein ganzes Leben einer beständigen Reise mit relativ kurzen Rastzeiten. Niemand konnte ein lebhafteres Bedürfniß nach inniger Freundschaft empfinden, Niemand war einer volleren Hingebung fähig, und doch hatte er keinen Freund, der es für längere Zeit geblieben wäre. Wer hätte den Werth der Liebe, der Ehe und Familie tiefer erkannt und den Besitz dieser Güter mit größerer Sehnsucht für sich selbst herbeigewünscht? Und doch hat er sich des aus ihnen entspringenden Glückes nie rein und dauernd erfreut, zum Theil weil er selbst es von der Hand wies. Freilich, daß und wie diese Widersprüche sich geltend machten, darüber kann nur der weitere Verlauf der persönlichen Entwicklung und die wechselnde Gestaltung der äußeren Lebensverhältnisse näheren Aufschluß geben.

II.

Wir sagten schon, daß der Vater Rousseau's, als er nach Nyon übersiedelte, seinen Sohn in Genf zurückließ. Es muß auffallend erscheinen, daß er sich so von seinem Lieblinge zu trennen vermochte. Indeß darf daraus doch nicht geschlossen werden, daß sich seine bisherige Zuneigung für ihn vermindert habe. Er mochte es im Inter-

esse seines Sohnes finden, daß dieser ihm nicht an einen Ort folgte, wo die Mittel zu seiner ferneren Ausbildung nicht so zur Hand waren, wie in Genf. Auch legte er ohne Zweifel hohen Werth auf das Genfer Bürgerthum, und wenn er auch sich selbst aus der geliebten Vaterstadt verbannen zu müssen glaubte, so war es doch natürlich, daß er dem Sohne das Exil und seine Folgen zu ersparen wünschte. Ueberdies war die Wahl des neuen Wohnortes zunächst nur eine vorläufige. Vielleicht dachte er, wenn erst die häuslichen Verhältnisse wieder eine feste Haltung gewonnen, das Kind in seine unmittelbare Nähe zurückzurufen. Jedenfalls ist es sehr voreilig, in dem in Rede stehenden Schritte ein herzloses Preisgeben des Sohnes, einen Beweis für die Gleichgültigkeit gegen das Schicksal desselben erblicken zu wollen. [Später freilich gibt das Verhalten des Vaters auch dem Sohne Anlaß, wenn nicht an der Innigkeit, so doch an der thatkräftigen Energie seiner Liebe zu zweifeln. Es mußten indeß erst besondere Umstände eintreten, um diese natürliche Schwäche seiner Empfindung offenbar werden zu lassen.] —

Der Onkel Bernard, in dessen Familie der junge Rousseau nun aufgenommen wurde, mochte weder geneigt, noch befähigt sein, die Erziehung seines Neffen selbst zu leiten. Er war ohne Zweifel ein Mann von vielseitiger Bildung und ausgebreiteten Kenntnissen, die sich keineswegs auf das besondere Fach beschränkten, dem er sich gewidmet hatte. Es fehlte ihm aber der ernste und feste Sinn, dessen es zur Erfüllung der Pflichten bedarf, die dem Manne und Familienvater obliegen. Geschickt und thätig in seinem Berufe, war er im Uebrigen ein sorgloser Lebemann, der sich um die geistige und sittliche Bildung seiner Angehörigen nicht sonderlich kümmerte. Bei dieser Sinnesweise war es für unsern Jean Jacques ein Glück, daß der Onkel ihn, zugleich mit seinem eigenen Sohne, anderen Händen zur weiteren Ausbildung überließ. Er schickte die beiden Knaben nach Bossey, einem Dorfe, das eine Meile südlich von Genf am Fuße des Berges Salève gelegen ist, um hier bei dem Pfarrer des Ortes, Lambercier, erzogen und in den Elementen der Wissenschaft unterrichtet zu werden.

In Bossey verlebte Rousseau zwei glückliche Jahre, die auch für seine gesammte persönliche Entwicklung in mehr als einer Rücksicht sehr förderlich wurden. Konnte er einmal im elterlichen Hause nicht länger verweilen, so war der Pfarrer und seine Umgebung recht wohl geeignet, ihm dafür Ersatz zu bieten und zugleich den nothwendigen Uebergang in weitere Lebenskreise zu vermitteln. Der Pfarrer selbst war ein einfacher, schlichter Mann, verständig und besonnen, von ruhig ernstem Wesen, das indeß den Sinn für heiteren Scherz keineswegs ausschloß. Rousseau spricht noch am Abende seines Lebens

von ihm in Ausdrücken, die von seiner Hochachtung und Zuneigung Zeugniß geben. Er nennt ihn einen Mann „voll Einsicht und von wahrhaft religiöser Gesinnung“ [30]), während er schon früher von ihm rühmte, daß er, „obgleich Pfarrer und Prediger, doch innerlich gläubig, und seine Handlungen eben so trefflich wie seine Worte gewesen.“ Seine freundliche Milde gewann ihm bald die Herzen seiner Zöglinge, und selbst die Strenge, zu welcher er, wenn die Umstände es forderten, übergehen konnte, fesselte sie an ihn, weil sie stets gerecht war, und nie über das richtige Maß hinausging. Seine Schwester, eine Dame von 30 Jahren, die das Hauswesen des unverehelichten Bruders leitete, scheint ihm in Charakter und Sinnesweise sehr ähnlich gewesen zu sein. Sie nahm sich der Kinder mit liebevoller Sorgfalt an, und vertrat ihnen, so weit das möglich war, die Stelle der Mutter. Auch galt sie ihnen bald als solche, wenn sie gleich, von Natur etwas heftiger und leidenschaftlicher wie der Bruder, zuweilen eine größere und minder berechtigte Strenge in ihrer Behandlung walten ließ. Von tieferer Bedeutung war das Wesen der beiden Geschwister freilich nicht. Doch ihre einfache, natürliche Weise, ihr frommer Sinn, der, fern von aller Bigotterie und finsterem Zelotismus, die heitere Lebensfreude nicht von sich wies, vor Allem die strengsittliche Haltung, welche sie sowohl für ihre Person behaupteten, wie auch in ihrem Hause zu bewahren wußten, befähigten sie in hohem Grade zur Lösung der übernommenen Aufgabe.

In der Umgebung und unter der Leitung von Menschen, die er achten mußte, deren Liebe und Wohlwollen er empfand und erwiederte, konnte es dem jungen Rousseau nicht allzuschwer werden, die Trennung vom Vaterhause zu verschmerzen. Lebte er doch auch zugleich in stetem Verkehre mit einem gleichaltrigen nahen Verwandten, mit welchem ihn bald ein engeres freundschaftliches Verhältniß verband. Ueberdies stand die gleichmäßige Ruhe, deren er sich in dem ländlichen Stillleben erfreuen durfte, mit seinen Neigungen und den Bedürfnissen seiner Natur im vollsten Einklange. Und wenn er zu Hause mit freudigem Eifer dem Unterrichte beiwohnte, welchen der Pfarrer, ohne Zwang und Pedanterie, anziehend und fruchtbar zu machen verstand, so konnte er sich draußen den freundlichen oder erhebenden Eindrücken hingeben, welche die schöne Naturumgebung auf ihn machte. Bekanntlich ist die Liebe zum Landleben, die Freude am Genusse der Natur jedem Genfer gleichsam angeboren. Im Widerspruche mit seinem vorwiegend verständigen Wesen, wie es in seiner geschäftlichen und nicht minder in seiner geistigen und wissenschaftlichen Thätigkeit hervortritt, lebt in ihm, ähnlich wie in dem verständig praktischen Engländer, ein tiefes Naturgefühl [31]). Rousseau besaß diesen Natursinn in einem eminenten Grade; er ist auch

in dieser Beziehung ein ächtes Kind seiner Heimat. So lange er im Vaterhause lebte, hatte diese Seite seines Wesens nicht zur Geltung kommen können. In Bossey trat sie bald und mit einer Entschiedenheit hervor, wie sie in einem so jugendlichen Alter selten gefunden wird. „Das Landleben", sagt er selbst, „war für mich so neu, daß ich nicht müde werden konnte, es zu genießen. Ich liebte es bald so sehr, daß sich meine Neigung zu ihm nie mehr hat verlieren können."

Wie tief diese Eindrücke gewesen sein müssen, erkennt man aus der lebendigen, in's Detail gehenden Schilderung, welche er noch so viele Jahre nachher von der Wohnung des Pfarrers und ihrer Umgebung entwerfen konnte. Das einfache Haus, umgeben von Garten und Wiese, die Terrasse am Eingange des Hofes, auf der man sich Mittags niederzulassen pflegt, die stillen, friedlichen Räume, zu welchen die Schwalben ungestört aus- und einfliegen, deren Fenster umschattet sind von blühenden Stauden, das Alles schildert er in Worten, aus welchen man die Wärme und Innigkeit der ursprünglichen Empfindung herausfühlt. Nicht weniger lebhaft erinnert er sich der kleinen ländlichen Arbeiten, zu welchen der verständige Pfarrer die Knaben anleitete, indem er ihnen besondere Gärtchen anwies, die sie selbst mit Kräutern und Blumen zu bepflanzen hatten, und dann auch als eigenes Besitzthum ansehen durften. Diese einfachen, unschuldigen Beschäftigungen machten den Kindern viele Freude. Auch sind sie auf die Entwicklung des Natursinnes in Rousseau nicht ohne bestimmten Einfluß geblieben. Wenn ihm in späterer Zeit, neben der tieferen Empfänglichkeit für das Große und Erhabene in der Natur, auch die Neigung eigen war, an ihren Einzelschöpfungen in der Thier- und besonders in der Pflanzenwelt einen fast liebevollen Antheil zu nehmen, ihr Werden und Wachsen mit aufmerksamem Auge und sinnigem Verständnisse zu verfolgen, so fand dieselbe in dem Pfarrhause zu Bossey ihre erste Nahrung.

Es ist für Rousseau charakteristisch, daß bei ihm der Sinn für die Natur mit seiner Liebe zu den Menschen im innigsten Zusammenhange steht, daß der eine mit der anderen stärker oder schwächer wird, ja daß beide nicht selten mit einander stehen und fallen. Sein Herz, scheint es, kann sich der Freude an der Natur nur dann hingeben, sie wenigstens nur dann voll und rein empfinden, wenn es sich zugleich im menschlichen Kreise befriedigt weiß. Schon in Bossey tritt diese enge Verbindung der beiden Richtungen seiner Herzensthätigkeit hervor. Schon hier erscheint als die bedingende Voraussetzung eines unbefangenen Naturgenusses die herzliche Zuneigung zu den umgebenden Menschen. Sie äußerte sich damals besonders in der Innigkeit, welche das freundschaftliche Verhältniß zu seinem Vetter gewann. Es wurde schon bemerkt, daß dieser mit ihm in gleichem

Alter stand. Auch stimmten Charakter und Sinnesart der beiden Knaben im Wesentlichen überein. Von Natur schwächlich und reizbar, besaßen sie beide jenen sanften und milden Sinn, der den Beweisen und Ansprüchen einer aufrichtigen Zuneigung nicht widerstehen kann, und nur da in sein Gegentheil umschlägt, wo Zwang und Gewalt ihm fordernd entgegentreten. Ihre Neigungen und Interessen waren durchgängig dieselben, Arbeit und Erholung gemeinsam. Kein Wunder, daß sie sich immer enger zusammenschlossen, zumal sie beständig und ausschließlich auf einander angewiesen waren. Freilich hätte diese Gemeinschaft durch den Unterschied, welcher in ihrer Lebensstellung doch obwaltete, leicht gestört werden können. Der junge Bernard, als der Sohn eines reicheren und angeseheneren Mannes, der überdies der Vormund des Vetters war, behauptete auch im Hause des Pfarrers einen gewissen Vorrang, den der kleine Jean Jacques nicht gleichmüthig hinnahm. Zum Glücke war er nicht geneigt, von dieser bevorzugten Stellung Gebrauch zu machen. Vielmehr ordnete er sich dem Freunde, dessen lebhaftes Wesen ihn in äußeren Dingen mit sich fortriß, und dessen geistige Ueberlegenheit sich bald geltend machte, in der Regel willig unter. Es bildete sich so ein Verhältniß, welches dem jungen Rousseau in hohem Grade zusagen mußte, ihm, der früh wie spät sich in seinen persönlichen Verbindungen nur dann vollkommen befriedigt fühlte, wenn neben den Anforderungen des Herzens auch die Ansprüche erfüllt wurden, welche aus dem unmittelbaren Bewußtsein seines höheren Werthes entsprangen.

Man darf es Rousseau wohl glauben, wenn er sagt, eine Freundschaft wie die, welche ihn mit seinem Vetter verband, werde unter Knaben von 9—10 Jahren nur sehr selten angetroffen werden. Sie hatte in der That ganz den Charakter einer Beziehung, wie sie sonst nur zwischen Personen von reiferem Alter und vorgeschrittener Bildung zu bestehen pflegt. Eine innige Zuneigung erfüllte die Beiden; sie waren unzertrennlich von einander; Keiner mochte den Andern auch nur einen Augenblick entbehren, und es schien ihnen unmöglich, ohne diese beständige Gemeinschaft zu leben. Ist es schon auffallend, daß sich ein solches Verhältniß bilden konnte, so befremdet es noch mehr, daß dasselbe fünf Jahre lang ohne erhebliche Störung fortbestand. Zwar wirkten die äußeren Verhältnisse dazu nicht wenig mit; der Hauptgrund liegt aber doch in der frühzeitigen Entwicklung des Gemüthslebens, die wir bei Rousseau im elterlichen Hause bereits beobachteten. Schon dort waren tiefe und starke Empfindungen in ihm erregt, und durch die Lektüre die Ideale der Liebe und Freundschaft lebendig geworden. In Bossey bot der übereinstimmende, mehr passive Charakter seines Studien- und Spielgenossen die Möglichkeit, den bereits erwachten Drang des Herzens zu befriedigen.

Weniger unbedenklich ist die vorzeitige Entwicklung, zu welcher die sexuellen Triebe Rousseau's in Bossey gelangten. Man hätte das hier, an dem Sitze der Reinheit und Unschuld, nicht erwarten sollen. Auch war der Anlaß eigenthümlich genug. Die Schwester des Pfarrers glaubte sich hin und wieder verpflichtet, ihre mütterliche Autorität an dem Knaben durch eine körperliche Züchtigung dokumentiren zu müssen. Weit entfernt, für den jungen Rousseau ein Gegenstand der Furcht und des Schreckens zu sein, wurde diese Strafart gleich anfangs das Ziel seiner Wünsche und Begierden, und wenn er ihre öftere Anwendung nicht selbst herbeiführte, so hinderte ihn daran nur die Liebe zu seiner Erzieherin, die er nicht willkürlich erzürnen mochte, vielleicht auch eine unwillkürliche Scheu, wie sie in solchem Falle die sinnliche Neigung zu begleiten pflegt. Auch bemerkte die Dame bald den unerwarteten Einfluß ihrer weiblichen Natur, und verzichtete auf das bedenkliche Strafmittel. Indeß seine Wirkung hatte es einmal gehabt, und Rousseau gesteht, daß sie eine sehr nachhaltige gewesen, ja was die geschlechtlichen Verhältnisse betrifft, auf sein ganzes Leben einen bleibenden Einfluß ausgeübt habe. Was zuerst die sinnliche Begierde in ihm angeregt hatte, blieb auch später das am meisten erstrebte Mittel zu ihrer Befriedigung. Wie sehr ihn auch die Reize eines Weibes fesseln mochten, der Wunsch, sie zu besitzen, fand doch immer in dem andern seinen Ausdruck, daß sie die Rolle der strafenden Fräulein Lambercier bei ihm spielen möge. Natürlich konnte dieses sonderbare Gelüste in der Wirklichkeit nur selten oder nie befriedigt werden. Es war nicht der Art, daß der, welcher es empfand, die Scheu, es auszusprechen, so leicht hätte überwinden können, es aber zu errathen und ihm dann entgegen zu kommen, war noch weniger möglich. So mußte denn die Phantasie leisten, was die Sinne nicht bieten konnten, und Rousseau bekennt in der That, daß für ihn der höchste sinnliche Genuß des Weibes immer nur das Werk der Einbildungskraft gewesen sei.

Auch hat er nicht übel Lust, sich wegen dieser phantastischen Neigung Glück zu wünschen. Sie, meint er, habe ihn davor bewahrt, der glühenden Sinnenlust, die von früher Jugend auf in ihm gelebt, auf eine andere, reellere und daher verderblichere Weise Befriedigung zu verschaffen. Ihr habe er es vorzugsweise zu verdanken, daß er sich bis zu einem verhältnißmäßig späten Alter von dem Schmutze und der Verderbniß freigehalten, zu welchen die frühe Entwicklung der geschlechtlichen Neigungen bei so Manchen zu führen pflege, und auch ihn sonst fast nothwendig habe führen müssen. Man kann nicht läugnen, daß diese Ansicht innerhalb gewisser Grenzen berechtigt ist. Die imaginäre Befriedigung der Sinne ist für das jugendliche, noch nicht völlig reife Alter der wirklichen ohne Zweifel

vorzuziehen. Sie ist es schon deßhalb, weil sie die Gesundheit des Körpers, seine normale Entwicklung weniger ernstlich gefährdet, auch die Ausbildung der geistigen wie der sittlichen Kräfte nicht von vorn herein unmöglich macht. Die thatsächlichen Ausschweifungen der Sinne corrumpiren nothwendig das äußere, wie das innere Leben der Jugend; die Extravaganzen der durch sinnliche Antriebe erregten Phantasie sind, wie bedenklich auch immer, doch vergleichsweise von unschuldiger Art. Immer aber bleibt es ein Unglück, wenn, wie das bei Rousseau der Fall war, die Sinnlichkeit schon in so jungen Jahren und mit so hinreißender Gewalt auftritt. Niemand hat das deutlicher erkannt, als er selbst, und sein Emile gibt Zeugniß dafür, wie ernstlich und nachhaltig er über die Mittel nachgedacht hat, durch deren Anwendung das vorzeitige Erwachen der sinnlichen Triebe verhindert werden kann.

Was aber die Wirkung angeht, welche dasselbe auf seine persönliche Entwicklung gehabt hat, so scheint es nach den Aeußerungen in den Confessions freilich, als glaube er, sie sei durch die Einmischung der Phantasie durchaus unschädlich geworden. Dem ist aber begreiflicher Weise nicht so. [Wie offen und rückhaltlos Rousseau auch seine Fehler und Mängel eingesteht, er ist doch immer bestrebt, sie wenn auch nicht zu rechtfertigen, so doch zu erklären, und in einem Lichte erscheinen zu lassen, daß sie seinen persönlichen Werth wenig oder gar nicht beeinträchtigen. Sein Wahrheitssinn drängt ihn, sich darzustellen, wie er ist, das ihm eingeborne stolze Selbstbewußtsein drängt ihn nicht minder, die verwerflichen Momente und Aeußerungen seines Charakters als unbedenklich und bedeutungslos vorzuführen.] Ohne Frage hat die frühe Erregung der sinnlichen Leidenschaften sehr nachtheilig auf ihn eingewirkt, und die Art, in welcher ihre Befriedigung gleichsam eludirt wurde, hat diesen verderblichen Einfluß nicht aufheben, sondern nur in eigenthümlicher Weise modifiziren können. Hatte die Sinnlichkeit in Rousseau schon von Natur eine ungewöhnliche Stärke, so mußte ihre Macht gerade dadurch, daß sie sich nur subjektiv äußern durfte, gar sehr gesteigert werden. Die Thätigkeit der Phantasie greift zwar auf diesem Gebiete nicht so unmittelbar ein, hat auch nicht so drastische Wirkungen, wie die direkte Befriedigung der Sinnlichkeit, die Schwäche ihres Einflusses wird aber durch seine Dauer mehr wie aufgewogen. Weil sie dem Menschen immer zu Gebote steht, kann sie in jedem Augenblicke angeregt werden, und da sie im Grunde doch stets das wirkliche Ziel des erregenden Triebes verfehlt, so dauert sie, wie dieser Trieb selbst, ungeschwächt fort. Damit gewinnt die Sinnlichkeit einen bleibenden Bestand und eine fast ununterbrochene Geltung, die unmöglich ist, wenn sie in naturgemäßer Weise befriedigt wird.

Daß ihr diese normale Befriedigung fehlt, hat aber noch eine andere schlimmere Folge. Wo sie ihren eigentlichen Zielpunkt nicht erreicht, wendet sie sich zerstörend gegen den Menschen, der sie in sich trägt [32]). Sie reibt ihn mehr oder weniger auf, schwächt die Kraft seines Körpers und mehr noch die des Geistes und Charakters. Ein schwächliches, reizbares Wesen ist unvermeidlich; die stete Wiederkehr der sinnlichen Empfindungen, das beständige Verweilen bei den Vorstellungen, die sie anregen und nähren, führt zu einem gewissen Behagen daran, welches in einer krankhaften Lüsternheit seinen Ausdruck findet, und die Freude an einer gesunden äußeren und inneren Thätigkeit nicht aufkommen läßt. In's Besondere macht der ausschließlich subjektive Cultus der Sinnlichkeit grade das unmöglich, worin sie ihre höhere Berechtigung hat, wir meinen die Entwicklung jener tieferen und inhaltvolleren Neigung, welche auf die Gründung der Familie abzielt, und in diesem höheren Lebenskreise sich erfüllt und befriedigt.

Es wäre sonderbar, wenn Rousseau von diesen nothwendigen Folgen einer naturwidrigen Richtung unberührt geblieben wäre. In Wahrheit hat er sie, und zwar seinen natürlichen und geistigen Anlagen gemäß selbst stärker erfahren, wie mancher Andere. Wie sein eigenthümliches Naturell die Macht der Sinnlichkeit hervorrief und unausgesetzt steigerte, so wirkte diese in gleichem Grade auf jenes zurück, indem sie die nervöse Reizbarkeit vermehrte, die allgemeine Schwäche des Körpers unterhielt, vielleicht selbst die lokale Krankheit, an der er von Anfang litt [33]), dauernder und schmerzlicher machte. Ebenso gewiß ist, daß in seine Phantasie und Empfindung unreine Elemente eingingen, die auch in der Blüthezeit seines Lebens, als er den sittlichen Heroismus zu seinem Panier erhob, sich geltend machten, und die selbst seine größten Werke mehr oder weniger entstellen. Wenn trotz dieser depravirenden Neigungen der sittliche Gehalt seines Wesens in solcher Kraft und Reinheit heraustritt, so ist das eben ein Beweis für die ursprüngliche Bedeutung desselben. Gelitten hat auch er unter ihnen. Noch schädlicher aber war ihre Einwirkung auf die Beziehungen Rousseau's zu dem weiblichen Geschlechte, die, wie innig sie auch zuweilen sein mochten, wie sehr sie auch von wahrer, hingebender Liebe durchdrungen waren, doch in dem einseitig und unnatürlich entwickelten sinnlichen Momente einen Krebsschaden in sich trugen, welcher ohne Zweifel das Meiste dazu beigetragen hat, daß sie nie zu einer gedeihlichen Ausbildung gelangten. Es ist also nur eine, freilich sehr natürliche Selbsttäuschung, wenn Rousseau den Vorgang in Bossey und seine Folgen für irrelevant oder gar für wohlthätig zu halten scheint. Hätte der erste Schritt auf dieser schlüpfrigen Bahn vermieden werden oder der einzige bleiben können,

es wäre für ihn persönlich gewiß, vielleicht auch für seine schriftstellerische Thätigkeit weit besser gewesen.

Zunächst freilich traten die schlimmen Wirkungen der verhängnißvollen Strafe nicht eben sichtbar hervor. Das Leben im Hause des Pfarrers bot der erwachenden Sinnlichkeit keine weitere Nahrung, vielmehr war sein streng sittlicher Charakter sehr geeignet, ihr einen hemmenden Zügel anzulegen. Man wandte die größte Sorgfalt auf die Beseitigung alles dessen, was dem noch unschuldigen Sinne der Knaben gefährlich hätte werden können [34]). Man hielt sie unter beständiger Aufsicht und gestattete ihnen nicht, sich außerhalb der Wohnung auf eigene Hand umherzutreiben, während sie sich im Hause selbst, wie in dessen Umgebung, frei bewegen durften. Wirksamer noch war die tadellose Haltung des Pfarrers und seiner Schwester. Sie diente nicht nur als beständiges Vorbild, sie gab auch den sanften und liebreichen Ermahnungen, an welchen es Beide nicht fehlen ließen, den nöthigen Nachdruck. Rousseau gesteht, daß die trefflichen Grundsätze, die der Pfarrer ihm einzupflanzen bestrebt war, ihn nie verlassen hätten [35]). Er fügt hinzu, daß auch der Eindruck seiner religiösen Vorträge, weil ihr Inhalt dem Herzen entstammte und mit dem Leben in vollstem Einklange stand, ebenso tief wie nachhaltig gewesen sei.

War so der Aufenthalt in Bossey wohl dazu angethan, das sittliche Moment in Rousseau zu kräftigen, so erwies er sich auch seiner körperlichen Stärkung sehr förderlich. Das Leben auf dem Lande, die stete Bewegung in der freien Luft, die Uebung der Körperkraft, welche das muntere Spiel der Knaben mit sich brachte, der beständige Wechsel der geistigen und leiblichen Thätigkeit, die gleichförmige ruhig-heitere Lebensweise, das Alles wirkte auf sein körperliches Befinden sehr vortheilhaft ein. Die Neigung, sich vorwiegend mit sich selbst zu beschäftigen, vorzeitigen Empfindungen und Phantasieen nachzuhängen, trat zurück und mit ihr verminderte sich auch der schwächende Einfluß, den sie bis dahin gehabt hatte. Er wurde, soweit das noch möglich war, was er seinen Jahren nach sein mußte, — Kind, fand Geschmack am Spiel, das ihm im elterlichen Hause fremd geblieben war, liebte es, sich frisch und munter herumzutummeln und gewann so mit der zunehmenden Kräftigung des Körpers ein keckes, lebhaftes Wesen, das seiner zur Schwärmerei neigenden Natur ein heilsames Gegengewicht bot [36]). Zugleich trug auch der regelmäßige, mehr systematische Unterricht, den er jetzt zum ersten Male erhielt, dazu bei, seinem inneren Leben eine maßvollere Haltung und festere Richtung zu geben. Wir erfahren über die Gegenstände dieses Unterrichtes nur wenig; Rousseau sagt, man habe ihn nach Bossey geschickt, „um dort neben dem Lateinischen den ganzen

Kleinkram zu lernen, welchen man ihm unter dem Namen Erziehung beizugeben pflegt." Die Erlernung der lateinischen Sprache war also die Hauptsache, und grade sie mußte den Knaben, der bis dahin nur den unwillkürlichen Anregungen des Herzens und der Phantasie zu folgen gewohnt war, in eine strengere Geistesschule einführen, seine Verstandesthätigkeit wach rufen und ihn zu einem consequenten Denken anleiten. Schwer wurde ihm dieser Uebergang eben nicht; die Unterrichtsmethode, welche der Pfarrer befolgte, machte es den Knaben möglich, sich ein gewisses Maß von sicheren Kenntnissen zu erwerben [37]), ohne daß sie von den Unbequemlichkeiten solcher Studien sonderlich belästigt wurden.

Man sieht, das Leben in dem idyllischen Pfarrdorfe war für den jungen Rousseau ebenso angenehm, wie wohlthätig. Es fehlte ihm nichts, als eine längere Dauer, die aber in Folge eines eigenthümlichen Zwischenfalles unzulässig wurde. Man möchte fast daran zweifeln, daß der Hergang so war, wie ihn Rousseau erzählt, denn er läßt sich mit dem, was wir bis dahin von dem Charakter des Pfarrers und seiner Schwester erfahren haben, kaum in Uebereinstimmung bringen. Ein zerbrochener Kamm des Fräuleins war die unschuldige Veranlassung, daß das bisher so freundliche Verhältniß zwischen den Erziehern und ihren Pfleglingen völlig zerstört wurde. Man legte nämlich den Schaden Rousseau zur Last, mit Unrecht, wie er versichert, wenn auch die Umstände einen gewissen Verdacht rechtfertigen mochten. Sein beharrliches Läugnen wurde als Trotz und Verstocktheit ausgelegt und man bestand darauf, daß er das nicht begangene Vergehen eingestehen solle. Als weder Bitten noch Drohungen zum Ziele führten, wurde die Sache dem Onkel mitgetheilt. Dieser kam herüber und unterwarf den vermeintlichen Sünder einer so harten Züchtigung, daß sie einer förmlichen Mißhandlung gleich kam. Gleichzeitig mußte der eigene Sohn, der ein ebenso geringfügiges unfreiwilliges Vergehen mit Vorbedacht verübt haben sollte, eine ähnliche Strafe erleiden. Es ist in der That unbegreiflich, wie Menschen von einem sonst so milden und verständigen Sinne sich zu diesem unbesonnenen und ungerechten Verfahren konnten fortreißen lassen. Man sieht eben nur, daß Einsicht und Liebe die zeitweilige Herrschaft einer bornirten Leidenschaftlichkeit keineswegs ausschließen.

Die doppelte Ungerechtigkeit aber machte auf das Gemüth der Knaben einen erschütternden Eindruck. Er war um so stärker, da sie von Personen ausging, welchen sie bisher eine innige Zuneigung und unbedingtes Vertrauen geschenkt, und die sie als unantastbare Vorbilder zu verehren sich gewöhnt hatten. Rousseau insbesondere wußte sich vor Schmerz und Zorn kaum zu fassen. Das Gefühl des erlittenen Unrechtes trieb ihn fast zur Verzweiflung und drang so tief

in seine Seele, daß nach vielen Jahren noch die Erinnerung an die veranlassenden Umstände genügte, es von Neuem wach zu rufen. Allerdings war der Gegensatz zu der Behandlung, die er bis dahin erfahren hatte, groß und scharf, ein Verfahren, das in Art und Motiven dem früheren so gradezu widersprach, mußte in den Kreis seiner Empfindungen störend und verwirrend eingreifen. In einem Alter, wo Personen und Grundsätze noch nicht geschieden und die letzteren nur insoweit anerkannt werden, als sie uns in den ersteren lebendig entgegen treten, wankt, mit dem Vertrauen zu diesen, auch der Glaube an jene. Das höhere sittliche Leben des Kindes wird ernstlich gefährdet, es verliert seinen haltenden und tragenden Mittelpunkt, wenn seine Erzieher in einer ihm selbst fühlbaren Weise von dem Wege des Rechtes und der Sittlichkeit abweichen; es wird zum Spielballe seiner eigenen unordentlichen Neigungen, sobald es seine Leiter von selbstsüchtiger Leidenschaft beherrscht sieht.

Bei einem Knaben wie Rousseau mußte diese Wirkung noch entschiedener auftreten, als anderswo, denn für ihn war das persönliche Verhältniß zu seinen Erziehern von Anfang an ein weit innigeres und bedeutsameres gewesen, wie es in der Regel zu sein pflegt. Je enger er sich in Liebe und Verehrung an sie angeschlossen hatte, um so mehr mußte er sich ihnen nun entfremdet fühlen. Dazu kam denn freilich, daß sein angebornes Selbstgefühl die Kränkung, welche ihm widerfahren war, auch darum lebhafter und tiefer empfand, weil sie ihn grade im Kerne seines Wesens, an seiner verwundbarsten Stelle, in seinem Wahrheitssinne getroffen hatte. Dieser Umstand erklärt es, daß der erzählte Vorfall, der doch immer nur ein vereinzelter war, nie vergessen wurde, sondern für alle Zeit fortwirkte. Es liegt in der Natur eines idealen Charakters, wie der Rousseau's es war, daß er den ernsten Zweifel an seiner Wahrheit nicht verzeihen kann, daß sein Vertrauen unwiederbringlich verloren geht, sobald er wahrnimmt, daß das Vertrauen zu ihm selbst in Frage gestellt wird. Rousseau hat sich an das, was ihm im Hause des Pfarrers Gutes und Liebes zu Theil wurde, stets dankbar erinnert, auch seinen Erziehern die Achtung bewahrt, die ihrem trefflichen Charakter gebührte. Die persönliche Beziehung aber war von dem Augenblicke an für immer gelöst, wo man die Grundlage seiner Persönlichkeit anzutasten versuchte.

Nur noch kurze Zeit blieben die Knaben nach dem verhängnißvollen Vorfalle in Bossey. Es zeigte sich bald, daß die frühere intime Beziehung nicht hergestellt werden konnte, ein längeres Zusammensein daher für beide Theile unersprießlich und lästig werden mußte. „Anscheinend," sagt Rousseau, „bestand das alte Verhältniß fort, in der That aber war es ein ganz anderes. Die frühere Zuneigung und Achtung war dahin. Nicht länger verband Hingebung und Ver-

trauen die Zöglinge mit ihren Leitern. Wir sahen sie nicht mehr wie Götter an, die in unseren Herzen lasen. Wir schämten uns weniger, Böses zu verüben, und fürchteten uns mehr, angeklagt zu werden. Wir fingen an, heimlich zu thun, trotzig zu werden, zu lügen, alle Laster unseres Alters korrumpirten unsere Unschuld und entstellten unsere Spiele. Selbst die Natur," fügt er dann mit seinem feinen und wahren Gefühl für die innere Einheit der menschlichen und natürlichen Sphäre hinzu, „verlor in unsern Augen jenen Reiz der Milde und Einfachheit, der zum Herzen dringt. Sie erschien uns leer und düster, sie hatte sich wie mit einem Schleier verhüllt, der uns ihre Schönheiten verbarg. Nicht lange und wir wurden dieses freudlosen Lebens müde. Andererseits wurde man auch unserer überdrüssig; der Oheim ließ uns zurückkommen und wir schieden vom Pfarrer und seiner Schwester, ohne diese Trennung sonderlich zu bedauern."

Ist es nun auch vielleicht zu beklagen, daß der Aufenthalt in Bossey so schnell und ein solches Ende nahm, so hatte doch gerade dieser Ausgang eine für Rousseau's späteres Leben und Wirken bedeutsame Folge. Als er das Haus des Pfarrers verließ, nahm er mit sich einen unaustilgbaren Haß gegen jede Willkür und Unterdrückung, sowie ein tiefes, lebendiges Mitgefühl für die Opfer der rechtlosen, brutalen Gewalt. Der Eindruck dessen, was er in diesen jungen Jahren selbst erfahren, wirkte in seinem späteren Leben ungeschwächt fort. Der bloße Anblick des Unrechtes und der Gewalt, mochten sie einem Menschen oder auch nur einem Thiere angethan werden, versetzte ihn in die größte Aufregung, und sein Zorn gegen den Urheber war ebenso grenzenlos, wie seine Theilnahme für den Gegenstand der Verletzung. Es ist keine Frage, daß, als er später das bürgerliche und gesellschaftliche Leben genauer kennen lernte und die mannigfachen Mißstände, an welchen es nach dieser Seite hin leidet, sich seiner Wahrnehmung aufdrängten, es ganz besonders die rein persönliche Affection war, die ihn zu jenen Betrachtungen über eine bessere Gestaltung des äußeren und inneren Lebens führte, deren Ergebnisse er in seinen Hauptwerken niedergelegt hat. Auch für sein persönliches Verhalten ging die gemachte Erfahrung nicht verloren. Das schmerzliche Gefühl der erlittenen eigenen Kränkung bewahrte ihn davor, Andere zu verletzen. Eine gewisse Scheu, Unrecht oder wehe zu thun, erfüllte ihn jedem lebenden Wesen gegenüber in einem Grade, daß sie ihn nicht selten bestimmte, sich selbst in den Hintergrund zu stellen, wenn sein Hervortreten in Wort oder That empfindlich hätte berühren können. Nie erlaubte er sich persönliche Angriffe, und die Satyre war ihm verhaßt, weil sie mit fremden Mängeln und Schwächen ein liebloses Spiel zu treiben pflegt. Wenn er spä-

ter ein rauhes, abstoßendes Benehmen annahm oder zur Schau trug, so hatte das seine besonderen Gründe. So weit es sich aber aus diesen nicht erklären läßt, stand es mit seinem eigensten Wesen in Widerspruch und wurde eben deshalb eine der wirksamsten Ursachen seiner persönlichen Mißstimmung.

III.

Nach seiner Rückkehr von Bossey blieb Rousseau zwei bis drei Jahre im Hause seines Onkels. Es scheint, man wußte nicht recht, was man mit ihm anfangen, für welchen Beruf man ihn bestimmen sollte, und that, was für einen Knaben von seinem Alter jedenfalls das Bedenklichste war, in dieser Ungewißheit für seine weitere Bildung so gut wie gar nichts. Allerdings mußte das eigenthümliche Wesen des Kindes die Wahl des Berufes erschweren. Eine gewisse Begabung ließ sich ihm damals schon nicht absprechen, und das Maß seiner Kenntnisse war, im Verhältniß zu seinem Alter, nicht gering. Aber ungewöhnliche Anlagen, hervorragende Fähigkeiten, die unwillkürlich dazu gedrängt hätten, ihn für einen höheren Lebenskreis heran zu bilden, verrieth er auch in viel späterer Zeit noch nicht. Andererseits war man auch nicht geneigt, ihn zum Handarbeiter zu machen, etwa das Geschäft des Vaters erlernen zu lassen. Die Rücksicht auf seine Gesundheit hielt davon zurück, mehr vielleicht noch das der arbeitenden Klasse im Allgemeinen und dem Vater in's Besondere einwohnende Streben, wenn nicht selbst, so doch in den Kindern über den eigenen Stand hinauszugehen. Ohnehin nahm die Familie Bernard eine vornehmere Stellung ein, und war sich dessen wohl bewußt [38]). Die Tante namentlich legte Werth darauf, eine große Rolle zu spielen und mochte deshalb wünschen, den Neffen künftig in einer ihres Hauses würdigen Position zu sehen. In der That war die Rede davon, daß er sich dem geistlichen Stande widmen solle, welcher sich um so mehr empfahl, da er in Genf unstreitig der angesehenste und auch von dem Vater Bernard's bekleidet worden war. Der junge Rousseau erklärte sich gerne bereit. „Er fand," wie er sagt, „das Predigen sehr schön." Die Vorträge des Pfarrers von Bossey hatten wenigstens eine, wenn auch nur sehr leise Ahnung von seinem so sehr viel später sich entwickelnden Redetalent in ihm erweckt. Die Sache scheiterte indeß an dem Mangel der erforderlichen pekuniären Hülfsmittel. Der Vater, scheint es, bedurfte selbst des vollen Ertrages seiner Arbeit, was bei seiner Neigung zu äußeren Vergnügungen nicht auffallend sein kann. Mit dem Oheim stand es wohl nicht anders; daß er nicht geneigt war, Opfer zu bringen, geht schon daraus hervor, daß er sich für seinen Neffen ein ziemlich hohes Jahrgeld bezah-

len ließ, welches von dem Ertrage seines mütterlichen Erbtheiles bestritten wurde. So gab man denn diesen Plan wieder auf, und ließ in der Hoffnung, daß sich später eine bessere Auskunft finden werde, für's Erste die Dinge gehen, wie sie wollten.

Als Rousseau in späterer Zeit die Nachricht von dem Tode seines Onkels erhielt, schrieb er: „Gott wolle ihm die geringe Sorge verzeihen, die er für seine Zöglinge getragen hat“ [39]). In der That kümmerte er sich wenig um sie, was um so schlimmer war, da auch seine Frau, die mit ihren weltlichen Neigungen einen gewissen Hang zur Frömmelei verband, lieber Psalmen sang, als über die Erziehung der Kinder wachte. Auffallend, daß man diese nicht wenigstens in eine öffentliche Schule schickte oder sonstwie für einen regelmäßigen Unterricht Sorge trug. Doch darau wurde nicht gedacht. Man begnügte sich damit, dem jungen Bernard, der sich dem Geniewesen widmen sollte, Unterricht im Zeichnen und in den Anfangsgründen der Mathematik ertheilen zu lassen, wobei ihm denn Rousseau, der namentlich am Zeichnen Geschmack fand, Gesellschaft leistete. Im Uebrigen überließ man die Knaben ganz sich selbst und ihren wechselnden Neigungen. Zum Glück waren diese von ziemlich unschuldiger Art, so daß die Freiheit, die sie genossen, ihnen nicht gerade gefährlich wurde. Günstiger noch war der Umstand, daß sie sich nicht veranlaßt sahen, ihre Zeit außerhalb des Hauses und in fremder Gesellschaft zu verbringen. Das freundschaftliche Verhältniß, welches sich in Bossey gebildet hatte, wurde in Genf noch fester und inniger. Die beiden Knaben schlossen sich immer enger zusammen; bald waren sie unzertrennlich; selten oder nie sah man den einen ohne den andern. Wie Arbeit und Spiel immer gemeinsam waren, so auch ihre Spaziergänge. Ein näherer Verkehr mit gleichalterigen Knaben fand nicht statt. Traf man draußen mit ihnen zusammen, so sah man ihren Spielen zu, ohne sich daran zu betheiligen. Doch führte das hin und wieder auch wohl zu ernsteren Berührungen. Es scheint, daß die muthwilligen Burschen, in ihrer natürlichen Vorliebe für republikanische Gleichheit, das exclusive Verhalten der Beiden nicht gleichmüthig hinnehmen mochten. Bald kam es dahin, daß sie sich über die „Unzertrennlichen“, wo sie ihrer ansichtig wurden, lustig machten, und namentlich den jungen Bernard, dessen lange, dünne Gestalt und gutmüthig nachlässiges Wesen ihnen auffällig war, mit spottenden Zurufen begrüßten. Wenn das seinen Gefährten im Ganzen wenig tangirte, so ließ es sich der kleine leicht erregbare Rousseau doch nicht eben so ruhig gefallen. Vielmehr warf er sich zum Protector seines Freundes auf und gerieth darüber in mannigfache Händel, die nicht selten in Thätlichkeiten ausliefen und endlich zu dem vernünftigen Entschlusse führten, die gemeinsamen Spaziergänge auf die Stunden

zu verlegen, in welchen die rauflustige Jugend in der Schule beschäftigt war.

So dauerte denn die Abgeschlossenheit gegen die Außenwelt, in welcher Rousseau bisher gelebt hatte, mit ihren guten und schlimmen Wirkungen fort. Sie wäre, wie damals die Dinge standen, für seine Bildung vielleicht zuträglich gewesen, wenn man ihn angeleitet hätte, seine Zeit mit einer ernsten, fruchtbaren Thätigkeit auszufüllen. Davon war aber keine Rede. Ohne gerade müßig zu sein, beschäftigten sich die Knaben doch nur mit leeren Spielereien, die natürlich, wie es der Zufall und die Laune wollten, beständig wechselten. Bald machte man Vogelkörbe, Pfeifen, Trommeln, bald baute man Häuser oder verfertigte Federbälle und Bogen. Hatte dann etwa der Onkel, wie er es wohl zu thun pflegte, im Kreise seiner Familie eine selbstverfertigte Rede vorgelesen, so wandte man sich eine Weile zu diesem ernsteren Geschäfte. Nicht lange und die Werkzeuge des Großvaters, der zu seiner Zeit das Gewerbe eines Uhrmachers betrieben hatte, reizten unwiderstehlich zu dem Versuche, es diesem würdigen Manne gleich zu thun. War man auch das müde geworden, so folgte man wieder der Lieblingsneigung, kolorirte Bilder anzufertigen, oder doch ein regelloses Gemenge bunter Farben aufzutragen. Auch kam man wohl auf den Einfall, sich im Schauspiele zu versuchen, wo dann sowohl die agirenden Marionetten, wie der zu Grunde gelegte Text von der eigenen Kunstfertigkeit geschaffen wurden, und bei den Aufführungen die Eltern das geduldige Publikum zu bilden pflegten. Mit so nichtigen Dingen wurde fast die ganze Zeit, die den Knaben zur Verfügung stand, nutzlos vertrödelt. Daß Beschäftigungen dieser Art dem kindlichen Sinne zusagen und, auf ein bestimmtes Maß beschränkt, seiner Erhaltung und naturgemäßen Entwicklung förderlich sind, unterliegt keinem Zweifel. Aber ebenso gewiß ist ihr nachtheiliger Einfluß, wenn sie ganz die Stelle der ernsten, anstrengenden Thätigkeit vertreten und überdies plan- und ziellos betrieben werden. Für Rousseau in's Besondere, dessen körperliche Entwicklung bei diesem geschäftigen Müßiggange allerdings fortschreiten mochte, hatte er doch die schlimme Folge, daß seinen gemüthlichen Neigungen und Leidenschaften der Zügel fehlte, den eine konsequente Anstrengung des Geistes ihnen anlegt. Kein Wunder, daß sie in ihrer ganzen Stärke hervortraten, als ihnen eine Gelegenheit geboten wurde, sich zu äußern. Und diese fand sich bald.

Der Vater Rousseau's wohnte, seitdem er Genf verlassen hatte, in Nyon, einem Städtchen auf der waadtländischen Seite des Sees, welches, auf einer Terrasse gelegen, eine reizende Aussicht auf beide Ufer desselben von Genf bis Chillon darbietet. Da der Ort nur wenige Stunden von Genf entfernt ist, ging der Sohn von Zeit zu

Zeit zu Besuch dorthin. Natürlich kam er auch in die Familien, mit welchen der allgemein beliebte Vater zu verkehren pflegte. Die freundliche, aufmerksame Behandlung, die er hier fand, machte ihm den Aufenthalt höchst angenehm. Es lag überhaupt in seiner Natur, sich da wohl zu fühlen, wo man ihm gewinnend entgegenkam, und Liebkosungen übten, auch in späterer Zeit, einen unwiderstehlichen Reiz auf ihn aus. Ueberdies liebte er es schon damals, sich in größeren und vornehmeren Kreisen zu bewegen; eine Neigung, die nicht blos aus Eitelkeit entsprang und ohne Zweifel eine größere Macht über ihn gewonnen hätte, wäre sein schüchternes, unbeholfenes Wesen ihrer Befriedigung nicht hinderlich gewesen. In Nyon freilich fesselten ihn bald noch andere Bande. Der kaum eilfjährige Knabe verliebte sich, und zwar, was man kaum für möglich halten sollte, in zwei Mädchen zugleich. Auch glaube man nicht, daß es sich dabei nur um ein kindisches Spiel gehandelt hätte. Auf seiner Seite wenigstens war es eine ernste Neigung, die dadurch nichts von ihrer Intensität verlor, daß sie sich zwei verschiedenen Personen zuwandte.

Eine von diesen, Fräulein de Vulson, war doppelt so alt, wie ihr kleiner Anbeter, dessen Bewerbung sie sogar öffentlich annahm und begünstigte, freilich, wie sich bald ergab, nur in der Absicht, durch diese Tändeleien die Aufmerksamkeit von einem anderen ernsteren Verhältnisse abzulenken. Näher an Jahren, und vielleicht auch dem Wesen nach, stand ihm ein Fräulein Goton, mit der er zur selben Zeit einen heimlichen Verkehr unterhielt, dessen baldige Entdeckung indeß ernstere Folgen abschnitt. Für Rousseau hatte jede dieser Verbindungen gleich große Bedeutung. Er lebte in beiden mit voller Hingebung, ohne daß die eine der anderen Eintrag that. Seine Liebe zu den beiden Mädchen war nicht in dem Grade, sondern nur in der Art, in welcher sie sich äußerte, sowie in den Empfindungen verschieden, welche sie hervorrief. „Ich liebte die Vulson," sagt er, „wie ein Bruder, war aber eifersüchtig auf sie, wie ein Verliebter. Ich hätte mein ganzes Leben in ihrer Nähe zubringen können, ohne daß ich jemals daran gedacht haben würde, sie zu verlassen. Doch wenn ich zu ihr kam, war meine Freude ruhiger Art und von keiner heftigen Bewegung begleitet. Ich liebte sie besonders in großer Gesellschaft; ihre Scherze, ihre Neckereien, die Eifersucht selbst fesselten und interessirten mich; wenn sie mich vor Anderen bevorzugte, so machte mich das stolz, aber auch die Unruhe, die mich zuweilen ergriff, war mir lieb. In der Gesellschaft war ich wie hingerissen von Liebe; allein mit ihr wäre ich kalt und zurückhaltend gewesen, vielleicht sogar von Langeweile ergriffen worden. Dennoch schenkte ich ihr eine aufrichtige und innige Theilnahme. Wenn sie krank war, litt ich mit ihr; abwesend dachte ich an sie. Sie fehlte mir beständig,

wenn ich genöthigt war, sie zu verlassen. War sie zugegen, so schmeichelten ihre Liebkosungen meinem Herzen, nicht meinen Sinnen." Auch trennte man sich nie, ohne daß die Thränen reichlich flossen. Man schrieb sich dann die zärtlichsten Briefe, „voll von einem Pathos, das Felsen hätte zersprengen mögen." Für das Mädchen freilich war dieser scheinbare Ernst nur ein loses Spiel. Rousseau aber gerieth in Wuth und Verzweiflung, als er später die Nachricht von der Verheirathung der Geliebten erhielt.

Merkwürdig doch, wie er der Goton gegenüber nicht weniger lebhaft und doch so ganz anders empfand. „Wenn ich sie sah, sah ich nichts Anderes mehr; alle meine Sinne waren in Aufruhr. Auch mitten in der größten Vertraulichkeit" — und diese ging von Seiten des Mädchens sehr weit, sie hatte sich sogar dazu verstanden, die Rolle der strafenden Pfarrersschwester zu übernehmen — „befand ich mich in zitternder Bewegung. Ich glaube, daß ich in ihrer Nähe nicht lange hätte leben können, die heftigen Zuckungen des Herzens würden mich erstickt haben." Das Mädchen hatte eine unbedingte Gewalt über ihn; sie war sich, scheint es, dieser Macht bewußt, und ließ sich die Vertraulichkeiten, die sie ihm bewies, aber nicht gestattete, auf den Knieen abringen. „Um Alles in der Welt," so schließt er den interessanten Bericht über dieses Doppelverhältniß, „hätte ich Fräulein de Vulson nicht erzürnen mögen; wenn mir aber die Goton befohlen hätte, mich in die Flammen zu stürzen, ich würde, glaub' ich, augenblicklich gehorcht haben."

Eine lange Reihe von Jahren und ein vielbewegtes Leben waren vorübergegangen, als Rousseau diese Schilderung seiner Jugendliebe niederschrieb. Die Genauigkeit des Details, mit welcher er die Personen und die charakteristischen Situationen darstellt, wie die lebhafte Empfindung, mit der er auf sie eingeht, zeugen von der ursprünglichen Kraft und nachhaltigen Dauer der Erregungen, welche einem so kindlichen Alter in der Regel noch fremd bleiben. Für die Denkweise des Vaters ist es bezeichnend, daß er den Sohn nicht vor ihnen zu bewahren suchte. An dem Verhältniß mit der Vulson nahm er wenigstens keinen Anstoß. Vermuthlich sah er darin nur einen amüsanten Scherz, wenn nicht gar die ungewöhnliche Rolle, welche der eilfjährige Knabe dabei spielte, seiner Eitelkeit schmeichelte. Noch nach manchen Jahren erinnerte er diesen, als sie zufällig in die Nähe der Dame kamen, an seine kindliche Neigung in Worten, die deutlich genug zeigen, daß ihm dieselbe keineswegs verborgen geblieben war. Uebrigens verweilen wir bei diesen, an sich grade nicht sehr wichtigen Verbindungen etwas länger, weil sie für die späteren Beziehungen Rousseau's zum weiblichen Geschlechte maßgebend geworden sind. Seine sexuellen Neigungen haben zu jeder Zeit diesen doppelten Cha-

rakter gehabt. Er hat wiederholt mit mehreren Frauen gleichzeitig in einem gleich intimen Verhältnisse gestanden, nicht ohne daß diese Trennung dessen, was bei einem normalen Entwicklungsgange ungeschieden bleibt, auf sein inneres und äußeres Leben den entschiedensten Einfluß ausgeübt hätte. Freilich war sie in dem zwiefachen Bedürfnisse seiner, man könnte auch sagen, der menschlichen Natur überhaupt begründet. Auffallend ist nur die Energie, mit welcher jede der beiden Seiten sich selbstständig geltend macht, ohne durch die andere gestört zu werden oder ihr Eintrag zu thun.

Rousseau's Liebe zum Weibe beruht einerseits auf der Sinnlichkeit, andererseits auf dem Herzen. Die Macht der einen ist bei ihm ebenso groß, wie die Kraft des andern; je nachdem aber jene oder diese vorzugsweise wirksam wird, ist das Weib als solches, als Vertreter seiner Gattung, oder die Frau als eine bestimmte Persönlichkeit der Gegenstand seiner Neigung. Man könnte auch sagen: in dem einen Falle ist es die Natur in ihm, welche nach Befriedigung strebt, in dem andern dagegen der Mensch, die bestimmte menschliche Persönlichkeit mit den eigenthümlichen Bedürfnissen, welche durch die besondere Organisation des Kopfes und des Herzens bedingt sind [40]). Freilich stehen sich diese beiden Momente nicht schroff und unvermittelt gegenüber, und wenn sie sich bethätigen, so geschieht das nicht in der Reinheit und Ausschließlichkeit, welche der Charakter eines jeden zu fordern scheint. Auch bei Rousseau war dem nicht so. Wie groß die Gewalt der Sinnlichkeit auch über ihn sein mochte, als solche, rein und isolirt hat sie ihn dem Weibe gegenüber kaum jemals bestimmt und nie beherrscht. Er hat es wohl zuweilen versucht, ihrem gebieterischen Drange nachzugeben, aber diese Versuche mißlangen entweder vor der Ausführung, oder wenn die augenblickliche Aufregung über die Kluft, die den Vorsatz von der That trennt, wegspringen ließ, so wurde doch ein schleuniger Rückzug nothwendig. Die reine Sinnlichkeit in ihrer natürlichen Nacktheit konnte Rousseau nicht fesseln, sie erregte im Gegentheile seinen Abscheu und Widerwillen. Sollte er dem mächtigen Drange seiner sinnlichen Natur folgen, so mußte sich ihr noch ein anderes Element zugesellen. Man kann es das gemüthliche nennen. Die gemüthliche Seite im Wesen des Menschen gehört aber bereits der geistigen Sphäre an; sie ist etwas spezifisch Menschliches und eben darum nicht ohne persönliche Bezüge. Andererseits fällt sie aber doch, ihrem wesentlichen Inhalte nach, in das Bereich der natürlich-sinnlichen Sphäre; ja sie ist im Grunde nur die Form, in welcher diese sinnliche Natur menschlichen Ausdruck gewinnt und sich dem Einzelnen gegenüber gewissermaßen rechtfertigt und empfiehlt. Es ist daher sehr schwer, sich ihrem Einflusse zu entziehen, wenn die Sinnlichkeit ein stark ausgeprägtes Element des per-

sönlichen Wesens bildet. Rousseau hat es nicht vermocht, vielmehr wiederholt selbst dauernde Verbindungen mit Frauen angeknüpft, die nur geeignet waren, diesem sinnlich-gemüthlichen Drange Befriedigung zu gewähren.

Fragen wir, was denn dazu gehörte, um ihm nach dieser Seite hin zu genügen, so war zunächst und vor Allem erforderlich, daß die betreffende weibliche Person einen bestimmten sinnlichen Reiz auszuüben vermochte. Dazu bedurfte sie nicht gerade der Schönheit, die ja ihrer Natur nach mehr auf den Geist, wie auf die Sinne wirkt, wohl aber einer normalen körperlichen Bildung, sowie einer gewissen Fülle und Weichheit der Formen, die sich indeß nicht bis zur Ueppigkeit steigern durfte. Sodann kam es darauf an, daß dieses sinnliche Gepräge als solches weder äußerlich in ihrer persönlichen Erscheinung hervortrat, noch auch innerlich, als Moment ihres Bewußtseins sich geltend machte. Der sinnliche Reiz verlor bei Rousseau seine Kraft, wenn ihm die Hülle der Scham und des Anstandes fehlte. Schon der Mangel der Sauberkeit in der Kleidung, wie überhaupt in der äußeren Erscheinung hob seine Wirksamkeit auf. Setzte sich aber gar die sinnliche Natur in eine gemeine Denk- und Empfindungsweise um, war sich das Weib ihrer bewußt und erstrebte sie mit Bewußtsein ihre Befriedigung, so war mit diesem Uebergriffe in die geistige Sphäre ihre Macht vollständig gebrochen. Die Sinnlichkeit mußte unmittelbar, als eine unwiderstehliche Naturkraft wirken, wenn Rousseau sie bei sich selbst oder bei Anderen anerkennen sollte. Es bedurfte daher bei dem Weibe seiner Neigung jener naiven Unbefangenheit und fast bewußtlosen Hingebung, in welcher die Persönlichkeit als solche untergeht.

Die Zuneigung freilich, welche dieser selbstlosen Hingebung entspricht, hat auch ihrerseits einen unpersönlichen Charakter. Sie gilt eben weniger der Person, als ihrem Geschlecht, und äußert sich daher auch nur da und so lange, als diese sexuelle Abhängigkeit dauert, falls sie nicht etwa durch die Gewohnheit des Zusammenlebens einen festeren Bestand gewinnt. Dies geschieht allerdings leicht, aber nur darum, weil in einem solchen Verhältnisse der Mann in der Regel seine Freiheit und damit seine persönliche Eigenheit verliert. Wo die Verbindung der Geschlechter vorwiegend auf einer natürlichen Basis ruht, ist das Weib kraft seiner Natur entschieden im Vortheile. Es wird, auch ohne seinen Willen, die Herrin des Mannes, der seine eigene, auf Freiheit von der Natur gerichtete Persönlichkeit einmal preisgegeben hat. Auch Rousseau hat das erfahren müssen, nicht blos, als er sich vor der kleinen Goton beugte, sondern auch im reiferen Alter, wo er nicht selten den gehorsamen Diener von Frauen spielte, deren Macht lediglich in dem Zauber bestand, mit

welchem sie die sinnlich gemüthliche Seite seines Wesens gefesselt hielten. Charakteristisch für diese Frauen ist es übrigens, daß sie dem eigentlichen Volke angehören. Ohne höhere Bildung des Geistes wie des Herzens, aber nicht ohne Verstand und lebhafte Empfindung, einfach und natürlich in Leben und Benehmen, aber unbekannt mit den edleren Formen und dem feineren Takte der höheren Gesellschaft, wahr und treu, aber auch oft roh und trivial, vertreten sie jenen allgemeinen Naturstandpunkt der niederen Schichten des Volkes, auf welchem der Mensch von tieferer persönlicher Anlage auf die Dauer seine volle Befriedigung nicht finden kann.

Auch Rousseau befriedigten diese Verhältnisse zum weiblichen Geschlechte nicht. Wenn sie seiner Sinnlichkeit genügten, Geist und Herz gingen in ihnen doch leer aus. Und diese Elemente seines Wesens waren von Anfang an nicht weniger mächtig, forderten ebensosehr eine geschlechtliche Ergänzung, wie die Naturseite desselben. Wie daher neben der vorwiegend sinnlichen Neigung zur Goton eine andere herlief, die zunächst aus dem Herzen stammte und daher einen mehr persönlichen und zugleich idealeren Charakter trug, so sehen wir auch später, daß der gleichmäßige Verlauf der sinnlich-gemüthlichen Verbindungen durch das plötzliche Hervortreten einer tiefen idealen Herzensneigung oft auf längere Zeit unterbrochen wird. Sie wendet sich, im graden Gegensatze zu der mehr sinnlichen Liebe, Frauen der höheren Stände zu. Um sie zu wecken, bedarf es nicht der äußeren Reize, wohl aber der zarten Empfindung und eines gebildeten Geistes. Nicht das Weib in seiner einfachen Natürlichkeit, sondern die gebildete Dame ist ihr Gegenstand. Man kann nicht sagen, daß in solchen Verhältnissen das sinnliche Moment ganz ausgeschlossen sei; es wirkt mit, tritt aber so sehr zurück, daß es zur Nebensache wird. Das, was eigentlich fesselt, ist die feinere und zartere Denk- und Empfindungsweise, die sich auch äußerlich in der Grazie des Benehmens, in einer geschmackvollen Toilette u. s. w. ausprägt. Dieser äußere Reflex eines höher gebildeten inneren Wesens hat als solcher freilich Rousseau nie geblendet. Er war ihm im Gegentheil stets widerwärtig, wenn er nur die Bedeutung des Scheines hatte. Dies hindert aber nicht, daß er eine starke Anziehungskraft auf ihn übte, sobald ihm der innere Gehalt zu entsprechen schien. Der Charakter des Vornehmen, welcher den höheren Ständen in Haltung und Benehmen eigen ist, machte auch in seinen Beziehungen zu den Frauen dieser Stände seinen fesselnden Einfluß geltend.

Daß hierbei eine gewisse Eitelkeit mit im Spiele war, ist nicht zu läugnen. In höherem Grade aber dürfte der Drang seiner dem Ideale zugewandten Phantasie, sich auch im äußeren Leben zu befrie-

digen, bestimmend eingewirkt haben. Gewiß ist, daß diese Phantasie an den fraglichen Beziehungen großen Antheil hatte. Sie schuf und nährte die Ideale, welche er in der Geliebten mit schwärmerischer Hingebung verehrte. Aber diese Ideale waren doch nur der Ausdruck der lebendigen Wünsche und Bedürfnisse seines Herzens, und wo er sie verwirklicht fand, dahin wandte sich seine Empfindung in ihrer ganzen Tiefe und Innigkeit. Die Liebe, welche so sich bildete, hatte darum nicht weniger einen leidenschaftlichen Charakter, weil das sinnliche Moment in ihr zurücktrat. Sie besaß vielmehr die ganze hinreißende, überwältigende Macht, die in der Regel nur da angetroffen wird, wo die Natur ihre Herrschergewalt ausübt. Dagegen fehlte ihr die Tendenz, sich zu verbergen. Das Private, Heimliche, was sonst den geschlechtlichen Verhältnissen eigen ist, und auch in der Beziehung zur Goton bemerkbar wird, findet sich hier nicht. Im Gegentheile läßt sich sagen, daß Rousseau es liebte, wie schon der Vulson gegenüber, so auch später, mit seiner Neigung offen hervorzutreten, sie sogar mit einer gewissen Absichtlichkeit vor der Außenwelt zu zeigen. Die geringe Geltung des sinnlichen Momentes erklärt das zum Theil. Mehr aber kommt der Umstand in Betracht, daß sich solche Neigungen wenn auch vorzugsweise, so doch keineswegs ausschließlich, auf die Person als solche beziehen, sondern sie als Glied der Gesellschaft, in der sie sich bewegt, und darum diese Gesellschaft selbst mittreffen. Die spezifisch menschliche Liebe hat einen socialen Charakter und faßt ihren Gegenstand im Zusammenhange mit seiner Umgebung. Die natürliche Liebe dagegen ist wesentlich individueller Art und fühlt sich eben darum gedrungen, ihren Gegenstand zu isoliren.

In der Regel wirken in dem Verhältnisse von Mann und Weib diese beiden Motive, allerdings mit sehr verschiedenen Graden der Stärke, zusammen, so daß sie sich gegenseitig ergänzen und beschränken. Bei Rousseau treten sie aus und neben einander, und begründen damit eine tiefgreifende Spaltung, die in letzter Instanz auf einem für sein ganzes Wesen charakteristischen Dualismus beruht. Wir werden den Wirkungen dieses Mangels an einer innern harmonischen Einheit noch öfter begegnen. Nehmen wir für jetzt den Faden der Erzählung wieder auf.

Die langen Berathungen, welche in der Familie des Onkels über den künftigen Beruf des Neffen gepflogen wurden, führten denn doch endlich zu einem bestimmten Resultate. Man wollte ihn nicht Handwerker und konnte ihn nicht Pastor werden lassen. Es schien daher angemessen, eine Thätigkeit zu wählen, die zwischen der rein mechanischen und der geistigen in etwa die Mitte hält, und auch dem, der sich ihr widmet, eine gewisse mittlere Stellung in der Gesellschaft anweist. Rousseau wurde auf das Bureau des Greffiers der Stadt,

Masseron, geschickt, um hier, wie der Onkel sich ausdrückte, das „nützliche Geschäft eines Federfuchsers“ zu erlernen. Man dachte ohne Zweifel, der junge Mann werde so am schnellsten in den Stand gesetzt werden, sich selbst in anständiger Weise seinen Unterhalt zu verdienen, war auch überzeugt, daß diese Beschäftigung seinen Neigungen und Anlagen entspreche. Darin aber hatte man sich sehr getäuscht. Der stolze Sinn des Knaben sträubte sich gegen eine Thätigkeit, die ihm besonders wegen des materiellen Ertrages, den sie zu liefern versprach, empfohlen wurde. Naturen von universellem und idealem Gepräge, wie die Rousseau's es war, empfinden einen unwillkürlichen Widerwillen gegen jede Arbeit, die zu einem außer ihr liegenden Zweck unternommen wird, sobald sie diese Bestimmung kennen. Der äußere Zweck ist eine Schranke ihrer Freiheit, ein Zwang, unter welchem ihre Kräfte erlahmen. Sie sind namentlich außer Stande, den Gelderwerb als Ziel ihrer Thätigkeit, oder auch nur in Verbindung mit ihr zu denken, und falls sie dazu veranlaßt werden, eher geneigt, die Hände in den Schooß zu legen. Die geistige Natur ihres Wirkens kann den rein materiellen Erfolg, wie das Geld ihn darstellt, nicht als ein Moment ihrer selbst in sich aufnehmen. Sie verhält sich gleichgültig gegen ihn, so lange sie thätig ist; wird er ihr aber aufgedrängt, so weicht sie vor ihm zurück [41]).

Auch der junge Rousseau empfand bereits die instinktive Abneigung, welche der freie, ideale Geist gegen seinen Gegensatz, die beschränkte, reale Materie stets empfindet. Die bisherige Lebensweise, und nicht weniger die leichtfertigen Aeußerungen des Onkels mußten dieses Gefühl nothwendig noch schärfen. Kein Wunder, daß er seinen neuen Beruf mit Widerwillen antrat, zumal die äußeren Verhältnisse nicht der Art waren, daß sie ihn mit demselben hätten aussöhnen können. Bis dahin gewohnt, sich durchaus frei zu bewegen, Art und Zeit seiner Thätigkeit selbst zu bestimmen, empfand er die strenge Regelmäßigkeit, wie sie in Schreibstuben zu herrschen pflegt, sehr bald als einen unleidlichen Zwang. Die Arbeit selbst behagte ihm nicht, das beständige Einerlei des geistlosen Copirens konnte für ihn keinen Reiz gewinnen, die strenge Pünktlichkeit und die beständig auch dem Detail zugewandte Sorgfalt, welche Arbeiten dieser Art erfordern, waren ihm ohnehin weder von Natur eigen, noch durch die Erziehung angewöhnt worden. Er hat somit nicht Unrecht, wenn er meint, man habe für ihn grade den Beruf gewählt, welcher seinen Anlagen am wenigsten entsprach.

Schlimmer noch war es, daß er damals, wie später, der Leitung von Menschen anvertraut wurde, die ihn weder richtig zu würdigen, noch auch seine Achtung und Liebe zu gewinnen wußten. Der Leichtsinn seiner Erzieher mochte das mindestens ebenso sehr, wie ihr

Unverstand verschulden. Vielleicht war Niemand leichter zu leiten, wie eben Rousseau; es kam nur darauf an, daß man ihn liebevoll behandelte. Charaktere, wie der seinige, fügen sich dem Gesetze und der Pflicht nur mit Widerstreben. Sind sie gezwungen, nach Vorschriften zu handeln, so geschieht das immer nur mit halbem Sinn und ungenügendem Resultate. Gern und ganz thun sie, was ihnen obliegt, nur da, wo sie durch persönliche Neigung und Vertrauen bestimmt werden. Masseron aber that nichts, sie sich zu erwerben. Es scheint ihm nur darum zu thun gewesen zu sein, an Rousseau möglichst bald einen tüchtigen und einträglichen Arbeiter zu erhalten. Weit entfernt, das Mißbehagen seines Zöglings ruhig hinzunehmen, oder mit seinem Ungeschick Nachsicht zu haben, warf er dem Knaben seine Unfähigkeit beständig in bitteren, spöttischen Bemerkungen vor, und brachte es so natürlich bald dahin, daß diesem der ohnehin aufgedrungene Beruf völlig verleidet wurde. Nicht lange und das für beide Theile so wenig fruchtbare Verhältniß mußte wieder gelöst werden. Rousseau kehrte in das Haus seines Onkels zurück, mit dem eben nicht schmeichelhaften Zeugnisse seines Lehrherrn, daß er nur dazu gut sei, „die Feile zu führen". Er gesteht, daß trotz der Befriedigung, die ihm der Austritt aus der Schreibstube verursacht habe, er doch durch diese Erklärung seiner Unfähigkeit tief gekränkt worden sei. Sie mußte ihn freilich um so mehr verletzen, als er selbst ihre Wahrheit nicht in Abrede stellen konnte und die Verwandten sie als ausgemacht annahmen. In der That beschlossen diese nunmehr, ihn ein Handwerk erlernen zu lassen, und es scheint nicht, daß er sich dem widersetzte. Die natürliche Folge der gekränkten Eigenliebe, der Wunsch, in einem neuen Verhältnisse zu beweisen, daß er doch etwas zu leisten vermöge, bewirkte vielmehr, daß er mit einem gewissen freudigen Eifer in seinen neuen Wirkungskreis eintrat.

IV.

Leider kam er aus dem Regen in die Traufe. Sein neuer Lehrherr, der Graveur Ducommon, war ein junger Mann von beschränkter Einsicht und rohen Sitten. Man begreift kaum, wie die Verwandten Rousseau's ihn der Aufsicht und Leitung eines Menschen von diesem Schlage anvertrauen konnten. Sie hatten, scheint es, nichts Anderes im Auge, als ihn möglichst bald unterzubringen. Nun war das Geschäft eines Graveurs an sich so übel nicht; versprach es auch nicht gerade einen glänzenden Ertrag, so sicherte es doch dem in etwa geschickten Arbeiter ein anständiges Auskommen[42]). Und der junge Rousseau ließ hoffen, daß er es zu etwas bringen werde.

Er hatte im Hause des Onkels Geschmack am Zeichnen gefunden, und leistete in dieser für seinen neuen Beruf so wichtigen Kunst nicht wenig. Auch machte ihm das Graviren selbst anfangs Vergnügen, und da der Meister in seinem Fache selbst tüchtig war, so durften mit Recht bedeutende Fortschritte erwartet werden. Indeß hatte man auch jetzt wieder ganz außer Acht gelassen, daß ein Knabe von dem Charakter und dem Bildungsgange Rousseau's sich nicht in Verhältnissen zurecht finden konnte, die zu denjenigen, in welchen er bis dahin gelebt hatte, im grellsten Contraste standen.

An sich waren sie vielleicht nicht so schlecht, wenigstens nicht schlimmer, wie sie in Handwerkerkreisen gewöhnlich sind. Ducommon war freilich ein ordinärer Mensch, seine Gehülfen nicht minder; sie mochten aber immerhin ebenso gut sein, wie die meisten ihrer Standesgenossen. Natürlich ist in diesen Kreisen von einer höheren geistigen Bildung, von Kenntnissen und Interessen, die über das Gewerbe, über den Kreis der täglichen Arbeiten und der mit ihnen abwechselnden trivialen Vergnügungen hinausliegen, ebenso wenig die Rede, wie von feineren Empfindungen und zarteren Rücksichten. Was dem Einzelnen als Menschen eigen ist, sein inneres Wesen, sein besonderes Denken und Fühlen, kommt wenig in Betracht. Man hat auch selten Anlaß, davon Notiz zu nehmen; die durchgängige Gleichartigkeit der Denk- und Empfindungsweise läßt die persönliche Eigenheit weniger hervortreten. Jeder gilt eben nur als Arbeiter, und sein Verhältniß zur Arbeit ist es vorzugsweise, was seine Bedeutung, sowie auch den Rang bestimmt, den er in der engen, aber darum nicht weniger starren Hierarchie seines Standes einnimmt. Auch ist die Arbeit selbst der Mittelpunkt des Lebens, und sie geht ihren streng geregelten Gang, ist an Zeit und Stunde gebunden und wird in ihrem Werthe lediglich an ihrem Resultate, dem reellen Ertrage, gemessen. Wenn das im Allgemeinen überall Leben und Wirken der Handwerkerkreise charakterisirt[43]), so trat es im Hause Ducommon's noch entschiedener hervor, wie anderswo, weil hier das Element der Familie fehlte, welches diesen Verhältnissen ihren einseitigen Charakter doch mehr oder weniger zu nehmen pflegt. Auch sonst fand sich da wenig oder nichts, was ihre Schroffheit hätte mildern können. Es war daher natürlich, daß Rousseau den scharfen Gegensatz zu seinen bisherigen Lebensgewohnheiten bald inne wurde und außer Stande war, ihn zu überwinden.

Vor Allem empfand er sehr bald den Mangel jener Freiheit, die seiner Natur Bedürfniß und ihm bisher stets gewährt worden war. Daß er arbeiten mußte, zur bestimmten Zeit und in vorgeschriebener Weise, genügte, ihm die Arbeit zu verleiden. Doch wäre diese Abneigung gegen den äußeren Zwang, sofern derselbe in der Sache selbst

begründet war, vielleicht besiegt worden, hätte man nicht versucht, sie mit Gewalt zu beseitigen, sondern ihm in freundlicher Nachsicht Zeit gelassen und Muth gemacht, sich an die nothwendigen Bedingungen seiner neuen Stellung zu gewöhnen. Aber dem Charakter Ducommon's war diese milde Weise fremd. Heftig und roh, suchte er durch maßlose Scheltworte, und selbst durch körperliche Mißhandlungen den widerstrebenden Sinn des Lehrlings zu brechen [44]). Die brutale Gewalt trat an die Stelle der Liebe und des Wohlwollens, mit welchen der Knabe bis dahin im Ganzen von seinen Erziehern behandelt worden war. Es konnte nicht fehlen, ihre Anwendung mußte von dem Ziele, zu welchem sie hinführen sollte, immer weiter ablenken, und je öfter sie statt hatte, um so nöthiger wurde sie. Das Schlimmste aber war, daß sie ein näheres Verhältniß zwischen Rousseau und seinem Lehrherrn unmöglich machte. Es versteht sich von selbst, daß er weder Vertrauen, noch Zuneigung zu ihm fassen konnte. Im Gegentheile wurde er ihm immer mehr entfremdet und allmälig selbst feindlich gesinnt, sodaß er am Ende kein Bedenken mehr trug, ihm auch gerechten Anlaß zur Unzufriedenheit zu geben.

Es liegt in der Natur solcher Charaktere, daß ein rücksichtsloser Egoismus hervortritt, sobald ihrem Bedürfnisse, durch Liebe gebunden zu sein, nicht entsprochen wird. Ist diese Selbstsucht gehindert, sich offen geltend zu machen, so wirkt sie im Geheimen und erzeugt dann jenes versteckte, falsche, auf Lug und Trug gestellte Wesen, wie man es bei Kindern häufig findet, welchen nicht gestattet wird, zu sein, was sie sind [45]). Es kam hinzu, daß das Selbstgefühl Rousseau's schon in hohem Grade entwickelt und darum für die Verletzungen, die er in seiner untergeordneten Stellung erfahren mußte, sehr empfänglich war. Die älteren Personen, in deren Umgebung er früher lebte, hatten mit ihm, vielleicht zu sehr, wie mit ihres Gleichen verkehrt. Auch in äußeren Dingen, in der häuslichen Lebensweise, im geselligen Verkehre, in der Unterhaltung, wie bei Tische, war ihm der Unterschied zwischen dem Kinde und dem Erwachsenen nie fühlbar geworden. Im Hause Ducommon's änderte sich das durchaus. Von einer persönlichen Geltung war hier nicht mehr die Rede. Man nahm und behandelte ihn, wie einen gewöhnlichen Lehrburschen, der sich seiner Abhängigkeit stets bewußt zu bleiben und dem Meister, wie seinen Gehülfen, unbedingt unterzuordnen hat. Wenn diese sprechen, muß er schweigen, wenn er gleich Besseres zu sagen wüßte. Steht oder sitzt er irgendwie im Wege, so muß er weichen; man schiebt ihn auf die Seite, wenn Laune oder Bequemlichkeit es so wollen. Und sitzt er auch mit dem Meister zu Tische, er muß Stuhl und Zimmer verlassen, wenn die besten Bissen aufgetragen werden. So tritt ihm überall, Tag für Tag, bei den mannigfachsten Anlässen,

die Abhängigkeit seiner Stellung und der weite Abstand fühlbar entgegen, der ihn von seiner Umgebung trennt. Eine beständige Gêne lastet auf ihm, die fort und fort den freien, offenen Ausdruck seiner Stimmungen, Wünsche und Neigungen hemmt. Es ist doch sehr natürlich, wenn er, da eine Hingebung nach Außen nicht möglich ist, sich in sich selbst zurückzieht, und weil er Niemanden findet, dem er sich hätte anschließen können, dem egoistischen Treiben seines Alters anheimfällt.

Man hätte erwarten sollen, daß Rousseau einem Leben, wie er es im Hause Ducommon's führen mußte, möglichst bald aus dem Wege gegangen wäre. Er hielt indeß in diesen für ihn so widerwärtigen Verhältnissen ziemlich lange aus. Es scheint sogar, daß er sich über die rohe Behandlung, welche ihm widerfuhr, bei seinen Verwandten nicht einmal beklagte. Freilich wurde der Verkehr mit ihnen, seitdem er in die neue Stellung eingetreten, mehr und mehr beschränkt. Er sah die Familie des Onkels nur noch an Sonn- und Feiertagen, und wenn auch der Umgang mit seinem Vetter fortdauerte, so verlor er doch seine frühere Innigkeit. Dahin wirkte schon der Umstand, daß die beiden Knaben nur noch selten zusammentrafen. Zudem aber suchten die Eltern des jungen Bernard, namentlich seine Mutter, ihn seinem bisherigen Gespielen, dessen untergeordnete Stellung sich mit ihren höheren Ansprüchen nicht zu vertragen schien, zu entfremden. Während so der Zusammenhang mit dem Hause des Onkels immer loser wurde, ward auch die Verbindung mit dem Vater nur noch durch gelegentliche Besuche in Nyon, die aber auch stets seltener wurden, unterhalten. Immer aber blieben diese Beziehungen doch noch enge genug, daß Beschwerden über die Lage der Dinge und Bitten um Abhülfe wohl hätten stattfinden können. Wenn sie dennoch nicht vorgebracht wurden, so hatte das andere Gründe.

Zunächst mochte sich Rousseau wohl sagen, daß er für solche Klagen und Anträge kein geneigtes Gehör finden werde. Nachdem der Versuch mit dem Greffier gescheitert war, stand zu erwarten, daß man seine Unzufriedenheit mit seiner jetzigen Stellung ihm zum Vorwurfe machen, sie als eine Folge seines ungefügigen Wesens, das sich eben nirgends befriedigt fühlen wolle, ansehen werde. Er hatte somit, statt eine Aenderung seiner Lage, nur neue Demüthigungen in Aussicht, und diesen mochte sich sein Stolz ohne Zweifel nicht aussetzen. Es blieb ihm nichts übrig, als in den gegebenen Verhältnissen auszuharren. Wenigstens wäre ein ungewöhnlicher und andauernder Kraftaufwand nöthig gewesen, um sich ihnen zu entziehen. Energische Thatkraft war aber Rousseau von Natur nicht eigen. Vielmehr entsprach es zu jeder Zeit seinem Charakter, daß er auch in unangenehmen und selbst in peinlichen Lebenslagen sich passiv ver-

hielt, und lange Zeit ihren Druck und Zwang, wenn auch mit innerem Widerstreben, ertrug, bevor er sich zu einem kräftigen und erfolgreichen Widerstande aufraffte. Dazu kam es allerdings auch im Hause Ducommon's, aber erst nach zwei Jahren. Inzwischen hatten dort Leben und Umgebung Zeit gehabt, einen tiefen und verderblichen Einfluß auf ihn auszuüben.

Rousseau meint da, wo er von diesem Einflusse spricht, es habe doch wohl eine besondere Disposition zur Entartung in ihm liegen müssen, sonst hätte derselbe, bei seiner bisherigen Erziehung, nicht von so durchgreifender Art sein können. Eine Ansicht, die vielleicht nicht ganz ohne Grund ist; die Umwandlung, welche mit ihm vorging, erklärt sich allerdings zum Theil aus den egoistischen Grundtrieben seiner Natur, die, stark und anspruchsvoll, wie sie waren, sehr leicht und zwar allemal dann wirksam hervortraten, wenn er Nichts oder Niemanden hatte, dem er sich in Liebe und Vertrauen hingeben konnte. Freilich theilte er auch hierin nur das Schicksal der Menschen überhaupt. Alle werden, wenn man von den Wenigen absieht, die ihr Thun und Lassen nach bestimmten Prinzipien einrichten, aber nur darum Egoisten, weil es ihrem Drange, in liebevoller Theilnahme für Anderes über sich selbst hinauszugehen, an Gelegenheit fehlt, sich zu entfalten. Die Aeußerungen dieser Selbstsucht sind natürlich nach Charakter, Alter u. s. w. verschieden. Bei Rousseau bestanden sie in jenen Unarten und Ungezogenheiten, die einem sich selbst überlassenen Knaben von 12 oder 13 Jahren eigen zu sein pflegen. Er wurde, wie er selbst es nennt, ein vollendeter Polisson, der mit dem liebevollen, fein und lebhaft empfindenden Kinde der früheren Zeit nichts mehr gemein hatte [46]).

Rousseau leitet die Aenderung, welche überaus schnell vor sich ging und so durchgreifend war, daß er selbst die Erinnerung an das frühere Sein und Leben verlor., zunächst daraus ab, daß das rohe, gewaltthätige Wesen seines Lehrherrn ihn furchtsam machte [47]). Allerdings ist die Furcht für weiche, hingebende Naturen, wie einerseits das Zeichen ihrer Schwäche, so auch andererseits der Grund ihrer Corruption. Ihre Stärke beruht eben auf der Hingebung und dem Vertrauen zu Andern; auf sich selbst zurückgeworfen, entbehren sie der Kraft, welche die mannigfachen persönlichen Neigungen und Triebe in Schranken halten kann. Sie werden zum Spielballe ihres eigenen getheilten, hin und her schwankenden Ichs, sobald dasselbe in der Beziehung zu dem Gegenstande ihrer Liebe das einigende Band seiner Kräfte, das tragende Centrum des Lebens nicht mehr findet. Je mehr sie aber auf sich beschränkt werden, um so größer wird die Entfremdung der Außenwelt gegenüber, die sich dann ihrerseits natürlich auch immer weiter von ihnen zurückzieht. Das muntere, offene

und freundliche Wesen, wie es einem liebevollen und liebefindenden Sinne entspricht, verliert sich. Eine finstere, rauhe, mürrische Stimmung tritt ein, die sich nach Außen in einem abstoßenden, schroffen und theilnahmlosen Wesen zu erkennen gibt [48]). Die Umgebung hat nicht Unrecht, wenn sie diese düstere, verschlossene Haltung mit Mißtrauen betrachtet; so lange sie andauert, hat sie allen Grund, auf ihrer Hut zu sein, denn ihr Recht wird nur insofern anerkannt, als sie es mit Gewalt aufrecht zu erhalten weiß.

Ueberhaupt hat das Recht für die in Rede stehenden Naturen keine Bedeutung. Sie kennen kein beschränktes Maß von Ansprüchen, weder für sich, noch für Andere. Ihre Verbindungen können nicht auf dem gegenseitigen Zugeständnisse abgegrenzter Rechte und Pflichten beruhen. Wem sie vertrauen, der hat volle Gewalt über sie; sein Recht ist unbeschränkt und das ihrige tritt ganz in den Hintergrund. Wo aber die persönliche Zuneigung fehlt, gibt es keine Ansprüche, die sie für berechtigt halten, mit Ausnahme der eigenen, die dann allein und ausschließlich gelten. Auch der junge Rousseau trug kein Bedenken, das Recht, welches seine Umgebung unzweifelhaft an ihn hatte, anzutasten, wo immer nur die Gelegenheit sich darbot. Dabei ist es denn freilich charakteristisch, daß die einzelnen Fehler und Vergehen, die er sich zu Schulden kommen ließ, stets als Reaktionen der persönlichen Freiheit gegen die Beschränkungen erscheinen, die ihm von Außen willkürlich aufgelegt wurden. Der Zwang überhaupt, unter welchem er stand, trieb ihn zu dem versteckten, lügnerischen Heimlichthun, in welchem die persönliche Freiheit ihre letzte Zuflucht findet, wenn ihr alle offenen Wege, sich geltend zu machen, abgeschnitten werden. Der Arbeit, die ihm aufgetragen wurde, suchte er, wann und wo es anging, auszuweichen; dagegen liebte er es, sich derselben Thätigkeit heimlich, ohne Vorwissen des Meisters, hinzugeben, wobei dann dessen Instrumente und Zeichnungen ebenso heimlich aus dem Schranke, in welchem sie verschlossen waren, hervorgeholt und benutzt wurden [49]). Weil man ihm die Dinge versagte, die den Gaumen reizen konnten, empfand er das lebhafte Verlangen, sie zu haben. Nicht lange und er trug kein Bedenken, sich zu nehmen, was man ihm nicht geben wollte. Er wurde naschhaft, begehrlich [50]), die Begierde aber trieb ihn zu heimlichen Entwendungen. Daß diese entdeckt und mit barbarischer Strenge bestraft wurden, hinderte nicht, sie fortzusetzen. Im Gegentheil bildete sich die Ansicht aus, daß durch die Strafe das etwaige Unrecht vollends ausgetilgt werde. Sie erschien als eine Rache, die gewissermaßen zu dem ermächtige, was sie zu ahnden bestimmt war.

Die Verkennung des Rechtes, wo sie überhaupt im Wesen des Menschen liegt, wird immer das Recht des Eigenthums ganz besonders

in Frage stellen. Bekannt ist, daß gewisse Menschen einen natürlichen Trieb haben, sich anzueignen, was Andern gehört. Diese Neigung erscheint zwar zunächst als ein Ausfluß der Selbstsucht, und ist es in gewisser Beziehung auch. Aber andererseits geht sie doch aus dem unmittelbaren Bewußtsein von der Einheit der menschlichen Gattung hervor, die man so auf einseitige Weise auch äußerlich in der Gemeinschaft des Besitzes zu verwirklichen sich gedrängt fühlt [51]). Rousseau hatte auch später hin und wieder den Drang, Kleinigkeiten, die ihm gefielen, sich ohne Vorwissen des Besitzers anzueignen. Von größerer Bedeutung sind die Ansichten, die er in seinen Werken über die Entstehung und Berechtigung des Eigenthums entwickelte, und die der moderne Socialismus zu seinem Ausgangspunkte genommen hat. Man erkennt in dem noch ziemlich bewußtlosen Treiben des Knaben auch hier die Keime und, fast möchte man sagen, die thatsächlichen Voraussetzungen zu den ausgeführten Theorieen des gereiften Mannes. Damals, im Hause Ducommon's, gab es indeß noch ein anderes Motiv, welches ihn bestimmte, das Eigenthumsrecht in einem Grade zu mißachten, daß man von förmlichem Diebstahl sprechen kann.

Mit seinen Kameraden, den Gehülfen des Meisters, stand er auf ziemlich gutem Fuße. Sie mochten ihn freundlicher behandeln, wie Ducommon selbst, dessen Rohheiten sie ebenso wie er, wenn auch in geringerem Grade, erdulden mußten. Die gleiche Lage führte zu einem näheren Verkehr. Rousseau schloß sich an sie an, ging mit ihnen an den freien Tagen aus und gewann ihre Zuneigung umsomehr, da er bei ihren gemeinsamen Spielen die erste tonangebende Rolle zu übernehmen pflegte. Einer dieser Genossen nun, dessen Geldmittel seinen Bedürfnissen nicht entsprachen, wollte zu ihrer Ergänzung die Spargelbeete seiner Mutter ausbeuten. Da ihm selbst der Muth dazu fehlte, so ruhte er nicht, bis er Rousseau bewogen hatte, es statt seiner zu versuchen. In der That holte dieser längere Zeit jeden Morgen die Spargel aus dem Garten, verkaufte sie und brachte das Geld den Kameraden, die sich dann gütlich thaten, während er selbst nicht viel mehr als das leere Zusehen hatte. Es mag wahr sein, wenn er sagt, daß vorzugsweise seine Unfähigkeit, den Caressen zu widerstehen, an welchen es die Burschen nicht fehlen ließen, ihn zu diesen gefährlichen und doch uneigennützigen Streichen veranlaßt habe. Denn es lag allerdings früh und spät in seiner Art, sich auch, wo eine wirkliche innere Zuneigung fehlte, durch ihren äußeren Schein bestechen zu lassen.

Nehmen wir Alles zusammen, was wir über das Treiben Rousseau's im Hause Ducommon's erfahren, so kann man dasselbe nicht

grade schlimm nennen; ordinär war es aber doch. Auch befriedigte es ihn keineswegs, obgleich er sich eine Zeitlang in ihm zu verlieren schien. Die Erinnerung an das frühere Leben, an die edleren Verhältnisse und höheren Interessen, die es in sich barg, mochte nicht so lebendig sein, daß sie die Einwirkung der so sehr verschiedenen Gegenwart hätte aufheben können. Aber die bildende Kraft der vergangenen Jahre war doch nicht verloren; ihr Resultat lebte in Geist und Sinn des Knaben fort und äußerte sich bald wenigstens in negativer Weise. Rousseau bezeichnet die „Langeweile" als diejenige Stimmung, welche in jener Zeit bei ihm die vorherrschende gewesen. Was er bedurfte, worin er seiner Natur nach Befriedigung hätte finden können, war ihm in dieser Umgebung versagt. Weder die Connivenz, zu welcher gutmüthige Schwäche ihn bestimmte, noch der offene und heimliche Widerstand, den das verletzte Selbstgefühl hervorrief, konnte ihm das Vermißte dauernd ersetzen. Die Folge war, daß sich seiner allmälich eine gewisse Gleichgültigkeit gegen das äußere Leben bemächtigte und das Interesse an der Außenwelt abstarb. Dies konnte um so leichter geschehen, da sie ihn auch früher schon nur insoweit gefesselt hatte, als sie ihm in dem Kreise seiner nächsten Angehörigen entgegentrat.

Da war es nun ein glücklicher Umstand, daß er Gelegenheit fand, seiner Neigung zur Lektüre, die im elterlichen Hause geweckt und genährt worden, dann aber eine Zeitlang zurückgetreten war, von Neuem nachzugeben. Sie verschaffte ihm in dieser Zeit, wo das wirkliche Leben für ihn allen Reiz verlor, die Möglichkeit, sich in einer idealen Welt zu bewegen, und wandte damit die Gefahr, dem Stumpfsinne und der inneren Leere zu verfallen, von ihm ab. Die Bücher freilich, die ihm zur Verfügung standen, waren nicht gerade von der besten Art. Sie stammten aus der Bibliothek einer alten Trödlerin von gemeinem Schlage, die aus dem Verleihen derselben ein Gewerbe machte und dabei die Rücksicht auf etwaigen schädlichen Einfluß nicht eben zu weit trieb. Rousseau versichert indeß, daß er zwar ohne alle Auswahl, was ihm gerade in die Hände fiel, und also auch viel Plattes und Fades gelesen oder vielmehr verschlungen habe, doch aber durch einen instinktiven Widerwillen vor solchen Schriften bewahrt worden sei, die durch ihren verfänglichen oder lasciven Inhalt hätten gefährlich werden können. Das Interesse an der Lektüre wurde bald zur Leidenschaft. „Ich las," sagt er, „am Werktische, ich las auf meinen Ausgängen, ich las im Ankleidezimmer und vergaß mich dort oft ganze Stunden. Der Kopf schwindelte mir vor lauter Lektüre, ich that nichts Anderes als lesen." Die Versuche des Meisters, ihm diese Lesewuth durch gewaltsame Mittel, durch Wegnahme der Bücher oder durch Prügel auszutreiben, dienten nur dazu,

sie zu steigern. Reichte das unbedeutende Taschengeld nicht aus, die Kosten zu tragen, so wurde mit Hemden, Halstüchern und dergleichen bezahlt. Kein Jahr verging und die ganze Bibliothek der Alten war erschöpft.

Eine andere Quelle, aus der er hätte schöpfen können, fand sich nicht. Wollte er anders nicht in tödtlicher Langeweile vergehen, so blieb ihm nichts übrig, als in sich selbst, in seiner eigenen Erinnerung und Phantasie zu suchen, was ihn unterhalten und beschäftigen konnte. Und so geschah es denn auch. „Ich vertiefte mich," erzählt er weiter, „in die Situationen, welche mich bei meiner Lektüre am meisten interessirt hatten. Ich wurde nicht müde, sie mir zurückzurufen, sie zu variiren und zu combiniren, bis ich sie mir endlich so zu eigen gemacht hatte, daß ich selbst eine der Personen wurde, die ich mir vorstellte und mich stets in den Situationen sah, die mir die angenehmsten waren. Es kam dahin, daß die eingebildete Welt, in die ich mich versetzte, mich die wirkliche, mit der ich so unzufrieden war, ganz vergessen ließ." Ohne Zweifel war es gut, daß er sie vergaß, nicht nur, weil ihm dadurch die peinliche Empfindung des Gegensatzes, in welchem sie zu ihm stand, erspart wurde, sondern vor Allem, weil ihre nachtheiligen Einflüsse sich wenigstens nicht mehr in demselben Maße, wie früher, geltend machen konnten. Die Gewohnheit freilich, in dem idealen Gebiete der Phantasie einen mehr als genügenden Ersatz zu finden für das Leben in der wirklichen Welt, setzte sich seitdem immer fester. Der Aufenthalt im Hause Ducommon's entwickelte in dieser Beziehung weiter, wozu der eigene Charakter und die mit dem Vater verlebten Jahre den Grund gelegt hatten.

Wenn aber die Flucht in das Reich der idealen Vorstellungen Rousseau den Druck der unmittelbaren Gegenwart weniger empfinden ließ, so wirkte sie doch zugleich auch durch den Contrast, welchen sie ihm nahe legte, dahin, ihm dieselbe noch unerträglicher zu machen, als sie bis jetzt gewesen war. Dazu kam, daß sich eine gewisse Unruhe, die zum Theil wenigstens aus den stärker hervortretenden Regungen des Geschlechtslebens entsprang, seiner bemächtigte und jene unbestimmte Sehnsucht nach dem Fernen und Weiten wach rief, die jungen Leuten in dieser Periode eigen ist. Der Gedanke, dem unleidlichen Zustande ein Ende zu machen, mochte unter diesen Umständen oft genug gefaßt, aber die Energie, deren es zur Ausführung bedurfte, lange vermißt werden. Ein Zufall gab sie, wie denn bei passiven Naturen der Zufall oder die Erregung des Augenblicks die Stelle des durch Ueberlegung geleiteten Willens vertritt. Rousseau pflegte an Sonntagen mit seinen Kameraden vor die Thore der Stadt zu gehen und dann wohl länger auszubleiben, als die Hausordnung und der

Wille des Meisters es vorschrieben. Erfuhr dann dieser von der Uebertretung, so war eine harte Züchtigung unvermeidlich. Schon hatte der Knabe das zwei Mal erfahren und die sichere Aussicht, daß ihn bei einem ferneren Rückfalle noch Schlimmeres treffen werde, als die jungen Leute an einem Abende grade in dem Augenblicke am Thore ankamen, in welchem es geschlossen wurde und ihnen nun nichts übrig blieb, als den Morgen außerhalb der Mauern zu erwarten. Die Uebrigen ergaben sich leicht in ihr Schicksal. Rousseau aber, dem die Strafe wie ein drohendes Gespenst vor der Seele stand, gerieth in die heftigste und schmerzlichste Bewegung. Sie gebar plötzlich den durch einen Schwur bekräftigten Entschluß, nie mehr in das Haus des Lehrherrn zurückzukehren. Sein Vetter Bernard, den er von dem Vorhaben in Kenntniß setzen ließ, kam zwar zu ihm heraus, that aber, wahrscheinlich in Folge von Anweisungen, die ihm die Mutter gegeben, nichts, ihn von seinem phantastischen Vorhaben abzubringen. Vielmehr nahm er, mit Hinterlassung einiger kleinen Geschenke, einen ziemlich leichten Abschied.

So kehrte denn der fünfzehnjährige Knabe seiner Heimat den Rücken, mittellos und ohne bestimmtes Ziel, unbekannt mit der Welt und den Menschen, heimisch nur in den Vorstellungen, die seine erregte, fast überreizte Phantasie geschaffen, wie in den Empfindungen, welche das unruhig bewegte Herz erfüllten. Ein verhängnißvoller Schritt, der zunächst zu einem abenteuerlichen Wanderleben führte, zugleich aber über die ganze Zukunft dessen entschied, der ihn that.

V.

Es war im Frühlinge des Jahres 1728, als der junge Rousseau seine Vaterstadt verließ, in die er nie mehr, außer für die kurze Zeit gelegentlicher Besuche, zurückkehren sollte. Er nahm nichts mit sich, was ihm auf seiner weiten Reise in die Welt als Schutz oder Stütze hätte dienen können. Die einzige Empfehlung, auf die er doch in etwa zählen durfte, lag in der eigenen Persönlichkeit. War er auch nicht grade das, was man einen hübschen Knaben zu nennen pflegt, so bot doch seine äußere Erscheinung Manches, was für ihn einnehmen, ihn interessant erscheinen lassen konnte. Klein von Gestalt, aber regelmäßig und gut gebaut, mit hübschem Fuß und zart geformtem Beine, fesselte er besonders durch den lebhaften, beweglichen Ausdruck des offenen Gesichtes, zumal wenn aus den kleinen, tiefliegenden, von schwarzen Brauen beschatteten Augen hin und wieder das Feuer hervorblitzte, das in seinem Innern glühte. Er erfreute sich zu dieser Zeit einer blühenden Gesundheit, war stark und kräftig;

die Jahre, welche er bei Ducommon verlebte, scheinen wenigstens auf seine körperliche Entwicklung vortheilhaft eingewirkt zu haben. Das Gefühl der Kraft aber gab ihm eine Frische, eine Munterkeit, ja Keckheit des Sinnes, die umsomehr anzog, da sie zu seinem ursprünglich zarten und schüchternen Wesen im Gegensatze stand, und beständig den mildernden oder dämpfenden Einfluß desselben erfuhr[52]). So war die Hoffnung auf persönliche Theilnahme, mit der er kühn in die neue, nach Richtung und Ziel unbekannte Lebensbahn eintrat, keineswegs unbegründet. Freilich sollte sie sich in anderer Weise erfüllen, wie er gedacht hatte.

Daß den Knaben, als er so im Begriffe stand, auf's Gerathewohl in die weite Welt hinauszuwandern, kein Gefühl der Reue oder der Verzagtheit zur Rückkehr bewog, muß bei seiner Natur und Erziehung allerdings auffallend erscheinen. Ohne Zweifel ist hier die im Charakter des Genfers liegende Wanderlust, sein Hang, sich in der Welt umzusehen, eine Zeitlang mit oder auch ohne bestimmten Zweck in der Ferne umherzuschweifen, mit in Rechnung zu bringen. In dem jungen Rousseau mochte diese Neigung um so lebendiger sein, da sie sich bei manchen Mitgliedern seiner eigenen Familie bereits wirksam erwiesen hatte. Es kam aber freilich hinzu, daß ihm auch nichts übrig blieb, als ihr zu folgen, nachdem der Vorsatz, aus den bisherigen drückenden Verhältnissen herauszutreten, einmal ausgeführt war. War auch die Rückkehr in das Haus des Onkels oder zum Vater nicht grade unmöglich, eine freundliche Aufnahme durfte er nicht erwarten. Er konnte darüber nicht ungewiß sein, daß man ihm die abermalige Täuschung nicht verzeihen, sondern ihm bittere Vorwürfe machen und die Schuld des Bruches ausschließlich seinem ungefügen Eigenwillen beimessen werde. Dem aber konnte und wollte er sich nicht aussetzen; das wenn auch noch dunkle Bewußtsein von der Berechtigung zu dem Schritte, den er gethan, mußte ihn ebenso, wie der stolze Sinn, welcher ihm eigen war, davon zurückhalten. Ueberdies ist es die Art der Menschen, welchen es, wie Rousseau, schwer wird, einen bestimmten Entschluß zu fassen, daß sie bei ihm um so fester beharren, so bald er einmal gefaßt ist. Konnte doch auch der unerfahrne Knabe die Folgen nicht vorhersehen, welche der verhängnißvolle Schritt nach sich ziehen würde.

In der That trat er seine Wanderschaft mit leichtem Herzen an. Er fühlte sich frei, wie der Vogel in der Luft, welcher eben dem beengenden Käfig entflohen ist. Der schwere Druck, welcher so lange auf ihm gelastet und die natürliche, zwanglose Bethätigung seines Wesens gehindert hatte, war von ihm genommen. Dieses Gefühl der Freiheit von äußerem Zwange weckte aber von selbst das Bewußtsein der eigenen inneren Kraft, die sich um so mächtiger regte, je län-

ger und konsequenter sie bis dahin niedergehalten worden war. Mit dem Selbstvertrauen zog aber auch das Vertrauen zu der umgebenden Welt in seine Seele ein. Kein Wunder, daß er sorglos und hoffnungsvoll in sie hinaustrat. Das Selbstgefühl freilich, auf welchem diese Zuversicht beruhte, ging damals, wie auch später, bei Rousseau über das richtige Maß hinaus. Er erzählt uns selbst, wie er sich gleichsam als den Mittelpunkt der Welt betrachtet und fort und fort erwartet habe, daß Jedermann ihm entgegenkommen und sich beeilen werde, die Hoffnungen zu verwirklichen, in welchen sich ihm das Ideal eines glücklichen Lebens darstellte. Diese Erwartungen nun waren bescheiden und mäßig genug. Die Erinnerung an das einfache Stillleben im elterlichen Hause, in Verbindung mit den phantastischen Vorstellungen, die er aus der Romanlektüre gewonnen und den Bedürfnissen der Sinne, wie den Anforderungen des Herzens entsprechend gefunden hatte, gab ihnen den bestimmten Inhalt. „Meine Mäßigung," sagt er, „beschränkte mich auf einen engen, aber fein gewählten Kreis, in welchem ich sicher war, herrschen zu können. Ein einziges Schloß genügte meinem Ehrgeize; Günstling des gnädigen Herrn und der Dame des Hauses, geliebt von dem Fräulein, Freund des Bruders und Beschützer der Nachbarn, das war die Stellung, die mich befriedigte. Mehr bedurfte ich nicht."

Vorläufig indeß sollten auch diese bescheidenen Wünsche noch nicht erfüllt werden. In den ersten Tagen nach seiner Flucht trieb sich Rousseau in der ländlichen Umgebung von Genf umher, wo er bei bekannten Bauern gastfreundliche Aufnahme fand. Von dort ging er auf savoyisches Gebiet über und kam zunächst nach Consignon, einem hübschen, von Wein- und Obstgärten umgebenen Dorfe, das etwa zwei Stunden von Genf auf einem Hügel gelegen ist. Der katholische Pfarrer des Ortes, Benoît de Pontverre, stammte aus einer alten und vornehmen Familie, die in den mannigfachen Kämpfen des savoyischen Adels mit den Bürgern von Genf zuweilen eine hervorragende Rolle gespielt hatte. So war es einer seiner Ahnen, der im Jahre 1527 an der Spitze einer adligen Genossenschaft, die den Namen der Herren „vom Löffel" führte, die Umgebung von Genf verwüstete, wofür sich dann später die Bürger der Stadt durch Niederbrennen der adligen Burgen rächten [53]. Rousseau, mit diesen Vorgängen aus der Geschichte seiner Vaterstadt wohl vertraut, empfand den lebhaften Wunsch, den Abkömmling einer so berühmten Familie näher kennen zu lernen. Der Pfarrer nahm ihn gastlich auf und ließ es an nichts fehlen, was dem gesunden Magen des kleinen Wanderers zusagen konnte. Er war, scheint es, ein guter Mann mit engem Herzen und beschränktem Kopfe, in dem aber doch ein Rest der Fehdelust seiner ritterlichen Vorfahren noch fortlebte.

Nur führte er statt des Schwertes die Feder, und wenn seine Ahnen das Leben und Eigenthum ihrer städtischen Nachbarn bedrohten, so richteten sich seine Angriffe gegen ihre religiösen Ueberzeugungen und deren nächste Vertreter, den protestantischen Klerus der Stadt.

Bei der unmittelbaren Nähe, in welcher hier, auf der Grenze des Genfer und Savoyer Gebietes, der strenge Calvinismus sich mit dem exclusiven Katholizismus berührte, waren mehr oder minder feindliche Reibungen dieser Gegensätze und mehr oder minder heftige Fehden zwischen ihren geistlichen Vorkämpfern unvermeidlich. Auch H. de Pontverre hatte sich daran eifrig betheiligt und durch mehrere Schriften, die er im Auslande drucken ließ, als einen eifrigen Vertreter seines Glaubens bekannt gemacht. Er galt für einen Zeloten, der in der Wahl der Mittel nicht grade zu bedenklich sei, wenn sich die Gelegenheit biete, einen Anhänger der verhaßten Genfer Lehre zu seiner Kirche herüberzuziehen. Die Art, wie er sich dem jungen Rousseau gegenüber benahm, scheint diese Ansicht allerdings zu bestätigen. Man durfte mit Recht erwarten, daß der Pfarrer Alles aufbieten werde, um dem Knaben die bedenklichen Folgen seines Schrittes in ein klares Licht zu stellen und ihn zur Rückkehr in die Heimat zu bewegen. Weit entfernt indeß, sich in dieser Richtung irgendwie zu bemühen, sah er in der Ankunft des flüchtigen Ketzers nur eine Aufforderung des Himmels, sich dessen Bekehrung angelegen sein zu lassen.

Auch ging er sofort an's Werk, indem er der Unterredung eine religiöse Wendung gab und den Knaben von der Ketzerei seiner Heimat, wie von der Wahrheit der katholischen Lehre zu überzeugen suchte. Nun wäre der junge Rousseau wohl im Stande gewesen, die Angriffe des Pfarrers abzuwehren und seine Argumente zu widerlegen. Er besaß eine ziemlich gründliche Kenntniß der Genfer Lehre und war wohl vertraut mit den Beweisen, auf welche sie sich zu stützen pflegt. Die früheren Gespräche mit dem Vater, die Lektüre der Bibel und der Kirchenväter, dann der mehr systematische Unterricht in Bossey, hatten die protestantische Doktrin nicht bloß seinem Gemüthe, sondern auch seinem geistigen Verständnisse nahe gebracht. Es lag also wohl keine Ueberhebung darin, wenn er glaubte, daß er ein gelehrterer Theologe sei, wie der Pfarrer, dessen religiöser Eifer ohne Zweifel weit größer war, als seine wissenschaftlichen Kenntnisse. Dennoch trat er ihm nicht entgegen, sondern zog es vor, sich passiv zu verhalten, so daß es den Anschein gewann, als ob die Beweisführung des Bekehrers bei ihm Eingang fände, und dieser dadurch ermuthigt wurde, bei seinem Vorhaben zu beharren.

Es läßt sich nicht läugnen, daß ein solches Benehmen den Charakter der Unaufrichtigkeit an sich trägt. Doch muß man zugeben,

daß es durch die Motive, aus welchen Rousseau es zu erklären sucht, in etwa entschuldigt wird. Er habe, sagt er uns, es nicht über sich zu gewinnen vermocht, den Mann, der ihn so wohlwollend aufgenommen und so freundlich bewirthet, durch seinen Widerspruch zu verletzen. Wir dürfen ihm das wohl glauben. Die Stimme des Herzens hat auch später stets größere Gewalt über ihn, als die des Geistes, ja selbst als die des Gewissens; er ist immer geneigt, Ueberzeugung und Pflicht preiszugeben, wenn man seinem Bedürfnisse nach liebevoller Theilnahme entgegenkommt. In diesem Augenblicke freilich mochte die Rücksicht auf seine hülf- und schutzlose Lage die natürliche Neigung zur Connivenz unterstützen. Das entscheidende Motiv war sie aber schon deßhalb nicht, weil sein Sinn viel zu keck und sorglos war, als daß der Blick in die ungewisse Zukunft ihn sonderlich hätte beunruhigen sollen.

Wie dem auch sein mag, der Pfarrer glaubte an dem jungen Genfer eine sichere Eroberung gemacht zu haben. Da er jedoch wegen der Nähe der Grenze das Werk der Bekehrung nicht füglich selbst vollenden konnte, forderte er den „von Gott Berufenen“ auf, sich nach Annecy zu begeben, wo eine fromme Dame, die selbst zum wahren Glauben übergetreten sei, auch seiner Seele die Mittel zur Rettung darbieten werde. Rousseau war Anfangs von diesem Vorschlage nicht sehr erbaut. Der Gedanke an eine Verläugnung seiner Religion wurde ihm doch peinlich, nun es Ernst damit zu werden schien. Auch hatte das Bild der frommen Dame, die er sich nur als eine häßliche, bigotte Alte denken konnte, für ihn eben nichts Anziehendes. Indeß in der Noth des Augenblickes war jedes Auskunftsmittel erwünscht. Zudem lockte die in Aussicht stehende Reise. So nahm er denn Brief und Geld des Pastors und machte sich auf den Weg. Am Tage nach seiner Abreise erschien der Onkel Bernard in Consignon, ohne Zweifel in der Absicht, den flüchtigen Neffen zur Umkehr zu bewegen. Als er aber hörte, daß dieser bereits in Annecy sei, hielt er es für überflüssig, ihm die wenigen Meilen dahin zu folgen, und kehrte nach Genf zurück. Ganz ebenso machte es der Vater, der wenige Tage später bis Annecy kam, aber dem Sohne, der Tags zuvor weiter gezogen war, nicht nacheilte, wiewohl er ihn sehr leicht hätte einholen können.

Man sieht, wie es der väterlichen Liebe, die sich in früherer Zeit so stürmisch zu äußern pflegte, doch an der Kraft und Tiefe fehlte, die zu aufopfernder Anstrengung für das Wohl des Geliebten drängt und befähigt. Ein Vater, der sein Kind so den Zufällen und Gefahren des Lebens preisgibt, ohne mehr als einen Scheinversuch zu seiner Rettung zu wagen, mag trotzdem immerhin eine gewisse Zuneigung für dasselbe hegen, sich an seinem Anblicke erfreuen, auch

seinen Verlust in etwa bedauern, die wahre, selbstlose Liebe kennt er nicht. Freilich auch dem Sohne war sie unbekannt. Er hätte, als er in Genf einmal nicht länger mehr ausdauern konnte, seine Schritte zum Vaterhause gelenkt, wäre kindliche Liebe und Vertrauen in ihm lebendig gewesen. Das Verhältniß Beider ist doch von eigenthümlicher Art. Die natürliche Verwandtschaft und eine gewisse gemüthliche Theilnahme geben ihm zwar den Charakter einer engeren Verbindung, sie wurzelt aber nicht so tief in ihren Herzen, daß sie durch ihre Kraft die Macht der doch immer geschiedenen Persönlichkeiten, wie ihrer besonderen Neigungen und Interessen hätte überwinden können. Ihre Liebe ist eben nicht stark und innig genug, um sich den gegenstrebenden Egoismus zu unterwerfen. So lange der Sohn im elterlichen Hause weilte, wurde diese Schwäche des natürlichen Gefühls durch die gegenseitige Anhänglichkeit, welche das Zusammenleben zu erhalten pflegt, ausgeglichen. Nun war man aber seit längerer Zeit räumlich getrennt, und je seltener man sich sah, um so fremder wurde man sich, um so mehr ging Jeder seine eigenen Wege.

Auch hatte der Vater gar manche Neigungen und Bedürfnisse, über deren Befriedigung er die ihm obliegenden Pflichten leicht und gern vergessen konnte. Sein Hang zu Vergnügungen, zu einem heiteren, bewegten Lebensgenusse mochte ihn die Ansprüche, welche die Angehörigen an seine Kraft, wie an seinen Beutel stellten, nicht selten als ein lästiges Hemmniß empfinden, und ihm die Gelegenheit, solcher Verbindlichkeit ledig zu werden, erwünscht sein lassen. Es kam aber hinzu, daß er um diese Zeit eine zweite Ehe schloß, die ihn, wie das in der Regel der Fall ist, der früheren Verbindung und dem, was ihr angehörte, mehr und mehr entfremdete. Zwar bewahrte er seiner ersten Gattin ein treues und liebevolles Andenken; auch hat er die Zuneigung zu ihr und seinem Kinde nie verläugnet. Aber fruchtbar wurde sie nicht. Die werkthätige Liebe blieb ihm fremd und mußte es wohl bleiben, seitdem das neue Verhältniß mit seinen neuen Anforderungen an ihn herantrat. Jedenfalls nahm die Sorge für Frau und Haus ihn um so mehr in Anspruch, da das zunehmende Alter und die sich vermindernde Lust und Kraft zur Arbeit die Befriedigung der unvermeidlichen Bedürfnisse immer schwieriger machte. Auch fehlte ihm die Stärke und Festigkeit des Charakters, deren es von Seiten des Mannes bedarf, um das Recht des Kindes gegenüber den exclusiven Ansprüchen der Stiefmutter zu wahren. Man erfährt nicht, daß Rousseau's zweite Frau sich dem Sohne grade feindlich entgegengestellt hätte. Ein freundliches Verhältniß bildete sich aber ebenso wenig. Sie scheint eine jener gutmüthigen, aber gewöhnlichen Naturen gewesen zu sein, die zwar Andere nicht eben in roher oder boshafter Weise verletzen, aber doch stets darauf bedacht sind, vor

Allem ihr eigenes Interesse sicher zu stellen. Gewiß ist, daß sie, vielleicht ohne ein klares Bewußtsein darüber zu haben, wesentlich dazu mitwirkte, daß der Vater den einst so geliebten Sohn seinem ungewissen Schicksale in einem Augenblicke preisgab, wo er seines Schutzes und seiner Leitung mehr wie je bedurfte.

Für den jungen Rousseau aber war es ein glücklicher Zufall, daß er, als der Zusammenhang mit seiner Familie gelöst wurde, einem weiblichen Wesen begegnete, welches ihm die Verwandten ersetzen, ihm zugleich die Stelle der Mutter vertreten und Freundin, wie Geliebte sein konnte. In der That war die fromme Dame, an welche ihn der glaubenseifrige Pfarrer adressirt hatte, zu dem Allen berufen, wiewohl sie nur nach und nach im Laufe der Zeit in diese mannigfachen Rollen eingehen sollte. Rousseau ahnte freilich nicht, daß er einer so intimen und für sein ganzes Leben so bedeutungsvollen Verbindung entgegenging. Auch drängte es ihn keineswegs zu dem Orte hin, wo sie und mit ihr das Schicksal seiner Zukunft ihn erwartete. Die Rettung seiner Seele schien ihm kein so dringendes Geschäft, daß er sich ihretwegen sonderlich hätte beeilen sollen. Er gebrauchte drei Tage, um nach Annecy zu kommen, obgleich dieses kleine, aber hübsche Städtchen von Consignon aus auch damals schon in einem Tage bequem erreicht werden konnte. Als er endlich — es war am Palmsonntage (Pâques fleuries) des Jahres 1728 [54]) — anlangte, wurde es ihm bei seiner angebornen Schüchternheit doch zu schwer, sich bei seiner neuen Beschützerin, der Frau von Warens, mündlich einzuführen. Er schrieb also einen Brief an sie und übergab ihr denselben mit der Empfehlung des Pfarrers in dem Augenblicke, als sie auf dem Wege zur Kirche war. Sie las, blickte den schüchternen Knaben an und hatte ihn mit diesem einen Blicke für immer an sich gefesselt.

Freilich hatte die Dame, welche vor ihm stand, mit dem Bilde, das er sich von ihr gemacht, nichts gemein. Zwar zählte sie fast doppelt so viele Jahre, wie er — sie war damals 28 Jahre alt — erfreute sich aber noch der vollen Blüthe ihrer nicht gewöhnlichen Schönheit, die durch den freundlichen Ausdruck der ihr eigenen Herzensgüte mit gewinnender Anmuth, und durch die feinere Weltbildung des vornehmen Standes, welchem sie angehörte, mit einer reizvollen Grazie umkleidet wurde. Es begreift sich schon, daß die so reizende Erscheinung eines so liebevollen Wesens den Knaben unmittelbar anzog. Daß er sich aber der noch unbekannten Dame sofort hinzugeben vermochte, sich gedrungen fühlte, ihr augenblicklich ein unbedingtes Vertrauen zuzuwenden, das war doch die Wirkung einer tieferen Sympathie, die, wie jede persönliche Beziehung, ihren letzten Grund in ein geheimnißvolles Dunkel birgt, sich aber doch bis zu einem gewissen Grade erklären läßt. Werfen wir einen etwas aufmerksameren

Blick auf Leben und Charakter dieser Frau, die auf Rousseau's Geschick so bestimmend eingewirkt hat; es werden uns bei manchen erheblichen Unterschieden doch auch nicht wenige Seiten entgegentreten, die in den Naturen, wie in den Lebensschicksalen Beider eine auffallende Uebereinstimmung erkennen lassen.

Louise Eleonore de Warens stammte aus der alten und angesehenen Familie Latour du Pil (oder du Peilz, wie Andere wollen), welche zu Vevay im Waadtlande angesessen war[55]). Geboren im Jahre 1700, hatte sie, wie Rousseau, das Unglück, die Mutter gleich nach ihrer Geburt durch den Tod zu verlieren. Ihre Erziehung war so, wie sie in den Häusern des Adels zu sein pflegt. Sie fiel der Leitung von Gouvernanten und Lehrern anheim, die bekanntlich nur selten Geschick und Hingebung genug besitzen, um ihre Zöglinge zu ganzen und vollen Menschen heranzubilden. Ob und wie der Vater sich um die Erziehung der Tochter bemühte, erfahren wir nicht. Seine Liebhaberei für Alchimie und die damit in Verbindung stehende praktische Medizin mochte seine Zeit zu sehr in Anspruch nehmen. Leider ging dieser Sinn für die unfruchtbaren, aber durch das Geheimniß, das sie umgibt, reizvollen Operationen des Schmelztiegels und der Retorte auch auf die Tochter über, die durch ihn später nicht nur ökonomisch zu Grunde gerichtet, sondern auch in ihrem Charakter mehr oder weniger depravirt wurde. Von Aufsicht und Zucht war, scheint es, wenig die Rede. Um so leichter fanden die Anbeter, die sich sehr bald an das reizende und geistig begabte Mädchen herandrängten, offenen Zugang. Noch sehr jung, wurde sie dann mit dem Baron de Warens, dem ältesten Sohne des Herrn de Villehardin, einem Sprößlinge der Familie de Loys aus Lausanne, vermählt. Die Ehe blieb kinderlos und das Verhältniß der beiden Gatten auf ein rein äußeres Zusammenleben beschränkt. Dennoch hätte sich die junge Frau vielleicht dabei beruhigt. Sie war eben keine sehr sinnliche Natur, der Leidenschaft wenig zugänglich, zudem von gutem und liebevollem Herzen, und schon darum nicht geneigt, die eheliche Treue zu brechen, welche sie auch als Pflicht erkannte und heilig hielt.

Nun aber trat das gewöhnliche Verderben dieser Lebenskreise an sie heran. Galants stellten sich ein, ehr- und gewissenlose Menschen, die in ihrer geistigen Bildung die Mittel fanden, die unerfahrene Frau um so leichter zu verlocken, da ihr weder der Vater, noch der Gemahl eine Stütze bot. Unter ihnen wird besonders ein Herr de Tavel genannt, der einer Berner, in der Waadt ansässigen Familie angehörte. Ihn fesselte, scheint es, eine ernstere Neigung. Er ließ es sich angelegen sein, den Geist der Geliebten auszubilden und sie in die mannigfachen Kenntnisse, die er sich erworben, einzuführen. Freilich war und blieb ihr Besitz auch für ihn die Hauptsache, und

da er in den Sophismen jener sinnlich egoistischen Denkweise, welche damals unter dem prunkenden Namen der Philosophie in den französisch gebildeten Kreisen der Aristokratie als die Quintessenz der höheren Lebensweisheit angesehen wurde, wohl erfahren war, gelang es ihm bald, sie zu überreden, daß die Ehe nur für eine bedeutungslose Form zu halten sei, die man mit allem Rechte ignoriren dürfe, wenn nur der äußere Schein gewahrt bleibe. Die gefährliche Lehre hatte den gewünschten Erfolg; die junge Frau erlag dem gewandten Verführer, trug nun aber auch kein Bedenken, ihm selbst die Treue zu brechen, die sie als einen leeren Wahn hatte kennen lernen. Bald trat ein Anderer an seine Stelle, der Pfarrer Perrot, welcher sich vielleicht ebenso wenig einer ausschließlichen Gunst rühmen durfte, wie sein Vorgänger. Natürlich konnte das anstößige Leben der irre geleiteten Frau nicht ganz unbemerkt bleiben. Man sprach davon in ihrer näheren und weiteren Umgebung [56]), ohne es ihr indeß sonderlich zu verargen. Ihr freundliches, liebevolles Wesen, das sich besonders in einer herzlichen Theilnahme und thätigen Fürsorge für die Armen und Leidenden aller Art bewährte, gewann und erhielt ihr die Achtung und Verehrung der Landsleute. Das Leben in und mit der Familie mußte sich aber unter diesen Umständen immer ungünstiger gestalten. Was man draußen wußte, blieb auch dem Gatten schwerlich verborgen, und dieser mochte es nicht mit der Gleichgültigkeit hinnehmen, die ein ruhiges Ertragen möglich macht. Es kam zu unangenehmen Auftritten, und der „häusliche Kummer“, wie Rousseau sich ausdrückt, führte zu einem verhängnißvollen Schritte, der damals auch in weiteren Kreisen groſses Aufsehen machte.

Im Juli 1726 kam der König von Sardinien, Viktor Amadäus, nach Evian, einem kleinen Städtchen, das am südlichen Ufer des Genfer Sees, Vevay grade gegenüber liegt. Die Anwesenheit des Hofes und die damit verbundenen Festlichkeiten lockten manche Waadtländer zu einem Besuche. Auch Madame de Warens fuhr hinüber, sie aber in der Absicht, nicht wiederzukehren. Wenigstens kann man nicht wohl umhin, anzunehmen, daß der Entschluß, Heimat, Familie und Vermögen preiszugeben, sich schon, bevor sie den Ausflug unternahm, in Folge der häuslichen Zerwürfnisse in ihr festgestellt habe. Dürften wir freilich einem uns vorliegenden Berichte Glauben schenken, so wäre er erst in Evian gefaßt worden [57]). Sie wohnte dort, so wird erzählt, der Predigt des damals in Annecy residirenden Titularbischofs von Genf, Herrn de Bernex, bei und wurde von ihr so mächtig ergriffen, daß sie dem Gedanken Raum gab, zum Katholizismus überzutreten. Die Folge war, daß der Bischof sich ihrer annahm, und da es mit ihrem Vorhaben Ernst zu sein schien, sie auch dem Könige empfahl, der glaubenseifrig, wie er war, ihr seinen

Schutz angedeihen, auch alsbald eine Pension von 1500 piemontesischen Lires aussetzen ließ. Als man in Bevay von diesen Vorgängen Nachricht erhielt, gerieth, nicht die Familie der Baronin — sie scheint sich, so viel man sieht, passiv verhalten zu haben — sondern das Volk in Bewegung. Man traf sogar Anstalten, die junge allgemein verehrte Frau den Händen der gehaßten Glaubensfeinde, deren Verführungskünste, wie man voraussetzte, sie offenbar umstrickt hatten, mit Gewalt zu entreißen. Als sich nun überdies das Gerücht verbreitete, der König sei in sie verliebt, sah sich dieser veranlaßt, sie unter einer Escorte von 40 Mann nach Annecy zu schicken. Hier setzte dann der Erzbischof seinen religiösen Unterricht mit dem besten Erfolge fort, sodaß er schon am 8. September die Freude hatte, die Neubekehrte im Kloster der Heimsuchung ihren Glauben abschwören zu sehen.

Von dieser Zeit an lebte sie in Annecy von der ihr ausgesetzten Jahresrente. Den Antrag des Königs, ihm nach Turin zu folgen, um dort in der Umgebung seiner Gemahlin zu leben, hatte sie, trotz des größeren Ansehens und der materiellen Vortheile, die sich daran knüpften, abgelehnt. Schon aus dieser Weigerung erkennt man, daß es ihr vor Allem darum zu thun war, eine möglichst freie und unabhängige Stellung einzunehmen. Auch beweist ihr späteres Leben, daß der nicht grade weibliche Trieb nach persönlicher Selbstständigkeit ein charakteristischer Grundzug ihres Wesens war. Sie hatte stets das Bedürfniß, ihrem eigenen Ermessen zu folgen, sich in ihren Gedanken und Plänen lediglich durch das persönliche Belieben bestimmen zu lassen. Bei diesem Drange, sich auf sich selbst zu stellen, mußten ihr die häuslichen Verhältnisse um so drückender werden, da sie für den Zwang und die Gêne, welche sie auflegten, bei dem Mangel einer tieferen Zuneigung und eines einträchtigen Zusammenwirkens, keinen Ersatz bieten konnten. Sie entschloß sich daher, aus ihnen herauszutreten, ein „leichtsinniges Beginnen", wie Rousseau es mit Recht nennt, denn die Auskunft, zu welcher sie griff, war weder unbedenklich, noch sicher.

Daß es mit der Bekehrung nicht so rechter Ernst gewesen, unterliegt kaum einem Zweifel. Läßt sich auch die Wirksamkeit religiöser Motive nicht ganz in Abrede stellen, es galt doch vorzugsweise, sich die Gunst des katholischen Hofes und Klerus zu sichern. Allerdings liegt in solchem Spiele mit dem religiösen Bekenntniß etwas sehr Verwerfliches, wie es denn auch nicht ohne eine gewisse Heuchelei denkbar ist. Indeß war diese doch nicht so groß, als es auf den ersten Blick scheinen mag. Die religiösen Ueberzeugungen der Frau von Warens stimmten im Wesentlichen mit denjenigen überein, welche der damals in der Aristokratie vorherrschende Deismus mit seiner naturalistischen Theorie und moralistischen Praxis bekannte. Diese Denkweise aber,

welche sich gegen das konfessionelle Bekenntniß gleichgültig verhält, ist eben darum auch befähigt, auf einen Wechsel desselben leicht einzugehen, wenn ihn die Umstände rathsam erscheinen lassen. Sie findet am Ende in jeder Confession, was sie für wesentlich hält, und ist in jeder genöthigt, sich mit dem, was ihr als unwesentlich gilt, so gut wie möglich abzufinden. Auch haben wir keinen Grund, die Versicherung Rousseau's in Zweifel zu ziehen, daß Frau von Warens nach ihrem Uebertritte dem Katholizismus aufrichtig ergeben gewesen sei. Sie war vermuthlich in demselben Sinne katholisch, in welchem sie früher reformirt gewesen war, das heißt, sie fügte sich der Lehre und dem Kultus der Confession, welcher sie eben angehörte, weil es einmal nicht anders anging und ihre religiösen Bedürfnisse doch immer befriedigt wurden.

Uebrigens erwies sich der Tausch, den sie gemacht, keineswegs als der reine Gewinn, welchen sie gehofft haben mochte. Zwar setzte sie die ihr bewilligte Pension in den Stand, unabhängig und sorgenlos zu leben. Auch wurde sie in Annecy achtungsvoll und zuvorkommend behandelt, sodaß ihre Stellung als eine angesehene bezeichnet werden durfte. Aber prekär blieb sie doch immer, zumal der Klerus, wie sehr auch die gemachte Eroberung seinem Stolze schmeichelte, ihr nicht recht traute, und der sardinische Hof nichts weniger als freigebig war. Es bedurfte großer Um- und Vorsicht in Haltung und Benehmen, damit kein Anstoß gegeben werde. Auch hielt man es für billig, daß sie, die ein so beträchtliches Jahrgeld bezog, es theilweise zu demselben Zwecke verwendete, zu welchem es ihr gegeben wurde. So geschah es, daß angehende Convertiten, wie der junge Rousseau, an sie adressirt wurden. Die Rettung der eigenen Seele, das glaubte man voraussetzen zu dürfen, mußte sie ja geneigt machen, das Seelenheil Anderer nach Kräften zu befördern.

Dies waren die bisherigen Lebensschicksale der Frau, die gleich bei ihrem ersten Zusammentreffen mit Rousseau auf ihn einen so tiefen und nachhaltigen Eindruck machte. Ihre äußere Erscheinung hatte daran ohne Zweifel großen Antheil. „Sie war," sagt ihr späterer Freund und Geliebter, „eine von jenen Schönheiten, die Bestand haben, weil sie mehr auf dem Gesammtausdrucke des Gesichtes, als auf einzelnen Zügen beruhen. Auch stand die ihrige noch in ihrem vollen ursprünglichen Glanze. In ihren Mienen lag etwas Einnehmendes, Zärtliches. Sie hatte einen sehr sanften Blick, das Lächeln eines Engels, einen Mund, der zu dem meinigen paßte, und dunkelbraune Haare von ungewöhnlicher Schönheit. Von Statur klein, selbst kurz, war ihre Taille etwas zu breit, ohne daß sie darum unförmlich erschien. Unmöglich aber war es, einen schöneren Kopf, einen reizenderen Busen, hübschere Hände und Arme zu sehen."

Anderswo hebt er „die schönen blauen Augen, voll sanfter Milde, den blendend weißen Teint, die bezaubernde Wölbung des Halses“ hervor, wie er denn auch nicht müde wird, ihre „Anmuth und den geistvollen Ausdruck des Gesichtes“ zu rühmen [60]).

Man sieht, das höhere Alter war hier kein Hinderniß, den Knaben, bei welchem die sexuellen Neigungen, freilich ohne daß er sich dessen bewußt sein mochte, schon seit geraumer Zeit lebendig waren, auch von der sinnlichen Seite zu fesseln. Die bindende Macht aber, welche die Dame durch ihre persönliche Erscheinung gleich Anfangs über Rousseau gewann, wurde durch ihr Benehmen verstärkt und befestigt. Ihr vornehmes und doch einfaches Wesen imponirte ihm, ohne ihn doch abzustoßen, und wenn ihm die in Haltung und Ausdruck hervortretende höhere Stellung und Bildung das Bewußtsein seiner Inferiorität nahe legen mußte, so hob ihn die offene, zwanglose Weise, in welcher sie ihm, als sei er ihres Gleichen, entgegentrat, über das Gefühl des Unterschiedes wieder hinaus. Vor Allem gewann die liebevolle Theilnahme, mit der er aufgenommen und behandelt wurde, sein Herz um so leichter, da es eben eine Frau war, von welcher sie ausging. Die Sehnsucht nach einem beschränkten, aber auf gegenseitiger Zuneigung beruhenden Verkehre, die ihn nie verließ, und mindestens ein ebenso starkes Motiv für seine früheren und späteren Irrfahrten abgibt, als die Unruhe seines Geistes und der Zwang der Verhältnisse, fand eben in dem weiblichen Umgange die angemessenste Befriedigung.

Rousseau selbst glaubte, die Anziehungskraft, welche Frau von Warens auf ihn ausübte, auf eine ursprüngliche Sympathie der Seelen zurückführen zu müssen. „Wie wäre es,“ meint er, „sonst zu erklären, daß sie mir bei der ersten Zusammenkunft, mit dem ersten Worte, dem ersten Blicke, nicht blos die lebhafteste Zuneigung, sondern auch ein unbedingtes, seitdem nie erschüttertes Vertrauen einflößte?“ Und allerdings bleibt es merkwürdig, daß er, trotz seiner natürlichen Schüchternheit und Unkenntniß von Welt und Menschen, einer Dame gegenüber, die ihm durch ihre Person und Stellung in hohem Grade imponiren mußte, sich von Anfang an frei und behaglich genug fühlte, um in seinem Benehmen allen Zwang bei Seite setzen und in der Unterhaltung einen selbst vertraulichen Ton anschlagen zu können. Es war das doch nur unter der Voraussetzung möglich, daß er sich seiner inneren Verwandtschaft mit der Frau, die Leben und Bildung ihm so ferne rückten, unmittelbar bewußt wurde. In der That hatten Beide die constitutiven Elemente des Charakters gemein. In Beiden war ein starker Trieb nach unbedingter, rücksichtsloser Geltung der eigenen Persönlichkeit mit einem nicht weniger lebhaften Bedürfnisse nach einer herzlichen, in opferwilliger Theil-

nahme sich bewährenden Gemeinschaft mit Anderen eng verbunden. Das Gefühl dieser inneren Wesenseinheit hob Rousseau sofort über die trennenden Schranken hinaus. Er ignorirte sie um so lieber, da er hier fand, was er beständig suchte, die Erfüllung seiner tiefsten Herzenssehnsucht.

Er hat Recht, wenn er die Empfindung, welche ihn ergriff, nicht Liebe genannt wissen will. Wenigstens war sie nicht Liebe im gewöhnleichen Sinne; das Moment der Leidenschaft mochte ihr nicht ganz fehlen, hatte aber eine nur untergeordnete Bedeutung und war für jetzt kaum wirksam. Wenn Frau von Warens später mit einigem Rechte seine Geliebte genannt werden kann, so war und blieb sie doch vorzugsweise seine Freundin. Auch vertrat sie ihm in gewissem Sinne die Stelle der Mutter. Sie entsprach somit allen Anforderungen, die das liebebedürftige Herz eines auf sich selbst gestellten jungen Mannes von sinnlich erregbarem Temperamente und einem dem Ideellen zugewandten Sinne an das Weib stellen muß. Kein Wunder, daß Rousseau sich in ihrer Nähe glücklich fühlte, wenn sie ihm „den Frieden der Seele, die Ruhe des Herzens" gab, und die Heiterkeit des Sinnes einflößte, welche aus der Gewißheit der persönlichen Befriedigung entspringt.

Auch war es natürlich, daß er sich nur ungern, wider Willen von ihr trennte. Doch das ließ sich nicht ändern. Frau von Warens war zwar bereit, der Empfehlung des Pastors die gebührende Rücksicht zu schenken, nahm auch an dem jungen Manne, als sie mit seinem Schicksale näher bekannt wurde, lebhaften Antheil. Daran aber, ihn bei sich zu behalten, konnte sie nicht füglich denken. Offenbar hätte sie es am liebsten gesehen, wenn er in seine Heimat zurückgekehrt wäre. Auch gab sie ihm das so deutlich zu verstehen, als die Rücksicht auf ihre nach Proselyten begierigen Beschützer es erlaubte. Indeß Rousseau war nicht geneigt, solchen Andeutungen Folge zu leisten, zumal er wohl fühlte, daß die Rückkehr nach Genf jede fernere Verbindung mit ihr unmöglich machen werde. Er blieb bei seinem Entschlusse, und es fragte sich nun, was denn weiter mit ihm werden solle. Die Antwort war nicht gerade leicht. Was konnte ein so junger Mensch, der zwar mancherlei wußte, aber doch nichts Rechtes gelernt hatte, in einem fremden Lande beginnen? Der Zufall bot jedoch eine Auskunft. Ein piemontesischer Abenteurer, welcher grade anwesend war, schlug vor, den angehenden Convertiten nach Turin zu schicken, wo er in dem Hospiz für Catechumenen bis zu seinem wirklichen Uebertritte die nöthige leibliche und geistige Nahrung, und dann später auch in der einen oder anderen frommen Familie ein Unterkommen finden werde. Rousseau war so wenig, wie Frau von Warens, von diesem Vorschlage erbaut. Da er indeß ein passen-

des Mittel zur Erreichung des eigentlichen Zieles, der Bekehrung, zu bieten schien, konnte er nicht wohl zurückgewiesen werden. Auch wußte der schlaue Piemontese, der das Geleite zu übernehmen wünschte, die Sache mit dem Klerus und Bischofe früher in's Reine zu bringen, als Frau von Warens etwaige Gegenmaßregeln treffen konnte. Das nöthige Reisegeld wurde beschafft und dem Manne eingehändigt, der sich nun alsbald mit seinem Schützlinge auf den Weg machte.

VI.

Die Reise war für Rousseau keineswegs so unangenehm, wie man hätte erwarten sollen. Schied er auch ungern aus der Nähe einer Frau, der er sich nahe verbunden fühlte, so tröstete ihn doch der Gedanke, daß er auf ihr Geheiß gehe und mit ihr in Verbindung bleiben werde. Es lag sogar, wie das bei mehr innerlichen Naturen nicht selten der Fall ist, für ihn ein gewisser Reiz darin, sich von dem Gegenstande seiner Zuneigung räumlich zu trennen. Die Freude an dem ideellen oder geistigen Besitze, der doch am Ende der wahre, freilich auch ein exclusiv persönlicher ist, konnte sich so um so lebhafter äußern. Und da überdies die Reise selbst ihn über die Alpen in ein, für seine Vorstellung in weiter Ferne gelegenes Land zu führen verhieß, so begab er sich mit ziemlich leichtem Herzen auf den Weg. Derselbe wurde zu Fuß zurückgelegt, jedoch in kurzen Tagemärschen. Der Piemontese hatte seine Frau bei sich, auf die man Rücksicht nehmen mußte. Auch liebten es die Beiden, möglichst oft zu rasten, um sich an einem schmackhaften Imbiß zu erquicken. So kam man nur langsam weiter. Die Reise glich fast einem behaglichen Spaziergange, und Rousseau, belebt und gekräftigt durch das zwanglose Wandern in frischer Bergesluft, konnte sich dem Genusse der fremden großartigen Natur, die ihn rings umgab, und durch den steten Wechsel ihrer mannigfachen landschaftlichen Schönheiten seinen Blick gefesselt hielt, in aller Muße hingeben.

War er doch auch innerlich so gestimmt, daß die freundlichen Eindrücke der Außenwelt sich in ihrer vollen Kraft geltend machen durften. „Ich war," erzählt er selbst, „während der sieben oder acht Tage, welche die Reise in Anspruch nahm, in der glücklichsten körperlichen und geistigen Verfassung, in welcher ich jemals gewesen bin. Gesund, frisch, voll Vertrauen zu mir selbst, wie zu Andern, stand ich in jenem kurzen, aber köstlichen Momente des Lebens, in welchem die drängende Fülle desselben unser Wesen gleichsam in alle unsere Empfindungen ausbreitet, und die ganze Natur in unseren Augen durch den Reiz unseres eigenen Daseins verschönert. Meine süße Unruhe hatte nun einen Gegenstand, der sie weniger unstät

machte und meiner Phantasie einen festen Anhaltspunkt bot. Ich betrachtete mich als das Werk, als den Zögling, Freund, ja fast als den Geliebten der Frau von Warens. Ihre verbindlichen Worte und freundlichen Liebkosungen, das Interesse, welches sie an mir genommen, ihre zärtlichen Blicke, die mir Liebe zu verrathen schienen, weil sie mir solche einflößten, dies Alles gab meinen Gedanken im Weitergehen Nahrung und wiegte mich in die lieblichsten Träumereien, die von keiner Furcht, von keinem Zweifel an meinem ferneren Schicksale gestört wurden." Sorglos und hoffnungsvoll blickte er in die Zukunft, wie ungewiß sie auch sein mochte. Der frische Jugendmuth, von welchem er erfüllt war, ließ keine Besorgniß um sie aufkommen. Sein gehobenes Selbstgefühl malte sie sogar in den glänzendsten Farben aus.

Es macht doch einen eigenthümlichen Eindruck, wenn man sich diesen jungen Mann, welcher dereinst eine so große Bedeutung gewinnen sollte, vorstellt, wie er, den kurzen Degen mit buntem Bande an der Seite, dahin wandert, aufmerksam auf die Erscheinungen der Außenwelt und empfänglich für ihre Eindrücke, aber doch vorzugsweise heimisch in der inneren Welt seiner Gefühle und Vorstellungen, und dann einen Seitenblick wirft auf die beiden Reisegefährten, welche so recht eigentlich die platte Trivialität und den ordinären Materialismus der im kleinlichen Treiben des Tages dahinvegetirenden Lebenskreise vertreten. Während Rousseau sieht, empfindet und phantasirt, sind sie beständig darauf bedacht, ihn auszubeuten und sich das Wenige anzueignen, was er sein nennen durfte. Daß ihnen dies vollkommen gelang, ist nicht zu verwundern. Als man in Turin ankam, war Rousseau so ziemlich auf Nichts reduzirt. Geld, Kleidung und Wäsche nahmen die Begleiter mit sich fort. Ihm selbst blieben nur die Empfehlungsbriefe an den Vorstand des Missionshauses, an dessen Thüre er denn auch sofort anklopfte.

Sie öffnete sich ihm. Es war aber doch ein unheimliches Gefühl, mit welchem er in die düsteren Räume eintrat, die sich hinter ihm sogleich wieder schlossen. Der Contrast zwischen ihnen und der freien, weiten Landschaft da draußen war freilich groß. Es mußte dem jungen Manne wohl scheinen, als habe er die offene Gotteswelt mit einem Gefängnisse vertauscht. Das nach allen Seiten sorgfältig verschlossene Gebäude, die weiten, dunklen, unwohnlichen Zimmer, der triste Apparat des katholischen Kultus, wie er sich in Altären, Kruzifixen und dergl. darstellt, die Stille und Schweigsamkeit, welche an Orten dieser Art zu herrschen pflegt, das Alles wirkte um so niederschlagender auf das Gemüth des lebhaften Knaben, da es ihm bei seiner protestantischen Erziehung durchaus fremd war. Die Menschen aber, die ihm hier begegneten, waren nicht geeignet, freundlichere Eindrücke hervorzurufen. Die Vorsteher und Leiter solcher

Anstalten entbehren in der Regel des freien Sinnes und der unbefangenen Herzlichkeit, deren Rousseau bedurfte, wenn er sich wohl fühlen sollte. Weit weniger noch konnten ihm die Leute zusagen, auf deren Umgang er zunächst angewiesen war. Menschen, die aus wirklich religiösem Drange Form und Inhalt ihres Glaubens wechseln, sind immer sehr selten und am wenigsten in öffentlichen Bekehrungsanstalten zu finden. Es ist meist verkommenes Gesindel, welches sich hier zusammenfindet, um für ein zeitweiliges kostenfreies Unterkommen das religiöse Gewand mit einem anderen zu vertauschen. Das Turiner Hospiz machte in dieser Beziehung keine Ausnahme. Als Rousseau in den Saal trat, in welchem die Neophyten sich zu versammeln pflegten, fand er dort vier oder fünf „abscheuliche Banditen, die mehr Kinder des Teufels, als Aspiranten auf die Kindschaft Gottes“ zu sein schienen. Zwei dieser Schelme, die sich für Juden und Mauren ausgaben, gestanden ihm später, daß sie ihr Leben damit hinbrächten, Italien und Spanien zu durchziehen, um sich überall taufen zu lassen, wo der Gewinn der Mühe verlohne. Von ähnlichem Schlage waren die weiblichen Convertiten, die übrigens nur in den Gebet- und Unterrichtsstunden mit den männlichen Bewohnern des Hauses zusammentrafen. Es waren, wie er sich ausdrückt, „die größten Schlampen und gemeinsten Betteln, die jemals den Schaafstall des Herrn verpestet haben.“ Eine saubere Gesellschaft, in die hier der noch arglose Knabe eingeführt wurde. Auch hätte sie seinem sittlichen Wesen gefährlich werden können, wäre ihm nicht der angeborne und durch die Erziehung geschärfte Widerwille gegen das Gemeine rechtzeitig zu Hülfe gekommen [61]).

Den Religionswechsel konnte er freilich nicht abwenden. Der Gedanke, daß er auf dem Wege sei, den Glauben seiner Väter zu verleugnen, hatte ihn bis dahin nur wenig beunruhigt. Wußte er auch, daß sein Uebertritt zum Katholizismus das Ziel derjenigen war, die ihm ihren Schutz und Beistand angedeihen ließen, so schien ihm dasselbe doch in einer zu weiten Ferne zu liegen, als daß er es ernstlich hätte in's Auge fassen sollen. Die Noth der Gegenwart drängte dahin, die fremde Hülfe in Anspruch zu nehmen; die Zukunft konnte, so mochte er hoffen, ein Mittel bieten, sie um den erwarteten Preis zu betrügen. Im Turiner Hospiz aber mußte diese Aussicht bald schwinden. Es war nicht länger möglich, die Augen vor dem Ernste der Sache zu verschließen. Eine heftige Bewegung ergriff ihn, als er so nahe an ihn herantrat. Allerdings stand er noch in dem Alter, wo der religiöse Glaube in der Regel mehr erst Sache des Gedächtnisses und der Gewohnheit, als des Herzens und der inneren persönlichen Theilnahme ist. Indeß hatte grade er sich mehr damit beschäftigt, ernstlicher darüber nachgedacht und sich tiefer hineingelebt, wie

das sonst wohl in so jugendlichem Alter der Fall zu sein pflegt. Es war doch, was den Sinn und das Verständniß für religiöse Dinge angeht, in Genf und später in Bossey ein fester Grund gelegt worden, auf welchem zwar in den nächsten Jahren nicht weiter gebaut wurde, der aber ebenso wenig erschüttert werden konnte. In ihrem Inhalte freilich gingen seine religiösen Ueberzeugungen über die theoretischen und praktischen Lehren des Deismus wohl kaum hinaus. Er stand im Wesentlichen auf demselben Standpunkte, den Frau von Warens einnahm, und konnte insofern ein Wechsel der Confession für ihn keine große Bedeutung haben. Kam aber auch der positiv christliche Inhalt des Calvinismus nicht eigentlich in Frage, so war doch sein negatives Verhältniß zum Katholizismus von großem Einflusse, zumal das religiöse Bewußtsein, wie das immer auf den niederen Entwicklungsstufen des Geistes und Lebens stattfindet, auch bei ihm seiner Wahrheit vorzugsweise in der Reflexion auf seinen Gegensatz gewiß wurde.

Rousseau theilte ganz den Abscheu, welchen der echte Calvinist gegen die Lehre und besonders gegen den Kultus des Katholizismus zu empfinden pflegt, weil er darin eine durchgreifende Entstellung, eine wahrhafte Corruption der reinen Christuslehre erblickt. Man hatte ihn von früh auf gelehrt, daß der Katholizismus eine abscheuliche Abgötterei sei, und ihm Leben und Treiben der katholischen Priester mit den schwärzesten Farben ausgemalt. Es entwickelte sich so in ihm ein natürlicher Widerwille, der sich unwillkürlich, darum aber nicht weniger heftig äußerte. „Ich konnte,“ sagt er, „Anfangs nie in das Innere einer Kirche blicken, nie einen Geistlichen im Talare sehen oder den Klang der Glöckchen bei einer Prozession hören, ohne vor Schrecken und Angst zu schaudern.“ Selbst in späteren Jahren, als er mit dem katholischen Kultus und seinen Formen längst vertraut geworden war, machte sich dieser widerwärtige Eindruck zuweilen noch geltend. Weniger tief hatte die Abneigung gegen den Klerus gewurzelt. Rousseau war schon, als er noch in Genf lebte, auf seinen ländlichen Excursionen mit manchen katholischen Landgeistlichen bekannt geworden. Ihr freundliches Benehmen, die Herzlichkeit, mit der sie ihn aufnahmen, und nicht minder die gute Bewirthung, die er bei ihnen fand, zogen ihn an, und drängten gar bald die ungünstigen Vorstellungen zurück, die man ihm in Genf von ihrem Leben und Charakter beigebracht hatte. Er konnte nicht umhin, sie lieb zu gewinnen; wie wenig ihm auch ihr Glaube und Kultus zusagen mochten, in ihrer persönlichen Erscheinung und in ihrer Lebensweise lag etwas, was sie ihm näher brachte, als ihre protestantischen Kollegen. Mit dem katholischen Kultus konnte sich Rousseau nie befreunden. Die sinnliche Form, in welcher er den geistigen Inhalt der Religion

verkörpert, widersprach nicht nur seinem protestantischen Bewußtsein, sondern auch der damit übereinstimmenden natürlichen Denkweise, die den wahren Ausdruck des Geistes immer nur, im Gedanken fand. Das katholische Leben aber hat für ihn zu jeder Zeit eine sehr anziehende Seite gehabt, sofern es, namentlich im Gegensatz zu der kalt verständigen, rigorosen Moral des Kalvinismus, den sinnlich gemüthlichen Elementen der menschlichen Natur freieren Spielraum verstattet.

Seitdem Rousseau Genf verlassen, hatte er beständig mit und unter Katholiken gelebt und sich dabei recht wohl befunden. Indeß hinderte das nicht, daß er ein heftiges inneres Widerstreben empfand, als es sich nun darum handelte, in ihre religiöse Gemeinschaft einzutreten. So jung er war, fühlte er doch das Unwürdige des Schrittes, den er zu thun im Begriffe stand. Er wußte recht wohl, daß der bevorstehende Uebertritt nicht aus Ueberzeugung erfolge, sondern eben nur ein schmählicher Verkauf seines Glaubens sei. Daß ihm damit auch alle Aussicht auf Rückkehr in seine Heimat und zu seiner Familie so gut wie genommen wurde, scheint ihn weniger bekümmert zu haben. Für den Augenblick war ihm die Verbindung mit Genf und seinen Verwandten gleichgültig. Daß sie ihm später wieder wünschenswerth sein konnte, daran dachte er vorläufig nicht. Weit mehr lag ihm das Verhältniß zu Frau von Warens am Herzen, und dessen Fortdauer war freilich an die Bedingung geknüpft, daß er ihrem Beispiele folgte. Dazu kam dann, daß ihm, wie die Dinge einmal lagen, auch füglich nichts Anderes übrig blieb. Hätte er sich dem Plane seiner jetzigen Beschützer offen widersetzt, sie würden ihn aufgegeben oder gar in der einen oder anderen Weise gezwungen haben, sich ihrem Willen zu fügen. Jedenfalls war zu besorgen, daß er das Asyl oder Gefängniß, in welchem er sich befand, kaum eher werde verlassen dürfen, als der Zweck erreicht war, zu welchem es sich ihm geöffnet hatte. Füge er sich aber in das, was doch unvermeidlich geworden, so, hoffte er, sei sein Glück gemacht, er werde dann unfehlbar alsbald zu der hohen und angesehenen Stellung gelangen, von welcher er in seiner phantastischen Eitelkeit als einer ihm gebührenden Anerkennung träumte [62]).

Nimmt man Alles zusammen, so war seine Lage allerdings der Art, daß man es ihm nicht gar zu sehr verargen darf, wenn er sich entschloß, zum bösen Spiele gute Miene zu machen. Er hätte eine tiefere und lebendigere religiöse Ueberzeugung und zugleich einen festeren und kräftigeren Willen haben müssen, als er wirklich besaß, um von den Besorgnissen und Hoffnungen, die ihn bewegten, absehen und einen entschiedenen Widerstand entgegensetzen zu können. Uebrigens ergab er sich doch nicht so leicht. Als der Unterricht begann, merkte man bald, daß dieser Schüler weit weniger fügsam

und weit besser gerüstet sei, als die, welche man gewöhnlich vor sich sah. Man hielt es daher für rathsam, ihn allein vorzunehmen, damit die Polemik, die er sofort eröffnete, den übrigen Catechumenen kein Aergerniß gebe. Seiner Kenntnisse sich bewußt, vertheidigte sich der Knabe mit solcher Gewandtheit, daß er seine Lehrer fast in Verlegenheit brachte. Namentlich kam ihm das Studium des Lesueur zu Statten; die Belegstellen aus den Kirchenvätern, welche das Werk enthält und die er auswendig wußte, dienten ihm als scharfe Waffen, die er zum Erstaunen der Gegner mit großem Geschicke handhabte. Der Kampf zog sich in die Länge und nahm hin und wieder eine so günstige Wendung, daß er sich mit der Hoffnung schmeichelte, er werde als Sieger aus ihm hervorgehen. Indeß fühlte er allmälig, daß seine Opposition anfing lästig zu werden, und hielt es deßhalb für gerathen, sie aufzugeben. So nahm er denn, obgleich keineswegs überzeugt, den Schein an, als sei er es, und die Bekehrung war vollendet. Es kam nur noch darauf an, daß sie auch öffentlich documentirt wurde. Zu dem Ende führte man ihn in Prozession in die Domkirche zum heil. Johannes. Bekleidet mit einem grauen Gewande, wie es die Convertiten bei diesem Anlasse zu tragen pflegten, schritt er einher, vor und hinter sich zwei Männer mit kupfernen Becken, die beständig mit einem Schlüssel angeschlagen wurden, um die Gläubigen zu einer milden Gabe für den Neubekehrten einzuladen. In der Kirche angekommen, schwur er dann feierlich seinen bisherigen Glauben ab und ließ die Ceremonien an sich vollziehen, die in solchem Falle üblich sind. Dann ging's zur Inquisition, wo ihm die Lossprechung von dem Verbrechen der Ketzerei ertheilt und die Wiederaufnahme in den Schooß der Kirche förmlich ausgesprochen wurde [63]).

Der verhängnißvolle Schritt war gethan. Fällt auch die Schmach desselben am Ende weniger auf den jungen Mann, als auf die zurück, welche ihn dazu hingedrängt hatten, so war es doch ganz in der Ordnung, daß er sich in den Hoffnungen, die er an seinen Uebertritt geknüpft, getäuscht sah. Die Bekehrer hatten nun ihren Zweck erreicht. Zu Weiterem mochten sie sich um so weniger veranlaßt sehen, da der Widerstand, den er ihren Bemühungen entgegengesetzt hatte, sie nicht grade günstig für ihn stimmen konnte. Man händigte ihm den Ertrag der Collekte — etwa 20 Lire — ein, gab ihm einige gute Ermahnungen und setzte ihn vor die Thüre. — Es war in der That eine bedenkliche Lage, in welche sich so der junge Mann mit einem Male gebracht sah. Mitten in einer wildfremden Stadt, ohne jede Bekanntschaft, fern von Allen, die ihn mit Rath oder That hätten unterstützen können, mit einer sehr geringen Baarschaft und ohne Aussicht, sie zu ergänzen, mußte es ihm an dem

heißen Julitage doppelt schwül werden, wenn er an die Zukunft dachte. Zum Glück dachte er nicht daran. Die Freude über die wiedergewonnene Freiheit war so groß, daß vor dem Gedanken, sie nach Kräften zu benutzen, jede andere Reflexion zurücktrat. Zudem bot ihm die Umgebung, in der er sich befand, des Neuen und Interessanten so viel, daß er für's Erste keine Muße fand, sich um seine eigene Person zu kümmern. Er durchstrich die Stadt nach allen Richtungen, und verweilte sorglos und unbefangen bei Allem, was ihm fremd war und seine Aufmerksamkeit auf sich zog. Paraden, Prozessionen, die öffentlichen Gebäude, vor Allem der königliche Palast und was in dessen Nähe vom Leben und Treiben des Hofes sichtbar wurde, nahm sein Interesse in Anspruch. Auch verfehlte er nicht, die Umgebung der Stadt in wiederholten Exkursionen einer genauen Besichtigung zu unterwerfen.

So vergingen manche Tage, ohne daß die Frage, was denn später werden solle, störend dazwischentrat. Rousseau hoffte noch immer, daß irgend ein unerwartetes Ereigniß erfolgen, ein plötzlicher Eingriff des Schicksals ihn zu der Stellung erheben werde, die seinem Verdienste angemessen sei. Man bemerkt nicht selten, daß Menschen von geringer Thatkraft, die weder geneigt, noch auch fähig sind, ihren Lebensgang selbstthätig zu bestimmen, neben einer gewissen Sorglosigkeit um die Zukunft, ein größerer oder geringerer Grad von fatalistischem Vertrauen eigen ist. Auch im Charakter Rousseau's finden sich diese beiden einander ergänzenden oder bedingenden Elemente vereinigt. Doch kann man nicht sagen, daß daraus ein eigentlicher Leichtsinn oder eine dauernde Unthätigkeit hervorgegangen wäre. Neben jener Sorglosigkeit läuft denn doch eine zuweilen selbst zu ängstliche Sorge her, und das Vertrauen zum Schicksal schließt nicht aus, daß jede Gelegenheit, sich selbst sicher zu stellen, benutzt wird. Trotz des Glaubens, daß, wenn es mit seiner Baarschaft zu Ende gehe, irgend eine gütige Fee, etwa in Gestalt einer Prinzessin, für das Weitere schon sorgen werde, war Rousseau doch bestrebt, sich die einzige Hülfsquelle, die ihm zur Verfügung stand, möglichst lange offen zu erhalten. Zu dem Ende lebte er äußerst sparsam, was um so leichter anging, da ihm damals, wie in späterer Zeit, die einfachsten Speisen und Getränke die liebsten waren. Als aber dennoch der Geldvorrath allmälig zur Neige ging, hielt er es für nöthig, sich nach einem neuen Subsistenzmittel umzusehen.

Wie unzureichend auch die Kenntnisse sein mochten, die er sich in seiner bald unterbrochenen Lehrzeit erworben hatte, er beschloß, sie zu verwerthen. Von Haus zu Haus gehend, bot er seine Dienste als Graveur an, und meist abgewiesen, fand er doch hin und wieder eine gutmüthige Seele, die ihm die geringfügige Arbeit mit einem

entsprechenden Lohne vergalt. Indeß wurde ihm bald klar, daß dieser Erwerbszweig ihn nicht werde ernähren können, und schon war er im Begriffe, ihn aufzugeben, als ihm die langerwartete Gunst des Schicksals, freilich in einem bescheideneren Maße, als er gehofft hatte, wirklich zu Theil wurde. Erschien ihm auch keine liebreizende Prinzessin, die ihn zu sich in die Sphäre des Glanzes emporhob, so war es doch die hübsche junge Frau eines Kaufmanns, Madame Basile, welche ihn in die behaglichen Räume ihres Hauses aufnahm. Rousseau fand hier, was er zunächst bedurfte, leichte Arbeit, anständigen Unterhalt und eine freundliche, liebevolle Behandlung. Die junge Frau, deren Mann grade verreist war, nahm an dem verlassenen Fremdling herzlichen Antheil und sorgte für seine Bedürfnisse in der wohlwollendsten Weise. Sein lebhaftes und doch, zumal den Frauen gegenüber, schüchternes Wesen mochte sie anziehen, und die Wärme der Empfindung, die ihn belebte und besonders aus dem feurigen Auge hervorleuchtete, sie um so mehr fesseln, da ihr die Leidenschaft, welche ihn bald für sie erfaßte, nicht entgehen konnte.

In der That hatte Rousseau nichts Eiligeres zu thun, als sich in seine Wohlthäterin zu verlieben. Es war, scheint es, eine ernste Neigung, an welcher Herz und Sinne gleichen Antheil hatten, und die ihn, so lange er in der Nähe der Geliebten blieb, vollständig beherrschte. Bedenkliche Folgen hatte sie indeß nicht. Die junge Frau ließ sich zwar seine stummen Huldigungen, denn zu offenen Erklärungen kam es bei seiner Schüchternheit nicht[64]), gefallen, war aber zu vorsichtig oder zu gewissenhaft, um ihn zu Schritten zu ermuthigen, die ihr hätten gefährlich werden können. So blieb es denn, trotz des leidenschaftlichen Charakters, welche die Neigung Rousseau's ohne Zweifel hatte, bei einem im Grunde ziemlich unschuldigen Spiele, das aber doch vielleicht bei längerer Dauer eine ernstere Wendung genommen hätte. Glücklicher Weise wurde ihm bald ein Ende gemacht. Ein älterer Commis des Hauses, welchen die wachsende Gunst, deren sich Rousseau bei seiner Herrin erfreute, eifersüchtig machte, meldete dem abwesenden Gemahle, was vorgehe. Dieser, älter als seine Frau und leicht zu Argwohn geneigt, kehrte alsbald zurück und wies dem fremden Eindringling ohne weitere Umstände die Thüre. Der kleine Roman war zu Ende und Rousseau genöthigt, anderswo sein Glück zu versuchen.

Dies Mal brauchte er nicht lange auf eine Gelegenheit zu warten. Wenige Tage später erfuhr er von seiner Wirthin, daß eine Dame von Stande ihn zu sprechen wünsche. Er zweifelte natürlich nicht, daß seine Person der Gegenstand ihrer Sehnsucht sei, und er nun endlich in der vornehmen Welt die ihm gebührende Rolle spielen werde. In dieser Erwartung sah er sich freilich getäuscht, aber er

trat nun doch in die höheren Kreise der Gesellschaft ein, wenn auch zunächst nur als dienendes Mitglied. Die Gräfin Vercelli, — so hieß die Dame, — nahm ihn unter die Zahl ihrer Lakaien auf und brachte ihn damit in eine Stellung, die zwar seinen kühnen Hoffnungen nicht ganz entsprach, aber an sich selbst nicht so übel war. Die Familie der Gräfin gehörte dem hohen piemontesischen Adel an. Sie selbst, Wittwe und kinderlos, nicht mehr jung und körperlich sehr leidend, war eine Dame von vornehmer, edler Haltung, gebildetem Geiste und feinem Geschmacke. Wohlvertraut mit der französischen Sprache und Literatur, war sie auch selbst schriftstellerisch thätig. Sie schrieb viel, namentlich Briefe, welche, wie Rousseau, dem sie dieselben zu diktiren pflegte, versichert, zum Theil mit denen der Madame Sévigné an Anmuth und Feinheit der Wendungen wetteifern konnten. Für Rousseau war das Amt eines Sekretärs, als welcher er nun zu fungiren hatte, ebenso angenehm wie nützlich, sofern es ihm eine, wenn auch nur oberflächliche Bekanntschaft mit literarischen Dingen vermittelte und höhere Interessen von geistiger Art näher brachte. Zu einem engeren Verhältnisse mit der Gräfin führte es, wie man hätte erwarten sollen, indeß nicht. Zwar sprach sie wiederholt mit ihm über Herkunft und Bildungsgang, und es konnte ihr nicht wohl entgehen, daß der junge Mann über dem Niveau der dienenden Klasse stehe. Sie scheint aber doch nicht grade eine hohe Meinung von ihm gewonnen zu haben. Freilich sah man, auch in viel späteren Jahren noch, Rousseau keineswegs die geistige Bedeutung an, zu welcher er sich erheben sollte. Sein schüchternes, linkisches Wesen machte eher den Eindruck der Schwäche, eines Mangels an persönlicher Kraft und Begabung. Man mußte ihn in Augenblicken leidenschaftlicher Erregung oder in vertrauten Kreisen, wo er seinen Gedanken und Empfindungen freien Lauf ließ, sehen und hören, um seinen inneren Werth und Gehalt zu erkennen.

In Turin war dieser natürlich noch nicht so groß, daß er von selbst hätte in die Augen springen können. Auch war der Charakter der Gräfin nicht der Art, daß Rousseau sich ihr unbefangen hingeben und das, was doch dem Keime nach bereits in ihm lag, offenbaren mochte. Von starkem und kräftigem Geiste, entbehrte sie der Wärme des Gefühls, und wie aufrichtig ihre Theilnahme auch war, sie wußte sie nicht in die Form des persönlichen Interesses zu kleiden, dessen Innigkeit allein im Stande war, Rousseau aus sich heraustreten zu lassen. Ihre kalten, abgemessenen Fragen entlockten ihm nur schüchterne, unbedeutende oder gar schiefe Antworten, die ihr dann die Lust zu weiteren Erkundigungen bald benahmen. So beurtheilte sie ihn „weniger nach dem, was er war, als nach dem, wozu sie ihn gemacht hatte," — ein Irrthum, in welchen auch später

erfahrenere Menschenkenner aus demselben Grunde verfallen sind. Uebrigens verschlimmerte sich die Krankheit der Gräfin bald so, daß sie ihre literarischen Arbeiten aufgeben mußte, was denn ihren bisherigen Sekretär seiner Dienste enthob und ihn mehr und mehr aus ihrer unmittelbaren Nähe entfernte. Rousseau vermuthet freilich, daß die Eifersucht und das Interesse des übrigen Dienstpersonals dabei mit im Spiele gewesen sei. Man habe ihn, meint er, absichtlich den Augen der Gräfin möglichst entrückt, damit diese nicht doch noch seinen höheren Werth erkennen und seiner bei ihrem bevorstehenden Ende, auf Kosten der Anderen, gedenken möchte [65]).

Ganz grundlos mag dieser Argwohn nicht sein. Man weiß ja, wie in solchem Falle Jeder seinen Vortheil zu wahren und die Concurrenten so viel wie möglich zu beseitigen strebt. Indeß glauben wir doch, daß er theilweise aus derselben Quelle floß, aus welcher das spätere Mißtrauen Rousseau's gegen die Menschen überhaupt entsprang. Seiner persönlichen Bedeutung sich, vielleicht in zu hohem Grade, bewußt, und selbst geneigt zu wohlwollender und aufopfernder Liebe, sah er unwillkürlich auch da, wo nur der Zufall ihm entgegenwirkte oder Gleichgültigkeit theilnahmlos an ihm vorüberging, ein bewußtes Uebelwollen oder die consequent verfolgte Absicht, ihm zu schaden. Die Wurzel seiner argwöhnischen Denkweise lag somit ebenso sehr in seiner liebevollen Natur, wie in seiner Selbstsucht, und man würde ungerecht sein, wollte man sie, wie das oft genug geschieht, lediglich aus der letzteren ableiten.

Wie viel oder wie wenig die Umgebung der Gräfin daran schuld sein mochte, sie starb, ohne daß sie Rousseau's in ihrem Testamente gedachte, während die übrige Dienerschaft mehr oder minder bedeutende Legate erhielt. Seiner Dienste bedurfte man natürlich nicht mehr, und da sich Niemand weiter um ihn kümmerte, so verließ er das gräfliche Haus, um in sein altes Quartier zurückzukehren. Seine Lage war im Grunde weder besser, noch schlimmer, als früher. Die letzten Monate hatten an ihr wenig oder nichts geändert. Innerlich aber schied er nicht so intakt aus der bisherigen Stellung, wie er in dieselbe eingetreten war. Ein Vergehen, das er sich noch in den letzten Tagen zu schulden kommen ließ, legte den Grund zu einem tief greifenden inneren Conflikte, dessen ganze Schärfe sich freilich erst in späterer Zeit fühlbar machte.

Man durfte kaum erwarten, daß die weibliche Anziehungskraft, der Rousseau in diesen Jahren so wenig zu widerstehen vermochte, im Hause der Gräfin hätte unwirksam bleiben sollen. Die Herrin selbst freilich war keineswegs dazu angethan, die Neigung des heißblütigen jungen Mannes an sich zu fesseln. Diese wandte sich daher ihrer Köchin zu, einer jungen hübschen Tochter der Savoyer Gebirge

von so anziehendem, sanft bescheidenem Wesen, daß „man sie nicht ansehen konnte, ohne ihr gut zu werden.“ Zu einem intimeren Verhältniß der Beiden kam es indeß nicht. Der Tod der Gräfin und seine Folgen machten auch diesem Roman ein Ende, noch bevor er eigentlich begonnen hatte. Doch wollte Rousseau, scheint es, nicht scheiden, ohne dem Mädchen ein Andenken zu hinterlassen. Zu dem Ende nahm er ein kleines altes Rosaband, das ihm zufällig unter die Hände kam, an sich, ohne den Umstand, daß es ihm nicht gehörte, weiter in Betracht zu ziehen. Die Eigenthümerin aber bemerkte den Verlust. Man forschte nach und fand bald das Vermißte, da Rousseau es nicht grade zu verbergen suchte. Die Frage, wie er denn dazu gekommen, setzte ihn in nicht geringe Verlegenheit. Natürlich trieb das die Inquirenten, die ihm ohnehin nicht gewogen waren, an, ihm noch schärfer zuzusetzen. Außer Stande, die Wahrheit zu gestehen, erklärt er endlich, roth vor Scham und stotternd, daß Marion — so hieß die Köchin — ihm das Band gegeben habe. Die Sache schien, man sieht nicht recht warum, so wichtig, daß das ganze Dienstpersonal versammelt und selbst das Haupt des Hauses, der Graf de la Roque, zugezogen wurde. Man ruft die Angeklagte herbei und Rousseau ist frech genug, seine Aussage vor der zahlreichen Versammlung zu wiederholen. Das Mädchen steht da, stumm, wie vernichtet. Da ihr bittender Blick auf den Ankläger keine Wirkung hat, leugnet sie endlich ruhig, aber bestimmt, und fordert dann Rousseau auf, sich zu besinnen und sie nicht zu entehren. Er aber beharrt mit „teuflischer Unverschämtheit“ bei seiner Behauptung, und weder die sanften Vorwürfe, noch selbst die Thränen des unglücklichen Mädchens bestimmen ihn, sie zurückzunehmen. So blieben denn die Anwesenden über den Schuldigen im Zweifel, wenn sie auch geneigt waren, der entschiedenen Aussage Rousseau’s mehr zu glauben, als dem schüchternen Widerspruch der Marion.

Gewiß war der Vorfall, welcher zu dieser feierlichen Untersuchung Anlaß gab, ebenso unerheblich, wie ihr Ausgang. Man begreift kaum den großen Lärm, der um das Nichts eines werthlosen Bandes geschlagen wurde, und fast scheint es, als habe man nur nach einem Vorwande gesucht, um Rousseau Verlegenheiten zu bereiten. Daß seine Hausgenossen ihm nicht gewogen, vielmehr meist feindlich gesinnt waren, steht außer Zweifel. Auch später stand er mit dem Dienstpersonal der Häuser, in welchen er verweilte, selten oder nie auf gutem Fuße. Die Schuld mochte ebensowohl an seiner Umgebung, wie an ihm selber liegen. Das triviale, egoistische Treiben solcher Leute lag seinem Sinne zu ferne, als daß er sich, außer etwa auf Augenblicke, daran hätte betheiligen können. Sowohl die Rohheit, als auch das kleinlich intriguante Wesen, dem man in diesen

Kreisen begegnet, mußte seinen Widerwillen erregen, der sich dann auch bei seiner offenen, rücksichtslosen Weise gelegentlich wohl in Wort und Benehmen äußerte. Jedenfalls konnte der Gegensatz, welcher zwischen seiner Natur und der Denkweise seiner Collegen bestand, diesen nicht unbemerkt bleiben. Die Folge war, daß sich ein gewisses Mißtrauen gegen ihn, der unter ihnen lebte und doch nicht zu ihnen gehörte, festsetzte. Dazu kam denn, daß Rousseau selbst sich nicht an seinem Platze fühlte, unwillkürlich eine höhere Stellung für sich in Anspruch nahm und bald auch mit bewußter Absicht dahin strebte, sie zu erlangen. Indem er so aus dem Kreise heraustrat, dem er faktisch doch angehörte, erschien er nothwendig als ein unbequemer, übermüthiger Eindringling, dem man glaubte, in jeder Weise hemmend und kränkend in den Weg treten zu dürfen. Sein gutherziges Naturell und freundliches Benehmen konnten daran wenig ändern. Im Gegentheil diente es nicht selten zur Verschärfung des Mißtrauens, dem der Idealist, wenn er einmal mit den Menschen des realen Lebens in Verbindung tritt, nicht wohl zu entgehen vermag.

Daß das verlorne Band im Besitze Rousseau's gefunden wurde, erschien als eine willkommene Gelegenheit, ihn zu demüthigen. Ohne Zweifel hätte er sofort die Wahrheit gestanden, wäre die Frage von wohlwollenden Menschen in einfacher Weise gestellt worden. Aber der Gedanke, sich vor Personen, die er weder achtete, noch liebte, und deren Befugniß, sich als Richter über ihn zu stellen, er nicht anerkennen konnte, durch eine Selbstanklage erniedrigen zu sollen, war ihm unerträglich. Sein starkes Selbstgefühl sträubte sich dagegen; die Negation des eigenen Wesens, die in dem förmlichen Geständnisse einer Schuld liegt, widerstrebte ihm. Aus Scham, die Wahrheit zu bekennen, entschloß er sich zur Lüge. Daß es ihm schwer wurde, glauben wir gerne. Für Menschen von seinem Charakter gibt es kein Vergehen, das sie selbst sich weniger leicht verzeihen, als eben die Lüge. Die Unwahrheit ist für sie im Grunde die einzige Sünde, die sie ihrem eigenen Bewußtsein gegenüber nicht zu rechtfertigen vermögen. Rousseau hat das später sehr wohl erkannt, und dieser Erkenntniß gemäß die Normen für sein persönliches Leben festgestellt. Zu der hier in Rede stehenden Zeit wurde der Drang, im Innern wie nach Außen stets in Uebereinstimmung mit sich zu sein, noch durch das Gefühl der Scham oder der Schande in Schranken gehalten.

„Die Strafe," sagt er, „fürchtete ich wenig. Ich fürchtete nur die Schande, aber diese fürchtete ich mehr, als den Tod, mehr als das Verbrechen, mehr als Alles in der Welt." Dennoch zweifeln wir, daß er sich zu jener verläumderischen Anklage hätte hinreißen lassen, wären ihm die Folgen derselben deutlich zum Bewußtsein gekommen. In seiner Verlegenheit griff er nach der ersten Ausrede,

die ihm durch den Sinn fuhr. Weil er das Band der Marion schenken wollte, lag es ihm nahe, an sie zu denken, und weil er an sie dachte, nannte er ihren Namen, da doch einmal Jemand genannt werden mußte. Daß die Ausrede weitere Folgen haben werde, konnte er nicht wohl befürchten. Sie mag daher in etwa entschuldigt werden können. Wenn er aber im Angesichte des Mädchens, ihren Bitten und Thränen zum Trotz, bei ihr verharrt, so verräth das eine Macht der Selbstsucht, vor welcher man billig zurückbebt, denn sie setzt eine vollständige Ertödtung des Gefühls, die Verhärtung, wir möchten sagen, den Tod des Herzens voraus, in und aus welchem doch Rousseau grade lebte. Wir kennen keinen zweiten Zug aus seinem Leben, in welchem das egoistische Moment seines Charakters sich mit gleicher Stärke offenbart.

Allerdings fühlte er gleich damals die ganze Schwere des Vergehens. Er war wie vernichtet; das Bewußtsein der Schuld, die er auf sich geladen, drückte ihn fast zu Boden, dennoch that er nichts, um sie zu sühnen. Mit dem ihm eigenen Leichtsinn, der unglaublich schnell auch die nächste Vergangenheit über der Gegenwart vergaß, dachte er bald weder an sie, noch an das Mädchen, welches ihr Opfer geworden. Erst in späteren Jahren wachte die lange schlummernde Erinnerung wieder auf und lastete nun bis in seine letzten Lebenstage um so schwerer auf ihm, da er sich die Folgen, welche seine Beschuldigung für die Ehre und den guten Ruf, damit auch für das Lebensglück des Mädchens möglicherweise haben konnte, als wirklich eingetreten denken mußte. Auch trug das Bewußtsein dieser Schuld nicht wenig dazu bei, die Ruhe seines Lebens zu untergraben. Die quälende Vorstellung der schlimmen That, deren unheilvolle Nachwirkungen weder genau bemessen, noch beseitigt werden konnten, verließ ihn nie mehr[66]). Es half wenig, daß er sich ihrer vor seinen Freunden im Allgemeinen anklagte; es bedurfte eines genauen und umfassenden Geständnisses, wie er es in den Confessions ablegte, um die nothwendige Versöhnung zu finden. Das Bedürfniß der Selbstanklage hat sogar an der Abfassung dieser Bekenntnisse einen großen und direkten Antheil, und wenn es beim Lesen derselben Manchem mit Recht scheinen mag, daß die Offenheit hier zu weit getrieben werde, so darf man doch nicht vergessen, daß sie für Rousseau die Bedeutung einer öffentlichen Beichte hatten, und daß, wenn die Wahrheit in ihnen zuweilen auf Kosten der Scham zu ihrem Rechte kommt, damit der Sieg, den die Scham einst auf Kosten der Wahrheit davon trug, in etwa gesühnt wird. Erinnern wir uns, wie Rousseau auch in seinem späteren Leben als der rücksichtslose Vertreter der Wahrheit auftritt, und in ihrem Dienste weder vor der Verachtung, noch selbst vor dem Gelächter der Welt zurückschreckt, so

tritt die Bedeutung des in Rede stehenden, an sich unerheblichen Vorganges in das rechte Licht. Jene energische und thatkräftige Liebe zur Wahrheit entsprang aus dem tiefen Hasse gegen die Lüge, die er in ihrer entwürdigenden Natur, wie in ihren verhängnißvollen Wirkungen an sich selbst erfahren hatte [67]). Doch kehren wir zu unserer Erzählung zurück.

Mit dem Austritte aus dem Dienste der Gräfin begann für Rousseau eine sechswöchentliche Muße, da sich für's Erste keine Beschäftigung finden wollte. Diese Zeit der Unthätigkeit hätte für den jungen kräftig gesunden Mann, bei seinem entzündlichen Temperamente, leicht gefährlich werden können. Unruhig, zerstreut, in Träumereien verloren, verzehrte ihn unter Thränen und Seufzern die Sehnsucht nach einem Glücke, dessen Mangel er beständig empfand, ohne daß er sich doch eine klare Vorstellung von ihm bilden konnte. Sein glühendes Blut erfüllte die Phantasie unausgesetzt mit den Bildern von Frauen und Mädchen, und diese Vorstellungen erhielten die Sinne in steter Aufregung, die um so lästiger wurde, da ihm sowohl ihr Ziel, als die Mittel zu seiner Erreichung unbekannt blieben. Bei dieser vorwiegenden Thätigkeit der sinnlichen Funktionen war es ein glücklicher Zufall, daß sich neue Anregungen von geistiger Art darboten, die ihr in etwa entgegenwirkten. Rousseau hatte im Hause der Gräfin einen jungen Abbé, Gaime, kennen gelernt, welcher die Erziehung der Kinder des Grafen von Mellarède leitete. Zum Theil in der Absicht, durch seine Vermittlung vielleicht eine passende Stelle zu finden, fuhr er auch nach seiner Entlassung fort, ihn zu besuchen. Bald aber trat der äußere Zweck in den Hintergrund. Es bildete sich zwischen den Beiden ein näheres Verhältniß, welches für die innere Bildung Rousseau's sehr fruchtbar werden sollte. Der Abbé, zwar noch jung, war doch ein Mann von gereiftem Verstande und mannigfachen Kenntnissen, zugleich einfachen, schlichten Sinnes und von einem natürlichen Wohlwollen für Andere beseelt. Rousseau nennt ihn „den redlichsten Menschen, den er jemals kennen gelernt habe." Persönlich fesselte ihn die herzliche Theilnahme, die ihm der Abbé entgegenbrachte, das unmittelbare Gefühl, daß dieser Mann an seinem Wohle ein aufrichtiges Interesse nehme.

In der That war dem auch so. Der Abbé hatte, scheint es, die Natur und den Charakter Rousseau's aufmerksam beobachtet. Seine höhere Begabung, seine Anlagen und Vorzüge waren ihm nicht entgangen, aber ebenso wenig seine Schwächen und die bedenkliche Richtung, die sein Leben in sittlicher Beziehung zu nehmen drohte. Er mochte sich sagen, daß dieser junge Mann, unbekannt mit sich, wie mit der wirklichen Welt, und doch so erfüllt von eitlem Selbstgefühl und dem phantastischen Streben nach einem erträumten Glücke,

gar sehr Gefahr laufe, zu Grunde zu gehen. Um ihn davor zu schützen, bemühte er sich, ihm eine richtigere Würdigung seiner Person und der Verhältnisse des Lebens zu vermitteln. Ohne ihn zu entmuthigen, suchte er doch die übertriebene Vorstellung von seinen Fähigkeiten und von seiner Bestimmung auf ein angemessenes Maß zurückzuführen. Er zeigte ihm namentlich, daß seine natürliche und geistige Begabung ihn durchaus nicht befähige, in der Welt sein Glück zu machen, wohl aber ihn in den Stand setze, seiner entbehren zu können. Auch wies er ihm dann ferner nach, wie das Glück, welchem die Menschen nachzujagen pflegen, nichts sei als Schein und Trug, daß aber die wahre Zufriedenheit in allen, auch den einfachsten Verhältnissen, durch weise Selbstbeschränkung und gewissenhafte Pflichterfüllung erreicht werden könne.

Man sollte denken, Ansichten dieser Art hätten Rousseau von vorn herein zurückschrecken müssen. Entsprangen sie doch aus einer Denkweise, die mehr dem enttäuschten Alter, als der hoffnungsreich aufstrebenden Jugend angehört. Die Eitelkeit der irdischen Dinge, welche sie hervorhebt, und die Resignation, die sie predigt, sind in der Regel nur das Ergebniß der Jahre oder eines tiefgreifenden Mißgeschicks, und auch nur unter diesen Voraussetzungen verständlich. Wir wissen nicht, wie der Abbé, der selbst noch in jugendlichem Alter stand, zu diesen Ueberzeugungen gelangt war. Möglich, daß ihn persönliches Unglück für sie disponirte. Auch mag seine Stellung als Priester von Einfluß gewesen sein, denn die Geringschätzung der Welt und die Selbstbeschränkung des Individuums auf seinen nächsten persönlichen Lebenskreis sind doch vorzugsweise Postulate des katholischen Bewußtseins. Dem jungen Rousseau mußten diese Forderungen ebenso fremd, wie unausführbar erscheinen. Sie traten seinem Streben nach äußerer Geltung, nach Ruhm und Glanz direkt entgegen. Sie warfen ihn, dessen Lebenstrieb für jetzt nach Außen gerichtet war, auf sich selbst zurück. Sie geboten Entsagung, während er genießen wollte. Dazu kam noch, daß die Doktrin des Abbé die reizenden Illusionen und die phantastischen Luftschlösser, in welchen er sich bis dahin bewegt hatte, völlig zerstörte.

Ohne Frage stand eine so ruhig kalte, verständige Ansicht von den Menschen und Dingen mit seinem bisherigen Denken und Streben im entschiedensten Widerspruche. Dennoch sagte sie ihm zu und bereitwillig ging er auf sie ein. Sie schlug selbst feste Wurzeln in ihm, wenn sie sich auch erst in einer weit späteren Zeit zu einem Gesinnung und Leben bestimmenden Prinzip entwickeln konnte. Gewiß war es nicht allein die Person des Abbé, die dies bewirkte. Sein herzliches Wohlwollen fesselte allerdings den einsam in der Fremde dastehenden Jüngling. Auch mochte die einfache Klarheit seines Vor-

trages und die unmittelbar in die Augen springende Wahrheit seiner Ausführungen seinem unbefangenen Sinne imponiren. Die Hauptsache aber war doch, daß die ihm entgegentretende Denkweise einem Grundzuge seines eigenen Wesens entsprach. Der Abbé hatte, wie es scheint, das subjectiv-idealistische Moment im Charakter Rousseau's richtig erkannt. Indem er dasselbe betonte, weckte er in ihm das Gefühl einer höheren Kraft, die es seinem Stolze leicht machte, die ihm bereitete Enttäuschung zu ertragen. Er konnte es sich wohl gefallen lassen, auf seine erträumten Vorzüge zu verzichten, wenn er sich im Besitze einer werthvolleren Anlage wußte. Die große Welt mit dem, was sie bieten kann, mußte ihm gleichgültig erscheinen, wenn er sie entbehren und sich selbst genügen konnte. Die Demüthigung, welche er so erfuhr, war doch nur eine scheinbare, denn sie hob ihn im Grunde über sich und seine Umgebung weit hinaus. Und wenn die Selbstbeschränkung, zu welcher er aufgefordert wurde, die chimärischen Hoffnungen, welche er bis dahin gehegt hatte, vernichtete, so befreite sie ihn andererseits auch von den Enttäuschungen, die der Glaube an sie mit sich brachte, und enthob der Anstrengungen, welche sie erforderten. Von Natur jeder strengen und beharrlichen Thätigkeit abgeneigt, sehnte er sich nach einem Glücke, das ohne Mühe zu erlangen und mühelos zu behaupten wäre. Ein solches aber zeigte sich ihm von ferne in der Selbstbefriedigung, die ihm als ein erreichbares Ziel hingestellt wurde. Sie schmeichelte also nicht blos seinem Stolze, sie lockte zugleich seine Neigung zu einem passiven genießenden Dasein. Daß sie auch seinem Freiheitsdrange, dem eingebornen Triebe nach Unabhängigkeit zusagte, versteht sich von selbst. Fügen wir hinzu, daß auch das Herz, in und mit welchem er vorzugsweise lebte, hoffen durfte, in dem engbegrenzten Lebenskreise, auf welchen die Lehren des Abbé hinwiesen, zu seinem Rechte zu kommen. Ebenso fand sein sittlicher Sinn, wie wenig er auch noch entwickelt sein mochte, in dem reinen Bilde eines in seiner engen Begrenzung schuldlos dahinfließenden Lebens den Ausdruck dessen, was ihm als ein unklares Ideal vorschweben mochte.

Man sieht, es gab der Wege gar manche, auf welchen die Lebensansichten des Abbé bei Rousseau Eingang finden konnten. Er hat sie später als die seinigen bekannt, und besonders in jener berühmten Episode des Emile, die den Einen zur Auferbauung, den Anderen zum Aergerniß wurde, mit der Kraft und Wärme einer lebendigen Ueberzeugung vertreten. Bis es dahin kam, mußten freilich noch manche Jahre voll bitterer Erfahrungen vorübergehen. Was er gehört, fand zwar in der Seele Rousseau's eine bereite Stätte, aber es ruhte dort doch lange, bevor es sichtbare Keime trieb. Wie verwandt die neuen Anschauungen auch seinem Wesen sein mochten, es

wirkten doch noch andere Faktoren in ihm, deren Thätigkeit der ihrigen widerstrebte, und diese waren vorläufig noch die mächtigeren. Kein Wunder also, daß die Unterweisungen des guten Abbé, trotz des tiefen Eindruckes, den sie hinterließen, für's Erste ziemlich unfruchtbar blieben. Es sollte sich bald zeigen, wie wenig sie im Stande waren, das eigenthümliche Naturell des gelehrigen Zöglings zu beherrschen.

Nach einer sechswöchentlichen Muße fand Rousseau durch die Vermittelung des Grafen La Roque eine neue Stelle, die gleich anfangs eine erste Stufe auf der Leiter zu dem längst ersehnten Glücke zu werden versprach. Der Graf hatte bemerkt, daß in dem jungen Bedienten der Stoff zu etwas Besserem liege, und verschaffte ihm nun die Gelegenheit, diese höhere Anlage zur Geltung zu bringen. Das Haus, in welches er Rousseau einführte, war eines der vornehmsten in Turin, und wegen seiner Verbindungen mit dem Hofe und der höchsten Staatsregierung von großem Einflusse. Der alte Graf Gouvon, das Haupt desselben, bekleidete die Stelle des ersten Stallmeisters der Königin. Einer seiner Söhne, der Marquis de Breil, war Gesandter in Wien, ein anderer, Abbé Gouvon, für die Prälatur bestimmt. Wenn irgendwo, so ließ sich in diesem Kreise die äußere Unterstützung erwarten, deren Rousseau zur Erreichung seiner Wünsche bedurfte. Auch wurde sie ihm von dem Grafen gleich bei der ersten Zusammenkunft in Aussicht gestellt. Man fand, daß der Ausdruck seines Gesichtes Geist verspreche, und glaubte aus seinen Antworten schließen zu dürfen, daß er dessen wirklich besitze. Die freundliche Weise aber, in welcher der würdige Greis sich mit ihm unterhielt, machte auf Rousseau den besten Eindruck. Gerührt von der unzweideutigen Theilnahme, die der hochstehende Mann ihm schenkte, faßte er den festen Vorsatz, den herzlichen Ermahnungen, mit welchen er ihn in seine Dienste nahm, treue Folge zu leisten. Zunächst freilich mußte er es sich gefallen lassen, den Bedienten zu spielen. Man wollte sehen, ob er sich in dieser Stellung so verhalten werde, daß man daran denken könne, ihn zu einer höheren zu befördern. Indeß wurde er doch keineswegs den übrigen Lakaien in Kleidung, Geschäften und Behandlung gleichgestellt. Man wies ihm keine bestimmte Thätigkeit zu, sondern verlangte nur, daß er sich bestrebe, Allen möglichst gefällig zu sein. Solche gelegentliche Dienstleistungen nahmen nicht eben viel Zeit und Kraft in Anspruch. Es war im Grunde ein müßiges Leben, das er zu führen hatte, und scheint es fast, als habe man ihn mit Absicht sich selbst überlassen, um ihn auf die Probe zu stellen.

Er bestand sie vortrefflich. Die guten Lehren des Abbé, den er fortfuhr zu besuchen, wurden gerne aufgenommen und bereitwillig

befolgt. Er bewies einen Fleiß, eine Aufmerksamkeit, einen Eifer, der alle Welt entzückte. Auch ließ er sich keine Extravaganzen zu Schulden kommen. Selbst die reizende Enkelin des Grafen, Fräulein de Breil, verwirrte ihm den Sinn nicht in dem Grade, daß es zu bedenklichen Scenen geführt hätte. Dennoch schien es, als ob man die in Aussicht genommene Beförderung vergessen habe, bis ein Zufall ihm Gelegenheit gab, seine höhere Befähigung in Erinnerung zu bringen. Als er einst bei Tische aufwartete, kam die Rede auf die alte Devise des gräflichen Hauses: „Tel fiert qui ne tue pas.“ Einer der Anwesenden meinte, das Schluß-t im Worte fiert sei überflüssig. Rousseau, dem der Graf es ansah, daß er anderer Ansicht sei, wurde aufgefordert, sich zu äußern. Er nahm das angefochtene t in Schutz, indem er ganz mit Recht fiert vom Zeitworte férir ableitete. Ein allgemeines Staunen der Tischgesellschaft war die nächste, die Wiederaufnahme der ursprünglichen Pläne die mittelbare Folge dieser rechtzeitigen Probe seiner Kenntnisse.

Der Sohn des Grafen selbst ließ sich herab, sein Lehrer zu werden. Abbé Gouvon war ein wissenschaftlich und literarisch gebildeter Mann. Er hatte die Universität Siena besucht, um Theologie zu studiren, sich aber bald mit besonderer Vorliebe der schönen Literatur zugewandt. Wohlvertraut mit den klassischen Dichtern des Alterthums, und ebenso in der poetischen Literatur Italiens zu Hause, besaß er zudem ein gebildetes Urtheil und einen feinen poetischen Geschmack. Seine eigenen lateinischen und italienischen Poesien waren zwar ohne großen Werth, immer aber dienten sie dazu, das Ansehen, dessen er, der Zögling des in Sprache und Literatur tonangebenden Toskana, in den vornehmen Kreisen Turins sich erfreute, zu sichern. Der Unterricht eines solchen Mannes konnte für die geistige Bildung Rousseau's ohne Zweifel sehr fördernd werden. Der Abbé unterzog sich seiner Aufgabe mit großem Eifer und wenigstens eine Zeitlang mit gutem Erfolge. Rousseau fand auch bei ihm wieder, was er bedurfte, wenn fremder Einfluß auf ihn wirken sollte, herzliches Wohlwollen und persönliche Theilnahme. Er bestrebte sich daher, durch regen Fleiß die Mühe seines freundlichen Lehrers zu vergelten. Zwar machte er in der lateinischen Sprache, die zunächst Gegenstand des Unterrichtes war, keine sonderlichen Fortschritte. Es fehlte an den nöthigen grammatischen Vorkenntnissen, und der Abbé, scheint es, hatte nicht Lust, sich damit zu befassen. So blieb die Lectüre des Virgil, zu der er alsbald überging, für Rousseau ziemlich unfruchtbar. Von größerem Nutzen war, was er mehr gelegentlich durch den beständigen Umgang mit seinem Lehrer, der ihn als Sekretär zu benutzen pflegte, erlernte. Nicht nur wurde er mit der italiänischen Sprache in ihrer Reinheit vertraut, er gewann auch Geschmack an

der Literatur und eine gewisse Fähigkeit, die guten und bedeutenden Erscheinungen derselben von ihren schlechten oder gehaltlosen Productionen zu unterscheiden. Der Abbé lehrte ihn, weniger hastig und mit mehr Ueberlegung zu lesen, zeigte ihm auch die Gesichtspunkte, die man bei der Lektüre zu nehmen habe, wenn sie fruchtbar werden solle. Er gewöhnte sich so, auf Form und Inhalt des Gelesenen zu achten, über Sprache und Ausdruck nachzudenken und die charakteristischen Merkmale einer reinen Diction, eines guten und schönen Styles aufzufinden.

Der fördernde Einfluß dieser Arbeiten trat in seiner ganzen Bedeutung erst später hervor, als Rousseau anfing, sich mit Eifer, aber ohne Lehrer und Wegweiser wissenschaftlichen Studien zuzuwenden. Für jetzt führte das sichtliche Interesse, mit welchem er auf die Unterweisungen des Abbé einging, dahin, ihm dessen volle Zufriedenheit zu erwerben. Es schien nun allmälig gewiß, daß man seine Mühe nicht an einen Unwürdigen verschwende. Die tadellose Haltung Rousseau's gewann ihm das Vertrauen, seine geistige Begabung die Achtung der ganzen gräflichen Familie. Er galt für einen jungen Mann, der zu großen Hoffnungen berechtige und aus der untergeordneten Stellung, in welcher er sich befinde, einer ihm angemesseneren, höheren Laufbahn zugeführt werden müsse. Wie man sich diese Carrière dachte, erfuhr Rousseau damals nicht. Er vermuthete später, daß das Haus Solar, welches zu dieser Zeit nach den höchsten Staatsämtern strebte, sich in ihm ein ergebenes und fähiges Werkzeug habe schaffen wollen, dessen Talente und Verdienste man nach Umständen auch bei der Verfolgung der eigenen Zwecke hätte benutzen können. Ob dem wirklich so war, muß dahin gestellt bleiben. Rousseau nennt diesen Plan des Grafen Gouvon „edel, vernünftig, hochherzig," und meint, er sei „eines wohlwollenden und umsichtigen Großen vollkommen würdig gewesen." Uns will es scheinen, daß er doch nicht ganz uneigennützig war. Jedenfalls kam er nicht zur Ausführung. Abermals war es ein zufälliger geringfügiger Umstand, der dem Leben und Schicksale Rousseau's eine neue unerwartete Wendung gab.

Er hatte in Turin die Bekanntschaft eines Landsmannes, des Miniaturmalers Mussard, gemacht. Dieser führte ihm eines Tages einen anderen jungen Genfer, Bâcle, zu, mit welchem er schon während seiner Lehrzeit Umgang gehabt. Bâcle war ein munterer Geselle, stets heiter gestimmt und voll launiger Einfälle. Rousseau gewann ihn lieb und zwar in einem Grade, daß er ihn bald nicht mehr entbehren konnte. Es lag eben in seiner Natur, daß er sich leicht anschloß, wenn man ihm entgegenkam. Wer ihm Zuneigung bewies, konnte sicher sein, daß er ihm mit einer, sich bis zur Hingebung

steigernden Anhänglichkeit lohnen werde. Die Dauer solcher Verbindungen entsprach freilich nicht immer der Wärme, mit welcher sie eingegangen wurden. So lange sie aber bestanden, nahmen sie sein ganzes Wesen in Anspruch. Jedes dieser Verhältnisse gewann eine ausschließliche Geltung und beherrschte ihn unbedingt, sodaß alle anderen, auch die berechtigtsten Rücksichten zurücktreten mußten. So auch in diesem Falle. Sein Freund Bâcle wurde alsbald der einzige Gegenstand, an welchem er noch Interesse nahm. Die natürliche, unbefangene Weise des jungen Menschen, sein munterer Sinn, seine Späße und Possen sagten dem lebhaften Naturell Rousseau's ebenso zu, wie seiner Neigung zu einer ungezwungenen Lebensfreude, die in den Verhältnissen, in welchen er damals lebte, wie günstig sie auch im Uebrigen sein mochten, keine Befriedigung finden konnte. Es kam hinzu, daß Bâcle im Begriffe war, nach Genf zurückzukehren. Die Aussicht, ihn bald zu verlieren, legte den Gedanken nahe, wenigstens die noch übrige Zeit seiner Anwesenheit zu einem möglichst ununterbrochenen Verkehre zu benutzen.

Bald waren die Beiden fast unzertrennlich. Bâcle fand sich tagtäglich bei Rousseau ein, und als ihm diese Besuche von Seiten des Grafen untersagt wurden, brachte Rousseau die Tage außerhalb des Hotels in seiner Gesellschaft zu. Die Folge war, daß man ihm Vorstellungen machte, und als diese fruchtlos blieben, drohte, ihm den Abschied zu geben. Diese Drohung aber bewirkte das Gegentheil von dem, was sie bewirken sollte. Sie brachte ihn auf den Gedanken, daß Bâcle ja nicht allein zu reisen brauche, und sofort gewann die Vorstellung einer solchen Reise einen so unwiderstehlichen Reiz, daß er beschloß, seinen Freund zu begleiten. Daß er damit die glänzenden Aussichten, die sich ihm eröffnet hatten, selbst zerstöre, kam ihm kaum in den Sinn. Ueberdies kannte er sie nicht genau, auch waren sie für ihn nicht sehr lockend. Weit aussehende Pläne, deren Verwirklichung erst in einer fernen Zukunft zu erwarten stand, zu fassen oder gar mit ruhiger Consequenz zu verfolgen, war und blieb seiner Natur fremd. Die wirklichen, wenn auch mäßigen Genüsse der Gegenwart hatten für ihn zu jeder Zeit eine weit größere Anziehungskraft, als die möglichen, wenn auch glänzenden Vortheile, welche die Zukunft erwarten ließ. Noch aber lebte die Erinnerung an die frühere Reise, die ihn nach Turin gebracht, fort. Er gedachte der Berge und Thäler, der Wälder und Bäche, der Wiesen und Dörfer, durch die er damals gewandert, und die geschäftige Phantasie wurde nicht müde, sie ihm mit den schönsten Farben auszumalen. Nochmals so im Freien umherzuschweifen, plan- und zwecklos, in Gesellschaft eines munteren, sorglosen Gefährten, das erschien ihm als ein Glück, dem alles Andere ohne Bedenken geopfert werden

müsse. Man sieht, trotz der freundlichen Rücksicht, die man ihm schenkte, empfand er doch den Zwang, welchen Leben und Stellung im Hause des Grafen seinem Unabhängigkeitssinne auflegten. Gewiß war dieser unwiderstehliche Zug zur Freiheit ein wenn auch unbewußtes, entscheidendes Motiv zu seinem Entschlusse. Nicht weniger aber wirkte die Sehnsucht nach dem Weibe, die ihn fort und fort beherrschte und vor wie nach in der Frau von Warens ihren Zielpunkt fand. Die räumliche Entfernung hatte den Verkehr mit dieser Dame nicht unterbrochen. Er unterhielt mit ihr, so lange er in Turin war, einen Briefwechsel, in welchem er von seinen wechselnden Schicksalen Nachricht und sie ihm geeignete Rathschläge gab. Er durfte hoffen, daß die projectirte Reise ihn in ihre Nähe zurückführen werde, und diese Aussicht, mochte sie auch nicht klar hervortreten, wirkte doch in weiter Ferne so lockend, daß die etwaigen Bedenken vollends schwanden. Als man ihm den angedrohten Abschied wirklich gab, ahnte man nicht, daß man damit seinem lebhaftesten Wunsche entgegenkam. Ihn zu fordern, hatte er doch nicht gewagt, da er sich wider Willen die Thorheit seines Vorhabens eingestehen mußte. Jetzt konnte er dasselbe vor sich selbst mit der Nothwendigkeit rechtfertigen. Ein letzter Versuch, ihn zurückzuhalten, blieb erfolglos. Trotzig verließ er das gräfliche Haus, ohne selbst dem Abbé für das ihm bewiesene Wohlwollen zu danken.

Die Reise, welche nun alsbald angetreten wurde, entsprach ganz den gehegten Erwartungen. Nur war sie nicht von so langer Dauer, wie man gedacht hatte. Der Plan, sie mit Hülfe eines Heronsbrunnens, dessen Spiel man den neugierigen Landleuten und Kleinstädtern statt der Zahlung bieten zu können glaubte, fortzusetzen, mißlang völlig. Das vorräthige Geld aber ging bald zur Neige, und wenn auch dieser Uebelstand der heiteren Stimmung keinen Abbruch that, so nöthigte er doch, ein näheres Reiseziel in's Auge zu fassen. So ging man denn über die Berge nach Savoyen zurück. Für Rousseau verstand es sich von selbst, daß sein Weg ihn nur zur Frau von Warens führen könne. Auch zweifelte er durchaus nicht, daß sie ihn bei sich aufnehmen werde. Doch aber ergriff ihn, je näher er Annecy kam, eine stets wachsende ängstliche Scheu vor dem Kummer, den er ihr bereiten, und den Vorwürfen, die sie ihm machen werde. Am Thore von Annecy schied Freund Bâcle, um den Weg nach Genf einzuschlagen. Rousseau dachte nicht daran, ihm zu folgen. Seine Heimat war jetzt die Wohnung der Warens, und dahin ging er denn auch mit klopfendem Herzen und wankenden Schritten. „Meine Augen," erzählt er, „bedeckten sich mit einem Schleier. Ich sah und hörte nichts. Ich würde Niemanden wiedererkannt haben. Auch mußte ich wiederholt stehen bleiben, um aufzuathmen und die Herr-

schaft über meine Sinne wiederzugewinnen.“ Er hatte doch keinen Grund zu solchem Verzagen. Frau von Warens nahm ihn mit ihrer gewohnten ruhigen Freundlichkeit auf, zeigte sich weder bekümmert, noch erstaunt über seine Rückkehr, und gab ihm bald die beruhigende Versicherung, daß sie ihn bei sich behalten wolle [68]).

VII.

Die Aussicht, für die nächste Zeit in der unmittelbaren Nähe der Frau von Warens leben zu dürfen, war für Rousseau höchst erfreulich. Sie gab ihm nicht nur eine Bürgschaft dafür, daß er nun zunächst der drückenden Folgen seiner unsicheren Lage enthoben sei, sie bot vor Allem den Bedürfnissen seines Herzens die ersehnte Befriedigung. Es ist doch ein merkwürdiges Verhältniß, in welches der junge Mann gleich Anfangs zu dieser Dame trat, die nicht blos erheblich älter, sondern auch durch Stand und Bildung so sehr von ihm verschieden war. Dasselbe gewann von vornherein einen vertraulichen Charakter, der ihm auch später unverändert eigen geblieben ist. Frau von Warens, scheint es, fand zunächst in ihrem Schützlinge einen Ersatz für die Kinder, die ihr fehlten. Seine hülflose Lage und die Hingebung, mit welcher er ihre mütterliche Sorgfalt vergalt, mochten dann ihre Zuneigung erhalten und nähren. Wie sie ihn „ihren Kleinen“ zu nennen pflegte, so erwies sie ihm auch alle die Liebkosungen und Zärtlichkeiten, welche die Mutter dem Kinde zu erweisen pflegt [69]). Freilich, dieses Kind war bereits ein achtzehnjähriger starker, leidenschaftlich erregter Bursche. Dennoch glauben wir nicht, daß das geschlechtliche Moment hier einen anderen Einfluß hatte, als den unwillkürlichen, der nicht füglich ganz fehlen konnte. Bei Rousseau aber machte es sich weit entschiedener geltend. Nicht als ob er sich der sinnlichen Erregung, welche die damals noch blühende und reizende „Mama“ in ihm hervorrief, bewußt gewesen wäre. Aber es ist doch keine Frage, daß sie ihm zwar als Mutter und Freundin galt, aber mehr noch das Weib in seiner geschlechtlichen Bestimmtheit vertrat.

In der That äußerte sich seine Zuneigung ganz ebenso, wie sich sonst nur die leidenschaftliche Liebe zu äußern pflegt. Zufrieden und glücklich in der Nähe der geliebten Frau, wird er von der peinlichsten Ungeduld ergriffen, sobald er von ihr getrennt ist. Er kann es selbst kaum ertragen, wenn irgend ein Zufall, ein Besuch etwa, sie ihm auf eine Weile raubt oder den freien, ausschließlichen Verkehr mit ihr stört. War ihre Person nicht grade um ihn, so wurde ihr Bild in seiner Seele um so lebendiger. Es begleitete ihn auf allen Wegen

und wich auch im Traume nicht von ihm. Kein Wunder, daß diese schwärmerische Neigung sich selbst auf die äußeren Gegenstände erstreckte, die der Geliebten angehörten oder irgendwie zu ihr in Beziehung standen. „Wie oft," sagt er, „habe ich mein Bett geküßt, weil ich dachte, sie habe darin geruht, wie oft meine Vorhänge, ja alle Möbel meines Zimmers, weil sie ihr gehörten, ihre schöne Hand sie berührt hatte, wie oft selbst den Fußboden, weil ich mich erinnerte, daß sie auf ihm einhergegangen sei." Man wird in diesen Extravaganzen die Zeichen einer wirklichen Liebe nicht verkennen können. Frau von Warens war für ihn das geliebte Weib, wenn er auch in ihr nur eine Mutter, Schwester, Freundin sah. Es ist daher natürlich, daß außer ihr das weibliche Geschlecht für ihn nicht existirte, daß sie ihm „die einzige Frau der Welt" war[70]). Wie wenig man nun auch ein Verhältniß, das von Hause aus an einer gewissen Unnatur litt, billigen mag, gewiß ist doch, daß es für Rousseau in sittlicher Beziehung von großem Werthe gewesen. Immerhin mochten die Sinne bis zu einem gewissen Grade an ihm betheiligt sein, für das Bewußtsein des jungen Mannes war und blieb es lediglich Sache des Herzens, und dieses Leben des Herzens war intensiv genug, um den heißen Drang der Sinnlichkeit, die zu dieser Zeit bereits anfing, sich physisch in gefahrdrohender Weise zu äußern, zu hemmen und unschädlich zu machen[71]).

Wurde so die persönliche Nähe der Frau von Warens eine Schutzwehr gegen die Macht der sinnlichen Leidenschaft, so wirkte der fortgesetzte Umgang mit ihr auch noch in anderer Rücksicht sehr förderlich. Schlimm war es freilich, daß ihm nicht gleich Anfangs eine bestimmte Thätigkeit, die seinen Kräften angemessen, sie auch in Anspruch genommen hätte, zugewiesen werden konnte. Als Frau von Warens ihn bei sich aufnahm, hatte sie allerdings die Absicht, ihm nur so lange ein Asyl zu gewähren, bis sich eine passende Beschäftigung für ihn finden werde. Auch ließ sie es sich angelegen sein, seine Neigungen und Talente kennen zu lernen, um so eine sichere Grundlage für weitere Lebenspläne zu gewinnen. Darüber verging indeß einige Zeit, und diese floß dem jungen Manne in einem steten dolce far niente dahin. Denn die gelegentlichen Arbeiten, zu welchen man ihn verwandte, waren im Grunde nicht mehr als ein Zeitvertreib, der wenigstens vor Langeweile bewahrte. Der lebhafte, unternehmende Geist, welcher seine mütterliche Freundin beseelte, veranlaßte sie zu manchen, hin und wieder abenteuerlichen Projekten, und brachte in ihr Leben eine gewisse unruhige Geschäftigkeit, die denn auch Rousseau in Athem hielt. Da waren Pläne zu redigiren, Druckschriften abzufassen, Rechnungen einzutragen u. s. w. Auch mußte er in ihrer chemischen oder medizinischen Küche, wo sie sich eifrig mit der Anfer-

tigung von Elixiren, Lebensbalsamen und dergleichen beschäftigte, hülfreiche Hand leisten. Waren diese Arbeiten auch nicht grade nach seinem Geschmack, so unterzog er sich ihnen doch gerne[72]), weil sie es ihm möglich machten, fast beständig in der Nähe der geliebten Frau zu weilen. Einen weiteren Vortheil hatten sie freilich nicht. Indeß blieb zum Glück immer noch viele Zeit übrig, die doch theilweise besser verwandt wurde. So nahm Rousseau seine Lektüre wieder auf und zwar mit um so größerem Erfolge, da der Unterricht des Abbé Gouvon noch wohlthätig nachwirkte. Auch war Frau von Warens, die selbst eine gewisse literarische Bildung besaß, fortwährend bestrebt, ihm ihre Kenntnisse, wie ihr Urtheil, wenn er ihr vorlas oder sich mit ihr unterhielt, zu Gute kommen zu lassen. Durch sie wurde er zu dieser Zeit mit manchen hervorragenden Vertretern der französischen Literatur bekannt, namentlich mit Bayle, dessen verständige, aufklärende Richtung ihr besonders zusagte, mit Saint-Evremond, den sie sehr hoch hielt, La Bruyère, auch mit den Erstlings-Schriften Voltaire's, wie mit der Henriade. Diese Beschäftigung mit literarischen Dingen gab natürlich manche fruchtbare Anregungen. Von größerem Werthe indeß war, zunächst wenigstens, die richtigere Einsicht in die Verhältnisse der Welt und des Lebens, die er aus den Unterhaltungen mit seiner Freundin gewinnen durfte.

Frau von Warens kannte die Welt und die Menschen, wie sie wirklich sind. Die Wandlungen ihres Lebens hatten sie in mannigfache Lagen und Verbindungen gebracht, ihre eigene Stellung, unsicher und kritisch wie sie war, ihren ohnehin regen Beobachtungssinn geweckt und ihren reflektirenden Geist in steter Bewegung erhalten[73]). Es konnte nicht fehlen, daß sie einen reichen Vorrath an Erfahrungen sammeln und manchen richtigen Einblick in das Thun und Treiben der Menschen gewinnen mußte. Und da sie überdies geneigt war, was sie kannte und wußte, mitzutheilen, so wurde der vertrauliche Verkehr mit ihr für Rousseau eine Schule des Weltverstandes, die grade ihm, der im Grunde doch vor wie nach an seinen phantastischen Vorstellungen festhielt, von unbestreitbarem Nutzen war. Nehmen wir hinzu, daß Frau von Warens, wie wenig auch ihre Grundsätze in manchen Punkten den Anforderungen einer höheren und reineren Sittlichkeit entsprachen, sich doch zu den Lehren einer verständigen und wohlwollenden Moral bekannte und unausgesetzt bemüht war, dieselben auch ihrem Zöglinge einzupflanzen. Mochte diese Moralität immerhin eine einseitige und beschränkte sein, sie war darum nicht weniger geeignet, der Sinnlichkeit Rousseau's entgegenzuwirken und ihre sehr nahe liegenden Ausschreitungen wenigstens zu beschränken.

Es läßt sich denken, daß Rousseau mit seiner neuen Lebenslage

wohl zufrieden und weit davon entfernt war, eine Aenderung herbei zu wünschen. Frau von Warens verlor indeß ihre Aufgabe, die Zukunft des jungen Mannes durch Einführung in einen bestimmten Beruf sicher zu stellen, keineswegs aus den Augen. Sie wußte nur längere Zeit nicht recht, was sie aus ihm machen sollte, zumal ihre hohe Meinung von seinen Fähigkeiten ihr nicht erlaubte, ihn für eine untergeordnete Stellung ausbilden zu lassen. Ein zufällig anwesender Verwandter, Herr von Saubonne, ein Mann von vielem Geiste und großer Welterfahrung, übrigens aber ein geschickter Intriguant und schlauer Projektenmacher, half ihr endlich aus der Verlegenheit. Er übernahm es, die Kräfte und Anlagen Rousseau's genauer zu untersuchen, ohne daß dieser es merkte, um darnach den ihm angemessenen Beruf festzustellen. Das Endurtheil war keineswegs ein günstiges. Herr von Saubonne äußerte sich, wie früher der Sachwalter Masseron in Genf, dahin, Rousseau sei „ein Knabe von beschränktem Geiste, ohne Geschick und ohne Ideen und deshalb kaum zu einem Dorfpfarrer brauchbar[74])." Dieses Armuthszeugniß bewog dann Frau von Warens, ihn wirklich für den geistlichen Stand zu bestimmen. Da seine Kenntnisse indeß noch sehr mangelhaft waren, schien es zweckmäßig, ihn in das bischöfliche Seminar eintreten zu lassen, um hier seine wiederholt unterbrochenen Studien fortzusetzen. Auch hatte das keine weitere Schwierigkeit. Der Direktor des Seminars, Herr Gros, der „geistvollste und am wenigsten pedantische Lazarist, den ich," sagt Rousseau, „jemals kennen gelernt habe", war mit Frau von Warens befreundet. Der Bischof erklärte sich bereit, die mäßigen Kosten der Pension zu tragen, und Rousseau selbst konnte sich nicht füglich weigern, auf den Plan einzugehen. Wie wenig ihm auch der Tausch zusagte, er verließ doch ohne Widerstreben die freundliche Wohnung und Gesellschaft der Mama, um sich in den düsteren Räumen des Klosters und in der tristen Umgebung von Mönchen für den oktroyirten Beruf vorzubereiten.

Auch ließ er es weder an Eifer, noch an Fleiß fehlen. Es stellte sich aber bald heraus, daß die Resultate zu der aufgewandten Mühe in keinem Verhältniß standen. Es wollte ihm trotz aller Anstrengungen nicht gelingen, in der lateinischen Sprache, die zunächst wieder der Gegenstand seiner Studien war, irgend erhebliche Fortschritte zu machen. Man hielt es daher für das Beste, ihn wieder zu entlassen. Herr von Saubonne, schien es, hatte noch zu günstig über seine Befähigung geurtheilt; selbst die geringen Kenntnisse, deren ein Landgeistlicher bedarf, waren ihm unerreichbar. Er kehrte also zur Frau von Warens zurück. Aus dem Seminar nahm er nichts mit sich, als die liebevolle Erinnerung an seinen Lehrer, den Abbé Gâtier, der sich damals zu den geistlichen Weihen vorbereitete und

den Unterricht Rousseau's übernahm, als dieser aus Abscheu vor seinem anfänglichen Präceptor, einem Lazaristen von abstoßendem Aeußern und widerwärtigem Charakter, sichtlich in eine trübe Stimmung und selbst in körperliche Schwäche verfiel [75]). Abbé Gâtier war ein junger Mann mit blondem Haar und großen blauen Augen. Der weiche, sanfte Ausdruck seines Gesichtes verrieth die zarte Empfindung und den liebevollen Sinn, die ihn beseelten. Sanft und geduldig, gefällig und rücksichtsvoll gegen seinen Schüler, zeigt auch sein späteres Schicksal, daß seine Natur, wenigstens nach einer Seite hin, mit der seines Zöglings nahe verwandt war [76]). Man begreift sehr wohl, wie Rousseau einen solchen Mann liebgewinnen und die Erinnerung an ihn so lebendig erhalten konnte, daß sein Bild später, als er die Schilderung des savoyischen Vikars entwarf, mit dem des Abbé Gaime zu einem Vorbilde zusammenschmolz.

Für Rousseau selbst war die Entlassung aus dem Seminar ein erfreuliches Ereigniß. Durfte er nun doch dahin zurückkehren, wo er mit seinem Herzen lebte; alles Andere kümmerte ihn wenig. Frau von Warens aber ließ sich durch den ungünstigen Ausgang des ersten Versuchs nicht abhalten, einen zweiten zu wagen. Hatte auch dieser nicht den ganzen Erfolg, welchen sie erwartet haben mochte, so gab er doch der Thätigkeit Rousseau's ein Ziel, auf das sie dauernd gerichtet blieb. Dies Mal waren es seine musikalischen Neigungen und Anlagen, welche Mama dem neuen Lebensplan zu Grunde legte. Wir sagten schon, wie sie in frühester Jugend durch den einfachen Gesang der Tante in ihm geweckt wurden. Freilich war dann in den nächsten Jahren für ihre Ausbildung nichts weiter geschehen. Der strenge Kalvinismus ist überhaupt der Pflege der Musik nicht grade günstig, und in Genf namentlich wurde sie im Allgemeinen sehr vernachlässigt. Als er aber später nach Turin kam, fand er Gelegenheit, die italiänische Musik kennen und lieben zu lernen. Er pflegte dort, so oft er nicht beschäftigt war, jeden Morgen der Messe in der königlichen Kapelle beizuwohnen, wo damals die „berühmtesten Symphonisten Europa's“ durch ihre Leistungen glänzten. Sie fesselten ihn ungemein; auch legten sie den Grund zu der so entschiedenen und wirksamen Vorliebe, die er in späterer Zeit dieser Gattung der Musik zuwandte.

Der musikalische Sinn ihres Zöglings war Frau von Warens nicht entgangen. Sie selbst liebte Gesang und Musik, hatte eine gute Stimme, sang leidlich und spielte etwas Klavier. Auch pflegte sie wöchentlich die hervorragenden Mitglieder der bischöflichen Kapelle zu einem Konzerte bei sich zu versammeln. Es bot sich so von selbst Reiz und Anlaß, Rousseau's Liebe zur Musik mehr und mehr zu wecken und ihn zu eignen Leistungen anzuspornen. In der That wandte er, als Frau von Warens nun begann, ihm gelegentlich

Unterricht im Gesange zu ertheilen, diesen Uebungen großen Eifer zu, wobei freilich das Interesse für die Lehrerin die Theilnahme an der Sache nicht wenig erhöhen mochte. Im Seminar setzte er dann diese Studien auf eigene Hand fort, natürlich mit sehr zweifelhaftem Erfolge, zumal es an den nöthigen Vorkenntnissen fehlte. Es bedurfte vor Allem eines regelmäßigen Unterrichtes, und für einen solchen trug denn auch Frau von Warens Sorge, als sie auf den Gedanken kam, die musikalischen Anlagen Rousseau's zur Grundlage seiner Existenz zu machen. Eine passende Gelegenheit war zur Hand; der Dirigent der Domkapelle, Le Maître, stand mit Frau von Warens in freundschaftlichen Beziehungen und ging daher auf ihre Vorschläge bereitwillig ein. Rousseau mußte sich abermals entschließen, das Haus seiner Freundin zu verlassen, weil man es im Interesse des Unterrichtes für besser hielt, ihn bei dem Lehrer in Pension zu geben.

So verbrachte er denn den folgenden Winter (1729 — 30) in der Wohnung Le Maître's. Rousseau preist diese Zeit als eine der wenigen kurzen Perioden, in welchen er sich eines reinen und ungetrübten Glückes erfreut habe. Allerdings waren die Verhältnisse der Art, daß er sich in ihnen vollkommen befriedigt fühlen konnte. Le Maître, ein noch junger Mann, hatte ganz den lebhaften, heiteren Sinn, der den Kindern seiner Vaterstadt Paris eigen ist. Seine geistige Begabung ging zwar nicht über ein bescheidenes Maß hinaus, dafür aber war er ein sehr gutherziger, wohlwollender Mensch. Auch kannte und liebte er seine Kunst, componirte fleißig und verrieth in seinen Arbeiten ein nicht unbedeutendes Talent. Ob er deßhalb ein tüchtiger Lehrer gewesen, steht dahin; künstlerische Naturen dieser Art sind in der Regel zu wenig Freunde einer strengen und consequenten Methode, als daß sie, wenigstens bei Anfängern, bedeutende Resultate erzielen könnten. Auch mag es darin vielleicht zum Theil seinen Grund haben, daß Rousseau, wie er versichert, „sich zwar viel bemühte, aber doch wenig lernte.“ Jedenfalls aber hatte er an Le Maître einen Lehrer, der ihm bei seiner, jedem Zwange widerstrebenden Sinnesweise ganz besonders zusagen mußte. Nicht minder behagte ihm das Leben in dessen Hause. Ohne der Ordnung und Regel zu entbehren, hatte es doch jenen freien Charakter, dessen Rousseau bedurfte, wenn er sich wohl fühlen sollte. Der sorglos-heitere Sinn der Musiker und Sänger, mit welchen er verkehrte, das muntere Treiben der Knaben, die hier ausgebildet wurden, das ganze auf Sang und Klang gestellte Dasein entsprach seinen Neigungen. Dazu kam denn die Nahrung, welche seiner allmälig zur Leidenschaft heranwachsenden Musikliebe geboten wurde, der gelegentliche kleine Triumph, den er durch den Vortrag einzelner Piecen davontrug, und

den Unterricht Rousseau's übernahm, als dieser aus Abscheu vor seinem anfänglichen Präceptor, einem Lazaristen von abstoßendem Aeußern und widerwärtigem Charakter, sichtlich in eine trübe Stimmung und selbst in körperliche Schwäche verfiel [75]). Abbé Gâtier war ein junger Mann mit blondem Haar und großen blauen Augen. Der weiche, sanfte Ausdruck seines Gesichtes verrieth die zarte Empfindung und den liebevollen Sinn, die ihn beseelten. Sanft und geduldig, gefällig und rücksichtsvoll gegen seinen Schüler, zeigt auch sein späteres Schicksal, daß seine Natur, wenigstens nach einer Seite hin, mit der seines Zöglings nahe verwandt war [76]). Man begreift sehr wohl, wie Rousseau einen solchen Mann liebgewinnen und die Erinnerung an ihn so lebendig erhalten konnte, daß sein Bild später, als er die Schilderung des savoyischen Vikars entwarf, mit dem des Abbé Gaime zu einem Vorbilde zusammenschmolz.

Für Rousseau selbst war die Entlassung aus dem Seminar ein erfreuliches Ereigniß. Durfte er nun doch dahin zurückkehren, wo er mit seinem Herzen lebte; alles Andere kümmerte ihn wenig. Frau von Warens aber ließ sich durch den ungünstigen Ausgang des ersten Versuchs nicht abhalten, einen zweiten zu wagen. Hatte auch dieser nicht den ganzen Erfolg, welchen sie erwartet haben mochte, so gab er doch der Thätigkeit Rousseau's ein Ziel, auf das sie dauernd gerichtet blieb. Dies Mal waren es seine musikalischen Neigungen und Anlagen, welche Mama dem neuen Lebensplan zu Grunde legte. Wir sagten schon, wie sie in frühester Jugend durch den einfachen Gesang der Tante in ihm geweckt wurden. Freilich war dann in den nächsten Jahren für ihre Ausbildung nichts weiter geschehen. Der strenge Kalvinismus ist überhaupt der Pflege der Musik nicht grade günstig, und in Genf namentlich wurde sie im Allgemeinen sehr vernachlässigt. Als er aber später nach Turin kam, fand er Gelegenheit, die italiänische Musik kennen und lieben zu lernen. Er pflegte dort, so oft er nicht beschäftigt war, jeden Morgen der Messe in der königlichen Kapelle beizuwohnen, wo damals die „berühmtesten Symphonisten Europa's" durch ihre Leistungen glänzten. Sie fesselten ihn ungemein; auch legten sie den Grund zu der so entschiedenen und wirksamen Vorliebe, die er in späterer Zeit dieser Gattung der Musik zuwandte.

Der musikalische Sinn ihres Zöglings war Frau von Warens nicht entgangen. Sie selbst liebte Gesang und Musik, hatte eine gute Stimme, sang leidlich und spielte etwas Klavier. Auch pflegte sie wöchentlich die hervorragenden Mitglieder der bischöflichen Kapelle zu einem Konzerte bei sich zu versammeln. Es bot sich so von selbst Reiz und Anlaß, Rousseau's Liebe zur Musik mehr und mehr zu wecken und ihn zu eignen Leistungen anzuspornen. In der That wandte er, als Frau von Warens nun begann, ihm gelegentlich

Unterricht im Gesange zu ertheilen, diesen Uebungen großen Eifer zu, wobei freilich das Interesse für die Lehrerin die Theilnahme an der Sache nicht wenig erhöhen mochte. Im Seminar setzte er dann diese Studien auf eigene Hand fort, natürlich mit sehr zweifelhaftem Erfolge, zumal es an den nöthigen Vorkenntnissen fehlte. Es bedurfte vor Allem eines regelmäßigen Unterrichtes, und für einen solchen trug denn auch Frau von Warens Sorge, als sie auf den Gedanken kam, die musikalischen Anlagen Rousseau's zur Grundlage seiner Existenz zu machen. Eine passende Gelegenheit war zur Hand; der Dirigent der Domkapelle, Le Maître, stand mit Frau von Warens in freundschaftlichen Beziehungen und ging daher auf ihre Vorschläge bereitwillig ein. Rousseau mußte sich abermals entschließen, das Haus seiner Freundin zu verlassen, weil man es im Interesse des Unterrichtes für besser hielt, ihn bei dem Lehrer in Pension zu geben.

So verbrachte er denn den folgenden Winter (1729 — 30) in der Wohnung Le Maître's. Rousseau preist diese Zeit als eine der wenigen kurzen Perioden, in welchen er sich eines reinen und ungetrübten Glückes erfreut habe. Allerdings waren die Verhältnisse der Art, daß er sich in ihnen vollkommen befriedigt fühlen konnte. Le Maître, ein noch junger Mann, hatte ganz den lebhaften, heiteren Sinn, der den Kindern seiner Vaterstadt Paris eigen ist. Seine geistige Begabung ging zwar nicht über ein bescheidenes Maß hinaus, dafür aber war er ein sehr gutherziger, wohlwollender Mensch. Auch kannte und liebte er seine Kunst, componirte fleißig und verrieth in seinen Arbeiten ein nicht unbedeutendes Talent. Ob er deßhalb ein tüchtiger Lehrer gewesen, steht dahin; künstlerische Naturen dieser Art sind in der Regel zu wenig Freunde einer strengen und consequenten Methode, als daß sie, wenigstens bei Anfängern, bedeutende Resultate erzielen könnten. Auch mag es darin vielleicht zum Theil seinen Grund haben, daß Rousseau, wie er versichert, „sich zwar viel bemühte, aber doch wenig lernte.“ Jedenfalls aber hatte er an Le Maître einen Lehrer, der ihm bei seiner, jedem Zwange widerstrebenden Sinnesweise ganz besonders zusagen mußte. Nicht minder behagte ihm das Leben in dessen Hause. Ohne der Ordnung und Regel zu entbehren, hatte es doch jenen freien Charakter, dessen Rousseau bedurfte, wenn er sich wohl fühlen sollte. Der sorglosheitere Sinn der Musiker und Sänger, mit welchen er verkehrte, das muntere Treiben der Knaben, die hier ausgebildet wurden, das ganze auf Sang und Klang gestellte Dasein entsprach seinen Neigungen. Dazu kam denn die Nahrung, welche seiner allmälig zur Leidenschaft heranwachsenden Musikliebe geboten wurde, der gelegentliche kleine Triumph, den er durch den Vortrag einzelner Piecen davontrug, und

vor Allem die leichte Zugänglichkeit der Mama, deren in nächster Nähe gelegene Wohnung zu jeder Zeit bequem erreicht werden konnte.

Als Rousseau etwa ein halbes Jahr in diesen für ihn recht angenehmen Verhältnissen gelebt hatte, trat wieder einer jener Zufälle ein, die ihn so oft wider alles Erwarten in eine neue Bahn warfen. Le Maître war, wie es Künstler zu sein pflegen, eine reizbare Natur. Er hatte diese natürliche Empfindlichkeit noch dadurch gesteigert, daß er seiner Neigung zum Genusse geistiger Getränke zu sehr nachgab. Nun fanden sich unter den adligen Mitgliedern des Domcapitels einige, die zu Zeiten den leicht beleidigten Künstler den Vorzug ihrer Geburt und Stellung in verletzender Weise fühlen ließen. Mochte das nun auch nicht so schlimm gemeint sein, wie es zuweilen den Anschein hatte, Le Maître wurde dieser Kränkungen müde und beschloß, seine Stelle aufzugeben. Weil er aber seine Musikalien, auf welche das Domcapitel ein gewisses Anrecht gehabt zu haben scheint[77]), mitzunehmen gedachte, faßte er den seltsamen Plan, sich heimlich aus dem Staube zu machen. Niemand wußte von dem Vorhaben als Frau von Warens, der er seinen Entschluß mittheilte. Sie bot Alles auf, ihn davon abzubringen; als sie aber sah, daß ihre Mühe vergeblich sei, hielt sie es für ihre Pflicht, ihn bei der Ausführung zu unterstützen. Zu dem Ende leistete sie nicht nur seiner Flucht allen möglichen Vorschub, sondern gab auch Rousseau den Auftrag, ihn zu begleiten und solange in seiner Nähe zu bleiben, als er seiner Hülfe bedürfen werde. Ob sie dabei nur das Interesse des Hausfreundes im Auge hatte, dem allerdings, da er plötzlichen Zufällen epileptischer Art unterworfen war, ein junger, rüstiger Begleiter erwünscht sein mußte, ist nicht ganz klar. Rousseau glaubt, sie habe ihn zugleich durch seine zeitweilige Entfernung vor einer ernsten Gefahr sichern wollen. Er hatte nämlich in letzter Zeit eine Bekanntschaft gemacht, die allerdings einen höchst nachtheiligen Einfluß ausüben konnte.

Wie leicht sich Rousseau für einen Menschen, der ihn irgendwie anzog, zu enthusiasmiren vermochte, haben wir früher an seinem Verhältnisse zu seinem Landsmanne Bâcle gesehen. Etwas Aehnliches begegnete ihm einige Zeit vor der Flucht Le Maître's. An einem kalten Winterabende erschien in dessen Wohnung ein junger Mann, der sich mit dem vornehmen Namen Venture de Villeneuve einführte und für einen französischen Musiker ausgab, der, auf einer Kunstreise begriffen, sich augenblicklich in finanziellen Verlegenheiten befinde. In Wahrheit war er weder adelig, noch Musiker, sondern einer jener zahlreichen Abenteurer, welche damals die Welt durchstreiften, um irgendwo ihr Glück zu machen. Uebrigens machte er seiner Rolle alle Ehre. War er auch kein Musiker von Fach, so hatte er

doch Stimme und musikalische Bildung genug, um als Sänger öffentlich mit Beifall aufzutreten. Und wenn ihm der rechtliche Anspruch auf den Adel fehlte, so verrieth doch sein Benehmen einen Mann von feiner Erziehung und nicht geringer Weltkenntniß. Zwar wußte er weniger, als er zu wissen vorgab, darum aber war er nicht ohne mannigfache Kenntnisse, die er auch gelegentlich geltend zu machen verstand. Vor Allem fesselte er durch seine lebhafte, geistreiche Unterhaltung. Stets aufgelegt zu heiterem Scherze, immer lächelnd, aber nie lachend, voll lustiger Einfälle, keck und frivol, doch gewandt genug, um selbst durch sarkastische Bemerkungen nicht leicht anzustoßen, war er ganz dazu gemacht, in den vornehmen Kreisen einer Provinzialstadt eine hervorragende Rolle zu spielen. Dazu pflegt bekanntlich ein gewisses Maß von gesellschaftlichen Talenten, wenn es mit einem gewissen Grade von persönlicher Liebenswürdigkeit verbunden ist, vollkommen auszureichen. Wie es mit den Grundsätzen, dem sittlichen Kerne eines Menschen steht, das kommt da weniger in Betracht. Venture war in dieser Beziehung nicht besser, wie die Leute seiner Art zu sein pflegen. Doch machte er wenigstens aus seinen vorgeschrittenen Ansichten kein Hehl, sondern gab bei jeder Gelegenheit zu erkennen, daß er die Maximen und Lebensgewohnheiten der Libertins für die richtigen halte.

Natürlich mußte der Umgang mit einem solchen Menschen für Rousseau gefährlich werden, zumal er sich alsbald enge an ihn anschloß. Der heitere Sinn, das freie, ungezwungene Benehmen, das sichere, gewandte Auftreten des Fremdlings hatten ihm gleich Anfangs imponirt. Es waren eben die Eigenschaften, die ihm selbst fehlten. Auch entging es ihm nicht, daß das geheime Ziel seines eigenen Strebens, die persönliche Geltung und der öffentliche Beifall, von Venture mit leichter Mühe, wie von selbst, erreicht wurde. Nicht lange und er sah in ihm das Ideal, dem er nachzustreben habe, und da Venture, eitel und gutmüthig wie er war, diese bewundernde Anerkennung durch ein freundliches Entgegenkommen vergalt, so machte die beiderseitige Intimität bald große Fortschritte. Zum Glück ließ sich Frau von Warens nicht täuschen. Sie gab zwar zu, daß Rousseau ihr seinen neuen Freund vorstellte, schloß ihm aber schon nach der ersten Unterredung die Thüre und machte ihren Zögling nachdrücklich auf die Gefahren aufmerksam, die dieser Umgang ihm bereiten könne. Wurde dadurch auch das Verhältniß nicht abgebrochen, so war doch Rousseau mehr auf seiner Hut. Die ernsten Mahnungen der Freundin hafteten in seinem Gedächtnisse und hielten ihn ab, den unwillkürlichen Lockungen des liebenswürdigen Wüstlings zu folgen. Dennoch war es ohne Zweifel sehr zweckmäßig, daß sie, wie Rousseau meint, die Flucht Le Maître's benutzte, um ihn von Annecy

zu entfernen, zumal sie selbst eine längere Reise beabsichtigte. Daß dieser Zweck doch verfehlt werden würde, ließ sich freilich nicht voraussehen.

Die Reise der beiden Flüchtlinge lief zunächst glücklich genug ab. Man kam den ersten Tag nach Seyssel und kehrte hier bei dem Pfarrer ein, den man, da er Kanonikus des Genfer Kapitels war, durch einen erdichteten Reisezweck hinter's Licht führte. Auffallender Weise war es Rousseau, der den Vorschlag zu dieser doch immer gefährlichen Einkehr machte und ihn auch, trotz der ernsten Bedenken, die Le Maître erhob, durchführte. Es geschieht eben nicht selten, daß Menschen von schüchternem, scheuem Charakter zuweilen, wie in Folge einer natürlichen Reaction ihres in der Regel zurücktretenden Ichs, zu einem übermüthigen, ja frechen Benehmen überspringen. Jedenfalls war die mit innerem Behagen fortgespielte Täuschung, welche sich die Beiden dem gastfreien Pastor gegenüber erlaubten, eine ebenso große Ungezogenheit, wie das Gelächter, in das sie ausbrachen, als sie sich nach dem Abschiede wieder allein fanden. Weit schlimmer aber erscheint der Verrath, den sich Rousseau bald nach ihrer Ankunft in Lyon an seinem Reisegefährten zu Schulden kommen ließ. Le Maître wurde zu dieser Zeit häufig von seinen epileptischen Zufällen heimgesucht, die auf Rousseau stets einen höchst unangenehmen, aus Besorgniß und Ekel gemischten Eindruck machten. Ein heftiger Anfall dieser Art traf den Unglücklichen in Lyon auf offener Straße. Rousseau, von Schrecken ergriffen, rief um Hülfe. Als sich aber dann die Menschen um den Kranken drängten, um ihm Beistand zu leisten, benutzte er den Augenblick, wo er sich unbemerkt glaubte, bog um eine nahe Straßenecke und machte sich aus dem Staube. Er selbst hat später diesen „niederträchtigen Streich" mit dem richtigen Namen bezeichnet. Zu erklären ist er nur aus dem unwillkürlichen Drange, den peinlichen Empfindungen zu entgehen, welche der Anblick dieser furchtbaren Krankheit bei seiner nervösen Reizbarkeit hervorrief, und die er um so weniger zu überwinden vermochte, da er das angenehme, sorglos heitere Leben, wie er es in Annecy führen durfte, in der Ferne verlockend winken sah. Das natürliche Bestreben des Menschen, alles Unangenehme von sich abzuweisen, möglichst ungestört zu genießen, war in Rousseau zu jeder Zeit sehr mächtig, und kannte damals noch keine anderen Schranken, als die, welche sich ihm in der unwiderstehlichen Macht der persönlichen Zuneigung oder in dem Zwange der äußeren Verhältnisse entgegenstellten.

Dies Mal sollte freilich dem Vergehen die Strafe auf dem Fuße folgen. Als Rousseau auf dem kürzesten Wege nach Annecy zurückgekehrt war, hörte er zu seinem Schrecken, daß Frau von Warens nicht mehr dort sei. Sie war plötzlich nach Paris gereist[78]), und

man kannte weder ihre dortige Adresse, noch die Zeit ihrer Rückkehr. Die Bestürzung Rousseau's läßt sich denken. Er hatte nicht nur seine geliebte Mama, sondern auch die Zufluchtsstätte verloren, die ihm bis dahin offenstand. Indeß fand er sich, so gut es gehen wollte, in die neue Lage, und beschloß, in Annecy zu warten, bis Frau von Warens zurückkehren oder irgend eine Nachricht von ihr eintreffen werde. Ueberdies war sein Freund Venture noch in der Nähe und ebenso geneigt, wie im Stande, ihn unter seinen Schutz zu nehmen. Der Stern des jungen Abenteurers stand eben im Zenith. Er war in Annecy der Löwe des Tages, gesucht und gefeiert von aller Welt, und besonders von den Damen. Rousseau machte ihm alsbald den Vorschlag, bei ihm zu wohnen und Venture ging gerne darauf ein. Es scheint nicht, daß er den Einfluß, welchen die Bewunderung Rousseau's ihm einräumte, irgendwie mißbrauchte. Wohlwollend, wie er war, und nicht ohne Kenntniß der Menschen, mochte er es für Unrecht und zugleich für unmöglich halten, den im Grunde doch so verschiedenen Sinn und Charakter seines Freundes umzubilden. Auch nahm ihn die Rolle, welche er in Annecy spielte, so sehr in Anspruch, daß der persönliche Umgang der Beiden doch auf kurze Zeiträume beschränkt blieb. Im Ganzen ging Jeder seine besonderen Wege. Rousseau, den die Sorge für die Zukunft wenig beunruhigte, lebte in den Tag hinein, ohne sich selbst nach den Personen, die ihm als Bekannte der Frau von Warens nicht fremd waren und sich seiner wohl hätten annehmen können, auch nur umzusehen. Freilich rückte allmälig die Zeit näher, wo das nicht mehr so fortgehen konnte. Der Rest des Reisegeldes, von dem er bis jetzt gelebt, ging trotz aller Sparsamkeit auf die Neige. Venture sah recht wohl, wohin diese Sorglosigkeit führen müsse und gab sich Mühe, Rousseau durch Einführung bei seinen Bekannten mit der Welt in Verkehr zu bringen. So lernte er unter Anderen den Richter Simon kennen, einen drolligen, verwachsenen Zwerg, aber geist- und kenntnißreichen Mann, der namentlich in späterer Zeit, als sich Rousseau eingehender mit der Literatur beschäftigte, einen sehr anregenden und fördernden Einfluß auf ihn ausübte. Für jetzt hatte eine andere Bekanntschaft, die der Zufall veranlaßte, für ihn ein größeres Interesse.

Auf einem einsamen Spaziergange, wie er sie träumend in Feld und Wald zu machen liebte, traf er zwei junge Damen, die den schönen Tag zu einem Spazierritte nach dem nahen Schlosse Tonne benutzten. Die eine, Fräulein Galley, deren Familie das Landgut gehörte, wohnte mit ihrer Mutter in Annecy; die andere, Fräulein von Graffenried, stammte aus Bern, hatte, in Folge irgendwelcher Thorheit, ihre Vaterstadt verlassen müssen und im Hause der befreundeten Galley ein Asyl gefunden. Rousseau kannte die beiden Damen,

da sie Frau von Warens zuweilen besuchten. Um so mehr war er bereit, ihnen die erbetene Hülfe zu leisten, als sie nicht wußten, wie sie mit ihren Pferden einen vorüberfließenden Bach passiren sollten. Zum Danke dafür forderten sie ihn auf, sie zu begleiten, was der alsbald in Liebe erglühende Galan natürlich nicht ausschlug. So verlebte er denn mit den liebenswürdigen, unbefangenen Mädchen einen Tag der heitersten Unschuld, den er mit Recht zu den „glücklichsten seines Lebens“ zählt[79]). Daß er sich förmlich verliebte, versteht sich von selbst, nur war es ihm nicht recht klar, welcher von beiden Damen er seine Neigung vorzugsweise zugewandt habe. Hätte er indeß zu wählen gehabt, so würde er, schien es ihm, Fräulein Galley zur Geliebten, die Graffenried zu seiner Freundin erkoren haben. Zur vollen Gewißheit darüber konnte er bei dem schnellen Ausgange, welchen die Sache nahm, leider nicht gelangen. Man schied, wie man sich gefunden, glücklich über den frohen Tag, den man zusammen verlebt, und in der Hoffnung, daß ihm andere folgen würden. Diese Erwartung wurde indeß nicht erfüllt. Rousseau verfehlte zwar nicht, in der nächsten Zeit die Wohnung der Beiden zu umkreisen. Indeß sah er sie weder damals, noch später wieder. Dagegen unterhielt er noch längere Zeit mit der Graffenried einen geheimen Briefwechsel, aus dessen Fragmenten ersichtlich ist, daß er dieser Vertrauten, die ihm wahrscheinlich in Folge ihres, dem seinigen verwandten Lebensganges näher getreten war, eine große Achtung und Zuneigung bewahrte.

Merkwürdig genug war die Vermittlerin dieser Correspondenz eine schon ältere häßliche Nähterin, die ihrerseits Rousseau mit einer ihm sehr lästigen Anhänglichkeit verfolgte. Während er nämlich mit besonderer Vorliebe dem Gegenstande seiner Sehnsucht in den höheren Gesellschaftskreisen nachging, verkehrte er doch auch mit weiblichen Personen von niederem Range, die theilweise den lebhaften Burschen mit seinen liebeblitzenden Augen nicht ungern sahen. Zu diesen stillen Anbeterinnen gehörte, neben der erwähnten Dame von der Nadel, auch Fräulein Merceret, die Kammerjungfer der Frau von Warens, welche, von ihrer Herrin zurückgelassen, von Rousseau zuweilen in ihrer Einsamkeit besucht wurde. Wichtiger indeß als die harmlose Zuneigung, welche sie ihrem früheren Hausgenossen widmete, ist der Umstand, daß sie zu einem folgenreichen Wechsel seiner Lebensverhältnisse den Anlaß gab. Weil die Rückkehr der Frau von Warens sich immer weiter hinausschob und durchaus keine Nachrichten von ihr einliefen, beschloß das Mädchen, zu ihren Eltern nach Freiburg in der Schweiz zurückzukehren. Allein eine so weite Reise zu unternehmen, ging nicht wohl an. Sie forderte daher Rousseau auf, sie zu begleiten. Dieser war alsbald bereit, zumal sie sich erbot, die Kosten zu tragen.

VIII.

So wanderten denn die Beiden zu Fuß, in kurzen Tagereisen, der Schweiz zu. Rousseau vermuthet, daß seine Begleiterin, die sich ihm in jeder Beziehung sehr anhänglich erwies, die Absicht gehabt habe, ihn fester an sich zu ketten. Aber wiewohl die Reise zu bedenklichen Situationen führte, die einer näheren Verbindung sehr günstig waren, so hatte sie doch auf das bisherige Verhältniß keinen weiteren Einfluß. Wohl aber gab sie Rousseau Gelegenheit, seine Heimat und seinen Vater wiederzusehen. Der Anblick der Mauern von Genf ergriff ihn mächtig. „Als ich," sagt er, „auf der Zugbrücke stand, war ich nahe daran, ohnmächtig zu werden." „Es war mir immer so," fügt er hinzu, „so oft ich die Thürme dieser glücklichen Stadt erblickte oder in sie eintrat; ich fühlte dann stets, wie mich eine gewisse Ohnmacht überkam, die ihren Grund in einem Uebermaß von Rührung hatte. Während das erhabene Bild der Freiheit die Seele erhob, rührte mich die Vorstellung der Eintracht und der milden Sitte bis zu Thränen, und ich empfand das innigste Bedauern, alle diese Güter verloren zu haben." Man darf wohl zweifeln, ob dieses lebendige Gefühl für die Heimat und ihre Vorzüge zu der hier in Rede stehenden Zeit bei Rousseau schon so ausgeprägt und zu vollem Bewußtsein erwacht war, wie es uns in den Aeußerungen späterer Tage entgegentritt. Gewiß ist doch, daß ihm Empfindungen dieser Art auch damals nicht fremd waren, wenn sie gleich nur vorübergehend auftauchten und ohne nachhaltige Wirkung blieben. Die wechselnden Neigungen und frivolen Anflüge, welche die unstete, schwankende Lebensweise mit sich brachte, konnten die tieferen Bewegungen seines Innern zwar hemmen, aber nicht ganz unterdrücken. Ebenso bewahrte er sich, wie gedanken- und sorglos er auch in den Tag hinein lebte, eine gewisse Einsicht in den Charakter und die Folgen seines Treibens, und wenn er sich anscheinend lediglich vom Zufalle und dem eigenen Leichtsinne leiten ließ, so wußte er doch in entscheidenden Fällen seine persönliche Eigenheit und Selbständigkeit zu wahren. Einen Beweis dafür gibt die Zusammenkunft mit dem Vater, den er auf der Weiterreise von Genf in Nyon besuchte.

Es war das erste Mal, daß die Beiden nach der Flucht des Sohnes sich wiedersahen, oder überhaupt mit einander in Berührung kamen, da sie, soviel man sieht, in der Zwischenzeit auch in keinem brieflichen Verkehre gestanden hatten. Die Aufnahme, welche Rousseau fand, war freundlich genug, statt der Vorwürfe empfing ihn der Vater mit Thränen. Ein solches Benehmen war vielleicht nicht das richtige, entsprach aber dem gutmüthigen und schwachen Charakter des Mannes. Aus ihm erklärt es sich auch, daß er wenig oder gar

nichts that, um den Sohn von dem eingeschlagenen Wege zurückzuführen. Und doch sehen wir, daß ihn dessen Treiben, in's Besondere wohl der Uebertritt zum Katholizismus und die damit verbundene Preisgebung des Genfer Bürgerrechtes, sehr aufgebracht hatte [80]). Freilich erklärte ihm der Sohn, als er ihn auf die Folgen seines Schrittes, sowie auf die Gefahren, die er laufe, aufmerksam machte, daß er bei demselben beharre. Indeß hätte die väterliche Autorität doch wohl eine Aenderung bewirken können, wenn sie in geeigneter Weise geltend gemacht worden wäre. Das geschah aber nicht; der alte Rousseau begnügte sich mit seinen fruchtlosen Vorstellungen und ließ den Sohn mit seiner Begleiterin, wiewohl er dieselbe für eine gewöhnliche Landstreicherin hielt, ruhig weiterziehen.

Man kam nach Freiburg, wo die Verwandten des Mädchens sich nicht gar zu freundlich erwiesen, und Rousseau keinen Anlaß zu längerem Bleiben fand. Ohne recht zu wissen, wohin er sich wenden solle, schlug er den Weg nach Lausanne ein, lediglich in der Absicht, wie er selbst sagt, „sich den Genfer See etwas näher anzusehen.“ Doch darf man zweifeln, ob dies der einzige Zweck des Abstechers war. Jedenfalls diente derselbe dazu, ihn der noch übrigen geringen Baarschaft vollends zu entledigen. Als er den Rückweg antrat, war seine Kasse so gut wie erschöpft. Natürlich konnte er nicht daran denken, ohne alle Hülfsmittel die weite Strecke nach Annecy zurücklegen zu wollen, zumal er weder Lust, noch auch Aussicht hatte, den Vater zu einer materiellen Unterstützung zu vermögen. Ueberdies war auch in Annecy nicht viel für ihn zu hoffen; die Rückkehr der Frau von Warens stand in weitem Felde, sein guter Freund Venture aber konnte sie ihm nicht ersetzen. Dagegen schwebte ihm die glänzende Rolle, welche dieser spielte, als ein auch für ihn erreichbares Ziel vor Augen. Er beschloß, seinem Ideale nachzueifern und es mit derselben Carrière zu versuchen, welche Venture mit anscheinend so großem Erfolge eingeschlagen hatte. Er trat daher in Lausanne, wo er ohne einen Sou in der Tasche ankam, als Musiklehrer aus Paris unter dem falschen Namen Vaussore de Villeneuve auf [81]).

Man sieht, wie treu er sein Vorbild copirte; nur konnte er sich freilich dessen Talente und Geschick nicht eben so aneignen, wie seinen Namen und sein prahlerisches Auftreten. Auch war es ohne Zweifel ein sehr gewagtes Unternehmen, Andere das lehren zu wollen, wovon er selbst nur eine ganz unvollständige Kenntniß hatte. Er wußte indeß, daß in den protestantischen Gegenden die musikalische Bildung auf einer weit niedrigeren Stufe stand, als in den katholischen, und hatte sich eben deshalb Lausanne zum Schauplatz seiner Thätigkeit ausersehen. Auch würde sie vielleicht den erwünschten Erfolg gehabt haben, wenn er sich nicht gleich Anfangs gar zu keck vorgewagt hätte.

Der Speisewirth, bei welchem er eingekehrt war, erbot sich nicht nur, ihm so lange Credit zu geben, bis er ihn aus seinem Verdienste bezahlen könne, sondern ließ es sich auch angelegen sein, ihm Schüler und Zugang zu den Notabilitäten des Ortes zu verschaffen. So wurde er unter Anderen dem Herrn de Trétorens, Professor des Rechts an der dortigen Akademie, vorgestellt, einem eifrigen Musikfreunde, der in seinem Hause regelmäßig wiederkehrende Conzerte zu veranstalten pflegte. Rousseau, der kaum eine Arie zu lesen, geschweige denn zu setzen verstand, rühmte sich vor ihm seines Compositionstalentes und versprach, gleich für den nächsten Conzertabend eine Probe zu liefern. In der That war er dreist genug, nach 14tägiger Arbeit sein symphonisches Erstlingswerk vorzulegen und die Ausführung selbst zu dirigiren. Der Erfolg läßt sich denken: „Seitdem es," erzählt er selbst, „französische Opern gibt, hörte man kein solches Charivari. Was man auch von meinem angeblichen Talente hatte denken mögen, die Wirkung war doch schlimmer, als man zu erwarten schien. Die Musiker platzten vor Lachen, die Zuhörer machten große Augen und hätten sich gerne die Ohren verstopft, aber sie mußten aushalten." Es machte den Musikern Vergnügen, das disharmonische Machwerk zu Ende zu spielen, während der Componist, in Angstschweiß gebadet und doch durch die Scham an seine Stelle gefesselt, fortfuhr, den Taktstock zu schwingen. Daß er nach einem solchen Fiasko in Lausanne keine Schüler fand, war zu erwarten. „Nur zwei oder drei plumpe Deutsche, ebenso dumm, wie ich unwissend, stellten sich ein und langweilten mich zu Tode."

Es fehlte somit nicht an freier Zeit, die theils zu musikalischen Arbeiten, theils zu Ausflügen in die Umgegend benutzt wurde. So unternahm er damals eine mehrtägige Tour nach Vevay, dem Geburtsorte der Frau von Warens. Merkwürdig doch, wie der junge Mann die Bedrängnisse seiner äußeren Lage in den sanften Empfindungen seines liebevollen Herzens zu vergessen wußte. Das Bild seiner geliebten Freundin lebte vor wie nach in seiner Seele. Daß sie nichts von sich hören ließ, kümmerte ihn wenig; er hielt fest an dem Glauben, daß sie ihn nicht vergessen habe und er sie früher oder später wiederfinden werde. Für jetzt erfreute ihn der Gedanke, daß er in ihrem Heimatlande lebe, daß er durch dieselben Straßen wandere, welche sie vor Zeiten, als sie in Lausanne wohnte, durchschritten hatte. Es machte ihm sogar Vergnügen, die Häuser zu betrachten, in welchen sie muthmaßlich — denn nähere Erkundigungen wagte er nicht einzuziehen — gewohnt haben könne. Dieselbe schwärmerische Empfindung begleitete ihn nach Vevay und an den Genfer See, dessen wunderbar schöne Gestade ihm die süßeste Melancholie einhauchten. „Mein Herz," sagt er, „überließ sich mit voller Hingebung den wech-

selnden Vorstellungen und Träumen einer unschuldigen Seligkeit; ich wurde weich, seufzte und weinte wie ein Kind." Daß dieser in Thränen zerfließende Schwärmer mit dem kecken, selbstgefälligen Quasicomponisten ein und dieselbe Person war, begreift sich zwar, befremdend ist es aber doch.

Neben der lebendigen Erinnerung an Frau von Warens war es die Correspondenz mit Fräulein von Graffenried, die in diesen Tagen der Sorge für sein äußeres Leben angenehmere Empfindungen weckte, und damit einigen Trost und eine gewisse Stütze bot. Wir sagten schon, daß ihm diese Dame eigentlich weniger am Herzen lag, als ihre Freundin. Es scheint indeß, daß er es nicht recht wagte, sich an die Letztere direct zu wenden, und es darum vorzog, die freilich sehr lose Verbindung mit ihr auf einem Umwege zu unterhalten. Von den Briefen, die er an die gemeinsame Vertraute schrieb, ist noch einer übrig, den er zu der hier in Rede stehenden Zeit abschickte [82]. Man sieht aus ihm, daß zwischen den Beiden ein recht traulicher Verkehr bestand, der auf gegenseitiger Achtung und persönlicher Theilnahme beruhte. Rousseau gibt Auskunft über seine Lage und Lebensweise, spricht von seinen Arbeiten, die er der Freundin als Gegengeschenke für übersandte Kleinigkeiten zuschickt, macht auch kein Hehl aus dem hohen Werthe, den er ihren Ansichten und Rathschlägen beilegt, gibt ihr aber doch zugleich deutlich zu verstehen, daß er gewillt sei, selbständig aufzutreten und jeden fremden Einfluß auf sein persönliches Verhalten abzuweisen. — Fräulein von Graffenried war, scheint es, besorgt, daß seine Religion in dem protestantischen Lande Gefahr laufen möchte [83]; auch hatte sie die Veränderung seines Namens und Geburtsortes nicht gebilligt. Er antwortet in ziemlich scharfem Tone: „Seien Sie überzeugt, mein Fräulein, daß meine Religion tief in mein Herz eingegraben, und nichts im Stande ist, sie dort herauszureißen. Ich will mich nicht zu sehr der Festigkeit rühmen, mit der ich mich — (ohne Zweifel bei der Zusammenkunft mit dem Vater) — geweigert habe, in meine Heimat zurückzukehren. Freilich liebe ich es nicht, eine äußere Frömmigkeit zu urgiren, welche oft die Augen täuscht und ganz andere Motive hat, als die scheinbaren. Auch habe ich, mein Fräulein, keineswegs zum Amüsement Namen und Vaterland geändert....." Die Entschiedenheit dieser Aeußerungen tritt unverkennbar genug heraus. Sie tragen aber auch in etwa den Charakter der Gereiztheit, die zum Theil aus einer unwillkürlichen Eifersucht auf die persönliche Unantastbarkeit, zugleich aber auch aus dem Bewußtsein der eigenen Unwahrheit entsprang. Rousseau ließ sich allerdings damals, wie früher und später, durch die Verhältnisse bestimmen, die einfache Wahrheit seiner Ueberzeugungen, auch vor sich selbst, durch einen aus Sophismen gewebten Schleier zu verhüllen.

Uebrigens befand er sich, als er diesen Brief schrieb, schon nicht mehr in Lausanne. Die Unmöglichkeit, dort die nöthigen Subsistenzmittel zu finden, veranlaßte ihn, nach Neufchatel überzusiedeln [84]). Hier hatten seine Bemühungen bessern Erfolg; er verdiente bald so viel, daß er nicht nur anständig leben, sondern auch daran denken konnte, seine Lausanner Schulden zu bezahlen. Nun aber trieb ihn sein unruhiger Sinn, der sich in eine geregelte Thätigkeit von bestimmter Art nicht zu finden vermochte, leichtfertig die Stadt zu verlassen und auf Abenteuer auszugehen. Wohin ihn sein Weg führte und was ihm auf diesen Irrfahrten begegnete, wissen wir nicht [85]). Fest steht nur, daß er nach einiger Zeit zu seinem Ausgangspunkte zurückkehrte, um sich hier von Neuem dem Unterrichte zu widmen. Aber die gesicherte Stellung, die er so unbesonnen aufgegeben hatte, ließ sich nicht wieder gewinnen. Hatte man ihn mit Bedauern abreisen sehen, so war man doch nicht geneigt, die unterbrochenen Lehrstunden wieder aufzunehmen. Zudem fiel seine Rückkehr in eine Zeit, wo alle Welt sich auf dem Lande befand. So war er denn abermals genöthigt, Schulden zu machen, die ihn dann wieder hinderten, anderswo sein Glück zu versuchen.

In dieser äußersten Verlegenheit entschloß er sich, den Vater in einem noch erhaltenen Briefe um Hülfe anzusprechen [86]). Man sieht, es wurde ihm schwer, dazu überzugehen. Er fühlte wohl, daß er auf die Unterstützung kein Recht mehr habe, die er in Anspruch nahm. War er doch bisher seinen eigenen Weg gegangen, ohne sich um die Wünsche und Rathschläge seines Vaters zu kümmern, und war er doch auch jetzt noch entschlossen, die eingeschlagene Bahn weiter zu verfolgen. Es ist eine eigenthümliche Mischung von Demuth und Selbstgefühl, der wir in diesem Briefe begegnen. Was er gethan, es hat mit Recht den Zorn und Haß des Vaters auf ihn gezogen; er kann und will sich nicht beklagen, daß er fortan in seinen Augen nicht mehr als Sohn gelten wird. Daß er nun so verlassen dasteht, er empfindet es tief; die Folgen seiner Fehltritte, die er als solche erkennt und bereut, lasten schwer auf ihm. Aber es ist einmal so und eine Umkehr unmöglich; sein Loos wird eben dadurch um so trauriger, daß er gezwungen ist, „auf immer undankbar und zugleich unglücklich zu sein, sein Elend wie seine Gewissensbisse über die ganze Erde mit sich herumzutragen."

Man kann natürlich an eine Reue nicht recht glauben, die den Gedanken an Besserung von vornherein abweist. Vielleicht ist auch die Schilderung seiner unglücklichen Lage, und mehr noch die der schmerzlichen Empfindungen, welche sie in ihm hervorruft, in etwa outrirt, da es darauf ankam, das Mitleid zu erregen. Unwahr ist aber darum weder die eine, noch die andere. Rousseau hat sein ganzes Leben

hindurch den Zwiespalt des Seinsollens und Seinkönnens als eine Quelle fruchtloser Reue und unheilvoller Beharrlichkeit in sich getragen. Merkwürdig auch, wie schon in diesem Briefe, dem ersten schriftlichen Denkmale, welches wir von ihm besitzen, die beiden Grundzüge seines Wesens, das Streben nach persönlicher Unabhängigkeit und die damit im Grunde unvereinbare Sehnsucht nach einem, in ungestörter Ruhe dahinfließenden Leben klar und bestimmt hervortreten. Es ist gleichsam das nie ausgeführte Programm seines ganzen Lebens, wenn er sagt: „Ich hoffe, daß ich mich bald eines sanften und milden Looses erfreuen werde, ohne von etwas Anderem, als von mir selbst abhängig zu sein." Der Vater wolle nicht fürchten, daß er ihn zum zweiten Male mit einem Gesuche um Unterstützung behelligen werde. Er sei doch endlich in der Lage, mit Hülfe seiner Kunst, die er unausgesetzt pflege, ohne fremden Beistand leben zu können. „Ich fühle," fügt er hinzu, „wie schwer es auf Einem lastet, Anderen verpflichtet zu sein..... Ich werde nicht mehr kriechen; dieses Geschäft ist meiner unwürdig; wenn ich wiederholt ein glänzendes Loos ausgeschlagen habe, so geschah es, weil ich eine obscure Freiheit der schimmernden Sclaverei vorziehe." Es komme nur darauf an, daß er aus der augenblicklichen Verlegenheit gerissen, in den Stand gesetzt werde, Neufchatel zu verlassen. Kein Zweifel, der Vater wird ihn davor bewahren, „seinen Namen durch eine schmachvolle Handlung — (er meint wohl eine heimliche Flucht) — zu entehren, nachdem er schon so lange, trotz der Wechselfälle eines unbeständigen Schicksals, ein tadelloses Leben geführt hat. Weiß er doch, daß er ein guter Vater und großmüthig genug ist, den Unglücklichen Hülfe zu leisten, auch abgesehen von den Gesetzen des Blutes und der Natur, die sich in großen Seelen nie verläugnen."

Vermißt man in diesen Aeußerungen die Logik, so muß man doch gestehen, daß sie das Gepräge eines stolzen und freien Geistes an sich tragen, der sich nur unter das Joch der eisernen Nothwendigkeit beugt, und auch dieses nicht erträgt, ohne sein Widerstreben deutlich genug zu verrathen. Das eigene Gefühl selbst übt seine Macht nur insoweit, als sie die persönliche Freiheit nicht gefährdet. Die Versicherungen seiner Liebe und Achtung sind nicht erheuchelt; es ist ihm ernst, wenn er seine Mutter „mit Thränen in den Augen" bitten läßt, ihm seine Fehltritte zu verzeihen und ihre Zuneigung wiederzuschenken, wenn er dem Vater erklärt: „daß er keine Ruhe finden werde, bis er seine Liebe von Neuem verdient habe", und mit der Hoffnung schließt, „der Tag werde kommen, wo es ihm Vergnügen machen werde, ihn als seinen Sohn anzuerkennen." Aber wie ernst es ihm damit auch sein mag, wie sehr ihm auch die innige Verbindung mit Anderen und besonders mit seinen nächsten Angehörigen

Bedürfniß ist, die Wahrung seiner persönlichen Selbständigkeit bleibt doch die Hauptsache.

Ob übrigens der in Rede stehende Brief den erwünschten Erfolg hatte, muß dahingestellt bleiben. Eine Antwort liegt nicht vor und die Confessions gedenken der Sache gar nicht. Einen anderen Ausweg, der ihm noch offen stand, wollte er, wie es scheint, nicht einschlagen. Wir sehen aus dem fast gleichzeitigen Briefe an Fräulein von Graffenried, daß eine wenigstens indirekte Verbindung mit Frau von Warens doch möglich war. Diese befand sich zwar noch in Paris, unterhielt aber mit der genannten Dame einen brieflichen Verkehr [87]), in welchem auch von Rousseau die Rede war. Frau von Warens war von Allem, was Rousseau seit ihrer Abreise unternommen hatte, in Kenntniß gesetzt worden, und er erfuhr, daß er bei seiner Beschützerin in Ungnade gefallen sei. Diese Nachricht war für ihn niederschlagend genug, und man hätte erwarten sollen, daß er sich alsbald bemühen werde, die verlorene Gunst wieder zu gewinnen. Das geschah indeß zunächst nicht; warum er es aber unterließ, wird nicht recht klar. Zwar versichert er, daß er nicht gewußt habe, wodurch er sich ihr Mißfallen zugezogen. Doch lagen, scheint es, die Ursachen ihrer Unzufriedenheit ziemlich nahe; der Verrath an Le Maître, das intime Verhältniß zu Venture, die Reise nach der Schweiz, endlich der Aufenthalt in protestantischen Gegenden, das Alles konnte nicht wohl verfehlen, ihren Unwillen zu erregen und das Vertrauen zu ihm zu schwächen. Freilich mochte er, wenn er auch fühlte, daß er ihr gegenüber im Unrechte sei, sich doch zugleich sagen, daß er den Umständen nach nicht anders habe handeln können. So kam es wohl, daß er nicht wagte, selbst zu schreiben und doch überzeugt war, daß er sich werde rechtfertigen können. Es mußte ihm daher sehr erwünscht sein, als die Graffenried ihm später meldete, Frau von Warens habe ihn noch keineswegs vergessen. Auch bat er in Folge dieser Nachricht die Freundin dringend, ihm die Erlaubniß zu einem Briefe auszuwirken.

Man sieht aus den betreffenden Zeilen, wie ihm doch sehr viel daran lag, daß das gute Einvernehmen hergestellt würde. Natürlich ist in ihnen von seiner persönlichen Neigung nicht die Rede; wohl aber erkennt er in vollem Umfange an, was er der geliebten Mama verdanke. „Ich esse," sagt er, „kein Stück Brod, das ich nicht von ihr erhalte; ohne ihre Sorge um mich würde ich schon Hungers gestorben sein, und wenn ich bis jetzt gelebt habe, so ist es mit Hülfe eines Wissens, das sie mir möglich gemacht hat." Er wünscht aber nicht, daß sie von seiner gegenwärtigen Lage Kenntniß erhalte. „Ich möchte," fügt er hinzu, „lieber sterben, als daß sie glaubt, es fehle mir an dem Geringsten." Warum das, ist nicht recht abzusehen.

Auch war nicht füglich zu erwarten, daß die Graffenried von seinen Verlegenheiten schweigen werde. Jedenfalls aber würde, hätte man sie auch leisten wollen, die Hülfe von dieser Seite zu spät gekommen sein. Bevor sie eintreffen konnte, hatte Rousseau Neufchatel bereits verlassen.

Die Veranlassung zu dieser plötzlichen Abreise war seltsam genug. Auf einer der vielen Excursionen, die ihm der Mangel an Beschäftigung zu machen erlaubte, traf Rousseau im Gasthofe des Dorfes Bauderh einen Mann von noblem Aeußern, aber in auffallender griechischer Tracht, der sich in seiner wunderlichen Sprache den Leuten nicht recht deutlich machen konnte. Rousseau verstand den Jargon, weil er große Aehnlichkeit mit dem Italiänischen hatte, und redete den Fremden in dieser Sprache an. Das führte denn alsbald zu einer näheren Bekanntschaft; der Fremde war sehr erfreut, Jemanden zu finden, dem er sich mittheilen konnte, und Rousseau nicht minder, daß er seinen dürftigen Imbiß mit einem luculenten Diner vertauschen durfte. Nicht lange und er erfuhr, mit welcher bedeutenden Persönlichkeit er zu Tische sitze. Es war keine geringere, als die eines hohen griechischen Prälaten, des Archimandriten von Jerusalem, der eine Rundreise durch die Westländer machte, um milde Gaben für die Herstellung des heiligen Grabes zu sammeln. Wenigstens nahm der Fremde diesen Rang in Anspruch, und da es ihm an Beglaubigungsschreiben der russischen Czarin, des Kaisers und anderer Fürsten nicht fehlte, zweifelte Rousseau keinen Augenblick, daß er dazu vollkommen berechtigt sei.

Im Laufe der Unterhaltung sprach der Prälat von den großen Schwierigkeiten, die es ihm bis dahin gemacht, sich mit den Leuten zu verständigen, da er nur der griechischen, türkischen und der sogenannten Frankensprache mächtig sei. Die guten Dienste, welche ihm Rousseau eben geleistet hatte, gaben dann Anlaß zu dem Vorschlage, er möge ihn auf seiner Rückreise, die er durch die Schweiz, Deutschland und Ungarn zu machen gedenke, als Dolmetscher und Sekretär begleiten. Rousseau zögerte nicht, darauf einzugehen. Die dürftigen Umstände, in welchen er lebte, ließen eine Aenderung höchst wünschenswerth erscheinen. Hier aber bot sich die Aussicht auf ein sorgloses, vergnügtes Wanderleben, und zugleich auf einen bequemen, reichlichen Unterhalt. Denn der Prälat erwies sich als einen heiteren, jovialen Mann, dem es weder an Geist und Kenntnissen, noch auch an Sinn für materielle Genüsse fehlte. Dazu winkte lockend die weite Reise in den fernen Osten, mit den mannigfachen Abenteuern, die sich von ihr erwarten ließen. Schon am nächsten Tage waren Beide auf dem Wege nach Freiburg, wo ihnen auf Befehl des Senates ohne Weiteres eine kleine Summe eingehändigt wurde. Von

dort führte der Weg nach Bern, wo man auf größere Schwierigkeiten stieß. Die Herren vom Rathe nahmen hier genaue Einsicht von den Legitimationen, die der Prälat bei sich führte, und es bedurfte wiederholter Conferenzen mit ihnen, bevor der Zutritt zum Senate gestattet wurde.

Rousseau war nicht wenig betroffen, als sie vor dieser Versammlung erschienen, und er nun aufgefordert wurde, das Gesuch in einer improvisirten Rede vorzutragen. Doch gelang es ihm, sich ganz gut aus der Affaire zu ziehen. Wie schüchtern und furchtsam er sonst auch in größeren Gesellschaften zu sein pflegte, dies Mal war er es nicht. Er nahm keck das Wort, und wußte seine Aufgabe in einem längeren Vortrage so geschickt zu lösen, daß er selbst wegen seines Geistes Complimente, und der Archimandrit ein ansehnliches Geschenk erhielt. Es war, wie er selbst sagt, das einzige Mal in seinem Leben, daß er öffentlich vor einer souveränen Versammlung zu sprechen versuchte, und vielleicht auch das einzige Mal, wo er frei und gut zu sprechen vermochte. — Von Bern kam man dann nach Solothurn ohne zu ahnen, daß hier die einträgliche Reise ihr Ziel finden werde. Der bisherige Erfolg, scheint es, hatte den mysteriösen Prälaten kühn gemacht, so daß er kein Bedenken trug, dem in Solothurn residirenden französischen Gesandten seine Aufwartung zu machen. Wahrscheinlich wußte er nicht, daß dieser, ein Marquis de Bonac, eine Zeitlang am Hofe von Constantinopel in gleicher Eigenschaft fungirt hatte, und mit den Angelegenheiten des heiligen Grabes genau bekannt war. Eine kurze Unterredung genügte, um dem Gesandten die Gewißheit zu geben, daß er einen Betrüger vor sich habe. Er ließ nun alsbald Rousseau, der als angeblicher Franzose unter seiner besonderen Jurisdiction stand, zu sich bescheiden und forderte ihn auf, die volle Wahrheit zu gestehen. Dieser war dazu gerne bereit; in einer Privataudienz, die ihm Herr de Bonac bewilligte, erzählte er nicht nur, was ihm von dem Griechen bekannt war, sondern mit jener rückhaltlosen Offenheit, zu welcher er sich gedrungen fühlte, wenn er irgendwo freundliche Theilnahme fand, auch den ganzen Verlauf seines Lebens.

Die Folge war, daß der Gesandte sich lebhaft für ihn interessirte, für sein Fortkommen zu sorgen verhieß und ihn vorläufig in sein Haus aufnahm. Der Zufall wollte, daß ihm dasselbe Zimmer angewiesen wurde, in welchem vor Zeiten sein berühmter Namensvetter, der Dichter Jean Baptiste Rousseau, gewohnt hatte. Als der Gesandtschafts-Sekretär, Herr de la Martinière, unter dessen besondere Obhut er gestellt wurde, ihn mit dieser Thatsache bekannt machte, fügte er, halb scherzend, die Aufforderung hinzu, er möge Sorge tragen, daß man einst sagen dürfe, Rousseau der erste, Rousseau der

zweite. Der späte, aber glänzende Erfolg, welchen diese prophetische Mahnung haben sollte, ließ sich damals freilich nicht voraussehen. Zunächst bewirkte sie nur, daß Rousseau sich die Werke des gleichnamigen Dichters näher ansah und sofort begann, ihm in einer, zum Preise der Frau de Bonac verfaßten Cantate nachzueifern. Inzwischen bemühten sich der Gesandte und seine Umgebung, eine passende Stelle für ihn zu finden. Doch wollte das nicht gelingen, bis Herr von Merveilleux, einer der Gesandtschafts-Sekretäre, vorschlug, den jungen Mann nach Paris zu schicken. Sein dortiger Freund, der Schweizer-Oberst Godard, habe die Absicht, einen noch sehr jungen Neffen in die Armee eintreten zu lassen, und suche Jemanden, der die Leitung desselben übernehmen könne; vielleicht werde ihm Rousseau dazu geeignet erscheinen. Der Vorschlag fand allgemeine Billigung; der Gesandte erbot sich, die Reisekosten zu bestreiten und Rousseau selbst war höchst erfreut, daß sich ihm die längst ersehnte Gelegenheit, die große Weltstadt an der Seine aus eigener Anschauung kennen zu lernen, so unverhofft darbot.

Uebrigens beeilte er sich nicht grade, das Ziel seiner Reise zu erreichen; er gebrauchte 14 Tage, die er den glücklichen Tagen seines Lebens zuzählen durfte. „Ich war," sagt er, „jung, gesund und stark, mit Geld reichlich versehen — Herr de Bonac hatte ihm 100 Franken mit auf den Weg gegeben — und noch reicher an Hoffnungen, überdies reiste ich zu Fuße, und was noch mehr sagen will, allein." Er liebte es eben, sorglos und unbekümmert einher zu wandern. Die körperliche Bewegung setzte auch die sonst leicht schlummernden geistigen Kräfte in Thätigkeit. In's Besondere entfaltete auf solchen Wanderungen die Phantasie ihre reiche schöpferische Macht, so daß er sich grade in den Zeiten am wenigsten allein fühlte, in welchen er einsam, sorg- und ziellos durch die Welt schweifen durfte. Dies Mal freilich hatte er einen bestimmten Zweck, doch war derselbe nicht von der Art, daß er ihn sonderlich hätte stören können. Vielmehr diente er nur dazu, seiner Phantasie einen bestimmten Inhalt zu geben, den sie alsbald zu einem glänzenden Bilde ausgestaltete. Als präsumtiver Gouverneur eines angehenden Kriegers sollte auch er als Cadet in den Militärdienst treten, und schon sah er sich mit der Würde und der Uniform eines Offiziers bekleidet, und die ganze Reihe der militärischen Grade und Ehren seinem erwachenden Ehrgeize offenstehen. Führte ihn dann freilich sein Weg durch eine reizende Landschaft, durch Feld und Wald, an einem still dahin gleitenden Bache vorüber, so zogen alsbald sanftere Empfindungen in sein Herz ein; der Pulverdampf des Schlachtfeldes senkte sich vor dem Dufte der idyllischen Gefilde.

Leider gingen die hochgespannten Erwartungen, die er von Paris

und seiner künftigen Stellung hegte, nicht in Erfüllung. Er hatte, angeregt durch ihren weit verbreiteten Ruhm, sich mit Hülfe seiner ausschmückenden Phantasie von der Hauptstadt Frankreichs ein so glänzendes Bild entworfen, daß es der Wirklichkeit schwer werden mußte, ihm zu entsprechen. Er dachte sich Paris als eine Stadt, die „eben so schön wie groß, auch durch die Pracht ihrer äußeren Erscheinung imponire.“ Darin aber fand er sich bitter enttäuscht. „Als ich,“ erzählt er, „durch die Vorstadt St. Marceau eintrat, sah ich nur enge, schmutzige, übelriechende Straßen, schlechte, dunkle Häuser, überall Zeichen der Unreinlichkeit und Armuth, Bettler, Tröblerinnen und alte Hüte.“ Der Contrast mit dem, was er zu sehen gehofft hatte, war so groß, daß dieser erste ungünstige Eindruck fortan in seiner Seele haften blieb, und eine Antipathie gegen die französische Capitale begründete, die auch später, bei näherer Bekanntschaft mit der Glanzseite der Stadt, nicht überwunden werden konnte. Rousseau hat sich daher in Paris nie recht heimisch gefühlt und war eben deßhalb stets geneigt, es mit einem anderen Wohnorte zu vertauschen. Besser als die Stadt, gefielen ihm die Bewohner. Die Empfehlungen, mit welchen er versehen war, blieben nicht wirkungslos. Man nahm ihn überall sehr freundlich auf. Das höfliche zuvorkommende Wesen der Franzosen trat ihm wohlthuend entgegen; die Versicherungen der Ergebenheit, in welchen sich Jedermann erging, die anscheinende Bereitwilligkeit, mit der alle Welt ihre Dienste anbot, ließen ihn hoffen, daß nun sein Glück gemacht sei.

Indeß stellte sich doch bald heraus, daß er den Versprechungen zu großen Werth beigelegt hatte; die entsprechenden Leistungen ließen vergeblich auf sich warten. Auch der Plan, welcher ihn zunächst in die Hauptstadt geführt, kam nicht zur Ausführung. Der Oberst Godard, ein reicher Filz, verrieth in seinen Vorschlägen einen so schmutzigen Geiz, daß Rousseau sie zurückweisen mußte. Inzwischen ging es mit seinem Geldvorrathe zu Ende; die 100 Franken Reisegeld waren verzehrt und ein weiterer Zuschuß, den Herr de Bonac rechtzeitig schickte, konnte nicht lange vorhalten. Es blieb am Ende nur die Hoffnung, Madame de Warens, die er bis dahin vergeblich in Paris gesucht hatte, wieder zu finden. Doch auch diese wurde getäuscht; Frau von Merveilleux, eine Schwägerin des Gesandtschafts-Sekretärs [88]), die sich seiner mit besonderem Eifer annahm, brachte ihm die ziemlich trostlose Nachricht, daß seine Freundin bereits vor zwei Monaten abgereist und es ungewiß sei, ob sie ihren Weg nach Savoyen oder nach Turin genommen habe. Trotz dieser Unsicherheit aber entschloß er sich, ihr sofort nachzureisen. Eine sathrische Epistel in Versen, die er in Paris verfaßt hatte, sandte er von Auxerre aus an ihre Adresse, den geizigen Obersten, den die an Witz und scharfen

Sarkasmen reiche Zuschrift nicht wenig überrascht haben mag. Von Interesse ist diese Arbeit, welcher der Verfasser selbst in formeller Beziehung allen Werth abspricht, doch darum, weil sie die einzige ihrer Art geblieben ist. Rousseau besaß ohne Zweifel ein nicht geringes Talent zur Satyre, hat aber vollkommen Recht, wenn er sagt, daß dasselbe bei seinem wohlwollenden Sinne und liebevollen Herzen und, fügen wir hinzu, bei der ernsten, stets der Sache zugewandten Richtung seines Geistes, sich nicht habe entwickeln können.

Uebrigens schlug er, als er Paris im Rücken hatte, die Richtung nach Lyon ein. Dort durfte er hoffen, bei einer Freundin der Frau von Warens Näheres über deren gegenwärtigen Aufenthaltsort zu erfahren. Wieder wanderte er heiter und sorglos einher, nur begleitet von den luftigen Gestalten seiner Phantasie, die, stets lebendig, sich nun noch freier bewegen durfte, als auf der Hinreise. Daß er, in solche Träumereien verloren, nicht immer auf dem richtigen Wege blieb, begreift sich. Auch geschah es nicht selten, daß er sich auf seinen Kreuz- und Querfahrten in Wald und Feld verirrte und dann, müde und hungrig, froh war, irgendwo ein Obdach zu finden. So kam er eines Tages zu einer Bauernwohnung, deren Aeußeres zwar nicht viel versprach, in die er aber doch eintrat, weil es eben in der Nähe keine andere gab. Auf seine Bitte, ihm für sein Geld etwas zu essen zu geben, setzte ihm der Bauer saure Milch und schlechtes Gerstenbrod vor, mit dem Bemerken, er habe nichts Besseres. Die schmale Kost wollte dem gereizten Appetit des jungen Wanderers keineswegs genügen, was dem Wirthe, der ihn inzwischen aufmerksam beobachtete, nicht entging. Plötzlich wandte sich dieser mit den Worten, er sehe wohl, daß er es mit einem ehrlichen Menschen zu thun habe, der ihn nicht verrathen werde, einer verborgenen Fallthüre zu, stieg hinab und holte aus dem Versteck feines Weißbrod, Schinken und Wein hervor. Der erstaunte Gast wußte natürlich nicht, was er von diesem sonderbaren Benehmen denken sollte. Erst als er aufbrechen und die Zeche bezahlen wollte, gab ihm der uneigennützige Landmann, während er das Geld zurückwies, die nöthige Aufklärung.

Der Mann hatte ihn Anfangs für einen Agenten oder Spion der Steuerverwaltung gehalten, wie deren damals allerdings überall im Lande herumstreiften, um sich von dem Vermögensstande der Landleute Kenntniß zu verschaffen. Natürlich ging das Bestreben der Bauern dahin, in den Augen dieser „Kellerratten", wie der Witz und Haß des Volkes sie zu nennen pflegte, möglichst arm zu erscheinen, damit die ohnehin schon so drückende Steuerlast nicht noch größer werde. „Sie stellten sich, um nicht vollständig ruinirt zu werden, als seien sie nahe daran, Hungers zu sterben." Auf Rousseau, in

dessen Heimat das Landvolk in ganz anderen und weit günstigeren Verhältnissen lebte, machte dieser Vorfall eben darum einen tiefen, unauslöschlichen Eindruck. Er legte, wie er selbst versichert, „den Keim zu jenem glühenden Hasse, der später in seinem Herzen gegen die Bedrückungen aufflammte, welche das unglückliche Volk zu erdulden hat [89])." Man glaube nicht, daß in dieser Aeußerung die Bedeutung des zufälligen Vorganges überschätzt wird. Wir werden noch öfter Gelegenheit haben, zu bemerken, wie durch solche vereinzelte Erlebnisse, wenn sie anders mit einer gewissen Stärke auf Rousseau einwirkten, nicht nur seine Empfindung, sondern auch seine Anschauungs- und Denkweise durchgreifend und nachhaltig bestimmt wurde.

In Lyon angekommen, hörte er von Fräulein de Châtelet, der schon erwähnten Freundin der Frau von Warens, daß diese zwar vor Kurzem Lyon passirt habe, aber selbst noch darüber ungewiß gewesen sei, ob sie in Savoyen bleiben oder nach Piemont reisen solle. Unter diesen Umständen hielt es Rousseau für das Beste, in Lyon zu warten, bis die weiteren Nachrichten, welche das Fräulein einzuziehen versprach, eingelaufen sein würden. Leider war aber seine Kasse nahezu erschöpft; Fräulein de Châtelet würde sie wahrscheinlich mit Vergnügen wieder gefüllt haben, doch hielt ihn eine eigenthümliche Scheu ab, sie mit seiner Verlegenheit bekannt zu machen. So sah er sich denn zu immer größerer Sparsamkeit genöthigt, bis er schließlich sogar manche Nächte unter freiem Himmel zubringen mußte. Zum Glück war es eben Hochsommer, sodaß es wenigstens seiner Gesundheit nicht nachtheilig wurde, wenn hin und wieder eine Bank oder ein grüner Rasen die Stelle des Bettes vertrat. Bedenklicher waren die Versuchungen, welchen ihn dieses nächtliche Herumtreiben, bei der großen Sittenlosigkeit, die in Fabrikstädten wie Lyon zu Hause ist, aussetzte. Doch rettete ihn auch dies Mal der aller Gemeinheit widerstrebende Sinn, welcher auch das an Anderen nicht ertrug, was er sich selbst in Augenblicken der Schwäche erlauben mochte [90]).

Einen ferneren Schutz bot eine mehrtägige freiwillige Klausur, die Folge der Bekanntschaft mit einem Antoniter-Mönch, der, selbst ein leidenschaftlicher Freund des Gesanges, durch eine Cantate angezogen wurde, die Rousseau nach einer im Freien verbrachten Nacht, in frischer Morgenluft vor sich hinsang. Msr. Rolichon, so hieß der Mann, sprach ihn an, hörte, daß er Musik verstehe, und ersuchte ihn, die Copie einiger Partituren zu übernehmen. Rousseau willigte gerne ein und folgte dem Mönche in sein Kloster, wo dieser ihn ebenso reichlich mit trefflicher Nahrung, wie mit abzuschreibenden Noten versah. Nach einem so langen Halbfasten war die fette Klosterküche recht an ihrem Platze. Rousseau „aß und copirte" mehrere Tage, ohne auch

nur die Zelle zu verlassen, und „nie in seinem Leben machte ihm das Essen so viel Vergnügen." Um seine Leistungen stand es freilich nicht zum Besten. Zwar gab er sich alle mögliche Mühe, dennoch waren die Copien, welche er lieferte, höchst inkorrekt. Es fehlten so viele Noten, es waren so viele versetzt oder verdoppelt, daß die Aufführung der Musik, welche sie enthielten, fast unmöglich wurde. Es zeigte sich also schon damals, daß Rousseau zu dem Geschäfte, welches ihm in späterer Zeit zum Theil seinen Lebensunterhalt eintragen sollte, nicht besonders geeignet sei.

Inzwischen traf die Antwort der Mama ein. Sie lautete sehr günstig; der Kleine, schrieb sie, möge sich zu ihr nach Chamberi, wo sie ihren Wohnsitz genommen, begeben; sie habe eine Stelle für ihn gefunden, die ihm gewiß zusagen werde. Man kann sich die Freude Rousseau's denken. Hatte er doch nun die Aussicht, dauernd in nächster Nähe seiner Freundin zu leben, und zwar in einer Stellung, die er sich um so glänzender ausmalte, da sie nicht näher bezeichnet wurde. Noch mußte er indeß einige Tage in Lyon verweilen, weil gewisse Aufträge der Frau von Warens vor seiner Abreise zu erledigen waren. Er verlebte sie zum Theil in Gesellschaft der Fräulein de Châtelet, die ihn nicht nur durch ihr gewinnendes Benehmen, sondern auch durch ihren Geist an sich fesselte. Selbst begabt mit Sinn und Neigung für das beobachtende Studium der Menschen und ihrer Charaktere, wußte sie auch bei Rousseau das Interesse dafür zu wecken. Freilich blieb es für's Erste bei der Anregung, wie er denn auch die Werke von Le Sage, in's Besondere den Gilblas, auf ihre Empfehlung zwar mit Vergnügen, aber doch zugleich mit dem Gefühle las, daß er für diese Art Lectüre noch nicht reif sei. Noch herrschte bei ihm die Empfindung entschieden über die Reflexion vor. Ihrem Zuge überließ er sich auch, als er nun die Reise nach Chamberi antrat, wie gewöhnlich, zu Fuß, und ohne sich durch ein hastiges Drängen nach dem Ziele in dem Genuß der landschaftlichen Schönheiten, an welchen ihn sein Weg vorüberführte, stören zu lassen.

IX.

Es war im Herbste 1732, als Rousseau in Chamberi eintraf [91]). Frau von Warens empfing ihn mit gewohnter Freundlichkeit, und es verstand sich von selbst, daß er, wie früher, bei ihr seine Wohnung nahm. Die Stelle aber, welche sie für ihn bereit hielt, entsprach, schien es, ebensowohl seiner Lage, wie seinen Fähigkeiten. Die sardinische Regierung hatte, im Interesse einer billigeren und auch wohl einträglicheren Erhebung der Grundsteuer, den Plan gefaßt, das Savoyerland catastriren zu lassen. Zu dem Ende wurde

eine bedeutende Anzahl von Geometern in Thätigkeit gesetzt, welchen eine nicht minder zahlreiche Schaar von Schreibern zur Seite stand. Unter diese Sekretäre, wie man sie nannte, war Rousseau durch den Einfluß der Frau von Warens, die den Generalintendanten der Provinz persönlich kannte, aufgenommen worden. Besondere Kenntnisse erforderte das Amt nicht; auch lebte sich Rousseau bald in die ziemlich mechanische Beschäftigung so ein, daß sie ihm keine weiteren Schwierigkeiten machte. Das Einkommen aber war, wenn auch mäßig, doch groß genug, um davon anständig leben zu können. Bedenklich schien nur, daß die Anstellung, der Natur der Sache nach, auf Zeit erfolgte. Indeß war sie immer besser, als gar keine, zumal sich hoffen ließ, daß der Intendant für das fernere Fortkommen schon Sorge tragen werde.

Rousseau selbst wurde durch den Gedanken an die Zukunft wenig beunruhigt. Er lebte in der Gegenwart, und diese befriedigte ihn vollkommen. Durfte er ja doch beständig in der Nähe seiner geliebten Mama verweilen, ohne für's Erste eine Trennung besorgen zu müssen. Das Haus freilich, in welchem sie wohnte, behagte ihm nicht; es war ein altes, finsteres Gebäude, welches Frau von Warens auch nur deßhalb bezogen hatte, weil es dem Generalcontroleur der Finanzen, Grafen von St. Laurent, gehörte, dessen Gunst sie zum sicheren Fortbezuge ihrer Pension bedurfte. Doch die Menschen, welche sich in ihnen bewegten, ließen die düsteren, unfreundlichen Räume schon bald erträglich finden. Die Beziehung zur Mama war durch die zeitweilige Trennung nicht im Mindesten verändert worden. Rousseau verkehrte mit ihr sogleich wieder auf dem alten vertraulichen Fuße. Nicht lange und ein ebenso intimes Verhältniß bildete sich zwischen ihm und ihrem vertrauten Diener Claude Anet. Frau von Warens hatte diesen Mann, der, ursprünglich ein einfacher Bauer, sich in seiner Jugend mit dem Aufsuchen von Heilkräutern beschäftigte, vor längerer Zeit in ihre Dienste genommen, da ihr ein pflanzenkundiger Gehülfe in ihrer medicinischen Küche sehr erwünscht sein mußte. Er hatte sich dann mit großem Eifer auf das Studium der Botanik verlegt und, wie Rousseau versichert, in dieser Wissenschaft recht bedeutende Kenntnisse gewonnen. Zugleich erwarb ihm sein treu verständiges Wesen die Achtung, seine bewährte Anhänglichkeit die persönliche Zuneigung der Herrin, so daß er vom Range eines einfachen Bedienten zu dem eines Rathgebers und begünstigten Liebhabers aufstieg.

Man begreift recht wohl, wie ein Mann seiner Art sich bei Frau von Warens in Gunst setzen, und selbst eine gewisse Autorität über sie gewinnen konnte. Er besaß eben das, was ihr fehlte; seine ruhige Umsicht, sein gesunder praktischer Verstand fand bei der Un-

besonnenheit, mit welcher sie sich auf mancherlei luftige und kostspielige Projekte einließ, oft Gelegenheit, zu ihrem Vortheile einzugreifen. Auch mußte sie um so mehr geneigt sein, auf seine Warnungen und Rathschläge zu achten, da sie von einer aufrichtigen Theilnahme eingegeben, und bei seinem bescheidenen, zurückhaltenden Wesen keineswegs aufdringlich wurden. Er erlangte so allmälig ein gewisses Ansehen, welches zwar die herrschende Neigung seiner Gebieterin nicht beseitigen konnte, aber doch nicht selten in Schranken halten, und ihre ökonomisch nachtheiligen Wirkungen wenigstens schwächen mochte. Auffallender ist, daß die Beziehung Beider nicht bei der gegenseitigen Achtung stehen blieb, sondern den höchsten Grad der Intimität erreichte, welcher zwischen Mann und Weib denkbar ist. Claude Anet freilich war noch ein junger, rüstiger Mann, der mit Frau von Warens in gleichem Alter stand und nach Rousseau's Versicherung, trotz seines ruhig kalten Aeußeren, von ungestümen Leidenschaften verzehrt wurde. Kein Wunder, daß die reizende Schönheit seiner Herrin seine Sinne gefangen nahm, und ihre liebevolle Freundlichkeit sein Herz nicht kalt ließ. Ihr selbst konnte die aufkeimende Leidenschaft nicht verborgen bleiben. Sie beschloß, dieselbe zu nähren, und ging am Ende dazu über, ihr die ersehnte Befriedigung zu gewähren.

Wir müssen es Rousseau wohl glauben, daß es nicht die eigene Sinnlichkeit gewesen, welche sie zu diesem Entschlusse bestimmte. Was wir sonst von ihrem Charakter wissen, verträgt sich recht wohl mit seiner Behauptung, daß ihr von Natur kaltes Temperament den sinnlichen Geschlechtsverkehr für sie nicht grade zu einem dringenden Bedürfnisse machte, wenn sie auch vermuthlich immerhin Weib genug war, um für den Reiz desselben empfänglicher zu sein, wie er das zugeben will. In welchem Grade sie aber auch von ihm abhing, jedenfalls kannte sie die Macht dieses Reizes, und es stellt sie in sittlicher Beziehung gewiß nicht höher, wenn nicht die Gewalt der eigenen Leidenschaft, sondern eine ruhige, kalte Ueberlegung sie vermochte, sich preiszugeben. Rousseau selbst, der später in ein ähnliches Verhältniß zu ihr trat, wie Claude Anet, hat das sehr wohl empfunden. Auch ist er weit davon entfernt, ihr Benehmen rechtfertigen zu wollen. Um so eher, dünkt uns, kann man auf das hören, was er zu ihrer Entschuldigung anzuführen hat. Persönlich ziemlich indifferent gegen den geschlechtlichen Umgang, glaubte Frau von Warens ihm überhaupt keine große Bedeutung beilegen zu dürfen. Ihre unglückliche Ehe war nicht geeignet gewesen, ihr seinen sittlichen Grund und Zweck zum Bewußtsein zu bringen. Die Verführer, welchen sie bald erlag, hatten ihr Ziel grade dadurch erreicht, daß sie ihre natürliche Indifferenz benutzten, um ihr

den geschlechtlichen Verkehr als etwas Gleichgültiges, das man sich im Interesse des Vergnügens oder aus irgend einem andern Grunde unbedenklich erlauben dürfe, darzustellen. Zudem erinnere man sich, daß diese Auffassung damals in der gebildeten Welt, besonders wo sie unter dem Einflusse der französischen Denkweise stand, die herrschende, oder doch ungemein verbreitet war.

War aber die Sache für sie persönlich, wie auch, ihrer Meinung nach, an sich selbst ohne Bedeutung, so konnte es ihr keine ernsten Bedenken erregen, sie als Mittel für anderweitige Zwecke zu benutzen. Sie kannte die starken Bande, mit welchen der intime Verkehr den jungen Mann, welchen die Liebe ergriffen hat, an den Gegenstand seiner Neigung zu fesseln pflegt. Warum sollte sie ihn, der ihr ohnehin schon so zugethan war, nicht durch Gewährung seiner Wünsche noch fester an sich ketten? Freilich liegt, auch abgesehen von der Entweihung des Naturtriebes, in dieser Reflexion ein stark egoistisches Moment, das sich eben wieder nur entschuldigen, keineswegs rechtfertigen läßt. Es war der irregeleiteten Frau, wenn sie auf so naturwidrige Verhältnisse einging, doch nicht lediglich darum zu thun, Andere zu äußeren Zwecken, oder in ihrem eigenen materiellen Interesse zu benutzen. Sie führte im Grunde ein recht einsames Leben, unter fremden Menschen, die sie hinlänglich kannte, um zu wissen, daß sie ihnen nicht unbedingt vertrauen dürfe. Ohne Zweifel besaß sie aber ein warmes Herz, und mit ihm das Bedürfniß nach einem auf aufrichtiger Hingebung beruhenden persönlichen Verkehre. Und diesen fand sie in dem Umgange mit den jungen Leuten, welche sich mit Herz und Sinnen zu ihr hingezogen fühlten. Kam sie ihrer Leidenschaft nicht entgegen, so, mochte sie denken, werde auch die Liebe schwinden, oder ihre Neigung sich Anderen zuwenden und damit ihnen selbst ernstliche Gefahren bereiten. So konnte ihr, war einmal der Blick für diese Verhältnisse getrübt, unter Umständen sogar als eine Pflicht erscheinen, was in der That ein Verbrechen war.

Bei Rousseau trat dieser Fall, wie wir später sehen werden, wirklich ein. Noch blieb es, was ihn betrifft, bei einem rein freundschaftlichen Verhältnisse, welches auch dann keine Störung erlitt, als er durch einen Zufall mit der wahren Stellung Claude Anet's bekannt wurde. Ein hartes Wort seiner Herrin hatte diesen sonst so ruhigen Menschen in eine solche Aufregung versetzt, daß er Gift nahm, um sich zu tödten. Zum Glück bemerkte es Frau von Warens noch rechtzeitig. In ihrer Angst und Verzweiflung aber gestand sie Rousseau, um ihn zu einem thätigeren Beistande anzufeuern, den ganzen Umfang ihrer Beziehungen. Es wirft allerdings ein günstiges Licht auf ihren [92])., wie auf Rousseau's Charakter, daß er

sich in Folge ihres Bekenntnisses nur noch fester an seinen Rivalen anschloß. Auch war diese Verbindung für ihn nicht ohne Nutzen. Das ernste, gesetzte Wesen Claude's imponirte ihm, wie der Mama, so daß er nicht wagte, sich in seiner Gegenwart zu vergessen. Die Achtung vor seinem gesunden Verstande und gereifterem Urtheile hinderte ihn, etwas zu thun, was er mißbilligte, und bei seinem einfachen, rechtlichen Sinne billigte er nur, was gut und in der Ordnung war. Seine Autorität gewann aber um so größere Macht, da es ihm nicht in den Sinn kam, eine solche ausüben zu wollen. Rousseau erhielt so eine Art Mentor, der ihn vor manchen Thorheiten bewahrte und zu seiner Erziehung für das wirkliche Leben, um die sich auch Mama fort und fort bemühte, wesentlich mitwirkte.

Im Grunde freilich war und blieb er der Alte. Die bitteren Erfahrungen der letzten Jahre waren zwar nicht spurlos vorübergegangen, aber umgewandelt hatten sie ihn nicht. Er wurde vor wie nach von seinen phantastischen Vorstellungen und nebelhaften Luftschlössern beherrscht. Daß sie ihn aber nicht unbedingt mit sich fortrissen, daran hinderte doch vor Allem die Schranke, welche die praktische Welterfahrung seiner Umgebung ihrer Macht entgegenstellte. Rousseau konnte sich diesem wohlthätigen Einflusse um so weniger entziehen, da er sich zwar unausgesetzt, aber nur unwillführlich geltend machte. Es war überhaupt ein besonderer Vorzug seiner Stellung, daß sie seinem Geiste und Charakter die volle Freiheit der Entwicklung gestattete. Kein Zwang, den er als solchen hätte empfinden mögen, beengte ihn; Kopf und Herz durften sich frei bewegen und ungehindert den eigenen Antrieben folgen. Niemand hemmte oder störte den Gang seines Denkens, die Richtung seiner geistigen Thätigkeit. Freilich gab es auch Niemanden, der sie gelenkt und geleitet hätte. Wie sie ihre Gegenstände nach Zeit und Gelegenheit wählte, so blieb auch die Art und der Umfang, in welchem sie dieselben behandelte, dem persönlichen Belieben oder dem Zufalle überlassen. So wurde seine damalige amtliche Beschäftigung Anlaß, daß er der Arithmetik großen Eifer und Fleiß zuwandte. Diese Wissenschaft flößte ihm ein lebhaftes Interesse ein; auch machte er bald bedeutende Fortschritte, so daß es kaum noch eine durch bloße Ziffern lösbare Aufgabe gab, die ihn in Verlegenheit gesetzt hätte. Zur Erklärung dieser Vorliebe für eine an sich doch ziemlich trockene Wissenschaft hebt er, wie es scheint, mit Recht hervor, daß sie bei fortgesetzter Uebung und beharrlichem Nachdenken klare, präcise Vorstellungen vermittle, und diese dann zur selbstthätigen Erfindung von abgekürzten Methoden führen, die der Eigenliebe schmeicheln und dem Geiste nicht geringe Befriedigung gewähren.

Doch möchte die Anziehungskraft, welche die Zahlen und die mit ihnen vorzunehmenden Operationen nicht selten auf Naturen von vorwiegend idealem Gepräge ausüben, in letzter Instanz aus ihrer Verwandtschaft mit eben dieser Idealität entspringen.

Weit geringeren Erfolg hatten die Bemühungen, zu welchen er, ebenfalls durch den Verkehr mit den Geometern, im Zeichnen angeregt wurde. Es fehlte keineswegs an Neigung für diese Kunst. Im Gegentheil drohten Pinsel und Palette ihn vollständig zu absorbiren. Aber der rastlose Eifer konnte doch den Mangel an Talent nicht ersetzen. Trotz aller Anstrengungen machte er nur unbedeutende Fortschritte; der Sinn mochte zu lebhaft, die Phantasie zu geschäftig, und darum Auge und Hand zu unsicher sein, als daß eine scharfe Bestimmtheit der Formen und Umrisse hätte erreicht werden können.

Auffallend muß es auf den ersten Blick erscheinen, daß Rousseau von der Botanik, die in späteren Jahren seine Lieblingsbeschäftigung wurde, sich zu dieser Zeit so wenig angezogen fühlte, obgleich hier die Anregung doch beständig nahe zur Hand war. Eben darin lag aber der Grund, daß sie ihm nicht nur keine Theilnahme abgewann, sondern sogar eine entschiedene Abneigung einflößte. Frau von Warens benutzte ihre und Claude's Pflanzenkunde ausschließlich zur Anfertigung ihrer medizinischen Präparate, die von allem Anfange an in Rousseau ein Gefühl des Ekels und Widerwillens erregt hatten. Die Antipathie gegen ihre Anwendung aber übertrug sich auf die Sache selbst; die Botanik erschien ihm lediglich als eine Apothekerwissenschaft, und benahm ihm so von vornherein alle Lust, sich näher auf sie einzulassen.

Gewiß ist es bei dem Manne, dessen Wort später so mächtig auf die Entwicklung des Staatslebens einwirkte, von besonderem Interesse, die ersten Spuren der Theilnahme zu verfolgen, die er den öffentlichen Angelegenheiten zuwandte. Wir bemerken sie, abgesehen von den tiefen nachhaltigen Eindrücken der Genfer Periode, im Herbste des Jahres 1733, als Frankreich dem deutschen Kaiser den Krieg erklärte (den 10. October), und die französischen Truppen durch Savoyen nach der Lombardei vordrangen. Freilich war es weniger die Politik, als der Krieg mit seinem aufregenden Apparate, was den jungen Mann damals beschäftigte. Er verfehlte nicht, bei dem Ein- und Abzug der Truppen, die durch Chamberi passirten, gegenwärtig zu sein, benutzte auch die Gelegenheit, die sich ihm im Hause der Frau von Warens nicht selten darbot, mit den dort ein- und ausgehenden höheren Offizieren bekannt zu werden. Erinnerten ihn doch ihre Namen und Titel vielfach an die ruhmgekrönten Helden der Vorzeit, deren Leben und Thaten er aus den

Schilderungen Brantôme's kennen gelernt hatte [93]). Kein Wunder, daß er die Unternehmungen ihrer Nachkommen mit lebhaftem Interesse verfolgte, mit allem Eifer die Berichte der Zeitungen las, und in gespannter Erwartung den beständig durcheilenden Courieren entgegensah. Auch war es natürlich, daß er sich entschieden auf die Seite der Franzosen stellte, zumal er gerade damals für sie jene prononcirte Vorliebe zu hegen begann, die sich auch später, als er sich über die Nation beklagen zu dürfen glaubte, nicht verläugnet hat. Ohne Zweifel hat er Recht, wenn er glaubt, daß diese Sympathie bei ihm, wie bei Anderen, vorzugsweise durch das Studium der französischen Literatur begründet worden sei. Es kam indeß hinzu, daß der Charakter des französischen Volkes manche Seiten darbot, die ihn schon darum anziehen mußten, weil sie sich in dem seinigen wiederfanden. Die lebendige Frische des Geistes, der stolze, kühne Muth, das freie, offene Wesen, selbst die Neigung zu äußerem Glanze und das Streben nach persönlicher Geltung, das Alles sind Eigenschaften, die Rousseau mit den Franzosen theilte [94]).

Man sieht, die Gegenstände, welche das Interesse und die Thätigkeit Rousseau's in Anspruch nahmen, waren mannigfach genug. Vor Allem aber beschäftigte ihn die Musik, in welcher er sich nicht nur praktisch durch fortgesetzte Uebungen, sondern auch durch ein näheres Eingehen auf ihre Theorie auszubilden suchte. In Paris machten zu dieser Zeit die Opern Rameau's viel von sich reden, eines Musikers, der seinen Ruf durch eine auf neuen Grundlagen ruhende Theorie der Harmonie begründet hatte [95]). Es scheint, die Lorbeeren dieses Komponisten ließen Rousseau nicht schlafen. Er ruhte nicht, bis er das Werk desselben in Händen hatte, und begann sofort, es eifrig zu studiren. Die nöthige Muße gab eine kurze, aber heftige Krankheit von entzündlichem Charakter, deren Nachwirkungen ihn eine Zeitlang an das Zimmer fesselten [96]). Es wurde ihm indeß schwer, sich in dem weitschweifigen, schlechtgeschriebenen Buche zurecht zu finden. Auch kam er über die Prinzipien der musikalischen Theorie um so weniger in's Reine, da er zu dieser Zeit mit einem jungen Organisten, dem Abbé Palais, bekannt wurde, der seine musikalische Bildung in Italien erhalten hatte, und daher die Grundsätze der italiänischen Schule vertrat, welche von der französischen in Richtung und Methode erheblich abwich, und in mancher Beziehung zu ihr selbst in einem graden Gegensatze stand. Immer aber diente dieser Gegensatz, wenn er auch vorläufig keine Ausgleichung fand, zur Belebung des musikalischen Interesses, und da dasselbe andererseits auch durch die Konzerte, welche im Hause der Mama wöchentlich Statt fanden, beständig angeregt wurde, gewann es allmählig eine ausschließliche Herrschaft über ihn. Nicht

lange und die Musik war fast der einzige Gegenstand seines Sinnens und Denkens. Bald wurde ihm jede andere Beschäftigung lästig, am Ende unerträglich.

Namentlich galt das von den Arbeiten im Cataster-Bureau, die freilich 7 bis 8 Stunden des Tages in Anspruch nahmen und, was für ihn noch weit mehr sagen wollte, eine andauernde, durch Zeit und Regel bestimmte Thätigkeit erforderten. Ueberdies war ihm die Umgebung, in welcher er sich dort bewegen mußte, längst höchst unangenehm geworden. Seine Mitarbeiter, meist Leute aus niederem Stande, entbehrten nicht nur aller höheren Bildung, es fehlte ihnen selbst an äußerem Anstande. Rousseau nennt sie „plumpe Bursche", die „schmutzig und schlecht gekämmt," ihm Widerwillen erregten. Dazu kam dann das triste Bureau mit seiner unreinen, dumpfen Luft. Es war doch natürlich, wenn ihm in dieser Atmosphäre, bei der strengen Achtsamkeit, deren er zu seiner Arbeit bedurfte, bei der steten Langeweile und beständigen Gêne oft „schwindelig" wurde. Andererseits schien ihm das Leben eines Musikers alles das darzubieten, was er bis dahin entbehren mußte. Es stellte eine Thätigkeit in Aussicht, die der Neigung entsprach, immer neue Anregungen verhieß und für die leichten Fesseln, die sie etwa dem Lehrer anlegte, durch den steten Wechsel der Menschen und Orte entschädigte. Es ermöglichte ferner den Eintritt in die vornehmen und gebildeteren Kreise der Gesellschaft, welche Rousseau schon durch die Sauberkeit und Eleganz ihrer äußeren Erscheinung anzogen, und versprach einen interessanten Verkehr mit Künstlern und Menschen von geistiger Bedeutung. Fügen wir hinzu, daß es auch die Hoffnung weckte, in diesen höheren Sphären eine mehr oder weniger glänzende Rolle zu spielen, die um so lockender erschien, da es sich um den Beifall, jedenfalls um die reizende Nähe der jungen liebenswürdigen Damenwelt handelte. Kein Wunder daher, daß Rousseau auf den Gedanken kam, seine bisherige Carrière mit der eines Musiklehrers zu vertauschen. Frau von Warens freilich wollte nichts davon hören, als er mit seinem Plane herausrückte. Sie war mit Recht der Meinung, daß ein bestimmtes Amt mit festem Gehalte der unsicheren Stellung eines Musiklehrers bei weitem vorzuziehen sei. Ihre Vorstellungen machten auf Rousseau indeß wenig Eindruck; ihn pflegte jeder Gedanke oder Entschluß, den er einmal gefaßt, mit der Gewalt einer Leidenschaft zu beherrschen. Er bat, drängte und raisonnirte so lange, bis ihm Mama den Willen that und die Erlaubniß gab, seine Stelle niederzulegen, nachdem er sie noch nicht volle zwei Jahre bekleidet hatte.

Die kühne Entschlossenheit, mit welcher er so eine gesicherte Existenz preisgab, imponirte, scheint es, den Bewohnern

von Chamberi. Man glaubte, er würde das nicht gewagt haben, wenn er des Erfolges nicht gewiß sei, was doch nur wieder bei großer musikalischer Begabung und tüchtigen Kenntnissen möglich erschien. Dieses günstige Vorurtheil führte ihm bald so viele Schüler zu, daß der neue Erwerbszweig sich ebenso einträglich erwies wie der frühere. Allerdings war auch Chamberi ganz der Ort, wo er gedeihen konnte. Die Stadt bildete damals, wie noch heut zu Tage, den Sammelplatz des zahlreichen savoyischen Adels, welcher nicht reich genug, sich auf Reisen im Auslande zu zerstreuen, doch hinlänglich begütert ist, um sich an einem städtischen Mittelpunkte den Genüssen des gesellschaftlichen Lebens hingeben zu dürfen. In diesem geselligen Verkehre spielten Musik und Gesang natürlich auch eine Rolle, und wer darin ein gewisses Maß von Kenntnissen besaß, konnte um so eher auf sein Fortkommen rechnen, da es in jener Zeit, wie Rousseau in einem späteren Briefe sagt, „in Savoyen für ein Wunder gelten konnte, einen guten Musiker zu sehen.“ So fand denn der junge Lehrer leicht Eingang in adelige, wie in bürgerliche Familien, zumal ihm der nicht unbedeutende Einfluß der Mama, so wie auch, da es besonders auf die Damen ankam, seine jugendlich anziehende Erscheinung empfehlend zur Seite stand. Sie ließ es auch wohl übersehen, wenn am Unterrichte Manches vermißt, er namentlich nicht so pünktlich und regelmäßig ertheilt wurde, wie es wohl zu wünschen gewesen wäre. Man verargte es dem interessanten Künstler nicht grade, daß es ihm unmöglich war, die Stunden strenge einzuhalten. Ebensowenig nahm man an seinem ungefügigen, eigenartigen Wesen, an seinem befangenen, linkischen Benehmen sonderlichen Anstoß.

Er selbst freilich fühlte nicht minder, wie Frau von Warens, daß in dieser Rücksicht eine Aenderung doch erstrebt werden müsse. Mama gab sich alle mögliche Mühe, die rauhe Außenseite ihres Zöglings zu glätten, und ihn zu einem gewandten, liebenswürdigen Gesellschafter umzuformen. Sie nahm sogar den Tanz- und Fechtmeister zu Hülfe. Rousseau seinerseits that, was in seinen Kräften stand, um ihre wohlgemeinten Absichten durchführen zu helfen. Indeß die Natur war stärker als der Wille, und der am Ende doch wenig nachhaltige Eifer konnte den Mangel an Talent und Geschick nicht ersetzen. Ton und Haltung der Gesellschaft blieben ihm fremd. Das lebendige Bewußtseiu der persönlichen Freiheit sträubte sich instinktiv gegen die Fesseln, welche die conventionellen Umgangsformen ihr anzulegen drohten. Bedenklicher freilich waren andere Gefahren, die ihm zu dieser Zeit nahe traten. Es will uns zwar scheinen, als ob Rousseau die Anziehungskraft, welche er auf das weibliche Geschlecht ausübte, in etwa überschätzte. Doch wollen wir damit

nicht leugnen, daß seine persönliche Erscheinung recht wohl geeignet war, Herz und Sinn der Frauen zu berücken. Auch in Chamberi, wo er mit so vielen Damen in nächster Nähe verkehrte, mochte sie bei manchen stille Wünsche, bei anderen minder unschuldige Begierden erregen. Namentlich soll die Frau eines Spezereihändlers, deren Tochter er unterrichtete, ihre Netze nach ihm ausgeworfen haben. Er selbst merkte das kaum, aber Frau von Warens sah um so deutlicher, was beabsichtigt wurde. Es entging ihr eben so wenig, daß Rousseau bei seinem sinnlich leicht erregbaren Naturell solchen Künsten nicht lange widerstehen werde. Sie beschloß, diesem sehr wahrscheinlichen Falle dadurch zuvorzukommen, daß sie selbst ihm das darbot, was er sonst vielleicht anderswo zu seinem Verderben hätte suchen mögen.

Für einen gesunden, natürlich sittlichen Sinn hieß das freilich den Teufel durch Beelzebub austreiben. Wir beziehen uns indeß auf die Bemerkungen, die wir oben zur Erklärung dieses monströsen Verfahrens haben einfließen lassen. Es entsprang allerdings, wie Rousseau sagt, aus einem Irrthume des Verstandes, den man, wie groß und bedenklich er auch sein mag, doch in etwa entschuldigen kann. Uebrigens erregt die Weise, in welcher Frau von Warens die Mannbarkeit ihres Schützlings zu ihrem Rechte kommen ließ, billig Verwunderung. Sie nahm eine überaus ernste Miene an, knüpfte die Gewährung ihrer Gunst an bestimmte Bedingungen und setzte eine achttägige Frist zur Ueberlegung fest. Rousseau bedurfte dieser Bedenkzeit natürlich nicht; er war, wie man sich denken kann, gleich Anfangs entschlossen, und konnte den Ablauf der Frist kaum erwarten. Doch erfüllte ihn weniger das Verlangen nach dem in Aussicht gestellten Besitz, als die gespannte Erwartung auf Etwas, das seine überreife Natur herbeisehnte, ohne daß er es genauer kannte. Wie mächtig die sinnlichen Triebe auch in ihm walteten, und wie mannigfach sein Verkehr mit dem weiblichen Geschlechte auch gewesen war, er hatte seine Unschuld doch nur erst in der Vorstellung verloren.

Auch war der Genuß, als er nun wirklich an ihn herantrat, keineswegs so groß, wie man hätte erwarten sollen. War Frau von Warens für ihn eine Geliebte, deren Besitz ihm wünschenswerth erschien, so war sie doch zugleich eine Freundin, die ihm unantastbar, ja eine Mutter, die ihm heilig sein mußte. Rousseau fühlte das sehr wohl, und während die sinnliche Natur sich des dargebotenen Vergnügens freute, hatte er doch das quälende Bewußtsein, daß dasselbe durch eine Schuld erkauft werde. Er konnte nicht umhin, sich zu gestehen, daß, was da vorgehe, sowohl seiner selbst, wie der Mama unwürdig und fast einem Incest gleich zu achten sei. Indeß

wurde der Zweck, welchen Frau von Warens bei ihrer Connivenz im Auge hatte, in der That erreicht. Es scheint nicht, daß Rousseau, so lange er in ihrer unmittelbaren Nähe lebte, sich für andere Personen weiblichen Geschlechtes sonderlich interessirte. Auch gewann sein Verhältniß zu ihr einen noch innigeren und vertrauteren Charakter, wie es bis dahin gehabt hatte. Hatte sie seither mit „dem Kleinen,“ wie mit einem Kinde, fast nur von ihm selbst gesprochen, so durfte sie nun zu dem Manne, dem sie die Rechte des Gatten eingeräumt, auch von sich reden. Alles aber, was sie ihm sagte, war für ihn so interessant, es machte solchen Eindruck auf ihn, daß er es unwillkührlich auf sich selbst anwandte, und so aus ihren vertraulichen Mittheilungen größeren Nutzen zog, als aus ihren früheren Lehren.

Natürlich konnte es Claude Anet nicht verborgen bleiben, daß er einen Rivalen oder doch einen Partner erhalten hatte. Er ließ sich indeß nichts merken, und was anderswo zu Haß und Feindschaft geführt hätte, diente hier nur dazu, die freundschaftlichen Bande noch enger zu knüpfen.

In der That lebten die Drei in ungestörter herzlicher Eintracht, die von einem unbedingten gegenseitigen Vertrauen getragen wurde. Es war eine Vereinigung, wie sie — man muß das Rousseau zugeben — vielleicht nicht zum zweiten Male existirt hat. Und wie verwerflich eine solche Gemeinschaft vom sittlichen Standpunkte aus auch ist, daß sie bestehen konnte, gereicht dem Verstande wie dem Herzen der Frau von Warens zur Ehre. Nicht lange aber, und der Tod griff mit gewaltsamer Hand störend in sie ein. Claude Anet erkrankte und starb, trotz aller Sorgfalt, die man zu seiner Rettung aufwandte. Rousseau's Lage wurde aber deshalb keine angenehmere; im Gegentheil trat jetzt ihre Schattenseite, die bis dahin ziemlich verdeckt geblieben war, schärfer hervor. Die Vermögensverhältnisse der Frau von Warens waren schon längst nicht die besten, die thörichten Projekte, auf welche sie sich fort und fort einließ, und die gierigen Abenteurer, von denen sie beständig hinter's Licht geführt wurde, hatten sie in Schulden gestürzt, die immer wieder durch andere gedeckt werden mußten. Ihre Pension von 2000 Franken, die einzige Einnahmequelle, war schon auf Jahre vorweg genommen oder verschrieben, und die Gläubiger drängten immer heftiger. So lange Claude Anet lebte, war durch dessen Einsicht und Autorität der Fortschritt des ökonomischen Ruins doch in etwa gehemmt worden. Nach seinem Tode hätte nun Rousseau in seine wohlthätige Wirksamkeit eintreten sollen. Es fehlte ihm aber an dem nöthigen praktischen Geschick, um sich in Verlegenheiten geschäftlicher Art zurecht zu finden. Auch besaß er der Frau von Warens gegenüber

nicht die Autorität, welche erforderlich war, um einen bestimmenden Einfluß auf sie auszuüben. Sah er auch recht wohl, welch' schlimmen Ausgang die Sache nehmen müsse, er konnte sie nicht ändern; er mochte bitten oder schelten, es blieb im Wesentlichen beim Alten.

Da er sich so außer Stande sah, den drohenden Ruin zu verhindern, wollte er wenigstens versuchen, ihn für sie, wie für sich selbst, unschädlich zu machen. Es kann keine Frage sein, daß Rousseau seiner Beschützerin eine tiefe und wahre Zuneigung widmete. Der Gedanke an ihr künftiges Schicksal, an die Noth, in die sie voraussichtlich gerathen werde, trat ihm quälend nahe. Er wurde für ihn zur dringenden Mahnung, für diesen Fall Vorsorge zu treffen, und sie wurde verstärkt durch die herzerfreuende Aussicht, ihr durch Bereitung eines sorgenfreien Lebens zu vergelten, was sie an ihm gethan hatte. Daß er dabei auch an sich selbst dachte, an die eigene hülflose Lage, die ihn erwartete, verstand sich so sehr von selbst, daß ihn deshalb kein Vorwurf treffen kann. Indeß wie große Sorge er auch trug, und obgleich seiner aufgeregten Phantasie die Gefahr vielleicht größer erschien, als sie wirklich war, es gelang ihm doch nie, ihr in wirksamer Weise vorzubauen. Es fehlte ihm der praktische Blick, der die entsprechenden Mittel zu einem bestimmten Zwecke zu finden weiß, und mehr noch gebrach es an der Fähigkeit, ein solches Ziel unverrückt im Auge zu behalten, und sich durch dasselbe dauernd leiten zu lassen.

Beständig aber trat der Gedanke an die Zukunft störend in den ruhigen Genuß der Gegenwart, und das Bestreben, sie zu sichern, hörte darum nicht auf, weil es fruchtlos blieb. Die Pläne wechselten mit den Kräften und Trieben, die in seinem Innern thätig wurden; so oft ihn Neigung oder Laune zu anderen Dingen und Beschäftigungen drängte, glaubte er in ihnen passendere Mittel für seinen Zweck gefunden zu haben. Der Weg aber, auf welchem er ihn zunächst zu erreichen gedachte, war allerdings sonderbar genug. Er begann zu sparen und alles Geld, das er zusammenbringen konnte, an einem verborgenen Orte zu hinterlegen. Leider verfuhr er dabei so ungeschickt, daß Frau von Warens diese geheimen Schätze bald entdeckte, und ohne sie zu benutzen, ihm doch von ihrem Mitwissen Kenntniß gab. Natürlich gab er nun die Sache bald auf; es blieb ihm indeß von dieser Zeit an ein gewisses Bestreben eigen, dem möglichen Mangel durch eine kleinliche Sparsamkeit vorzubeugen, eine Neigung, welche, eben weil sie seinem freien, offenen Wesen widersprach, heimlich und doch wieder so wenig vorsichtig auftrat, daß sie leicht bemerkt wurde, und ihn in den nicht ganz grundlosen, aber doch in Wahrheit völlig unbegründeten Verdacht des

Geizes brachte. In der That hatte das Geld als solches keine Macht über ihn, und wenn er sich dennoch scheinbar von ihm abhängig machte, so geschah das, um seine Unabhängigkeit gegen eine etwaige Gefährdung zu sichern, wobei dann das gerechte Mißtrauen in seine Fähigkeit, möglichen Verlegenheiten durch praktische Benutzung der gegebenen Verhältnisse die Spitze zu bieten, unbewußt mitwirkte.

Nachdem der Versuch, durch fortgesetzte Sparsamkeit Schätze zu sammeln, mißlungen war, kam er auf den nicht gerade unvernünftigen Gedanken, sich einer Thätigkeit zuzuwenden, die ihm solche leicht und bequem eintragen könnte. Der Musikunterricht, den er bis dahin nicht ohne Erfolg ertheilt hatte, wurde ihm, scheint es, unbequem. Die Annehmlichkeiten, die er bieten mochte, hatten allmälig ihren Reiz verloren, und wie große Freiheit er auch gestattete, er band doch immer an Zeit und Stunde. Ueberdies war die Stellung eines Lehrers eine untergeordnete, und er fühlte sich zu etwas Höherem berufen. Hatte er sich bisher mit der Musik von Anderen abgemüht, warum sollte er es nicht mit eignen Produktionen versuchen? Gingen ihm doch mannigfache Melodien und musikalische Ideen durch den Kopf, die ihn ohne Zweifel zu einem Komponisten ersten Ranges erheben würden, wenn er sie nur zu Papier zu bringen wüßte. Leider verstand er die Komposition nicht; es kam daher darauf an, sich mit ihr vertraut zu machen und zu dem Ende nach einem kundigen Lehrer umzusehen. In Savoyen gab es freilich keinen, aber sein Freund Venture hatte ihm früher erzählt, daß der Dirigent der Domkapelle von Besançon, der Abbé Blanchard, in dieser Beziehung Vortreffliches leiste [97]). Was konnte rathsamer sein, als sich den Unterricht dieses Mannes zu Nutze zu machen? Erinnert man sich der spätern musikalischen Leistungen Rousseau's, so sieht man wohl, daß er mit seinem Vorhaben nicht so ganz in die Irre ging. Ein richtiges Gefühl von seiner Begabung leitete ihn, aber die Vorstellung, die er von ihrer raschen und glänzenden Entfaltung hegte, war ziemlich kindisch. Sehr auffallend aber ist es, daß Frau von Warens auf sie einging, ihm erlaubte, von Neuem seine ziemlich gesicherte Stellung aufzugeben, und selbst beträchtlichen Geldaufwand nicht scheute, um ihm die Reise nach Besançon möglich zu machen. Reichlich versehen mit allem Nöthigen, machte er sich zu Pferde auf den Weg. Auch kam er über Genf und Nyon, wo er seinen Vater en passant besuchte, wohlbehalten in der Hauptstadt der Freigrafschaft an. Abbé Blanchard nahm ihn sehr freundlich auf, rühmte sein Kompositionstalent und erbot sich, ihm den erforderlichen Unterricht zu ertheilen. Eben sollte damit begonnen werden, als er die Nachricht erhielt, sein Koffer sei an der französischen

Grenze confiscirt worden. Man hatte in einer Rocktasche ein jansenistisches Spottgedicht auf den Hof und die Kirche gefunden, und darin ein aufrührerisches Produkt der schweizer Presse, das auf diese Weise eingeschmuggelt werden sollte, gewittert. Das Mißverständniß war stark genug. Es hatte aber zur Folge, daß Rousseau seinen Koffer verlor und ihm nun nichts anderes übrig zu bleiben schien, als sofort den Rückweg anzutreten. So nahm denn die vielversprechende Reise einen höchst kläglichen Ausgang; ihr ganzer Gewinn bestand in dem Verluste der namhaften Summe, die zur Bestreitung der Kosten aufgewandt worden war [98]).

Frau von Warens nahm ihn deßhalb nicht weniger freundlich auf, und bald befand er sich wieder in dem gewohnten Lebensgeleise. An Schülerinnen fehlte es nicht; auch wurde das Studium Rameau's fortgesetzt und die erworbene theoretische Kenntniß in eigenen Kompositionen von geringerem Umfange bewährt. Der Komponist hatte sogar das Vergnügen, einige dieser Arbeiten in den öffentlichen Conzerten, welche damals von vornehmen Dilettanten veranstaltet wurden, vorgetragen und beifällig aufgenommen zu sehen. Weniger angenehm war es, daß er hier und da mehr oder minder lauten Zweifeln an ihrer Aechtheit begegnete. Weil es ihm sehr schwer wurde, fremde Musik zu lesen, wollte man an seine Fähigkeit, deren selbst zu machen, nicht recht glauben. Freilich bestand er die Proben, auf die er deßhalb gelegentlich gestellt wurde. Indeß die widerwillige Anerkennung war doch weit davon entfernt, seinem Stolze zu genügen, und als die Leitung der vorhin erwähnten Conzerte, auf die er sich Hoffnung gemacht hatte, am Ende doch einem Anderen übertragen wurde, kühlte sich sein Eifer für die Musik einigermaßen ab. Die Folge war, daß er sich dem Interesse an der Literatur und Philosophie, welches zu dieser Zeit mit größerer Stärke in ihm erwachte, um so ungestörter hingeben konnte. Nahrung fand es im Verkehre mit einigen literarisch gebildeten Männern aus den höhern Ständen, unter welchen namentlich Herr de Conzié, ein junger savoyischer Edelmann, damals mit ihm in eine engere und dauernde Verbindung trat. Statt sich mit der Musik, welche die Beiden zusammengeführt hatte, zu beschäftigen, verhandelte man bald nur über die literarischen und philosophischen Fragen, welche grade an der Tagesordnung waren. Man las die Schriften, die auf diesem Gebiete erschienen, und ließ sich in's Besondere keines der Werke entgehen, durch welche Voltaire die gebildete Welt fesselte. Rousseau nennt unter Anderem die Correspondenz mit dem Kronprinzen von Preußen, sowie „die philosophischen Briefe“, durch welche ganz besonders der Trieb zu ernsteren Studien in ihm erweckt worden sei [99]). Auch der Wunsch, elegant schreiben zu lernen, regte sich in ihm, und er hätte gar gerne

das „schöne Kolorit“ Voltaire's, dessen Schriften ihn wahrhaft bezauberten, nachgeahmt. Noch freilich war es weit bis dahin, wo er es wagen durfte, mit diesem seinem Vorbilde zu wetteifern. Zwar versuchte er sich auch schon in dieser Zeit in kleineren literarischen Arbeiten, aber es fehlte neben der geistigen Reife auch an den nöthigen Kenntnissen. Die Studien, die er gelegentlich gemacht, entbehrten ebenso sehr der Gründlichkeit, wie des Zusammenhanges. Sollten sie zu irgend erheblichen Resultaten führen, so mußte er sich ihnen eine Zeitlang mit voller Hingebung widmen können. Das aber war unmöglich, so lange die eigene Neigung und die äußern Verhältnisse die Aufmerksamkeit auf den praktischen Beruf und die zu gewinnende feste Lebensstellung hinlenkten. Vielleicht hätte er sich in dieser Richtung einseitig verloren, wäre nicht eine allmälig zunehmende Kränklichkeit für ihn Anlaß geworden, sich mehr und mehr von der Außenwelt abzuwenden und in sich selbst zurückzuziehen.

Diese Krankheit war von eigenthümlicher Art. Bis dahin hatte Rousseau, von den ersten Lebensjahren abgesehen, nur an acuten, zwar heftigen, aber schnell vorübergehenden Zufällen gelitten, die sein leidenschaftliches Wesen und sein entzündliches Temperament herbeiführten. Im Uebrigen fühlte er sich stark und kräftig; sein gedrungener, fast robuster Körper ließ eine feste Gesundheit erwarten, und die breite Brust, in der die Lungen frei und ungehemmt spielen durften, schien vor Allem das Uebel auszuschließen, an welchem er jetzt zu leiden begann. Denn allerdings wiesen manche Symptome der Krankheit darauf hin, daß eine Schwindsucht eingetreten oder doch zu befürchten sei. Seine Kräfte nahmen zusehends ab; es wurde ihm schwer zu athmen; auf der Brust lastete ein beständiger Druck; er fühlte sich beengt; unwillkürlich seufzte er auf; Zuckungen traten ein, begleitet von heftigem Herzklopfen; auch spie er Blut und ein schleichendes Fieber trat hinzu. Es entwickelte sich allmälig ein Zustand allgemeiner Schwäche, welcher bei der andauernden Ermattung und Niedergeschlagenheit, die er zur Folge hatte, natürlich den lebendigen Verkehr mit der Welt und die Theilnahme am äußern Leben aufhob. Indeß geschah das nur nach und nach; eine Zeitlang war der einwohnende Lebensdrang noch stark genug, der Apathie das Gegengewicht zu halten. Sie hinderte daher zunächst nicht, daß er der innern Unruhe, die ihn trotz oder vielleicht in Folge der wachsenden Schwäche verzehrte, in äußerer Bewegung Luft zu machen suchte. An Gelegenheit dazu fehlte es nicht. Die ausgedehnten Verbindungen, welche Mama unterhielt und die mannigfachen Aufträge, die sie bei ihrer rastlosen Geschäftigkeit zu ertheilen hatte, gaben oft Anlaß zu kürzeren Ausflügen, wie zu weiteren Reisen. Exkursionen dieser Art waren für ihn um so erwünschter, da er, wie sehr ihm

auch das Haus seiner Freundin zur wahren Heimat geworden war, sich in seinen Räumen doch keineswegs immer wohl fühlte. Die Befriedigung, welche er in der innigen Gemeinschaft mit der Geliebten fand, wurde zu oft durch den Gedanken gestört, daß über kurz oder lang ihre Auflösung erfolgen müsse. Scharfsichtig genug, um den unvermeidlichen Eintritt der Katastrophe vorherzusehen, und doch außer Stande, sie abzuwehren, verließ er zu Zeiten gerne den unsicheren Boden, auf welchem er sich bewegte. Auch mochte ihn die unbestimmte Hoffnung, daß ein günstiger Zufall ihm draußen irgend ein Rettungsmittel an die Hand geben werde, auf diesen Wanderungen begleiten. Sie führten ihn übrigens nach verschiedenen Richtungen; namentlich kam er wiederholt nach Nyon, Genf und Lyon. Die öfteren Besuche beim Vater wurden, scheint es, wenigstens theilweise, durch die Vermögensverhältnisse Rousseau's veranlaßt. Die prekäre Lage, in der er sich befand, machte es ihm wünschenswerth, in den Besitz des mütterlichen Erbes zu kommen. Dem Vater aber, der die Nutznießung hatte, war die Herausgabe unbequem. Er scheint deßhalb, dann auch wohl aus gewohnter Nachlässigkeit, die Erledigung der Sache möglichst hinausgeschoben zu haben. Von Anwendung eines Zwanges war natürlich keine Rede; es mußte dem Sohne schon genügen, daß er mit vieler Mühe doch wenigstens halbwege zu seinem Rechte kam. Im Uebrigen bewahrte das Verhältniß Beider seinen bisherigen Charakter; die Anhänglichkeit des Sohnes verlor sich ebensowenig, wie die Theilnahme des Vaters, obgleich weder die eine, noch die andere eine besondere Intensität verrieth. Es kam wohl vor, daß der alte Rousseau lange Zeit nichts von sich hören und die Briefe, welche der Sohn oder Frau von Warens an ihn richtete, unbeantwortet ließ. Dann folgten zuweilen scharfe Mahnungen, die zwar die dem Kinde geziemende Ehrerbietung nicht verläugneten, aber doch auch herbe, fast bittere Vorwürfe enthielten. Besonders war es Rousseau, und nicht mit Unrecht, peinlich, wenn der Vater seine Mama nicht mit der gebührenden Rücksicht behandelte. Er erinnert ihn daran, wie viel er Frau von Warens zu verdanken habe, wie sehr es ihn daher kränken und betrüben müsse, wenn der Vater sie so links liegen lasse. Er sagt dann auch wohl geradezu, daß ein solches Benehmen die ersten Pflichten der Höflichkeit und des Anstandes verletze, deutet auch an, wie der Vater sich selbst im Lichte stehe, wenn er den Verkehr mit einer so liebenswürdigen und achtbaren Dame vernachlässige, zumal dieselbe in Rücksicht auf Rang und Stellung eine nicht zu verachtende Bekanntschaft sei. Pflegten doch die höchsten Herren am Hofe, und sogar der König selbst ihre Briefe auf das Pünktlichste zu beantworten; er habe also wahrlich keinen Grund, bei seinem Schweigen zu

beharren. Sei er ja doch weit entfernt von aller prüden Bigotterie — man sieht, es war doch der Katholizismus der Frau von Warens, an welchem der Vater Anstoß nahm —, verachte er ja doch jenen Haufen von Fanatikern und Pedanten, bei welchen der falsche religiöse Eifer jedes Gefühl für Ehre und Billigkeit ersticke, und die alle Diejenigen ohne Weiteres den Spitzbuben gleichstellen, welche das Unglück haben, in der Art, Gott zu dienen, anderer Meinung zu sein wie sie[100]).

Es ist ohne Zweifel eine ungewöhnliche Sprache, die hier der Sohn dem Vater gegenüber führt. Verletzen konnte sie indeß doch nicht, denn die selbständige Haltung, die der Sohn annahm, schloß keineswegs die dem Vater gebührende Hochachtung aus. So bittet er, nachdem er in beredter Weise die Ansprüche der Mama vertreten hat, um Verzeihung, falls ihn sein Eifer zu weit geführt haben sollte. Es sei nur die eine seiner Pflichten, die ihn die Grenzen der andern überschreiten lasse. Nie werde sich seine lebendige Theilnahme für Alle, welchen er Achtung und Zuneigung schuldig sei, verleugnen. Und der Vater möge aus dem Eifer, mit welchem er sich der Mama gegen ihn annehme, einen Schluß auf die Natur der Gesinnung ziehen, die er gegen ihn selbst hege. In der That widerstand der alte Rousseau solchen Vorstellungen nicht. Er schrieb dann wohl an Frau von Warens, besprach sich mit ihr über den Sohn, veranlaßte auch diesen selbst, ihm über seine Lage und Pläne Mittheilungen zu machen. Im Ganzen ging aber doch Jeder seine eigenen Wege; eine tiefere, wirksamere Theilnahme, ein wirkliches Eingreifen und Bestimmen fand jetzt eben so wenig, wie früher oder später statt.

Auch mit seinen Genfer Verwandten kam Rousseau wieder in nähere Berührung. Sein Onkel, der Ingenieur Bernard, war in Süd-Carolina, wohin er sich begeben hatte, um den Bau der Stadt Charlestown zu leiten, gestorben. Sein Vetter und früherer Pensionsgenosse, der in Preußen eine Anstellung gefunden, überlebte den Vater nicht lange. Dieser doppelte Verlust machte die vordem etwas spröde Tante zu einer Annäherung an den Neffen geneigt, der denn auch, so oft er nach Genf kam, bei ihr wohnte. Nicht minder blieb er mit ihren Schwestern in beständigem Verkehr; namentlich bewies er der Tante Suzon, die in den Jahren der Kindheit ihm die Stelle der Mutter vertreten hatte, stets die größte Anhänglichkeit[101]). An eine Rückkehr in seine Vaterstadt, wie lieb sie ihm auch war und blieb, dachte er indeß nicht, wohl aber nahm er an Allem, was dort vorging, den lebhaftesten Antheil. Er hatte bei seinen zeitweiligen Besuchen wiederholt Gelegenheit, den erbitterten Kämpfen, welche in diesen Jahren (1734—1738) zwischen der Regierung und der Bür-

gerschaft von Genf geführt wurden, aus der Nähe zuzusehen. Wie öfter, so waren auch im Jahre 1737 die Parteien, welche nicht nur den Staat zerrissen, sondern selbst in die einzelnen Familien unheilvolle Spaltungen brachten, im Begriff, den Streit mit den Waffen auszufechten. Rousseau war gerade anwesend, als aus einem ihm befreundeten Hause Vater und Sohn die Waffen ergriffen, um sich an die Sammelplätze ihrer Parteigenossen zu begeben, und so einander vielleicht in der nächsten Stunde feindlich gegenüber zu treten.

Dieser allerdings furchtbare Vorfall machte auf den jungen Mann einen tiefen, erschütternden Eindruck. Er gelobte sich damals, nie an einem Bürgerkampfe Theil zu nehmen, noch auch irgend welchen Versuch, die innere Freiheit durch Waffengewalt sicher zu stellen, mit Wort oder That zu unterstützen. Der Verfasser des Contrat social mag dieses Schwures nicht immer eingedenk geblieben sein, wiewohl es nicht zweifelhaft ist, daß Rousseau zu jeder Zeit die Integrität der einfach natürlichen oder persönlichen Beziehungen unter den Menschen höher achtete, als die Durchführung der allgemeinen Grundsätze und Zwecke, welche das Staatsleben zu verwirklichen hat. Auch hat er später, als sich seinetwegen die bürgerlichen Unruhen in Genf zu erneuern drohten, durch sein Verhalten bewiesen, daß es ihm persönlich mit jenem Gelöbnisse völlig Ernst gewesen. Wie in Genf und anderswo, wohin ihn sein Weg führte, machte Rousseau auch in Lyon mannigfache Bekanntschaften, die meist freilich erst in späterer Zeit größere Bedeutung für ihn gewannen. Wir heben für jetzt nur eine hervor, an welche sich schon damals ein ernsteres, wenn auch vorübergehendes Interesse knüpfte. Auf seiner Rückreise von Paris hatte er im Kloster Des Chasottes, wo er Fräulein du Châtelet besuchte, ein 14jähriges Mädchen, Fräulein Serre, kennen gelernt. Sie blieb ihm nach dieser ersten Begegnung ziemlich gleichgültig; als er aber später von Neuem mit ihr zusammentraf, flößte sie ihm eine heftige Leidenschaft ein, deren beredter Ausdruck noch in einem dem Jahre 1736 angehörigen Briefe vorliegt [102]). Derselbe ist offenbar in Lyon selbst geschrieben, und scheint vorauszusetzen, daß Rousseau, außer Stande, seine Leidenschaft zu beherrschen, Frau von Warens verlassen hatte, um der Geliebten nahe zu sein. Wenigstens sagt er, daß er ihretwegen den Entschluß, an einem ihm offenstehenden Zufluchtsorte den Rest seiner Tage in philosophischer Ruhe zu verleben, aufgegeben habe. Es sei ihm eben unmöglich, fern von ihr zu leben, und er hoffe, daß eine Reise, die er beabsichtige und die weitern Pläne, welche er verfolge, ihn in den Stand setzen würden, dauernd in ihrer Nähe zu weilen.

Ohne Zweifel kannte das Mädchen seine Neigung bereits; es scheint aber, daß sie seine Anträge ziemlich kühl aufgenommen hatte.

Er gesteht, daß er keine Hoffnung habe; weder seine persönliche Erscheinung, noch seine äußere Lage sei geeignet, ihn zu empfehlen; er habe nichts anzubieten als ein Herz voll feuriger, tiefer Empfindungen, und das könne freilich nicht genügen. Von Aeußerungen dieser Art ließ sich freilich nicht erwarten, daß sie zum Ziele führen würden. Sie zeigen, daß er von vornherein den Erfolg seiner Bewerbung in Zweifel zog, womit denn auch, trotz ihres leidenschaftlichen Charakters, der tiefere Ernst seiner Neigung in etwa problematisch wird. Es scheint, die Sinne und die Phantasie hatten an ihr größeren Antheil, als das Herz. Ebendarum beherrschte sie ihn nicht, wenn sie ihn auch eine Weile mit sich fortriß. Auch tritt das sinnliche Moment stark genug hervor. Das reizende Fräulein, wie vortrefflich sie im Uebrigen auch war, hatte doch trotz ihrer Bestimmung für das Klosterleben bereits in recht weltlichen Verbindungen gestanden. Rousseau kennt sogar den Glücklichen, der sich Gehör zu verschaffen gewußt. Ihm aber sei der Weg zu ihrem Besitze verschlossen, und doch werde er, wie kein Anderer, im Stande sein, sie den Genuß einer wahren und vollen Seligkeit empfinden zu lassen. Die Vorstellung dieses Glückes aber versetzt ihn in eine Aufregung, die sich in leidenschaftlichen Ausdrücken von stark sinnlichem Gepräge ergeht. Könnte er sie „nur eine Minute sein nennen," er wäre bereit, sich gleich nachher „hängen zu lassen," ja er glaubt, die Glut der Leidenschaft werde ihn tödten, wenn er sich ihr in den Armen der Geliebten hingeben dürfe. Daneben macht sich aber doch auch die edle Seite seines Wesens geltend. Er habe, schreibt er, ihr schon früher erklärt, daß sie seiner Ansicht nach nicht zu einem klösterlichen Leben bestimmt sei. Diese Ueberzeugung spreche er auch jetzt aus, nicht, weil sie seinem Interesse vielleicht dienen könne, sondern weil er in der That so dafür halte. Wenn er anders dächte, würde er seine Meinung ebenso rückhaltlos zu erkennen geben; könne er selbst auch nicht glücklich sein, so werde er doch sein Glück in dem ihrigen finden. Er wage zu versichern, daß sie stets dieselbe Geradheit in ihm antreffen werde; wie groß auch seine Leidenschaft sein möge, seine Redlichkeit sei doch noch größer. — Man sieht, die selbstsüchtigen Regungen treten sehr heftig und anspruchsvoll auf, doch aber hat Rousseau schon damals die Kraft, sie zu zügeln, wenn Rücksichten höherer Art es fordern. Seine offene Erklärung hatte übrigens keine weiteren Folgen, störte aber auch die Verbindung der beiden jungen Leute nicht, die vielmehr bis in eine spätere Zeit fortdauerte.

Inzwischen setzte die zunehmende Kränklichkeit dem unruhigen Umherschweifen immer engere Schranken. Sein Zustand wurde fortwährend bedenklicher, eine Folge, wie er selbst glaubt, der beständigen maßlosen Aufregung, in die ihn Alles versetzte, was

ihm Interesse abzugewinnen vermochte. „Meine Leidenschaften," sagt er, „waren für mich die Quelle des Lebens, aber sie haben mich auch getödtet. Die geringfügigsten Dinge affizirten mich, als wenn es sich um den Besitz der Helena oder des Weltenthrones gehandelt hätte. Da waren zunächst die Frauen. Wenn ich eine mein nannte, so waren die Sinne ruhig, aber mein Herz war es nie; das Bedürfniß nach Liebe verzehrte mich mitten im Genusse. In mir glühte eine Sehnsucht, die des Gegenstandes entbehrte, und so vielleicht am meisten erschöpft. — Sodann die Sorge um die bedenkliche Lage der Mama, die mich in steter Unruhe erhielt. Meine Phantasie zeigte mir den Ruin in nächster Nähe, und in seinem Gefolge die Trennung von ihr, ohne welche ich mich des Lebens nicht freuen konnte. So war meine Seele beständig erregt; Verlangen und Besorgniß verzehrten mich abwechselnd."

„Dazu kam die Musik, die durch den grenzenlosen Eifer, mit welchem ich mich ihr hingab, nicht weniger aufreibend wirkte. Aber auch alle die Thorheiten, die mich gelegentlich beschäftigten, die vorübergehenden Neigungen des Tages, eine Reise, ein Konzert, ein Spaziergang, der in Aussicht stand, ein zu lesendes Buch, wurden für mich zu einer heftigen Leidenschaft, die bei ihrem lächerlichen Ungestüm mir die herbste Qual bereitete." So las er damals mit einer wahren Wuth den Cleveland; so schloß er sich, als er zufällig mit dem Schachspiel bekannt geworden war, Monate lang ein, um sich Tag und Nacht und zwar ganz allein darin zu üben, so daß er bei seinem Wiedererscheinen „einem Todten ähnlicher sah, als einem Lebenden." Es begreift sich, daß solche Aufregung auf die Dauer auch eine an sich starke Constitution erschüttern, und die stete Anspannung eine immer größere Erschlaffung zur Folge haben mußte. Natürlich wirkte die körperliche Schwäche auf die Stimmung zurück, zumal sie vorzugsweise aus der rastlosen Thätigkeit der Seelenkräfte hervorging. Die zunehmende Ermattung erzeugte das Bedürfniß nach Ruhe; die Lust am Reisen, der Hang, umherzuschweifen, verlor sich. Das ruhige Stillsitzen aber beförderte die Neigung zur Schwermuth, welche durch die geistige und körperliche Disposition begründet wurde.

Eine eigenthümliche Traurigkeit bemächtigte sich des jungen Mannes. Der geringste Anlaß erpreßte ihm Thränen und Seufzer; er glaubte den Tod nahe und sah mit tiefem Schmerze, wie das Leben entwich, ohne daß er es genossen hatte. Die Kränklichkeit aber ging endlich in eine förmliche Krankheit über, welche ihn nöthigte, längere Zeit das Bett zu hüten. Frau von Warens pflegte ihn mit mütterlicher Sorgfalt; sie vergaß selbst für eine Weile ihre Projekte und die Abenteurer, die sich um sie zu drängen pflegten, um sich

ganz ihrem Schützlinge zu widmen. Die Krankheit war schmerzlos und bestand wesentlich in einer allgemeinen Schwäche, welche zarte und sanfte Empfindungen nicht ausschloß, eher noch begünstigte. Gegenüber der leidenschaftlichen Unruhe, die ihn in gesunden Tagen umhertrieb, mochte diese ruhig-milde Stimmung für den Leidenden etwas Beglückendes haben. In der That fühlte er, umgeben, wie er es wår, von der beständigen hingebenden Fürsorge der Freundin, eine Befriedigung, die ihn selbst dem Tode gefaßt entgegensehen ließ, und nur durch den Gedanken an das künftige Schicksal der geliebten Frau hin und wieder gestört wurde. Trat ihm diese Vorstellung nahe, dann stand er zuweilen mitten in der Nacht auf und schleppte sich nach ihrem Zimmer, um ihr über ihr Verhalten gute Rathschläge zu geben. Auf ihrem Bette sitzend und ihre Hand in der seinigen haltend, weinte er mit ihr, ging dann aber, durch ihre Versprechungen beruhigt, auch körperlich gestärkt zurück.

Die Liebe der Mama, ihre andauernde Sorge und Wachsamkeit führte allmälig die Genesung herbei. Denn wir glauben, daß Rousseau Recht hat, wenn er seine Herstellung nicht der Geschicklichkeit der Aerzte, sondern der Heilkraft einer wahren Freundschaft zuschreibt, und erklärt, daß Frau von Warens, wie sie allein nur ihn habe retten können, ihn auch wirklich vor dem Tode bewahrt habe. Die innige Gemeinschaft aber, das intime persönliche Verhältniß, welches die Krankheit befestigt oder vielmehr erst recht eigentlich begründet hatte, dauerte auch nach der Genesung fort. „Wir fingen an," erzählt er, „ohne daß wir grade daran dachten, uns nicht mehr von einander zu trennen, unser Dasein gewissermaßen zu einem gemeinsamen Besitze zu verbinden. Indem wir fühlten, daß wir uns gegenseitig nicht nur nothwendig seien, sondern auch genügten, gewöhnten wir uns, an nichts Fremdes mehr zu denken, unser ganzes Glück und alle unsre Wünsche ausschließlich auf unsern gegenseitigen Besitz zu beschränken." Rousseau sah indeß, daß für ein so idyllisches Zusammenleben die große düstere Stadtwohnung nicht der geeignete Ort sei. Da überdies seine Schwäche fortdauerte und den Gebrauch der Milchkur rathsam erscheinen ließ, kam man auf den Gedanken, auf das Land zu ziehen. Er hätte seine Mama gar gerne beredet, Chamberi definitiv zu verlassen. Sie aber wagte es nicht, den Intendanten durch Entziehung der Miethe zu beleidigen und damit vielleicht ihre Pension zu gefährden. Man zog es daher vor, in nächster Nähe der Stadt eine Wohnung zu miethen, die man nach Belieben mit der bisherigen vertauschen könnte. Eine solche fand sich denn auch auf einer Besitzung des Herrn de Concié, die den Namen der Charmettes führte, und unmittelbar vor den Thoren von Chamberi gelegen war.

X.

Südöstlich von Chamberi, etwa 25 Minuten von dieser Stadt entfernt, zieht sich zwischen zwei ziemlich hohen Hügeln ein schmaler, nach Nord und Süd offener Thalgrund hin. In seiner Tiefe fließt ein Bach über Kiesel und Steingeröll, die Ufer von Bäumen beschattet. Am Abhange der Hügel, in der Mitte etwa, stehen einige zerstreute Häuser, umgeben von Gärten, Wiesen und Weinbergen. An diesem einsamen, fast wilden Orte war es, wo Rousseau unter manchen hübschen Wohnungen die schönste auswählte. Kommt man von Chamberi auf dem Wege, der gegenwärtig mit schönen Bäumen bepflanzt und von einer Hecke begrenzt zum Thale führt, so sieht man das Haus auf der rechten Seite, etwas über der Anfahrt liegen. In einem sehr einfachen, aber hübschen Style erbaut, stellt es sich von Außen noch ebenso bescheiden und gefällig dar, wie zur Zeit, als es von Rousseau bewohnt wurde. Ein terrassenförmig aufsteigender Garten führt zum Eingange; über dem Hause liegt ein Weinberg, in der Tiefe ein Obstgarten, während weiter oben am Berge eine kleine Wiese, und auf der gegenüberliegenden Seite ein Kastanienwäldchen sichtbar ist. Tritt man näher, so bemerkt man an der Façade eine Inschrift in Versen, die nicht gerade von hingebender Verehrung für den Mann zeugt, dem sie gewidmet ist[103]). Im Innern des Hauses ist an der frühern Einrichtung wenig oder nichts geändert worden; nur die Meubles hat man im Laufe der Zeit gewechselt. Noch jetzt sieht der Reisende das nach Nordost liegende Zimmer Rousseau's, neben ihm das kleine Kabinet, in dem er zu arbeiten pflegte und, von beiden durch einen schmalen Corridor getrennt, die freundliche, reizend gelegene Wohnung der Frau von Warens.

Der Sommer des Jahres 1736 ging eben zu Ende, als die Beiden nach den Charmettes übersiedelten. Mit dem Aufenthalte an diesem einsamen, aber anziehenden Orte begann für Rousseau, wie er sich ausdrücken durfte, „das kurze Glück seines Lebens, eine Reihe von friedlichen, aber schnell vorübereilenden Augenblicken, die ihm ein Recht gaben, zu sagen, daß er gelebt habe.“ Der nächste Zweck des Umzuges wurde freilich nicht erreicht; Rousseau blieb vor wie nach leidend und die Körperschwäche bestand unverändert fort. Die Milchkur, der er sich nach dem Rathe der Aerzte unterzog, mußte aufgegeben werden. Der Gebrauch des kalten Wassers, mit welchem man schon damals alle möglichen Krankheiten heilen zu können meinte, erwies sich sogar nachtheilig. Die Medikamente des Arztes wollten auch keine Aenderung herbeiführen. Das Uebel schien unheilbar, und der Patient suchte sich allmälig mit dem Gedanken

auszusöhnen, daß es ihn einem frühen Grabe zuführen werde. Diese Resignation lag um so näher, da sich damals plötzlich zu dem bisherigen Leiden noch ein anderes von eigenthümlicher Art hinzugesellte. Rousseau war eben mit einer leichten Handarbeit beschäftigt, als er am ganzen Körper „eine fast unbegreifliche Erschütterung“ erfuhr. Es war, wie wenn in seinem Blute ein Sturm losbräche, der sich dann rasch über sämmtliche Glieder verbreitete; die Arterien begannen so heftig zu klopfen, daß er die Schläge nicht blos fühlte, sondern deutlich hören konnte. Dazu kam ein starkes Geräusch in den Ohren, welches in drei- oder vierfacher Form, als ein dumpfes Brausen, ein ziemlich deutliches Gemurmel, ein sehr scharfes Pfeifen und als ein gleichmäßig starkes Klopfen auftrat. Dieses innere Geräusch war so heftig, daß es dem Leidenden die Feinheit des Gehörs nahm und ihn, wenn auch nicht taub, so doch schwerhörig machte. Auch wollte es ihm weder zu dieser, noch in späterer Zeit gelingen, das lästige Uebel zu beseitigen; es hat ihn durch das ganze Leben begleitet. Man weiß, wie störend der Mangel des Gehörs bei manchen Naturen auf die Stimmung und das Verhalten zur Außenwelt einwirkt, wie er namentlich zu Argwohn und Mißtrauen treibt, zumal wenn die sonstigen Lebensverhältnisse ohnehin dazu disponiren. Beethoven's spätere Lebensjahre wurden, wie bekannt, grade durch seine Taubheit im höchsten Grade verbittert. Bei Rousseau war der Einfluß des relativ schwächeren Leidens weniger groß; man darf ihn aber doch bei der Beurtheilung seiner spätern Denkweise auch nicht zu gering anschlagen. Für's Erste freilich hatte er keine andere merkbare Folge, als eine beständige Schlaflosigkeit, die das körperliche Befinden allerdings verschlimmerte, zugleich aber doch der geistigen Thätigkeit in gewisser Weise zu Gute kam.

Die Ueberzeugung, daß es mit dem Leben zu Ende gehe, führte Rousseau dahin, sich allen Ernstes auf den Tod vorzubereiten. Bis jetzt hatte er im Grunde weit mehr außer sich, wie in sich gelebt; fehlte es auch nicht an tieferen und innigeren Empfindungen, so waren sie doch meist von Außen angeregt und durch die wechselnden Dinge und Menschen, mit denen er in Berührung kam, bedingt. Sein inneres Wesen hatte vor dem Streben, Ansehen und eine bestimmte Stellung in der Welt zu gewinnen, der tiefere Inhalt seines Geistes vor den halb phantastischen Vorstellungen, mit welchen seine rastlose, von egoistischen Trieben bewegte Einbildungskraft ihn fort und fort umnebelte, nicht recht zur Geltung kommen können. Mit den Hoffnungen, die sich an sie knüpften, schwand nun auch das Interesse an der Außenwelt; das Leben hatte keinen Reiz mehr, seitdem der Tod in naher und sicherer Aussicht zu stehen schien. So wurde er mehr und mehr in sich selbst zurückgeführt, und die Gleichgültigkeit gegen

die vergänglichen Dinge gestattete ihm, seinen Blick auf das Ewige im Menschen und seinem Schicksale zu richten. Es war natürlich, daß diese ernstere Richtung zunächst als eine religiöse auftrat. Die Religion konnte in diesem Falle allein Aufschluß und Beruhigung geben. Zwar hatte sie bis dahin für Rousseau keine sonderliche Bedeutung gehabt; sie war bei ihm keineswegs Herzenssache gewesen, an die sich ein tieferes und nachhaltigeres Interesse geknüpft hätte. Der fast leichtfertige Wechsel ihrer Form hatte von selbst die Wirkung, daß auch ihr Inhalt Werth und Geltung so ziemlich verlor. Darum war sie aber in Herz und Sinn nicht erloschen. Die religiöse Empfindung wurzelte zu tief in seinem Gemüthe, als daß sie nicht im Grunde desselben hätte fortleben sollen, und die religiösen Eindrücke, die er aus den Jahren der Kindheit in das spätere Leben mit hinüber nahm, waren doch zu lebhaft gewesen, um sich nicht unter günstigen Umständen immer noch wirksam zu erweisen. Auch ist für einen idealen Sinn die Religion ein unabweisbares Bedürfniß, weil er seiner Natur nach über die wechselnden Erscheinungen des Lebens hinausstrebt, zu ihrem unbedingten Grunde und Wesen. Verbindet sich mit ihm überdies, wie das bei Rousseau der Fall war, ein starkes Selbstbewußtsein, so wird das energisch hervortretende Ich der religiösen Gewähr für die Unendlichkeit seiner Dauer, wie seines Inhaltes nicht entbehren können.

Wir sagten schon, daß die Religiosität Rousseau's von allem Anfang an dem dogmatischen Christenthum, wie es sich in den Lehrformeln der verschiedenen Confessionen ausprägt, ziemlich gleichgültig gegenüber stand. Sie hatte einen christlichen Charakter nur insoweit, als sie die Fundamentallehren aller Religion in dem Ausdrucke, welchen sie im Christenthum erhielten, anerkannte, und außerdem die christliche Sittenlehre in ihrem wesentlichen Inhalte adoptirte. Der Glaube an einen geistig persönlichen Gott, und mehr vielleicht noch der an die persönliche Unsterblichkeit war für Rousseau zu jeder Zeit eine unbestreitbare Wahrheit, die der Verstand hin und wieder anzweifeln mochte, auf welche das Herz aber stets zurückkommen mußte. Auch jetzt beschäftigte ihn, als das persönliche Leben wieder in den Vordergrund trat, vorzugsweise die Frage nach dem Jenseits. Wie es scheint, blickte er nicht ohne eine gewisse Angst über das Grab hinaus. Die Möglichkeit der Verdammniß lag der Vorstellung doch nahe genug, um ihn ernstlich zu beunruhigen. Die Idealität ist stets mit einem feinen sittlichen Gefühl verbunden, sie stellt an Gesinnung und Leben des Menschen die höchsten Anforderungen, und ist ein unerbittlicher Richter, wenn dieselben, was bei ihrem unbedingten Charakter freilich kaum möglich ist, nicht erfüllt werden.

Nun hatte zwar das Leben Rousseau's einen ziemlich einfachen

Verlauf gehabt, aber es war doch Manches geschehen, was sich vielleicht mit dem nothwendigen Gange der Dinge entschuldigen, aber vor dem unbefangenen eigenen Bewußtsein nicht rechtfertigen ließ. Jedenfalls standen diese Vorgänge mit den strengen sittlichen Grundsätzen, welche Genf und das väterliche Haus ihm eingepflanzt hatten, vielfach in Widerspruch. Kein Wunder daher, daß er an der Schwelle des Grabes, an welcher er zu stehen meinte, von einer gewissen Unruhe ergriffen wurde. Es gelang ihm indeß bald, sie zu überwinden. In der That hatte er auch keinen Grund, an sich zu verzweifeln; seine Fehltritte, entsprungen aus Leichtsinn und Leidenschaft, hatten den Kern seines Wesens nicht tangirt. War er auch nicht, was er sein sollte und konnte, so hatte er sich doch die ursprüngliche Integrität seiner Natur bewahrt. Es kam nur darauf an, daß das Bewußtsein derselben durch ein Zurückweichen der äußeren Eindrücke Raum fand, hervorzutreten. Und dies wurde eben jetzt möglich. Wie schlimm er auch von sich denken, wie strenge er sein bisheriges Leben beurtheilen mochte, er mußte sich doch zugleich sagen, daß er im Grunde gut und geneigt sei, dem Guten in Gesinnung und Leben nachzustreben.

Es konnte deßhalb seiner Umgebung nicht gerade schwer werden, ihn zu beruhigen, zumal sie selbst sich in religiösen Dingen zu milden Ansichten bekannte. Frau von Warens war allerdings katholisch, sie nahm die Lehren ihrer Kirche gläubig an und beobachtete pünktlich die Formen und Gebräuche des Kultus, dem sie sich angeschlossen hatte. Dies hinderte sie indeß nicht, sich ein besonderes religiöses System zu bilden, von dem sie zwar glauben mochte, daß es mit dem kirchlichen Lehrsysteme übereinstimme, das aber in Wahrheit mit demselben unverträglich war. Im Ganzen erkannte sie den Glauben der Kirche als den ihrigen an; ging man aber auf die einzelnen Artikel näher ein, so stellte sich bald heraus, daß sie ganz anders glaubte als sie. Man darf hierbei nicht gerade an Heuchelei denken, wiewohl auch nicht zu leugnen sein dürfte, daß ihre Stellung zur Kirche durch die Verhältnisse und nothwendigen Rücksichten mitbestimmt wurde. Wenn sie ihrem Beichtvater, dem sie ihre abweichenden Ansichten keineswegs verhehlte, wohl zu sagen pflegte, „ich bin eine gute Katholikin und ich *will* es immer sein, über meinen Glauben bin ich nicht Herr, wohl aber über meinen Willen,“ so verrathen diese Worte doch eine absichtliche Zurückweisung der Consequenzen ihrer Ueberzeugung. Indeß mochte immerhin der Anschluß an einen größeren religiösen Verband ein Bedürfniß ihres Herzens sein, und das andauernde Leben in dieser Gemeinschaft sie auch innerlich fester an sie geknüpft haben. Rousseau befand sich wesentlich in derselben Lage; ihre Anschauungen fanden daher um so leichter bei ihm Eingang, auch abge-

sehen davon, daß es eben die ihrigen waren und daß sie seinen Wünschen entgegen kamen.

Er hat nicht Unrecht, wenn er im Allgemeinen bemerkt, daß der Charakter eines Menschen in der Regel auch den seiner religiösen Ueberzeugungen bestimme. Einem wohlwollenden und liebevollen Herzen wird die Vorstellung eines rächenden und strafenden Gottes stets fremd bleiben; es kann sich ihn nur als gut, gnädig und barmherzig denken, weil diese Eigenschaften ihm selbst eigen sind. So trug auch Frau von Warens kein Bedenken, die schreckhafte Seite aus dem Glaubensbuche ihrer Kirche für sich zu streichen. Sie meinte, man erkläre die heiligen Schriften an den betreffenden Stellen zu buchstäblich und darum zu strenge. Sei in ihnen von ewigen Strafen die Rede, so müßten solche Aussprüche figürlich oder als bloße Drohungen verstanden werden. Gott würde sich ungerecht gegen die Menschen erweisen, wenn er gegen sie gerecht sein wolle, da er sie nicht so geschaffen habe, um es selbst sein zu können. Gewiß macht diese Ansicht, wie einseitig und willkürlich sie auch ist, dem Herzen der Mama alle Ehre. Auf Rousseau wirkte sie ohne Frage sehr wohlthätig, denn sie gab ihm den Frieden der Seele zurück, der von ihm zu weichen drohte. Sie hielt ihn auch dann aufrecht, als er bald nachher durch die Lectüre der Schriften von Port-Royal mit der strengen Lehre der Jansenisten bekannt, und von Neuem in Zweifel und Unruhe versetzt wurde. Das tiefe Bewußtsein der menschlichen Sündhaftigkeit und Verworfenheit, von welchem der Jansenismus ausgeht, führt von selbst zur Annahme einer drohenden Strafgerechtigkeit Gottes, die nur durch eine Gnade wirkende Buße abgewandt werden kann. Diese harte, finstere Lehre erschreckte Rousseau mehr und mehr, und würde ihn am Ende ganz aus der Fassung gebracht haben, wenn Mama sich nicht bemüht hätte, ihn im Gleichgewichte zu erhalten. Sie wurde dabei von ihrem gemeinschaftlichen Beichtvater, einem Jesuiten Hamet, unterstützt, der, ein schon bejahrter Mann von einfacher, milder Denkart, sich seine Beruhigung sehr angelegen sein ließ. Rousseau bekennt, daß er diesem ehrwürdigen Greise stets die größte Hochachtung bewahrt habe, wie sich denn überhaupt seine Zuneigung zu den Jesuiten, die er damals oft in ihrem Collegium besuchte, und deren Bibliothek er vielfach benutzte, aus dieser Zeit herschreibe.

Hatte einmal der Gedanke an den Tod seine Schrecken verloren, so konnte die Abkehr vom Leben und seinen aufregenden Einflüssen für ihn nur erfreuliche Wirkungen haben. Bei einem Menschen, der, wie er, in seinem Herzen einen reichen Vorrath von zarten und milden Empfindungen, und in seiner Phantasie das stets bereite Mittel besaß, sie anzuregen, ist die körperliche, von aller äußern Thä-

tigkeit abziehende Schwäche weit mehr eine Quelle des Genusses als des Leids. Freilich bedarf es einer Umgebung, die nicht störend mit ihren Anforderungen in dieses innere Stillleben eingreift, und Rousseau befand sich in dieser glücklichen Lage. Frau von Warens, die um das Leben ihres Schützlings in der That besorgt sein mochte, wandte ihm ihre ganze Sorgfalt zu; sie bot, scheint es, Alles auf, was zur Herstellung seiner Gesundheit, wie zu seiner innern Befriedigung dienen konnte. Rousseau mußte diese liebevolle Behandlung um so wohlthuender berühren, da die Sorge um die Zukunft für eine Weile zurücktreten durfte. Die Uebersiedelung nach den Charmettes hatte Mama von ihren kostspieligen Liebhabereien abgezogen; ihre chemische Küche blieb in Chamberi und die hungrigen Abenteurer, von welchen sie dort fortwährend heimgesucht wurde, belästigten sie draußen nicht.

Zudem fand ihr Arbeitsdrang in der ländlichen Wirthschaft, die man in den Charmettes eingerichtet hatte, einen angemessenen Spielraum. Garten und Wiese, Hof und Feld forderten eine beständige Thätigkeit, die, ohne besonders anstrengend zu sein, ebenso angenehm wie fruchtbar war. Auch Rousseau erfuhr ihren wohlthätigen Einfluß. Nicht so krank, um das Zimmer hüten, oder sich streng medizinischen Curen unterziehen zu müssen, und doch leidend genug, um keine größeren dauernden Anstrengungen übernehmen zu können, waren grade Arbeiten, wie sie ein kleiner ländlicher Haushalt mit sich bringt, für ihn sehr passend; sie ermüdeten nicht, wirkten aber stärkend auf den Körper und erheiternd auf die Stimmung. Die Bewegung im Freien, das gleichförmige und doch wechselvolle Leben in und mit der Natur, die Pflege des Gartens und des Weinbergs, das Einsammeln der Früchte, der trauliche Verkehr mit der Pflanzen- und Thierwelt, dazu gelegentlich ein Spaziergang in die weitere Umgebung, wo Nichts den reinen Genuß der schönen Landschaft störte, vielmehr die Gegenwart der geliebten Mama ihn nur erhöhte, das Alles gab die Elemente zu einem äußern Stillleben, wie es dem innern nicht besser entsprechen konnte. Zufrieden in sich und im Einklange mit der Natur, wie mit den Menschen, verlebte er eine Reihe von glücklichen Tagen. Sie waren um so genußreicher, da er sich doch keineswegs blos seinen Empfindungen, sondern zugleich einer fruchtbaren geistigen Thätigkeit hingab.

Rousseau's Aufenthalt in den Charmettes ist für seine spätere Wirksamkeit darum so wichtig, weil er ihm Zeit und Anlaß bot, seinen Charakter zu fixiren, seinem bis dahin schwankenden Wesen eine feste Haltung zu geben, und seine Anschauung vom Leben, von der Bestimmung und dem wahren Glücke des Menschen in der Hauptsache für alle Zeit festzustellen. Er ist aber auch bedeutsam durch den Um-

stand, daß während desselben sich die Richtung auf eine wissenschaftliche und literarische Thätigkeit entschieden geltend machte. Allerdings war seine Neigung zu wissenschaftlichen Studien schon früher wiederholt hervorgetreten, aber immer nur gelegentlich, auf kürzere Zeit und ohne erhebliche Resultate. Das persönliche Interesse, Eitelkeit und Ruhmsucht hatten an diesen Versuchen größeren Antheil, als der innere, auf die Sache selbst gerichtete Trieb. Eben darum wurden sie immer wieder aufgegeben, zumal der beständige Wechsel des Wohnortes und die nothwendige Rücksicht auf die Gewinnung des Lebensunterhaltes ohnehin zu steten Unterbrechungen führte. In den Charmettes änderte sich das. Die Anforderungen, welche bis dahin das Leben gestellt hatte, störten nicht weiter. An Zeit und Mitteln, dem Zuge des Geistes zu folgen, fehlte es nicht. Wichtiger noch war es, daß auch die persönlichen Neigungen und die egoistischen Antriebe nicht länger fortwirkten. In der Nähe des Grabes konnte sich an die Beschäftigung mit den Wissenschaften kein anderes Interesse knüpfen, als das, welches in ihnen selbst gelegen war. In der That wurde, zunächst wenigstens, gerade die Erwartung des Todes für Rousseau Sporn und Antrieb zur geistigen Thätigkeit. Er glaubte, die kurze Zeit, die ihm noch übrig sei, gewissenhaft zur Erweiterung seiner Kenntnisse benutzen zu müssen. Eben weil er mit dem Leben abgeschlossen, erwachte der Drang nach Erkenntniß mit unwiderstehlicher Gewalt, und er beschloß, sich ihm rückhaltlos hinzugeben.

Es lag aber in der Natur dieses allgemeinen Dranges, daß er sich auf keinen bestimmten Gegenstand bezog, sondern das ganze Gebiet des Wissens zu umfassen strebte. Seine Universalität führte zu einer gleichzeitigen Behandlung verschiedener Wissenschaften, die Rousseau um so mehr zusagte, da die fortgesetzte Beschäftigung mit ein und demselben Gegenstande ihn nutzlos ermüdete, während der Wechsel seine geistige Kraft stets wach und frisch erhielt. Ohne Frage hatte dieser beständige Uebergang vom Einen zum Andern seine bedenkliche Seite. Eine gründliche, das Detail in seinem ganzen Umfange und Zusammenhange beherrschende Kenntniß ließ sich bei einem so getheilten Interesse nicht leicht gewinnen. Andrerseits bewahrte es freilich vor der bornirten Pedanterie, welche die exclusive Hingebung an einen besondern Zweig des Wissens zur Folge hat. Zunächst war es gewiß für die geistige Bildung Rousseau's ein großer Vortheil, daß das Wissen als solches und nicht ein einzelnes Object desselben seine Thätigkeit in Anspruch nahm. Er sicherte sich so die Freiheit des Geistes von seinem eignen Inhalte, und was damit an positiven Kenntnissen verloren ging, kam doch der Erweiterung des geistigen Horizontes und der Kräftigung der intellectuellen Anlagen zu gute.

Ebenso ersprießlich wirkte in dieser Beziehung die Nothwendig-

keit, in der er sich befand, Art und Methode seines Studiums selbst zu bestimmen. Von Außen wurden ihm nur Anregungen geboten, keine Regeln und Normen, welchen er hätte folgen können oder mögen. Er war und blieb sein einziger Lehrer, und er konnte nicht wohl anders. Auch unter andern Verhältnissen würde der Unterricht eines Fremden, wie methodisch und sachgemäß er auch sein mochte, ihn wenig gefördert haben. Es war nicht blos der äußere Zwang, den derselbe mit sich bringt, die Bestimmtheit der Zeit und des Verfahrens, was ihn hinderte, aus ihm den entsprechenden Nutzen zu ziehen. Rousseau war eine zu subjective Natur, um an irgend Etwas Antheil nehmen zu können, was sich nicht gewissermaßen aus ihm selbst erzeugte. Das äußerlich dargebotene Lehrobject blieb ihm fremd, er verhielt sich gleichgültig gegen dasselbe und empfand es sogar als eine Last, die ihm aufgezwungen wurde. Er mußte es selbst ergreifen, sich zurechtlegen, zu seinem innern Leben in irgend eine nähere Beziehung setzen, wenn er es sich zu eigen machen wollte. Dies war natürlich nicht möglich ohne mannigfache Versuche, die viel Zeit und Mühe erforderten, und doch in der Regel nicht zu sachlich erschöpfenden Kenntnissen führten. Indeß für die geistige Entwicklung des Lernenden waren sie doch sehr förderlich; sie nahmen nicht nur seine Kraft und Beweglichkeit fortwährend in Anspruch, sie vermittelten auch ein Wissen, welches, weil es durch eigne geistige Reproduction errungen war, sich auch dem Geiste innerlich assimilirte und so zu einem wahrhaft lebendigen Eigenthume desselben wurde. Uebrigens gab es doch eine Form, in welcher Rousseau auch von Andern zu lernen vermochte, die zwanglose Unterhaltung mit Menschen, die er achtete und liebte. Sein von Natur träger, zur Ruhe neigender Geist bedurfte, um eine lebendige productive Thätigkeit zu entfalten, der Anregung, sei es von Innen heraus durch eine starke Bewegung des Gemüthes, oder aber von Außen durch den unmittelbaren Einfluß, welchen das sichtbare, ernste Interesse eines Andern auf die eigne Theilnahme ausübte. Wie für Rousseau selbst das Wissen nur insofern Werth hatte, als er sich in dasselbe hineinzuleben vermochte, und es gleichsam ein Moment seines persönlichen Lebens wurde, so zog ihn auch das fremde Wissen nur dann, in diesem Falle aber auch unwiderstehlich, an, wenn es ihm als ein lebendiger, innerlich gewordener Besitz entgegentrat. Als solches aber erscheint es vorzugsweise in der ungezwungenen Unterhaltung, wenn die Theilnehmer einen ernsten Gegenstand mit persönlichem Interesse behandeln. Wir bemerken daher nicht selten, daß Gespräche dieser Art für Rousseau die Ausgangspunkte zu neuen eingehenden Studien werden, und seine geistige Thätigkeit nicht nur im Allgemeinen anregen, sondern ihr selbst eine bestimmte Richtung und feste Zielpunkte geben.

In den Charmettes war es besonders sein Arzt, Dr. Salomon, mit dem er einen nach dieser Seite hin fruchtbaren Verkehr unterhielt. Der Doktor war ein Mann von vielem Geiste, und ein begeisterter Verehrer des cartesianischen Systems, welches zu dieser Zeit noch bei der gelehrten und gebildeten Welt in großem Ansehen stand. Er mochte einsehen, daß die Krankheit Rousseau's unheilbar oder doch nur durch die Kraft der Natur zu heben sei, und hielt es daher für das Beste, sie möglichst zu ignoriren. Statt sich in nutzlosen Erörterungen über ihren Charakter und die etwaigen Heilmittel zu ergehen, lenkte er die Aufmerksamkeit des Patienten auf die Theoreme seines Lieblingsphilosophen, indem er ihn namentlich mit dessen Vorstellungen vom Ursprunge und Bau der Welt bekannt machte. Seine ebenso anziehenden, wie lehrreichen Mittheilungen erregten das Interesse Rousseau's in hohem Grade. Weil es ihm aber zu einem vollen Verständnisse an den nöthigen Kenntnissen fehlte, fing er an, sich nach Schriften umzusehen, aus welchen er weitere Belehrung schöpfen konnte. Zunächst fielen ihm die Werke der Jansenisten von Port-Royal und der ihnen geistesverwandten Väter vom Oratorium in die Hände, — ein glücklicher Zufall, denn diese Lehrbücher waren ohne Zweifel zur Einführung in das Studium der Wissenschaften sehr geeignet, sofern in ihnen der damals herrschenden pedantisch gelehrten oder oberflächlich spielenden Methode gegenüber, mit Erfolg eine Behandlungsweise angestrebt wurde, die ein tieferes Eindringen in die Sache mit einer klaren und anziehenden Darstellung zu verbinden suchte. Rousseau aber überließ sich ihrer Führung um so lieber, da der religiöse Sinn, welcher sich in ihnen dem wissenschaftlichen Ernste zugesellte, seiner damaligen Stimmung entsprach. Freilich drohte die strenge, düstere Glaubensansicht, welcher er hier begegnete, ihm den Frieden der Seele zu rauben. Doch diese Gefahr ging vorüber, und die wissenschaftliche Förderung, die er zugleich fand, wurde durch sie nicht beeinträchtigt. Von besonderem Nutzen erwiesen sich ihm die Schriften des P. Lami vom Oratorium, namentlich dessen Entretiens sur les sciences und la Manière d'étudier. Indeß trotz der zweckmäßigen Anleitung, welche sie ihm gaben, verging doch eine geraume Zeit, bevor er sich in dem noch unbekannten Reiche der Wissenschaften in etwa heimisch fand. Zum Theil war das die Schuld der Methode, welcher er anfangs bei seinen Studien folgen zu müssen glaubte. Von dem Grundsatze ausgehend, daß man, um ein Buch mit Nutzen lesen zu können, im Besitze aller Kenntnisse sein müsse, die es voraussetzt, sah er sich jeden Augenblick genöthigt, den eben vorliegenden Gegenstand zu verlassen, um sich an einer andern Stelle Raths zu erholen. Darüber ging natürlich sehr viele Zeit verloren, ohne daß er sich doch sonderlich gefördert sah.

Schlimmer noch war, daß auf diese Weise sich in seinem Kopfe allmälig ein wahres Chaos von unzusammenhängenden Vorstellungen ansammelte, bei dem es ihm am Ende unmöglich wurde, irgend etwas klar zu sehen oder deutlich zu erkennen. Zum Glück brachten ihm die schlimmen Wirkungen noch rechtzeitig die Unwahrheit des Princips zum Bewußtsein.

Er schlug nun den entgegengesetzten Weg ein, der ihn allerdings dem Ziele näher brachte. Indem er die verschiedenen Zweige des Wissens von einander schied, verfolgte er jeden für sich bis zu dem Punkte, wo sie sich vereinigen. So gewann er allmälig eine zusammenhängende und relativ vollständige Kenntniß jeder einzelnen Wissenschaft, ohne daß er deßhalb ihre gegenseitige Beziehung und Verknüpfung zu einem Gesammtwissen aus den Augen verlor. Wenn er aber so in seinen Studien der beständigen Zerstreuung und Ablenkung zu wehren suchte, so war damit doch keineswegs die gleichzeitige Behandlung verschiedener Gegenstände ausgeschlossen. Vielmehr trieb die einwohnende Neigung zum Wechsel dahin, stets von einer Disciplin zur andern überzugehen, nur daß jede für die ihr zugewiesene Zeit die Aufmerksamkeit ausschließlich in Anspruch nahm. Es läßt sich denken, daß die Vertheilung manche Sorge machte, und immer neue Studienpläne entwerfen ließ, zumal er sich verpflichtet glaubte, die kurze Zeit, über welche er noch zu verfügen habe, so einzutheilen, daß sie ihm den größtmöglichsten Nutzen und Genuß bereiten könne.

Auch sehen wir aus der Lebensordnung, die er uns in den Confessions mittheilt, daß er seinen Studien einen beträchtlichen Theil des Tages zuwandte. In der Regel erhob er sich vor Sonnenaufgang, um zunächst einen mehr oder minder weiten Spaziergang zu machen, nach dessen Beendigung er im vertraulichen Gespräche mit Mama frühstückte. Die Zeit bis zum Diner war dann den Büchern und wissenschaftlichen Arbeiten gewidmet. Zunächst wurde irgend ein philosophisches Werk zur Hand genommen. Zahl und Umfang der Schriften auf diesem Gebiete, mit welchen sich Rousseau damals bekannt machte, geben Zeugniß dafür, daß er an philosophischen Erörterungen ein ernstes und nachhaltiges Interesse nahm. Er nennt uns die Logik von Port-Royal, den berühmten Essay von Locke „on human understanding“, die Werke von Malebranche, Descartes, Leibnitz und Andern. Man sieht, daß er die hervorragendsten Vertreter des philosophischen Gedankens in das Bereich seiner Aufmerksamkeit zog, wiewohl er schwerlich ihre sämmtlichen Werke kennen lernte. Es entging ihm dabei nicht, daß die Prinzipien und Ergebnisse ihrer Untersuchungen sich vielfach widersprachen, was ihn dann bestimmte, eine Zeitlang seine Kräfte an nutzlose Ausgleichungsversuche

zu verschwenden. Indeß erkannte er bald die Thorheit eines solchen Unternehmens und beschränkte sich nun darauf, dem eben vorliegenden Gedankengange möglichst unbefangen, mit Fernhaltung aller Kritik und Vergleichung, so zu folgen, daß er sich ihn vollständig zu eigen machte. Er erlangte auf diese Weise nach und nach einen Fonds von Gedanken, welcher ihm später ein genügendes Material für die eigne Geistesthätigkeit darbot.

Von der Philosophie wandte er sich dann zur Mathematik, die ihn, wie schon früher bemerkt wurde, besonders in ihrem algebraischen Theile interessirte. Auch machte er hier, mit Hülfe der Lehrbücher des P. Lami und später des P. Reynaud erhebliche Fortschritte, wiewohl er der algebraischen Analysis, so fern sie zur Lösung geometrischer Probleme angewandt wird, keinen rechten Geschmack abgewinnen konnte. In der Geometrie kam er trotz allen Fleißes nie über den elementaren Theil hinaus. Wie es scheint, fehlte ihm der sichere und scharfe Blick, dessen es zur Auffassung der Raumgrößen und ihrer Verhältnisse bedarf; das Gedächtniß aber, welches bis zu einem gewissen Grade den Mangel einer klaren und schnell orientirten Anschauung ersetzen kann, war weder treu, noch stark. — Nicht viel größeren Erfolg hatten die lateinischen Studien, welche den noch übrigen Theil des Morgens in Anspruch zu nehmen pflegten. Rousseau hat im Laufe seines Lebens auf die Erlernung dieser Sprache unglaubliche Mühe verwandt. Grade die Schwierigkeiten, auf die er hier stieß, mochten ihn reizen, sie durch beharrlichen Fleiß zu überwinden. Ueberdies galt in jener Zeit die Kenntniß des Lateinischen als ein unumgängliches Requisit, ja als Zeichen und Beweis einer höheren gelehrten Bildung. Indeß wie sehr er sich auch bemühte, er kam dem Ziele nicht wesentlich näher. Es war ihm unmöglich, sich in der Grammatik zurecht zu finden, er konnte ihre Regeln nicht begreifen und war noch weniger im Stande, sie festzuhalten und anzuwenden. Diese Unfähigkeit entsprang jedenfalls aus einem Mangel an Begabung, doch darf man auch die Beschaffenheit der damals gebräuchlichen grammatischen Lehrbücher nicht außer Acht lassen. Sie enthielten eben nichts weiter, als eine äußerliche Zusammenstellung von Formen und Regeln, die dem Geiste Rousseau's, welchem das Einzelne nur in seinem innern Zusammenhange faßbar wurde, als ein sinnloses Chaos erscheinen mußte. Auch brachte er es nie dahin, Lateinisch zu sprechen und zu schreiben; er mußte sich damit begnügen, die lateinischen Schriftsteller lesen und verstehen zu lernen. Schon in den Charmettes gab er die eigentlich grammatischen Arbeiten auf, um sich vorzugsweise mit der Lectüre und Uebersetzung der römischen Prosaisten und Dichter zu beschäftigen. Wurde er so allerdings kein gelehrter Latinist, so läßt sich doch nicht bezweifeln, daß der Kreis seiner Anschauungen und

Gedanken sich erweiterte, seine Gesinnung mannigfache neue und stärkende Momente aufnahm und seine stylistischen Anlagen Gelegenheit fanden, sich zu entwickeln und auszubilden.

Rückte die Mittagsstunde heran, so verließ er sein Studirzimmer, um durch leichte Arbeiten in Hof und Garten den selten oder nie fehlenden Appetit anzuregen. Die zunächstfolgenden Stunden waren der Erholung gewidmet, denn bei ihm fand das Sprüchwort plenus venter non studet libenter seine volle Anwendung. Zudem wurde ihm während der heißeren Tageszeit jede ernstere Arbeit doppelt schwer. Er zog es daher vor, sie in Gesellschaft der Mama in Garten oder Wald zu verplaudern, oder im traulichen Verkehr mit Tauben oder Bienen hinzubringen. Später kehrte er dann freilich zu seinem Kabinette zurück, pflegte sich aber in diesen Nachmittagsstunden nur mit solchen Gegenständen zu beschäftigen, die keine sonderliche Anstrengung erforderten. Namentlich waren es Geschichte und Geographie, mit welchen er sich, so weit das mangelhafte Gedächtniß es gestattete, vertraut zu machen suchte. Auch die Chronologie nahm eine Weile seine Aufmerksamkeit in Anspruch; er vertiefte sich in die abstrusen Werke des gelehrten Jesuiten Pétau[101]), deren kritische Seite ihn durch ihre Conjecturalnatur bald abstieß, während die exacte Messung der Zeiten und die Nachweise über den festgeordneten Gang der Himmelskörper sein Interesse in hohem Grade fesselten. Ueberhaupt fand er an der Astronomie großes Vergnügen, so daß er sich diese Wissenschaft theoretisch und praktisch anzueignen strebte. Die gelehrten Arbeiten von La Hire, Cassini, Huyghens und anderer berühmten Astronomen jener Zeit las er ebensowohl, wie die mehr populären Schriften von Fontenelle, dessen Entretiens sur la pluralité des mondes damals bekanntlich die gebildete Welt mit den Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschung in anziehender Form bekannt machten.

Leider fehlten zu einem erfolgreicheren Studium die nöthigen Instrumente. Der Besitz eines Fernrohrs kam zwar seiner Kurzsichtigkeit in etwa zu Hülfe, auch gelang es ihm, durch die Benutzung eines Planisphäriums sich am Sternenhimmel einigermaßen zu orientiren, doch dabei hatte es auch vorläufig sein Bewenden. Uebrigens vergaß er über seinen wissenschaftlichen Arbeiten im engeren Sinne auch den Theil der Literatur nicht, welchen man den schönwissenschaftlichen zu nennen pflegt. Hatte er ihn schon früher gelegentlich in manchen seiner bedeutenderen Erscheinungen kennen gelernt, so setzte er nun diese Lectüre in größerem Umfange fort. In erster Linie standen natürlich die tonangebenden Klassiker Frankreichs, deren Dichtungen ihm sämmtlich bekannt und geläufig wurden. Doch auch die fremde Literatur, sofern sie durch Uebersetzungen zugänglich war, entging seiner Beachtung nicht. Namentlich fesselten ihn die englischen

Schriftwerke, welche damals anfingen, nach Frankreich verpflanzt zu werden.

Man hätte erwarten sollen, daß eine so constante und umfassende geistige Thätigkeit, die doch eine nicht geringe Spannung und Anstrengung erforderte, auf den ohnehin leidenden Zustand Rousseau's sehr nachtheilig eingewirkt hätte. Dem war indeß nicht so. Allerdings wurde es mit seinem körperlichen Befinden nicht besser, die alten Uebel bestanden fort, und von Zeit zu Zeit traten neue Zufälle hinzu, die eine Verschlimmerung herbeiführten. Im Ganzen aber diente die stete Aktivität des Geistes dazu, die Gebrechen des Körpers vergessen zu machen. Frei von allem Zwange, wie sie es war, nicht geboten durch irgend welche Rücksichten, noch in Gang und Richtung durch äußere Zwecke bestimmt, erschien sie mehr als eine angenehme Zerstreuung, wie als eine beschwerliche Arbeit. Sie bot den geistigen Kräften gleichsam einen Spielraum, auf welchem sie sich, wenn und so lange es ihnen gefiel, ihres Daseins erfreuen konnten. Unwillkürlich, fast spielend wurde so der Geist in das Gebiet der Wissenschaften eingeführt, und ebenso unmerklich, ohne daß er sich der Mühen und Schwierigkeiten bewußt wurde, auf demselben heimisch. Dazu kam, daß die geistige Thätigkeit keineswegs die einzige oder auch nur die vorherrschende war. Wenn das Studium so manchen jungen Mann physisch oder auch moralisch zerrüttet, so geschieht es zum Theil darum, weil es ihn anfangs in Folge der Verhältnisse, später aus Gewohnheit oder verkehrter Neigung ausschließlich beschäftigt, so daß die übrigen Kräfte keinen Raum zur Wirksamkeit finden. Rousseau befand sich zu dieser Zeit in einer günstigeren Lage. Wenn der Kopf bei ihm thätig war, so war es sein Herz nicht minder; er lernte, studirte, dachte nicht nur, er fühlte und liebte auch, und das Leben des Gemüthes trat dem des Geistes beschränkend und ergänzend zur Seite. Auch fehlte es nicht an Ablenkungen und Unterbrechungen anderer Art. Trotz seiner Studien vergaß Rousseau die leichten körperlichen Arbeiten, zu welchen die Haus- und Feldwirthschaft beständig Anlaß gab, so wenig, daß er sie jenen fast vorzog. Besuche aus und in der Stadt, Ausflüge in die nähere und fernere Umgebung, auch von Zeit zu Zeit kleinere Reisen boten gleichfalls heilsame Diversionen. Die Kränklichkeit gestattete allerdings nicht mehr den lebendigen Verkehr mit der Außenwelt, wie er früher bestanden hatte, indeß führte sie doch nur auf kurze Zeit zu einer vollständigen Zurückgezogenheit. Nachdem er sich einmal mit ihr ausgesöhnt hatte, ließ er sich durch sie nicht weiter abhalten, an dem geselligen Leben insoweit Theil zu nehmen, als sein Zustand es erlaubte und die Neigung dazu antrieb.

Wir besitzen aus dieser ersten Zeit seines Aufenthaltes in Charmettes ein von ihm verfaßtes längeres Gedicht, dessen Bedeu-

tung weniger in seinem poetischen Werthe, als in dem Umstande liegt, daß es als ein gleichzeitiges Zeugniß über seine damalige Denk- und Lebensweise vielleicht zuverlässigere Aufschlüsse gibt, wie die so viel später geschriebenen Confessions. Es trägt die Ueberschrift Le verger des Charmettes, und enthält theils eine lebhafte Schilderung der reinen und einfachen Genüsse, welche das ländliche Stillleben an diesem Orte seinem Geiste und Herzen darbot, dann auch den beredten Ausdruck einer tiefgefühlten Dankbarkeit gegen Frau von Warens, die ihm diese glücklichen Tage bereitete[105]). Merkwürdig doch, wie schon in dieser Dichtung der Charakter und die Anschauungsweise Rousseau's in manchen wesentlichen Zügen ganz eben so erscheinen, wie in einer spätern Zeit, wo der eine und die andere sich vollständig entwickelt hatte. Schon jetzt tritt der schneidende Widerspruch hervor, an welchem sein ganzes Leben krankte, der ihn nie zur innern Ruhe kommen ließ, der Widerspruch zwischen Genuß und Pflicht, zwischen der Sehnsucht nach einer exclusiven persönlichen Befriedigung und dem Drange, den Anforderungen der allgemeinen höheren Sittlichkeit gerecht zu werden. Freilich hat zu dieser Zeit der Genuß entschieden den Vorrang, nicht aber, ohne daß das sittliche Bewußtsein einen leisen Protest erhebt. Der Dichter faßt das Leben in den Charmettes vorzugsweise unter dem Gesichtspunkte des Vergnügens auf, welches er darin findet, und preist es lediglich wegen dieser seiner beglückenden Seite. Auch scheint es, als ob er das ganz in der Ordnung fände, als ob es sich von selbst verstehe, daß der Mensch keine andere Bestimmung habe, als genießend glücklich zu sein.

Allerdings kann er dies um so eher glauben, da es sich bei ihm nicht um Genüsse gewöhnlicher Art handelt. Ruhe und Friede der Seele, hingebende Freundschaft und Liebe, Natur und Wissenschaft sind Gegenstände, welche das Streben nach ihrem Besitze nicht so leicht als Genußsucht erscheinen lassen. Auch betont Rousseau nachdrücklich den Unterschied zwischen der Freude an diesen höhern Gütern und dem Vergnügen an jenen eiteln und nichtigen Dingen, welchen die Mehrzahl der Menschen in ihrer Thorheit nachzujagen pflegt. Ein stilles, ruhiges, in sich befriedigtes Dasein, welches, ohne Kummer um die Vergangenheit und ohne Sorge für die Zukunft, einen reinen gleichmäßigen Genuß der Gegenwart, im Verkehr mit geliebten Menschen, mit der Natur und ihrem Schöpfer, mit dem Geiste und seinen Werken gewährt, das gilt ihm als das allein Anzustrebende, und er wird nicht müde, sich glücklich zu preisen, daß es ihm zu Theil geworden ist. Aber man merkt doch, daß ein gewisses Etwas in seinem Innern gegen diese Befriedigung reagirt. Man merkt es an der heftigen, fast leidenschaftlichen Erregung, mit welcher abweichende Neigungen und Strebungen zurückgewiesen werden.

Sofern diese auf äußere oder gar verwerfliche Dinge gerichtet sind, und des Maßes, wie der Ordnung entbehren, mochte er sie freilich mit vollem Rechte verurtheilen. Auch erklären sich jene leidenschaftlichen Ausfälle zum Theil daraus, daß sie eine Richtung trafen, der er selbst bis dahin gefolgt, und die ihm auch jetzt noch nicht völlig fremd geworden war. Indeß hat das ruhe- und rastlose Streben des Menschen, zumal wenn dasselbe im Gegensatze zu einem nur genießenden Stillleben, wie es Rousseau damals und später im Sinne lag, aufgefaßt wird, eine höhere sittliche Berechtigung, die auch ihm nicht entgehen konnte. Seine augenblickliche Lage aber gab ihm einen plausibeln Vorwand, sie unberücksichtigt zu lassen. Befände er sich, sagt er, weniger schlecht, so würde er sich für seine Beschäftigungen der menschlichen Gesellschaft verantwortlich glauben. Doch in seinem gegenwärtigen Zustande könne er nur für die eigene Befriedigung arbeiten. „Wie viele Menschen, die einen wahren Ueberfluß an Vermögen und Gesundheit haben, verbringen nicht ihr ganzes Leben in dieser Weise? Warum sollte er nicht darauf bedacht sein dürfen, die kurze Zeit, die ihm noch zugemessen ist, möglichst zu genießen?“ Man sieht, es bedarf der Rechtfertigung für eine Sache, die sich von selbst zu verstehen scheint. Dennoch reicht sie nicht einmal aus, wenigstens kann sie nicht hindern, daß die sittlichen Anforderungen doch nach einer Seite hin zur Geltung kommen. Erlauben die Umstände nicht, eine das Gemeinwohl fördernde äußere Thätigkeit zu entwickeln, so kann das nothwendige Streben und Ringen sich doch auf die innere Befreiung richten. Die Tugend des Stoikers ist auch eine Tugend, und nach ihr, die später von Rousseau wiederholt als ein erreichbares Ideal gepriesen wird, strebt er schon jetzt. Er weiß sich doch viel damit, daß er im Stande ist, der Welt und ihrem eiteln Treiben zu entsagen, und sich ganz auf sich selbst zu stellen, daß er „seine Tage ruhig und gefaßt vorübergehen sieht, ohne über sein Unglück Thränen zu vergießen“, daß „Besorgnisse, Schmerz und Armuth sich vergeblich bemühen, seinen stoischen Stolz zu brechen“, daß er „ohne Trauer die wachsende Schwäche wahrnehmen, und ohne Furcht den nahenden Tod erwarten kann.“ Für ihn ist, so ruft er mit stolzem Selbstgefühl aus, das Leiden des Körpers „nur ein Grund und Antrieb mehr, die Macht der Tugend zu befestigen.“ Es wäre ein großer Irrthum, wollte man diese Stimmung, die auch in seinem spätern Leben nicht selten die herrschende war, wie das oft genug geschehen ist, für durchaus haltlos und unwahr ausgeben. Mag sie an sich auf einer ziemlich hohlen Basis ruhen, es ist doch nicht zweifelhaft, daß Rousseau wirklich von ihr erfüllt und beseelt war. Sie ist bei ihm nicht gemacht, wird nicht künstlich erzeugt und unterhalten, wenigstens nicht mehr und in keinem andern Sinne; wie das ihrer

Natur nach stets und bei Jedem der Fall sein muß. Ihre Quelle aber lag in dem oben erwähnten tiefgreifenden Widerspruche, welcher sein ganzes Wesen durchdringt. Auf dem subjectiven Standpunkte, wo die einzelne Persönlichkeit in letzter Instanz das Prinzip des Lebens ist, kann die Sittlichkeit nur in der Form des Stoicismus, welcher die persönliche Freiheit durch die Weltentsagung sicher stellt, auftreten. Wie wenig sie damit auch verwirklicht ist, und wie mangelhaft und vergänglich die innere Befriedigung ebendarum auch bleiben wird, so hat diese Denkweise doch, so lange sie im Menschen wahrhaft lebendig ist, den Charakter und Werth einer sittlichen Erhebung, die nicht gering geachtet werden darf. Bei Rousseau bezeichnete sie zu der hier in Rede stehenden Zeit ohne Frage einen bedeutenden Fortschritt seiner inneren Entwicklung. Es liegt immer etwas Großes in dieser Resignation, wenn sie auch durch den Zwang der Verhältnisse bedingt ist, in diesem sich selbst genügenden Ich, obwohl es nicht ganz frei von Eitelkeit erscheint. Ebenso wenig läßt sich leugnen, daß die Empfindungen und Gedanken, in welchen er lebte und Befriedigung suchte, von einem hohen Aufschwunge des inneren Lebens zeugen.

Ihn interessirt nur, was eine tiefere, ernstere Bedeutung hat. Er findet keinen Geschmack an „leichtfertigen Schriften, die lediglich amüsiren oder geistreich unterhalten wollen." Es liegt ihm nichts an „glänzenden Antithesen und gefälligen Wendungen." Solche Spielereien können ihn nicht fesseln; er bedarf eines Inhaltes, welcher „das Herz zu rühren und den Geist zu erheben" vermag. Darum weilt er gerne in der geistigen Nähe eines Leibnitz, Malebranche und Newton, liebt er es, an der Hand eines Sokrates und Plato dem sittlichen Ideal nachzuforschen. Darum vertieft er sich in das Studium der Gesetze, von welchen die Natur, wie die Welt des Geistes regiert wird, verfolgt er mit Locke die Entwicklung des Gedankens, und begleitet Kepler, Pascal, la Hire und Cassini auf den mühevollen Wegen, auf welchen sie rechnend und beobachtend die Erkenntniß der Weltordnung anstreben. Schon weiß er die blendende Hypothese von der sichern Wahrheit zu unterscheiden, und die künstlichen Systeme in ihrer Hohlheit zu durchschauen. Er hat bereits erkannt, daß die Verirrungen des Cartesius zwar „erhabene, aber doch gehaltlose Romane" sind. Ihm behagen diese eiteln Luftgebäude nicht; er zieht es vor, die Natur zu studiren, wie sie ist, von Plinius und Nieuventyt zu lernen, wie man „denkt, die Augen offen hält und sieht." Wie die Erscheinungen der Natur, so fesseln ihn auch die der Menschenwelt, mögen sie in der Geschichte oder in der Dichtung ihm entgegen treten. Es macht ihm Vergnügen, die verschiedenen Charaktere der Individuen, wie der Völker zu studiren, und wenn er zuweilen mit Montaigne und La Bruyère „über die Thorheiten und das selbst verschuldete Elend

der Menschen lacht", so läßt er sich doch lieber „durch die Schilderung reiner, schuldloser Naturen oder hoher, edler Charaktere rühren und erheben." Wenn ihn Telemach und Sethon unterrichten, so beobachtet er in Cleveland die einfache reine Natur. Der „zarte" Racine und der „liebenswürdige "Horaz sind ihm ebenso werth, wie der „fast zu weiche" La Mothe und der „mächtig ergreifende" Voltaire. — Es konnte nicht fehlen, daß dieser beständige und umfassende Verkehr mit den Koryphäen der Wissenschaft und Dichtung seinen Geist über sich selbst hinaus hob und das Herz mit reinen und edlen Empfindungen erfüllte. Dieselbe Wirkung hatte das Leben in und mit der schönen Natur, die ihn umgab. Wenn er sich beim Anbruche des Tages erhob und an den Abhängen der Höhen, deren Spitzen die eben aufgehende Sonne vergoldete, einsam dahin wanderte, dann „schwang sich seine Seele in freudiger Andacht auf zu dem Urheber der Schönheiten, die sich vor seinen Blicken ausbreiteten, und ein reines aufrichtiges Gebet stieg, nicht in leeren, kalten Worten, sondern in warmen, lebendigen Gefühlen, aus seinem Herzen empor." Und wenn „die Nacht ihren Schleier hob, um das glänzende Schauspiel des gestirnten Himmels vor seinen Augen zu entfalten, so versenkte sich Geist und Sinn in die unendliche Tiefe, die sich ihm von Außen und zugleich in der eignen Brust eröffnete."

Erhaben sind die Empfindungen, welche die Natur in ihrer Größe und Schönheit in ihm erweckt, freundlich und liebevoll die Gefühle, die das Schicksal der Menschen erregt. Es geschieht wohl, daß ihn auf seinen Wanderungen im Gebirge ein Unwetter überrascht und er die Angst und den Schrecken gewahrt, mit welchem es einen jugendlichen Hirten erfüllt. Dann eilt er hinzu und ruht nicht, bis der Geängstigte seine Fassung wiedergewonnen hat. „Weinend" gedenkt er, wenn er die Geschichte seiner Vaterstadt liest, der Gefahren, welche sie früher bestanden und der noch größeren, die sie in der Gegenwart über sich heraufbeschworen hat. Man hat wohl daran gezweifelt, ob es Rousseau mit seiner Liebe zum Vaterlande, die er auch später laut und beredt zu bekennen liebte, ein rechter Ernst gewesen sei. Nicht ganz ohne Grund, so fern sie allerdings in der Regel nicht stark genug war, die widerstrebenden Neigungen, welche sie an einer durchgreifenden Bethätigung hinderten, zu überwinden, aber mit Unrecht, falls man nicht anerkennen will, daß sie an sich wahr und aufrichtig gewesen. Sie äußerte sich später im Wesentlichen nicht anders, als zu der Zeit, von welcher wir hier sprechen, und Niemand wird glauben wollen, daß der 25jährige junge Mann, der noch keinen Ruf zu wahren hatte und sich am Rande des Grabes glaubte, Gefühle erkünstelt habe, die ihm fremd waren.

Ueberdies gibt die tiefe Erregung, die sich in seinen Worten ver-

räth, ein unzweideutiges Zeugniß für ihre Wahrheit. Es ist fast ergreifend, wenn er ausruft: „O Genf, vormals so weise, Du meine geliebte Heimat, welcher Dämon hat Dich zu diesem Wahnsinn getrieben? Erinnere Dich, daß Du ehmals Helden erzeugtest, deren Blut Dir den Genuß der Ruhe erkaufte. Heute von plötzlicher Wuth fortgerissen, sucht Ihr, verblendete Mitbürger, die Knechtschaft. Ach nur zu bald vielleicht werdet Ihr sie finden. Ist es noch Zeit, so ruft die alte Eintracht in Eure Mauern zurück. Glücklich Ihr, wenn Ihr den Glauben Eurer Vorfahren bewahrt und nicht vergeßt, frei zu sein, wie sie es waren." Was ihn stets zu seiner Vaterstadt hinzog, was er ihr auch später, so viel an ihm lag, zu erhalten und zu sichern suchte, das friedliche, einträchtige Zusammenleben der Bürger, im Genusse und unter dem Schutze einer gesetzlich geordneten Freiheit, das war auch schon in jüngeren Jahren Ziel und Inhalt seines patriotischen Sinnes.

Diese Liebe zum Vaterlande war das einzige Gefühl, in welchem sein Herz damals unter dem Einflusse der fernerliegenden Außenwelt stand. Im Uebrigen lebte es in und mit dem, was ihn zunächst umgab. Vor Allem war es von einer innigen Zuneigung zu seiner Wohlthäterin erfüllt. Es ist keine leere Tirade, wenn er in einem ungeschickt übertriebenen Ausdrucke sie anredet: „O vous, sage Warens, élève de Minerve", und die Tugenden preist, die aus der Güte ihres Herzens entspringen. Er weiß und empfindet es mit dankbarem Sinne, daß er, was er ist und hat, vorzugsweise ihrer Einsicht und ihrem Wohlwollen verdankt, daß die glückliche Ruhe, deren er sich eben jetzt erfreut, ausschließlich ihr Werk ist. Seine Erkenntlichkeit ist um so größer, da er die Versuche sehr wohl kennt, die man gemacht hat, um ihm ihre Gunst zu entziehen. Es fanden sich, scheint es, Leute, die das Verhalten der Mama für thöricht oder gar für anstößig hielten. Sie mochten nicht begreifen, wie diese Frau, zumal ihre ökonomische Lage von Verlegenheiten nicht frei war, sich freiwillig die Last aufbürdete, welche die Unterstützung des ihr fremden jungen Mannes mit sich brachte. Rousseau wendet sich mit zorniger Verachtung gegen diese „feilen Seelen, welche die Freude nicht kennen, glücklich zu machen und Thränen zu trocknen", für die „das reine Wohlwollen und die hingebende Theilnahme nur ein Gegenstand gefühllosen Spottes sind." Sie „sehen in jedem Unglücklichen das Opfer seiner eigenen Schuld und verwenden ihren Reichthum lieber zu eigenem Genusse, als zur Rettung derer, die eben darum der Hülfe unwürdig sind, weil sie ihrer bedürfen."

Man merkt es der Erbitterung, die sich in diesen scharfen Ausdrücken Luft macht, an, daß sie auch ein persönliches Motiv hat. In der That war es bei dem reizbaren Unabhängigkeitssinne Rousseau's

ein Unglück für ihn, daß er in pekuniärer Beziehung fast beständig von Andern abhängig blieb. Er empfand diese Abhängigkeit stets als einen Widerspruch mit seinem Wesen, dem er sich doch nicht zu entziehen vermochte. Sie hat ihn auch früh und spät, in Wort und That, zu Schritten veranlaßt, die man mit Recht zweideutig und seiner unwürdig nennen muß. Ein Charakter, wie der Rousseau's war, erträgt fremde Wohlthaten nur, wenn sie in Wahrheit keine sind, oder von Personen ausgehen, die nicht als Fremde gelten können, weil mit ihnen eine innige Gemeinschaft des Seins und Lebens besteht. Frau von Warens gegenüber befand er sich allerdings zu dieser Zeit, wenigstens annäherungsweise, in einem solchen Verhältnisse. Auch ist „sie es allein, von der er sich eine Unterstützung gefallen lassen kann und will.“ Kein Anderer hat zu besorgen, daß er jemals seine Hülfe in Anspruch nehmen wird. Er „weiß, wenn es sein muß, auch dem Elend zu trotzen“, und „sein Herz ist im Punkte der Ehre empfindlich genug, um sich den erst näher anzusehen, dessen Beistand er nachsucht.“ Nie „wird er kriechen, nie zu gefallen suchen, um für sich Etwas zu gewinnen.“ Er will das „öffentlich versichern“ und die Verse, die er eben schreibt, mögen „ein authentisches Zeugniß“ dafür ablegen, daß, wenn ihm jemals die Wohlthaten seiner Freundin entzogen werden sollten, er sich um die Gunst jener andern Menschen nicht bemühen wird. Wenn er so die Angriffe, welche man gegen ihn richtet, mit stolzem Selbstgefühl abweist, so wendet er sich mit noch größerer Heftigkeit gegen diejenigen, welche durch „ihre hämischen Anklagen und heimlichen Intriguen“ der Frau von Warens zu schaden bemüht sind. Die Pension, welche sie vom Hofe erhielt, war für Manche ein Gegenstand des Neides, und es gab ohne Zweifel elende Subjecte genug, die ihr dieselbe mißgönnten, weil sie sie sich selbst oder ihren guten Freunden zuzuwenden wünschten. Auch mochte der Eine oder Andere wirklich glauben, daß das Geld besser angewandt werden könne. Die Kirche hatte an Frau von Warens doch nicht gerade ein ergebenes, auch kein sehr würdiges Mitglied gewonnen, und ihre Lebensweise, deren unsittliche Seite schwerlich ganz verborgen blieb, konnte mit ihrer religiösen Haltung keineswegs aussöhnen. Von solchen berechtigten Urtheilen spricht Rousseau natürlich nicht; er wendet sich gegen „den verächtlichen Haufen der Neider, welche die Tugenden angreifen, deren Glanz sie blendet. Elende Opfer ihrer eignen Wuth, die Beute der Schlangen, von welchen sie sich nähren, tragen sie das Verbrechen und die Strafe ihrer schwarzen Thaten mit sich herum. Mögen sie ihren ohnmächtigen Zorn auslassen, den Frieden, der im Herzen der Freundin wohnt, können sie ihr doch nicht nehmen, und ihre Drohungen haben nichts, was sie erschrecken dürfte. Zwar möchten sie ihr die Gunst des großen Königs entziehen, der sie beschützt; aber dieser ge-

rechte und weise Gesetzgeber, dieser gefeierte Kriegsheld, der Vater und Schützer seines Volkes, dessen freigebige Hand überall Freude und Glück verbreitet, ist den Eingebungen des Hasses und der Verläumdung unzugänglich. Ihm mag Frau von Warens vertrauen, er kennt und achtet sie, und wird, treu seinem Worte, ihr seine Gnade bewahren."

Wie ruhmvoll die Regierung des Fürsten, dem diese enthusiastische Huldigung dargebracht wird, auch in der That war[106]), es wird sich doch nicht wohl leugnen lassen, daß das persönliche Interesse einigen Antheil an ihr hatte. Sie mochte immerhin aufrichtig sein, wie denn Rousseau weder damals, noch auch später, ein prinzipieller Gegner der fürstlichen Gewalt war, wenn Kraft und Weisheit ihr zur Seite standen. Aber eine gewisse Uebertreibung ist doch unverkennbar. Man darf sie dem jungen Mann nicht so hoch anrechnen, denn sie entsprang aus einem Gefühle, das eben so natürlich, wie berechtigt erscheint, aus der Sorge für das Schicksal einer geliebten Frau, der er so ziemlich Alles zu verdanken hatte. Uebrigens hinderte die achtungsvolle Zuneigung, welche er für sie hegte, ihn nicht, die Schwächen der Mama zu erkennen und als solche zu bezeichnen. Man hat es ihm wohl zum Vorwurfe gemacht, daß er später in den Confessions die Schattenseiten ihres Charakters scharf und rücksichtslos hervorhob, ob mit Recht, wird an einer andern Stelle zu erörtern sein. Jedenfalls ist die Wahrnehmung von Interesse, daß dieselbe Unbefangenheit und Wahrheitsliebe sich schon in dem vorliegenden Gedichte geltend macht. Wie hoch er die Freundin auch preist, er sagt ihr doch, daß „ihre Vorzüge keineswegs alle Mängel ausschließen." Freilich theilt sie damit nur „das allgemeine Loos der Menschen: die Vollkommenheit ist auf Erden eben nur Irrthum und Chimäre." Grade deßhalb aber ist es gut und nothwendig, seine Gebrechen zu kennen. So möge denn auch Mama sich ihre Schwächen nicht verhehlen. Nicht mit Unrecht tadeln ihre Feinde, daß sie ihre Gunst zu leicht und zu unbesonnen verschenke, und sich damit selbst Verlegenheiten bereite. Zwar sind das Fehler, welche „die ewige Weisheit weniger haßt, als die falschen Tugenden derer, die an ihnen Anstoß nehmen, aber Fehler sind sie eben doch." Freilich dient der Schatten hier, wie anderswo, auch dazu, die Wirkung des Lichtes zu erhöhen. Im Ganzen enthält das Gedicht eine poetische Verherrlichung seiner Freundin, die zwar nicht von der dichterischen Begabung des Verfassers, wohl aber für die dankbare Anerkennung zeugt, welche er ihr zollte. Eben diese spricht sich auch in einem interessanten Dokumente aus, welches uns aus dieser Zeit erhalten ist.

Im Sommer des Jahres 1737 glaubte Rousseau, in Folge eines gefährlichen Zufalles, der ihn betroffen hatte, seinen Tod so nahe

bevorstehend, daß er es für nöthig hielt, sein Testament zu machen [107]). Durch dasselbe erklärt er Frau von Warens zu seiner Erbin, indem er sie bittet, die Erbschaft annehmen zu wollen als den einzigen Beweis, den er von seiner tiefgefühlten Dankbarkeit für die ihm erzeigte Güte geben könne. Zugleich bekennt er, zur „Beruhigung seines Gewissens“, daß er ihr für zehnjährigen Unterhalt die Summe von 2000 Savoyischen Lires schuldig sei, und verspricht dieselbe, wenn Gott ihm das Leben erhalte, im Laufe der nächsten sechs Monate zu bezahlen. Freilich war dazu wohl nur geringe Aussicht; wahrscheinlich kam es bei dieser Bestimmung nur darauf an, Frau von Warens für den Fall, daß ihm künftig irgend wie Vermögen zufallen sollte, ihre rechtlichen Ansprüche zu sichern. Dem Vater vermacht er nicht mehr, als ihm ohnehin von Rechts wegen gebührt [108]); er bittet ihn, mit dieser gesetzlichen Quote sich begnügen zu wollen, da er verpflichtet sei, das Uebrige seinen Wohlthätern zu hinterlassen und zur Deckung seiner Schulden zu verwenden. Aus demselben Grunde weigerte er sich auch, als man während der Aufnahme des Aktes ihn mahnte, den Hospitälern der Stadt und Provinz Legate auszusetzen. Dagegen weist er den drei Klöstern der Kapuziner, Augustiner und Clarissinnen die Summe von je 16 Livres zu, damit dort für „die Ruhe seiner Seele“ Messen gelesen würden. Man sieht, daß es ihm, ebenso wie Frau von Warens Ernst war, mit dem Glauben, zu welchem er sich einmal bekannte, bis an's Ende in Uebereinstimmung zu bleiben [109]). Was aber den Totaleindruck des Testamentes angeht, so kann man sich nur dem anschließen, was der Herausgeber über seinen Inhalt bemerkt: „Religion, kindliche Liebe, Dankbarkeit, Freundschaft, Alles findet sich in diesem Dokumente, das in Wahrheit ein Werk der Tugend und der Pflicht genannt werden darf.“

XI.

Als Rousseau den Notar kommen ließ, um seinen letzten Willen aufzusetzen, konnte er freilich nicht ahnen, daß er beim wirklichen Eintritte des Todes der Welt ganz andere Vermächtnisse hinterlassen werde. Noch lag das Ende seines Lebens in weiter Ferne; wenn er es so nahe glaubte, so war das vorzugsweise eine Folge von der eigenthümlichen Natur seiner Krankheit. Sie bestand, abgesehen von manchen weniger erheblichen lokalen Leiden, im Grunde nur in einer allgemeinen Apathie, wie sie bei leidenschaftlichen Naturen, wenn sie eben nicht von heftigen Bewegungen erfüllt sind, einzutreten pflegt. Der maßlosen Steigerung aller Lebenskräfte folgt die vollständige Erschlaffung derselben. Das Gefühl der äußersten Schwäche aber weckt unmittelbar die Besorgniß einer drohenden

Auflösung; weil das Leben scheinbar erstorben ist, lauert der Tod hinter jedem auch geringfügigen Uebel. Nur eine tiefe und mächtige Erregung, welche als Ausdruck und Beweis einer energischen Lebenskraft den Glauben an sie zurückgibt, kann aus diesem peinlichen Zustande befreien, nur eine neue Leidenschaft hebt die unvermeidliche Rückwirkung der früheren auf. Auch Rousseau sollte Gelegenheit haben, das zu erfahren. Man würde sich doch täuschen, wollte man glauben, das Leben in den Charmettes habe ihn vollkommen befriedigt. Es schien allerdings so, und er selbst mochte eine Weile denken, daß dem so sei. Aber wie genußreich es auch war, es hatte doch einen vorwiegend passiven Charakter, gegen welchen der eingeborne, noch keineswegs erstorbene Lebenstrieb mehr oder minder stark reagirte. Rousseau mochte immerhin meinen, daß er sich mit seiner Krankheit ausgesöhnt habe, er suchte doch fort und fort nach Mitteln sie zu beseitigen, und die sichere Erwartung eines nahen Todes hob den Wunsch und Trieb zum ferneren Leben nicht auf. Die ruhende Kraft rang nach Bethätigung, es fehlte nichts als der Hebel, der sie in eine angemessene Bewegung setzen konnte.

Dazu kam, daß auch die äußere Lage vor wie nach an die Nothwendigkeit mahnte, dieses passive Genußleben aufzugeben. Die ökonomischen Verlegenheiten der Frau von Warens, für den Augenblick vielleicht weniger peinlich, gestatteten doch nicht, sich dem dolce far niente sorglos hinzugeben. Ein wie werther Gast Rousseau der Mama auch war, es konnte nicht fehlen, daß seine Anwesenheit zuweilen als eine Last erschien, und wenn sie selbst nur leise und gelegentlich darauf hinwies, daß eine Aenderung wünschenswerth sei, ihre Umgebung, die Freunde und Bekannten, ließen es gewiß nicht an rückhaltlosen Andeutungen darüber fehlen, zumal sie vermuthlich recht wohl einsahen, daß die Krankheit des jungen Mannes vorzugsweise in einem Mangel an Energie bestehe. Die Mahnungen aber, die ihn von Außen her trafen, verstärkten die Anforderungen, die er selbst sich zu stellen genöthigt war. So begleitete ihn denn durch alle Befriedigung, die er in seinen gegenwärtigen Verhältnissen fand, der halb unbewußte Drang, aus ihnen herauszutreten. Das nächste Hinderniß bot der leidende Zustand des Körpers. Es war daher natürlich, daß ihm vor Allem die Herstellung seiner Gesundheit am Herzen lag. Sie wollte sich, trotz der Ruhe, deren er sich erfreute, nicht bessern; im Gegentheil nahm die Schwäche täglich zu. Er „sah aus wie eine Leiche“ und „wurde mager wie ein Skelett,“ er war am Ende kaum noch im Stande, sich zu bewegen. Jede Anstrengung verursachte heftiges Herzklopfen; wenn er sich bückte, wurde er von Schwindel ergriffen; es war ihm unmöglich, die geringste Last zu heben. Zugleich wuchs die nervöse Reizbarkeit mehr und mehr;

nicht selten brachen die Thränen hervor, wenn es auch keinen Anlaß zum Weinen gab; jedes leise Geräusch, wie das eines fallenden Blattes oder vorüberfliegenden Vogels, erregte Schrecken, und die Stimmung wechselte trotz der ruhigen gleichförmigen Lebensweise beständig.

War dieser Zustand ohnehin schon lästig genug, so wurde er noch bedenklicher durch die physiologischen und anatomischen Studien, die der Patient zu treiben anfing. Indem er „in jeder Krankheit Symptome der seinigen zu finden meinte, glaubte er schließlich sie alle zu haben.“ Zugleich trat der bis dahin abgewiesene Gedanke, daß eine Genesung vielleicht doch noch möglich sei, immer entschiedener auf. Es komme, so schien es ihm, nur darauf an, den wahren Grund der Krankheit zu ermitteln, und nun ruhte er nicht, bis er ihn entdeckt zu haben glaubte. Bald stand die Ueberzeugung fest, daß ein Polyp, der an seinem Herzen nage, die Ursache seiner Leiden sei, allerdings ein seltenes und gefährliches Uebel, das mit allem Rechte ernste Besorgnisse erregte. Nicht lange aber, und es bot sich wider Erwarten eine Aussicht auf Heilung. Mama erinnerte sich, wie Claude Anet in Montpellier erfahren haben wollte, daß ein Professor an der dortigen medizinischen Fakultät, Fizès, Jemanden von einem ähnlichen Polypen befreit habe. Was lag näher, als seine Hülfe in Anspruch zu nehmen? Mama war derselben Ansicht, ja sie bestärkte den leidenden Freund sogar in seinem Vorhaben, wahrscheinlich weil sie einen Wechsel des Ortes und der Lebensverhältnisse für zuträglich hielt. Da es überdies in Folge der Genfer Erbschaft an dem erforderlichen Gelde nicht fehlte, wurde die Reise nach dem südlichen Frankreich alsbald beschlossen und im Anfange des September 1737 angetreten.

Sie lief glücklicher ab, als man bei dem leidenden Zustande Rousseau's hätte erwarten sollen. Am 11. September kam er wohlbehalten in Grenoble, bis wohin er die Reise zu Pferde machte, an. „Man kann,“ schreibt er zwei Tage später [110]), „nicht mehr befriedigt von einer Stadt sein, als ich es von dieser bin. Man hat mir hier so viele Freundschaft und Aufmerksamkeit erzeigt, daß ich mich, seitdem ich Chamberi verließ, in einer neuen Welt zu befinden glaube.“ Es war ihm, scheint es, nicht entgangen, daß man ihn in Chamberi gerne ziehen sah, wenigstens nichts that, was ihn zum Bleiben hätte ermuntern können. Die günstige Aufnahme aber, welche er in Grenoble fand, war eine Folge der Empfehlungsbriefe, die ihm Mama mit auf den Weg gegeben. Sie waren zum Theil an Personen der höhern Stände adressirt und darauf berechnet, dem jungen Manne, der als Neubekehrter ein besonderes Interesse in Anspruch nehmen konnte, auch Unterstützungen in Geld zu verschaffen. Wenig-

stens erfahren wir, daß ihm an einer Stelle 6 Franken angeboten wurden, die er auch in seiner Schüchternheit annahm, um sie gleich nachher dem Portier zu schenken. Er „wisse zwar nicht,“ fügt er hinzu, „ob er recht daran gethan habe; jedenfalls werde seine Denkweise sich völlig umwandeln müssen, bevor er sich entschließen könne, anders zu handeln.“ Es liegt etwas Rauhes und Schroffes in dieser Aeußerung; man merkt es ihr an, daß Rousseau solche Betteleien seiner unwürdig achtete, während er doch nicht wagte, den wohlgemeinten Anweisungen der Mama, die in diesen Dingen sich mehr durch praktische Rücksichten, als durch ein feines Gefühl für persönliche Ehre leiten ließ, entgegenzutreten.

Während seines Aufenthaltes in Grenoble bot sich ihm Gelegenheit, einer Vorstellung der Voltaire'schen Tragödie Alzire beizuwohnen. Wie schlecht die Aufführung auch war, sie machte einen erschütternden Eindruck, der sogar auf sein körperliches Befinden nachtheilig zurückwirkte und ihn bestimmte, bis zur völligen Herstellung seiner Gesundheit dem Genusse des Tragischen zu entsagen. Auffallend, daß er sich bei diesem Anlasse nicht enthalten kann, die Frage aufzuwerfen. „Warum gibt es doch Herzen, die für das Große, Erhabene, Pathetische so empfänglich sind, während andere nur dazu gemacht scheinen, in ihren niedrigen Empfindungen zu leben?“ „Das Glück,“ fügt er hinzu, „scheint diese Verschiedenheit in etwa auszugleichen; indem es sich bemüht, die Einen zu erheben, sucht es sie mit der Größe der Andern auf ein gleiches Niveau zu bringen. Ob es ihm damit gelingt? Das Publikum und Mama sind darüber wohl verschiedener Ansicht.“ Man sieht, daß er auch keineswegs mit sich selbst darüber im Reinen war. Wie wenig aber die hohe und edle Denkweise, welche allerdings in ihm lebte, ausreichte, ihn im Conflikte mit Motiven niederer Art, wenn sie mit einer gewissen Stärke auftraten, zu beherrschen, das sollte sich bald zeigen.

Am 14. September fuhr er mit einer Retourchaise von Grenoble ab. In Mairans traf er mit einer Reisegesellschaft zusammen, die, den höhern Ständen angehörig, den gleichen Weg nahm. Da man meist in denselben Gasthöfen anhielt und übernachtete, wurde man bald näher mit einander bekannt. Die Damen namentlich, welche zu der Gesellschaft gehörten, fingen an, den jungen, schüchternen und kranken Mann interessant zu finden, zumal er sich für einen Engländer und Jakobiten Dudding ausgab. Sie erkundigten sich nach seinem Befinden, luden ihn ein, unterhielten sich mit ihm in einer so freundlichen, gewinnenden Weise, daß Rousseau, wie bekannt, außer Stande, solchen Liebkosungen zu widerstehen, sich bald in den Netzen dieser Schönen gefangen sah. Besonders wußte eine von

ihnen, Frau von Larnage, ihn so zu umstricken, daß Fieber und Polyp in ihrer Nähe ganz vergessen wurden, und nur ein gewisses Herzklopfen übrig blieb. Die Dame war weder jung, noch schön, freilich auch nicht das Gegentheil, und in ihrem Aeußeren lag nichts, was die volle Wirkung ihres Geistes und ihrer Anmuth hätte schwächen können. Jedenfalls machte es der Schärfe ihrer Beobachtungsgabe alle Ehre, daß sie die leidenschaftliche Natur Rousseau's durchschaute. Seiner sinnlichen Empfänglichkeit einmal gewiß, ließ sie sich durch sein linkisches, schüchternes Benehmen nicht abschrecken, ihm mehr und mehr entgegenzukommen.

Eine Zeitlang hatte das freilich die entgegengesetzte Wirkung. Wie sehr sich auch Rousseau in Folge der wachsenden Leidenschaft zu ihr hingezogen fühlte, das Bewußtsein seiner Schwäche unterhielt den Argwohn, daß man ihn nur zum Besten haben wolle. Indeß Frau von Larnage gab ihm allmälig so unzweideutige Beweise vom Gegentheil, daß er an ihrer Aufrichtigkeit nicht länger zweifeln konnte. So ließ er denn seiner Leidenschaft die Zügel schießen und gab sich ohne Rückhalt einem Genusse hin, der zwar wesentlich sinnlicher Art war, an dem aber auch das Herz einigen Antheil hatte. Bei ihm verstand sich das freilich von selbst, aber auch Frau von Larnage wurde nicht lediglich durch den Reiz der Sinne bestimmt. Es bildete sich ein vertrauliches Verhältniß, in das nach und nach eine etwas tiefere persönliche Theilnahme einging. Die Lust beherrschte die Dame nicht in dem Grade, daß sie den unersättlichen Liebhaber nicht im Interesse seiner Gesundheit in Schranken gehalten hätte, und wiewohl sie selbst keineswegs reich war, stellte sie ihm doch, als man sich endlich trennen mußte, ihre Börse zur Verfügung. Bis dahin hatte freilich ihr Reisegefährte, ein alter kränklicher, galanter Marquis, die Kosten der langsamen Reise getragen, und die Beiden, obgleich er ihre Beziehungen kannte, in reichstem Maße mit Allem versehen, was sie in ihrem kraftraubenden Verkehre bedurften.

Diese Liberalität kam Rousseau sehr zu statten; sie diente zur Erhöhung des Genusses, den das freie, durch keine Sorge gestörte Walten seiner starken Sinnlichkeit, die Intimität mit der sich ganz und unbedingt hingebenden Geliebten, die langsame bequeme Reise durch eine reizende Landschaft ihm bereiteten. Er fühlte sich wohl und glücklich in diesem seligen Rausche, der den Körper und seine Gebrechen vergessen ließ, freilich auch das Bewußtsein seiner höheren Natur, ja selbst die Erinnerung an Mama völlig zurückdrängte. Ueberhaupt schien es, als sei er ein ganz anderer Mensch geworden. Das schüchterne, unbeholfene Wesen war verschwunden; er trat frei und sicher auf, war geistreich, liebenswürdig; er fühlte sich als

Mann; die Sinnlichkeit hatte die schlummernde Lebenskraft, das Vertrauen und die Hingebung der Geliebten sein Selbstgefühl geweckt. Kein Wunder, daß er sich noch in späten Jahren mit Vergnügen dieser Tage erinnerte, in welchen er „zum ersten und einzigen Male die sinnliche Freude rein und lebhaft genoß," und die ihm zu sagen erlaubten, „daß er nicht sterben werde, ohne die Lust gekannt zu haben." Indeß war es doch gut, daß sie so bald zu Ende gingen. Wie wenig man sich auch der Eile befleißigte, man kam doch zu dem Punkte, wo die Wege sich schieden. Man trennte sich aber in der Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen. Rousseau sollte, nachdem er in Montpellier der Pflege seiner Gesundheit mit allem Eifer obgelegen, den Winter bei Frau von Larnage verleben, die inzwischen die nöthigen Vorkehrungen zu treffen gedachte, damit der Besuch des theuren Gastes keinen Anstoß errege. Glücklicherweise war das Schicksal anderer Meinung.

Voll süßer Erinnerungen an das eben genossene Glück, und voll süßer Hoffnung auf seine baldige Erneuerung, setzte Rousseau seinen Weg fort. Er führte ihn in die Nähe der wohlerhaltenen Reste jener römischen Wasserleitung, die, bekannt unter dem Namen Pont de Gard, unfern von Nimes, über das 180 Fuß tiefe Thal dieses Flusses führt. Die Betrachtung dieses kolossalen Bauwerkes hob ihn eine Weile über die kleinen persönlichen Interessen und Neigungen hinaus. Es war das erste Werk dieser Art, welches ihm zu Gesichte kam; seine Erwartung war hoch gespannt, aber sie wurde noch übertroffen; der Eindruck war tief und gewaltig. „Der Anblick dieses einfachen und edlen Baues ergriff mich," sagt er, „um so mehr, da derselbe mitten in einer Einöde liegt, wo die Stille und Einsamkeit die Wirkung erhöht und die Bewunderung steigert." Mit ehrfurchtsvoller Scheu durchschritt er die drei Stockwerke, in welchen sich das Gebäude erhebt, und wenn seine Schritte unter den Wölbungen der gewaltigen Bogen wiederhallten, glaubte er die starke Stimme derjenigen zu hören, die sie erbaut hatten. „Wie ein Insekt verlor ich mich in dieser Unermeßlichkeit, und doch fühlte ich, indem ich mir so klein erschien, ein Etwas, das meine Seele hob und mich seufzend ausrufen ließ: Warum bin ich nicht als Römer geboren? Ich blieb mehrere Stunden in hinreißende Betrachtungen versunken, und entfernte mich dann, zerstreut und träumerisch." Er fügt hinzu, daß „diese Träumerei der Frau von Larnage nicht eben günstig gewesen sei." Freilich war eine andere Saite seiner beweglichen und empfänglichen Seele angeschlagen worden, und es zeugt für deren Größe, daß sie so tief und laut erklingen konnte. — Weit schwächer war die Wirkung des römischen Circus in Nimes, den er gleich nachher besuchte, wiewohl dieses Bauwerk den Pont de Gard an

Pracht und Umfang weit übertrifft. Er glaubt das besonders seiner ungünstigen Lage mitten in der Stadt, wo es von kleinen elenden Häusern, die selbst die Arena ausfüllen, rings umgeben ist, zuschreiben zu müssen. Das Ganze, bemerkt er mit Recht, mache so einen nur verwirrten und widersprechenden Eindruck, bei welchem „Schmerz und Unwille das freudige Staunen ersticken." — Die Stadt Montpellier ist berühmt durch ihre herrliche Lage, ihr mildes Klima und ihre medizinische Akademie. Noch jetzt sind die Blicke des Kranken auf dieses „irdische Paradies," diesen Brennpunkt aller Reize Frankreichs sehnsuchtsvoll gerichtet. Zur Zeit, als Rousseau sie besuchte, war das in noch höherem Grade der Fall; der Aufenthalt dort schien gleichbedeutend mit Gesundheit, Leben, Freude. Dennoch sah sich unser Patient bald veranlaßt, zu versichern, daß es nirgendwo „trister und langweiliger sei", wie gerade hier. Anfangs fand er sich freilich an dem fremden Orte und in der neuen Umgebung leidlich zurecht. Als er in Montpellier ankam, war die Herstellung seiner Gesundheit natürlich die nächste Sorge. Er zog die berühmtesten Praktiker, vor Allen Herrn Fizès zu Rathe und stellte sich unter die spezielle Leitung eines irländischen Arztes, Fitz Moris, der einen Mittagstisch für Studenten unterhielt und ihnen bei Gelegenheit seinen ärztlichen Beistand in den Kauf gab. Rousseau gefiel sich in dem Umgange mit diesen jungen Leuten, deren gutmüthiges, lebhaftes Wesen und stets heiterer Sinn ihn angenehm berührten. Er fand, daß der schlechte Ruf der Studenten nicht begründet und unter ihnen im Allgemeinen mehr Sitte und Anstand anzutreffen sei, als unter Personen von reiferem Alter. Er lebte gern und viel mit ihnen; wenn er am Morgen den Anforderungen seiner Kur Genüge geleistet hatte, pflegte er den Nachmittag in ihrer Gesellschaft auf Spaziergängen, beim Maillespiel u. s. w. zu verbringen. Auch betheiligte er sich gelegentlich an ihren Studien, suchte von den Irländern, deren manche dort waren, sich einige Kenntniß des Englischen zu erwerben, damit er demnächst die Rolle des Jakobiten unbedenklicher spielen könne, wohnte auch eine Zeitlang einem Cursus der Anatomie bei, den ihm freilich der widerwärtige Geruch der Leichname bald verleidete.

Schlimm aber war es, daß seine Gesundheit sich nicht bessern wollte. Mit dem Wegfalle der Aufregung, welche den kränklichen Zustand vergessen machte, kehrte dieser in seiner früheren Form zurück, und die Heilmittel der Professoren erwiesen sich weit weniger wirksam, als die Kurmethode der Frau von Larnage. Rousseau glaubte sich bald überzeugt halten zu dürfen, daß die Aerzte von seiner Krankheit nichts verständen, ja daß sie im Grunde an die Existenz derselben gar nicht glaubten, und ihn nur seiner Einbildung zu Liebe mit China, Molken oder Mineralwassern behelligten. Er

selbst indeß fühlte sich vor wie nach leidend, und das Urtheil der Sachverständigen konnte die Ueberzeugungskraft der eignen Empfindung nicht schwächen. Ohne Zweifel entsprang dieses Gefühl zum Theil aus den wirklich vorhandenen physischen Leiden, aber eben so gewiß ist, daß psychische Momente großen Antheil daran hatten. Rousseau sah sich in der fremden Stadt allein, ohne nähere Bekannte, zu denen er ein persönliches Verhältniß hätte gewinnen können. Gewohnt, wie er war, an einen intimen Verkehr, und eben erst aus einer Verbindung getreten, in welche Sinn und Herz so vollständig eingegangen waren, mußte ihm diese einsame Stellung doppelt drückend werden. Er sehnte sich aus ihr heraus und gab dieser Sehnsucht um so leichter Raum, da die Briefe der Frau von Larnage immer dringender das Bedürfniß nach seiner Rückkehr aussprachen. Die Aussicht auf den reizenden Genuß, der seiner dort wartete, kam mit dem Bewußtsein der Pflicht, den Zweck der weiten und kostspieligen Reise im Auge zu behalten, in einen bedenklichen Conflikt, dessen Ausgang kaum zweifelhaft sein konnte.

Auch hätte er Montpellier schon früher verlassen, wäre der Mangel an Geld nicht hinderlich gewesen. Frau von Warens war überhaupt keine exakte Korrespondentin, und dies Mal ließ sie ihn sowohl auf Briefe, wie auf die Geldsummen, welche sie zu schicken versprochen hatte, lange warten. Er mochte schreiben, so oft er wollte, es erfolgte keine Antwort. War sie krank, oder waren die Briefe auf dem weiten Wege verloren gegangen, er wußte es nicht. Seine Ungeduld wuchs, die Verlegenheiten nicht minder; er mußte borgen, um nach Ablauf eines Monates die Zeche bezahlen zu können. Endlich traf der Brief mit dem ersehnten Wechsel ein. Er sprach aber auch zugleich die Hoffnung aus, daß Rousseau sich an seinem neuen, so reizenden Wohnorte gefallen und bis zum nächsten Sommer dort verweilen werde. Offenbar wünschte Mama seine Rückkehr nicht, auch gab sie deutlich genug zu verstehen, daß sie bei ihrer eignen mißlichen Lage wünschen müsse, es möge ihm gelingen, in Montpellier festen Fuß zu fassen. Rousseau antwortet, daß dazu nicht die geringste Aussicht vorhanden sei[111]). Mama habe eine ganz falsche Vorstellung von seiner Lage, wie von seiner Umgebung. Es sei ihm bei dem unzugänglichen Wesen der Bewohner von Langued'oc und Montpellier's ins Besondere durchaus unmöglich, irgend eine nützliche Verbindung anzuknüpfen, so lange ihm keine geeigneten Empfehlungen zu Gebote ständen. Wie diese beschaffen sein und an wen sie gerichtet werden müßten, setzt er dann sehr gut auseinander. Aber er hat sie eben nicht, und so gilt er den Leuten hier als ein Fremder. „Fremde aber werden in diesem Lande als gute Prise betrachtet; alle Welt geht darauf aus, sie zu bestehlen und auszuplündern.“

„Zwar," fährt er fort, „gibt es einen Weg, auf welchem man zu vielleicht glänzenden Bekanntschaften gelangen kann, das Spiel. Doch wird er sich hüten, von diesem gefährlichen Expediens Gebrauch zu machen; lieber bleibe er in seiner vereinsamten Stellung. Uebrigens verlohnt es sich auch kaum der Mühe, die Bewohner von Montpellier näher kennen zu lernen. Sie passen ganz zu der Stadt, in welcher sie leben, und die nichts weiter ist, als ein gewaltiges Labyrinth von engen, krummen und schmutzigen Straßen, in welchen prächtige Hotels mit jämmerlichen Hütten abwechseln. Zur Hälfte sehr reich und zur Hälfte der äußersten Armuth preisgegeben, sind sie alle gleich bettelhaft durch ihre Lebensweise, die man sich nicht elender und schmutziger denken kann. Die Frauen zerfallen in zwei Klassen: die vornehmen Damen, welche den Morgen am Schminktopf, den Mittag beim Pharaotisch und den Abend in Ausschweifungen hinbringen, und die Frauen der bürgerlichen Stände, welche sich mit dem letztgedachten Amusement begnügen. Weder die Einen, noch die Andern verstehen Französisch, und was ihren Geist und Geschmack betrifft, so gelten ihnen Schauspiele und Oper als Hexenküchen." Man sieht, es bleibt an den armen Leuten, deren Charakter und Sitte sonst so gepriesen werden, kein gutes Haar. Nicht besser ergeht es dem Lande, und selbst seinem vielgerühmten Klima.

Rousseau findet es ganz natürlich, daß seine Gesundheit sich nicht bessern will. Die Nahrungsmittel hier taugen gar nichts, der Wein ist zu stark, und macht stets unwohl; das Brot ist allerdings leidlich, aber es gibt weder Fleisch, noch Milch, und die Butter ist unbekannt. Man ißt nur schlechte Hämmel und Meerfische, die mit abscheulichem Oel zubereitet werden. Mama würde sich wundern, und vielleicht recht unangenehm affizirt werden, wenn sie neben ihm am Mittagstisch des Herrn Fitz James, der übrigens dem Appetit seiner Gäste nicht zu viel zumuthe, Platz nähme. Eben so wenig, wie die Nahrung, behagt ihm die Luft. Man kann zwar nicht leugnen, daß sie stets rein und im Winter recht milde ist, aber die Nähe des Meeres macht sie für Alle, die an der Brust leiden, gefährlich, daher es denn auch eine große Menge von Schwindsüchtigen gibt. Namentlich führt ein gewisser Wind, den man le Marin nennt, von Zeit zu Zeit dichte und kalte Nebel mit sich, die wegen der salzigen Beschaffenheit ihrer Theile höchst nachtheilig wirken. Es sei also nicht zu verwundern, daß er in diesem gesunden Klima mehr an Erkältungen, Bräune und dergleichen leide, als in Chamberi. Nehme man aber hinzu, wie theuer alle diese Annehmlichkeiten erkauft werden müßten, so erscheine es als eine große Thorheit, länger an einem Orte zu verweilen, der nur Mißbehagen errege. Er sei daher entschlossen, ihn noch im Laufe des Dezember zu verlassen. Er

werde dann einige Monate in einem Flecken bei Pont St. Esprit zu- bringen, wo die Luft rein, der Preis niedrig und eine angenehme Gesellschaft, die er auf der Reise kennen gelernt, bereit sei, seine Be- mühungen um die Herstellung seiner Gesundheit zu fördern.

Wir wissen, wen er im Sinne hatte, und welche Anziehungs- kraft diese gefährliche Bekanntschaft auf ihn ausübte. Jedenfalls war sie stark genug, ihm den Aufenthalt in Montpellier völlig zu verleiden. Ist auch, was er über die dortigen Verhältnisse sagt, nicht grade unwahr, sondern nur einseitig, und war auch seine Lage in der ganz fremden Umgebung eine sehr schwierige, er würde sie doch vielleicht erträglich gefunden und die anziehendere Seite des Bildes von Land und Leuten schärfer ins Auge gefaßt haben, hätten ihn nicht aus der Ferne reizendere Scenen angelockt. Doch wie groß die Gewalt der Frau von Larnage über ihn war, sie hatte doch die Macht der Mama nur zurückdrängen, nicht aber aufheben können. Das zeigte sich, als er Ende Dezember den Rückweg antrat, und im Verfolge desselben zu dem Punkte gelangt war, wo die Entscheidung über das Hier- oder Dorthin getroffen werden mußte. Er verließ Montpellier in der bestimmten Absicht, der Einladung seiner Reise- bekanntschaft zu folgen; der Entschluß war aber nicht ohne eine ge- wisse innere Unruhe gefaßt worden und diese wuchs, je näher er dem Ziele kam.

Seine Zuneigung zu Frau von Warens war doch tiefer, und das Bewußtsein der Pflichten, die er gegen sie hatte, doch lebendiger, als man nach seinem Verhalten auf der Hinreise hätte erwarten sollen. Daß er sie zu vergessen schien, lag besonders an der mäch- tigen Einwirkung der unmittelbaren Gegenwart, die bei einer so er- regbaren Natur, wie die seinige es war, das in Raum und Zeit Entferntere zurücktreten läßt. Ihre Briefe hatten das Andenken an sie lebhaft erneuert, zumal sie das Bedürfniß nach seiner Nähe an- zudeuten schienen. In Wahrheit freilich hatte die Betonung ihrer mißlichen Lage, wie schon bemerkt wurde, wohl einen andern Grund. Rousseau aber empfand sie als eine Mahnung, und seinem Verhal- ten in letzter Zeit gegenüber als einen Vorwurf, der um so stärker wirkte, je weniger er beabsichtigt sein konnte. Das Gefühl der Schuld ist eben der beste Anwalt dessen, gegen den man sie auf sich geladen hat. So gewann das Bild der geliebten Frau schnell alle die anziehenden Züge wieder, die für eine Weile verblichen waren. Schon in den Briefen, die er von Montpellier aus schrieb, spricht er es mit großer Wärme und Innigkeit aus, daß er nur in ihrer Nähe leben könne und wolle[112]). Es mochte ihm aber immerhin unbedenklich erscheinen, seiner neuen Freundin einige Monate zu

widmen, um dann dahin zurückzukehren, wohin Pflicht und Neigung ihn riefen.

Auf der Reise wurde er allmälig anderen Sinnes. Je näher er dem vorläufigen Ziele kam, um so lebendiger traten Bedeutung und Folgen des Schrittes, den er zu thun im Begriffe stand, ihm vor die Seele. Es lag doch etwas Ordinäres und Gemeines in diesem Verhältnisse, seitdem die ursprüngliche Glut der Leidenschaft erloschen und nur noch der Reiz des sinnlichen Vergnügens wirksam war. Auch konnte, was als ein zufälliges Reiseabenteuer hingehen mochte, wenn es mit bewußter Absicht erstrebt wurde, seinem im Grunde doch ernsten, sittlichen Sinne nur als ein unziemliches, leichtfertiges Beginnen erscheinen. Ueberdies war es immer möglich, daß die Sache schlecht ablief. Wer bürgte dafür, daß er die Rolle des Engländers, die er einmal übernommen hatte, unerkannt durchführen werde? Und durfte er sich auch auf Frau von Larnage verlassen, ihrer Familie war er nicht ebenso gewiß. Faßte sie, was doch leicht geschehen mochte, Argwohn gegen ihn, so kam er ohne Zweifel in eine bedenkliche Lage. Gefährlicher noch konnte die fünfzehnjährige Tochter werden, die ihm als ein liebenswürdiges Mädchen geschildert worden, und an die er zu Zeiten bereits mehr dachte, als an die Mutter. Wie, wenn er sich in sie verliebte? Die Vorstellung dessen, was dann vielleicht erfolgen werde, machte ihn schaudern.

Auch gab der feste Entschluß, in diesem Falle die erwachende Neigung mit aller Macht zu unterdrücken, keine rechte Beruhigung. Wie groß das Vertrauen zum Siege auch sein mochte, rathsamer war es doch, dem Kampfe auszuweichen. Offenbar mußte, wog man Gefahr und Genuß gegeneinander ab, der letztere zu theuer erkauft scheinen. Warum also nicht lieber sogleich auf ihn verzichten? Hatten die Gedanken einmal diese Richtung genommen, so wurde es der Erinnerung an Mama, die in ihrer Güte und Großmuth sich für ihn aufopferte, und nun in so unwürdiger Weise getäuscht werden. sollte, nicht schwer, den schon schwankenden Vorsatz ganz zum Falle zu bringen. Als er in St. Esprit ankam, schlug er muthig, wenn auch nicht ohne einige Seufzer, den directen Weg nach Chamberi ein. Die ernsten Studien der letzten Zeit, die Richtung des Geistes auf hohe und würdige Gegenstände hatten doch ihre Früchte getragen. Er hatte nachdenken, vergleichen, wählen gelernt. Er hatte sich in die reinen und edlen Grundsätze, welche eine ernstere Betrachtung von Welt und Menschen in ihm anregte, doch schon so tief hineingelebt, daß er es als eine seiner unwürdige Inconsequenz empfand, wenn er sie jetzt so rücksichtslos verleugnete. Wir glauben, dieses Gefühl war in letzter Instanz entscheidend. Entsprang die Aenderung seines

Entschlusses aus der Reaktion des sittlichen Bewußtseins, so hatte an ihrer Durchführung der Stolz einen mindestens eben so großen Antheil.

Wie dem aber auch sein mochte, die Aenderung selbst war jedenfalls ein Sieg, welchen der junge Mann über sich selbst davontrug. Auch erfuhr er alsbald die wohlthätigen Wirkungen, die ein solcher Akt der Selbstbeherrschung zu haben pflegt. Er fühlte sich gehoben und eben darum innerlich beglückt. Das Bewußtsein, mit Ueberwindung der entgegenstrebenden Neigungen, seine Pflicht gethan zu haben, erfüllte ihn mit stolzer Freude. Der Triumph, welchen er der Tugend bereitet, schien ihm die Herrschaft derselben für immer zu sichern. Wenigstens gelobte er sich von neuem, es koste was es wolle, auf ihren Wegen zu wandeln, und die Zuversicht, daß er diesem Gelöbnisse treu bleiben werde, bereitete ihm schon im Voraus den Genuß, welchen die Erfüllung desselben mit sich bringen mußte. Freilich setzte er dabei unwillkürlich voraus, daß man auf der andern Seite seine Empfindungen theilen und das Opfer, welches er gebracht, in seinem vollen Werthe anerkennen werde. Es war doch im Grunde seine tiefe Zuneigung, die ihn in die Nähe der Mama zurückführte und den Vorsatz fassen ließ, sie nicht mehr zu verlassen. Nichts konnte natürlicher sein als die Erwartung, daß seine Freude auch die ihrige sei, und seine Rückkehr bei ihr ähnliche Eindrücke hervorrufen werde, wie bei ihm selbst. Allerdings ließ er außer Acht, daß Frau von Warens von dem Kampfe, den er um sie bestanden hatte, nichts wußte, und ihre Gefühle für ihn von den seinigen doch wesentlich verschieden waren. Indeß Erwägungen dieser Art lagen ihm ferne. Schon schwelgte er im Vorgenusse des freudigen Empfanges, den er erwarten zu dürfen glaubte. Er beschleunigte die Reise, damit er um so eher eintreffen möchte, und zögerte doch, als er angekommen war, mit dem Eintritt in die gemeinsame Wohnung, um jenes Vorgefühl desto länger genießen zu können.

Leider sollten seine hochgespannten Erwartungen bitter getäuscht werden. Während er früher, wenn er von einem weiteren Ausfluge zurückkehrte, stets mehr oder weniger festlich empfangen wurde, nahm man dies Mal von seiner doch im Voraus gemeldeten Ankunft nicht die mindeste Notiz. Niemand sah nach ihm aus oder kam ihm entgegen; er mußte sich wie ein Fremder seinen Weg zur Mama suchen, die ihn zwar freundlich wie immer, aber ohne irgend ein Zeichen besonderer Theilnahme begrüßte. Es läßt sich denken, daß diese ruhige Freundlichkeit ihn wie kalte Gleichgültigkeit berührte. Schmerzlicher noch wurde er ergriffen, als er bald bemerkte, daß sein Verhältniß zur Mama durch seine Abwesenheit eine bedenkliche Störung erfahren hatte. Dem Vergehen war die entsprechende Strafe, seiner

Untreue die ihrige auf dem Fuße gefolgt. Wie er vor einigen Jahren Claude Anet aus dem Alleinbesitz ihrer Gunst verdrängt hatte, so erhielt er nun selbst einen Nebenbuhler, der ihm seine bevorzugte Stellung bald mit Erfolg streitig machte. Schon vor seiner Reise hatte im Hause der Mama ein junger Mann verkehrt, den sie, da er aus ihrer Heimat, der Waadt, stammte, und sich stets sehr aufmerksam und diensteifrig erwies, mit gewohnter Artigkeit behandelte. Er hieß Wintzenried, war der Sohn des Schloßvogtes in Chillon, und seines Zeichens ein Perückenmacher.

Daß dieser Bursche berufen sein sollte, ihn zu ersetzen, konnte Rousseau freilich nicht ahnen. Ohne besondere körperliche Vorzüge, stand er in Bezug auf Geist und Bildung durchaus auf dem Niveau seines Gewerbes. Ließ sich ihm eine gewisse Gutmüthigkeit nicht absprechen, so war er dafür doch andererseits ein alberner, eitler Narr und eben so unwissend, wie anmaßend und frech. Nimmt man hinzu, daß ihm auch aller sittliche Gehalt und jedes feinere Gefühl fehlte, so begreift man freilich kaum, wie ein solcher Mensch das Vertrauen der Frau von Warens gewinnen konnte. Rousseau erklärt es sich lediglich aus dem Diensteifer, mit welchem er während seiner Abwesenheit ihre zahlreichen Aufträge ausgeführt und sich in der Leitung des Hauswesens, in Beaufsichtigung der Arbeiter u. s. w. nützlich erwiesen hatte. Frau von Warens, fügt er hinzu, habe in diesem jungen Manne, der sich in einer beständigen lärmenden Geschäftigkeit gefiel, einen wahren Schatz zu finden geglaubt, welchen sie sich, zumal ihm selber alles praktische Geschick abgehe, auf jede Weise sichern müsse, und ihn zu dem Ende durch dieselbe Gunst an sich gekettet, durch welche vor Zeiten Claude Anet gefesselt worden. Daß diese Ueberlegung für sie das entscheidende Motiv gewesen, wollen wir gerne glauben. Indeß scheint es uns doch, daß sie von dem beliebten Zaubermittel schwerlich so schnell und eifrig Gebrauch gemacht haben würde, wenn die Anwendung desselben nicht auch für sie selbst einen besondern Reiz gehabt hätte. Das Weib kann mit den sinnlichen Trieben nicht so spielen, ohne ihnen eine mehr oder minder große Gewalt über sich einzuräumen. Frau von Warens war aber an den steten Verkehr mit Männern zu sehr gewöhnt, um ihn entbehren zu können. Auch das sinnliche Bedürfniß mochte sie, vielleicht unwillkürlich, gedrängt haben, sich nach einem Ersatze für den abwesenden Freund umzusehen. Dieser war freilich weit davon entfernt, so Etwas zu vermuthen. Er wunderte sich anfangs über den vertraulichen Ton, den Wintzenried ihm, wie Mama gegenüber, anschlug. Doch Frau von Warens zögerte nicht, ihn in aller Ruhe mit dem wahren Sachverhalt bekannt zu machen. Sie lächelte zu den Ergüssen leidenschaftlicher Aufregung, in die er bei diesen Mitthei-

lungen ausbrach, und schalt ihn ein thörichtes Kind, als er von Verzweiflung, Sterbenwollen u. dgl. zu sprechen begann. Dazu sei um so weniger Grund, da das neue Verhältniß die alte Beziehung keineswegs aufhebe; ihre Zuneigung werde stets dieselbe bleiben, und die Intimität des früheren Verkehrs unverändert fortbestehen. Er sollte also fortan die Rolle seines Vorgängers spielen, der sich hatte willig finden lassen, das mit einem Andern zu theilen, was er nicht allein besitzen konnte. Daß Rousseau diese zweideutige Stellung von der Hand wies, macht seinem Selbstgefühle, wie seinem sittlichen Bewußtsein alle Ehre. Auch zeugt es für die Tiefe und Innigkeit seiner Zuneigung, daß er zugleich beschloß, nicht aus der Nähe der geliebten Frau zu weichen, sondern ihr von nun an die reine Liebe eines Sohnes zu widmen.

Allerdings war dieser Uebergang schon in etwa vorbereitet. Rousseau hatte doch von Anfang an gefühlt, daß der geschlechtliche Umgang mit Mama sie, wie ihn selbst entwürdige. Die eigene Sinnlichkeit, das Entgegenkommen der reizenden Frau, die ganze Lage der Dinge konnte diese Empfindung zwar zurückdrängen, nicht aber ersticken. Sie war im Gegentheil im Fortgange der Zeit immer lebendiger geworden, je entschiedener die ernstere Richtung seines Geistes und Sinnes durchdrang, und je mehr er sich der wahren Motive seiner Liebe bewußt wurde. Das aufopfernde Wohlwollen, welches sie ihm unausgesetzt bewies, stellte sie in seinen Augen immer höher, und ließ eben damit die Erniedrigung, welche sie durch ihn erfuhr, für sein Gefühl lebendiger hervortreten. Er liebte sie in der That zu sehr, als daß er sie ohne innern Vorwurf als Vehikel des sinnlichen Vergnügens hätte benutzen können. Als solches aber mußte sie ihm nothwendig erscheinen, sobald er ihren Besitz mit einem Andern theilte. Er hatte Recht: wollte er sich seine Liebe bewahren, so konnte er nicht umhin, auf das Vergnügen zu verzichten. Schwer wurde ihm das freilich, aber er hielt doch an dem einmal gefaßten Vorsatz fest. Frau von Warens, die ihn keineswegs billigte, that doch auch nichts, um ihn zu erschüttern. Wohl aber wurde ihrem bisherigen Lieblinge gegenüber allmälig eine gewisse Entfremdung fühlbar. Mit dem geschlechtlichen Umgange schwand die frühere Vertraulichkeit in Unterhaltung und Leben; das gemüthliche Zusammensein, der gegenseitige Austausch von Gedanken und Empfindungen, das zwanglose Scherzen und Kosen nahm ein Ende. Machte es auch der Mama immer noch Vergnügen, ihren „Kleinen" zu sehen, er merkte doch bald, daß sie ihn entbehren konnte. Sein Nachfolger war auch in dieser Beziehung an seine Stelle getreten, und der neue Freund trat vor dem alten nur dann zurück, wenn man sich über ihn zu beklagen hatte. Man sieht, daß Frau von Warens die Natur des Weibes

nicht so verleugnete, wie man das nach ihrem sonstigen Verhalten glauben möchte, zugleich aber auch, daß sie sich keineswegs über diese natürliche Gebundenheit zu erheben vermochte. Der junge Wintzenried mochte in äußeren Dingen immerhin männlicher erscheinen als Rousseau; an Geist und Willen, vom Herzen gar nicht zu reden, konnte er sich mit ihm nicht im Entferntesten vergleichen. Dennoch war er weit davon entfernt, die Ueberlegenheit seines Vorgängers anzuerkennen und auf dessen aufrichtige Versuche, ein freundschaftliches Verhältniß zu begründen, mit gleicher Bereitwilligkeit einzugehen. Rousseau wünschte ihm das zu werden, was Claude Anet einst für ihn selbst gewesen war. Aber Wintzenried wollte davon nichts wissen; er sah in seinem Genossen, dem freilich zu einem Mentor die nöthige Ruhe und Charakterstärke fehlten, einen lästigen Pedanten, welcher sich in nutzlosen Reden ergehe. Ihm war es nicht zweifelhaft, daß er selbst eine weit bedeutendere Persönlichkeit sei, und sein geschäftiges Hanthieren in Haus und Hof, mit Axt und Spaten viel größeren Werth habe, als die gelehrten Studien seines Collegen. Mama war im Grunde derselben Ansicht. Ein Stillleben, wie Rousseau es führte und ihr beständig empfahl, war nun einmal nicht nach ihrem Sinne. Sie bedurfte der steten rastlosen Thätigkeit für praktische Zwecke, und wurde deßhalb von dem geschäftigen Treiben Wintzenried's weit mehr angezogen, wie von der ruhigen, mehr innerlichen Arbeit Rousseau's. Mochte sie auch dessen größere Bedeutung nicht verkennen und sich ihm, was Geist und Gesinnung betrifft, näher verwandt fühlen, die vorherrschende Richtung ihres Wesens und Lebens führte sie doch dahin, in Wintzenried den Mann ihres Vertrauens zu finden. Uebrigens geschah, was in solchen Fällen meist zu geschehen pflegt: aus dem ergebenen Diener wird allmälig der gebietende Herr, dem man sich, trotz seiner Abhängigkeit, unwillkürlich unterordnet. Frau von Warens sollte bald erfahren, daß die Autorität, welche sie ihrem neuen Galan eingeräumt hatte, gegen sie selbst geltend gemacht wurde. Allerdings war Wintzenried ein von Natur gutmüthiger Mensch und nicht unempfänglich für die liebevolle Freundlichkeit seiner Herrin. Aber das hinderte doch nicht, daß er sie gelegentlich in roher, brutaler Weise behandelte, und die Verbindung mit ihr durch ein ganz gleichartiges Verhältniß zu ihrer alten häßlichen Kammerfrau entweihte. Der wohlthätige Einfluß aber, welchen sie für ihre ökonomische Lage von ihm erwartet haben mochte, erwies sich gar bald als eine Illusion. Seine lärmende Thätigkeit trug keine Früchte, und eitel, wie er war, strebte er auch nach Außen den großen Herrn zu spielen, was natürlich einen unter den gegebenen Verhältnissen unzulässigen Aufwand erforderte. Man war genöthigt, auf dem längst betretenen Wege zum Ruin mit immer schnelleren Schritten weiter zu gehen. Rousseau, dem das nicht ent-

ging, wurde davon um so schmerzlicher berührt, da er es nicht hindern konnte. Er hatte seinen Einfluß auf Mama so ziemlich verloren. Ihre Zuneigung war noch groß genug, um ihn nicht aus ihrer Nähe zu entfernen, er fand vor wie nach Raum und Mittel, seine geistige Ausbildung zu fördern, aber von einer persönlichen Einwirkung auf sie, von einem bestimmenden Eingreifen in ihr Thun und Lassen, war keine Rede mehr. Wintzenried war und blieb der Herr im Hause und wenn er gelegentlich mit ihm in Collision gerieth, konnte er sicher sein, daß Mama ihm Unrecht geben werde.

Im Ganzen mochte so Etwas nur selten vorkommen [113]); die Sinnesweise der Betheiligten brachte es mit sich, daß man nebeneinander hergehen konnte, ohne heftig zusammenzustoßen. Immer aber war die Lage Rousseau's eine peinliche, und wenn er trotzdem noch geraume Zeit in ihr aushielt, so geschah das wohl vorzugsweise, weil er nicht anders konnte. Ohne Zweifel wurde es ihm bei seiner aufrichtigen Liebe nicht leicht, sich von Mama zu trennen, zumal er sie einer so bedenklichen Zukunft entgegengehen sah und immer noch hoffen konnte, daß sie von ihrem Irrthum zurückkommen werde. Indeß sein Selbstgefühl wurde doch auf eine harte Probe gestellt, die er ohne den Zwang der Umstände schwerlich so lange ertragen hätte. Es fehlten ihm eben die pekuniären Hülfsmittel, um anderswo auf eigne Hand leben zu können. Daher mußte es seine nächste Sorge sein, dieselben wenn möglich zu beschaffen, und daß er sich in dieser Richtung wirklich bemühte, sehen wir unter Anderem aus einer Bittschrift, die er im Jahre 1739 auf Antrieb der Warens an den Gouverneur von Savoyen richtete, um durch dessen Vermittlung eine Pension zu erhalten [114]).

Es war damals im sardinischen Reiche nicht ungewöhnlich, daß Personen, welche zum Katholizismus übertraten, mehr oder minder bedeutende Jahrgelder ausgesetzt wurden. Es gab zu diesem Zwecke sogar besondere Fonds, die sich aus Vermächtnissen und Schenkungen gebildet hatten. Rousseau mochte um so eher glauben, auch seinerseits an sie Ansprüche machen zu dürfen, da er in dieser Zeit mindestens ein ebenso aufrichtiger Katholik war, wie mancher andere Pensionär. Natürlich wurde denn auch das Gesuch vorzugsweise durch den Religionswechsel motivirt. Mit großer Gewandtheit, die es freilich mit der Wahrheit nicht gar zu genau nimmt, hebt der Petent gleich im Eingange hervor, wie er schon in früher Jugend seine Heimat und mit ihr zugleich sein Bürgerrecht preisgegeben habe, um in den Schooß der Kirche zurückzukehren. Dennoch habe er bisher keine Unterstützung in Anspruch genommen, obgleich ihn — das scheint er wenigstens andeuten zu wollen — die Größe des gebrachten Opfers wohl dazu berechtigt hätte. Er hat stets diejenigen verachtet, die „mit ihrem

Glauben einen schändlichen Handel treiben und nicht erröthen, die empfangenen Wohlthaten zu mißbrauchen.“ Diese Aeußerung ist jedenfalls ernstlicher gemeint, wie die folgende Erzählung, nach welcher zunächst der verstorbene Erzbischof von Genf sich seiner annahm, indem er Frau von Warens dazu vermochte, für seine Erziehung Sorge zu tragen. Er war es auch, der ihn dem Marquis von Bonac empfahl — man sieht, der Bittsteller weiß die Wirklichkeit in recht sinnreicher Weise umzugestalten; der gute Erzbischof tritt gleichsam an die Stelle des griechischen Prälaten — leider wurden die beiden großmüthigen Gönner, der eine durch den Tod, der andere durch Krankheit, verhindert, ihn, wie sie übereingekommen waren, in angemessener Weise zu placiren. Zwar habe er dann versucht, mit seinem eignen kleinen Talente zu wuchern, doch „wozu dienen die Talente in diesem Lande? ich sage es in der Bitterkeit meines Herzens, es ist tausendmal besser, keine zu haben.“ Noch täglich erfährt er die Härte und Undankbarkeit der Leute, die er das mit allem Eifer und mit vollständiger Erschöpfung seiner Kräfte lehrte, was zu lernen ihm so viele Mühe und Arbeit gekostet. Er ist, scheint es, naiv genug, für seinen Unterricht noch einen andern Lohn als das übliche Honorar in Anspruch zu nehmen, wenigstens begreift er es nicht, daß seine früheren Schüler ihn nun im Stiche lassen, wo eine tödtliche Krankheit ihn an jeder Thätigkeit hindert.

Diese „furchtbare Krankheit, die ihn entstellt und an Zimmer und Bett fesselt“, wirft alle Sorge für ihn auf Frau von Warens, die durch ihre grenzenlose und oft mißbrauchte Mildthätigkeit ohnehin schon in eine beengte Lage gerathen ist. Unter solchen Umständen glaubt er, wie schwer es auch einem Manne von seiner Gesinnung wird, zu dem Beistande Sr. Excellenz seine Zuflucht nehmen zu dürfen. Habe er sich doch, wie das Jedermann bezeugen könne, nichts vorzuwerfen und sein trauriges Schicksal in keiner Weise verschuldet. Nur noch eine kurze Lebensfrist sei ihm vergönnt; er wünsche sie, frei von aller Sorge um die irdischen Bedürfnisse, seinem Seelenheile zu widmen, damit er in Ruhe sterben und muthig die Reise in die Ewigkeit antreten könne. Vermuthlich wurde der Tod zum Theil nur deßhalb in so nahe Aussicht gestellt, weil unter dieser Voraussetzung die Pension leichter zu erlangen war. Denn daß er nicht lange mehr leben werde, war allerdings auch jetzt noch Rousseau's fester Glaube. Ueberhaupt läßt sich nicht leugnen, daß die Schrift wenigstens insofern recht geschickt abgefaßt ist, als sie die in Betracht kommenden Thatsachen in einer ihrem Zwecke entsprechenden Weise darstellt. Andererseits freilich ist doch im Ganzen Ton und Haltung der Art, daß sie sich für eine Petition nicht recht zu eignen scheinen. Wenn Rousseau es über sich vermochte, in dem Bericht über die thatsächlichen Vor-

gänge von der Wahrheit mehr oder weniger abzuweichen, so war er doch außer Stande, sich selbst zu verleugnen. Trotz aller Vorsicht bricht sich sein offenes, grades Wesen, sein stolzes Selbstgefühl an manchen Stellen Bahn, und er trägt kein Bedenken, seine freie, noble, aller Kriecherei widerstrebende Denkweise wiederholt hervortreten zu lassen. Wir zweifeln daher, daß die Bittschrift Erfolg gehabt hat, wenn sie auch, was indeß ungewiß ist, wirklich eingereicht wurde [115]).

Ohne Frage wäre es besser und seiner würdiger gewesen, wenn Rousseau, statt auf fremde Hülfe, seiner eignen Kraft vertraut hätte. Doch mochte das damals seine besonderen Schwierigkeiten haben. Immer noch dauerte der leidende Zustand fort und die drückende Lage, in der er sich befand, war nur geeignet, ihn zu verschlimmern. Die einsame Stellung, in welche er sich versetzt sah, die Entfremdung der Mama, welche die Bedürfnisse seines Herzens unbefriedigt ließ, die äußere Abhängigkeit, die er um so lebhafter empfand, da die inneren Beziehungen sie nicht mehr verdeckten, das Gefühl des Unvermögens, sich aus diesen zwiefachen Banden zu befreien, das Alles wirkte zusammen, um ihn in eine that- und kraftlose Resignation zurückzuwerfen, die dann ihrerseits wieder einen schwächenden Einfluß auf den leiblichen Organismus ausübte. Es bedurfte allerdings einer mehr als gewöhnlichen Energie, wenn er sich mit den zu Gebote stehenden Mitteln eine selbstständige Stellung begründen wollte, und diese fehlte ihm. Dagegen besaß er schon längst ein deutliches Bewußtsein von der Art und dem Maße seiner Fähigkeiten. Auch hatte er seit geraumer Zeit bei sich erwogen, welchen Beruf er wohl in seinen Verhältnissen mit Aussicht auf Erfolg ergreifen könne. Den Beweis dafür gibt die Antwort auf einen Brief des Vaters, welche wahrscheinlich im Jahre 1737 geschrieben wurde und diese Frage nach allen Seiten genau und umsichtig erörtert [116]).

Rousseau räumt zunächst gerne ein, daß es nothwendig sei, möglichst früh einen Lebensberuf zu wählen, und das einmal gesteckte Ziel mit allen Kräften consequent anzustreben. Aber auch das Nothwendige, fährt er dann fort, kann nur unter der Voraussetzung geschehen, daß es möglich ist, und diese Möglichkeit hat sich bis jetzt nicht darbieten wollen. Wie es scheint, hatte der Vater einen leisen Vorwurf über seine Unbeständigkeit einfließen lassen, und von Weitem auf die eigene Schuld hingewiesen. Der Sohn gibt die Anklage mit einer gewissen Gereiztheit, die übrigens mehr im Tone, als in den Worten liegt, indirect zurück. Er bittet zu bemerken, wie ihm, was er auch hätte ergreifen mögen, immer die nöthigen Geldmittel gefehlt haben würden. Ohne sie habe er sich weder dem gelehrten, noch dem Kaufmannsstande widmen, noch selbst das Gewerbe eines Graveurs betreiben können. Sein Unglück bestehe eben darin, daß er, als es

Zeit gewesen, einen soliden Beruf zu ergreifen, nicht die erforderliche Unterstützung gefunden habe. Gegenwärtig aber, wo sie ihm vielleicht zu Gebote stehe, sei es zu spät; die Zeit der Kindheit, die kostbare Periode des Lernens, sei unwiederbringlich verloren. In seiner jetzigen Lage müsse er andere Wege einschlagen, und deren böten sich, so viel er sehe, drei dar. Da sei zunächst die Musik, eine Kunst, die „man überall in der Welt mit Leichtigkeit praktiziren kann, weil die meisten Menschen das Angenehme dem Nützlichen vorziehen", und auch kein Unrecht darin liegt, ihre Schwächen zu einem lohnenden Gebrauche seiner Fähigkeiten zu benutzen. Wenn auch seine musikalischen Talente ihm nicht zu besonderer Ehre gereichen — man muß sich erinnern, daß Musik und Musiker zu jener Zeit keineswegs in dem Ansehen standen, dessen sie sich in unseren Tagen erfreuen — so finden sie doch am ersten Raum, sich geltend zu machen, und könnte daher die Musik, bis sich Besseres findet, immer als eine Aushülfe dienen. Angemessener wäre vielleicht die Stelle eines Secretairs bei einem vornehmen Herrn. Da er eine solche schon bekleidet habe — in Turin beim Abbé Gouvion, scheint es — so kenne er die dazu erforderlichen Eigenschaften. Ein klarer und leicht verständlicher Styl, große Pünktlichkeit und Treue, umsichtige Klugheit in der Behandlung der Geschäfte, und vor Allem die Fähigkeit; Geheimnisse unverbrüchlich zu bewahren, das seien so die wichtigsten Erfordernisse, welchen er zum Theil schon jetzt genügen könne, während er unausgesetzt bestrebt sei, auch den übrigen gerecht zu werden. — Irren wir nicht, so dachte Rousseau damals, wie auch später, wirklich an die Möglichkeit, vielleicht durch Mitwirkung des Gesandten de Bonac, eine Stelle dieser Art zu erlangen. Daß und wie er sie nach einigen Jahren in der That finden würde, kam ihm natürlich nicht in den Sinn. Ebensowenig konnte er ahnen, daß eine dritte Aussicht, die er sich eröffnen zu dürfen glaubte, sich schon in nächster Zeit verwirklichen werde. Er will, fügt er hinzu, dem Vater nur freiheraus gestehen, daß er eine ganz besondere Vorliebe für die Stellung eines Erziehers hege. Auch meine er die dazu nöthigen Kenntnisse schon jetzt zu besitzen. Freilich sei das nicht Alles; er wisse sehr wohl, daß seine eigene Erziehung in etwa vollendet sein müsse, bevor er es wagen dürfe, die eines Andern zu übernehmen. Eben darum werde er sich dazu erst nach einigen Jahren entschließen, die Zwischenzeit aber zu seiner eignen geistigen und sittlichen Ausbildung gewissenhaft verwenden.

Als Rousseau diesen Brief schrieb, dachte er nicht daran, seinen Planen in Betreff einer unabhängigen Lebensstellung praktische Folge zu geben. Vielmehr war er damals fest entschlossen, bis zu seinem Ende in der unmittelbaren Nähe der Mama zu leben. Jetzt aber,

wo er immer deutlicher fühlen mußte, daß sie ihn entbehren konnte, wo sie vielleicht zu Zeiten merken ließ, daß sie ihn am Ende gerne entbehren würde, gewann der Gedanke an eine definitive Trennung von ihr wieder größere Macht. Er sah sich isolirt und allein, in demselben Hause, dessen Seele und Mittelpunkt er früher gewesen war, und bald gewöhnte er sich, sich von ihm und seinen Bewohnern getrennt zu denken. Konnte er einmal keine wirkliche Gemeinschaft mehr mit ihnen unterhalten, so blieb er lieber für sich, schloß sich mit seinen Büchern ein, oder hing auf einsamen Spaziergängen seinem Schmerze nach. Daß diese Lebensweise aber auf die Dauer unerträglich werden mußte, läßt sich denken. Mit Recht glaubte er allmälig, daß es besser sein werde, wenn er von Mama, deren Herz sich von ihm abgewandt habe, auch persönlich geschieden sei. So faßte er denn den bestimmten Entschluß, ihr Haus zu verlassen, und da sie ihn, als er davon sprach, in seinem Vorhaben bestärkte, kam es nur darauf an, daß sich eine passende Stelle darbot.

Sie fand sich; ein Freund der Warens schlug ihm vor, die Erziehung der Kinder eines in Lyon wohnenden Bekannten zu übernehmen. Rousseau ging sofort darauf ein. Die früheren Bedenken gegen eine solche Stellung bestanden nicht mehr, seitdem die Trennung ihm zum Bedürfniß geworden war. Allerdings hatte er auch die Jahre, welche inzwischen verflossen waren, nicht unbenutzt vorübergehen lassen. Nach der Rückkehr von Montpellier wurden die durch die Reise unterbrochenen Studien wieder aufgenommen, und zwar mit um so größerem Eifer, da er bei der eingetretenen Aenderung grade in ihnen, wie den sichersten Trost, so auch die zuverlässigste Grundlage für eine künftige unabhängige Stellung finden mußte. Er setzte sie in dem früheren Umfange fort, und versuchte sich auch zuweilen in eigenen Arbeiten, von welchen uns wenigstens eine noch vorliegt. Sie ist aus dem September 1738 und hat die Form eines Sendschreibens an den anonymen Verfasser einer Abhandlung, welche im Juli in der Zeitschrift Mercure erschienen war und die Frage von der Kugelgestalt der Erde behandelte [117]).

Es ist bekannt, wie zu dieser Zeit die ganze gelehrte und gebildete Welt von den Untersuchungen über die Gestalt der Erde lebhaft bewegt und in Athem gehalten wurde. Sie war gleichsam in zwei feindliche Heerlager getheilt, die sich schroff, ja zuweilen erbittert gegenüber standen, zumal sich der Nationalstolz bei der Entscheidung dieser rein wissenschaftlichen Frage betheiligt fand. Newton hatte, auf mannigfache Erwägungen gestützt, die Ansicht aufgestellt, daß die Erde keine genaue Kugel, sondern nach den Polen hin abgeplattet sei, und seine Landsleute hatten sich zum größten Theil dieser Hypothese des berühmten Gelehrten angeschlossen. Die französischen Astronomen da-

gegen, und mit ihnen bald die große Mehrzahl der gebildeten Laien, stellten zwar ebenfalls die sphärische Gestalt der Erde in Abrede, behaupteten aber in gradem Gegensatze zu den Engländern, daß sie nach den Polen hin erhöht sein müsse. Sie beriefen sich für diese Annahme auf die, namentlich von Dominic Cassini, im Jahre 1700 ausgeführten Gradmessungen, welche allerdings eine Abnahme der Länge für die einzelnen Meridiangrade von Süd nach Nord ergeben hatten. War die Voraussetzung richtig, so mußte natürlich die Ansicht der Engländer, welche eine zunehmende Länge der Grade fordert, fallen. Ebendarum wurde sie von ihnen bestritten, ob mit Grund, das konnte am Ende nur eine neue genaue Messung entscheiden. Die französische Regierung entschloß sich, eine solche sowohl am Aequator, wie in der Nähe des Nordpols von kundiger Hand vornehmen zu lassen. Sie schickte im Jahre 1735 eine Commission von Akademikern unter der Leitung der Astronomen Bouguer und Condamine nach Peru, und im nächsten Jahre eine andere unter Maupertuis und Clairaut nach Lappland. Alle Welt sah mit der größten Spannung der Rückkehr dieser Gelehrten entgegen; die Resultate ihrer Forschungen mußten die vieljährige aufregende Streitfrage einer entscheidenden Lösung zuführen. Diese rückte näher, als die nach Lappland geschickten Gelehrten nach etwa 15 Monaten wieder in Frankreich eintrafen und alsbald anfingen, die Ergebnisse ihrer Beobachtungen festzustellen. Jedermann wußte, daß sie damit beschäftigt waren, und die Veröffentlichung der Resultate in nächster Zeit zu erwarten sei [118]). Da nun war es, wo der anonyme Aufsatz im Mercure erschien, welcher Rousseau zu seiner Gegenschrift veranlaßte. Da sie die erste wissenschaftliche Arbeit ist, die wir von ihm besitzen, so wird es von Interesse sein, sie trotz der nicht gar großen Bedeutung ihres Inhaltes etwas näher anzusehen.

Der Anonymus hatte mit alten und neuen Gründen zu beweisen versucht, daß die Erde doch eine Kugel sei, und die Längenunterschiede der Meridiangrade diese Wahrheit nicht in Frage stellen könnten. Rousseau gibt zu, daß der Verfasser, ebenso wie jeder Andere, das Recht habe, eine beliebige Ansicht oder Hypothese aufzustellen, kann aber doch nicht umhin, zu gestehen, daß seiner Meinung nach der dazu gewählte Zeitpunkt nicht der richtige sei. Wären die Gradmessungen, wie er behaupte, für die Frage nach der Gestalt der Erde irrelevant, so würden die Mühen und Anstrengungen der Gelehrten, die sich dieser Arbeit unterzogen, ziemlich unfruchtbar, die Kosten ihrer Unternehmung verschwendet und der Ruhm, den ihre Leistung ihnen sonst beim Publikum verschafft hätte, illusorisch sein. Zwar muthe er ihm keineswegs zu, die Wahrheit, welche er gefunden zu haben glaube, aus besondern Rücksichten der Welt vorzuent-

halten, denn die Wahrheit habe auch für ihn so großen Werth, daß er ihr nichts Anderes gleichsetzen könne. Indeß habe es sich hier nur darum gehandelt, die Veröffentlichung des Artikels um einige Monate zu verschieben oder, was freilich noch besser gewesen wäre, sie um einige Jahre zu beschleunigen. Verfasser würde dann dem Könige vielleicht die Kosten der beiden Expeditionen, und den Theilnehmern große Mühen und Gefahren erspart haben, was ihm ohne Zweifel zu großer Befriedigung gereicht hätte. Gegenwärtig, wo diese Herren zum Theil zurückgekehrt und mit der Ausarbeitung der gewonnenen Resultate beschäftigt seien, hätte er sich um so weniger beeilen dürfen, seine Einwendungen zu veröffentlichen, da sie, je triftiger und begründeter sie wären, um so mehr die Anerkennung schmälern würden, welche das Publikum den Arbeiten der Gelehrten schulde.

Natürlich war die Gefahr, welche der Journalartikel dem Ruhme der Akademiker bringen konnte, nicht so gar groß. Rousseau hatte offenbar die Absicht, den Anonymus auf eine feine Weise zu persifliren. Dennoch ist die Sorge um die Anerkennung des persönlichen Verdienstes für ihn charakteristisch. Er hat sie auch später, als es sich von seiner eignen Geltung handelte, nicht aus den Augen zu setzen vermocht. Wie offen und rücksichtslos er auch das als wahr Erkannte aussprach und verfocht, — und es ist von Interesse, zu bemerken, wie er das Recht dazu schon jetzt begriff und entschieden geltend machte —, zu einer ganz objektiven Vertretung seiner Ueberzeugungen, die von aller Rücksicht auf die eigene Person und deren Bedeutung abstrahirt hätte, brachte er es doch nicht. Galt es ihm vor Allem darum, auszusprechen, was und wie er es dachte, so lag ihm doch auch viel daran, wie die Welt es aufnehmen, und was sie von ihm, dem Sprechenden, denken würde. Freilich gebrauchte er dabei stets die Rücksicht, welche er so frühe schon von Andern fordern zu dürfen glaubte. Wie sehr ihm seine persönliche Geltung am Herzen lag, er suchte sie nicht durch Untergrabung des fremden Ansehens zu gewinnen. Ein feines Gefühl für das, was Humanität und Anstand verlangen, leitete ihn seinen Gegnern oder Andersdenkenden gegenüber fast immer, und die richtige Wahl von Zeit und Ort, welche er seinem Adressaten anempfiehlt, ließ er seinerseits nie aus dem Auge. Man sieht, die persönliche Eigenthümlichkeit des späteren Schriftstellers tritt schon in seinem wissenschaftlichen Erstlingswerke recht deutlich heraus. Nicht minder bemerkt man bereits manche charakteristische Momente seiner spätern Auffassung und Behandlung wissenschaftlicher Gegenstände. Sie zeigen sich besonders in der Kritik, welcher er nach jenen einleitenden Bemerkungen den Inhalt der Abhandlung unterzieht.

Ihr Verfasser hatte sich zur Unterstützung seiner Ansicht zunächst auf die Alten berufen, von welchen sie allerdings getheilt wurde. Rousseau bemerkt mit Recht, daß dies doch eine sehr schwache Autorität sei. Die Ueberlegenheit der Alten, welche in Poesie und Beredsamkeit keinem Zweifel unterliege, erstrecke sich doch nicht auf Physik und Astronomie. Unbekannt mit den Erfahrungen und Instrumenten, die uns zu Gebote stehen, konnten sie nicht „nach dem Ruhme streben, Alles zu wissen." Ebendarum sei in dem vorliegenden Falle ihre Ansicht der modernen gegenüber ohne sonderliches Gewicht. Verfasser werde sich auf seine eigne Kraft verlassen müssen, wenn er es wagen wolle, die allgemeine Ueberzeugung seiner Zeitgenossen zu bekämpfen. Und Rousseau gesteht, daß sein Gegner sich keiner verächtlichen Waffen bediene; seine Raisonnements seien wohl begründet, die Folgerungen aber, welche er aus ihnen ziehe, keineswegs so unbedingt nothwendig, wie er glaube. Wir wollen auf das Detail der nun zur Sprache kommenden Fragen nicht näher eingehen, denn weder die Behauptungen des Anonymus, noch auch die Gegenbemerkungen Rousseau's, obgleich sie von Umsicht und Scharfsinn zeugen, sind bedeutend genug, um länger bei ihnen zu verweilen [119]). Wichtiger ist der allgemeine Grundsatz, welchen Rousseau wiederholt nachdrücklich betont, daß in der Naturwissenschaft „was sein soll, übereinstimmen muß, mit dem, was ist," daß auf diesem Gebiete die allgemeinen Principien und apriorischen Construktionen nur insoweit auf Geltung Anspruch machen können, als sie durch die Thatsachen der Erfahrung und die Resultate einer genauen Beobachtung bestätigt werden.

In unseren Tagen ist diese Wahrheit freilich so allgemein anerkannt, daß es überflüssig sein würde, sie zu vertheidigen, aber zur Zeit, als Rousseau seine Kritik schrieb, und noch lange nachher waren grade auf dem Gebiete der Naturwissenschaft willkürliche Hypothesen und phantastische Systeme an der Tagesordnung. Selbst die Männer von Fach gingen mehr oder weniger darauf ein. Im Allgemeinen aber wird man einem so unbefangenen gesunden Sinne, wie ihn Rousseau sich bewahrt hatte, nur selten begegnen. Uebrigens geht aus dem Aufsatze auch unverkennbar hervor, daß sein Verfasser sich mit dem Gegenstande, von welchem er handelt, gründlich vertraut gemacht hatte; man sieht, daß seine mathematischen, physikalischen und astronomischen Studien sorgfältig und umfassend genug gewesen waren, um ihm in diesen Disciplinen recht werthvolle Kenntnisse zu vermitteln. Wir haben keine direkten Zeugnisse dafür, daß er sich damals in den übrigen Zweigen des Wissens, in Geschichte, Philosophie und so weiter ebenso genau und vollständig orientirt hat. Wenn er aber später, in der Periode seiner schöpferischen Thätigkeit,

auch auf diesen Gebieten ebenso kenntnißreich, wie urtheilsfähig erscheint, so war auch das vorzugsweise die Frucht der Studien, welchen er sich, einsam, krank am Körper wie am Herzen, zu dieser Zeit hingab.

XII.

Wie fruchtbar aber die Zeit der Muße, deren sich Rousseau in den Charmettes erfreute, für seine geistige und sittliche Bildung auch wurde, es war doch gut, daß sie eine Unterbrechung erfuhr. Sollte seine vorherrschende Neigung zu einem gemüthlichen Stillleben, der Hang, sich in einem beschränkten Kreise egoistisch zu isoliren, nicht gar zu mächtig werden, so mußte ihn hin und wieder der Zwang der Verhältnisse in ein bewegteres Leben, in einen weiteren Welt- und Menschenverkehr hinauswerfen. Er selbst empfand diese Nothwendigkeit schmerzlich genug; wieder und wieder klagt er, daß die Umstände ihn dem friedlichen Leben in enger traulicher Umgebung, das ihn befriedigt und glücklich gemacht haben würde, entzogen. Er übersah indeß, daß nicht die äußern Verhältnisse allein, sondern auch und selbst vorzugsweise der ruhelose Drang des eignen Wesens ihn auf beschränktem Raume die Ruhe nicht dauernd finden ließ, welche er dort suchen zu müssen glaubte, sobald sie ihm eben nicht zu Gebote stand. Jedenfalls diente, was ihm als ein Unglück erschien, nur dazu, ihn weiter zu führen auf dem Wege zu seiner historischen Größe. Daß Frau von Warens sich innerlich von ihm abwandte, war zum Theil schon die Folge von dem Erwachen eines höhern Lebens in ihm, und wenn der Schmerz über diese Entfremdung den nächsten Anlaß zur Trennung gab, der tiefere Grund lag doch in dem Bedürfniß nach einer Umgebung und einer Thätigkeit, die dem erreichten höhern Standpunkte entsprechen konnten.

Diesem Bedürfnisse kam eben jetzt die Gunst des Zufalls rechtzeitig entgegen. Eine Freundin der Frau von Warens, Madame Duytens in Grenoble, bot Rousseau die Möglichkeit, aus seinen nachgerade unerträglichen Verhältnissen zu scheiden. Ihr Mann war befreundet mit Herrn Mably, welcher aus einer Parlamentsfamilie in Grenoble stammte und damals das Amt des General-Profoßes in dem Gebiete von Lyon bekleidete[120]. Dieser suchte für seine Kinder einen Erzieher und Duytens brachte Rousseau, der, als er von der Sache hörte, sich sofort zur Uebernahme der Stelle bereit erklärte, in Vorschlag, und drang auch alsbald mit seiner Empfehlung durch. Wir haben noch den Brief, in welchem der angehende Gouverneur nach Empfang der Anzeige, daß Herr de Mably es mit ihm versuchen wolle, Duytens den wärmsten Dank für seine Ver-

mittlung ausspricht[121]). Er versichert ihm, daß seine Güte, wie groß sie auch sei, die Grenzen seiner Erkenntlichkeit nicht überschreite, nur fürchtet er, er möge doch seine Fähigkeiten in ein zu glänzendes Licht gestellt haben. Zwar sei er bemüht gewesen, seine wissenschaftliche Ausbildung möglichst zu fördern, aber die Grundsätze, zu welchen er sich bekenne, hätten ihn doch oft bestimmt, die Entwicklung des Geistes im Interesse der Herzensbildung zu vernachlässigen. Auch sei es ihm stets mehr darum zu thun gewesen, richtig zu denken, als viel zu wissen. Indeß werde er es sich angelegen sein lassen, auch in dieser Beziehung seiner Empfehlung alle Ehre zu machen.

Was aber die Bedingungen seines Eintritts betreffe, welche Herr de Mably zu erfahren wünsche, so komme es ihm weniger auf ein hohes Gehalt, als auf eine angemessene Behandlung an. Wenig empfänglich für das Interesse, sei er es um so mehr für ein freundliches, rücksichtsvolles Benehmen, wie es „ein redlicher Mann, der die Ungunst des Schicksals an sich erfahren habe und seine Pflichten liebe, auch wohl mit einigem Rechte erwarten könne.“ Doch sei die Geldfrage, wie unwichtig auch immer, keineswegs gleichgültig. Ein Erzieher könne seine Aufgabe unmöglich mit Erfolg lösen, wenn er mit den Bedürfnissen des Lebens zu kämpfen habe. Es würde „lächerlich sein, zu glauben, daß ein Mensch, welchen das Elend oder eine harte Behandlung niederbeuge, seinen Zöglingen edle und hochherzige Gesinnungen einflößen könne.“ Das eigene Interesse der Eltern fordere, den Lehrer und Erzieher so zu stellen, daß er nicht durch seine äußere Erscheinung und Haltung die Achtung der Kinder verliere. Uebrigens stelle er die definitive Regelung dieses Punktes ganz seinem Ermessen anheim; auch sei es ihm recht, wenn Herr de Mably damit warte, bis er ihn persönlich näher kennen gelernt habe. Gewähre man ihm, was er vor Allem wünschen müsse, ein gewisses Ansehen und eine anständige Freiheit, so werde er seine Aufgabe mit aller Hingebung zu erfüllen streben. Bedenklich scheine ihm nur, daß der Zöglinge so viele seien. Habe es doch schon bedeutende Schwierigkeiten, einen einzigen so zu leiten, daß die Erziehung ihren Zweck erreiche, und er könne sich jener glücklichen Gewandtheit nicht rühmen, welche Andere befähige, die gleichzeitige Ausbildung einer größeren Anzahl zu übernehmen.

Eine ironische Wendung, die, wie andere Aeußerungen dieser Art, aus dem Bewußtsein des Widerspruches entspringt, in welchem seine Denkweise zu der herrschenden steht. Ohne Zweifel hat er eine hohe Vorstellung von dem übernommenen Berufe und das ernste Bestreben, ihn dieser Auffassung gemäß zu erfüllen. Er hat nicht minder eine richtige Ansicht von den Anforderungen der neuen Stellung, wie von den Schwierigkeiten, welche sie bietet. Man kann es

dem jungen Manne zu Gute halten, daß er wiederholt und mehr als nöthig von seinen „Grundsätzen“ spricht, denn diese Prinzipien sind doch von edler Art, und geben zugleich von seiner gereiften Einsicht Zeugniß. Auf Herrn de Mably scheint sein Glaubensbekenntniß einen ebenso günstigen Eindruck gemacht zu haben. Und da überdies Rousseau's und der Mama Freunde, die Jesuiten, die Empfehlungen von Duytens nachdrücklich unterstützten, so nahm er keinen weitern Anstand, ihm die Stelle unter recht annehmbaren Bedingungen zu übertragen.

Schon am ersten Mai 1740 meldet Rousseau von Lyon aus der Mama seine Ankunft in einem Briefe [122], der einen herzlicheren und liebevolleren Ton anschlägt, als man unter den gegebenen Verhältnissen hätte erwarten sollen. Er ist mit der Aufnahme, die er gefunden, recht wohl zufrieden. Auch machen die Menschen und Verhältnisse, welche ihn umgeben, vorläufig den besten Eindruck. Herr de Mably erscheint ihm als „ein sehr ehrenwerther Mann, den die Kenntniß der Welt, des Hofes und des Vergnügens schon früh zum Philosophen herangebildet habe“ [123]. Er hat sich alsbald dahin erklärt, daß er seine Ansichten und Gesinnungen theile, und den Wunsch ausgesprochen, er möge sich in seinem Hause mit voller Freiheit, ohne Zwang und Gêne bewegen. — Rousseau ist über dieses freundliche Entgegenkommen natürlich sehr erfreut. Bleibt es dabei, so darf Herr de Mably seiner aufrichtigen Zuneigung gewiß sein, denn „ein freundliches Benehmen vermag Alles über ihn.“ Indeß Mama hat ihn gelehrt, dem ersten Anscheine nicht zu sehr zu vertrauen; auch ist er seiner selbst keineswegs so sicher, daß er an einen unbedingt vortheilhaften Eindruck seiner Persönlichkeit glauben dürfte. Hat er doch in Folge seiner gewohnten Schüchternheit gleich am ersten Tage eine „ziemlich alberne Figur abgegeben,“ und frage es sich, ob Herr de Mably sich durch seine verlegene Miene und Haltung nicht habe täuschen lassen. Er glaube es zwar nicht, aber lieb würde es ihm doch sein zu erfahren, was man von ihm denke. Und da Herr de Mably nach Chamberi schreiben werde, so bitte er Mama, ihm das Nöthige mitzutheilen.

Doch die Besorgniß, daß er verkannt werden möge, erwies sich als unbegründet. Herr de Mably scheint den Werth und die Bedeutung Rousseau's recht wohl begriffen zu haben. Er fuhr fort, ihn recht aufmerksam und achtungsvoll zu behandeln. Sein mildes, menschenfreundliches Wesen, welches mit seiner harten Außenseite, wie mit seiner amtlichen Stellung in einem auffallenden Kontraste stand, hatte ohnehin ein Benehmen zur Folge, das seine anziehende Wirkung auf Rousseau nicht verfehlte. In der That fand sich dieser durch seine neue Stellung um so mehr befriedigt, da auch Frau

de Mably eine Zeitlang größern Antheil an ihm nahm. Von Mama aufgefordert, sich der äußern Bildung des naturwüchsigen Gelehrten anzunehmen, gab sie sich Mühe, ihn in Sitte und Ton der Welt einzuführen. Leider hatte ihr Bestreben nicht den gewünschten Erfolg. Rousseau war so schüchtern und benahm sich so linkisch, daß sie ihre wohlgemeinte Absicht bald aufgeben mußte. Wohl aber gelang es ihr, das persönliche Interesse ihres Zöglings an sich zu fesseln. Er verliebte sich in sie und nur, weil die Dame klug oder ehrenhaft genug war, seine aufkeimende Neigung nicht zu beachten, hatte es bei verstohlenen Seufzern, die denn auch bald langweilig wurden, sein Bewenden. Bedenklicher war es, daß der Glaube an seine Befähigung, die ihm gestellte Aufgabe in befriedigender Weise zu lösen, allmälig erschüttert wurde. Er hatte sich von Anfang an seinem Berufe mit großem Eifer und voller Hingebung gewidmet. Ausgehend von der richtigen Ueberzeugung, daß ohne eine genaue Kenntniß von dem Charakter des Zöglings eine erfolgreiche Erziehung desselben unmöglich sei, ließ er es sich zunächst angelegen sein, Natur und Sinnesweise der ihm anvertrauten Kinder allseitig zu studiren. Ihre Vorzüge und Mängel, ihre guten und schlimmen Eigenschaften wurden der Gegenstand seiner aufmerksamen Beobachtung, und erst als er hinlänglich mit ihnen vertraut zu sein glaubte, unternahm er den Entwurf eines bestimmten Unterrichts- und Erziehungsplans, welcher ebensowohl den allgemein anerkannten Grundsätzen der Pädagogik, wie der Eigenthümlichkeit seiner Zöglinge entsprechen sollte. Wie es ihm damit gelang, läßt sich in etwa aus einer ziemlich ausführlichen Denkschrift beurtheilen, welche er gegen Ende des Jahres 1740 Herrn de Mably vorlegte [124]). Sie ist auch deßhalb von Interesse, weil sie an manchen Stellen bereits den Verfasser des Emile verräth und so auch ihrerseits den Beweis liefert, daß die späteren Gedanken und Grundsätze Rousseau's wenigstens theilweise schon weit früher in ihm lebten, als man in der Regel annimmt.

Nachdem er dem Vater die Versicherung gegeben, daß er seine Söhne nunmehr genau genug kenne, um zur Feststellung eines bestimmten Erziehungsplanes schreiten zu können, hebt er hervor, wie es jetzt zunächst darauf ankomme, den Grad der Autorität, welche er ihm einzuräumen gedenke, so wie die Grenzen seiner Befugniß zu Strafen und Belohnungen näher zu bestimmen, auch ihm die besonderen Absichten mitzutheilen, welche er mit seinen Kindern etwa haben möge. Er setze voraus, und das bisherige Verhalten des Herrn de Mably rechtfertige diese Annahme, daß er nicht berufen sei, einen Präzeptor von gewöhnlichem Schlage abzugeben. Man erwarte von ihm Anderes und Größeres, und er werde es an Eifer und Sorgfalt nicht fehlen lassen, um diese Hoffnungen möglichst zu

erfüllen. Der Erfolg aber hange nicht von ihm allein ab; die vollkommene Uebereinstimmung, welche zwischen ihm und dem Vater herrschen müsse, das Vertrauen, mit welchem dieser ihn beehren, und die Autorität, die er ihm über seine Zöglinge zugestehen werde, das sei es, was über die Wirkung seiner Thätigkeit entscheiden werde. Ohne ein gewisses Maß von Rechten über sie werde Niemand auf Kinder, die in einem gewissen Alter in ihrem Thun und Lassen zumeist durch sinnliche Eindrücke bestimmt werden, einen erheblichen Einfluß ausüben können. Sei der Lehrer genöthigt, sich mit seinen Klagen und Beschwerden beständig an die Eltern zu wenden, so mache er sich ohne allen Nutzen bei den Kindern verhaßt. Zudem komme es, bei Strafen wie bei Belohnungen, grade auf den bestimmten Augenblick an, denn die Vorstellungen und Eindrücke des Kindes wechseln beständig und schnell, und was in dem einen Momente heilsam sein würde, kann in dem andern verderblich werden. Auch werde es, der Ohnmacht seines Erziehers einmal gewiß, dessen Anweisungen und Verbote sehr bald unbeachtet lassen. Wenn ihm somit eine gewisse Autorität unumgänglich erscheine, so meine er darum doch nicht eine unbeschränkte Strafgewalt in Anspruch zu nehmen. In's Besondere verzichte er gern auf das Recht der körperlichen Züchtigung, die er überhaupt nie gebilligt habe. Glaube der Vater, daß es „schimpflich für seinen Sohn sei, von fremden Händen geschlagen zu werden," so halte er seinerseits dafür, daß man „keinen entehrenderen Gebrauch" von seiner Hand machen könne, als wenn man sie zur Mißhandlung eines Kindes verwende. Er hoffe, bei seinem Sohne den Zweck mit sanfteren Mitteln besser zu erreichen; eine marquirte Geringschätzung zur rechten Zeit, oder eine Entziehung dessen, worauf er Werth lege, werde mehr wirken, als der vorübergehende Schmerz.

Ohne Zweifel hatte Rousseau bei dem Charakter des in Rede stehenden Knaben vollkommen Recht. Es war ein hübscher Bursche von 8 bis 9 Jahren, mit offenem Kopf und von lebhaftem Geiste. Munter und leichtfertig, zu Späßen und lustigen Streichen aufgelegt, hatte er einen heftigen Widerwillen gegen jede ernste Arbeit und war daher durchaus nicht geneigt, auf die Vorschriften des Lehrers zu hören. Er ließ es selbst, eitel wie er schon war, an der nöthigen Achtung fehlen, und verrieth Rousseau gegenüber eine Geringschätzung, welche diesen weit unangenehmer berührte, als der Mangel an Fleiß und Achtsamkeit. Wie es scheint, war der geweckte Junge der Liebling der Eltern, die ihn denn auch verwöhnt haben mochten. Wenigstens suchte und fand er bei der geringsten Unzufriedenheit Schutz beim Vater, der zwar ein recht verständiger Mann, aber wahrscheinlich zu schwach war, um bei der Erziehung

der Kinder seiner richtigen Einsicht zu folgen. Die Bemerkungen Rousseau's haben also, abgesehen von ihrer Geltung an sich, auch eine bestimmte Beziehung auf die gegebenen Verhältnisse, wiewohl er sie im Ganzen recht geschickt in einer Form ausspricht, die weder den Vater, noch den Herrn verletzen konnte. Ebenso werden nun auch die weitern Vorschläge nicht nur durch allgemeine Gründe motivirt, sondern zugleich dem vorliegenden Falle angepaßt.

Mächtiger als die Furcht, fährt Rousseau fort, ist die Liebe, und eine Belohnung wirkt weit heilsamer, als eine Strafe. Es ist daher für den Lehrer und Erzieher wesentlich, daß ihm das Recht eingeräumt werde, seinen Zöglingen bei Gelegenheit gewisse kleine Annehmlichkeiten zu gewähren. Wollen sich aber die Eltern dieses Recht, zu belohnen, selbst vorbehalten, so mögen sie es wenigstens nur mit Zustimmung des Lehrers oder auf dessen Antrag ausüben. Dabei ist es indeß nicht nothwendig, dem Kinde zu erklären, daß man seine Wünsche erfülle, weil es seine Pflicht erfüllt habe. Besser es lernt Freude und Vergnügen als die natürlichen Folgen eines guten Betragens auffassen, als daß es sie für willkürliche Belohnungen hält, die von der Laune abhängen können, und, streng genommen, nie als Zweck und Preis des Fleißes und der Tugend hingestellt werden sollten. Doch genügt es nicht, daß der Lehrer gefürchtet und geliebt wird. Vor Allem bedarf er der Achtung seines Zöglings und dieser kann er nur dann gewiß sein, wenn die Eltern ihm die ihrige schenken. Rousseau zweifelt nicht, daß er selbst sich in diesem Falle befinde; wäre es anders, so würde ihn Herr de Mably nicht in seiner Stellung belassen. Es komme aber darauf an, daß der Sohn die günstige Meinung, welche der Vater von seinem Erzieher hege, kenne, und darum sei es nothwendig, daß ihm dieselbe bestimmt und entschieden kundgegeben werde, zumal er selber beständig eine gewisse Geringschätzung an den Tag lege. Habe aber, was allerdings wahrscheinlich sei, Herr de Mably Mängel und Schwächen an ihm bemerkt, die seine vortheilhafte Ansicht beeinträchtigen könnten, so bitte er, sich darüber unumwunden auszusprechen. Er werde dann sich alle Mühe geben, von ihnen frei zu werden. Vielleicht habe er Ursache, sich zu beklagen, daß ihm bisher keine Mittheilungen der Art gemacht wurden, denn an einem genügenden Anlasse werde es schwerlich gefehlt haben. Wenn er es aber, weit entfernt, sich dadurch verletzt zu fühlen, vielmehr als eine Gunst ansehe, wenn man ihn auf seine etwaigen Fehler aufmerksam mache, so halte er es dagegen für höchst nachtheilig, von ihnen in Gegenwart der Kinder zu sprechen. Diese gehen ohnehin stets darauf aus, die schwachen Seiten ihrer Lehrer zu erspähen, damit sie ein Recht erhalten, sie zu verachten. Kein Wunder, daß sie den wegwerfenden

Aeußerungen der Eltern, deren Urtheile für sie stets maßgebend sind, begierig lauschen.

Nachdem Rousseau so die nothwendigen Voraussetzungen einer erfolgreichen Erziehung angedeutet hat, geht er zu einer näheren Erörterung ihrer Zielpunkte über. Diese liegen seiner Ansicht nach in der Bildung des Herzens, des Urtheils und des Geistes, eine Reihenfolge, die zugleich den Grad der Wichtigkeit angibt, welche einem jeden der genannten Momente des menschlichen Wesens zukommt. Rousseau theilt weder die Ansicht jener Pedanten, welche den Zweck der Erziehung lediglich in die Aneignung von Kenntnissen setzen, noch kann er denjenigen zustimmen, welche die Bildung des Kindes für vollendet halten, wenn sie seine körperlichen Kräfte und persönlichen Vorzüge entwickelt, und ihm überdies eine gewisse Weltkenntniß beigebracht haben. Es sind das „Extreme, zwischen welchen man die richtige Mitte halten muß.“ Das Wissen darf allerdings nicht vernachlässigt werden, aber die Bildung des Herzens und die Entwicklung des sittlichen Bewußtseins muß vorausgehen, besonders bei einem lebendigen, feurigen Geiste, wo der Charakter sehr bald ein entschiedenes Gepräge anzunehmen pflegt. „Im Kopfe eines Menschen, dessen Herz verderbt ist, sind die Wissenschaften, wie die Waffen in der Hand eines Rasenden.“ Dies gilt selbst von den Zweigen des Wissens, welche dem Leben scheinbar am fernsten stehen. Auch sie üben den Geist und geben damit eine Kraft, die bei schlechter Gesinnung stets mißbraucht wird. In dem vorliegenden Falle ist es aber um so weniger rathsam, die wissenschaftliche Erziehung in den Vordergrund zu stellen, da es bei der entschiedenen Abneigung des Zöglings gegen Alles, was studiren heißt, zunächst darauf ankommt, sein Interesse dafür zu erregen. Denn die Anwendung des Zwanges würde nicht zum Ziele, wohl aber zu großen Nachtheilen führen. „Es ist besser, daß die Existenz der Wissenschaft ihm unbekannt bleibt, als daß er sie nur kennen lernt, um sie zu verabscheuen.“

Was in's Besondere die Moral und die Religion betrifft, so ist es für die Begründung fester Grundsätze keineswegs nothwendig, das Gedächtniß des Kindes mit einer Menge von Gesetzen und Vorschriften zu belasten. Es genügt, ihm die Elemente mitzutheilen, so weit sie seiner Fassungskraft zugänglich sind. „Weit wirksamer als der regelrechte Unterricht, ist hier wie überhaupt die lebendige Anschauung.“ Man führe das Kind in die realen Verhältnisse des Lebens ein, mache es bekannt mit dem gesellschaftlichen Verkehre, mit den verschiedenen Künsten und Handwerken, zeige ihm die mannigfache Weise, in welcher die Vorsehung die Menschen einander nöthig und nützlich macht. Diese Dinge sind ihrer Natur nach der Art, daß sie von selbst das Interesse fesseln, und ohne daß es eines syste-

matischen Unterrichtes bedarf, gelegentlich in Unterhaltungen, auf Spaziergängen u. s. w. zur Sprache gebracht werden können. Auch kann die Beschäftigung mit ihnen, weil sie den Zwang ausschließt und keine anhaltende Aufmerksamkeit erfordert, der Gesundheit nicht nachtheilig werden. Sie gewöhnt überdies den Geist frühzeitig, zu reflectiren, die Ursachen und Wirkungen der Erscheinungen in's Auge zu fassen; sie weckt die Achtsamkeit auf die nähere und entferntere Umgebung und führt namentlich zu einem lebendigen Interesse an allen Wissenschaften, welche die Natur zum Gegenstande haben. Freilich, fügt Rousseau hinzu, werde sich Mancher versucht fühlen, solchen Unterricht für eine bloße Spielerei zu halten, die am Ende nur der Bequemlichkeit des Lehrers diene. Indeß glaubt er für seine Person diesen Vorwurf unberücksichtigt lassen zu dürfen. Auch Herr de Mably wisse sehr wohl, daß er die Anstrengungen nicht scheue; er glaube aber nicht, daß ein Lehrer, um sich das Ansehen eines eifrigen und thätigen Mannes zu geben, seine Schüler mit Arbeiten überhäufen dürfe, und sei gewiß, daß je weniger seine Zöglinge dem Anscheine nach beschäftigt seien, er um so mehr für sie thun werde.

Wer mit dem Emile bekannt ist, wird aus dem Angeführten ersehen, daß die dort verfochtenen Prinzipien, nicht nur in Beziehung auf den Zweck, sondern auch, was die Methode des Unterrichtes angeht, sich im Wesentlichen schon jetzt bei Rousseau festgestellt hatten. Im Gegensatze zu der damals, namentlich in Frankreich herrschenden Theorie und Praxis, wird das positive Wissen im Interesse der naturgemäßen Entwicklung der Urtheilskraft, und das Wissen überhaupt, zum Vortheile der Herzens- und Charakterbildung in den Hintergrund gerückt. „Vor Allem", fährt unser Pädagoge fort, „kommt es darauf an, daß beim Kinde der sittliche Sinn angeregt und gefestigt werde, denn die sittliche Bildung hat ihren Werth nicht nur in sich selbst, sondern sie ist auch die Grundlage und Quelle einer gesunden Geistesbildung. Ein rechtschaffener Mann denkt fast immer richtig, und es scheint, daß die gesunde Vernunft weit mehr von den Empfindungen des Herzens, als von der geistigen Einsicht, von der Intelligenz abhängt. Auch bemerkt man oft genug, daß die Gelehrten und aufgeklärten Menschen nicht diejenigen sind, welche sich im Leben am Besten zurecht zu finden wissen." Rousseau hatte das hinlänglich an sich selbst erfahren und mochte sich an die unvermeidlichen Folgen seiner, in dieser Beziehung mangelhaften Erziehung erinnern, als er mit allem Nachdrucke hervorhob, daß sein Zögling nicht früh genug angeleitet werden könne, „die Menschen kennen zu lernen, sie bei ihren guten und selbst bei ihren schwachen Seiten zu fassen, und die gegebenen Verhältnisse möglichst zu seinem eignen Besten zu benutzen." Zu dem Ende müsse er darin geübt werden, die Dinge allseitig in's

Auge zu fassen und in schwierigen Lebenslagen, die man seinem Alter und seiner Fassungskraft gemäß fingiren könne, sich nach eignem Urtheile zu entscheiden. Nicht minder wesentlich sei es, daß er möglichst bald in die Gesellschaft eingeführt werde, damit er lerne, sich in ihr frei und mit Anstand zu bewegen. Von Natur schüchtern, habe er sich ohnehin schon zu sehr gewöhnt, seine Befangenheit in Gegenwart fremder Personen durch eine forcirte Dreistigkeit zu verdecken. Er benehme sich in Gesellschaft, als sei er in seiner gewohnten Umgebung, halte sich an die Eltern und ignorire die übrigen Anwesenden, was natürlich nur eine Verschlimmerung des Uebels zur Folge haben könne.

Die Bildung des Geistes durch Einführung in die realen Verhältnisse des Lebens, freilich mit steter Rücksicht auf das Alter und die Fähigkeiten des Kindes, wird, wie Rousseau glaubt, im Allgemeinen zu sehr vernachlässigt. Er möchte sie in ihre Rechte wieder einsetzen, wiewohl er nicht gemeint ist, die Nothwendigkeit eines geordneten wissenschaftlichen Unterrichtes in Abrede zu stellen. „Wer ihn kennt, weiß, daß er selbst eine entschiedene Vorliebe für die Wissenschaften hegt, und sich seither nicht ohne Erfolg mit ihnen beschäftigt hat.“ Was später, als er seine berühmte Abhandlung über die Vorzüge oder die Nachtheile des Wissens schrieb, die Gegner als ein unwiderlegliches Argument gegen seine negative Ansicht hervorhoben, das macht er jetzt selbst schon geltend. Ein Beweis, wie wenig es geeignet war, ihn eines Besseren zu belehren. „Man mag“, sagt er, „den Wissenschaften immerhin feindlich entgegentreten, ihre Nothwendigkeit bestreiten, ihre schlimmen Wirkungen übertreiben, das Wissen wird doch immer schön und nützlich sein, und was die Pedanterie angeht, so ist sie nicht eine Frucht des Studiums, sondern entspringt aus der Natur derer, die sich ihm widmen. Ein wahrer Gelehrter ist höflich und bescheiden; die Kenntniß dessen, was ihm fehlt, hindert ihn, auf die Kenntnisse eitel zu sein, welche er wirklich besitzt. Jedem Menschen aber eröffnet der Sinn für die Wissenschaft eine nie versiegende Quelle des Vergnügens, an der er auch dann schöpfen mag, wenn Welt und Leben sich ihm feindlich gegenüberstellen. Sie bietet einen sicheren Trost in den Widerwärtigkeiten des Lebens und kann die mangelnde Theilnahme der Menschen ersetzen.“

Ohne Zweifel war es wieder die eigne Erfahrung, welche Rousseau so sprechen ließ. Die Betonung des wohlthätigen Einflusses, den die Beschäftigung mit den Wissenschaften auf Leben und Glück des Menschen ausüben kann, hat ihren letzten Grund in seinen persönlichen Verhältnissen. Sie gewinnt aber doch auch eine weitere Bedeutung, wenn man bedenkt, daß zu jener Zeit das Studium in den Augen der vornehmen Welt keineswegs jene Anerkennung fand, die ihm gegenwärtig überall zu Theil wird. Man sah darin nur die

Thätigkeit einer besondern Klasse von pedantischen Gelehrten, und hielt es gewissermaßen unter seiner Würde, sich daran zu betheiligen. Charakter, Methode und Inhalt der damaligen Wissenschaft konnten dieses Vorurtheil in etwa rechtfertigen; es bedurfte einer durchgreifenden Reform, um ihre allgemeine Geltung, ihren menschlichen Werth zur Anerkennung zu bringen. Rousseau hatte schon damals ein bestimmtes Bewußtsein von der humanen Natur des Studiums, wenn er sie auch, seinem Standpunkte gemäß, nur erst von der Seite hervorhebt, nach welcher sie sich in der persönlichen Befriedigung kund gibt, welche es den Menschen gewährt. Zugleich aber war er bestrebt, Methode und Gang des Unterrichtes so anzuordnen, daß das Interesse an seinem Gegenstande geweckt und erhalten würde.

Einen Beweis dafür gibt der Studienplan, den er für seinen Zögling in Vorschlag bringt. Derselbe ist sehr einfach: „Für's Erste genügt es, wenn er mit den Elementen der lateinischen Sprache bekannt gemacht und in die Geschichte und Geographie eingeführt wird.“ Was das Lateinische betrifft, so will er nicht gar zu methodisch verfahren, auch seinem Schüler das Kreuz der Kinder, die Anfertigung von schriftlichen Uebersetzungen, ersparen. Studirt ja doch ein junger Mann, der nicht zum Gelehrten bestimmt ist, diese Sprache nur, um sie zu verstehen, nicht um sie zu schreiben. Auch in der Geschichte und Geographie wird er zunächst Alles fern halten, was den Anschein eines trockenen Studiums hat; Chronologie und dergleichen mag später an die Reihe kommen. Wenn er aber von der gewöhnlichen Ordnung insoweit abzuweichen gedenke, als er der neueren Geschichte vor der alten den Vorzug geben werde, so glaube er sich dazu berechtigt, weil die erstere für einen angehenden Offizier weit wichtiger, auch an großen Zügen nicht weniger reich sei, als die letztere. Im Uebrigen halte er dafür, daß alle die nutzlosen Wissenschaften, mit welchen man die Kinder Jahrelang zu quälen pflege, wie die Rhetorik, Logik und die scholastische Philosophie, in dem Unterrichtsplane seines Zöglings keine Stelle finden dürfen. Er werde sich damit begnügen, ihn später die eine oder andere Denk- und Sprachlehre durchlesen zu lassen, vor Allem aber darauf Bedacht nehmen, daß er sich einen klaren und reinen Styl, Ordnung und Methode des Denkens und jenes richtige, gesunde Urtheil aneigne, durch welches er befähigt werde, überall den falschen Schmuck von der einfach schönen Wahrheit zu unterscheiden. Nach einigen Jahren werde es dann auch an der Zeit sein, ihn in die Naturgeschichte einzuführen, zumal diese Wissenschaft „heut zu Tage ohne Zweifel die interessanteste von allen sei.“ Ohne Mathematik lassen sich aber in der Naturlehre keine erheblichen Fortschritte machen; sie wird daher umsomehr in den Kreis seiner Studien zu ziehen sein, da sie an ein consequentes Denken ge-

wöhnt und eine scharfe, beharrliche Aufmerksamkeit erfordert. Sollte der Zögling aber lange genug seiner Leitung anvertraut bleiben, so würde er ihm auch eine gewisse Kenntniß der Moral und des Naturrechtes zu vermitteln suchen, denn „es geziemt sich, daß ein gebildeter Mann die Prinzipien des Guten und Bösen, sowie auch die Grundlagen der gesellschaftlichen Ordnung kennt, welcher er angehört." Nebenbei würde auch, was man die schönen Wissenschaften zu nennen pflege, die Kenntniß der Bücher und Schriftsteller, die Kritik, Poesie u. s. w. zu ihrem Rechte kommen, und damit nicht blos die Bildung des Geschmacks gefördert, sondern auch der geistigen Thätigkeit im Allgemeinen ein äußerer Reiz verliehen werden.

Das sind im Wesentlichen die Grundzüge der Theorie, mit welcher der junge Mann an die Lösung seiner Aufgabe herantrat. Man muß gestehen, daß er die Bedeutung derselben wohl zu würdigen wußte und über die Mittel zur Erreichung des Zieles reiflich und selbstständig nachgedacht hatte. Doch sollte es sich auch in diesem Falle bewähren, daß die theoretische Einsicht und die praktische Ausführung sehr verschiedene Dinge sind. Rousseau mußte sich bald gestehen, daß er zum Lehrer und Erzieher nicht geeignet sei. Er war eine viel zu subjective, von persönlichen Stimmungen abhängige Natur, als daß er unbefangen in das fremde Wesen eines Kindes hätte eingehen und ihm gemäß sein Verhalten einrichten können. Zudem fehlte es ihm an der nöthigen Geduld, sowie an der gleichmäßigen, kaltblütigen Ruhe, ohne welche die Thätigkeit des Erziehers ebenso dornenvoll, wie erfolglos sein muß. So lange Alles gut ging, die aufgewandte Mühe ein entsprechendes Resultat zeigte, war er „ein Engel", er wurde aber „ein Teufel", sobald die Dinge einen minder günstigen Verlauf nahmen. Verstanden ihn die Kinder nicht, so begann er „in's Blaue zu schwatzen"; begingen sie irgend eine Unart, so hätte er sie „umbringen" mögen. Es begegnete Rousseau, was den meisten Erziehern zu begegnen pflegt: wie sehr er sich auch des Unterschiedes bewußt sein mochte, welcher zwischen dem eignen Standpunkte und dem seiner Zöglinge stattfand, im unmittelbaren Verkehre behandelte er sie doch wie seines Gleichen.

Ebendarum wandte er ihnen gegenüber dieselben Mittel an, deren man sich bei Erwachsenen bedient, suchte auf Herz oder Verstand zu wirken, sie durch gemüthliche Rührung oder verständiges Raisonnement zu gewinnen. Wollte das aber nicht gelingen, wie es denn bei kindlichen Naturen nur selten und auch dann nur scheinbar gelingen kann, so überließ er sich einem maßlosen Zorne, der natürlich nicht weniger wirkungslos blieb. Es half ihm wenig, daß er selbst die Mängel in seinem Verhalten sehr wohl kannte; er konnte es eben nicht ändern.

So geschah es denn, daß trotz aller Anstrengungen wenig oder nichts erreicht wurde. Er konnte sich selbst der Wahrnehmung nicht entziehen, daß seine Zöglinge in Folge der fehlerhaften Leitung Gefahr liefen, in ihrer Entwicklung auf Abwege zu gerathen. Daß er sich unter diesen Umständen entschloß, seine Stelle aufzugeben, macht seiner Einsicht, wie seinem Pflichtgefühle alle Ehre, zumal er dazu keineswegs von Außen her gedrängt wurde. Herr de Mably war zwar scharfsichtig genug, seine Unfähigkeit zu erkennen; indeß würde er ihm aus gutmüthiger Schwäche doch nicht den Abschied gegeben haben, wenn er nicht selbst darum nachgesucht hätte.

Uebrigens wurde Rousseau doch nicht blos durch die Ueberzeugung, daß er seiner Aufgabe nicht gewachsen sei, zum Austritte bestimmt. Es war ihm nicht gelungen, sich in den gesellschaftlichen Kreisen, in welche seine Stellung ihn versetzt hatte, zurecht zu finden. Der Versuch, sich ihnen in Haltung und Benehmen anzuschließen, hatte nicht den gehofften Erfolg gehabt. Er konnte es nun einmal nicht dahin bringen, sich in die conventionellen Umgangsformen so einzuleben, daß er sich frei und sicher in ihnen hätte bewegen mögen; seine natürlichen Neigungen hinderten das ebensosehr, wie seine sittlichen Ueberzeugungen. Eine Lebensweise aber, die der Freiheit entbehrte, mußte alsbald das Gefühl des Zwanges hervorrufen und damit allmälig unerträglich werden. Der Gedanke, sich dieser lästigen Gêne zu entziehen, lag um so näher, da es doch nicht grade nothwendig erschien, sich ihr zu unterwerfen. Rousseau wußte sehr wohl, daß die Zufluchtstätte einer früheren Zeit ihm auch jetzt noch offen stehe. Freilich hatte er sie verlassen, weil es ihm unmöglich geworden war, länger in ihr zu verweilen. Aber in der Ferne traten die schlimmen Verhältnisse, welche ihn aus der Nähe der Frau von Warens weggetrieben, mehr und mehr zurück, während die freundliche Seite der Vergangenheit sich in um so hellerem Lichte zeigte, jemehr die Gegenwart ihren trüben Schein hervorkehrte. Mit wachsender Sehnsucht gedachte er seiner geliebten Charmettes mit ihren Gärten, Bäumen und Quellen, das Bild der Mama trat immer lockender vor seine Seele, und die Erinnerung an das zwanglose Leben, das er in ihrer Nähe geführt, wurde lebendig genug, um die Hoffnung auf eine mögliche Wiederkehr desselben hervorzurufen. Vergaß er auch nicht, daß und warum es gestört worden war, das Bedürfniß gab doch sehr bald die Zuversicht, daß ein angemesseneres Benehmen von seiner Seite dem Verhältnisse seinen früheren Charakter wiedergeben werde. Er glaubte, was er wünschte, und beeilte sich, der unbequemen Wirklichkeit zu entrinnen, um dem reizenden Traumbilde seiner Phantasie zu folgen.

Etwa ein Jahr, nachdem er bei Herrn de Mably eingetreten war,

gab Rousseau seine Stellung auf und kehrte nach Chamberi zurück. Die gemachten Erfahrungen hatten ihm den Glauben, daß er für den Beruf eines Erziehers geeignet sei, für alle Zeit genommen. Er ist nie wieder darauf zurückgekommen, und hat auch später, als der Emile seine pädagogische Befähigung außer Zweifel zu stellen schien, wiederholte Anträge, sie praktisch geltend zu machen, stets entschieden von der Hand gewiesen. Doch dieses negative Resultat ist nicht die einzige Frucht seines Aufenthaltes in Lyon. Wie sehr er auch im Grunde derselbe blieb, als der er gekommen war, die Umgebung, in der er sich bewegte, das Leben, welches er führte, gingen nicht spurlos an ihm vorüber. War er doch in Lyon in einen eigenthümlichen Kreis eingetreten, welcher ihm in mancher Beziehung ebenso neu, wie anziehend sein mußte. Eine angesehene gesellschaftliche Stellung verband sich hier mit jenem lebhaften Interesse an Wissenschaft und Literatur, welches zu dieser Zeit in den höheren Schichten der französischen Gesellschaft allgemein verbreitet war. Freilich hatte er schon früher, in Turin wie in Chamberi, mit der vornehmen Welt verkehrt, aber davon abgesehen, daß er sich ihr gegenüber in einem mehr untergeordneten Verhältnisse befand, entbehrte sie auch, in Savoyen wie in Piemont, der feineren Geistesbildung, durch welche sie sich in Frankreich auszeichnete.

Dabei war es nicht unwichtig, daß die Familie, in welcher er wirkte, sich in Rücksicht auf die wissenschaftliche und literarische Bewegung der Zeit nicht blos rezeptiv verhielt, sondern durch einige ihrer Mitglieder thätig in sie eingriff. Herr de Mably selbst scheint zwar nur für seinen Beruf gelebt zu haben, wenn es ihm auch an allgemeineren geistigen Interessen keineswegs fehlte. Seine beiden jüngeren Brüder aber pflegten die wissenschaftlichen Studien mit großem Eifer und vielem Erfolge, sodaß sie mit Recht als Denker und Schriftsteller zu bedeutendem Ansehen gelangten. Der eine von ihnen, Abbé de Mably, legte grade zur Zeit, als Rousseau in Lyon verweilte, durch seine gehaltvolle Schrift Parallèle des Romains et des Français par rapport au gouvernement den Grund zu dem wohlverdienten Rufe, dessen er sich später als gründlicher Kenner der Geschichte und des Verfassungswesens alter und neuer Staaten erfreute. Er lebte freilich damals nicht in Lyon, und Rousseau lernte ihn persönlich erst nach einigen Jahren kennen. Aber er stand mit der Familie des Bruders in enger Verbindung und galt ihr als eine geachtete Autorität, deren Rath und Urtheil viel vermochte[125]). Mit dem jüngern Bruder des Abbé, Condillac, welcher bald nachher durch seinen berühmten Essai sur l'origine des connaissances humaines die psychologisch-sensualistische Philosophie in Frankreich begründete, trat Rousseau schon jetzt in persönlichen Verkehr. Es scheint indeß

nicht, daß diese Beziehung einen intimeren Charakter erhielt. Die Stellung der beiden jungen Leute war doch nicht dieselbe; auch mochte der sehr ungleiche Grad ihrer Bildung und die durchaus verschiedene Geistesrichtung einem näheren Verhältnisse im Wege stehen.

Enger schloß sich Rousseau an einige andere Männer an, die ihm durch gemeinsame geistige, und mehr noch durch verwandte gemüthliche Interessen verbunden waren. Zu ihnen gehörte Bordes, Mitglied der Akademie von Lyon, der zwar durch seine eigenen schriftstellerischen Versuche zu keinem besondern Ansehen gelangte, auf Rousseau aber vielfach anregend und fördernd einwirkte. In's Besondere ermunterte er ihn zu dichterischen Arbeiten, wobei ihn wahrscheinlich mehr die eigene persönliche Vorliebe für diesen Zweig der schriftstellerischen Produktion als eine unbefangene Würdigung der Fähigkeiten seines Freundes leitete. Rousseau schrieb ihm, als er schon in Paris lebte, in Folge dieser Mahnungen eine poetische Epistel, auf welche wir, freilich nicht ihres dichterischen Werthes wegen, zurückkommen werden. Durch Bordes wurde er mit dem Intendanten des Lyoner Bezirks, Pallu, bekannt, der auch später mit ihm in freundlichem Verkehre blieb. Intimer noch wurde die Beziehung zu dem Chirurgen Parisot, „dem besten und wohlthätigsten der Menschen“. Eine Epistel, die er zwei Jahre nachher von Paris aus an ihn richtete, zeugt für das unbegrenzte Vertrauen, mit welchem er diesem Ehrenmanne die geheimsten Regungen seiner Seele offen legte. Von ähnlicher Art scheint das Verhältniß zu dem „edlen und großmüthigen“ Perrichon gewesen zu sein [126]). Die geistige Bedeutung dieser Bekannten, denen sich noch der Musiker David anreihen läßt, kann nicht eben groß gewesen sein. Was Rousseau vorzugsweise an sie fesselte, war, scheint es, ihr redlicher, grader Charakter, ihr einfaches, schlichtes Wesen und vor Allem das dienstbereite Wohlwollen, welches sie ihm bewiesen. Gewiß ist, daß er sich in ihrem Kreise gefiel; das gemüthliche Behagen und die unbefangene Freude an einem heitern Lebensgenusse, die ihm hier entgegen traten, befriedigten Herz und Sinn umsomehr, da diese Seite seines Wesens in Chamberi, zumal in letzter Zeit, doch nicht zu ihrem Rechte gekommen war. Die strengen Grundsätze, zu welchen er sich dort bekannte, die rigorosen Begriffe von Moral und Tugend, in denen er sich erging, die forcirte Verachtung der Welt und ihrer Freuden, zu welcher ihn mehr die äußere und innere Noth, als seine natürliche Neigung und Denkweise hindrängten, hatten seiner Stimmung eine gewisse Schärfe und Bitterkeit gegeben, die sich nach Außen durch ein eigenthümlich rauhes und abstoßendes Wesen verrieth. In Lyon gewann er eine freundlichere Ansicht von Welt und Leben, und der fast feindliche Gegensatz, in welchem er bis dahin zu ihnen gestanden, wich einer unbefangenen

Theilnahme an den Freuden und Genüssen, die sie zu bieten vermögen.

Ohne Zweifel trug schon die Stadt selbst, die rastlose Bewegung und lebendige Thätigkeit, welche sie als Sitz einer bedeutenden Industrie überall dem Auge darbot, wesentlich zu dieser Aenderung bei. Es ist nicht wohl möglich, sich dem unmittelbaren Interesse am Leben zu entziehen, wenn sich dasselbe in so prägnanter Gestalt der Anschauung auf Schritt und Tritt aufdrängt. Freilich ist grade die industrielle Thätigkeit im Allgemeinen wenig geeignet, einen idealen Sinn zu fesseln. In Lyon indeß hatte sie selbst gewissermaßen einen idealen Charakter, sofern die dort vorherrschende Manufaktur seidener Stoffe der Beihülfe des Geschmacks bedarf und die Kunst mehr oder weniger in ihren Dienst ziehen muß. Von dieser Seite her imponirte sie denn auch Rousseau vorzugsweise; die Feinheit der Gewebe, der Glanz der Farben, die geschmackvolle Mannigfaltigkeit der Zeichnungen nahmen Auge und Sinn gefangen. Auch verfehlte der Reichthum, welcher, eine Frucht dieser gewinnbringenden Arbeit, das ganze Dasein in das Gewand der Schönheit oder doch der schimmernden Pracht kleidet, seines bezaubernden Eindruckes nicht [127]). Rief so die entferntere Umgebung die Lebenslust wach, so gab ihr der nähere Umgang die entsprechende Nahrung. Rousseau fing an zu begreifen, welchen Reiz es hat, „die Weisheit mit einigem Genuß zu verbinden", und sah ein, daß „der triste Stoizismus doch nur dabei gewinnen kann, wenn er sich ein gewisses Maß von epikuräischer Lebensfreude gefallen läßt" [128]).

Er gesteht, daß die höher gebildeten Freunde und das weniger rauhe Klima ihn den Genuß unschuldiger Vergnügungen gelehrt hätten. Witzige Einfälle, eine lebhafte Unterhaltung, der gelegentliche Vortrag einiger eleganten Verse, ein heiteres Mahl mit liebenswürdigen Gästen, kleine Gesellschaftsspiele, bei welchen „der Kummer flieht und der Geist sich erholt", mit einem Worte, die Annehmlichkeiten eines Lebens, wie es der Reichthum gestattet, und die feineren Genüsse eines gebildeten Sinnes, wie Natur und Kunst sie darbieten, begannen in seinen Augen Gnade zu finden. Er trug nicht weiter Bedenken, gelegentlich sich an ihnen zu erfreuen.

Es scheint sogar, daß die sensualistischen Neigungen etwas stark in den Vordergrund traten. Nicht als ob er sich ein blos genießendes oder gar ausschweifendes Leben erlaubt hätte, er hielt vor wie nach dafür, daß das „unerlaubte Vergnügen eine Qual der Seele und es zu theuer erkauft ist, wenn es Tadel verdient, daß der Genuß, wenn er ein wirkliches Gut sein soll, den Menschen glücklich, nicht strafbar machen darf." Es steht aber doch um die Tugend bedenklich, wenn sich die Ansicht feststellt, daß sie „nicht übertrieben" werden

dürfe, und die Allmacht des Geistes ist ernstlich bedroht, wenn man „mit Entzücken jenes bezaubernde Schauspiel betrachtet, welches auf dem Wege der Sinne zum Herzen dringt." Es wäre indeß ein Irrthum, wollte man an der Wahrheit der strengen Lebensansicht, zu welcher Rousseau sich bis jetzt bekannt hatte, darum zweifeln, weil sie so bald einer entgegengesetzten weichen oder sich doch mit ihr vertragen mußte. Die eine, wie die andere wurzelte tief in seinem Wesen, und es hing lediglich von äußeren Verhältnissen und inneren Erlebnissen ab, welche von ihnen den Vorrang erhielt. Uebrigens mochte der Reiz, den das Leben in Lyon für Rousseau hatte, dadurch nicht wenig erhöht werden, daß er Gelegenheit fand, die Bekanntschaft mit Fräulein Serre zu erneuern. Ein intimeres Verhältniß bildete sich freilich nicht; die Pflichten seiner Stellung nahmen ihn zu sehr in Anspruch, als daß er einen dauernden, weiterführenden Umgang mit ihr hätte pflegen können. Indeß sahen sich Beide doch oft genug, um der alten Neigung neues Leben zu geben. — Auffallend ist, daß Rousseau der musikalischen Arbeiten, welche er in Lyon unternahm, gar nicht gedenkt. Wir wissen, daß er sich dort an einem Singspiele versuchte, zu welchem er nicht nur die Musik, sondern auch den Text liefern wollte. Es blieb zwar bei einem dürftigen Fragmente; immer aber ist dieser Versuch, den Dichter und Componisten in ein und derselben Person zu vereinigen, von Interesse, zumal derselbe später wieder aufgenommen und mit Erfolg durchgeführt wurde.

Die bisherige Stellung hatte Rousseau des Erfreulichen nicht wenig, und überdies manche wohlthätige Anregung geboten. Wir sahen aber, daß er sich trotzdem durch sie nicht befriedigt fühlte. Von der phantastischen Hoffnung geleitet, daß er nur zu erscheinen brauche, um das frühere innige Verhältniß hergestellt zu sehen, eilte er zu der noch immer geliebten Mama zurück. Kaum aber war er in Chamberi angekommen, als das Trugbild, von dem er sich hatte verlocken lassen, vor der nackten Wirklichkeit zerrann. Er erkannte sofort, daß er sich in seinen Erwartungen vollkommen getäuscht habe. Frau von Warens war zwar weit davon entfernt, ihm seine Rückkehr zu verargen. Doch ging sie über diese gutmüthige Connivenz nicht hinaus; die Vergangenheit mit ihrer liebevollen Zärtlichkeit und ihrem hingebenden Vertrauen war erstorben und konnte nicht mehr in's Leben zurückgerufen werden.

Rousseau sah sich bald in derselben trostlosen Lage, in welcher er vor einem Jahre gewesen war. Gab es auch hin und wieder noch einzelne Stunden, in welchen man in der alten cordialen Weise miteinander verkehrte, er konnte sich nicht verhehlen, daß seine Anwesenheit eben nur geduldet werde, und er in dem Hause, als dessen bevorzugtes Kind er einst gegolten hatte, ein überflüssiger Fremdling

geworden sei. Außer Stande, dieses seinen Wünschen so widersprechende Verhältniß mit Gleichmuth zu ertragen, griff er zu dem Mittel, das ihm schon früher gute Dienste geleistet hatte. Er mied, so viel er konnte, die Gesellschaft der Mama und ihres gegenwärtigen Vertrauten, um sich einsam mit seinen Büchern und Studien zu beschäftigen.

Die geistige Thätigkeit hinderte indeß nicht, daß der Schmerz über das unwiederbringlich Verlorene in ihm fortlebte und seine Seele allmälig mit düsterer Schwermuth erfüllte. Er sah sehr wohl ein, daß eine räumliche Entfernung die einzige Möglichkeit biete, die innere Ruhe wieder zu finden. Aber er konnte sich dazu nicht entschließen; das Herz bannte ihn an die Stelle fest, welche der Verstand zu verlassen gebot, und er war um so weniger im Stande, seinem Drange zu widerstehen, da es ihm als eine Pflicht der Dankbarkeit erschien, der Mama nahe zu bleiben, um sie in ihrer bedrängten Lage zu trösten und, wenn möglich, zu unterstützen. Zudem, wie durfte er hoffen, draußen in der großen Welt sich eine bestimmte Stellung zu erringen? Eben erst hatte er es versucht, und der Versuch war mißlungen. Sein Selbstvertrauen, ohnehin nie sehr stark, wenn es sich um eine praktische Wirksamkeit handelte, war in Folge dessen noch mehr erschüttert worden. Er setzte Mißtrauen in seine Befähigung und, wenn er auch an seiner geistigen Begabung nicht füglich zweifeln, das Maß seiner Kenntnisse nicht unterschätzen konnte, er hatte doch wieder die Erfahrung gemacht, daß seine persönlichen Eigenheiten, wie seine Denk- und Anschauungsweise mit den Ansichten und Lebensgewohnheiten der Menschen in einem zu entschiedenen Widerspruche standen, als daß es ihm gelingen konnte, in ihrer Mitte festen Fuß zu fassen. Diese Zweifel und Besorgnisse hätten ihn vielleicht in seiner unangenehmen, ja peinlichen Lage zurückgehalten, wäre nicht der Gedanke, daß sie aus äußern Gründen unhaltbar sei, zum Aufbruche mahnend hinzugetreten.

Die ökonomischen Verhältnisse der Mama hatten sich während seiner Abwesenheit erheblich verschlimmert. Ihr Hausverwalter, der junge Winzenried, war ein Verschwender; ebenso eitel, wie unbesonnen, wollte er den großen Herrn spielen, und lebte daher auf einem möglichst hohen Fuße. Man sah sich genöthigt, die Pension im Voraus zu verzehren, und konnte doch nicht umhin, die stets anwachsenden Schulden beständig zu vermehren. Es war vorauszusehen, daß das Jahrgeld früher oder später mit Beschlag belegt, am Ende gar, wenn die Gegner am Hofe seine schlechte Verwendung geltend machen durften, würde eingezogen werden. Rousseau konnte sich der Erwägung nicht verschließen, daß in seinem, wie im Interesse der Mama für diesen Fall Vorsorge getroffen werden müsse [129]).

Abermals begann er, auf Mittel zu sinnen, wie er der drohenden Verlegenheit zuvorkommen könne. Da nun brachte ihn seine Beschäftigung mit der Musik auf einen Gedanken, dessen Ausführung die Erreichung seines Zweckes in sichere Aussicht zu stellen schien. Es hatte ihm, als er seine musikalischen Studien begann, große Mühe gekostet, die Noten schnell und sicher lesen zu lernen, und noch immer wurde es ihm schwer, eine Composition rasch zu übersehen oder irgend etwas vom Blatte zu singen. Als er dann später selbst Unterricht ertheilte und Gelegenheit hatte, zu bemerken, daß auch für Andere die Erlernung der Musik keine leichte Sache sei, kam er allmälig zu der Ansicht, daß die Schwierigkeit in den musikalischen Zeichen liegen dürfte. Er fand bei näherer Untersuchung, daß sie in der That ihrem Zwecke nicht sonderlich entsprachen, und machte den Versuch, an die Stelle der Noten Ziffern zu setzen. Mit Hülfe derselben gelang es ihm, kleinere Musikstücke so zu schreiben, daß die lästigen Notenlinien entbehrt werden konnten.

Dagegen hatte er sich lange vergeblich bemüht, die verschiedenen Octaven, sowie das Maß und den Werth der einzelnen Noten auf eine gleich einfache Weise zu bezeichnen. Diese Versuche nahm er jetzt, wo es ihm in seiner Zurückgezogenheit an der nöthigen Muße nicht fehlte, mit verdoppeltem Eifer wieder auf. Seine Bemühungen blieben dies Mal nicht ohne Erfolg; er brachte es dahin, jede beliebige Musik vermittelst der Ziffern mit der größten Genauigkeit und Einfachheit zu schreiben. Kaum sah er sich am Ziele, als er sich auch schon der Zuversicht hingab, daß diese Erfindung seinen Ruhm begründen und seine wie der Mama Zukunft sicher stellen werde. Er entschloß sich sofort, sie persönlich der Akademie in Paris vorzulegen. Es konnte ja, so schien es ihm, nicht anders sein; sie mußte die vollste Anerkennung dieses gelehrten Areopags, und damit auch in der künstlerisch gebildeten Welt eine bereitwillige Aufnahme finden. Auch wurde die Reise ebenso schnell angetreten, wie sie beschlossen worden war. Die Lyoner Ersparnisse und der Ertrag einer Bücherauktion, die er veranstaltete, boten die erforderlichen Mittel. Voll der lachendsten Aussichten verließ er das gastliche Haus, in welchem er so lange verweilt hatte; — dies Mal, um nicht wieder dahin zurückzukehren.

Anmerkungen.

I.

1) Rousseau selbst gibt als das Datum seiner Geburt den 4. Juli an (Lettre à Madame de Latour vom 27. Januar 1763). Er verwechselt indeß den Tag der Geburt mit dem der Taufe. Vergl. den Auszug aus den Taufregistern der Pfarre von St. Pierre, bei Musset Pathay, histoire de la vie et des ouvrages de R. 2. pag. 287. Sie stellen es außer Zweifel, daß er am 28. Juni geboren und am 4. Juli in der genannten Kirche getauft wurde. Sein Pathe war ein Freund des Vaters, Valençon; von ihm erhielt er die so bekannt gewordenen Vornamen Jean Jacques.

2) Die über der Thüre angebrachte Inschrift lautet:

Ici est né
Jean Jacques Rousseau
Le 28. Juin 1712.

Uebrigens ist das in Rede stehende Haus nicht das ursprüngliche Wohnhaus Rousseau's. Dieses wurde im Jahre 1827 abgebrochen und an seiner Stelle ein neues größeres und schöneres Gebäude aufgeführt.

3) So wenigstens erzählt Mouchon — ein protestantischer Prediger, der in späterer Zeit mit Rousseau in freundschaftlichem Verkehre stand — nach einer in Genf umlaufenden Ueberlieferung. Ob dieselbe vollständig beglaubigt ist, wissen wir nicht. Jedenfalls spricht der Umstand, daß Rousseau nicht in der Kirche von St. Gervais, in deren Bezirk die Eltern wohnten, sondern in St. Peter getauft wurde, dafür, daß er auch innerhalb dieses Pfarrsprengels geboren worden. Da die Mutter unmittelbar nach der Geburt starb und das Kind sehr schwach war, mochte man es nicht sofort in das elterliche Haus bringen, zugleich aber auch die Taufe nicht aufschieben wollen.

4) Der Friede von Cambray (Juli 1529) entband Franz den Ersten von der schonenden Rücksicht, die er, so lange der Krieg mit Karl V. andauerte, auf seine protestantischen Unterthanen hatte nehmen müssen. Wir sehen ihn daher in den folgenden sechs Friedensjahren die Ausrottung des Protestantismus mit großem Eifer und blutiger Consequenz betreiben. In diese Zeit fallen auch die strengen Bestimmungen gegen den Bücherdruck, der im Jahre 1535 sogar bei Strafe des Stranges verboten, dann aber, als diese Maßregel nicht durchführbar erschien, unter die Aufsicht einer sehr scharfen Censur gestellt wurde.

5) Genf hatte sich damals mit den protestantischen Cantonen, namentlich mit Bern enge verbündet, und suchte mit deren Hülfe die Angriffe des Herzogs von Savoyen, welcher als Schutzherr der Stadt sie zu unterwerfen strebte, sowie die des umwohnenden Adels abzuwehren. Es gelang; nicht minder erfolgreich bemühten sich die protestantischen Einwohner, den Bischof der Stadt an der Aufrechthaltung

des Katholicismus zu verhindern. Wenige Jahre nach der Uebersiedelung Rousseau's war die politische wie die religiöse Freiheit der Genfer gesichert.

6) Wen es interessirt, die Genealogie der Rousseau'schen Familie näher kennen zu lernen, findet die betreffenden Angaben bei Musset 2. pag. 283 f. Sie beruhen auf Notizen, welche Jean François Rousseau, ein Nachkomme Noe's, gegeben hat.

7) Musset bezieht freilich die Angabe Rousseau's auf die Kinder Jean's (2. p. 283 Anm. 2); doch ist seine Bemerkung nur ein Beweis mehr für die Flüchtigkeit, mit der er die Worte Rousseau's gelesen hat.

8) Der ältere und einzige Bruder von Jean Jacques war, als dieser geboren wurde, im Jahre 1712, sieben Jahre alt. Da er ein Jahr nach der Hochzeit geboren war, so muß diese in das Jahr 1704 fallen.

9) Ministre favant même (car c'était la mode alors), mais homme de goût et d'esprit. S. Confess. I. p. 10. — Wir citiren nach der Collection complète des Oeuvres de J. J. R., Citoyen de Genève, (Ed. v. J. 1783 fgg. in 33 vols.) und bemerken ein für alle Mal, daß, wenn wir die eigenen Worte Rousseau's anführen, ohne eine andere Quelle namhaft zu machen, sie den Confessions entnommen sind.

10) Rousseau nennt unter denjenigen, welche sich damals um die Gunst seiner Mutter bewarben, Herrn de la Closure, Residenten der französischen Regierung in Genf. Er fügt hinzu: „Seine Leidenschaft muß sehr stark gewesen sein, denn noch 30 Jahre später sah ich ihn, als er von ihr sprach, bewegt werden."

11) Es lag in dem eigenthümlichen Charakter dieser Genfer Bildung, daß eine allgemeine Verbreitung derselben möglich wurde. Von ideellem Gepräge hat sie doch eine praktische Richtung. Die rein geistige oder künstlerische Thätigkeit fand in Genf keinen fruchtbaren Boden; vielmehr gab das Leben in Staat, Kirche und Gesellschaft, das politische, religiöse und sittliche Interesse den Stoff des Sinnens und Denkens. Es sind daher aus Genf keine bedeutenden Philosophen oder Metaphysiker, und eben so wenig epochemachende Dichter und Künstler hervorgegangen. Andererseits fehlen auch die reinen Praktiker und nüchternen Verstandesmenschen. Dagegen treten, abgesehen von den Theologen, die übrigens auch in der Regel die praktische Seite der Religion, die Erbauung und die sittliche Vervollkommnung, vorzugsweise im Auge haben, auf dem wissenschaftlichen Gebiete zahlreiche Moralphilosophen hervor, welche das sittliche Leben im weiteren oder engeren Sinne zum Gegenstande einer rationellen, aber keineswegs bornirt verständigen Betrachtung machen. Zugleich bemerkt man, daß die nicht geringe Zahl derjenigen, welche sich mit den exacten Wissenschaften beschäftigen, diese nicht ausschließlich nach ihrer materiellen Seite behandelt, sondern fast immer geistige Bezüge von allgemeiner Art verfolgt. Die Wissenschaft stand somit in Genf, ohne daß sie darum ihre geistigen Ziele verleugnete, durchgängig mit dem Inhalte und den Interessen des Lebens in enger Verbindung. Eben darum konnte sie auch den Klassen der Bevölkerung, deren Thätigkeit der Befriedigung der materiellen Bedürfnisse gewidmet ist, näher treten.

12) So der Uhrmacher Rival, ein Freund des älteren Rousseau (Confessions 2. p. 100). Vgl. auch die Memoiren der Roland über die Genfer Uhrmacher More und Palexfort (1. p. 115, 134 u. s. w.). Die Zahl würde sich leicht vermehren lassen.

13) Siehe die préface au discours sur les causes de l'inégalité, p. 30 f. Wir haben über den Vater Rousseau's kaum andere Nachrichten, als die, welche der Sohn in seinen Confessions und Briefen gibt. Sie reichen indeß aus, um uns von der Person und dem Charakter des Mannes ein ziemlich genaues Bild zu entwerfen.

14) Vielleicht auch in der Neigung zu einem etwas leichtsinnigen unüberlegten Handeln, die wir öfter bei ihm hervortreten sehen. Sie heirathete später einen Mann, der ihrer nicht würdig gewesen zu sein scheint. Er war jünger wie sie und dem Trunke ergeben. Ihr Neffe rühmt die liebevolle Pflege, welche sie noch in ihrem

80. Jahre trotz ihrer bedrängten Lage ihrem Gatten angedeihen ließ. Nach dem Tode des Mannes lebte sie in sehr dürftigen Umständen, allein und ohne Magd, in einem Dorfe bei Genf. Rousseau setzte ihr später eine kleine Jahresrente aus, ohne welche sie, wie sie Bernardin de St. Pierre bei einem Besuche versicherte, vor Kälte und Hunger gestorben sein würde. (Siehe Musset 1. p. 126 und über die Pension lettres 899.) Sie wurde sehr alt; im Jahre 1773, wo sie 86 Jahre zählte, war sie noch unter den Lebenden.

15) Rousseau nannte sie stets sa bonne mie Jacqueline; noch in einem Briefe vom 24. Juli 1760 dankte er ihr herzlich für die Sorge, die sie um ihn getragen habe. Drei Jahre später schenkte er ihr eine silberne Tasse. Sie starb einige Jahre vor Rousseau in hohem Alter. (Musset 2 unter dem Worte Danet.)

16) Die einzige Unart, deren sich Rousseau zu erinnern weiß, ist ziemlich unschuldig (Confessions 1. p. 13). v. Raumer freilich hält sie (in seiner Geschichte der Pädagogik) für erheblicher, worüber man sich billig wundern muß.

17) Ein Beispiel dieser Strenge gibt Mouchon bei Musset 2. p. 286, nach den Angaben der Amme Rousseau's. Er schließt indeß aus diesem vereinzelten Faktum zu viel.

18) Ueber die einzelnen Schriften vergleiche Confessions 1. p. 10. In der dédicace zum discours sur l'inégalité nennt Rousseau noch Grotius, Tacitus u. s. w. Die Kirchengeschichte von Lesueur lernte er fast auswendig; mit der Geschichte von Genf wurde er sehr genau bekannt gemacht.

19) Zu einem état de langueur, wie Rousseau den Zustand nannte, in welchem er sich gewöhnlich befand. Er fügt hinzu, derselbe sei nur in Folge heftiger Erregungen hin und wieder auf kurze Zeit unterbrochen worden. Sobald es anging, folgte er seiner Neigung zu einem ruhigen, sorg- und thatlosen Hindämmern, in welchem allein er sich wohl und zufrieden fühlte. (Vgl. Rêveries 3. p. 229.) Das thätige Leben hatte für ihn keinen Reiz, wenn er sich ihm nicht freiwillig, und so lange es ihm eben zusagte, hingeben konnte. (S. Lettres à Malesherbes II.)

20) Enfant toujours gouverné par la voix de la raison, toujours traité avec douceur, équité, complaisance — sagt Rousseau von sich selbst.

21) Les sentiments tendres, affectueux, sensibles faisaient le fond de mon caractère — und: Etre aimé de tout ce qui m'environnait, était le plus vif de mes désirs. — Aus seinem zartfühlenden, liebevollen Herzen entsprang die fast ängstliche Scheu, Jemandem wehe zu thun, sowie das Unvermögen, fremdes Leid auch nur anzusehen.

22) Bei Rousseau war das übrigens nie in dem Maße der Fall, wie es bei einer oberflächlichen Betrachtung seines späteren Lebens scheinen könnte. Nie ist in ihm die Liebe zu den Menschen erstorben, und nie hat er aufgehört, sie durch die That zu beweisen, sobald seine Hülfe in Anspruch genommen wurde. Wenn er später fast alle und jede persönliche Verbindung abbrach, so geschah das nicht ohne ein langes und schmerzliches Widerstreben; auch lebte die Sehnsucht nach der aufgegebenen Gemeinschaft beständig in ihm fort.

23) J'avais lu tous les romans; ils m'avaient fait verser des seaus de larmes avant l'âge, où le coeur prend intérêt aux romans. De là se formait ce goût héroique et romanesque. (Lettr. à Malesh. II; vergl. Dialogues 2. p. 293.)

24) Schon in früher Zeit bemerken wir die Aeußerungen dieses stolzen Sinnes, dieser humeur hautaine, wie Rousseau selbst ihn nennt (Conf. I. p. 32).

25) Er lernte sie besonders aus Plutarch's Lebensbeschreibungen kennen, einem Werke, an welchem er bis zum Ende seines Lebens mit der größten Liebe und Verehrung hing. — Ce fut la première lecture de mon enfance, ce sera la dernière de ma vieillesse; c'est presque le seul auteur que je n'ai jamais lu, sans en tirer quelque profit. (Rêveries IV. p. 267.) A six ans Plut. me tomba sous la main, à huit je le savais par coeur (à Malesherbes 23. p. 284).

26) S. Lettre à d'Alembert sur les spectacles p. 465 und 65. Vgl. auch Epitre à Parisot (vol. 26. p. 176).

On me dit de remplir mes devoirs sans bassesse,
De respecter les grands, les magistrats, les rois,
De chérir les humains et d'obéir aux lois.

Aber man sagte mir auch, daß ich „Mitglied des souverainen Volkes" sei, daß ich daher „das Herz eines Helden" und „die Tugend eines Weisen" haben müsse, daß „die Freiheit dem lasterhaften Herzen nur zum Verderben gereiche" u. s. w.

27) Sang brûlant de sensualité presque dès ma naissance. — Tempérament combustible, très-ardent, très-lascif, très-précoce . . .

28) Von einer Theilnahme am kirchlichen Leben, die allerdings für die hier in Rede stehende religiöse Richtung auch nicht wesentlich ist, erfahren wir nichts. Daß man von ihm ganz abstrahirt habe, ist nicht wahrscheinlich; formell wenigstens hielt man an dem überlieferten Cultus wohl noch fest.

29) Ueberhaupt gilt von ihm: J'étais laborieux quand je *voulais* l'être: ma paresse n'était pas celle d'un fainéant, mais d'un homme indépendant qui n'aime à travailler qu'à son heure (Conf. 9. p. 293). — A Genève, où l'on ne m'imposait rien, j'aimais l'activité.

II.

Zu S. 26. Wie z. B. Estienne (Essai sur les Confessions de R., p. 11): Il y a quelque chose de pénible dans cet abandon, dont Rousseau ne se plaint pas d'ailleurs — wahrscheinlich, weil er dazu keinen Grund hatte. Später freilich gibt das Verhalten des Vaters doch auch dem Sohne Anlaß, wenn nicht an der Innigkeit, so doch an der thatkräftigen Energie seiner Liebe zu zweifeln.

30) Vgl. Rêveries d'un promen. solitaire III. — und zu dem Folg. die Confess. I. p. 18 sqq., 40.

31) Der Genfer liebt es daher, sich im Freien zu bewegen; Spaziergänge und Lustfahrten vor den Thoren der Stadt sind ihm unentbehrlich. Er ist ein leidenschaftlicher Freund der Jagd, und wenn er es nicht vermeiden kann, der Regel nach innerhalb der Mauern zu wohnen, so nimmt er doch wenigstens zeitweilig, falls seine Mittel es ihm irgendwie erlauben, seinen Aufenthalt auf dem Lande, daher denn die Umgebung von Genf auf allen Seiten mit zahllosen Landhäusern und Gartenwohnungen erfüllt ist.

Zu S. 31. Wie offen und rückhaltlos R. seine Fehler und Mängel auch eingesteht, er ist doch immer bestrebt, sie wenn nicht zu rechtfertigen, so doch zu erklären und in einem Lichte erscheinen zu lassen, daß sie seinen persönlichen Werth möglichst wenig beeinträchtigen. Sein Wahrheitssinn drängt ihn, sich darzustellen, wie er ist; sein stolzes Selbstgefühl drängt ihn nicht minder, die verwerflichen Momente und Aeußerungen seines Charakters als ziemlich unbedenklich und bedeutungslos vorzuführen.

32) Die Behauptung im Texte widerspricht nicht einer früheren Aeußerung, in welcher das Spiel der sinnlich erregten Phantasie „relativ unschuldig" genannt wurde. Weniger schlimm als die wirkliche Befriedigung der sinnlichen Triebe, ist es an sich doch eben schlimm genug.

33) Wir meinen das Blasenleiden, welches R. durch sein ganzes Leben begleitete und trotz aller ärztlichen Gegenmittel nicht weichen wollte. Näheres darüber später (Abschn. 2, VIII.).

34) So wurde den Kindern, die bis dahin im Zimmer der Schwester des Pfarrers geschlafen, nach dem im Texte erzählten Vorfalle ein besonderes Schlafzimmer angewiesen. Eine Magd, die sich in ihrer Gegenwart unziemliche Reden erlaubte, entfernte man sofort aus dem Hause. U. s. w.

35) Confess. II. p. 114. — Wir citiren die Confessions in der Regel nur

da, wo die angezogenen Stellen **nicht** dem Buche oder dem Abschnitte angehören, welchem unsere Erzählung zunächst folgt.

36) Zum Beweise kann das im Emile (II. p. 238) erzählte nächtliche Abenteuer dienen. Der sonst so schüchterne Knabe hatte Muth genug, in dunkler, stürmischer Nacht allein in die einsam gelegene Kirche zu gehen, um die dort auf der Kanzel liegende Bibel zu holen.

37) Je n'appris pas beaucoup de choses, mais ce que j'appris, je l'appris sans peine et n'en ai rien oublié (Conf. I. p. 20).

III.

38) Sie gehörte zu den gens du haut, wie man die Bewohner der oberen Stadt, des Coteau de St. Gervais, der auch gegenwärtig noch das quartier recherché der vornehmen Klasse bildet, im Gegensatze zu den gens du bas oder der niedriger gelegenen Stadttheile zu nennen pflegte (Vgl. Conf. I. p. 77).

39) S. Lettre à sa tante (Nr. VI. der Correspondance in Tome VI. der Oeuvres compl., Ed. Paris 1857, Hachette et C., nach welcher Ausgabe wir fortan die Briefe R.'s citiren werden.).

40) Wem die Unterscheidungen, welche wir hier und im Folgenden machen zu müssen glaubten, zu subtil erscheinen, der möge bedenken, daß die Analyse eines Charakters die scharfe Sonderung seiner oft disparaten Elemente fordert. Ohne solche Zergliederung ist keine volle und richtige Einsicht in das Getriebe der menschlichen Seele zu gewinnen.

41) Es mag wohl geschehen, daß ein so gearteter Mensch, durch die Umstände gedrängt, sich entschließt, eine Zeit lang des Gewinnes wegen zu arbeiten. Er wird sich aber dann zu diesem Zwecke am liebsten eine ganz mechanische Thätigkeit wählen, oder doch, was er thut, als das Werk einer solchen ansehen. Nie aber wird es ihm möglich sein, **überhaupt** zu arbeiten, um zu verdienen.

IV.

42) Le métier du graveur, assez lucratif pour donner une subsistance aisée.... laissant assez de loisir, pour cultiver des goûts modérés. (Confess.)

43) Natürlich auch in Genf, obgleich hier, wie schon früher bemerkt wurde, selbst in den gewerbtreibenden Klassen ein gewisser Grad von höherer und allgemeinerer Bildung vielfach angetroffen wurde. Sie hob aber den entscheidenden Einfluß nicht auf, welchen Stand und Beschäftigung im Allgemeinen auf die meisten Menschen auszuüben pflegen.

44) R. nennt den Mann rustre, violent, brutal, tyrannique — und fügt hinzu: il me roua de coups etc. Er liebte die Jagd und den Wein, dessen reichlicher Genuß die natürliche Rohheit noch steigern mochte.

45) J'appris à dissimuler, à me cacher, à mentir. (Confess.)

46) Je devins polisson, mais non libertin (Conf. II. p. 111) — Die einzelnen Vergehen, deren sich R. anklagt, sind, wie sich später zeigen wird, an sich so erheblich nicht. Daß sie ihm so bedeutend erscheinen, zeugt mehr von dem feinen sittlichen Sinne, der ihm eigen war, als von einer richtigen moralischen Schätzung knabenhafter Ungezogenheiten.

47) Je devins craintif, et dès-lors je fus un enfant perdu.

48) Adieu la gaité, l'aisance, les mots heureux (Conf. I. p. 55) ... Mon humeur devint taciturne, sauvage; ma tête commençait à s'altérer et je vivais en vrai loup-garou (Conf. I. p. 72).

49) Namentlich beschäftigte er sich eine Zeit lang damit, Medaillen zu stechen, die ihm und seinen Kameraden als Orden dienen sollten. Eine phantastische, aber zugleich charakteristische Liebhaberei, die ihn übrigens, was kaum glaublich erscheint,

bei seinem Meister in den Verdacht der Falschmünzerei brachte. Freilich fand derselbe Mann in der heimlichen Entwendung von einigen Aepfeln, die sich R. zu Schulden kommen ließ, genügenden Anlaß, ihn feierlich für einen Dieb zu erklären.

50) J'appris à dérober enfin, fantaisie qui jusqu' alors ne m'était pas venue, et *dont je n'ai pu depuis lors me bien guérir* — je devins friand et fripon.

51) S. die vorhergeh. Anm. — Zu den Schriften, die wir im Folgenden im Auge haben, gehört vor Allem der Discours sur les causes de l'inégalité. --

V.

52) Ueber die äußere Erscheinung R's. zu dieser Zeit vgl. Confess. II. p. 87.

53) Näheres über diese Vorgänge findet sich bei Spon (Hist. de Genève I. p. 190); vgl. Musset-Pathay I. p. 5. — H. de P. war bereits seit dem Jahre 1693 in seiner damaligen Stellung und bekleidete sie bis zum Jahre 1733, in welchem er starb. S. Musset II. p. 266, wo auch von seinen ziemlich unbedeutenden Streitschriften die Rede ist.

54) S. Rêveries d'un prom. solit., Xième promen.

55) Der ehemals befestigte Burgflecken La Tour liegt in der unmittelbaren Nähe von Vevay. Noch jetzt sieht man dort ein altes Schloß, das, am Ufer des Genfer Sees gelegen, die Stammburg des Geschlechts gewesen zu sein scheint.

56) Vgl. Confess. IV. p. 279.

57) Wir meinen das Mémoire remis le 19 Avril 1742 à Mr. Boudet, Antonin, qui travaille à l'histoire de feu Msr. de Bernex, évêque de Genève (O. c. vol. 26. p. 190 sqq.) Ein merkwürdiges Aktenstück, welches von R. in der Absicht verfaßt wurde, dem genannten Mönche, der das Leben des früher seinem Orden angehörigen Bischofs zu schreiben gedachte, einen Beitrag an passendem Material zu liefern. Es kam darauf an, den Bischof möglichst zu erheben, ihn vielleicht als einen Heiligen erscheinen zu lassen. Dazu bedurfte es der Wunder. R. constatirt ein solches, indem er erzählt, wie durch das Gebet des Bischofs der Wind abgelenkt und eine drohende Feuersbrunst verhindert wurde. Als ein Wunder von mehr geistiger Art stellt er dann die Bekehrung der Frau von Warens dar.

60) Vgl. Confess. II. p. 89, 91 sqq.; V. p. 41; Rêveries 10 prom.

VI.

61) Das Detail des Vorgangs, auf welchen im Texte angespielt wird, ist zu schmutziger Art, als daß es hier mitgetheilt werden könnte. Es findet sich in Livre II der Confessions, aber nur in den vollständigen Ausgaben dieses Werkes; in der Ed. von 1783 u. a. fehlt die betreffende Stelle. — Schlimmer noch als die Sache selbst ist die gleichgültige, fast billigende Art, in welcher die Administratoren und Geistlichen der Anstalt die widrige Unnatur des Banditen aufnehmen.

62) Die Motive des Uebertritts gibt Rousseau in den Conf. II und a. a. O. näher an. Allerdings stellt er die Sache so dar, daß sie Entschuldigung finden kann, doch geht er keineswegs darauf aus, sie zu rechtfertigen. Eine bündige Zusammenfassung der entscheidenden Verhältnisse enthalten die Rêveries (prom. III. p. 226): Enfant encore, laissé à moi-même, alleché par les caresses, séduit par la vanité, leurré par l'espérance, forcé par la nécessité, je me fis catholique, mais je restai chrétien.

63) Der Inquisitor, ein Dominikaner, richtete, nachdem er sich nach Stand und Familie Rousseau's erkundigt, an diesen plötzlich die Frage, ob seine Mutter verdammt sei. Der Knabe war einen Augenblick stumm vor Schrecken, antwortete dann aber, er hoffe, daß sie es nicht sei; Gott könne sie ja in ihren letzten Augen-

blicken erleuchtet haben. — Man muß gestehen, daß er sich sehr gewandt aus der Schlinge zu ziehen wußte, die der fanatische Mönch ihm gelegt hatte.

64) Wie er seiner Leidenschaft Ausdruck gab, zeigt u. a. die Schilderung der köstlichen Scene (Conf. II. p. 135): Je me jetai à genoux à l'entrée de la chambre, en tendant les bras vers elle d'un mouvement passionné, bien sûr qu'elle ne pouvait m'entendre et ne pensant pas qu'elle pût me voir.... So dürfen wir ihm wohl glauben, wenn er versichert: Je puis dire y avoir goûté dans leurs prémices les plus beaux ainsi que les plus purs plaisirs de l'amour. (Ib. p. 132.)

65) Je crois, que j'éprouvai dès-lors le jeu malin des intérêts cachés qui m'ont traversé toute ma vie, et qui m'a donné une aversion bien naturelle pour l'ordre apparent qui les produit. (Conf. II. p. 149.)

66) Vergl. neben den Conf. die übereinstimmenden Aeußerungen in den Rêveries (p 248, 264 fgg.): Ce mensonge affreux, dont le souvenir m'a troublé toute ma vie et vient jusque dans ma vieillesse contrister encore mon coeur.

67) Le souvenir de ce malheureux acte et les inextinguibles remords qu'il m'a laissés, m'ont inspiré pour le mensonge une horreur qui a dû garantir mon coeur de ce vice pour le reste de ma vie. (Rêveries prom. IV. p. 248.)

68) Als ihre Kammerfrau sie darauf aufmerksam machte, daß die Anwesenheit des jungen Menschen zu schlimmer Nachrede Anlaß geben könne, erklärte sie: On dira ce qu'on voudra, puisque la Providence me le renvoie, je suis déterminée à ne pas l'abandonner. — Uebrigens liegen über die Dauer des Aufenthaltes Rousseau's in Turin, sowie über die Zeit der Rückkehr nach Annecy keine bestimmten Angaben vor; man muß die eine wie die andere auf indirectem Wege festzustellen suchen. Das hat aber seine Schwierigkeiten, da die gelegentlichen Daten, die hier in Betracht zu ziehen sind, sich nicht selten widersprechen. — Rousseau begab sich nach Turin um Ostern 1728 und war dort im Hospiz 2—3 Monate, also bis in den Sommer (s. im Texte die Erzählung an der betreff. Stelle). Wie lange er im Hause der Madame Basile verweilte, steht dahin, jedenfalls nicht länger als einige Monate. Dann war er 6 Wochen im Dienste der Mad. de Vercelli. Diesen folgen ebensoviele Ferienwochen, dann der Eintritt beim Grafen Gouvion, welcher also in den Winter 1728 fallen würde. Die Abreise von Turin fällt also wohl in den Frühling oder in den Anfang des Sommers 1729, sodaß der Aufenthalt in Turin im Ganzen etwa ein Jahr gedauert haben würde. Damit stimmen andere Notizen, aus welchen hervorgeht, daß Rousseau den Sommer und Herbst 1729 in Annecy verlebte. Dagegen widerspricht die Angabe Rousseau's (in den Confessions), er habe Turin verlassen, als er „fast 19 Jahre alt“ gewesen, d. h. im Jahre 1731. Die chronologischen Bestimmungen in den Confessions sind indeß oft ungenau und müssen nach anderweitig feststehenden Daten corrigirt werden. Daß Rousseau sich wirklich schon im J. 1729 in Annecy befand, beweist der Umstand, daß das angebliche Wunder des Bischofs Bernex, von welchem er Zeuge war (s. zu V Anm. 57), nach der darüber ausgestellten Urkunde in den September des gedachten Jahres fällt. Nach den Confess. (III. p. 219) fand es freilich „zwei Jahre vor dem Tode des Bischofs“, der nach Musset (s. d. Art. Bernex im 2. Bde.) in das Jahr 1734 zu setzen ist, statt, eine Angabe, die dem Datum des Mémoire gegenüber keinen Glauben verdient. — Ebenso spricht für das Jahr 1729, was in den Conf. (III a. Schl.) über die plötzliche Abreise der Frau von Warens gesagt wird. Dieselbe muß vor oder nach Ostern 1730 angesetzt werden, da sie durch die Abdankung des Königs von Sardinien motivirt wird; denn diese erfolgte im September 1730 (vgl. Musset), nachdem die Verhandlungen darüber schon früher stattgefunden hatten. Zur Zeit, als Frau von Warens ihre Reise antrat, war aber Rousseau schon etwa ein Jahr in Annecy (Conf. III. p. 224). Wäre freilich aus dem Ausdrucke la révolution, causée par l'abdication du roi zu schließen, daß die Reise erst in Folge der Abdankung unternommen worden sei, so würde sie ein Jahr später, also 1731,

zu setzen sein. Dann aber würde die Anwesenheit Rousseau's in Annecy, die (nach dem Memoire) sicher in das Jahr 1729 fällt, nicht ein, sondern zwei Jahre gedauert haben, was nicht grade wahrscheinlich ist, wiewohl Manches dafür spricht, daß seine (später zu erwähnende) Abreise von dort in das Jahr 1731 fällt. Ganz auf's Reine zu bringen ist die Sache eben nicht.

VII.

69) Jamais elle n'imagina de m'épargner les baisers, ni les plus tendres caresses maternelles. (Conf. III. p. 193.)

70) Je voyais toujours en elle une tendre mère, une soeur chérie. une amie délicieuse et rien de plus; elle était pour moi la seule femme qui fût au monde.

71) Mon tempérament inquiet s'était enfin déclaré... j'appris le dangereux supplément, qui trompe la nature... je travaillais à détruire ma bonne constitution. — Und: Elle (Mad. de W.) était pour moi la seule femme qui fût au monde, et l'extrême douceur des sentiments qu'elle m'inspirait, ne laissant pas à mes sens le temps, de s'éveiller pour d'autres, me garantissait d'elle et de tout son sexe (Conf. III. p. 197 fgg.).

72) Je passai mon temps le plus agréablement du monde, occupé des choses qui me plaisaient le moins.

73) Elle avait l'expérience du monde et l'esprit de réflexion qui sait en tirer parti. C'était le sujet favori de sa conversation, elle moralisait etc.

74) Garçon de peu d'esprit, presque sans idées, sans acquit, borné à tous égards.

75) J'ai peine à me rappeler sa figure, sans frémir... j'étais triste, je ne mangeais pas, je maigrissais...

76) Er ließ sich später, als er bereits im Amte war, durch sein gemüthliches Wesen verleiten, in ein zu intimes Verhältniß mit einem Mädchen zu treten. Die Folgen dieser Verbindung brachten ihn dann um Amt und Freiheit.

77) Rousseau spricht sich zwar dahin aus, daß das Recht Le Maitre's unbestreitbar und es eine reine Gewaltthat gewesen sei, als später auf Requisition des Domkapitels die französischen Behörden sein Eigenthum auslieferten. Stand indeß die Sache wirklich so, so sieht man nicht recht, warum die heimliche Flucht für nöthig gehalten wurde. Möglich allerdings, daß Le M. den Folgen eines Contraktbruches, den er sich offenbar zu Schulden kommen ließ, auf diese Weise zu entgehen hoffte.

78) Ueber den Zweck dieser Reise liefen damals manche seltsame Gerüchte um. Man sprach von einer diplomatischen Sendung, mit welcher die junge, schöne und gewandte Dame vom Bischofe oder gar vom sardinischen Hofe betraut worden sei. Rousseau meinte, ihr persönliches Interesse sei bestimmend gewesen; in der Besorgniß, die Abdankung des Königs von Sardinien möge den Fortbezug ihrer Pension in Frage stellen, habe sie versuchen wollen, ob dieselbe Unterstützung nicht vom französischen Hofe zu erlangen sei, der ihr eine bessere Garantie zu bieten schien. War dies wirklich ihr Zweck, so hat sie ihn nicht erreicht. Doch ist auch in Turin die Auszahlung der Pension nie beanstandet worden.

79) S. die reizende Schilderung im 3. Buche der Confessions.

VIII.

80) In den Confessions ist davon freilich nicht die Rede, aber in dem Briefe, welchen Rousseau bald nachher von Neufchatel an den Vater schrieb, sagt er im E.: Malgré les tristes assurances que vous m'avez données, que vous ne me regardiez plus pour votre fils... quelques soient les justes sujets de haine, que vous devez avoir contre moi etc. (S. Corresp. Nr. I).

81) Nach den Confessions erscheint der Plan, in Lausanne den Musiklehrer zu spielen, als ein durchaus zufälliger, den nur die augenblickliche Geldverlegenheit eingab. Aus dem (in der vor. Anm. erwähnten) Briefe an den Vater ergibt sich indeß, daß die Mittel, sein Fortkommen selbst zu sichern, doch etwas mehr überlegt waren, namentlich auch Lausanne nicht ohne Grund zum Wohnorte gewählt wurde. — Wir ziehen es natürlich, wenn zwischen gleichzeitigen schriftlichen Aufzeichnungen und den Confessions zu wählen ist, vor, den ersteren zu folgen, besonders wenn es sich um bestimmte Daten und deren Motivirung handelt.

82) Es ist Nr. II. der Correspondance.

83) Diese Besorgniß war wohl nicht ganz grundlos. Davon abgesehen, daß Rousseau's Versicherungen von seiner Anhänglichkeit an den Katholicismus damals nicht sehr ernstlich gemeint waren, sagt er in den Confessions, wo er von der Ankunft in Lausanne spricht: Parisien de Genève et catholique en pays protestant, je crus devoir changer mon nom, ainsi que ma réligion et ma patrie (p. 273). Wenige Seiten weiter heißt es dann freilich: Comme j'étais catholique et que je me donnais pour tel (p. 282)..., was dann durch die folgende Erzählung allerdings beglaubigt wird. Vielleicht ließ er seinen anfänglichen Entschluß wieder fallen; die Worte des Briefes deuten jedenfalls an, daß er es vermied, seinen Katholicismus äußerlich zu sehr hervortreten zu lassen.

84) Wahrscheinlich Ende November oder im December 1730 (oder 1731), nach einem zweimonatlichen Aufenthalte. Der im Texte erwähnte Brief (ohne Datum) spricht wenigstens von einem andern, den Fräulein von Graffenried unter dem 22. Novbr. nach Lausanne adressirte, ohne Zweifel, weil sie Rousseau noch dort glaubte. Rousseau scheint ihr, während dieser Brief unterwegs war, von Neufchatel aus geschrieben zu haben. Er erwiederte mit der in Rede stehenden Zuschrift, die indeß von weit späterem Datum, aus der Zeit stammen muß, wo er nach seiner Rückkehr in Neufchatel seines Bleibens nicht mehr fand.

85) Die Confessions wissen von diesen Abenteuern nichts, ebensowenig von einem zweimaligen Aufenthalte in Neufchatel. Man könnte freilich vermuthen, daß unter der longue suite d'aventures, deren Rousseau in seinem Briefe an den Vater gedenkt, die in den Confess. erzählte Reise mit dem angeblichen Archimandriten zu verstehen sei. Indeß von dieser Tour kehrte Rousseau nicht nach Neufchatel zurück. — Wir geben die Folge der Begebenheiten so, wie sie sich aus dem oben erwähnten Briefe, in Verbindung mit dem, welchen Rousseau um dieselbe Zeit an Fräulein von Graffenried schrieb, und mit den Angaben der Confess. ermitteln läßt.

86) L. à son père, Corresp. Nr. I.

87) Man könnte freilich nach einigen Stellen des vorliegenden Briefes vermuthen, die beiden Damen hätten sich mündlich besprochen, was die Rückkehr der Frau von Warens nach Annecy voraussetzen würde. Eine solche Annahme ist aber mit den Confessions unverträglich, und wir glauben von diesen nur dann abweichen zu müssen, wenn es unbedingt nothwendig ist.

88) In Paris lernte Rousseau einen gleichnamigen Neffen des Sekretärs kennen, welcher Offizier bei der Garde war. Vielleicht hat er diesen im Auge gehabt, als er in seiner Nouvelle Héloise (I. 40, 43) einen Werbeoffizier desselben Namens auftreten ließ. Die ehrenvolle Rolle, welche er ihm zuweist, ist wie ein später Dank für die freundliche Theilnahme, welche die Familie ihm erzeigt hatte. Allerdings ist das großmüthige Benehmen des Offiziers von so seltener Art, daß der Name auch ohne weitere Beziehung passend erscheinen konnte.

89) Man mag immerhin zugeben, daß der Vorgang in der Schilderung Rousseau's in einer etwas grellen Färbung erscheint; für unwahr darf sie darum nicht gehalten werden. Es ist bekannt genug, wie traurig es in den Zeiten vor der Revolution um die französische Finanz- und Steuerverwaltung stand, wie namentlich das System der Steuerpachtungen mit seinen zahllosen Mißbräuchen und Vexationen

auf der Landbevölkerung mit unerträglichem Drucke lastete und sie theilweise an den Bettelstab brachte.

90) Wer die im Texte erwähnten schmutzigen Geschichten, welche in der Ausgabe von 1784 fehlen, nachlesen will, findet sie z. B. in der illustrirten Pariser Ausgabe p. 38.

IX.

91) Nach dem, was wir in einer früheren Anmerkung sagten (A. 68), wäre die Zeit seiner Ankunft ein Jahr früher anzusetzen. Rousseau selbst sagt: Ce fut, ce me semble, en 1732, und wäre richtig, was er hinzufügt, j'avais vingt ans passés, près de vingt-un, so würden wir sogar in den Frühling des Jahres 1733 versetzt werden. Jedenfalls ist der im Texte angegebene Zeitpunkt der späteste, welcher angenommen werden kann, falls man mit den die folgende Zeit betreffenden Daten in Uebereinstimmung bleiben will. Es bleibt somit ein Ueberschuß von einem Jahre, dem man keine passende Stelle anweisen kann. Unserer Ansicht nach steht nur fest die Abreise von Annecy (Herbst 1730) und die Ankunft in Chamberi. Die Zwischenzeit muß also zwei Jahre betragen haben, nicht eines, wie es nach der Darstellung im Texte scheint.

92) Une des preuves de l'excellence du caractère de cette aimable femme est, que tous ceux qui l'aimaient, s'aimaient entre eux. Sehr wahr!

93) In seinen Memoiren. Pierre de Bourdeilles, Seigneur de Brantôme (er lebte von 1527—1614), Kammerherr Karl's IX. und Heinrich's III., schrieb, nachdem er sich aus seinem vielbewegten Hof- und Kriegsleben zurückgezogen, seine Memoiren, die er in mehrere Abschnitte mit besonderen Ueberschriften abtheilte. Einer von diesen schildert, unter dem Titel Capitaines français, das Leben und Treiben der großen Heer- und Bandenführer jener Zeit ebenso lebendig, wie ausführlich. Ihn hat Rousseau zunächst im Auge.

94) Anderes freilich kommt noch hinzu. Das im Texte Gesagte mag vorläufig genügen, um die Verwandtschaft des Rousseau'schen Geistes mit dem der französischen Nation in etwa anzudeuten. Später werden wir auf diese Seite seines Wesens genauer eingehen.

95) Durch den im Jahre 1722 erschienenen Traité de l'Harmonie. — Wir werden über die Person des berühmten Komponisten später noch zu sprechen haben.

96) Vielleicht gehört ein Brief aus Clusis an Frau von Warens (vom 31. Aug. 1733; Correspond. Nr. III) hierhin, wiewohl er auch einer späteren Zeit angehören kann, da das Datum der älteren Briefe Rousseau's nicht zuverlässig ist. Rousseau war damals auf der Rückreise von Genf, wohin er sich begeben hatte, um mit dem Vater, der aber nicht kam, seine Vermögensverhältnisse zu ordnen. In Clusis verweilte er, um die Milchkur zu gebrauchen, vielleicht zur Stärkung seines durch die Krankheit geschwächten Körpers.

97) In der That war dem so. Auch fand sein Talent die gebührende Anerkennung; er wurde um die hier in Rede stehende Zeit nach Paris berufen, und bekleidete später in Versailles die Stelle des Dirigenten der königlichen Kapelle.

98) Wir haben den Hergang so erzählt, wie ihn die Confessions darstellen, müssen aber hier bemerken, daß er unvereinbar ist mit einem Briefe, welchen Rousseau am Tage nach seiner Ankunft in Besançon an Frau von Warens schrieb. Dieser Brief trägt in fast allen Ausgaben das Datum des 29. Juni 1732 (Corresp. Nr. VII). Musset-P. zeigt (I. p. 310) sehr gut, daß diese Angabe falsch ist, und hat wohl nicht Unrecht, wenn er ihn in das Jahr 1735 setzt. Da Rousseau Ende 1732 oder Anfang 1733 nach Chamberi kam, dort fast zwei Jahre beim Kataster beschäftigt blieb, dann noch eine Zeitlang Unterricht ertheilte, bevor er die Reise antrat, so kann diese nicht füglich früher, als in den Sommer 1735 fallen. Auch kann sie nicht wohl später angesetzt werden, weil sich weiter unten zeigen wird, daß

er im Spätherbste des gedachten Jahres in Chamberi zurück war. Indeß die Aenderung des Datums bringt noch keine Uebereinstimmung in den Inhalt der beiden Zeugnisse. Zwar bestätigt auch der Brief, was in den Confessions von der schnellen Rückkehr erzählt wird. Aber die Motivirung ist eine andere. Von dem Verluste des Koffers ist nicht die Rede; als Grund der Rückreise wird die Berufung des Abbé Blanchard nach Paris, wohin dieser im Laufe eines Monats abzureisen denke, angegeben. Außerdem wird gemeldet, Blanchard habe ihm, von seinen großen Fähigkeiten überzeugt, versprochen, ihm in zwei Jahren eine Stelle an der königlichen Kapelle zu verschaffen, welche Zeit, meint er, am besten in Chamberi zu verbringen sein möchte, wo das Unterrichten ihn theils „amüsiren", theils zur Befestigung seiner Kenntnisse dienen könne. — Dieser Widerspruch ist am Ende nicht so unlösbar, wie es scheinen mag. Da der Brief am Tage nach seiner Ankunft geschrieben ist, so wäre es immer möglich, daß er die Beschlagnahme seiner Effekten noch nicht erfahren hatte, und diese dann als ein verstärkendes Motiv zu dem ersten hinzutrat. Größeren Anstoß erregt der Umstand, daß eine unbefangene Lektüre des Briefes zu der Ansicht führt, Rousseau habe zwar vor seiner Reise in Chamberi gelebt, aber nicht als Lehrer der Musik; vielmehr wolle er erst jetzt als solcher dort auftreten. Wenigstens spricht er so, als sei man dort mit seinen musikalischen Fähigkeiten noch ganz unbekannt. Er bittet Frau von Warens, ihm zu sagen, „ob man ihn in Chamberi gerne haben, und ob er Schüler finden werde", denn er denke nicht daran, hinzugehen, wenn man ihn nicht „mit Vergnügen" aufnehmen wolle; dazu habe er „zuviel Delikatesse". Ein guter Musiker, fährt er dann fort, wäre für Savoyen „ein Schatz, ja ein Wunder"; sei er auch kein solcher, so rühme er sich doch, Andere zu dem zu machen, was er selbst nicht sei. Wer sich an seine Prinzipien halte, werde Grund haben, sich Glück zu wünschen, auch Frau von Warens, wenn sie sich nochmals die Mühe geben wolle, sie zur Ausführung zu bringen. — Zur Noth ließe sich allerdings sagen, daß ein direkter Widerspruch auch hier nicht vorliege. Rousseau hatte Chamberi offenbar in der Absicht verlassen, nicht wieder dahin zurückzukehren. Er mußte daher, wenn er nun wider Erwarten dort von Neuem erschien, wie von vorne anfangen. Die Betonung seiner Fähigkeiten mag dann auf Rechnung seiner Eitelkeit, die durch die Komplimente Blanchard's noch gesteigert worden war, geschrieben werden. — Uebrigens scheint es nach Ton und Haltung des Briefes fast undenkbar, daß zur Zeit seiner Abfassung zwischen ihm und Frau von Warens bereits eine solche Intimität bestand, wie das nach den Confessions angenommen werden muß. Der Brief verräth zwar große Achtung vor Frau von Warens, aber auch nichts weiter. Freilich könnte man darauf hinweisen, daß die gemüthliche Seite im Wesen Rousseau's in seiner Correspondenz überhaupt nicht sehr hervortrete. Auch wäre es nicht grade ein großer Irrthum, wenn Rousseau als bereits vor der Reise geschehen bezeichnete, was erst nach derselben stattfand. Solche Versetzungen sind, namentlich in den hier in Betracht kommenden Theilen der Confessions öfter nachzuweisen, konnten auch, da Rousseau aus dem Gedächtnisse schrieb, nicht wohl vermieden werden. Ein Anderes ist es mit dem wesentlichen Inhalte der Erzählung. Wir gestehen, daß wir einen Augenblick geneigt waren, die Reise nach Besançon in einem andern Lichte zu sehen, wie die Confessions sie uns zeigen. Ein Brief Rousseau's an seinen Vater — er datirt vom 26. Juni 1735, und Musset hat Unrecht, wenn er ihn in das Jahr 1733 setzt (s. Correspond. Nr. 5) — konnte uns darin bestärken. Hier ist die Rede von einer Reise, welche Rousseau ohne Vorwissen der Frau von Warens antrat, mit deren Grund und Ziel er sie erst aus der Ferne bekannt machte. Sie war von kurzer Dauer, und erschien Rousseau selbst schon gleich nach seiner Rückkehr als ein thörichtes Unternehmen, wie er sich denn auch der Mama zu tiefem Danke verpflichtet fühlt, daß sie ihn sobald zur Vernunft zurückgeführt habe. Es liegt nahe, zumal wegen der Uebereinstimmung in der Zeit, an die Reise nach Besançon zu denken. Indeß sind die Angaben in den Confessions über die thätige Mitwirkung der Frau von Warens doch zu bestimmt und detaillirt, als daß man hier einen

Irrthum annehmen dürfte. Auch scheint der Brief aus Besançon nicht grade für eine heimliche Entfernung aus Chamberi zu sprechen. Wir werden also wohl an irgend einen andern dummen Streich zu denken haben, wie deren allerdings in jener Zeit manche vorkommen. Jedenfalls stand die Tour nach Besançon unter ihnen in erster Reihe. In einem späteren Briefe an Frau von Warens (aus den Charmettes vom 3. März 1737?) spricht Rousseau von jener „verfluchten Reise nach Besançon", deren Motiv er zum Glück etwas versteckt habe (in einer später zu erwähnenden Bittschrift an den Gouverneur von Savoyen). Er nennt sie eine „ewige und unglückliche Reise, wie es deren kaum eine zweite gebe, und die ihm schon oft in mannigfacher Gestalt vor die Seele getreten sei. Es seien das Bilder, in welchen seine Eitelkeit nicht grade Triumphe feiere. Doch wie es sich damit auch verhalte, er habe ein Pflaster auf die Wunde gelegt, Gott wisse wie! und er hoffe nicht stecken zu bleiben, wenn man ihn in den Charmettes ein Verhör bestehen lasse. Da Frau von Warens nicht, wie er selbst, au fait sei, so möge sie bei der Ueberreichung der Bittschrift über das Detail der Verhältnisse leicht weggehen, damit kein Qui pro Quo stattfinde." — Man sieht wohl, diese Reise war doch von manchen Umständen begleitet, die sie, wären sie näher bekannt, weniger unschuldig erscheinen lassen würden, als sie sich in dem Berichte der Confessions gibt.

99) Es ist ein offenbarer Irrthum, wenn Rousseau die „Philosophischen Briefe" nach der Correspondance erscheinen läßt. Auch bemerkt Musset mit Recht, daß er zu der hier in Rede stehenden Zeit zwar jene, die 1734 veröffentlicht wurden, nicht aber diese habe lesen können, weil sie erst nach 1740 erschienen ist. Wie sehr Rousseau die Zeiten verwechselt, sieht man u. A. daraus, daß er sagt: le prince royal de Prusse, qui venait de monter sur le trône, was doch erst im Jahre 1740 geschah.

100) Lettre à son Père, Correspond. Nr. 4. Hier wird er in das Jahr 1733 gesetzt; er gehört aber wohl in das Jahr 1735 oder 36. Wir müssen wiederholt bemerken, daß es meist unmöglich ist, die Vorgänge dieser Zeit mit Sicherheit den einzelnen Jahren zuzuweisen. Am Ende kommt auch nicht viel darauf an.

101) Der Brief A ma Tante (Correspond. Nr. 6) ist wohl an diese gerichtet. Er gehört in die Zeit, wo Rousseau bei dem Kataster beschäftigt war oder doch diese Stellung eben erst aufgegeben hatte. Der Tod des Onkels Bernard, den die Tante ihm gemeldet hatte, und er in diesem Briefe beklagt, kann nicht wohl später gesetzt werden, wenn anders die Confessions (V. p. 82, vergl. mit p. 84: j'avais fait ce voyage peu après ma sortie du cadastre....) keinen Irrthum enthalten. Schon damals klagt Rousseau über den schlechten Zustand seiner Gesundheit, welcher ihm nicht erlaube, de mettre à profit le peu de talens qu'il puisse avoir, über l'abattement et la langueur, worin er sich befinde.

102) A Mlle. Serre, Correspond. Nr. 9.

X.

103) Der Conventsdeputirte Hérault de Sechelles ließ sie eingraben, als er im Jahre 1793 Commissar der französischen Republik in Savoyen war. Mag sie nun von ihm selbst herrühren, oder, wie vielfach geglaubt wurde, das Werk der Madame d'Epinay, der spätern Freundin Rousseau's sein, ihr poetischer Werth ist ebenso zweifelhaft, wie ihre Angemessenheit an diesem Orte. Uebrigens lautet sie:

Reduit par Jean-Jacques habité,
Tu me rappelles son génie,
Sa solitude, sa fierté,
Et ses malheurs et sa folie.
A la gloire, à la vérité,
Il osa consacrer sa vie,
Et fut toujours persécuté
Ou par lui-même ou par l'envie.

Daß diese Reimerei eine Arbeit von Hérault selbst ist, darf man vielleicht aus den Worten schließen, die er kurz vor seiner Hinrichtung mit Bezug auf Rousseau sprach: „O mein Meister, Du hast für die Wahrheit gelitten und ich werde für sie

sterben. Du hast das Genie und mir wird das Märtyrerthum zu Theil. Du bist ein großer Mann, aber wer von uns Beiden ist mehr Philosoph?" (Vergl. Lamartine hist. des Girondins, 55, 18.) Es ist wenigstens dieselbe Denkweise, die sich hier wie dort ausspricht, dieselbe zweideutige Anerkennung, dieselbe anmaßende Ueberhebung über den Mann, welchen man zu verstehen und zu ehren sich einbildet.

104) Oder, wie er gewöhnlich genannt wird, Petavius (l. v. 1583—1652). Sein berühmtestes Werk de doctrina temporum, in welchem er versuchte, die verschiedenen Zeitangaben der Alten durch Ermittlung der Cyklen auszugleichen, und den bis dahin ungeordneten chronologischen Stoff zu einem systematischen Ganzen zu verarbeiten, erschien zuerst 1627 in zwei Bänden und wurde später in Verbindung mit dem Uranologium wiederholt aufgelegt. Es ist möglich, aber nicht wahrscheinlich, daß es Rousseau vorlag. Vielmehr benutzte er damals wohl das mehr compendiöse Rationarium temporis desselben Verfassers, von welchem lange Zeit beim historischen Unterrichte Gebrauch gemacht wurde.

105) Wir glauben die Abfassung des Gedichts in den Anfang des Sommers von 1737 setzen zu dürfen, vorausgesetzt, daß die Angabe Rousseau's, die erste Uebersiedlung nach den Charmettes sei im Jahre 1736 erfolgt, richtig ist. Für das Jahr 1737 spricht die Bezugnahme auf die inneren Unruhen in Genf, und der Rath, den er seinen Landsleuten gibt, durch Annahme der französischen Vermittlung dem Zwist ein Ende zu machen, denn diese Vermittlung wurde 1737, als der Bürgerkrieg im Begriffe stand, auszubrechen, angeboten. Auf das zweite Jahr des Aufenthaltes in den Charmettes weist dann auch der Umstand hin, daß Rousseau in dem Gedicht seinen Tod zwar für bevorstehend hält, ihn aber mit ruhiger Resignation erwartet, daß er auch in seinen Studien schon auf einem vorgerückteren Standpunkte stand, was Alles nach den Andeutungen in den Confessions nur erst in dem genannten Jahre der Fall war.

106) Karl Emanuel III. (reg. 1730—37) war als Feldherr, wie als Regent gleich ausgezeichnet. Rousseau hebt mit Recht seine Verdienste um die Gleichstellung seiner Unterthanen hervor, sofern er die Steuerprivilegien des Adels und der Geistlichkeit, und damit jenes „verhaßte Prinzip" beseitigte, „das die Rechte der Gesellschaft vernichtet, ihr einigendes Band löst, ihren Bedürfnissen den besten Theil entzieht und die von den Gesetzen dispensirt, welchen sie am meisten zu Gute kommen." Auch hatte Rousseau vollen Grund, von der kriegerischen Tüchtigkeit des Königs zu sprechen. Sie hatte sich bereits in dem Kampfe, den er in den dreißiger Jahren als Bundesgenosse Frankreichs und Spaniens gegen Oestreich führte, bewährt. Ebenso gewiß ist, daß sich unter seiner Verwaltung der Wohlstand des Landes und Volkes im Allgemeinen hob. — Zur Vermählungsfeier des Königs dichtete (1737) ein Canonicus Rupensis eine lateinische Ode, die von Rousseau, ob blos zur Uebung, steht dahin, in poetische Prosa übersetzt wurde. (Die Uebersetzung findet sich sammt dem Originale in Vol. 26. p. 142 sqq.)

107) Dieses Testament datirt vom 27. Juni 1737 Nachmittags, wurde viele Jahre nach Rousseau's Tode in Chamberi aufgefunden und von Antoine Métral im Jahre 1820 veröffentlicht. Musset-P., welcher es (I. p. 15 sqq.) mittheilt, meint, daß der Zufall, welcher zu seiner Abfassung den Anlaß gab, derselbe sei, den Rousseau am Schlusse der Conf. V. erwähnt. Rousseau erzählt hier, daß die Experimente, welche er bei einem Professor der Physik in Chamberi zu sehen Gelegenheit hatte, ihn veranlaßten, selbst derartige Versuche anzustellen. So wollte er namentlich sympathetische Tinte verfertigen, verfuhr aber dabei so ungeschickt, daß ihm die Flasche mit einer gährenden Mischung von ungelöschtem Kalk, Auripigment und Wasser in's Gesicht flog. Sein ohnehin leidender Zustand wurde dadurch sehr verschlimmert; er war dem Tode nahe (j'en faillis mourir) und blieb sechs Wochen lang blind. Die Verletzung der Augen stimmt, wie Musset mit Recht bemerkt, ganz wohl zu dem Schlusse des Testaments, welcher lautet: „Herr Rousseau hat nicht unterschreiben können wegen des Zufalls, der ihm begegnet ist, wie

es mir, Notar und Zeugen, aus dem Verbande, der ihm über die Augen gelegt war, klar geworden." Bedenklich ist nur, daß Rousseau den Vorfall in die Zeit vor der Uebersiedlung in die Charmettes setzt, während er in das zweite Jahr seines dortigen Aufenthaltes fallen müßte. Ohne Zweifel war Rousseau in Chamberi, als er eintrat; das Testament wurde in der Wohnung der Frau von Warens, wo Rousseau krank lag, aufgesetzt. Doch da Frau von Warens, als sie auf das Land zog, ihre Stadtwohnung beibehielt, und sie, wie Rousseau, dort gelegentlich auf längere oder kürzere Zeit verweilte, so ist es immer möglich, daß das Ereigniß bei Gelegenheit eines solchen Besuches stattfand. Eine Verwechslung der Zeiten hätte, wie schon öfter bemerkt wurde, nichts Auffallendes. Jedenfalls kann die Uebersiedlung nach den Charmettes nicht ein Jahr später angesetzt werden, denn die bald zu erwähnende Reise nach Montpellier wurde im Herbste 1737 unternommen, und sie fällt nothwendig in das zweite Jahr des dortigen Aufenthaltes. Entweder hat sich also Rousseau in den Conf., was die Zeit angeht, geirrt — und dies erscheint uns als das Wahrscheinlichere — oder aber, der im Testamente erwähnte Zufall ist ein anderer, als der in den Confessions, was zwar möglich, aber wenig glaublich ist.

108) Wahrscheinlich war damals die Angelegenheit wegen des mütterlichen Erbes schon erledigt, aber der Antheil des verschollenen Bruders, dessen Tod juristisch nicht nachgewiesen werden konnte, blieb in den Händen des Vaters und stellte somit für die Zukunft noch eine Erbschaft in Aussicht.

109) Es ist daher auch natürlich, daß er sich den religiösen Formen, unter welchen die Abfassung der Testamente stattzufinden pflegte, ohne Anstand unterwarf. Er bezeichnet sich mit dem Kreuze, ruft die Heiligen an u. s. w.

XI.

110) S. Nr. XIII der Correspond. 1ère Partie. — Die Briefe aus Montpellier, auf welche weiter unten Bezug genommen wird, Ib. Nr. XIV—XVII.

111) L. à Mad. la Baronne de W. vom 23. Octbr. 1737, Correspond. Nr. XII. — Zu der nachfolgenden Schilderung von Land und Leuten vergl. L. à M. vom 4. Novbr., Correspond. Nr. XVI, und à Mad. de W. v. 14. Dezbr., Correspond. Nr. XVII. — Wir fassen die hier zerstreuten Züge zu einem Gesammtbilde zusammen.

112) S. d. L. v. 14. Dezbr. a. Schl.: J'aime mieux être employé aux plus rudes travaux de la terre, que de posséder la plus grande fortune dans tout autre cas; il est inutile de penser que je puisse vivre autrement..... Pourvu que j'aie cet avantage, dans quelque état que je sois, tout m'est indifférent.... Au nom de Dieu, rangez les choses de sorte que je ne meure pas de désespoir. J'approuve tout, je me soumets à tout, excepté ce seul article, auquel je me sens hors d'état de consentir, dusse-je être la proie du plus misérable sort. Ah! ma chère maman, n'êtes-vous donc plus ma chère maman? ai-je vécu quelques mois de trop? — Wir wissen nicht, welche Absichten Mama mit ihm hatte, glauben aber in dem „einzigen Punkte", in welchem er ihr nicht folgen kann, eben die Trennung von ihr finden zu müssen.

113) Daß es aber an Mißhelligkeiten dieser Art nicht ganz fehlte, beweist u. A. der Brief an Frau von Warens vom 18. März 1739 (Correspond. Nr. XX). Rousseau war damals in den Charmettes, Frau von Warens aber seit einem Monate etwa in der Stadt, wahrscheinlich um die Ostern zu halten. Rousseau hat mit dem „Bruder" — so nennt er W. in seinen Briefen — Streit gehabt, Mama ihm Unrecht gegeben. Er unterwirft sich dieser Entscheidung, weil er, wie er sich doch wohl nicht ohne Ironie ausdrückt, „mit sich übereingekommen ist, daß er nothwen-

dig im Unrechte sei, wenn sie das glaube." Darum hat er sich sofort bei dem Bruder entschuldigt, und thut er dasselbe jetzt bei ihr. — Man sieht nicht, um was es sich handelte, und vielleicht war er in der That der schuldige Theil. Indeß ist doch klar, daß er sich in einem erzwungenen und unwürdigen Verhältnisse befand. An dem Tone der schmerzlichen Resignation, welcher diesem Briefe eigen ist, hatte neben der Zuneigung zur Frau von Warens auch die Unmöglichkeit, die Sachlage zu ändern, erheblichen Antheil.

114) **Mémoire à son Excellence Monseigneur le Gouverneur de Savoie. (Vol. 26, p. 185 sqq.)**

115) Rousseau hatte ein klares Bewußtsein über den Charakter der Petition, wie über ihre voraussichtliche Erfolglosigkeit. In dem Briefe vom 3. März 1737 (Correspond. Nr. XIX), mit welchem er der W. das Brouillon zuschickt, spricht er seine Befriedigung darüber aus, daß die Bittschrift in einem Geiste abgefaßt sei, „würdig dessen, den sie mit dem Namen eines Sohnes beehre." Gewiß wäre ein lächerlicher Stolz in seiner Lage am unrechten Orte, aber er habe immer geglaubt, daß man, ohne Anmaßung und ohne Selbsterniedrigung, auch im Unglücke und selbst in Bittgesuchen eine gewisse Würde bewahren könne. Uebrigens hofft er nicht viel von der Schrift. Er weiß, daß „nicht alle Menschen dieselbe Sprache reden und verstehen", und beklagt „die Seelen, welchen die seinige unbekannt ist." Freilich wäre es vielleicht besser gewesen, sich zu accommodiren. Doch lohne es sich nicht der Mühe, um ein paar elende Lebenstage zum Schurken zu werden. — Wir glauben nicht, daß das uns vorliegende Memoire die ursprüngliche Fassung ganz bewahrt hat. Vermuthlich wurde sie von Frau von Warens, die den Welt- und Geschäftston besser verstand, mannigfach abgeändert. — Ueber den Erfolg der Bittschrift ist nichts Näheres bekannt. Wir wissen nur, daß ein gewisser Abbé Arnault, der sich auch sonst im Interesse Rousseau's thätig zeigte, die Vermittlung übernommen hatte.

116) **Lettre à son Père** in d. Correspond. Nr. VIII. — Die Zeitbestimmung im Texte beruht auf der Angabe, daß er sich seit acht Jahren der Gunst und der Wohlthaten Mama's erfreut. Für sie spricht auch, was er über Art und Ordnung seiner Studien sagt, nicht minder die Bitte, seinen Entschluß, den Rest des Lebens der Mama zu widmen, bei dieser unterstützen zu wollen.

117) **Réponse au Mémoire anonyme, intitulé: Si le monde, que nous habitons, est une sphère etc., inséré dans le Mercure de Juillet p. 1514 (Vol. 26, p. 396—410).**

118) In der That erschien das sehr interessante Werk von Maupertuis: **De la figure de la terre, déterminée par les observations de Mss. Clairaut, Camus etc.**, noch im Laufe des Jahres 1738. — Bouguer und seine Gefährten kehrten erst nach sieben Jahren zurück, wo sie dann die Ergebnisse ihrer Forschungen in dem Prachtwerke: **Théorie de la figure de la terre** (Paris 1749) bekannt machten.

119) In einer Anmerkung würden sie eher eine Stelle verdienen, doch wollen wir hier nur bemerken, daß auch Rousseau in der unrichtigen Annahme einer Erhebung der Erde nach den Polen hin, wie sie in Folge der Messungen Cassini's in Frankreich gäng und gäbe geworden war, befangen ist.

XII.

120) Er war Grand-Prévôt du Lyonnais. Das Amt eines solchen Prévôt war sehr angesehen und einflußreich. Er handhabte in dem ihm zugewiesenen Bezirke die höhere Polizeigewalt, wachte über den Landfrieden und übte bei Störungen der öffentlichen Ruhe schnelle Justiz. Seine richterliche Gewalt machte er durch einen besondern Gerichtshof, Cour prévôtale, dessen Vorsitzer er war, geltend.

Zur Ausführung seiner Befehle stand ihm eine berittene Polizeimannschaft, die sogen. Maréchaussée zur Verfügung, daher er auch Prévôt des maréchaux genannt zu werden pflegt.

121) L. à Msr. d'Eybens (vom März oder April 1740; Correspond. Nr. XXI).

122) L. à Mad. la Bar. de W. (vom 1. Mai; Corresp. Nr. XXII).

123) Allerdings eine sonderbare Genesis, die unsern Begriffen von Philosophie durchaus nicht, wohl aber den französischen des vorigen Jahrhunderts entspricht. Damals bedeutete Philosoph ungefähr dasselbe, was wir, im guten und schlimmen Sinne, einen Mann von Bildung oder einen aufgeklärten Mann zu nennen pflegen.

124) Projet pour l'Education de Msr. de Sainte-Marie (des älteren von den beiden Söhnen des Herrn de Mably). S. Vol. 27, p. 1—32.

125) Man sieht das u. A. aus dem Schluß des Projet d'Ed., wo Rousseau die Hoffnung ausspricht, der Abbé werde sein dem Bruder gegebenes Versprechen, einen Studienplan für die beiden Söhne zu entwerfen, bald erfüllen, damit er, der Neuling, sich desselben als eines Führers bedienen könne, und wo er im Voraus versichert, daß er seinen Anweisungen mit einer Genauigkeit und Sorgfalt folgen werde, die ihn von der tiefen Hochachtung überzeugen würden, welche er vor Allem hege, was von ihm komme. Rousseau hat diese Achtung, die dem Geiste und Charakter des Abbé allerdings auch gebührte, ihm lange bewahrt, auch als er später durch Richtung und Inhalt seiner Schriften gewissermaßen dessen Nebenbuhler wurde.

126) Rousseau feiert ihn in seiner Epître à Msr. de Bordes (Vol. 26, p. 163 fgg.): On reconnait tes soins etc.

127) Vergl. die Epître à Bordes p. 166 fgg.: Non, célébrons plutôt l'innocente industrie etc. Er preist dann die Erzeugnisse dieser kunstsinnigen Industrie (Ouvrages précieux etc.). Turin, London bemühen sich vergeblich, es Lyon gleich zu thun (Vos mélanges etc.). Darum darf denn auch der Dichter begeistert ausrufen:

> Ville heureuse, qui fais l'ornement de la France,
> Trésor de l'univers, source de l'abondance,
> Lyon, séjour charmant des enfants de Plutus,
> Dans tes tranquilles murs tous les arts sont reçus.
> . . . .
> De mille éclats divers Lyon brille à la fois,
> Et son peuple abondant semble un peuple de rois.

Freilich hat sich Rousseau zu diesem Enthusiasmus doch nicht so ohne Weiteres aufschwingen können. Seine bisherige Denkweise protestirte, scheint es, gegen einen solchen Hymnus auf Dinge, die sie verachten zu müssen glaubte. Er findet sich indeß mit ihr ab in einer Weise, die eigenthümlich genug ist. Ohne Zweifel ist es der wahre Ausdruck seiner Herzensmeinung, wenn er lieber die feiern möchte,

> Qui dans le sein d'une humble obscurité
> Nourrissent les vertus avec la pauvreté,
> Dont les désirs bornés dans la sage indigence,
> Méprisent sans orgueil une vaine abondance etc.

Aber: Illustres malheureux, quels lieux habitez-vous? Man sucht sie eben vergeblich, und:

> Pourquoi m'occuper d'une vaine chimère?

Man sieht, die Begeisterung für Lyon und seine Industrie ist im Grunde doch nur ein Pis-aller, — und das gibt keine sonderliche Gewähr für den Bestand der Denkweise, aus welcher sie hervorgeht.

128) S. die Epître à Msr. Parisot (Vol. 26, p. 168 fgg.) p. 175.

129) Einen klaren Einblick in diese von widersprechenden Empfindungen beherrschte Stimmung gibt die schon erwähnte Epître à Parisot, welche zwar erst im

Juli 1742 in Paris vollendet wurde, aber ihrem wesentlichen Inhalte nach ohne Zweifel in dieser Zeit entstanden ist. Sie setzt den Aufenthalt in Lyon voraus und muß in unmittelbarer Nähe der Frau von Warens geschrieben worden sein. Rousseau hat sich bereits mit Plänen getragen, die auf eine Entfernung hinweisen, sie auch dem älteren Freunde mitgetheilt. Nun aber desavouirt er sie und spricht den Entschluß aus, in seiner stillen Zurückgezogenheit zu verharren, da Ruhm und Ansehen in der Welt ihm doch ebenso gleichgültig, wie unerreichbar sind, und die Pflicht nicht weniger, als die Neigung ihn in der Nähe Mama's zurückhalten.

Rousseau's
Leben und Werke.

Zweiter Abschnitt.

I.

Rousseau nahm seinen Weg über Lyon, wo er eine Zeitlang im Kreise seiner Freunde verweilte. Es waren angenehme Tage, die er hier, frei von der Last eines unangemessenen Berufes, und voll der festen Zuversicht auf eine glänzende Zukunft, verlebte. Ihr Reiz wurde noch erhöht durch den intimeren Verkehr mit Fräulein Serre, die er jetzt öfter zu sehen Gelegenheit hatte und in allem Ernste zu lieben begann. Das Mädchen war, scheint es, nicht abgeneigt, seinen Anträgen Gehör zu geben. Er aber nahm doch Anstand, entschieden vorzugehen, weil in seiner unsicheren Lage an eine eheliche Verbindung nicht zu denken war, zumal sie ebensowenig Vermögen besaß, wie er selbst. Das Vertrauen, mit welchem sie ihm entgegenkam, erleichterte den Entschluß, ihre Neigung nicht zu mißbrauchen, sondern lieber die seinige zum Opfer zu bringen. Sie gestand ihm, daß ein junger achtbarer Kaufmann sich um ihre Hand bewerbe, und da er bei näherer Bekanntschaft mit ihm die Ueberzeugung gewann, daß diese Verbindung das Glück ihres Lebens sichern werde, beschloß er, durch eine schnelle Abreise das Hinderniß zu beseitigen, welches seine Anwesenheit ihrem Abschluß hätte entgegenstellen können. Gehoben durch den Gedanken an das Opfer, welches er in freier Selbstüberwindung gebracht, schied er von Lyon, um dem Schauplatze seines künftigen Ruhmes zuzueilen.

Es war im Herbste 1741, als er in der Hauptstadt Frankreichs eintraf. Dies Mal zeigte sie sich ihm von ihrer glänzendsten Seite, obgleich die Wohnung, welche er im Hotel St. Quentin in der Nähe der Sorbonne bezog, sich nur dadurch empfahl, daß Männer von Ruf und Verdienst, wie Gresset, Mably, Condillac und Andere hier vor ihm gelebt hatten. War dieser zufällige Umstand an sich ziemlich gleichgültig, er gab doch immer ein gutes Omen, geeignet, die Zuversicht zu heben, die ihn be-

seelte, und deren er in seiner prekären Lage allerdings bedurfte. Seine ganze Hoffnung beruhte auf dem neuen Systeme musikalischer Zeichen, mit welchem er die Welt in Erstaunen zu setzen gedachte. Was er außer ihm besaß, wollte nicht viel bedeuten. Seine ganze Baarschaft bestand in 15 Louisdor, und eine in Chamberi verfaßte Komödie bot ebenso wenig Aussicht auf baldige Verwerthung, wie einige kleinere Poesien, die er bei sich führte. Fürs Erste galt es, auf dem fremden Boden in etwa festen Fuß zu fassen. Es gelang mit Hülfe der Empfehlungen, die ihm namentlich seine Lyoner Freunde mit auf den Weg gegeben hatten. Durch sie wurde er bald mit einer Reihe von Männern bekannt, die sowohl durch literarischen Ruf, als durch ihre gesellschaftliche Stellung hervorragten. Diese dann verschafften ihm, was er zunächst bedurfte, Gelegenheit, durch Unterricht in der Musik die nöthigen Subsistenzmittel zu gewinnen. Er fand durch ihre Vermittelung einige Schüler von vornehmem Range, die unter seiner Leitung die Compositionslehre studirten. Sie öffneten ihm auch den Zugang zu der gelehrten Körperschaft, deren Ausspruch den Werth seiner Erfindung in's Licht stellen und ihn selbst in die Bahn des Ruhmes einführen sollte. Ein Mitglied derselben, der berühmte Physiker Reaumur, welchen er im gastlichen Hause des Herrn de Boze kennen lernte, erklärte sich, von seinen Wünschen unterrichtet, sofort bereit, ihn bei der Akademie einzuführen.

Der 22. August 1742 war der Tag, an welchem Rousseau vor dem hohen Rathe der Vierzig erscheinen durfte. Wohl mochte ihn eine gewisse Beklommenheit beschleichen und das Herz stärker pochen, als er sich diesem glänzenden Kreise der höchsten wissenschaftlichen Notabilitäten Frankreichs gegenüber sah. Schon von Natur schüchtern und in größerer Gesellschaft stets verlegen, mußte er sich hier um so befangener fühlen, da er gewohnt war, zu den Männern der Wissenschaft wie zu Wesen höherer Art mit ehrfurchtsvoller Scheu aufzublicken. Indeß die Ueberzeugung von dem Werthe seiner Leistung und die Zuversicht, daß ihr die gebührende Anerkennung nicht entgehen werde, blieben doch nicht wirkungslos. Die Lektüre der Denkschrift, in welcher er sein System ausführlich entwickelt hatte, ging ohne Anstoß vor sich, und die mannigfachen Fragen, welche die einzelnen Mitglieder an ihn stellten, wurden leidlich beantwortet. Auch war der Gesammteindruck kein ungünstiger; die Denkschrift wurde beifällig aufgenommen und es fehlte nicht an Complimenten, die ihrem Verfasser natürlich nicht wenig schmeichelten, zumal er sie für vollkommen aufrichtig hielt. Dem Gebrauche gemäß ernannte dann die Akademie eine Commission aus drei ihrer Mitglieder, welche die neue Entdeckung prüfen und über ihren Werth Bericht erstatten sollten. Bevor wir aber der nun folgenden Verhandlung und ihres

Ausganges gedenken, wollen wir wenigstens die Grundzüge des Rousseau'schen Systemes kurz hervorheben [1]).

Der Zweck desselben ist im Allgemeinen eine durchgreifende Vereinfachung der musikalischen Zeichenschrift. Sieht man sich diese, wie sie gegenwärtig in Gebrauch ist, näher an, so kann man nicht leugnen, daß sie sich noch in einem höchst unvollkommenen Zustande befindet, und der Aufgabe, die sie zu lösen hat, nur in sehr mangelhafter Weise entspricht. Die große Menge der diffusen Zeichen und ihrer vielfachen Combinationen, durchaus willkürlich wie sie sind, und ohne nothwendige Beziehung zu dem, was sie ausdrücken sollen, sind weit davon entfernt, eine einfache, klare und präcise Bezeichnung der Töne und ihrer Verhältnisse zu geben. Ebendarum erschweren sie das Verständniß und die Ausführung der Musik in hohem Grade, und wenn der Unterricht in dieser Kunst den Lehrern, wie den Schülern so große Schwierigkeiten bereitet, daß sie jenen nicht selten unbequem und diesen oft ganz verleidet wird, so ist der Grund dafür nicht sowohl in ihr selbst, wie in der Mangelhaftigkeit der musikalischen Zeichen zu suchen.

Diese Einsicht ist freilich nicht ganz neu; man hat die Mängel des herrschenden Systems schon früher erkannt, auch hin und wieder den Versuch gemacht, sie durch Einführung einer angemesseneren Bezeichnungsweise zu beseitigen. Indeß ist das angestrebte Ziel bisher nicht erreicht worden. Die in Vorschlag gebrachten Reformen waren theils nicht durchgreifend und umfassend genug, theils erwiesen sie sich praktisch unausführbar. Ein Mangel an theoretischer Kenntniß auf der einen, an praktischer Uebung auf der andern Seite, vielleicht auch der Mangel an Geist auf beiden, hat zur Folge gehabt, daß keines der bisher bekanntgewordenen Projekte die Nachtheile des herrschenden Systems hat abstellen, und zugleich seine Vorzüge bewahren können. Die Urheber der einen gingen von einer recht feinen, vielleicht auch richtigen Theorie aus, vermochten aber nicht, sie der ihnen selbst nicht hinlänglich vertrauten Praxis anzupassen, die der andern waren lediglich in dem mechanischen Theile ihrer Kunst befangen, und konnten sich deßhalb nicht zu den allgemeinen Prinzipien erheben, deren Kenntniß für die Aufstellung eines geschlossenen, zusammenhängenden Systems unbedingt nothwendig ist.

Es kommt darauf an, ein System von möglichst wenigen, einfachen und leicht darstellbaren Zeichen zu finden, in welchem nicht nur alle möglichen Töne, sondern auch die Unterschiede in der Dauer wie der Töne selbst, so auch ihrer Pausen, endlich auch das Maß ihrer Bewegung und die Unterschiede des Tactes einen klaren und

bestimmten Ausdruck erhalten. Sehen wir uns etwas näher um, so scheinen die Ziffern dieser Anforderung am Besten zu entsprechen. Als Zeichen für die Zahlen, welche bei der Entstehung der Töne als die normirenden Exponenten ihrer Verhältnisse auftreten, sind sie offenbar der natürlichste Ausdruck der Töne selbst. Ueberdies empfehlen sie sich noch dadurch, daß sie in Folge ihres anderweitigen Gebrauches Jedermann bekannt sind.

In der Musik treten die verschiedenen Töne nicht isolirt und von einander unabhängig auf; vielmehr stehen sie immer und überall in einer gegenseitigen Verknüpfung, mögen sie nun gleichzeitig oder nach einander gehört werden. Es ist daher nicht nothwendig, daß jeder einzelne Ton durch ein besonderes, nur ihn charakterisirendes Zeichen ausgedrückt wird. Es genügt, durch einen relativen Ausdruck die Stelle zu bezeichnen, welche er in Beziehung auf einen gewissen Grundton einnimmt. Dieser Grundton muß genau und deutlich bestimmt, und die Beziehung der übrigen Töne zu ihm leicht erkennbar sein. In der gewöhnlichen Musik ist weder das Eine, noch das Andere der Fall; mit Hülfe der Ziffern ist aber Beides unschwer zu erreichen. Sie drücken nur Verhältnisse aus, und der Ausdruck der Töne ist eben auch nichts weiter, als der Ausdruck der Verhältnisse, in welchen sie zu einander und zum Grundtone stehen.

Nehmen wir als Grundton oder Tonica ut oder c, und bezeichnen wir ihn durch die Ziffer 1, so geben die Ziffern 1 bis 7 den einfachen, allgemein verständlichen Ausdruck für die 7 Töne der natürlichen oder „diatonischen" Tonleiter. Sie bezeichnen das Verhältniß der einzelnen Töne zu einander, wie zu ihrem Grundtone, so daß der durch sie vermittelte Ausdruck eines jeden Intervalles stets die Bezeichnung der beiden Töne, durch die er gebildet wird, und zugleich das Verhältniß eines jeden von ihnen zum Grundtone angibt. So lange daher der Gesang oder die Melodie sich innerhalb des Umfanges dieser sieben Töne bewegt, wird es genügen, jeden von ihnen durch die entsprechende Ziffer zu bezeichnen, damit sie alle klar und unzweideutig bestimmt werden. Wird es aber nöthig, aus der gegebenen Octave in eine andere, höhere oder tiefere überzugehen, so nehmen wir eine horizontale Linie, und stellen alle Noten der gegebenen Octave auf, diejenigen aber, welche einer höheren oder tieferen Octave angehören, über oder unter dieselbe. Die Stellung der Noten, welche in der gewöhnlichen Musik bei jeder Tonstufe wechselt, ändert sich hier also nur bei jeder Octave, und eine einzige Linie genügt, um in dem Umfange von drei Octaven zu moduliren. Sollte man aber noch weitere Octaven bedürfen, so können diese mit Hülfe von Ergänzungslinien angedeutet werden. Drei Linien werden so ausreichen, den Umfang von 6 oder 7 Octaven zu bezeichnen.

Uebrigens ist die größere Einfachheit nicht der einzige Vorzug, welcher der hier vorgeschlagenen Stellung der Tonzeichen eignet. Ein anderer und wesentlicherer besteht darin, daß sie eine genaue und vollständige Kenntniß der Intervalle ermöglicht. Freilich geht auch das bisherige System darauf aus, Intervalle anzugeben und durch die größere oder geringere Entfernung der Noten zu verdeutlichen. Aber es unterscheidet weder die Gattung der Intervalle, noch bestimmt es den Grad ihrer Entfernung so genau, daß man sie ohne lange Uebung erkennen könnte. Dagegen werden mit Hülfe unserer Zeichen alle möglichen Intervalle nach Namen und Gattung ohne alle Mühe fixirt. Unterscheiden wir zunächst die Intervalle in grade und verkehrte, so stimmen bei dem graden Intervall die Ziffern der Töne, von welchen es gebildet wird, mit seiner fortschreitenden Bewegung überein; der höhere Ton hat die größere, der tiefere die kleinere Ziffer. Bei dem verkehrten Intervalle dagegen stehen die Ziffern zu seiner Bewegung im Gegensatze; steigt das Intervall, so ist die zweite Ziffer die kleinere, fällt es, so ist sie die größere. Die Intervalle der einen, wie der anderen Art können dann ferner als einfache und als doppelte Intervalle auftreten. Einfach sind sie, wenn sie über den Umfang einer Octave nicht hinausgehen, doppelt, wenn sie diesen Umfang überschreiten. Das doppelte Intervall ist stets die Wiederholung eines einfachen. Geht man aus einer gegebenen Octave zu einer höheren oder tieferen über, oder umgekehrt, so ist das verkehrte Intervall stets ein einfaches, während das grade immer nur ein verdoppeltes sein kann.

Es hat somit keine Schwierigkeit, die Gattung der Intervalle schnell und genau zu erkennen. Eben so leicht ist es, ihren Namen zu bestimmen. Man findet den Namen jedes einfachen graden Intervalles, wenn man zu der Differenz der beiden Ziffern, durch welche es ausgedrückt wird, die Einheit hinzufügt, so heißt das Intervall 1, 5 die Quinte, denn $5 - 1 = 4$ und $4 + 1 = 5$, das Intervall 4, 5 die Secunde, denn $5 - 4 = 1$ und $1 + 1 = 2$. Haben wir ein grades verdoppeltes Intervall, so verfahren wir ebenso, fügen aber für jede Octave noch sieben hinzu. Das Intervall $1\underline{3}$ ist eine verdoppelte Terz, wird also ein Zehntel zu nennen sein, denn $3 + 7 = 10$. Ist das gegebene Intervall ein verkehrtes, so nehme man das Complement des graden Intervalls; der Name desselben ist auch der Name des gegebenen Intervalls; 1, 3 ist eine umgekehrte Terz, heißt also Sexte, denn die Sexte ist das Complement der Terz. Ist endlich das verkehrte Intervall zugleich ein verdoppeltes, so füge man so oft 7 hinzu, als Octaven gegeben sind.

Bisher war nur die Rede von den Tönen der diatonischen oder natürlichen Tonleiter, deren Tonica c sol ut ist. Nun gibt es aber

in der Musik nach den 12 Saiten des chromatischen Systems 12 Grund- oder ursprüngliche Töne, von welchen jeder als Tonica einer neuen Tonleiter genommen werden kann, so daß die einzelnen Töne derselben sich zu ihr ganz ebenso verhalten, wie die der natürlichen Tonleiter zu ihrer Tonica c sol ut. Um nun diese weiteren Toniken zu bestimmen, setzen wir den Namen des Tones, der als solcher dienen soll, oben an den Rand des Musikstückes. Wir wissen dann, daß sämmtliche Töne des Claviers auf ihn, als ihre Tonica zu beziehen sind [2]). Streng genommen werden so freilich zunächst nur die Dur-Tonarten bestimmt. Weil indeß die Tonica einer Tonart in Dur zugleich die Mediante der entsprechenden Moll-Tonart ist, und für diese ebenso, wie für jene, den Grundton abgibt, da also bei dem Wechsel der beiden Tonarten sowohl die Verhältnisse der Töne, wie die Ziffern, welche sie bezeichnen, dieselben bleiben, so bedarf es hier eigentlich keiner besonderen Bezeichnung. Der größeren Deutlichkeit wegen mag man aber den Grundton oder Schlüssel, wenn er Tonica (einer Dur-Tonart) ist, einfach hinschreiben; ist er die Mediante (einer Moll-Tonart), eine kleine horizontale Linie darunter setzen [3]).

Was nun die Veränderungen des Tones angeht, so bezeichnen wir die Dièse oder die Steigerung um einen halben Ton durch eine Linie, welche, von links nach rechts aufsteigend, die Note durchschneidet. Umgekehrt drückt eine durch die Note absteigende Linie das B oder die Schwächung um einen halben Ton aus. Diese Zeichen sind nicht nur einfacher, als die gebräuchlichen, sie empfehlen sich auch dadurch, daß sie die Veränderung, welche sie andeuten, dem Auge anschaulich darstellen. — Soll aber von einem Tongeschlecht oder von einer Tonart zu einer andern, etwa von Dur nach Moll, oder umgekehrt, übergegangen werden, so kommt es nur darauf an, die erste Note, welche von dieser Veränderung betroffen wird, so zu bezeichnen, daß sowohl die Tonart, welche man verläßt, als die, in welche man eintritt, erkennbar wird. Zu dem Ende schreiben wir diese erste Note mit der Ziffer, welche sie in der verlassenen Tonart ausdrückt, zwischen zwei doppelte senkrechte Linien, setzen den Schlüssel der Tonart, in welche übergegangen werden soll, darüber, und fügen dieselbe Note mit der Ziffer, welche sie in der beginnenden Tonart ausdrückt, hinzu; die erste Ziffer bezeichnet den Ton, die zweite dient dazu, ihren Namen zu finden [4]).

Mit den bisher angegebenen Zeichen können alle denkbaren Töne in jeder beliebigen Tonart ausgedrückt werden. Es ist noch übrig, für die Verschiedenheit ihres Werthes und ihrer Bewegung eine ebenso angemessene Bezeichnung zu finden [5]).

Man unterscheidet gegenwärtig in der Musik 14 verschiedene Maß- oder Taktarten, die sich sämmtlich auf zwei, den Zwei- und Drei-

Viertel=Takt, zurückführen lassen. Zur Bezeichnung derselben bedienen wir uns der Ziffern zwei und drei, die wir, damit sie nicht mit den die Noten vertretenden Ziffern verwechselt werden, größer machen, als diese, und durch eine doppelte senkrechte Linie von ihnen trennen. Die einfache Senkrechte dagegen dient uns zur Unterscheidung der einzelnen Takte, so daß alle Noten, welche von zwei dieser Linien eingeschlossen werden, einerlei, wie viele ihrer sind, zusammen den Werth eines Taktes ausmachen. Wir sondern dann ferner, wie die Takte durch Linien, so die Takttheile durch Kommata. Diese Unterscheidung der Takttheile ist allerdings überflüssig, wenn sich zwischen den beiden Linien, die den Takt begrenzen, nur eine Note findet, denn das ist eben ein Zeichen, daß sie allein ihn ausfüllt, und seine ganze Dauer in Anspruch nimmt. Sie würde es, streng genommen, auch dann sein, wenn der Takt ebensoviel gleiche Noten enthielte, als er Theile hat, da jede Note einen Takttheil ausfüllen würde. Bietet aber der Takt eine Mehrheit von ungleichen Noten dar, so ist die Sonderung seiner Theile nothwendig. Nun kann jeder Takttheil, wie der Takt selber, eine oder mehrere Noten enthalten. Enthält er nur eine Note, so füllt diese ihn eben ganz aus, und es bedarf daher keiner weiteren Theilung. Enthält er aber eine Mehrheit von Noten, so mache man, wenn die Noten gleich sind, in dem gegebenen Takttheile so viele gleiche Abschnitte, als Noten vorhanden sind, und weise jeder Note einen dieser gleichen Theile zu. Sind dagegen die Noten von ungleichem Werthe, hat man zum Beispiel eine Viertel= und zwei Achtel=Noten, so nehme man an, der Takttheil sei in zwei gleiche Theile getheilt, von welchen der eine durch die Viertel=, der andere durch die beiden Achtel=Noten ausgefüllt wird. Man verbindet dann die letzteren durch eine horizontale, ober= oder unterhalb zu ziehende Linie, diese deutet an, daß Alles, was sie umfaßt, nur eine einzige Note ausmacht, die aber in zwei, drei oder überhaupt so viele gleiche Theile zerlegt werden muß, als Noten vorhanden sind. Geht die Theilung der ungleichen Noten noch weiter, enthält der Takttheil z. B. eine Viertel=, eine Achtel= und zwei Sechszehntel=Noten, so bediene man sich zweier übereinanderliegenden Horizontalen, von welchen die obere und längere die dem Viertel entsprechende Summe der Achtel und der beiden Sechszehntel, die untere und kürzere die mit der Achtelnote gleichwerthige Summe der beiden Sechszehntel anschaulich zusammenfaßt. Mehr als zwei Horizontale wird man nicht bedürfen, denn eine noch weitergehende Theilung der Noten ist weder gebräuchlich, noch auch würde sie in einer ihrem Zwecke entsprechenden Musik am Orte sein.

Es kann also durch Sonderung der einzelnen Takttheile vermittelst zweier Horizontalen der Werth aller Noten ausgedrückt wer=

den, zumal wenn man eine erweiterte Anwendung des Punktes zu Hülfe nimmt. Gegenwärtig hat der Punkt in der Musik immer nur den Werth der halben Note, welche ihm vorausgeht. Geben wir ihm einen Werth, der, wie bei den Noten, lediglich von der Stelle abhängt, die er einnimmt, so wird er, wenn er für sich allein einen Takt oder Takttheil bildet, andeuten, daß der vorhergehende Ton so lange festzuhalten ist, als der Takt oder der Takttheil andauert. Steht er aber neben anderen Noten, so zählt er wie diese, und gilt, wie diese, als Drittel, Viertel u. s. w., je nach der Anzahl der Noten, welche der Takttheil mit Einschluß des Punktes enthält.

Man sieht, daß es, um den verschiedenen Werth der Noten auszudrücken, keiner großen Mannigfaltigkeit von besonderen Zeichen oder Figuren bedarf. Dasselbe gilt von den Pausen; ein einziges Zeichen genügt, um sie alle klar und unzweideutig zu bestimmen. Wir wählen dazu die Null, weil sie doch auch zu den Ziffern gehört, und ihre zudem sehr einfache Gestalt den Mangel, welchen sie ausdrücken soll, schon äußerlich andeutet. Ihr Gebrauch ist sehr einfach: wir benutzen sie, was den Werth angeht, gerade so, wie die Noten oder Ziffern, da dieselben Regeln, welche für die Noten gelten, auch auf ihre Pausen anwendbar sind. So drückt denn die 0 blos durch ihre Stellung, und vermittelst der Punkte, die ihr, wie den Noten, folgen können, in diesem Fall aber natürlich die Fortdauer der Pausen andeuten, alle möglichen Pausen aus, und die große Menge der oft wunderlichen Zeichen, welche gegenwärtig zu diesem Zwecke im Gebrauche sind, wird überflüssig.

Aus den bis dahin erörterten allgemeinen Grundzügen lassen sich die besonderen Regeln für jede Art des musikalischen Ausdrucks leicht ableiten. Es kann in dieser Hinsicht keine Schwierigkeit entstehen, die nicht vorhergesehen, und durch eine consequente Entwicklung irgend eines dieser Prinzipien bereits gelöst wäre. Vergleichen wir nun das neue System mit dem herrschenden, so sind seine Vorzüge ebenso mannigfach, wie offenbar. Es erleichtert das Erlernen der Musik in hohem Grade, denn 1) enthält es eine weit geringere Zahl von Zeichen, 2) sind diese Zeichen von viel einfacherer Art, als die gebräuchlichen: man darf wohl behaupten, daß die Noten durch ihre Stellung allein weit mehr variiren, als die Ziffern durch Stellung und Gestalt zusammen; 3) stellen diese Zeichen unmittelbar als solche die Intervalle und Verhältnisse der Töne dar, welche sie ausdrücken, während die Unterscheidung dieser Intervalle und Tonverhältnisse in der gewöhnlichen Musik, wo sie durch schwer zu behaltende Stellungen, der Gattung und Art nach aber gar nicht ausgedrückt werden, sehr schwierig ist und viele Uebung erfordert; 4) erhält die Analogie der Octaven, die doch immer nur die Wieder-

holung derselben Töne sind, einen bestimmten Ausdruck, der in der üblichen Musik durchaus fehlt, so daß schon bei dem Abstande von nur einer Octave durch die umgekehrte Stellung derselben Note eine durchgreifende Verwirrung entsteht; 5) hat ein und dasselbe Zeichen stets nur ein und denselben Namen, während gegenwärtig jede Position unter jedem Schlüssel sieben verschiedene Namen haben kann; 6) werden die einzelnen Takttheile genau unterschieden und die Werthe der Noten, wie ihre Pausen, auf eine einfachere und allgemeinere Weise bestimmt; 7) kann, da die Tonart immer bekannt ist, mit Leichtigkeit präludirt und der richtige Ton getroffen werden, was nach dem üblichen Systeme keineswegs der Fall ist.

Bietet somit die neue Methode den wesentlichen Vortheil, die Musik schneller und leichter zu erlernen, so macht sie es andererseits auch viel bequemer, sie zu schreiben. Zudem erfordert sie weit weniger Raum, gestattet die Anwendung des gewöhnlichen Papiers, und da sie zugleich nur solche Charaktere verwendet, die dem Drucker ohnehin zu Gebote stehen, erspart sie dem Komponisten, wie dem kaufenden Publikum die erheblichen Kosten des Notenstichs. Dem Komponisten aber gewährt sie noch den andern sehr wichtigen Vortheil, daß seine Harmonien und Akkorde durch die bloße Ansicht der Zeichen erkannt werden, ohne daß es jener Sprünge von einem Schlüssel zum andern bedarf, welche eine sehr lange Uebung erfordern, und Manchem doch nie recht geläufig werden.

Rousseau zweifelte keinen Augenblick, daß es nur der Kenntniß seines neuen Systems bedürfe, um ihm vor dem herrschenden den Vorzug zu geben. Mochten sich auch die Musiker von Fach, in ihrer eitlen Selbstüberhebung und sklavischen Abhängigkeit von der liebgewordenen Gewohnheit, seiner Annahme widersetzen, die Männer der Wissenschaft, so schien es ihm, konnten sich der unbedingten Anerkennung seines Werthes nicht entziehen. Bald aber wurde ihm klar, daß er sich geirrt hatte.

Die Kommissare der Akademie gehörten zu ihren hervorragendsten Mitgliedern. Es waren Männer von Geist und ausgebreiteten Kenntnissen und, wenn auch keine Musiker von Fach, doch in musikalischen Dingen nicht unerfahren und theilweise wenigstens mit der musikalischen Praxis vertraut. Zwei von ihnen, der bekannte Physiker de Mairaut und Herr de Fouchy, galten mit Recht für geschickte Dilettanten, und spielten ihre Instrumente gewandt genug, um in gesellschaftlichen Kreisen mit Beifall gehört zu werden. Ob sie deßhalb im Stande waren, über ein Projekt, wie das vorliegende, ein endgültiges Urtheil abzugeben, steht dahin. Rousseau glaubte im Laufe der Besprechungen, die er mit ihnen hatte, immer deutlicher

wahrzunehmen, daß sie unfähig seien, ihn und seine Vorschläge zu verstehen. Er sah mit Erstaunen, daß „wenn die Gelehrten zuweilen weniger Vorurtheile hegen, als die übrigen Menschen, sie um so zäher an denjenigen festhalten, welche sie einmal haben.“ Wie schwach und falsch ihre Einwendungen meist waren, er bemühte sich vergeblich, sie durch seine, wie er glaubte, schlagenden Gründe zu beseitigen. Sie hatten stets einige „hochklingende Phrasen bei der Hand, vermittelst deren sie ihn widerlegten, ohne ihn begriffen zu haben.“

Man machte ausfindig, daß schon vor Zeiten ein gewisser Mönch, Souhaitté, die Tonleiter durch Ziffern bezeichnet habe, und glaubte deßhalb die Originalität des Rousseau'schen Systems in Frage stellen zu dürfen. Es nützte seinem Erfinder wenig, daß er versicherte, vom Pater Souhaitté nie etwas gehört zu haben, und auf den Unterschied hinwies, welcher zwischen der einfachen Bezeichnung der 7 Töne der Skala, wie sie der Mönch für den Chorgesang angewandt hatte, und seiner ebenso durchgreifenden, wie auf all und jede Musik anwendbaren Reform bestehe. Man blieb bei der Ansicht, daß seine Erfindung nicht neu sei, was ihn um so mehr kränken mochte, da sie in einem gewissen Sinne allerdings richtig war. Peinlicher noch mußte es für ihn sein, als man die Brauchbarkeit seiner Methode grade für den Zweck leugnete, für welchen sie sich, seiner Ueberzeugung nach, vorzugsweise eignete. Er glaubte nämlich, daß sein Verfahren besonders der Instrumental-Musik zu Statten kommen werde, sofern dasselbe die Transposition oder die Uebertragung aus einer Tonart in die andere wesentlich abkürze und erleichtere. Die Akademiker aber theilten das Vorurtheil mancher Musiker, daß die Ausführung der Musik vermittelst der Transposition nichts tauge. So geschah es, daß „einer der am meisten in die Augen springenden Vorzüge des Systems sich für sie in einen unwiderleglichen Einwurf gegen dasselbe verkehrte.“ Sie entschieden dahin, daß die neue Bezeichnung der Noten für die Vokalmusik zwar sehr geeignet, für die Instrumentalmusik aber nicht zu empfehlen sei. Das Urtheil der Akademie entsprach natürlich der Ansicht ihrer Referenten; sie stellte Rousseau ein Certifikat aus, in welchem es zwar an schmeichelhaften Wendungen nicht fehlte, im Grunde aber doch nur ausgesprochen wurde, daß die neue Methode weder neu, noch von Nutzen sei.

Wenigstens nahm Rousseau die beschränkte Anerkennung, welche seinem Systeme allerdings zu Theil wurde, als eine Verwerfung desselben auf. Er sah sich in seiner Erwartung bitter getäuscht; der zweifelhafte Erfolg gab seiner selbstgewissen Zuversicht ein empfindliches Dementi. Sein Stolz fühlte sich gekränkt, sein Ehrgeiz hatte

die gehoffte Befriedigung nicht gefunden; die Aussicht auf eine ruhmreiche und zugleich die Existenz sichernde Stellung erwies sich als eitel. Es stand indeß für ihn zu viel auf dem Spiele, als daß er sich so leicht hätte bescheiden können. Er sah die Ursache des Mißlingens nicht in der Mangelhaftigkeit seiner Vorschläge, sondern in der Befangenheit und Unfähigkeit ihrer Beurtheiler. Bald stand der Entschluß fest, von ihrem Forum an das des Publikums zu appelliren. Er schloß sich in sein Zimmer ein und ging an die Arbeit. Nach zwei bis drei Monaten eines angestrengten und beharrlichen Fleißes war sie vollendet, und die Abhandlung sur la Musique moderne — ein Titel übrigens, welcher den Inhalt keineswegs genau bezeichnet — konnte dem Druck übergeben werden. Indeß die gewöhnliche Verlegenheit angehender Schriftsteller trat auch hier ein. Es wollte sich geraume Zeit kein Verleger finden, bis endlich durch Vermittlung eines Freundes Quillau, der Vater, bewogen wurde, die Herausgabe zu übernehmen. Im Anfange des Jahres 1743 erschien die Schrift. Rousseau hoffte, sie werde ihm Geld und Ruhm eintragen; sie brachte aber keines von beiden. Die Hälfte des Ertrages, welche er sich vom Verleger ausbedungen hatte, scheint der Uebersendung nicht werth gewesen zu sein, und der allgemeine rauschende Beifall des Publikums, den er erwartete, reduzirte sich auf die ziemlich kühle Anerkennung, welche die Kritik in der einen oder andern Zeitschrift laut werden ließ.

Offenbar hatte die Schrift in der Lesewelt wenig Anklang gefunden. Es läßt sich auch eben nicht sagen, daß sie eine an sich interessante Lektüre darbietet. Ihre Form ist nicht so anziehend, daß sie, abgesehen vom Inhalte, irgendwie fesseln könnte. Sie gibt mehr eine motivirende Untersuchung, als eine abgerundete Darstellung ihres Gegenstandes. Die Begründung und Entwicklung des Einzelnen ist in der Regel vortrefflich, aber dem Ganzen fehlt es nicht selten an der nöthigen Uebersicht und zweckmäßigen Ordnung. Der Ausdruck ringt, und meist mit Erfolg, nach Klarheit und Präcision, schön oder gefällig ist er nicht. Eher könnte man ihm eine gewisse Schärfe und Strenge zuschreiben, mit welcher sich an manchen Stellen eine nicht geringe Energie verbindet. Schon verräth sich deutlich jener eindringende und consequent fortschreitende Verstand, der in einigen der späteren Werke Rousseau's den Dingen auf den Grund sieht, und aus dem, was er dort wahrgenommen, mit unerbittlicher Logik seine rücksichtslosen Folgerungen zieht. Man bemerkt nicht minder die Spuren des stolzen, aber kräftigen Selbstgefühls, mit welchem er die Ergebnisse seines Nachdenkens als zweifellose Wahrheiten hinzustellen, und etwaige Angriffe zurückzuweisen liebt. Seine Haltung zeigt bereits eine gewisse Kühnheit, die aber unbe-

fangen, weil natürlich ist, und nicht verletzt, da sie sichtlich aus dem Bewußtsein des Rechtes entspringt. Freilich treten diese persönlichen Eigenthümlichkeiten noch nicht so bestimmt und merkbar hervor, daß sie um ihrer selbst willen die Aufmerksamkeit auf sich ziehen könnten. Zudem ist es im Allgemeinen vorzugsweise der Stoff eines Schriftwerkes, welcher über die Theilnahme des größern Publikums entscheidet, und dieser konnte hier nur Wenige, im Grunde lediglich die ausübenden Musiker, interessiren.

Sie indeß mochten im Ganzen wenig geneigt sein, auf einen Collegen zu hören, der von ihnen in nicht gerade schmeichelhaften Ausdrücken sprach, und sie drängte, lieb gewordenen Vorurtheilen und Gewohnheiten zu entsagen. Rousseau hat gewiß Recht, wenn er wiederholt von dem „engen und bornirten Geiste der Musiker“ spricht, „die von der gegenwärtigen Vollendung ihrer Kunst viel zu sehr eingenommen seien, als daß sie die Mängel derselben auch nur wahrnehmen könnten.“ Nur durfte er nicht hoffen, sie durch solche Urtheile für seine Reformen günstig zu stimmen. Die persönliche Kränkung konnte nur die Folge haben, daß die Schwierigkeiten, welche in der Sache selbst lagen, noch größer erschienen, als sie wirklich waren. Der junge Reformator scheint nicht bedacht zu haben, daß es sich mit der überlieferten Praxis ähnlich verhält, wie mit einem alten Gebäude, in das man sich eingewohnt hat; man wirft weder die eine, noch das andere gern über den Haufen, behilft sich mit gelegentlichen Ausbesserungen und schiebt den Neubau, so lange es eben gehen will, auf. Mit dem Alten vertraut, kennt man seinen Werth; man weiß, was man an ihm hat, während das Neue, mag es auch an sich als das Bessere erscheinen, doch erst die Probe bestehen muß. Rousseau bezeichnet als das größte Hinderniß für die Annahme seines Systems die Besorgniß, daß „man die Zeit verlieren möchte, welche man auf die Erlernung desselben verwende.“ Es half ihm wenig, daß er versicherte, seine Methode gebe so klare Vorstellungen, daß man, selbst wenn man die Musik vermittelst der gewöhnlichen Zeichen erlernen wolle, noch Zeit gewinnen werde, wenn man mit den seinigen anfange. Größere Wirkung hätte vielleicht ein praktischer Versuch gehabt, den er mit einer jungen Amerikanerin anstellte, wäre der vollständige Erfolg desselben in weitern Kreisen bekannt geworden. Immer aber war es eine thörichte Illusion, zu glauben, daß eine so durchgreifende Umgestaltung, auch wenn ihr keine persönlichen Antipathien entgegenstanden, schnell und allgemein anerkannt oder gar durchgeführt werden würde. Es ließ sich füglich nur eine heilsame Anregung und eine allmälige Anwendung erwarten; natürlich vorausgesetzt, daß die Prinzipien der vorgeschlagenen Methode richtig, und ihre praktische Benutzung thunlich war. Das

aber scheint uns, so weit wir von unserm Laienstandpunkte aus die Sache beurtheilen können, allerdings der Fall zu sein.

Man kann, glauben wir, nicht leugnen, daß die Bezeichnung der Töne durch Ziffern eine angemessenere ist, als die durch die üblichen Noten. Die Ziffern sind der natürliche und nothwendige Ausdruck der Tonverhältnisse, weil sich diese nur in Zahlen darstellen lassen. Töne und Ziffern bedingen sich gegenseitig, stehen zu einander in einer inneren Beziehung. Zu den Noten dagegen haben die Töne ein nur äußeres, durchaus conventionelles Verhältniß, so daß jedes andere Zeichen, wenn ihm der Zufall oder die Willkür den Vorzug gäbe, sie vertreten könnte. Freilich auch die Zahl oder Ziffer drückt das Wesen des Tones nicht aus; sie decken sich nicht, wie Form und Inhalt. Rousseau hat das sehr wohl erkannt; er unterscheidet bestimmt zwischen den Tönen an sich, und den Verhältnissen, in welchen sie in der Musik auftreten, und nur die letzteren sind es, für welche er die Ziffern als natürliche Zeichen betrachtet wissen will. Offenbar hat er Recht, um so mehr, da der natürliche Ausdruck zugleich auch der einfachere ist. Wir erinnern hier nur daran, wie durch die bloße Anwendung der Ziffern das Verhältniß der Töne zu ihrer Tonica, ihre relative Erhebung und Senkung, ihre Intervalle u. s. w., wie von selbst, leicht und sicher bestimmt werden. Ebenso richtig erscheint uns der Grundsatz, daß die Dauer der Töne von der des Taktes und seiner Theile abhängt, und ebendarum am einfachsten durch die Theilung der im Takte gegebenen Zeiteinheit angedeutet wird. Auch hier gibt die Natur der Sache das Mittel zu ihrer Darstellung, und wir sehen nicht ab, was sich gegen den Gebrauch desselben einwenden ließe, zumal die Bezeichnungsweise, welche Rousseau für die Fortdauer der Töne, wie für ihre Pausen gewählt hat, sich recht passend einfügt. Ueberhaupt kann man nicht verkennen, daß seine Methode ebenso natur- und sachgemäß, wie rationell begründet ist. Freilich genügt sie, wie sie vorliegt, nicht allen Anforderungen, die an ein vollständiges und erschöpfendes System der musikalischen Zeichen zu stellen sind. Rousseau selbst wußte das wohl; er hatte deßhalb die Absicht, ein ergänzendes Werk hinzuzufügen, in welchem das Fehlende nachgeholt, und das gesammte Detail, mit besonderer Beziehung auf den Unterricht, zur Sprache kommen sollte[6]). Von größerer Bedeutung ist ein anderer Einwand, den man gegen sein Verfahren erheben kann, und auch gleich anfangs erhoben hat. Als Rousseau sein System dem berühmten Musiker Rameau vorlegte, erkannte dieser sofort seine Vorzüge, aber auch seine schwache Seite. Er hob mit Recht hervor, daß es eine beständige Thätigkeit des Geistes erfordere, welche der raschen Ausführung nicht immer werde folgen können. Wenn bei

dem üblichen Verfahren die Verbindung und Aufeinanderfolge der Noten sich dem Auge auf den ersten Blick anschaulich darstelle, so könne sie bei seiner Methode nur durch ein successives Aussprechen der einzelnen Ziffern erfaßt werden, da die Anschauung hier gar nicht zu Hülfe komme. Rousseau konnte nicht umhin, diesen Einwurf unwiderlegbar zu finden, doch gab er sich in der Abhandlung Mühe, ihn zu entkräften, oder doch seine Bedeutung zu schwächen. Er berief sich darauf, daß auch die Zifferschrift auf den ersten Blick erkennen lasse, ob die vorausgehenden oder nachfolgenden Töne höher oder tiefer liegen, überdies aber den Vortheil gewähre, die Intervalle genau zu bestimmen. Man sieht, die Widerlegung trifft nicht ganz zu; es läßt sich eben nicht bestreiten, daß die Notenschrift anschaulicher ist. Sie ist es auch insofern, als sie den Werth der Noten durch die Veränderung ihrer Form dem Auge erkennbarer macht, als dies durch die Stellung der Ziffern und ihre Vertheilung auf die einzelnen Takttheile möglich wird.

Eine andre Frage wäre es freilich, ob das Auge auf Kosten des Geistes geschont werden darf, und die größere sinnliche Deutlichkeit den Mangel an Einheit und Zusammenhang rechtfertigen kann. Wir glauben sie nicht bejahen zu dürfen, halten aber dafür, daß die musikalische Praxis einer anschaulichen Darstellung der Tonverhältnisse nicht entbehren kann, und sie sich deßhalb nur mit einer Zeichenschrift einverstanden erklären wird, welche dieser Anforderung Genüge leistet. Die Methode Rousseau's thut das nicht, wenigstens nicht für die in complizirten und in wechselreichen Tonverhältnissen sich bewegende Instrumental-Musik. Das Urtheil der Akademie traf, scheint es, im Wesentlichen doch das Richtige. Auch ist es von der Folgezeit adoptirt worden; man hat die Zifferschrift Rousseau's vielfach, unverändert oder mit größeren oder geringeren Modifikationen, bei der Vokalmusik mit Erfolg angewandt, in der instrumentirenden Musik dagegen bisher so gut wie gar nicht benutzt[7]). Dieser halbe Erfolg ist freilich von sehr zweifelhafter Art, zumal die Instrumental-Musik, namentlich in unsern Tagen, vorherrscht und den Ton angibt. Auch entspricht derselbe unseres Erachtens keineswegs dem Werthe der Leistung. Mag die Methode Rousseau's in ihrer Ausführung nur auf den beschränkteren, einfacheren Theil der Musik anwendbar sein, die Prinzipien, auf welchen sie beruht, gelten doch für die Musik schlechthin. Man hätte sie anerkennen und versuchen sollen, diese Anerkennung durch eine dem Bedürfnisse mehr entsprechende Ausbildung des Systems für die Praxis fruchtbar zu machen. Doch usus est tyrannus, besonders in der Musik, und wird es wohl bleiben, so lange sie in den Augen des Publikums nichts ist, als ein amüsanter Luxusartikel, dessen Behandlung füglich den

Männern vom Fach und ihrer hergebrachten Routine überlassen werden kann.

Die Reform der musikalischen Zeichenschrift, wie sie von Rousseau projektirt wurde, ist an sich vielleicht kein Gegenstand von besonderer Wichtigkeit. Sie gewinnt ein größeres Interesse, wenn auch ihre Beziehung zu seiner Person in Betracht gezogen wird. Es ist schon angedeutet worden, daß das Bedürfniß nach ihr eben ein persönliches war. Sein schwaches oder doch kurzsichtiges Auge konnte sich in der komplizirten Notenschrift nicht zurechtfinden; seinem scharfen, in der Abstraktion geübten Verstande wurde es weit leichter, die Zahlenverhältnisse der Töne, als ihre räumlichen Beziehungen aufzufassen. Er zog die Ziffern den Noten aus demselben Grunde vor, aus welchem er den algebraischen Theil der Mathematik, wenigstens für sein persönliches Interesse, über den geometrischen stellte. Einmal auf die Ziffern hingewiesen, imponirte ihm die natürliche Einfachheit, welche der musikalische Ausdruck durch sie gewann. Sie zog ihn um so mehr an, als dieser einfache, natürliche Ausdruck seinem Bedürfnisse nach einem gleichartigen Inhalte entgegenkam. Der musikalische Sinn Rousseau's war von allem Anfange an auf die schlichte, kunstlose Melodie gerichtet, und diese ließ sich allerdings durch die Zifferschrift bequem und genau darstellen. Er konnte sich bei dieser um so leichter beruhigen, da er die Musik, für welche sie in ihrer Einfachheit nicht ausreichte, für verfehlt oder überflüssig hielt. Man sieht das aus manchen Stellen der Abhandlung, wo er gelegentlich die Grenzen bestimmt, welche eine „naturgemäße, besonnene oder verständige Musik“ nicht überschreiten dürfe [8]).

Gehen wir noch einen Schritt weiter, so mögen wir in dem Kampfe Rousseau's gegen die Notenschrift das bezeichnende Vorspiel jener bedeutungsvolleren Kämpfe erblicken, die er später auf größeren und wichtigeren Gebieten unternahm. Die Natur der Dinge, gegenüber den willkührlichen Satzungen einer überlieferten Convenienz, das ist das Thema, welches hier zuerst und zwar schon ziemlich stark angeschlagen wird. Ueberall im Verlaufe der Entwicklung seiner Ansichten und Vorschläge geht er von dem aus, was ihm die Natur der grade vorliegenden Verhältnisse an die Hand gibt. Auf sie lauscht er, von ihr läßt er sich leiten; was ihr gemäß, ist ihm wahr und vernünftig; was von ihr abweicht oder ihr widerspricht, erklärt er eben deßhalb für falsch und sinnlos. Es kommt nicht darauf an, ob er sie immer in ihrem ganzen Umfange richtig erfaßt; genug, daß sie durchgängig der Leitstern seiner Untersuchungen und das Kriterium seiner Ansichten ist. Diese hohe Geltung des Naturgemäßen verbindet sich dann mit einer großen Verehrung für das Ursprüngliche, Anfängliche. Man begreift das leicht; die Natur der Dinge tritt am

deutlichsten in ihren historischen Anfängen hervor, und ihre Herstellung fällt daher in einem gewissen Grade mit der Erneuerung dieser Anfänge zusammen. Schon das Motto der Abhandlung incumbit animus in pristina (Lucretius) spricht diese Vorliebe Rousseau's für das Alte, welches er zunächst im Antiken wiederfand, aus. Mehr noch beweist die Mühe, die er sich gibt, um zu zeigen, daß seine Zifferschrift auch von den alten Griechen gekannt und angewandt worden, sofern die Buchstaben, deren sie sich zur Bezeichnung der Töne bedienten, diesen Gebrauch nur ihrer Eigenschaft als Zahlzeichen verdanken.

Es ist eine weitere Consequenz dieses Standpunktes, daß er zwar auf die historische Entwicklung, aber doch nur insoweit eingeht, als sie die unmittelbare Entfaltung der natürlichen Eigenthümlichkeit ist. Die Sympathie für das Ursprüngliche scheint unverträglich mit einem wahrhaften Verständniß der Geschichte. Wo sie vorwaltet, gilt der geschichtliche Prozeß weit mehr als ein Abfall von der Wahrheit, als eine Verkehrung und Verwicklung des einfachen, natürlichen Inhaltes, und er wird, weil seine eigentliche Bedeutung verborgen bleibt, nur obenhin und gelegentlich berücksichtigt. Auch die Abhandlung Rousseau's nimmt wiederholt Bezug auf die Geschichte der Tonschrift; was sie aber von ihr weiß und mittheilt, ist recht dürftig und oberflächlich. Wozu auch genauer und eingehender verfolgen, was, wie das hier von der Notenschrift angenommen wird, schon in seinem Ursprunge ein unverbesserlicher Irrthum war? Die Geschichte, welche auch später Rousseau's schwache Seite geblieben ist, war es auch gleich anfangs; seine Stärke liegt in den allgemeinen Prinzipien, in dem Nachdrucke, mit welchem er sie feststellt, und in der Consequenz, mit welcher er sie entwickelt. Auch das ist eine Folge, oder wenn man will, ein anderer Ausdruck des Naturstandpunktes. Die Natur der Dinge ist ihr allgemeiner Inhalt, welchen das Denken in seine prinzipiellen Bestimmungen sondert und fixirt. Rousseau ist überall bestrebt, die Natur der Töne und ihrer Verhältnisse auf einen allgemeinen Ausdruck zu bringen; er geht von dem Gegebenen aus, um aus ihm den normirenden Grundsatz zu abstrahiren, der dann seinerseits die Quelle der Regeln bildet, welchen die Praxis zu folgen hat. Denn die stete Rücksicht auf die Praxis ist für Rousseau ebenso charakteristisch, wie sein beständiges Zurückgehen auf die natürlichen Prinzipien. Man kann sogar sagen, daß die letzteren ihn nur in soweit wahrhaft interessiren, als sie eine praktische Verwirklichung fordern oder zulassen. Jedenfalls ist es von Bedeutung, daß grade die Arbeit, mit welcher er in seine literarische Laufbahn eintrat, sich mit einer wesentlich praktischen Frage beschäftigt, und eine praktische Lösung derselben anstrebt. Sie gibt aber auch im Ganzen, freilich

in noch schwachen und undeutlichen Umrissen, schon ein treues Bild des spätern berühmten Schriftstellers, und verdient eben deßhalb eine größere Beachtung, als sie um ihrer selbst willen in Anspruch nehmen darf.

II.

Der Zweck, welcher Rousseau nach Paris geführt hatte, war verfehlt, der Versuch, wie mit einem Sprunge den Gipfel des Ruhmes zu erreichen, mißlungen. Einen Gewinn trug er indeß doch aus dieser Niederlage davon. Er war im gelehrten und literarischen Paris in etwa heimisch, mit den angesehensten Vertretern der Wissenschaft bekannt geworden, und wenn auch seine Conferenzen mit den Akademikern den Nimbus zerstreuten, von welchem bis dahin die Häupter dieser Stimmführer auf dem Gebiete des Geistes in seinen Augen umgeben waren, er trat ihnen eben deßhalb näher, und durfte sich fortan als ein, wenn auch nicht grade ebenbürtiges Mitglied ihres Kreises betrachten. Zunächst hatte das freilich keine praktischen Folgen. Ohne den Verkehr mit seinen neuen Bekannten ganz abzubrechen, zog er sich doch aus dem mehr öffentlichen Leben, in welchem er sich eine Weile bewegt hatte, zurück. Nicht als ob ihn ein besonderer Unmuth oder der Schmerz getäuschter Erwartung erfüllt hätte. Es war mehr ein Bedürfniß der Ruhe, die Abspannung, welche der lebhaften Erregung auf dem Fuße folgte, was ihn bestimmte, sich auf sich selbst und seine nächste Umgebung zu beschränken.

Es war ihm eben nicht eigen, sich das Mißlingen eines Planes so sehr zu Herzen zu nehmen. Man grämt sich darüber nur dann, wenn entweder die Sache selbst, die durchgesetzt oder der äußere Zweck, welcher erreicht werden soll, so innig mit dem eignen Bewußtsein und Leben verwachsen ist, daß man ohne sie nicht existiren zu können meint. Bei Rousseau war das nur selten und nie dauernd der Fall. Weder das lebendige Bewußtsein und das unabweisbare Bedürfniß der persönlichen Freiheit, noch der ideale Charakter seiner Anschauungsweise ließen eine so unbedingte Entäußerung zu. Nichts fesselte ihn in dem Grade, daß es ihn ganz in Anspruch genommen hätte, und wenn Leidenschaften, wie Ehr- und Ruhmsucht, ihn zeitweilig beseelten, so beherrschten sie ihn doch nicht mit ausschließender Gewalt. Menschen von seiner Art geben sich den äußern Dingen, wie den innern Strebungen immer nur unter dem unwillkührlichen Vorbehalte hin, daß ihre persönliche Selbständigkeit gewahrt bleibe. Darum sind aber diese Interessen und Erregungen, so lange sie eben bestehen, nicht weniger wahr und wirklich. Es ist sogar ihre große

Lebhaftigkeit und Tiefe, wodurch ihre längere Dauer in Frage gestellt wird. Die Gefahr, sich an irgend eine seiner Affektionen zu verlieren, treibt das Ich, sich von ihnen zu befreien, um sich in sich selbst und seinem allgemeinen Inhalte zu befriedigen. Es strebt nach ruhigem Selbstgenuß, und kann diesen um so weniger entbehren, je größer der Kraftaufwand ist, welchen es im Dienste eines bestimmten Gedankens oder Zweckes hat aufbieten müssen.

Ohne Zweifel nahm Rousseau an der Sache, die er verfocht, ein ernstes, aufrichtiges Interesse. Gewisser noch ist, daß der Wunsch, sich auszuzeichnen und eine glänzende Rolle zu spielen, lebhaft genug war, um ihn alle verfügbare Kraft aufbieten zu lassen. Nachdem sich aber einmal herausgestellt hatte, daß er sich vergeblich bemühe, hörte die Sache, wie der Zweck auf, wir sagen nicht, ihn zu beschäftigen, wohl aber, ein wirksames Motiv der Thätigkeit abzugeben. Er überließ sich der Ruhe, oder wie er selbst das nennt, seiner „natürlichen Trägheit,“ lebte sorglos in den Tag hinein und wartete ab, was der Zufall oder die Vorsehung ihm in den Schoß werfen würde. Noch standen ihm einige Louisd'or zur Verfügung, die für's Erste zur Befriedigung seiner mäßigen Bedürfnisse genügten. Es kam ihm jetzt, wie später unter ähnlichen Verhältnissen, sehr zu Statten, daß ihm nur eine einfache, geregelte, doch aber zugleich anständige Lebensweise zusagte. Er konnte mit Wenigem lange ausreichen, weil ihm Alles, was in das Bereich des Luxus gehört, gleichgültig, und der Hang zu kostspieligen Ausschweifungen fremd war. Erziehung und späteres Leben hatte ihn das bescheidene, bürgerliche Wesen liebgewinnen lassen, während der angeborene ideale Sinn und die vorwiegend geistige Richtung ihn über den Einfluß der materiellen, trivialen Seite desselben hinaushob. Es war daher das Einfache in gefälliger, schöner Form, wodurch er sich auf dem Gebiete des täglichen Lebens angezogen und befriedigt fühlte.

Man bemerkt diese Vorliebe sowohl in der Kleidung und Nahrung, wie in der Art und Auswahl seiner Erholungen. Ein einfacher Anzug, schmucklos, aber sauber, einfache Speisen, ohne Raffinement, aber schmackhaft zubereitet, einfache Vergnügungen, die keinen erheblichen Aufwand erfordern, und doch einer höhern Sphäre angehören, darauf ist sein Sinn gerichtet, sobald er, sich selbst überlassen, ihm folgen kann. So führte er auch jetzt, mitten in dem lärmenden, verführerischen Paris, ein ruhiges, unschuldiges Stillleben. War er nicht zu Hause bei einer gelegentlichen Arbeit, so spazierte er im Garten des Luxembourg umher, und recitirte die Verse Virgil's, bis er sie auswendig wußte. Am Nachmittage besuchte er das Kaffé, las die Zeitungen oder spielte Schach mit den berühmten Meistern dieser Kunst, welche sich, wie Philidor, de Légal u. s. w.

dort zu versammeln pflegten. Abends ging er in's Theater, aber nur an den Tagen, an welchen er das Kaffé nicht besuchte, denn eine doppelte Ausgabe würde seine geringe Baarschaft bald erschöpft haben.

Ueberhaupt, wie sorglos er dahin lebte, er hielt doch möglichst Haus mit dem, was er hatte, und ohne seine Bedürfnisse und Ausgaben sonderlich zu beschränken, trug er doch Sorge, sie möglichst lange befriedigen zu können. Auch vergaß er nicht, daß das bei aller Oekonomie bald unmöglich sein werde, und sah sich daher, wiewohl ohne ängstliche Hast, nach neuen Hülfsquellen um. Immer noch glaubte er an die Möglichkeit, den Ruhm und das Glück durch einen kühnen Griff zu erringen. Es komme, dachte er, nur darauf an, sich in irgend einer Beziehung auszuzeichnen; wer die erste Rolle, gleichviel welche, spiele, könne sicher sein, ein gesuchter und gemachter Mann zu werden. An dem guten Willen, dieser Einsicht gemäß zu handeln, fehlte es nicht. Leider bot sich, trotz allen Umherspähens, auf der weiten Bühne des Lebens keine Rolle dar, die er hätte übernehmen können. Ihn selbst mochte das befremden, denn er hatte nicht Unrecht, wenn er sich eine gewisse Universalität der Anlage zutraute; seine Befähigung war in der That von Natur fast unbeschränkt. Aber andererseits konnte er sich mit Hingebung und Erfolg doch nur solchen Gegenständen widmen, die ihn persönlich interessirten. Wenn auch der Geist nach Belieben wählen durfte, die Wahl war doch an die Zustimmung des Herzens gebunden, und diese hing, wie sehr auch äußere Zwecke scheinbar bestimmend einwirkten, in letzter Instanz nur von dem Inhalte der Sache und ihrer Beziehung zum innern Leben ab. Es war daher natürlich, daß das willkührliche Suchen nach einem Gegenstande der Thätigkeit erfolglos blieb; so lange er eben *suchte*, *fand* sich das Rechte nicht.

Diese Lage, wie leicht er sie auch nahm, hätte am Ende doch in ökonomischer Beziehung peinlich werden können. Glücklicherweise hatte er nicht all und jede Verbindung mit der Außenwelt abgebrochen. Auch war er, trotz der überspannten Hoffnungen, die er im Grunde hegte, verständig genug, sich nach solchen Auskunftsmitteln umzusehen, die im Bereiche der Möglichkeit lagen. Mochte er auch die Dinge gehen lassen, wie sie wollten, er mied doch Alles, was ihm nachtheilig werden konnte, und suchte sich, wo und wie es anging, zu empfehlen. Durfte er sich ja nicht verhehlen, daß er selbst fortan einzig und allein seines Glückes Schmied sein müsse. Wohl mochte ihn in manchen Augenblicken die Sehnsucht nach jenem ruhigen, behaglichen Leben beschleichen, welches er mit Mama geführt hatte, zumal die Zweifel an der eignen Kraft sich nicht immer abweisen ließen. Indeß die Rückkehr zu den alten Verhältnissen war

unmöglich, und der Gedanke an Frau von Warens konnte nicht länger die Neigung, von ihr seine Zukunft abhängig zu machen, begünstigen. Im Gegentheile mußte er ihn stets an seine Pflicht erinnern, die ihrige zu sichern. Auch ist es nicht zweifelhaft, daß das Bewußtsein dieser Pflicht großen Antheil an der Sorge hatte, mit welcher er eine feste Lebensstellung zu gewinnen strebte.

Abbé Castel, ein gutmüthiger Sonderling, mit welchem er bald nach seiner Ankunft in Paris bekannt geworden war, und dem es leid that, den jungen Mann seine Zeit und Kraft so zwecklos verschwenden zu sehen, gab ihm eine Auskunft an die Hand, an die er bis dahin nicht gedacht hatte. „Da die Musiker und Gelehrten," sagte er ihm, „nicht nach Ihrer Pfeife tanzen wollen, so versuchen Sie es einmal mit den Frauen. Ohne sie ist in Paris nichts zu machen; sie sind gleichsam die Kurven, zu welchen die Weisen sich wie ihre Asymptoten verhalten; sie nähern sich ihnen unaufhörlich, ohne sie jedoch jemals zu berühren." Uebrigens ließ er es bei dieser jovialen Erklärung nicht bewenden. Er empfahl seinen Schützling mehreren einflußreichen Damen seiner Bekanntschaft. Zugleich drängte er ihn durch wiederholte Mahnungen so lange, bis er die ihm eigene Schüchternheit überwand, und sich entschloß, sein Heil auf dem neuen Wege zu versuchen. Auch führte derselbe, wie wir später sehen werden, allmälig zum Ziele. Anfangs aber zeigte er manche Unebenheiten, über die nicht ohne Anstoß hinwegzukommen war. Wenig geschickt, in der vornehmen Welt, und namentlich in Gesellschaft von Damen sich frei und sicher zu bewegen, war er sich doch seiner Bedeutung zu sehr bewußt, als daß er nicht ihre volle Anerkennung hätte fordern, nnd jede Beeinträchtigung seiner Person zurückweisen sollen. Gleich bei seinem ersten Eintritt in diese Kreise gab er zu erkennen, daß er nicht gesonnen sei, sich irgend etwas zu vergeben, um ihre Gunst zu gewinnen.

Der Abbé hatte ihn veranlaßt, einer seiner vornehmen Gönnerinnen, der Frau von Bezenval, einen Besuch zu machen. Diese Dame, von Natur recht gutherzig, aber stolz auf ihre Abstammung aus einer polnischen Adelsfamilie, nahm ihn freundlich auf, lud ihn auch, als er sich empfehlen wollte, zum Diner ein. Rousseau blieb, hatte aber kaum bemerkt, daß man beabsichtige, ihn mit der Dienerschaft speisen zu lassen, als er aufstand, um sich unter einem schicklichen Vorwande zu entfernen. Die anwesende Tochter der Dame, Frau von Broglie, errieth indeß den wahren Grund, und wiederholte die Einladung in einer Form, welche dem beleidigten Stolze die erforderliche Genugthuung gab. Rousseau hat ihr das nie vergessen; unfähig, wie er war, sich selbst in größerer Gesellschaft zur Geltung zu bringen, fühlte er sich denjenigen zu großem und dauerndem Danke

verpflichtet, welche hinter der wenig versprechenden Außenseite seinen innern Werth erkannten, und ihm die Beachtung schenkten oder verschafften, die er selbst sich nicht gewinnen konnte. Auch dies Mal hätte er seiner neuen Beschützerin gerne bewiesen, daß sie ihre Gunst keinem Unwürdigen zugewandt habe. Indeß gab es für ihn, wenn er sich in ein günstiges Licht stellen wollte, keinen weniger geeigneten Ort, als einen vornehmen Pariser Cirkel, wo die Unterhaltung in witzigen, geistreichen Wendungen ohne wirklichen Inhalt, in einem belebten, reizenden Geplauder über nichtige Dinge verläuft. Er war außer Stande, sich in diesen Ton zu finden, und noch weniger vermochte er, ihn selbst anzuschlagen. Derselbe widersprach seinem ernsten Sinne, schloß jede tiefere Theilnahme des Herzens oder Gemüthes aus, ohne welche seine Zunge stets gefesselt blieb, und setzte eine gewisse Beweglichkeit, ein oberflächliches Umherschweifen des Geistes voraus, das ihm vollkommen fremd war. Versuchte er es ja zuweilen, sich an der Unterhaltung zu betheiligen, so verriethen seine täppischen Bemerkungen und verunglückten Scherze die Gewalt, die er sich angethan, und die Mühe, welche sie gekostet hatten. So war natürlich der Eindruck kein günstiger; man konnte ihn nach seinen Aeußerungen unmöglich für einen Mann von Geist oder Talent halten. Seiner Schwäche sich wohl bewußt, zog er es daher vor, zu schweigen, wie lebhaft er auch wünschte, es den Andern gleich zu thun.

In späterer Zeit, als seine Schriften in Jedermann's Händen waren, bedurfte er freilich keiner weiteren Legitimation. Damals aber, als er in der Pariser Gesellschaft erst festen Fuß zu fassen hatte, mußte er den in Rede stehenden Mangel doppelt schwer empfinden. Um ihn zu ersetzen oder vergessen zu machen, griff er zu einer Auskunft, die ihm allerdings nahe lag. Er las der Gesellschaft, in welcher er sich eben befand, gelegentlich die eine oder andere literarische Produktion vor, die er zu dem Ende bei sich führte. Waren auch diese Arbeiten ohne erheblichen Werth, so zeigten sie ihren Verfasser doch in einem besseren Lichte, als seine mündliche Rede. So zog er denn auch, als das Diner bei der Frau von Bezenval zu Ende ging, eine poetische Epistel aus der Tasche, die er in Lyon oder Chamberi an seinen Freund Parisot gerichtet, aber, wie es scheint, erst in Paris vollendet hatte [9]). Wir haben auf den Inhalt dieses poetischen Versuches schon oben mehrfach Bezug genommen. Es sind Selbstbekenntnisse, die hier Rousseau dem ältern Freunde ablegt; die Vergangenheit mit den mannigfachen Wandlungen, welche seine Denk- und Lebensweise erfuhr, wird in ihnen ebenso vorgeführt wie die Gegenwart mit ihrer zweifelhaften, widerspruchsvollen Lage. Der ausschließlich persönliche Inhalt ist wohl der Grund, daß diese

Dichtung vor manchen andern Arbeiten aus der frühern Zeit den Vorzug verdient. Die tiefe Erregung, in welcher der Verfasser schrieb, ist auch in der Darstellung erkennbar. Sie erfüllt das Ganze mit dem warmen Hauche einer lebhaften Empfindung, die auch den Versen einen gewissen Schwung verleiht. Man kann dem natürlichen Ausdrucke eines liebevollen, dankbaren Herzens seine Theilnahme, dem Ernste der Gedanken und der Erhebung des Sinnes seine Achtung nicht versagen. Die schmerzliche Resignation aber, zu welcher der Dichter, im Hinblick auf seine trüben Lebensschicksale und im Bewußtsein der Unfähigkeit, die Widersprüche zwischen seinem innern Wesen und seiner äußern Lage zu lösen, seine Zuflucht nehmen zu müssen glaubt, erregt unwillkürlich ein inniges Mitgefühl.

Es läßt sich denken, daß der warme, lebhafte Vortrag dieser Verse auf die Zuhörer Eindruck machte. Sie wurden, wie Rousseau erzählt, „zu Thränen gerührt," und bewiesen ihm fortan eine aufrichtige Theilnahme, die nicht ohne praktische Wirkungen blieb. Besonders nahm sich Frau von Broglie seiner an. Ueberzeugt, daß er berufen sei, eine hervorragende Stellung in der Welt einzunehmen, vielleicht auch persönlich für den gefühlvollen jungen Mann eingenommen, bemühte sie sich sogar, ihm die erforderliche Politur zu geben, und schenkte ihm zu dem Ende „die Bekenntnisse des Grafen von . . .," ein Werk des bekannten Schriftstellers Duclos, welches ihm als Wegweiser auf seiner neuen Bahn dienen könne. Freilich war er nicht geeignet, einem solchen Mentor zu folgen. Das Buch flößte ihm aber den lebhaften Wunsch ein, seinen Verfasser kennen zu lernen, und legte so den ersten Grund zu der engen Verbindung, welche später zwischen den beiden, in Charakter und Denkweise vielfach übereinstimmenden Männern manche Jahre hindurch bestand.

Eine zweite Verbindung, welche ebenfalls durch den Abbé Castel vermittelt wurde, war für die Einführung Rousseau's in die vornehmen Kreise der Hauptstadt von einer noch größeren Bedeutung. Das Haus des Generalpächters Dupin, welches sich ihm damals öffnete, gehörte zu den glänzendsten und angesehensten von Paris. Es ist bekannt genug, wie diese Finanziers im Besitze kolossaler Reichthümer, die freilich das Mark und der Schweiß des Landes schuf und nährte, durch maßlosen Aufwand die leichtgewonnenen Schätze vergeudeten. Sie umgaben sich in ihrem häuslichen und gesellschaftlichen Leben mit einer wahrhaft fürstlichen Pracht; hier fand der Luxus in jeder Form bereitwillige Aufnahme, und seine raffinirtesten Erzeugnisse einen stets offenen Markt. Was immer Glanz und Ansehen verbreitete, mußte den Hof dieser Finanzkönige schmücken und verherrlichen helfen. Kein Wunder, daß auch die Künste und

Wissenschaften zu ihrem Dienste aufgeboten wurden. Man konnte sie um so weniger ignoriren, da die geistige Bildung zu dieser Zeit als ein nothwendiges Requisit der persönlichen Geltung allgemein anerkannt war. Auch schmeichelte es dem Stolze und der Eitelkeit nicht wenig, sich als Mäcene der Künstler und Gelehrten zu geriren. Hat ja doch das Geld dem Geiste von jeher dadurch seinen Tribut gezollt, daß es ihn unter seinen Schutz zu nehmen und die eignen Blößen, wenigstens äußerlich, durch den ihm entliehenen Schmuck zu verdecken sucht.

So bildeten die Salons der Generalpächter, wenn sie anders nicht jeder höhern Bildung bar, und lediglich dem Mammon ergeben waren, die vielbesuchten Sammelplätze aller derjenigen, welche sich durch Geist und Talent auszeichneten. War es hierbei in der Regel nur auf äußeren Schein und leeren Schimmer abgesehen, so hatte die Anerkennung der geistigen Bestrebungen doch auch nicht selten ihren reellen Werth. Man konnte sich nicht füglich in dem Glanze der Wissenschaft und Künste sonnen, ohne sie auch werkthätig zu unterstützen, und dazu bot der mit dem Reichthum verbundene Einfluß die wirksamsten Mittel. Im Allgemeinen war es wohl so, wie Rousseau glaubte: einem talentvollen jungen Manne erschloß der Zugang zu einem solchen Hause die Pforten des Ruhmes und des Glückes. Von dem Hause Dupin konnte das ganz besonders gelten. Die Achtung, welche man hier der Wissenschaft und ihren Trägern zollte, war um so aufrichtiger, da das Haupt der Familie sich selbst mit wissenschaftlichen Studien und Arbeiten beschäftigte. Herr Dupin wagte sogar gegen den berühmten Montesquieu in die Schranken zu treten, indem er es unternahm, dessen Ansichten über die Finanzen und ihre Verwaltung zu widerlegen. Ob das Buch wirklich so bedeutend war, wie G. Sand (in der Geschichte ihres Lebens) versichert [10]), wissen wir nicht. Es war bereits gedruckt, und an einige Freunde vertheilt worden, als diese, oder, wie die Sand berichtet, Frau von Pompadour den Verfasser bestimmte, es zurückzunehmen. Jedenfalls zeugt es von einem größeren wissenschaftlichen Interesse, als in diesen Kreisen in der Regel gefunden wurde, und mochte das Motiv auch vorwiegend in literarischen Prätensionen, in dem eitlen Streben, sich den Namen und Ruf eines Schriftstellers zu erwerben, gelegen sein, es war doch sehr ungewöhnlich und verdiente alle Anerkennung, daß die hohe Finanz sich in Herrn Dupin der Literatur selbstthätig zuwandte.

Ihm stand dabei seine Frau theilnehmend und fördernd zur Seite. Selbst eine Freundin der Literatur, und der geistigen Bewegung ihrer Zeit mit Interesse folgend, ging sie auf die Studien und Arbeiten ihres Mannes eifrig ein, so daß dessen Schriften als die

gemeinsamen Werke beider Ehegatten betrachtet werden durften. Ueberhaupt scheint, trotz der Verschiedenheit des Alters — Madame Dupin war die zweite Frau des Generalpächters, und viel jünger als er — das eheliche Verhältniß Beider ein recht gutes gewesen zu sein, ein seltner Fall bei der Corruption, welche damals grade in dieser Beziehung in den höhern Ständen fast durchgängig herrschte. War es doch dahin gekommen, daß eine Frau, die ihrem Manne die Treue bewahrte, für eine ungewöhnliche Erscheinung gelten konnte. Madame Dupin hätte wohl Anspruch auf Entschuldigung gehabt, wenn sie dem allgemeinen Gebrauche gefolgt wäre. Sie war eine Tochter des bekannten Finanziers Samuel Bernard, aus seiner nicht grade legitimen Verbindung mit Madame Fontaine. Von ihren beiden Schwestern ließ sich die eine, Madame de la Touche, von dem galanten Herzog von Kingston nach England entführen; die andere, Madame Darty, war die Maitresse des Prinzen von Conti. Ihre Familie bot ihr also keine sehr anregenden Vorbilder weiblicher Tugend. Die Verbindung mit Dupin aber war, der herrschenden Sitte gemäß, das Werk, nicht der Neigung, sondern der Convenienz. Ihre Eltern hatten sie dem älteren Manne, welchem sie sich verpflichtet glaubten, aus Dankbarkeit gegeben, ein recht werthvolles Geschenk, denn ihre Mitgift bestand in einem ungeheuern Vermögen und der so einträglichen Stelle eines Generalpächters. Nehmen wir hinzu, daß sie für eine der schönsten und liebenswürdigsten Frauen von Paris galt, es also an zudringlichen Verehrern gewiß nicht fehlte, so ist die Versicherung Rousseau's, daß man ihr nie eine Verirrung habe vorwerfen können, allerdings geeignet, ihren Werth in ein günstiges Licht zu stellen.

Möglich freilich, daß diese Enthaltsamkeit mehr die Wirkung ihres Naturells, als die eines reinen Sinnes oder fester Grundsätze war [11]). Liebenswürdig wie sie stets erschien, lag doch in ihrem Wesen etwas Ernstes und Kaltes. Ein ruhiges Temperament scheint sie vor leidenschaftlichen Erregungen, ein gesunder, einfach heiterer Sinn vor Ausschweifungen bewahrt zu haben. Auch mochten die geistigen Interessen die sinnlichen Regungen in Schranken halten, und die Bedürfnisse des Herzens für sie weniger dringend sein, als der Wunsch, die glänzende Rolle in der Gesellschaft, zu welcher Vermögen, Rang und persönliche Begabung sie befähigten, ungestört fortzuspielen. Sie liebte es, Alles in ihre Nähe zu ziehen, was irgendwie Glanz um sich verbreitete. In ihrer prächtigen Wohnung, im Hotel St. Lambert, einem der schönsten Gebäude von Paris, ging die vornehme Welt, die Elite der Gelehrten, wie der reizenden Frauen beständig aus und ein. Man sah dort nur Herzoge, Gesandte, Ritter vom blauen Bande; Fontenelle, der Abbé de St. Pierre,

Bernis, Buffon, Voltaire u. s. w. bewegten sich hier neben den tonangebenden Damen der Zeit, einer Prinzessin de Rohan, der Gräfin Forcalquièr, Madame Mirepoix u. A. In ganz Paris gab es keine glänzendere Gesellschaft; wäre sie weniger zahlreich gewesen, es würde auch keine gewähltere gegeben haben.

Das war die Dame und das Haus, dem Rousseau jetzt näher trat, um eine durch manche Jahre fortbestehende Verbindung anzuknüpfen. Der befreundete Abbé und ein Exemplar seiner Abhandlung hatten ihm den Weg gebahnt. Madame Dupin empfing ihn sehr freundlich und zwar, wie es die Unsitte der Zeit gestattete, während sie im halben Negligee eben mit ihrer Toilette beschäftigt war. Eine gefährliche Situation für den reizbaren jungen Mann, der denn auch dem verführerischen Eindrucke nicht zu widerstehen vermochte. Kaum hatte er sich die reizende Frau, „die schön war, wie ein Engel," eine Weile gegenüber gesehen, als er den Kopf verlor und jene verwirrende Unruhe, die dem Verliebten eigen ist, sich seiner bemächtigte. Madame Dupin schien, was vorging, nicht zu bemerken, jedenfalls war sie Weib genug, ihrem jungen Verehrer den günstigen Eindruck nicht zu verargen, welchen sie auf ihn gemacht hatte. Mit gewinnender Freundlichkeit ging sie auf seine Interessen und Pläne ein, behandelte ihn sehr aufmerksam und ließ es nicht an dringenden Aufforderungen fehlen, seine Besuche zu wiederholen. Natürlich machte Rousseau von dieser Erlaubniß möglichst oft Gebrauch. Es verging fast kein Tag, an welchem er nicht im Hause der Geliebten erschien. Seine Neigung wuchs, und er brannte vor Begierde, sich zu erklären, wagte aber doch nicht, mit der Sprache herauszugehen. Wie huldvoll das Benehmen der Dame auch war, es lag doch nichts darin, was ihn zu einem solchen Schritte hätte ermuntern können.

Ihn dennoch zu wagen schien bedenklich; wurde er übel aufgenommen, so stand vielleicht eine Auflösung der eben angeknüpften Beziehungen und damit die Vernichtung aller Hoffnungen, die sich auf sie stützten, in Aussicht. Zudem imponirte ihm die glänzende Umgebung, in welcher er die Dame zu sehen pflegte. Diesem Kreise gegenüber war er sich doch seiner Bedeutungslosigkeit zu sehr bewußt, als daß er sich dem gefeierten Mittelpunkte desselben mit vertraulichen Worten hätte nähern mögen. Eher noch ließ sich das auf dem schriftlichen Wege versuchen. Die größere Entfernung hob den persönlichen Unterschied in etwa auf, und der Feder war er ohne Zweifel mächtiger, wie der mündlichen Rede. Er entschloß sich daher, ihr zu schreiben. Sie behielt den Brief mehrere Tage, ohne von ihm zu sprechen, dann aber gab sie ihn dem gespannten Liebhaber persönlich zurück, indem sie einige ermunternde Worte hinzufügte, deren kalter Ton die Glut der Leidenschaft im Herzen des jungen Mannes

alsbald auslöschte. Seine Besuche setzte er indeß vor wie nach fort, bis die Dame nach einiger Zeit, als er die Sache längst abgethan glaubte, zu verstehen geben ließ, daß er sie unterlassen möge. Man sieht nicht recht, was sie zu diesem auffallenden Schritte bestimmte. Wahrscheinlich hatte die schwärmerische Verehrung des schüchternen Anbeters anfangs ihrer weiblichen Eitelkeit geschmeichelt; nachdem es aber einmal zu einer Erklärung gekommen war, mochte sie das Bekanntwerden der Sache um so mehr besorgen, da sie schwerlich geneigt war, an einen so raschen Wechsel der Empfindungen zu glauben, wie er bei Rousseau wirklich statthatte. Uebrigens hob die Unterbrechung seiner Besuche den Verkehr mit ihrer Familie keineswegs auf. Namentlich ihr Stiefsohn, Herr de Francueil, welcher mit ihr wie mit Rousseau in ziemlich gleichem Alter stand, hatte sich enge an diesen angeschlossen. Die jungen Männer begegneten einander in der aufrichtigen Theilnahme, welche sie beide der Wissenschaft und Kunst zuwandten. In's Besondere bildete die Musik, welche Francueil nicht blos gründlich verstand, sondern auch mit Erfolg übte — er war ein vortrefflicher Violinspieler — ein festes und starkes Band, das seine Kraft auf lange Zeit bewahrte. Auch besaß Francueil jenes freundliche, heitere Wesen, von welchem sich Rousseau stets angezogen fühlte, während das herzliche Wohlwollen, welches er für seinen neuen Freund an den Tag legte, diesen, zumal in seiner gegenwärtigen Lage, höchst angenehm berührte. Wie es scheint, vereinigte der junge Finanzier mit der feinen, eleganten Haltung eines gewandten Weltmannes die Vorzüge einer nicht geringen geistigen Bildung und eines liebevollen, zum Wohlthun geneigten Sinnes. „Er wollte," sagt seine Enkelin, die Sand, von ihm [12]), „glücklich sein und glücklich machen." In der That kann er auch insofern als „der vollendet liebenswürdige Mann seines Jahrhunderts" gelten, als er dessen Selbstsucht von ihrer edlen Seite vertritt. Eine ideale Richtung, hohe sittliche Grundsätze darf man bei ihm nicht suchen, er lebte, um zu genießen, fand aber auch einen Genuß darin, seiner Umgebung ein genußreiches Leben zu bereiten. Sein stets heiterer, gleichmüthiger Sinn, so wie die reichen Geldmittel, welche ihm als Generaleinnehmer des Herzogthums d'Albret zu Gebote standen, erleichterten ihm das. Verschwenderisch, wie er war, machte er einen fürstlichen Aufwand. Wenn er sein Schloß Chateauroux besuchte, bildete eine Menge von Musikern, Lakaien, Köchen, von Pferden, Hunden und Schmarotzern aller Art sein Gefolge. Mehr noch kosteten die mannigfachen Liebhabereien, welchen er nachging. Von aufgewecktem Geiste und mit vielen kleinen Talenten ausgestattet, versuchte er sich an Allem; je nach der wechselnden Neigung spielte er bald den Uhrmacher, Drechsler, Schlosser,

Tapezierer oder Koch, bald den Maler, Dichter oder Componisten. Was er aber auch trieb, er hatte die Gabe, sich stets in einer Weise zu beschäftigen, die für ihn wie für Andere höchst angenehm war. Daß er auch in geschlechtlicher Beziehung sich keinen Zwang auflegte, läßt sich denken. Selbst ein schöner Mann und von sehr sinnlicher Natur, genügte ihm seine Frau, eine natürliche Tochter des an solchem Nachwuchs reichen Marschalls von Sachsen, um so weniger, da sie zwar eine recht sanfte, aber ziemlich häßliche Dame war. Doch hinderten seine anderweitigen Verbindungen nicht, daß er mit ihr in bestem Einvernehmen lebte.

In dem Umgange mit Francueil fand Rousseau genügenden Ersatz für den Verkehr mit dessen Mutter, die indeß keineswegs aufhörte, persönlichen Antheil an ihm zu nehmen[13]). Francueil hatte ihn liebgewonnen und sah ihn gerne um sich; Rousseau bezog daher, um mehr in seiner Nähe zu sein, eine Wohnung im Ballhause der Rue Verdelet, welche in die Rue Plâtriere, wo das Hotel Dupin gelegen war, ausläuft. Die beiden Freunde sahen sich nun oft und arbeiteten viel zusammen. Auch nahmen sie gemeinschaftlich an einem Cursus über Chemie Theil, welchen damals der berühmte Chemiker Rouelle abhielt[14]). So verliefen die Tage für Rousseau, in wechselnder Beschäftigung und nicht ohne mannigfachen Genuß, recht angenehm. Es fehlte indeß vor wie nach an einem bestimmten, ernsten Lebenszwecke, und wenn er sich vorläufig gegen etwaige Noth gesichert sah, von einer unabhängigen, ehrenvollen Stellung, wie er sie sich früher geträumt, war doch keine Rede. Im Grunde lebte er so ziemlich in den Tag hinein, ohne sich in seiner leichtfertigen Weise sonderlich um die Zukunft zu kümmern. Eine gefährliche Krankheit, von welcher er um diese Zeit ergriffen wurde, gab seinen Gedanken für eine Weile eine ernstere Richtung. Er hatte sich in Folge einer Erkältung eine Brustentzündung zugezogen, welche ihn an den Rand des Grabes brachte. Während er langsam genas, fand er Muße, über seine mißliche Lage nachzudenken, und die Schwäche und Trägheit zu beklagen, welche ihn trotz des Feuers, von dem er sich durchglüht fühlte, in einem Zustande geistigen Müßiggangs, beständig dicht an der Gränze des Elends hindämmern ließen. Der lebhafte Wunsch, daß es anders werden möge, trat mahnend und drängend hervor. Es fragte sich aber, wie er erfüllt werden könne.

Wieder war es die Musik, welche ihm die meiste Aussicht zu bieten schien; nur gedachte er diesmal nicht ihrer äußern Form, sondern ihrem Inhalte seine Thätigkeit zuzuwenden. Oefter schon war ihm, wenn er die Oper besuchte, die Schwäche und Bedeutungslosigkeit der dort vorgeführten Musikwerke aufgefallen, und wenn ihn auch die hohe Achtung vor dem fremden Talente mit Mißtrauen gegen seine eigenen

erfüllte, er hatte sich doch zuweilen sagen müssen, daß er „im Stande sei, Besseres zu leisten." Der Gedanke freilich, selbst eine Oper zu componiren, hatte immer wieder der Vorstellung von den unendlichen Schwierigkeiten, mit welchen er eine solche Arbeit verbunden glaubte, weichen müssen. Jetzt aber, in der Fieberglut der Krankheit, traten diese Bedenken zurück. Er überließ sich widerstandslos der Macht seines musikalischen Genius, und da ihm, was er zu Stande brachte, nicht ohne Werth zu sein schien, setzte er, während die Genesung fortschritt, die Arbeit nach einem geordneten Plane fort.

Dieser Plan war originell genug. Es handelte sich von einem heroischen Ballet in drei getrennten Akten, von welchen jeder die Liebe eines Dichters zum Inhalte haben und eine der drei herrschenden Tonweisen vertreten sollte. Zum Helden des ersten Aktes wurde Tasso gewählt; er schien sich für eine ernste, kräftige Musik ganz besonders zu eignen. Die des zweiten Aktes sollte einen weichen, zarten Charakter tragen, eben darum wurde ihm Ovid zugewiesen, während im dritten, Anakreon, der heitern Tonweise ein passender Spielraum geboten war. Auch wurde der erste Akt alsbald in Angriff genommen, und wiewohl die Arbeit um so schwieriger war, da der Componist zugleich sein eigener Dichter sein mußte [15]), so rückte sie doch bei dem lebendigen innern Antheile, welchen er an ihr nahm, ziemlich schnell vor. Vollendet wurde sie indeß nicht; wir werden daher erst später, wo sie wieder aufgenommen und zum Abschluß gebracht wurde, näher auf sie eingehen. Hier wollen wir kurz eines einaktigen Lustspiels gedenken, dessen Abfassung in diese Zeit fällt [16]).

Dasselbe hat den Titel: „die Kriegsgefangenen," und ist, wenn gleich in Idee und Ausführung unbedeutend, doch nicht ohne interessante Bezüge. Ein französischer Offizier ist in der Schlacht gefangen und nach Ungarn gebracht worden, wo er unter der Aufsicht eines dortigen Gutsbesitzers lebt. Er sieht die hübsche Tochter eines benachbarten Landedelmanns und verliebt sich in sie. Das Mädchen hat nicht übel Lust, die Neigung des schmucken und galanten Franzosen zu erwiedern. Der Vater aber hegt tiefgewurzelte Vorurtheile gegen die französische Nation, und das feindliche Verhältniß, in welchem sie zu seinem Lande und zu seiner Kaiserin steht, ist ganz geeignet, ihn darin zu bestärken. Zudem ist die Tochter mit dem Hausherrn des Franzosen, einem alten, reichen Sünder, verlobt. Die Hochzeit steht vor der Thür; man erwartet nur noch die Rückkehr eines Bruders der Braut, welcher als französischer Kriegsgefangener soeben seine Freiheit wieder erlangt hat und auf dem Heimwege begriffen ist. Inzwischen macht sich der alte Philister durch seine alberne Eifersucht bei aller Welt lächerlich, während die beiden jungen Leute sich ihrer Liebe immer mehr vergewissern. Leider haben sie wenig

Aussicht auf eine dauernde Vereinigung; der Vater des Mädchens will von dem Franzosen nichts wissen und hat überdies dem Nachbar sein Wort verpfändet. Ein Aufschub der Hochzeit wäre vielleicht zu erlangen. Nun aber erhält der Offizier von seinem Vater die Anzeige, daß man ihn gegen einen ungarischen Collegen, welcher von ihm gefangen, verpflegt und befreit, in nächster Zeit eintreffen werde, ausgewechselt habe, und zugleich die Aufforderung, nach dessen Ankunft sofort in die Heimath zurückzukehren. Natürlich darf er nicht säumen; Ehre, Ruhm und Pflicht mahnen dringend; auch fürchtet er seiner Neignng zu unterliegen, wenn er länger ohne Hoffnung bleibt. In dieser mißlichen Lage der Dinge erscheint dann der Bruder des Mädchens, um den Knoten zu lösen. Es versteht sich von selbst, daß es derselbe Offizier ist, welcher dem Vater des Franzosen Leben und Freiheit verdankt. Sehr erfreut, sich dem Sohne seines Wohlthäters erkenntlich beweisen zu können, tritt er für dessen Wünsche in die Schranken. Es wird ihm leicht, die Vorurtheile des Vaters zu beseitigen; seine beredte Schilderung der hohen Vorzüge des französischen Volkes, dessen edlen und liebenswürdigen Charakter er hat kennen lernen, bringt sie bald zum Schweigen. Die Ansprüche des läppischen Alten kommen natürlich nicht weiter mehr in Betracht; er muß unter dem Spott und Gelächter der Anwesenden seinem jungen Rivalen das Feld räumen.

Man sieht, der Stoff zu diesem Lustspiele will nicht viel bedeuten, wenn auch ein gewandter Dichter vielleicht etwas aus ihm hätte machen können. Rousseau hat es nicht verstanden, den dürftigen Inhalt durch eine geistvolle Behandlung zu verdecken. Seine Charakteristik ist sehr schwach, die Entwicklung der Aktion dürftig und unbeholfen, auch die Sprache nur stellenweise angemessen und fließend. Zu einem Dramatiker hat er offenbar nicht das Zeug, am wenigsten zu einem Lustspieldichter, die komischen Partien sind ohne Frage die schlechtesten. Was ihn veranlaßte, sich an solchen Arbeiten zu versuchen, ist nicht recht klar. Wahrscheinlich bewog ihn, ungewiß, wie er noch war, über die wahre Kraft und Richtung seines Geistes, das große Ansehen, in welchem damals das Theater stand, auch auf diesem Wege das ersehnte Ruhmesziel anzustreben. Seine Freunde nährten den eben nicht starken eigenen Glauben an seine poetische Begabung, und der bekannte Marivaux, welchem er damals seinen Narziß vorlegte, hatte es der Mühe werth gefunden, diese Komödie durchzusehen nnd zu feilen. So fuhr er denn fort, sich um den dramatischen Pegasus erfolglos zu bemühen, doch war und blieb er sich, wie es scheint, seiner Unfähigkeit bewußt. Der Zweifel an dem Werthe seiner dichterischen Produktionen bewog ihn, sie für sich zu behalten, wenigstens nur bei besonderen Anlässen mit ihnen hervor-

zutreten. Auch die „Kriegsgefangenen" blieben lange in seinem Pulte verschlossen, bevor sie Jemandem gezeigt wurden.

Freilich hatte er in diesem Falle noch einen besonderen Grund zur Zurückhaltung. Er empfand eine gewisse Scheu, sich als den Verfasser des Stückes zu bekennen, weil er fürchtete, das darin enthaltene enthusiastische Lob Frankreichs und der Franzosen möchte eine für seinen Charakter nachtheilige Deutung erfahren. Vielleicht hatte er nicht so ganz Unrecht. Das Stück ist in der That im Wesentlichen nichts als ein begeisterter Panegyrikus der französischen Nation, und was noch auffallender scheinen dürfte, ihres doch auch damals schon verrufenen Königs [17]). Daß er es damit aufrichtig meinte, glauben wir ihm gerne; seine Vorliebe für die Franzosen war schon früh hervorgetreten und hat sich auch später, als er Grund genug zur Abneigung hatte, nie verleugnet. Auch begreift man recht wohl, daß er gerade damals, wo die französischen Waffen eine Reihe von schmachvollen Niederlagen erlitten, den Drang fühlte, diese Zuneigung offen auszusprechen. Er empfand das Mißgeschick, welches sie betroffen, schmerzlicher, als die große Mehrzahl der Franzosen selbst, und er trat für die geliebte Nation in die Schranken, weil sie unglücklich war.

Immer aber stand die Vorliebe für sie mit seinem persönlichen Wesen, wenigstens mit dem Kerne und der Grundrichtung desselben in Widerspruch. Sie war darum nicht weniger wahr und aufrichtig; die Neigung kann sich recht wohl dem zuneigen, was der Gesinnung widerstreitet, und das Herz mag billigen, was der Kopf verwerflich findet. Ein solcher Gegensatz bedingt dann aber eine gewisse scheue Zurückhaltung, die nicht so leicht überwunden wird. Man fühlt es selbst, daß man mit sich nicht in Uebereinstimmung ist, und die Besorgniß liegt nahe, daß Andere den unwillkürlichen Zwiespalt für eine absichtliche Falschheit halten dürften. Rousseau mochte, da er aus seinen republikanischen Gesinnungen kein Hehl machte, und seine strengen Lebensansichten stets zu bekennen pflegte, sehr leicht in den Verdacht einer niedrigen Schmeichelei gerathen, wenn er als Lobredner des leichtfertigen Franzosenthums und seiner corrupten Monarchie auftrat. Jedenfalls that er gut daran, seine Dichtung nicht zu veröffentlichen, zumal sie eben nur durch diese französischen Sympathien auffallen konnte. Im Uebrigen enthielt sie nichts, was eine besondere Beachtung verdiente, wenn man nicht etwa den Grundgedanken, daß die rein menschliche Liebe auch über den Gegensatz der Nationalitäten triumphiren kann und soll, als bezeichnend hervorheben will. Er verdient das vielleicht um so mehr, da wir ihm auch in andern Schriften aus diesen Jahren, z. B. in „der Entdeckung der neuen Welt", in mannigfach wechselnder Gestalt begegnen.

III.

Was Rousseau bis dahin geschrieben hatte, gab für seinen schriftstellerischen Beruf noch durchaus keine Gewähr, es konnte sogar berechtigen, ihn in Zweifel zu ziehen. Auch war er selbst sehr weit davon entfernt, zu glauben, daß er zu dieser Art von Thätigkeit vorzugsweise bestimmt oder befähigt sei. Zwar mochte er sich zu Zeiten gerne einem ruhigen, ernsten Nachdenken überlassen, und die stille Arbeit des Kabinets hatte gelegentlich großen Reiz für ihn. Doch gefiel er sich mindestens ebenso sehr in einer lebendigen, nach Außen gerichteten Wirksamkeit. Kein Wunder daher, daß er alsbald zugriff, als sich wider Erwarten zu einer solchen Gelegenheit bot. Er trug um so weniger Bedenken, da es sich von einer Stellung handelte, die er schon früher im Auge gehabt hatte. Wir erinnern uns, daß ihm zur Zeit, als er zu Turin im Hause des Grafen Gouvion lebte, die Aussicht eröffnet wurde, in die diplomatische Carriere einzutreten. Er hatte sich damals in seinem jugendlichen Leichtsinne diese Möglichkeit selbst genommen, war aber später wiederholt auf sie zurückgekommen. Namentlich als in Chamberi die Nothwendigkeit drängte, sich nach einer bestimmten Lebensstellung umzusehen, tauchte der früher abgewiesene Gedanke wieder lebhaft in ihm auf. Auch that er, scheint es, manche Schritte, um ihn zu verwirklichen. Sie blieben erfolglos; jetzt aber sollte der alte Wunsch ohne sein Zuthun erfüllt werden.

Der Graf von Montaigu war zum Gesandten in Venedig ernannt worden und suchte einen jungen Mann, der ihn als Sekretär dorthin begleiten könnte. Durch Vermittlung der Frau von Broglie wurde diese Stelle Rousseau angeboten, und er erklärte sich bereit, sie zu übernehmen. Die Verhandlungen zerschlugen sich indeß, weil der filzige Graf auf seine mäßigen Forderungen nicht eingehen wollte. In der That reiste er in Begleitung eines andern Sekretärs ab, war aber kaum in Venedig angekommen, als dieser mit ihm zerfiel und seinen Abschied nahm. Man kam nun auf den früheren Bewerber zurück, bewilligte bessere Bedingungen und erreichte seinen Zweck [18]). Da der Gesandte seiner Hülfe dringend bedurfte, machte sich Rousseau sofort auf den Weg. Er reiste über Lyon die Rhone abwärts bis nach Toulon, wo er sich auf einer Feluke einschiffte. Eine lange und stürmische Ueberfahrt verzögerte die Ankunft. Schlimmer noch war es, daß eine Abtheilung der feindlichen englischen Flotte das Fahrzeug auf seinem Wege anhielt und durchsuchte. Sie kam von Messina, wo damals die Pest ausgebrochen war, und die Besatzung

der Feluke mußte sich deßhalb in Genua, bevor sie landen durfte, einer dreiwöchentlichen Quarantäne unterwerfen.

Statt diese Zeit in den engen, dumpfen Räumen des Schiffes zu verbringen, zog es Rousseau vor, von der Erlaubniß, auf dem Lande im Contumaz-Hause zu wohnen, Gebrauch zu machen. Es war ein großes, weitläufiges Gebäude von mehreren Stockwerken, dessen vollkommen leere Räume mit ihren kahlen Wänden sich eben nur dadurch empfahlen, daß sie frische Luft und freie Bewegung zuließen. Da er Niemanden fand, der ihn begleiten mochte, sah er sich genöthigt, die seltsame Behausung allein zu beziehen. Man brachte ihm seinen Mantel und Koffer und schloß die Thüren hinter ihm ab. Er suchte sich nun in seinem geräumigen Gefängnisse, so gut es anging, häuslich einzurichten, wobei denn das Felleisen und dessen Inhalt das erforderliche Mobiliar abgeben mußte. So verlebte er vierzehn Tage, durchaus abgeschlossen von der Außenwelt — denn selbst die Aufwärter, welche die Speisen brachten, hielten sich in gemessener Entfernung — und lediglich angewiesen auf sich selbst, ein Dutzend Bücher, einen gelegentlichen Spaziergang auf dem nahen protestantischen Kirchhofe und einen zerstreuenden Blick über den Hafen und das Meer. Dennoch wurde ihm die Zeit keineswegs lang, so daß es ihn nicht einmal sonderlich erfreute, als der französische Gesandte bei der Republik, Herr de Jonville, welchem er einen mit Weinessig getränkten, durchräucherten und halbverbrannten Brief hatte zugehen lassen, ihm mittheilte, daß er die letzten acht Tage in seinem Hause zubringen dürfe. Angenehmer war es hier freilich doch, zumal der Gesandte selbst, und besonders sein Secretair Dupont, mit welchem Rousseau bei dieser Gelegenheit eine enge und dauernde Verbindung anknüpfte, sich als sehr liebenswürdige Wirthe erwiesen. Nach Ablauf der Quarantänezeit reiste er dann durch die Lombardei an seinen Bestimmungsort, wo er im Laufe des Juni eintraf [19]).

Der Gesandte war über die Ankunft seines Sekretärs sehr erfreut. Er gehörte zu der damals sehr zahlreichen Klasse von höhern Staatsbeamten, die ihre Stellen nicht der Befähigung, sondern der Hofgunst verdankten. Niemand konnte zu einem so einflußreichen Amte weniger geeignet sein, als dieser Graf. Es fehlte ihm ebenso an Verstand, wie an Kenntnissen; von verwickelten Geschäften zu schweigen, war er selbst außer Stande, eine einfache Depesche zu diktiren oder leserlich zu schreiben. Als Rousseau ankam, fand er einen ganzen Haufen von Briefen, die der Gesandte nicht lesen konnte, weil sie in Chiffern geschrieben waren, mit welchen er nichts anzufangen wußte. Trotz oder wegen dieser Beschränktheit wollte er doch für das gelten, was er dem Namen nach war. Er wachte mit einer ängstlichen Eifersucht über seine vermeintliche Würde, und wie

wenig er selbst zu leisten vermochte, es sollte doch nicht den Anschein haben, daß Andere etwas für ihn thaten. Eben deßhalb hatte er die Führung der Geschäfte, welchen er sich nicht gewachsen fühlte, nur widerwillig dem französischen Consul in Venedig, Le Blond, überlassen. Sobald er merkte, daß sein neuer Sekretär sie ebenso gut besorgen werde, entzog er sie ihm, um sie diesem zu übertragen.

So wurde Rousseau, während er eigentlich nur Privatsekretär des Gesandten war, der Sache und bald auch dem Namen nach Sekretär der Gesandtschaft. Freilich erhielt seine Stellung dadurch einen etwas zweideutigen Charakter. Der Graf mochte immerhin gestatten, daß er sich den Titel, die Befugnisse und die Attribute eines Gesandtschaftssekretärs beilegte, er stand doch vor wie nach in dessen persönlichem Dienste, nicht in dem des Staates oder des Königs, wie das allerdings in der Regel bei den Inhabern dieser Aemter der Fall war. Doch für's Erste hatte das keine weitern Folgen [20]). Rousseau sah sich in einer angesehenen und einflußreichen Stellung, die ihm um so besser gefiel, da er sehr bald die Anforderungen, welche sie an ihn stellte, mit Leichtigkeit zu erfüllen vermochte. Die Aufgabe eines Gesandten bei der Republik Venedig war zu dieser Zeit keine sehr schwierige; Fragen von hoher politischer Bedeutung wurden hier nicht verhandelt, und zu diplomatischen Intriguen bot sich selten Anlaß. Allerdings lag der französischen Regierung daran, die Republik bei der strengen Neutralität zu erhalten, zu welcher sie sich in dem damaligen Kriege mit Oestreich verpflichtet hatte. Der venetianische Senat versicherte zwar beständig, daß er dem Vertrage treu bleiben wolle, gestattete aber doch, daß den österreichischen Truppen ziemlich offene Unterstützung an Provision und selbst an Mannschaften zugeführt wurde. Herr von Montaigu ließ geschehen, was zu ändern ihm bei seinem Mangel an Umsicht und Energie nicht möglich war. Er nahm die Betheuerungen des Senats für baare Münze, beruhigte seinen Hof und verließ sich im Uebrigen auf die Erfahrung und Gewandtheit seines spanischen Collegen, des Grafen Mori, welcher damals, bei der übereinstimmenden Politik der beiden Regierungen, im Wesentlichen dieselben Interessen zu vertreten hatte.

War somit die eigentlich politische Thätigkeit ohne große Bedeutung, so fehlte es darum doch nicht an mannigfachen Geschäften, deren Erledigung meist Rousseau zufiel. Ein steter Depeschenwechsel mit dem Hofe, wie mit den übrigen Gesandten, nahm um so mehr Zeit in Anspruch, da der Graf es liebte, seine Berichte und Mittheilungen in Chiffern zu geben. Hatte auch der Inhalt keine besondere Wichtigkeit, so gab doch die Form den Schein einer solchen, und die Eitelkeit des Gesandten war befriedigt. Auch begnügte er sich damit, seinem Sekretär kurz und im Allgemeinen den Stoff der Mittheilungen

anzugeben, die Abfassung der Berichte mußte Rousseau übernehmen. Doch geschah es nicht selten, daß der Gesandte später mehr oder minder passende Aenderungen anbrachte, die dann eine oft unbequeme Umarbeitung nöthig machten. Oefter noch kam es vor, daß der Graf, trotz seines geschäftigen Eifers, überall selbst die Hand im Spiele zu haben, durch seine Indolenz und Unwissenheit verhindert wurde, das Nöthige anzuordnen, und Rousseau hielt es in solchen Fällen für seine Pflicht, die Unterlassungssünden seines Herrn wieder gut zu machen. Ueberhaupt war er ernstlich bestrebt, den Anforderungen seines Amtes in vollstem Maße gerecht zu werden. Die Stellung, welche er einnahm, entsprach seiner Neigung ebenso sehr, wie seinen Fähigkeiten. Er fühlte, daß er ihr gewachsen sei und bemühte sich eben deßhalb, sie würdig auszufüllen. Liebe zur Ordnung und gewissenhafte Pünktlichkeit waren ihm von Hause aus eigen; jetzt fand er Gelegenheit, sie zu bethätigen. Auch brachte es seine Denkweise mit sich, daß er seine Aufgabe aus einem möglichst hohen Gesichtspunkte auffaßte und ihr die ganze Ausdehnung gab, welche sie haben konnte. Indem er sich als den Vertreter der Nation betrachtete, welcher er diente, suchte er die Ehre derselben aufrecht zu erhalten und ihre Würde zu wahren, wo und wann sie angetastet zu werden schien. Es bot sich dazu um so öfter Anlaß, da der Gesandte selbst zu bornirt und nachlässig war, um diese Seite seiner Amtspflicht zu verstehen und zur Geltung zu bringen. So versuchte man wiederholt, das Asylrecht seiner Wohnung anzutasten. Rousseau hielt es aufrecht, sorgte aber dafür, daß es nicht von anerkannten Verbrechern mißbraucht wurde. Nahm ein Franzose für seine Person oder sein Eigenthum den Schutz des Gesandten in Anspruch, und kümmerte sich dieser, wie es in der Regel der Fall war, um die Sache nicht, so nahm Rousseau sie in die Hand, um sie nachdrücklich zu verfechten. Auch ließ er sich durch die Rücksicht auf den eigenen Vortheil nicht abhalten, eine jedenfalls ganz billige Aenderung zu treffen. Bisher hatte Jeder für die Ausfertigung eines Passes dem Sekretär eine Zechine bezahlen müssen; Rousseau befreite die Franzosen von dieser Abgabe, während die Angehörigen fremder Nationen sie vor wie nach zu entrichten hatten.

Ein so pflichttreues, umsichtiges und energisches Verhalten fand bald die verdiente Anerkennung. Der Gesandte erkannte wohl, was er an dem jungen Manne hatte, und ließ ihn in der ersten Zeit im ruhigen Genusse der ihm gebührenden Ehren und Vortheile. Rousseau nahm die erste Stelle in seinem Hause ein [21]); seine Cavaliere und Pagen wagten nicht, sie ihm streitig zu machen. Er hatte seinen eigenen Bedienten, seine besonderen Logen in den verschiedenen Theatern, seine Gondel u. dergl. Er führte so ein angenehmes

Leben, zumal die in Venedig angesessenen Franzosen ihm achtungsvoll und wohlwollend begegneten und er bald auch einige Freunde fand, an die er sich enger anschließen konnte. Neben dem Consul le Blond, mit welchem er viel verkehrte, trat namentlich der Sekretär der spanischen Gesandtschaft, Carrio, ein ebenso liebenswürdiger wie geistig geweckter Mann, in ein näheres Verhältniß zu ihm. Andere fanden sich im Laufe der Zeit hinzu, unter ihnen der Spanier Emanuel d'Altuna, mit welchem ihn bald die innigste Freundschaft verband. In der Gesellschaft dieser jungen Leute verlebte er recht heitere Tage; man ging oder fuhr spazieren, machte Besuche, wohnte den Opern und Conzerten bei [22]) und ging auch gelegentlich auf die minder unschuldigen Vergnügungen ein, zu welchen das üppige, an Töchtern der Freude so reiche Venedig ganz besonders reizte.

Man könnte nicht sagen, daß Rousseau in diesem Punkte gar zu weit über die geziemenden Grenzen hinausging. Seine sinnliche Natur drängte freilich zu Ausschreitungen, und seine sittlichen Grundsätze waren keineswegs so stark und lebendig, daß sie dieselbe stets in Schranken halten konnten. Es lag einmal in seinem Wesen, den natürlichen Antrieben mehr, als Ueberlegungen und Maximen zu folgen. Konnte das allerdings unter Umständen zu schlimmen Dingen führen, so corrigirten und hemmten sich jene Triebe doch auch selbst, sofern sie nicht vereinzelt, sondern neben und miteinander wirksam wurden, und der eine an dem andern seine Schranke fand. Forderte der sinnliche Naturtrieb rücksichtslose Befriedigung, so reagirte das nicht weniger natürliche Gefühl der Scham. Ein roher, brutaler Exceß beleidigte den angeborenen feinen Sinn für Zucht und Schönheit. Trat aber die Versuchung in einer reizenden Gestalt an ihn heran, so wurde die Gefahr zwar größer, aber doch auch wieder dadurch vermindert, daß der schöne Schein dem Gegenstande, an welchem er haftete, in seinen Augen unwillkürlich eine höhere Bedeutung verlieh. Er war eben im Grunde eine viel zu noble Natur, als daß er sich der Gemeinheit in irgend welcher Form hätte hingeben können, wie sehr ihn auch das sinnliche, feurige Temperament dazu treiben mochte. Ueberließ er sich ihm in seltenen Fällen, so geschah es, weil er, einmal in eine bedenkliche Situation hineingerathen, doch lieber gemein, als in den Augen seiner Gefährten lächerlich erscheinen wollte. Freilich wurde ihm diese Enthaltsamkeit theils durch die fortgesetzte Gewohnheit, den sinnlichen Trieb durch eine scheinbare Befriedigung zu schwächen, theils durch die heilsame Furcht vor den möglichen physischen Folgen des geschlechtlichen Umgangs erleichtert. Jedenfalls war er zu einem Verkehre dieser Art nicht geeignet, und die venetianische Hetäre, der er sich nahte, ohne sie doch schließlich zu berühren, hatte nicht so Unrecht, als sie

ihm den Rath gab, „die Frauen zu lassen, und Mathematik zu studiren“ [23]).

In der That war und blieb denn auch das Studium seine vornehmste Thätigkeit. Den größten Theil der Zeit, welche die laufenden Geschäfte ihm übrig ließen, verwandte er dazu, sich eine möglichst umfassende Kenntniß des Gebietes, auf welchem er thätig war, zu erwerben. Die glücklichen Erfolge, die er gleich anfangs errang, berechtigten zu der Hoffnung, daß er es in dieser Sphäre zu Etwas werde bringen können. Solche Aussicht aber war dann wieder sehr geeignet, seinen Eifer anzuspornen, und da es an den nöthigen Fähigkeiten nicht fehlte, hätte sie unter günstigen Umständen allerdings verwirklicht werden können. Indeß der Anfang war, scheint es, für einen gedeihlichen Fortgang gar zu glücklich. Wenn er bei Rousseau das Selbstgefühl vielleicht über das richtige Maß hinaussteigerte, so verletzte er das des Grafen um so mehr, da ihn die eigne Schwäche ohnehin zu kleinlicher Eifersucht disponirte. Je gewissenhafter Rousseau die ihm obliegenden Pflichten erfüllte, und je deutlicher er sich des Werthes seiner Leistungen bewußt war, um so bestimmter glaubte er die ihm gebührende Anerkennung verlangen zu müssen. Bereit, seinen Verbindlichkeiten so vollständig wie möglich zu genügen, wollte er doch auch seinen persönlichen Rechten so wenig, wie denen seines Amtes irgend etwas vergeben [24]).

Darüber aber kam es bald zu Collisionen mit dem Grafen, der es nicht ertragen konnte, daß sein von ihm abhängiger Sekretär Miene machte, eine selbständige Stellung einzunehmen. Es war ihm nicht weniger unangenehm, daß Rousseau an Ansehen und Bedeutung gewann, was er selbst in dieser Beziehung durch seine Unfähigkeit verlor. Die Lobsprüche, welche ihm, wie das öfter vorkam, von Seiten der Regierung oder der übrigen Gesandten zu Theil wurden, wenn er that, was der Graf hätte thun sollen, waren für diesen natürlich mit einem Tadel der eignen Person gleichbedeutend. Rousseau aber drängte sich zwar nicht vor, ergriff aber doch jede Gelegenheit, sich geltend zu machen, ohne zu bedenken, daß, je mehr er sich selbst in's Licht stellte, sein Herr um so tiefer in den Schatten treten mußte. Persönliche Rücksichten solcher Art lagen ihm überhaupt fern, er zollte Andern bereitwillig die Achtung, welche ihrer Person und Stellung gebührte, aber es kam ihm nicht in den Sinn, ihre Schwächen und Eigenheiten anzuerkennen. Zum Unglücke hatte Herr de Montaigu deren so viele, daß nicht leicht Jemand, am wenigsten ein Mann von Rousseau's Charakter, mit ihm auf die Dauer leben konnte.

Eines seiner schlimmsten Gebrechen war ein schmutziger Geiz, der ihn bei seinem hohen gesellschaftlichen Range natürlich noch ver-

ächtlicher machte. Alle Welt kannte die Geldgier des edlen Grafen, und es liefen manche Anekdoten über sie um. So erzählt Bernardin de St. Pierre[25]), daß er die Gewohnheit gehabt habe, sich drei Stiefel anfertigen zu lassen, weil man damit ebenso lange auskomme, wie mit zwei vollständigen Paaren. Rousseau hatte diese Knauserei schon kennen gelernt, als es sich von der Feststellung seines Gehaltes handelte. In Venedig sollte er weitere Erfahrungen in dieser Rücksicht machen. Der Graf war unverschämt genug, einen Antheil an den Paß- und sonstigen Gebühren zu verlangen, die einen Theil der Einkünfte des Sekretärs bildeten, und da dieser sich rundweg weigerte, darauf einzugehen, stellte er die andere, nicht ebenso abweisbare Forderung, daß er die Büreaukosten der Kanzlei fortan selbst tragen müsse. Rousseau verstand sich dazu, um der Sache ein Ende zu machen. Der Groll des Grafen aber dauerte fort, zumal derselbe von seiner Umgebung genährt wurde. Wir haben schon öfter bemerkt, daß Rousseau mit dem dienenden Personal der Häuser, in welchen er lebte, selten auf einem freundlichen Fuße stand. Er war nach Geist und Charakter für ein solches Dienstverhältniß zu wenig geeignet, als daß zwischen ihm und Andern, die darin lebten und sich befriedigten, eine gleichartige Beziehung hätte bestehen können.

Im Hause des Gesandten war es nicht anders. Die Italiäner namentlich, mit welchen Herr de Montaigu sich umgab, konnten Rousseau nicht leiden, und arbeiteten bald dahin, ihn zu beseitigen. Seine Nähe mochte sie allerdings in der Verfolgung ihrer selbstsüchtigen Zwecke stören, denn das scharfe Auge eines ehrlichen Mannes ist ein lästiger Zeuge, wenn die Bornirtheit des Herrn im eignen Interesse ausgebeutet werden soll. Dies aber war ohne Zweifel die Absicht der schlauen Italiäner, unter welchen besonders ein Bologneser, Vitali, den der Graf unter seine Cavaliere aufgenommen hatte, sich dessen volles Vertrauen zu gewinnen wußte. Ihn gegen Rousseau mehr und mehr einzunehmen, konnte natürlich nicht schwer sein. Zu einer Entlassung kam es indeß doch nicht, da der Gesandte recht wohl wußte, daß es nicht so leicht sein werde, den Sekretär zu ersetzen. Man begnügte sich damit, ihn auf alle mögliche Weise zu kränken, behandelte ihn obenhin und entzog ihm nach und nach die kleinen Vorrechte und Ehren, deren er sich anfangs erfreut hatte. Rousseau glaubt sogar, Vitali habe absichtlich in dem Hauswesen des Grafen die größte Unordnung einreißen lassen, damit er durch den ihm widerwärtigen Anblick bestimmt werden möchte, sich zu entfernen. Was er von dieser ungeregelten und unreinlichen Wirthschaft erzählt, ist freilich stark genug[26]). Sie war aber doch wohl mehr die Wirkung der Natur und Gewohnheit, als die Folge eines überlegten Planes. Die Neigung, bei seinen Gegnern fein angelegte Complotte

vorauszusetzen, zeigte sich bei Rousseau schon früh. Er that ihnen damit offenbar zu viel Ehre an, wiewohl es mit der feindlichen Gesinnung, die er ihnen zuschrieb, in der Regel seine Richtigkeit hatte.

Mochten sie nun beabsichtigt sein oder nicht, die fortgesetzten Kränkungen, welche er vom Gesandten und seinen Vertrauten erfuhr, brachten ihn endlich zu dem Entschlusse, seinen Abschied zu fordern. Der Graf gab keine entscheidende Antwort, verharrte aber bei seinem bisherigen Benehmen. Rousseau schrieb nun an seinen Bruder, den Chevalier de Montaigu, mit welchem er vor seiner Abreise in Paris bekannt geworden war. Von ihm erhielt dann der Gesandte nach einiger Zeit einen Brief, der ihn in maßlose Wuth versetzte, und zu einer heftigen Scene führte, welche damit endigte, daß er mit seinem Sekretär fast handgemein wurde, und dieser ohne Aufschub das Haus verließ, um nicht wieder dahin zurückzukehren. Seine Freunde nahmen ihn mit offenen Armen auf, und versahen ihn mit Allem, was er bedurfte. Denn der Gesandte war gemein genug, ihm den rückständigen Gehalt, welchen er sich bis dahin immer vergeblich ausgebeten, auch jetzt noch vorzuenthalten. Statt dessen reichte er beim Senate ein Gesuch ein, den unbequemen Sekretär, welcher seinen Herrn allerdings nicht schonen mochte, zu verhaften. Indeß die Nobili ließen Rousseau sagen, daß er bleiben könne, so lange es ihm beliebe. Er benutzte diese Erlaubniß noch etwa 14 Tage, und trat dann die Rückreise nach Paris an. Anfangs war es seine Absicht gewesen, sich nach Genf zu begeben, um hier den Augenblick abzuwarten, wo er zur Mama würde zurückkehren können. Denn noch hatte er sie keineswegs vergessen, vielmehr hegte er vor wie nach den sehnlichen Wunsch, in ihrer Nähe zu leben [27]).

Da indeß der Gesandte seine Klagen über ihn auch an den Hof gebracht hatte, hielt er es für seine Pflicht, sich persönlich zu rechtfertigen, und zugleich seine eignen Beschwerden an der competenten Stelle geltend zu machen. Er nahm den Rückweg über Genf, von wo aus er seinem Vater einen Besuch machte, und traf im Anfange des October in Paris ein [28]). Hier wußte man bereits, was in Venedig vorgegangen war, und das Benehmen des Gesandten fand in den Büreaus des Ministeriums, wie im Publikum allgemeine Mißbilligung. Doch dabei blieb es auch; die Bemühungen Rousseau's, für die ihm widerfahrenen Unbilden Genugthuung zu erhalten, hatten keinen Erfolg. Er konnte es selbst nicht dahin bringen, daß der Graf zur Auszahlung des rückständigen Gehaltes angehalten wurde. Er sei, hieß es, ein Ausländer, der auf den Schutz der Gesetze keinen Anspruch habe, und das Zerwürfniß mit dem Gesandten eine reine Privatsache, die er mit diesem persönlich erledigen müsse. Wahrscheinlich trug man Bedenken, dem Diener gegen seinen Herrn Recht

zu geben, zumal dieser bei Hofe in Gunst stand [29]). Rousseau mußte froh sein, daß der Gesandte später, nachdem er zurückberufen worden, ihm wenigstens einen Theil seiner Forderungen auszahlen ließ. Er konnte nun doch die Schulden bezahlen, welche er bei seiner Abreise von Venedig hatte machen müssen.

Abermals war die Hoffnung auf eine sichere und ehrenvolle Lebensstellung grade in dem Augenblicke vereitelt worden, als ihre Erfüllung in naher Aussicht zu stehen schien. Man könnte nicht sagen, daß Rousseau sie durch eigne Schuld verscherzte, es sei denn, daß man die Eigenthümlichkeit des Charakters für die unvermeidlichen Collisionen verantwortlich machen wollte, zu welchen sie Anlaß gibt. Er hätte vielleicht das gute Einvernehmen mit dem Grafen ohne große Mühe erhalten können; nur hätte er eben ein Anderer sein müssen, als er wirklich war. Doch Niemand besaß weniger, als er, die Fähigkeit, sein persönliches Wesen zu verleugnen und einer fremden Individualität, die ihm als solche gegenübertrat, aufzuopfern. Wurde aber auch der Zweck, zu welchem er in die neue Carriere eingetreten war, nicht erreicht, daß er sie eine Weile verfolgte, blieb für seine innere Bildung, wie für sein späteres Wirken nicht ohne erhebliche Folgen. Er hatte sich allein, ohne Erfahrung und ohne Rathgeber, in einer Stellung, die doch eine gewisse Bedeutung hatte, und kein geringes Maß von Fähigkeiten erforderte, leicht zurecht gefunden, und sie in einer Weise ausgefüllt, daß Jedermann, der Gesandte nicht ausgenommen, mit seinen Leistungen vollkommen zufrieden war. Dieser günstige Ausgang erhöhte das Bewußtsein seiner Kraft, der zu mißtrauen er sich stets geneigt fühlte. Was er bisher versucht, hatte immer in Folge eines Mangels an Geschick aufgegeben werden müssen; dies Mal trugen die Umstände die Schuld des Mißlingens. Er durfte sich das Zeugniß geben, daß der Erfolg, sofern er von ihm selbst abhing, nicht zweifelhaft war, und wußte nun, daß er Etwas zu leisten vermöge. Auch konnte er fortan mit um so größerer Selbstgewißheit auftreten, da der Aufenthalt in Venedig den Umfang seiner Kenntnisse nicht wenig erweitert hatte.

Das staatliche Leben war freilich schon in früher Jugend seiner Theilnahme nahe gerückt worden. Er hatte auch später den politischen und socialen Verhältnissen der Länder, in welchen er lebte, große Aufmerksamkeit zugewandt, soweit die persönliche Stellung und Umgebung darauf hinwies. Ueberdies versteht es sich von selbst, daß zur Zeit, als er sich in Chamberi seinen einsamen Studien überließ, ihm auch manche ältere und neuere Schriften politischen Inhaltes durch die Hände gingen. Immer aber war die Beschäftigung mit den staatlichen Dingen eine gelegentliche, beiläufige, ohne Consequenz und Zusammenhang gewesen. In Venedig wurde das anders. Hier

brachte es schon sein Amt, zumal wie er es auffaßte und zu verwalten genöthigt war, mit sich, daß er in die mannigfachsten Verhältnisse und Beziehungen des öffentlichen Lebens eingehen mußte. Der beständige Verkehr mit der eignen, wie mit der fremden Regierung lehrte ihn diese, wie jene gründlich kennen. Die fortlaufende Correspondenz mit den übrigen Gesandten weihte ihn mehr oder minder in die internationalen Beziehungen der verschiedenen Staaten ein. Die Hauptsache aber war, daß er sich bei den Erfahrungen, die er machte, nicht beruhigte, sondern in ihnen stets einen Antrieb fand, sich mit dem Gebiete, welchem sie angehörten, durch Studium und eignes Nachdenken vertraut zu machen. So wurde das Staatsleben in seinem ganzen Umfange ein besonderer Gegenstand seiner Betrachtung, die denn auch schon bald zu eigenthümlichen Resultaten gelangte. Der so viel später, und auch dann nur theilweise ausgeführte Plan, die politischen Institutionen in einem größeren Werke zu behandeln, ist bereits in Venedig gefaßt worden. Seine diplomatische Thätigkeit hat dazu die Anregung gegeben, und der Einblick, welchen er damals in das Getriebe der monarchischen, wie der aristokratischen Staatsmaschine gewann, seine spätern Ansichten wesentlich mitbestimmt.

Nach einer andern Seite hin hatte das Leben in Venedig eine vielleicht weniger wichtige, dagegen aber früher hervortretende Wirkung. Schon in Turin war Rousseau mit der italiänischen Musik bekannt, und der Grund zu jener entschiedenen Vorliebe gelegt worden, die er später für sie hegte. Die damaligen Eindrücke waren indeß nicht so stark und tief, daß sie dem dauernden unmittelbaren Einflusse der französischen Musik hätten widerstehen können. Er gewöhnte sich an diese, und weil er keine andere hörte, mit welcher er sie vergleichen durfte, galt sie ihm allmälig als die beste. Die französischen Künstler und Kritiker waren derselben Meinung. Sie pflegten es als eine ausgemachte Wahrheit hinzustellen, daß die französische Musik vor jeder anderen den Vorzug verdiene, und sahen namentlich auf ihre italiänische Schwester mit vornehmer Geringschätzung herab. Auch Rousseau hatte sich in diese Ansichten nach und nach hineingelebt, und stand, als er nach Venedig kam, mit seinem Urtheile durchaus auf Seiten seiner neuen Heimat. Indeß war er in seiner vorgefaßten Meinung keineswegs so befangen, daß sie den natürlichen Sinn für die wahre musikalische Schönheit hätte ertödten können. Kaum schlugen die melodiereichen Klänge der italiänischen Musik an sein Ohr, als er von ihnen, wie von einem magischen Zauber, gefesselt wurde. Die bisherige Antipathie verwandelte sich alsbald in eine leidenschaftliche Vorliebe, die vielleicht einen zu exclusiven Charakter annahm. Wenn er der Barcarole des

Gondoliers lauschte, schien es ihm, als „habe er bis dahin noch nie singen hören." Wenn er die Oper besuchte, so verließ er wohl die Loge, in welcher man, nach der leidigen italiänischen Sitte, beständig schwatzte, aß und spielte, um sich in einem einsamen Winkel der zauberischen Wirkung der Musik und des Gesanges ungetheilt hinzugeben. Mehr noch als die Oper, fesselten ihn die musikalischen Produktionen, welche jeden Sonntag während der Vesper in den Kirchen der Scuolen oder Erziehungshäuser für junge unbemittelte Mädchen stattfanden. Die Motetten, welche von diesen Kindern unter Begleitung eines vollständigen Orchesters vorgetragen wurden, waren durchgängig Compositionen der berühmtesten italiänischen Meister, wie denn auch nur solche in der Regel die Ausführung leiteten. Rousseau fand, daß „es weder in Italien, noch in der übrigen Welt eine Musik gebe, die man dieser zur Seite stellen könne." Der Reichthum der Kunst, die geschmackvolle Wahl der Gesänge, die Schönheit der Stimmen, die treffliche Ausführung, das Alles habe bei diesen köstlichen Conzerten zusammengewirkt, um in jedem empfänglichen Sinne einen unauslöschlichen Eindruck zu hinterlassen. Auch fehlte es in dem sangesreichen Lande natürlich nicht an mannigfachen andern Gelegenheiten, sich in privaten oder öffentlichen Kreisen an Musik und Gesang zu erfreuen. Rousseau selbst fand es mit seiner Kasse verträglich, vier oder fünf Symphonisten ein Mal wöchentlich bei sich zu versammeln, mit welchen er die schönsten Parthien der gehörten Opern, auch wohl die eine oder andere eigene Composition zur Ausführung brachte. So floß seinem musikalischen Sinne aus manchen Quellen eine reiche Nahrung zu. Wir werden bald sehen, daß sie ihn hinlänglich gekräftigt hatte, um mit werthvollen und, in gewissem Sinne, Epoche machenden Schöpfungen hervorzutreten.

IV.

Ein tiefer Unwille bemächtigte sich Rousseau's, als er allmälig die Ueberzeugung gewann, daß sein Recht dem Grafen gegenüber nicht die gebührende Anerkennung finden werde. In dem naiven Glauben, daß die äußere Ordnung der Dinge mit der inneren Wahrheit der Verhältnisse übereinstimme, war es ihm kaum zweifelhaft gewesen, daß alle Welt sich beeilen werde, ihm bei der Durchführung seiner Ansprüche hülfreiche Hand zu leisten. Um so bitterer war die Erfahrung, daß zwar Jedermann die Gerechtigkeit seiner Sache zugab, aber Niemand sich ernstlich darum bemühte, sie zur Geltung zu bringen. Der Grund dieses Widerspruches blieb ihm nicht verborgen; er sah sehr wohl, daß es persönliche Rücksichten sind, welche die Menschen bestimmen, das als wahr und gerecht Erkannte preiszugeben.

Es entging ihm ebenso wenig, daß diese Rücksichten ihrerseits durch die Meinungen und Verhältnisse bedingt werden, welche im Leben der bürgerlichen Gesellschaft die herrschenden sind. Es schien sich eben von selbst zu verstehen, daß ein unbekannter Fremdling ohne Rang und Ansehen einem hochgebornen Grafen in Amt und Würde weichen müsse. Für Rousseau aber war das durchaus unverständlich; er begriff in der That nicht, wie man aus solchen Motiven die Wahrheit verleugnen mochte und konnte sich deßhalb mit dem zweifellosen Faktum nicht aussöhnen. Vielmehr empörte es ihn in tiefster Seele, und legte hier den Keim zu dem Hasse und der Verachtung, welche sein späteres Auftreten gegen die bestehenden socialen Institutionen charakterisiren. Das persönlich erlittene Unrecht trieb ihn unwillkürlich dahin, die Schattenseiten des gesellschaftlichen Lebens in's Auge zu fassen, und die vernichtende Kritik, welcher er dasselbe unterwarf, ist in ihrem ersten Ursprunge nur der Reflex der Verletzung, die er an sich selbst erfahren hatte.

Niemand war weniger, als er, im Stande, eine Beeinträchtigung seiner Person ruhig hinzunehmen, weil er sie eben nicht als eine persönliche auffaßte, sondern ihr sofort eine allgemeine Bedeutung gab, sie als einen Angriff auf den Menschen überhaupt ansah. Darum hatte auch seine Polemik selten oder nie einen persönlichen Charakter. Sie richtete sich stets gegen Ansichten und Satzungen von allgemeiner Art; die Individuen griff er nicht an, er begnügte sich in Collisionsfällen damit, sie aufzugeben. So auch jetzt; von seinem Rechte überzeugt, ertrug er es nicht, wenn einer seiner Bekannten dasselbe nicht unbedingt vertreten mochte, oder sein Verhalten irgend wie mißbilligte. Frau von Bezenval konnte ihre aristokratischen Sympathien für den Grafen nicht verleugnen; Rousseau mied fortan ihr Haus. Auch die Verbindung mit dem Abbé Castel brach er ab, als er zu bemerken glaubte, daß dieser gegen ihn Partei nehme.

Im Uebrigen aber hatte das Mißlingen des Versuches, in der großen Welt eine Rolle zu spielen, auch dies Mal die gewohnte Wirkung, ihn auf sich selbst zurückzuwerfen. Die außerordentliche Anstrengung der letzten Zeit forderte eine entsprechende Ruhe, und hatte der Ehrgeiz für eine Weile neues Leben gewonnen, so führte die neue Täuschung nun dahin, diesem Phantome um so entschiedener zu entsagen. Jedenfalls befestigte sich der Entschluß, in Zukunft jede Art von persönlicher Abhängigkeit zu meiden, und sofern es gelte, eine feste Lebensstellung zu erringen, lediglich dem eignen Talente zu vertrauen. Er hatte doch nachgrade oft genug erfahren, daß er nicht geeignet sei, Andern zu dienen, überdies auch ein erhöhtes Selbstbewußtsein, ein größeres Vertrauen zu seinen Fähigkeiten

erlangt. Freilich kam ihm bei diesem Rückzuge aus dem äußeren Weltleben der Umstand zu statten, daß er grade damals Gelegenheit fand, eine engere persönliche Verbindung einzugehen.

Als er nach Paris zurückkehrte, fand er hier einen seiner näheren venetianischen Bekannten vor, den Spanier d'Altuna, welcher auf seinen Rath, zum Zwecke wissenschaftlicher Studien, seinen Aufenthalt in der französischen Hauptstadt genommen hatte. Das Verhältniß der beiden jungen Leute wurde bald ein sehr intimes. Ihre Charaktere, scheint es, hatten manche wesentliche Züge miteinander gemein. d'Altuna war eine edle, hochstrebende Natur, unabhängigen, stolzen Sinnes und von einer nicht gewöhnlichen geistigen Energie. In religiösen Dingen „devot wie ein Spanier", war er doch zugleich „fromm wie ein Engel", und tolerant gegen Andersdenkende. Ueberhaupt glich er Rousseau darin, daß er dieselbe Freiheit, welche er für das eigne Denken und Thun in Anspruch nahm, auch jedem Andern unbedingt einräumte. Jede Gène war ihm ebenso verhaßt, wie seinem Freunde; auch insofern stimmten beide überein, als sie zwar momentan heftig erregt wurden, nicht aber gehässige oder feindselige Empfindungen dauernd in sich hegen mochten. Ein wohlwollender, liebevoller Sinn war ihnen gemeinsam; zugleich verband sie dasselbe geistige Streben, das gleiche lebhafte Interesse an Wissenschaft und Kunst. Es konnte daher ihrer Intimität keinen Eintrag thun, daß ihre persönlichen Neigungen nicht selten auseinander gingen. Wenn das bei dem Eigensinn Beider gelegentlich zu einem lebhaften Zank führte, so hatte dieser doch nur die Bedeutung einer den Verkehr würzenden Neckerei. In sittlicher Beziehung mochte der Spanier insofern höher stehen, als sinnliche Leidenschaften ihn nicht beherrscht und depravirt zu haben scheinen. Was aber die Kraft und Originalität des Geistes angeht, so möchte, weniger die strenge Ordnungsliebe, welche Rousseau an seinem Freunde hervorhebt, als das etwas kleinliche Festhalten an einer sehr in's Einzelne gehenden Zeiteintheilung, trotz der Bewunderung, welche er ihm zollen zu müssen glaubt, doch beweisen, daß er sich ihm in dieser Rücksicht nicht vergleichen durfte.

Wie dem auch sein mochte, es bildete sich ein recht inniges Verhältniß, welches im Laufe der Zeit durch das unmittelbare Zusammenleben — d'Altuna hatte Rousseau vorgeschlagen, seine Wohnung mit ihm zu theilen, worauf dieser auch einging — nur noch an Herzlichkeit gewann. Rousseau fand in dieser Verbindung einen Ersatz für seine vereitelte Hoffnung; im Genusse der Freundschaft wurde es ihm leicht, die Träume des Ehrgeizes zu vergessen, und die Enttäuschungen der letzten Zeit zu verschmerzen. Sie hatte für ihn zudem noch den äußeren Vortheil, daß sie ihn über die ökonomischen Ver-

legenheiten hinaushob, in welche er ohne sie wohl hätte gerathen können. Widerstrebte es auch seinem Sinne durchaus, sich von irgend wem unterstützen zu lassen, die Nähe des wohlhabenden Freundes gab doch eine gewisse Sicherheit, die zuweilen auch praktischen Werth haben mochte. Einem wirklichen Freunde durfte er doch wohl einräumen, was er einem Fremden oder nur näher Bekannten nicht zugestanden hätte. Die Beziehung zu Altuna war aber in der That eine freundschaftliche, und sie wurde es noch mehr, als der Spanier im Laufe des Winters gefährlich erkrankte, und Rousseau ihm liebevoll pflegend zur Seite stand. Man gewann sich am Ende so lieb, daß man sich nicht mehr trennen mochte. Als daher Altuna im nächsten Frühlinge in sein Vaterland zurückkehrte, nahm er das Versprechen des Freundes mit sich, ihm möglichst bald dorthin zu folgen.

Kein Zweifel, daß Rousseau wirklich die Absicht hatte, das angebotene Asyl anzunehmen. War ja doch die Aussicht, in ungestörter, sorgenloser Muße der Freundschaft und den Wissenschaften leben zu können, lockend genug. Wenn er dennoch blieb, wo er war, so hatte das zunächst in spätern, nicht vorherzusehenden Ereignissen seinen Grund. Freilich war auch die Hoffnung, daß er zur Mama werde zurückkehren können, noch keineswegs erstorben [30]), obwohl sie täglich schwächer wurde. Dazu kam, daß trotz der Anziehungskraft, welche grade damals ein einfaches, sorgloses Stillleben für ihn haben mochte, doch der Drang nach einer weitern bewegteren Laufbahn vor wie nach in ihm fortwirkte. Es ist nicht wahrscheinlich, daß er diesem Antriebe auf die Dauer hätte widerstehen können, zumal auch die Freundschaft, wie großen Werth sie unleugbar für ihn hatte, ihn nicht befriedigen konnte. Er versichert wiederholt, daß Niemand für wahre Freundschaft empfänglicher sein könne, als er, und daß es nicht seine Schuld sei, wenn er auf sie verzichten müsse. Er sagt damit etwas zu viel, hat aber im Wesentlichen doch Recht. Gewiß war ihm das Bedürfniß, wie die Fähigkeit zu einem intimen freundschaftlichen Verkehr im hohen Grade eigen. Sein Herz sehnte sich nach einem Vertrauten, welchem es sich ohne Rückhalt öffnen konnte, und war bereit, die warme, uneigennützige Theilnahme, die es für sich verlangte, in vollem Maße zu erwiedern. Auch besaß er jenen feinen, edeln Sinn, welcher die kleinen persönlichen Interessen zu ignoriren und erforderlichen Falls zu opfern im Stande ist. Ebenso wenig fehlte es dem Geiste an der Tiefe und dem Umfange, durch welche er die Fähigkeit erhält, seine Berührungs- und Verbindungspunkte mit Anderen auf dem Boden allgemeiner Interessen und Bestrebungen zu finden. Man darf daher wohl behaupten, daß die Persönlichkeit Rousseau's alle Bedingungen erfüllte, an welche der Bestand eines freundschaftlichen Verhältnisses geknüpft ist. Auch

hat man ihn, wenn sich im Laufe der Zeit die Verbindungen dieser Art, in welche er eintrat, wieder lösten, in der Regel mit Unrecht dafür verantwortlich gemacht. In Wahrheit fehlte es ihm deßhalb vorzugsweise an Freunden, weil er es mit der Freundschaft ernst nahm, und eben deßhalb den Schein derselben, mit welchem sich die meisten Menschen zu begnügen pflegen, nicht ertragen konnte.

Damit soll indeß nicht gesagt sein, daß er selbst dem Ideale, an welchem er festhielt [31]), unter allen Umständen entsprochen hätte. Rousseau war eine zu eigenartige, selbstherrliche Persönlichkeit, als daß er zu einer vollen, unbedingten Hingebung, wie sie auch die Freundschaft fordert, fähig gewesen wäre. Die große Reizbarkeit des Selbstgefühls machte ihn geneigt, Angriffe und Beeinträchtigungen auch da vorauszusetzen, wo sie nicht beabsichtigt waren. Ihm galt die persönliche Freiheit über Alles, und es war für ihn eine Lebensfrage, sich im Denken wie im Handeln, in der Gesinnung wie im äußeren Leben eine unbedingte Selbstbestimmung zu sichern. Ebendarum erfüllte ihn eine ängstliche Scheu, abhängig zu erscheinen, und eine mit beständigem Mißtrauen verbundene Besorgniß, daß er irgendwie in eine solche Abhängigkeit gerathen könne. Daß diese Furcht im Allgemeinen wohl-begründet war, und später auch für ihn durch seine persönlichen Beziehungen vielfach gerechtfertigt wurde, läßt sich nicht leugnen. Ebenso gewiß ist aber, daß sie eine wahre Freundschaft, wenn nicht ausschloß, so doch auf die Dauer fast unmöglich machte. Wo das Ich, wenn auch in seiner höheren Bedeutung, so den Mittelpunkt des Lebens bildet, wie bei Rousseau, kann die allgemeinere, über die Personen hinausgreifende Einheit derselben nur in zweiter Linie wirksam sein. Rousseau konnte und wollte freilich in seine freundschaftlichen Beziehungen eine Wärme und Innigkeit legen, welche diesen Verhältnissen in der Regel fremd ist; aber sie blieben auch für ihn eben nur Beziehungen des eignen Ich zu Anderen, und konnten daher nur so lange bestehen, als die zunächst und vor Allem in Betracht kommende Geltung dieses Ich nicht in Frage gestellt wurde. Das Verhältniß zu Altuna war ohne Frage ein recht herzliches, und Rousseau zu dieser Zeit noch weit von dem tiefen und allgemeinen Mißtrauen entfernt, welches ihn später erfüllte. Dennoch scheint die unwillkürliche Furcht, sich selbst aus der Hand zu geben, seinen Entschluß, das dem Freunde gegebene Versprechen nicht zu halten, mit bestimmt zu haben. Wir sehen wenigstens, daß, als Altuna später in ihn dringt, zu ihm zu kommen, er das als einen Versuch auffaßt, ihn in eine Lage zu bringen, die, welche Vorzüge sie auch haben möge, doch eben nicht die seinige sei [32]).

V.

Die Muße, welche Rousseau nach der Rückkehr von Venedig in der Nähe seines Freundes fand, blieb nicht unbenutzt. Ohne bestimmte Beschäftigung, war er doch keineswegs unthätig, wie er denn überhaupt grade dann das Meiste leistete, wenn er nichts Bestimmtes zu thun hatte. Das Ballet oder Singspiel, dessen Bearbeitung durch die Reise nach Venedig unterbrochen worden war, hatte ihn auch während seines dortigen Aufenthaltes beschäftigt. Das lebhafte Interesse an der Musik, welches auf italiänischem Boden neue und reiche Nahrung erhielt, wirkte natürlich auch auf die eigene Neigung, zu produziren, anregend ein. Der Beifall aber, welcher einzelnen Piecen, die er in seinen abendlichen Konzerten ausführen ließ, zu Theil wurde, stärkte das Vertrauen zu seiner musikalischen Begabung. Nach Paris zurückgekehrt, nahm er das Werk wieder auf, um es zu vollenden. Im Laufe des Winters mag die Nähe und Krankheit des Freundes den raschen Fortgang der Arbeit verzögert haben. Nach dessen Abreise wurde sie schnell dem Abschlusse zugeführt, zumal der Komponist im Hotel St. Quentin, wohin er jetzt wieder seine Wohnung verlegte, die volle äußere Ruhe fand, deren er zum erfolgreichen Produziren nicht entbehren konnte.

Die innere Erregung aber, von welcher er gleichzeitig ganz unerwartet ergriffen wurde, hatte, scheint es, auf seine damalige Thätigkeit eher fördernden, als hemmenden Einfluß. Freilich war eine aufkeimende Herzensneigung — und von einer solchen handelte es sich —, recht wohl geeignet, den dichterischen Sinn zu beleben und die Produktionskraft des Musikers zu steigern. Rousseau lernte zu dieser Zeit seine spätere Lebensgefährtin kennen; er fand, wie seine Feinde, und auch die meisten seiner Freunde zu sagen pflegten, die Quelle seines künftigen Mißgeschicks, wie er selbst aber noch nach vielen Jahren glaubte, den „einzigen wahren Trost seines Lebens." Vermuthlich wußte er am besten zu würdigen, was ihn persönlich so nahe anging, wenn auch das abweichende fremde Urtheil nicht ganz unberechtigt sein mag. Jedenfalls ahnte er so wenig, wie das Mädchen, daß ihr Verhältniß demnächst für so Manchen einen Stein des Anstoßes abgeben, und so viele Zungen in Bewegung setzen werde. Daß es aber angeknüpft wurde, hatte einen ganz zufälligen und natürlichen Grund.

Therese le Vasseur, die Tochter eines Münzbeamten aus Orleans, war von der Wirthin des Hotels, in welchem Rousseau wohnte, als Vorsteherin des Leinwand-Departements in Dienst genommen worden. Rousseau sah sie zunächst beim Diner, an welchem

sie Theil zu nehmen pflegte. Ohne grade durch Schönheit aufzufallen, zog sie durch ihr sittsames Benehmen, wie durch ihren lebhaften und doch sanften Blick seine Aufmerksamkeit auf sich. Die übrigen Tischgenossen, meist ziemlich lockere Abbés aus der Provinz, ersahen sich das Mädchen alsbald zum Gegenstande ihrer nicht grade zarten und anständigen Neckereien. Schüchtern, wie sie war, und außer Stande, sich selbst zu helfen, auch von der Herrin des Hauses im Stiche gelassen, nahm sie es dankbar auf, als Rousseau durch natürliches Mitgefühl und durch seinen Widerwillen gegen alles Unanständige in Rede und Benehmen veranlaßt, sich zu ihrem Beschützer aufwarf. Eine solche Theilnahme aber ist bekanntlich nicht selten die Quelle der Liebe, sowohl für den, welcher sie beweist, wie in dem Herzen desjenigen, dem sie gezollt wird. Die beiden jungen Leute fühlten sich zu einander hingezogen, ohne daß die gegenseitige Neigung sich zunächst anders, als durch einen gelegentlichen Austausch schüchterner Blicke zu erkennen gab. Es kam hinzu, daß sie beide, auch abgesehen von dem zufälligen Anlaß ihres Zusammentreffens, in einer Lage waren, welche sie zu einer nähern Verbindung geneigt machen mußte.

Das Mädchen, eine einfache, weibliche Natur, war alt und gefühlvoll genug, um den persönlichen Antheil eines Mannes gerne hinzunehmen, und bereitwillig zu erwidern. Sie mochte sich um so lieber an eine solche Stütze anlehnen, als es ihr im Grunde an jeder andern fehlte. Ihre Eltern wohnten zwar in Paris, und sie unterhielt mit ihnen einen beständigen Verkehr; sie waren aber nicht in der Lage, ihr irgend Etwas bieten zu können. In sehr dürftigen Verhältnissen lebend, bedurften sie vielmehr der Tochter, um ihre eigne Existenz zu fristen. Von einer tieferen Einwirkung konnte ohnehin nicht die Rede sein. Es waren Leute von ganz gewöhnlichem Schlage, der Vater, wie es scheint, ein gutmüthiger Mensch, ohne alle Bedeutung, die Mutter, ein triviales Weib von gemeinem Sinn und Benehmen. Ihre Familie bot somit dem Mädchen weder einen äußeren, noch auch inneren Halt; sie war auf sich selbst angewiesen, und mußte eben darum in ihrer abhängigen Stellung geneigt sein, einem aufrichtigen Bewerber Gehör zu geben.

Daß es Rousseau nicht, wie anderen jungen Männern, um ein frivoles Spiel zu thun sei, konnte ihr füglich nicht lange verborgen bleiben. In der That war er unfähig zu einem leichtfertigen Verhältnisse, wie es zum Zwecke eines vorübergehenden Amusements, oder auch zur Befriedigung sinnlicher Neigungen oft genug eingegangen wird. Hätte er so etwas selbst gewollt, es würde ihm doch nicht möglich gewesen sein; er war dazu weder oberflächlich, noch gemein genug. Damit ist natürlich nicht ausgeschlossen, daß das

geschlechtliche Bedürfniß wesentlich mitwirkte, als er sich zu seiner neuen Freundin hingezogen fühlte. Das eigentliche Motiv der Annäherung war es indeß nicht. Seine Neigung entsprang nicht sowohl aus dem Verlangen der Sinne, als aus der ungestillten Sehnsucht des Herzens, die sich naturgemäß in dem intimen Verhältnisse zu einer Frau am besten befriedigen konnte. Er hatte diesen innigen Verkehr, seitdem Mama ihm entfremdet war, entbehren müssen. Das Bedürfniß aber bestand fort. Es mochte weniger lebhaft auftreten, wenn ihn geistige Arbeiten oder ehrgeizige Pläne beschäftigten; es machte sich aber in seiner alten Kraft wieder geltend, sobald die äußere und innere Ruhe zurückkehrte.

Eben jetzt nun mußte ihm seine einsame Stellung doppelt fühlbar werden. Die Enttäuschungen der letzten Zeit hatten ihn vollständig isolirt; mit der Aussicht, in der großen Welt eine Rolle zu spielen, war die ohnehin schwache Neigung zum gesellschaftlichen Leben verschwunden. Die Abreise des Freundes, der ihm für eine Weile für jeden andern Umgang Ersatz geboten hatte, warf ihn ganz auf sich zurück. Je weniger er sich vor Kurzem noch anschließen konnte, um so schmerzlicher mußte er nun die Leere empfinden, welche ihn umgab [33]).

Kein Wunder, daß das unbefangene Mädchen mit seinem Blick ihn fesselte, zumal sie ihm mit vollem Vertrauen entgegenkam. Gab es doch überhaupt keinen sichereren Weg zu seinem Herzen, als den, welchen das Zutrauen bahnte; wer ihm Beweise des Vertrauens gab, der durfte seiner Zuneigung gewiß sein. Man mag das zum Theil aus dem persönlichen Gepräge seines Charakters erklären. Das Vertrauen involvirt eine Anerkennung der fremden Persönlichkeit, welcher sich zugleich die eigene unterordnet und hingibt. Wenn es daher auf Rousseau eine fast unwiderstehliche Anziehungskraft übte, so kann man darin die Folge und einen Beweis der großen Bedeutung erblicken, die er sich selbst, wenn auch unwillkürlich, beilegte. Doch ist diese Schwäche zugleich ein Zeichen der Stärke, denn man muß an sich selbst, an seine höhere Natur glauben, wenn der Glaube des Andern eine solche Macht gewinnen soll. Und wenn die aus ihm entspringende Liebe immerhin als eine egoistische bezeichnet werden kann, so hat doch diese Selbstliebe mit der gewöhnlichen Selbstsucht nichts gemein. Sie vermag im Gegentheile alle die kleinen egoistischen Rücksichten, welche auf die Beziehungen der Menschen zu influiren pflegen, zum Schweigen zu bringen.

Sie hatte auch bei Rousseau, als er das Verhältniß mit Therese anknüpfte, diese Wirkung. Abgesehen von ihrer weiblichen Natur und einer auf persönlichem Vertrauen beruhenden Zuneigung, besaß das Mädchen eben weiter nichts, was ihn hätte anziehen können.

Sie war weder schön noch irgendwie verführerisch, dagegen arm in ökonomischer, wie in geistiger Beziehung. Rousseau beachtete diese Mängel nicht, obgleich sie ihm keineswegs entgingen. Denn folgte er auch Anfangs nur der unwillkürlichen Neigung, es war doch weder Leichtsinn, noch Leidenschaft, was ihn weiterhin festhielt. Freilich wurde es ihm leichter, von dem, was fehlte, abzusehen, da es sich für ihn von vorn herein nur um eine Geliebte, nicht von einer ehelichen Verbindung handelte. Als man nach Ueberwindung der natürlichen Schüchternheit zum gegenseitigen Verständnisse gelangt war, erklärte er dem Mädchen unumwunden, daß er sie zwar nie verlassen, aber auch nicht heirathen werde. Therese, scheint es, nahm an dieser Klausel nicht den mindesten Anstoß; das Versprechen, für sie zu sorgen, genügte ihr, um sich unbedingt hinzugeben. Offenbar hatte sie ebensowenig, wie ihr Geliebter, ein tieferes Bewußtsein von der sittlichen Würde und der Bestimmung des Weibes. Es wäre indeß ungerecht, ihr deßhalb allen innern Werth absprechen zu wollen.

Verhältnisse dieser Art sind in Frankreich noch jetzt an der Tagesordnung, und haben weder in den Augen der Betheiligten, noch vor dem Urtheile der öffentlichen Meinung jenen verwerflichen Charakter, der sie anderswo, und namentlich in Deutschland, unzulässig machen würde. Im vorigen Jahrhundert aber, wo wenigstens in den höhern Ständen und in den größeren Städten, das Familienleben sich in völliger Auflösung befand, erregten sie so wenig Anstoß, daß sie sich vielmehr im Allgemeinen von selbst zu verstehen schienen. Wo das Bewußtsein von der Heiligkeit der Ehe in diesem Grade getrübt, ja fast geschwunden war, konnte eine uneheliche Verbindung nicht eben bedenklich erscheinen. Sie mochte sogar nicht selten grade das bieten, was man in der Ehe nur noch ausnahmsweise fand, natürliches Gefühl, herzliche Zuneigung, aufrichtige Hingebung. Es konnte scheinen, daß die einfache Naturwahrheit der geschlechtlichen Beziehungen, welche in den künstlichen, nur auf den Schein berechneten Formen des offiziellen Familienlebens nicht mehr zu ihrem Rechte kam, in solchen Verhältnissen die gebührende Geltung suchte und fand. Jedenfalls mußte, was selbst den in der Ehe Lebenden nicht verargt wurde, jungen Leuten, die nicht in der Lage waren, eine Familie zu gründen und anständig zu unterhalten, unbedenklich zugestanden werden.

In der That war dem auch so, und wenn Rousseau anfangs eine gewisse Scheu empfand, sein Verhältniß zu Theresen nach Außen hin hervortreten zu lassen, so hatte diese nur insofern Grund, als sie theils eine rein natürliche war, theils aus seinem sittlichen Bewußtsein entsprang. Er fühlte ohne Zweifel sehr wohl das Unstatt-

hafte der Verbindung, in welche er eintrat, aber das Bedürfniß sprach lauter, als die leise Stimme des Gewissens. Der natürliche Drang schien nur sein Recht zu fordern, die Sitte aber billigte, was der sittliche Sinn verwerfen mochte. Therese bot ihm, wonach er verlangte; was ihr fehlte, konnte er nicht sonderlich vermissen. Es wäre nur dann von Bedeutung gewesen, wenn er sie zu seiner Frau hätte machen wollen. Davon aber war, wie gesagt, keine Rede. Auch konnte er nicht füglich an eine Heirath denken.

Kaum im Stande, sich selbst zu erhalten, und ohne alle Aussicht auf eine gesicherte Stellung, konnte es ihm nicht in den Sinn kommen, einen eignen Heerd gründen zu wollen. Die Ansprüche einer gleichberechtigten Frau zu befriedigen, war nicht möglich; eine doch immer abhängige Geliebte zu unterhalten ging um so eher an, da sie ihre bisherige Erwerbsthätigkeit beibehalten, also vor wie nach für sich selbst sorgen konnte. Auch der Mangel an geistiger und gesellschaftlicher Bildung, welcher sich bei einer Frau nicht wohl ertragen ließ, kam bei einem bloßen Liebesverhältnisse wenig in Betracht. Dennoch konnte Rousseau nicht wohl umhin, auf ihn Rücksicht zu nehmen, denn er trat bei Therese allerdings sehr grell hervor. Zwar fehlte es ihr nicht an natürlichem Verstande, die gewöhnlichen Vorgänge des Lebens wußte sie wohl richtig aufzufassen und zu beurtheilen. Dagegen war sie ohne alle Kenntnisse und von einer fast unglaublichen Stupidität, wenn es galt, sich auch nur die einfachsten Gegenstände des Wissens anzueignen. Sie konnte weder richtig lesen noch schreiben, und Rousseau bemühte sich später lange Zeit vergeblich, sie die Bedeutung der Ziffern und Zahlen kennen zu lehren. Selbst den Sinn der Worte, welche sie gebrauchte, verstand sie nicht, so daß in der Unterhaltung mit ihr die drolligsten Quiproquos vorzukommen pflegten.

Eine so bornirte Persönlichkeit in der Gesellschaft als seine Frau zu präsentiren, würde Rousseau damals schon, in Folge des ihm eigenen Schamgefühls, nicht gewagt haben. Für den privaten Verkehr war diese Beschränktheit ziemlich gleichgültig, da sie dem einfachen liebevollen Sinne, auf welchen es zunächst allein ankam, eher förderlich, als hinderlich war. Freilich sollte er später doch erfahren, daß man nicht ungestraft eine intime Verbindung mit Jemanden eingeht, dessen geistiger Standpunkt zu tief unter dem Niveau des eignen liegt. Vorläufig gewährte sie ihm, was er zu seiner Befriedigung bedurfte. Auch trug sie, scheint es, mittelbar nicht wenig dazu bei, daß er die unternommene Arbeit bald zu Ende führte.

VI.

Allerdings war es Zeit, daß er seine Kräfte zu einer bedeutenderen Leistung zusammennahm. Einmal entschlossen, zur Sicherung seiner Existenz nur dem eignen Talente zu vertrauen, galt es, ihm in der Welt die nöthige Anerkennung zu erringen. Schon war seine äußere Lage bedenklich genug; ohne alle Hülfsquellen, hatte er beständig mit Mangel und Dürftigkeit zu kämpfen, und, wie leicht auch seine einfachen Bedürfnisse zu befriedigen sein mochten, es wurde ihm doch allmälig schwer, das Leben zu fristen [34]). Natürlich war das nur dadurch möglich, daß er den schon vorhandenen Schulden stets neue hinzufügte. Indeß mußte sich der Kredit auf die Dauer erschöpfen, und er durfte nicht hoffen, der steigenden Verlegenheit noch länger begegnen zu können, wenn es nicht gelang, durch ein Epoche machendes Werk die Aufmerksamkeit des kauflustigen Publikums, und die Blicke der freigebigen Verleger auf sich zu lenken. Ueberzeugt, daß seine Operette diesen Erfolg haben werde, bemühte er sich, sie möglichst schnell zu vollenden. Das Verhältniß zu Theresen war ihm dabei in mehr als einer Beziehung sehr förderlich. Da es ihn für's Erste vollständig befriedigte, machte es jede andere Zerstreuung entbehrlich. Zudem gab es ihm die innere Ruhe, deren er zu seiner Arbeit bedurfte, und unterhielt zugleich eine lebhaftere Erregung, welche ihm die angemessene Behandlung des Gegenstandes, der eben kein anderer, als die Feier der Liebesmacht war, wesentlich erleichterte. In wenigen Monaten war das Werk vollendet, der Text wie die Musik, denn Rousseau hatte, wie bei früheren Versuchen, so auch jetzt, den Dichter und Komponisten in seiner Person vereinigt.

Vor Allem kam es nun darauf an, die Oper zur Aufführung zu bringen; für einen Menschen, der, wie Rousseau, ziemlich isolirt dastand und sich keiner hohen Protektionen erfreute, eine schwierige Aufgabe. Er beschloß, seine Arbeit Rameau vorzulegen, der zu dieser Zeit in musikalischen Dingen eine fast unbeschränkte Autorität besaß, und ihr durch seine Anerkennung eine günstige Aufnahme sichern konnte. Zu dem Ende wandte er sich an den Krösus unter den Generalpächtern, Herrn de la Peplinière, dessen gastliches Haus damals einen glänzenden Sammelpunkt aller hervorragenden Gelehrten und Künstler bildete, und auch von Rameau, dem Schützlinge des Hausherrn und verehrten Lehrer seiner Gemahlin, nicht selten besucht wurde. Rousseau war durch einen Genfer Freund bei ihm eingeführt worden, und durfte hoffen, durch seine Vermittlung den berühmten Musiker günstig zu stimmen. Indeß Rameau lehnte die Durchsicht der Partitur unter dem Vorwande ab, daß ihn das Lesen

derselben zu sehr ermüde. Als dann aber Herr de la Peplinière sich erbot, das Werk in seinem Hause theilweise ausführen zu lassen, verstand er sich doch dazu, es anzuhören.

Offenbar erwartete er wenig davon, es schien ihm unmöglich, daß ein Komponist, ohne regelrecht erworbene musikalische Bildung etwas Bedeutendes leisten könne. Eben darum war er sichtlich überrascht, als die vorgetragenen Musikstücke einen nicht geringen musikalischen Werth verriethen. Konnte er ihnen aber seine Anerkennung nicht füglich versagen, so gab er deßhalb bald durch seine utrirten Lobsprüche zu erkennen, daß er an ihrer Aechtheit zweifele, ein Argwohn, der ihm bei seinem Vorurtheil allerdings nahe liegen mußte. Ueberdies konnte der Umstand, daß in manchen Parthien der Rousseau'schen Musik ein offenbarer Mangel an musikalischem Wissen, sehr zu ihrem Nachtheile, hervortrat, ihn darin nur bestärken. Er hielt es für ausgemacht, daß Rousseau, ohne eigenes Talent und Geschmack, nichts als ein kleiner Plagiator sei, der fremdes Eigenthum nicht ohne Geschick für das seinige ausgebe. Auch war er roh genug, was er dachte, dem Komponisten vor aller Welt so verständlich anzudeuten, daß Niemand über seine Ansicht in Zweifel bleiben konnte.

Rousseau war freilich gar zu geneigt, an den Neid und die Eifersucht Anderer zu glauben, als daß man ihm Beschuldigungen dieser Art ohne Weiteres zugeben durfte. In diesem Falle mag er indeß nicht Unrecht haben, wenn er das jedenfalls unziemliche Benehmen Rameau's auf solche Motive zurückführt. Rameau war ein geschickter Musiker, aber, wie es scheint, kein musikalisches Genie. Es hatte ihm viele Mühe gekostet, das zu werden, was er war, und seine Werke waren mehr die Frucht der Arbeit und eines nicht geringen technischen Talentes, als Schöpfungen einer genialen Eingebung. Leute dieser Art pflegen aber, wenn sie es zu einem gewissen Ansehen gebracht haben, über die Behauptung desselben um so eifersüchtiger zu wachen, als sie es im Grunde nicht verdienen. Auch steht ja das bloße Talent immer und überall zu dem Genie in einem mehr oder minder starken Gegensatze. Es ist vor ihm auf der Hut, fürchtet es und achtet es gering, zumal wenn an seinen Werken nicht die Spuren der mühsamen Arbeit sichtbar werden, ohne welche es selbst nichts Erhebliches zu leisten vermag.

Was in Rousseau's Musik Werth hatte, war das Produkt der unmittelbaren Inspiration; die formelle Ausarbeitung, die technische Seite mochte viel zu wünschen übrig lassen. Ein Mann wie Rameau aber war geneigt zu glauben, daß, wer die Musik in seinem Sinne nicht verstehe, auch keine machen könne. Daß er sich diesem Glauben so leicht hingab, war freilich die Folge seiner nicht eben edeln Sinnesart. Man kannte allgemein seine Eifersucht auf junge

aufstrebende Talente, und wußte sehr wohl, daß er ihnen nicht nur nicht fördernd entgegenkam, sondern ihren Aufschwung eher zu hemmen suchte. Eben deßhalb mochte sein Urtheil nicht gar zu viel Gewicht haben. Auch Rousseau schadete es weniger, als man hätte erwarten sollen. Seine Musik hatte bei den übrigen Zuhörern einen guten Eindruck hinterlassen. Man sprach recht günstig von ihr, so daß der Herzog von Richelieu, welcher als intimer Freund der Mad. de la Peplinière, in deren Salons nicht selten erschien, die ganze Oper zu hören wünschte, um sie dann möglicher Weise am Hofe aufführen zu lassen. Eine Probevorstellung, die mit vollem Chor und Orchester auf Kosten des Königs im Hause seines Maitre des plaisirs Statt fand, erhielt seinen vollen Beifall. Der Herzog erging sich in ungemessenen Lobsprüchen, pries die entzückende Harmonie und erklärte laut, daß er nie etwas Schöneres gehört habe. Auch stehe der Aufführung bei Hofe nichts im Wege als der erste Akt, Tasso, der, wahrscheinlich weil er die Majestät des Thrones oder der fürstlichen Würde antastete, nicht durchgehen könne, sondern durch einen anderen ersetzt werden müsse.

Rousseau ließ sich das nicht zwei Mal sagen. Der Beifall, welchen er an so hoher Stelle fand, gab ihm Muth; er ging sofort an die Arbeit, und hatte sie nach einigen Wochen vollendet. An die Stelle Tasso's war Hesiod getreten, und die Musik durch eine andere ersetzt worden, welche der Komponist selbst der früheren entschieden vorzog. Es scheint doch, daß er sich, in Folge der Ausstellungen Rameau's, die technische Ausführung mehr angelegen sein ließ, wiewohl er zugleich Gelegenheit nahm, seinem gelehrten und eifersüchtigen Gegner einen kleinen Seitenhieb zu versetzen[35]). Die Hoffnung aber, daß nun das Werk in seiner veränderten Gestalt zur Aufführung kommen werde, wurde getäuscht. Das lebhafte Interesse des Herzogs scheint durch die Einflüsterungen seiner Freundin, die als Beschützerin Rameau's, und überdies allen Genfern abgeneigt, nicht müde wurde, den günstigen Eindruck des Werkes zu neutralisiren, allmälig etwas erkaltet zu sein. Es war ihm ohne Zweifel ganz erwünscht, als sich eine Gelegenheit darbot, Rousseau einen Beweis seiner Anerkennung zu geben, der ihn der Erfüllung seines Versprechens vorläufig enthob.

Der glänzende Sieg, welchen die französischen Waffen im Mai 1745 bei Fontenoi über die Heere der verbündeten Feinde errungen hatten, veranlaßte im folgenden Winter eine Reihe von Hoffesten, bei welchen es natürlich auch an szenischen Darstellungen nicht fehlen durfte. Man verwandte dazu in der Regel kleine Opern und Singspiele, die dem Charakter des Festes angepaßt, auch wohl speziell für dasselbe verfaßt wurden. Gab es keine neuen Werke dieser Art, so

griff man zu solchen, die bereits früher zur Aufführung gekommen waren, wo dann freilich der veränderte Zweck eine mehr oder minder durchgreifende Umarbeitung erforderte. So wurde auch dies Mal eine alte Operette, zu welcher Voltaire den Text und Rameau die Musik geliefert hatte (la princesse de Navarre), wieder hervorgesucht, um unter einem neuen Namen „les fêtes de Ramire“ und in neuer Anordnung aufgeführt zu werden. Zu dem Ende bedurfte es, namentlich in den eingeschobenen Divertissements, mehrfacher Aenderungen des Textes und der Musik. Die beiden Verfasser, damals mit einer größeren Oper beschäftigt, konnten sich nicht damit befassen und man mußte sich nach einem Andern umsehen, der die Arbeit übernehmen möchte. Der Herzog von Richelieu erinnerte sich Rousseau's, und dieser, dem das bewiesene Vertrauen nicht weniger schmeichelte, als die Ehre, neben den beiden berühmten Meistern als ihr Mitarbeiter zu figuriren, ging sofort auf den Antrag ein. Nur wollte er in seiner Bescheidenheit, und bei der tiefen Verehrung, die er dem dichterischen Genie Voltaire's zollte, dessen Verse nicht ohne seine ausdrückliche Erlaubniß antasten. Er schrieb deßhalb an ihn (am 11. Octbr.), und erhielt einige Tage später eine sehr verbindliche Antwort, in welcher Voltaire nach einigen Komplimenten, und unter Hinweisung auf die der Verbesserung besonders bedürftigen Parthieen, schließlich Alles seinem Ermessen anheim stellte.

Rousseau ging nun an die Arbeit und kam damit in zwei Monaten zu Ende, obgleich ihm besonders der musikalische Theil nicht wenig zu schaffen machte. Der Gedanke an die beiden hervorragenden Männer, welche man ihm zugesellt, hatte Sinn und Geist gehoben und er durfte sich sagen, daß er bei dieser undankbaren, ruhmlosen Arbeit sich fast immer dicht an der Seite seiner Vorbilder hielt. Den gehofften Erfolg hatte sie indeß nicht. Bei der Probe, welche in Gegenwart des Herzogs von Richelieu und seiner Freundin Statt fand, hörte namentlich Madame de la Pompadour nicht auf, Ausstellungen zu machen und Aenderungen zu fordern. Und wenn auch der Herzog in der Regel günstiger urtheilte, so trugen die Ansichten der Dame am Ende doch den Sieg davon. Es wurden Rousseau manche Parthieen bezeichnet, die er, nachdem er zuvor den Rath Rameau's eingeholt, werde umarbeiten müssen.

Tief gekränkt verließ er den Konzertsaal; statt des erwarteten und verdienten Lobes war ihm nur kleinlicher Tadel zu Theil geworden. Eine ernste Krankheit, wohl die Folge der letzten Anstrengungen und des inneren Verdrusses, ergriff ihn, so daß er sich außer Stande sah, die Revision seiner Arbeit vorzunehmen. Auch Rameau, der sich ihr nun selbst unterzog, fand keine Zeit zu erheblichen Aenderungen. Die Aufführung aber konnte nicht länger verschoben wer-

den, und man gab das Stück fast ganz so, wie es aus der Feder Rousseau's hervorgegangen war. Er hatte nun doch die Freude, zu hören, daß die von ihm herrührenden Parthieen den Beifall der Kenner gefunden, und das Publikum seine Aenderungen von der ursprünglichen Arbeit Rameau's nicht habe unterscheiden können. Dabei gereichte es ihm zur besonderen Genugthuung, daß auch die Ouverture, welche im italiänischen, also in einem damals für Frankreich noch ganz neuen Stile, gearbeitet war, recht günstig aufgenommen wurde. Das war aber auch der einzige Lohn seiner Mühen, denn weder wurde sein Name bei oder nach der Aufführung genannt, noch auch irgend ein Honorar gezahlt. Der Herzog von Richelieu, welcher grade damals nach Dünkirchen abreiste, um den Oberbefehl über das für Schottland bestimmte Landungs-Heer zu übernehmen, mochte es im Drange der Geschäfte vergessen haben, und Rousseau hatte nach seiner Rückkehr nicht Lust, ihn daran zu erinnern.

Er zog es vor, sein Heil bei den Theatern der Hauptstadt zu versuchen, da er vom Hofe nichts mehr erwarten zu dürfen glaubte. Auch gelang es ihm, das kleine, schon in Chamberi verfaßte Lustspiel Narciß bei den Italiänern zur Aufführung zu bringen, was ihm freilich nichts, als die Bewilligung eines freien Entrée eintrug. Weniger leicht fand er zur großen Oper Zugang. Erst als Francueil, mit welchem er zu dieser Zeit von Neuem in Verbindung trat, seinen Einfluß geltend machte, wurden die Muses galantes wenigstens zur Probe zugelassen. Mehr war auch dann nicht zu erreichen. Rousseau glaubte zu bemerken, daß man von vornherein die Absicht habe, die Aufführung seines Werkes zu hintertreiben, und da er sich selbst nicht verhehlen konnte, daß dasselbe, um Erfolg zu haben, mancher Aenderungen bedürfe, hielt er für besser, es zurückzuziehen. Schon die natürliche Scheu vor einer lästigen Arbeit führte zu diesem Entschlusse. Zudem war er überzeugt, daß man ihn auf jede Weise zu hemmen suche; wozu also sich einer Mühe unterziehen, die bei dem bösen Willen der Musiker doch vergeblich sein mußte?

Ohne Zweifel ging er in diesem Mißtrauen zu weit, wenn es auch vermuthlich nicht ganz grundlos war. Schon sah er überall eine feindliche Absicht, wo es vielleicht nur an einem freundlichen Entgegenkommen fehlte, und was eine wirkliche Unvollkommenheit seiner Leistungen verschulden mochte, pflegte er bereits den Menschen und ihrem Willen zur Last zu legen. Doch befand sich sein argwöhnischer Sinn in dem vorliegenden Punkte schwerlich auf ganz falscher Fährte. Wenn auch Rameau und die übrigen Musiker ihm nicht geradezu übel wollten, so waren sie doch auch nicht zu wohlwollender Förderung geneigt. Zum Theile lag das an der Persönlichkeit Rousseau's, die überhaupt nicht geeignet war, Andere, außer im

vertraulichen Verkehre, zu gewinnen, theilweise aber auch an seinem Werke, welchem, trotz seiner mannigfachen Schwächen, der für Konkurrenz stets widerwärtige Stempel eines eigenthümlichen und bedeutenden Geistes aufgedrückt war.

Im Allgemeinen freilich wich es, was Anlage und Ausführung betrifft, von der herrschenden Kunstform keineswegs ab.* Es ist eben ein Ballet, wie sie damals an der Tagesordnung waren, d. h. eine Reihenfolge von Szenen, die durch einen allgemeinen Gedanken lose verbunden, einen bunten Wechsel von Vorgängen und Situationen darbieten, zu deren Ausdruck, neben der Deklamation, Musik, Gesang und Tanz verwandt werden. Mythologische oder allegorische Figuren spielen in ihnen die Hauptrolle; die Phantasie hat Gelegenheit, sich an dem Ungewöhnlichen und Wunderbaren, welchem hier ein breiter Raum verstattet ist, zu ergötzen, während das Auge durch den Glanz der vielfach wechselnden Dekorationen gefesselt wird. Der Eingang oder Prolog führt uns auf den Parnaß, wo Apollo, von den Musen umgeben, auf dem Throne sitzend erscheint. Der Gott preist das glückliche Loos der Himmelstöchter, die, fern vom Lärme der Welt und der Waffen, auf dem friedlichen Berge schuldlose Freuden kosten, und deren Herz weder durch den hochfliegenden Ehrgeiz, noch auch durch die falschen Reize der Liebe beunruhigt wird. Kaum aber haben die Musen ihrem Führer mit der Versicherung zugestimmt, daß die Liebe niemals Macht über sie gewinnen werde, als, angekündigt von einer, bald in glänzenden, bald in sanften Weisen erklingenden Symphonie, der allwaltende Eros in Begleitung des Ruhmes, dessen Siegeswagen ihn hergeführt hat, unter sie tritt. Apollo ist nicht wenig erstaunt, den kleinen Gott in der Gesellschaft des Ruhmes zu erblicken. Doch dieser belehrt ihn, daß die Liebe die festeste Stütze seines Reiches, sie die Macht sei, welche Helden schaffe, und ihm deßhalb nichts höher gelte, als „ein großes Herz, das von ihm geleitet werde.“ Aber der stolze Gott weist unwillig die Zumuthung ab, daß seine göttlichen Lorbeern die Stirne eines übermüthigen Kindes schmücken sollen. Dafür trifft ihn dann die Rache des Eros, der alsbald eine heftige, aber hoffnungslose Leidenschaft in ihm entzündet. Vergeblich läßt er sich nun zu Bitten herab, der Gott der Liebe will an ihm ein Exempel statuiren, und er muß sich, vom Schmerze der unheilbaren Wunde getrieben, entfernen. Die Musen wollen ihm zwar folgen, doch der Ruhm fordert sie auf, die sanftere Herrschaft der Liebe anzuerkennen. Eros selbst appellirt an ihr Herz, und sie entschließen sich, ihm zu huldigen. Unter der Theilnahme der Grazien und anderer Genien heiterer Lust, wird Amors neu gegründetes Reich durch Gesang und Tanz inaugurirt. Fortan soll die Liebe, im innigen Ver-

eine mit dem Ruhme, das Szepter führen, die Myrthe dem Lorbeer verbunden sein. Zu dem Ende fordert der neue Herrscher die Musen auf, die öde Einsamkeit des Parnaß zu verlassen, um die Welt durch ihre Reize zu entzücken. Und zwar räth er ihnen, zunächst dem Lande der Lilien zuzueilen, wo es ihnen weder an Anbetern, noch an preiswürdigen Helden fehlen werde.

Damit schließt der Prolog, welcher, wie man sieht, manche wunderliche Dinge enthält. Interessant ist vor Allem das Bestreben, Ruhm und Liebe mit einander in Verbindung zu bringen. Man darf demselben wohl mit Recht ein psychologisches Motiv unterlegen. Die Begierde nach Ruhm und die Sehnsucht nach Liebe waren die vorherrschenden Neigungen Rousseau's, und er mochte das Bedürfniß fühlen, die allerdings in einem gewissen Gegensatze stehenden Strebungen zu versöhnen. Wie dem aber auch sein mag, diese Versöhnung bildet den rothen Faden, welcher sich durch die drei Hauptheile des Stücks einigend hindurchzieht. In allen ist es der ruhmgekrönte Dichter, welchem sich, eben als Preis und Wirkung seiner poetischen Begabung, auch die Liebe gewogen zeigt, indem sie ihm den Besitz der Geliebten sichert. Die Ausführung des Gedankens ist indeß nicht überall in gleichem Grade gelungen. Der erste Akt, Hesiod, welcher, wie er gegenwärtig vorliegt, erst später, statt des ursprünglichen Tasso hinzugefügt wurde, ist auch insofern der beste, als er in einer engeren Beziehung zum Prologe steht. Er versetzt uns in eine idyllische Landschaft, in welcher die vom Parnaß herabgestiegene Euterpe unter einfachen Hirten ihren Wohnsitz aufgeschlagen hat, und sie als liebreizende Eglé bezaubert. Zu ihren Anbetern gehört auch Hesiod; eine tiefe, innige Liebe erfüllt ihn, aber er darf keine Hoffnung hegen, denn Eglé hat versprochen, sich dem ergeben zu wollen, welcher in dem bevorstehenden Sängerwettkampf den Sieg davon tragen werde. Und Hesiod ist der Spiele des Apollo nicht kundig. Zum Glück liebt Eglé grade ihn, und da sie die personificirte Muse des Gesanges ist, wird sie die dichterische Begeisterung in ihm erwecken, und so seinen Triumph herbeiführen können. In der That verleiht sie dem Jünglinge, als er, von innerm Schmerz erschöpft, in einen tiefen Schlaf sinkt, die Gabe der Dichtkunst, die sich dann, von der Glut der Liebe genährt, alsbald bethätigt. Hesiod erwacht und fühlt sich wie verwandelt. Der flammende Dichtergeist ist über ihn gekommen; er greift zur Leier, die über seinem Haupte hängt, und entzückende Klänge werden laut. Es versteht sich von selbst, daß er in dem nun folgenden Wettkampfe seine Nebenbuhler aus dem Felde singt, und die unsterbliche Braut heimführt.

Wie abgeschmackt dieser ganze Vorgang auch erscheint, es liegt doch etwas Sinniges in dem Gedanken, daß die Liebe den dichterischen

Genius in's Leben ruft, und durch die herzgewinnende Macht des Gesanges ihr Ziel erreicht. Auch läßt sich nicht leugnen, daß die verschiedenen Arien und Chorlieder manche schwungvolle poetische Stellen enthalten, wiewohl sich der Dichter im Allgemeinen viel zu sehr in Reflexionen und Sentenzen ergeht. Uebrigens ist der ernstfeierliche Charakter, welchen dieser erste Theil dem Plane nach haben sollte, dem Ganzen wirklich aufgedrückt, und glauben wir recht gerne, daß, wenn die Musik, wie Rousseau versichert, dem poetischen Texte entsprach, die Aufführung einen recht günstigen Eindruck hinterließ. Weniger mochte das bei den andern Theilen der Fall sein, die dem ersten offenbar weit nachstehen, obgleich sie sich auf einem mehr natürlichen Boden bewegen. Ovid, welcher den Mittelpunkt des zweiten Aktes bildet, liebt die Erithyia, eine junge, etwas wilde sarmatische Schönheit, welche leider die Sprache des Herzens noch nicht kennt, und überdies zur Priesterin der jungfräulichen Artemis bestimmt ist. Es gelingt indeß dem von seiner Leidenschaft inspirirten Dichter, zunächst das Herz der Geliebten, und dann, mit ihr vereint, den Sinn des Volkes zu rühren. Leichter noch triumphirt Anakreon, den uns der dritte, in der Säulenhalle des samischen Junotempels spielende Akt vorführt. Zwar stellt sich heraus, daß der Gegenstand seiner Neigung auch die Liebe des mächtigen Polykrates, des Beherrschers der Insel, entflammt hat. Doch Polykrates ist der Freund des Dichters, und hochherzig genug, nicht seine fürstliche Gewalt, sondern die freie Wahl des Mädchens entscheiden zu lassen. Diese aber, selbst leichten Sinnes und einem frohen Genusse des Lebens zugewandt, gibt dem heitern, leichtfertigen Dichter den Vorzug. Polykrates tritt zurück, mit Recht ob seines königlichen Sinnes gepriesen in Worten, in welchen Rousseau ohne Zweifel zugleich dem Könige von Frankreich seine Huldigung darbringt.

Natürlich kann eine Inhaltsangabe, wie die obige, keine irgend genügende Vorstellung von einem Werke geben, dessen Reiz vorzugsweise in Einzelnheiten gelegen, und wesentlich durch die begleitende Musik bedingt ist. Immer aber deutet sie im Allgemeinen den Vorstellungskreis an, in welchem sich die Dichtung, und da ein Schriftsteller, wie Rousseau, stets mehr oder weniger durch persönliche Motive bestimmt wird, auch der Dichter bewegt. Wenn Rousseau hier die Alles beherrschende Macht der Liebe feiert, und den durch sie geschlossenen Bund der Herzen, im Gegensatze zu dem ruhelosen Treiben und dem äußeren Glanze der Welt, als der Quelle des wahren Lebensglückes preist, so sind es seine eigensten Empfindungen und Herzenswünsche, die er zum Ausdrucke bringt. Andrerseits zeigt die summarische Analyse aber auch, daß die Dichtung, als ein Ganzes, auf künstlerischen Werth keinen Anspruch hat. Rousseau selbst fällt,

freilich in einer um mehrere Jahre späteren Zeit, als er sich von der französischen Poesie und Musik entschieden abgewandt hatte, ein sehr abfälliges Urtheil über sie, wenn er sie (im Avertissement zur Ausgabe) „ein mittelmäßiges Werk einer schlechten Gattung“ nennt. Er fügt hinzu, daß das Werk ihm jemals habe gefallen können, lasse sich nur aus der Macht erklären, welche Gewohnheit und Vorurtheil auszuüben pflegen. Aufgewachsen in dem Geschmack für die französische Musik und die Art Poesie, welche diesem Volke eigen sei, habe er „den Lärm mit der Harmonie, das Wunderbare mit dem Interessanten und Lieder oder Gesänge mit einer Oper verwechselt.“ Diese Selbstkritik mag etwas scharf erscheinen; jedenfalls aber war die innere Bedeutung des Werkes nicht so groß, daß sie allein ihm die Abneigung der Musiker hätte zuziehen sollen. Was den Männern von Fach vorzugsweise mißfiel, war die Neuerung, welche Rousseau sich erlaubt hatte, und Voltaire in seinem vorhin erwähnten Briefe mit den schmeichelhaften Worten andeutete: „Sie vereinigen zwei Talente, welche bis dahin stets getrennt gewesen sind, das des Dichters und das des Componisten.“ Rousseau selbst wenigstens war noch später der Meinung [36]), seine von den unbefangenen Kennern beifällig aufgenommene Arbeit sei von den Künstlern nur deßhalb verschrieen und ihre Aufführung hintertrieben worden, weil sie gezeigt habe, wie man „zwei an sich so schwierige Künste zugleich ausüben könne.“ Erinnert man sich an verwandte Vorgänge in unsern Tagen, wo die heftige Opposition gegen den namhaftesten Vertreter der Zukunftsmusik zum Theil gewiß in ähnlichen Bestrebungen desselben ihren Grund hat, so wird man diese Ansicht nicht so unwahrscheinlich finden. Der Umstand freilich, daß Jemand der Componist eines selbstverfaßten Textes ist, mag an sich unerheblich sein. Der Stein des Anstoßes liegt darin, daß bei einer solchen Verbindung von Musik und Poesie die erstere von der letztern abhängig wird, und damit mehr oder weniger ihren bisherigen Charakter verändert. Die zunächst nur äußerliche Neuerung weist auf eine innere Umbildung hin, die man in dem Rousseau'schen Werke, wie sehr es sich auch dem herrschenden Stile und Geschmack anschloß, doch schon damals durchfühlen mochte.

VII.

Die Erfolglosigkeit seiner Bestrebungen hatte auch dies Mal bei Rousseau die gewöhnliche Wirkung. Sie nahm ihm den Muth zu weitern Versuchen, und er beschloß, von nun an allen ehrgeizigen Plänen, allem Streben nach Ruhm und Ansehen in der Welt zu entsagen und sich lediglich der Sorge für seine und der Seinigen Existenz zu widmen. Diese Sorge wurde freilich bald drückend genug. Die

Verbindung mit Therese führte von selbst zu einer engeren Gemeinschaft mit ihrer Familie, die sich in ihren dürftigen Verhältnissen auf die Unterstützung des Mädchens angewiesen sah, und, wie es scheint, von allem Anfange an bestrebt war, auch ihren Freund und Anbeter möglichst auszubeuten. Zwar entging es Rousseau nicht, mit wem er es zu thun habe, und er war klug genug, sich bei Zeiten vorzusehen. Indeß konnte er nicht hindern, daß Mutter und Geschwister ihren natürlichen Einfluß auf das gutmüthige und am Ende auch gleichartige Mädchen geltend, und sich die Vortheile zu Nutze machten, welche sie aus ihrem Verhältnisse zu ihm ziehen mochte. Die Versuche, sie von ihren Angehörigen zu trennen oder doch unabhängig zu machen, was allerdings auch im Interesse ihrer innern Bildung rathsam erscheinen mußte, mißlangen. Therese war außer Stande, sich über den natürlichen Boden der Familie zu erheben und, wie groß ihre Zuneigung für den Geliebten auch sein mochte, die Anhänglichkeit an ihre Verwandten konnte sie doch nicht aufheben. Rousseau mußte den Dingen ihren Lauf lassen, und da das mißliche Verhältniß einmal bestand, er es auch weder lösen konnte noch wollte, that er, was unter diesen Umständen das Beste war, er gab dem Mädchen, was zu ihrem anständigen Unterhalte erforderlich schien, und ließ es geschehen, daß der Ertrag ihrer eigenen Arbeit den stets bedürftigen Verwandten zufloß. Indeß auch bei dieser Beschränkung wurde es ihm schwer, den Anforderungen seiner Lage zu entsprechen. Die Hoffnung, daß seine musikalischen Arbeiten ihm eine neue Hülfsquelle eröffnen würden, war gründlich vereitelt worden. Sie hatten ihm nicht nur nichts eingetragen, sondern, abgesehen vom Zeitverluste, mannigfachen Geldaufwand erfordert, der ohne sie hätte erspart werden können. Nun war die Verlegenheit größer wie zuvor, und sie mußte zu einem bedenklichen Ausgang führen, wäre sie nicht noch rechtzeitig, wenigstens theilweise, beseitigt worden.

Gegen Ende des Jahres 1745, als die finanzielle Noth Rousseau's eben am größten war, starb sein damals etwa 60jähriger Vater, und wie betrübend dieses Ereigniß an sich auch sein mochte, es diente doch dazu, der ökonomischen Bedrängniß abzuhelfen. So lange der Vater lebte, hatte er ihm die Nutznießung des mütterlichen Vermögens, welches er rechtlich allerdings in Anspruch nehmen konnte, nicht entziehen wollen. Nach seinem Tode trug er kein Bedenken, zu fordern, was ihm gehörte, und er gelangte so in den Besitz einer Geldsumme, die zwar nicht bedeutend, aber doch ausreichend war, um die dringendsten Bedürfnisse eine Zeit lang zu befriedigen und überdies die frühere Aufopferung der Mama in etwa zu vergelten [37]). Fast scheint es, als ob die Freude über diese unerwartete Hülfe den Schmerz über ihren traurigen Anlaß nicht recht habe aufleben lassen. Rousseau

selbst gesteht, daß ihn der Tod des Vaters weniger ergriffen habe, als es unter andern Verhältnissen der Fall gewesen sein würde. Freilich, wen eigne schwere Sorgen drücken, der ist für die Trauer um Andere weniger empfänglich. Es kam hinzu, daß ein recht inniges Verhältniß zwischen Vater und Sohn doch schon seit lange nicht mehr bestand, ja eigentlich nie bestanden hatte. Beide gingen zu sehr ihre eigenen Wege, waren zu selbstständige, vielleicht zu egoistische Naturen, als daß sie eine wahre und tiefe Liebe hätte verbinden können. Dennoch fehlte es nicht an einem gewissen Grade gegenseitiger Zuneigung, die ebenso sehr auf der Verwandtschaft der Charaktere, wie auf der des Blutes beruhte. Auch hat Rousseau dem Vater stets ein ehrenvolles Andenken bewahrt; wo immer er von ihm spricht, geschieht es in Ausdrücken, welche von der Hochachtung, ja Verehrung, die er ihm zollt, ein unzweideutiges Zeugniß geben.

Uebrigens bot der geringe Betrag des mütterlichen Erbes nur eine augenblickliche Aushülfe. Nicht lange, und die alten Verlegenheiten kehrten wieder. Um sie dauernd zu beseitigen, bedurfte es eines festen, regelmäßigen Einkommens. Es war ein Glück für Rousseau, daß sich bald auch dazu Gelegenheit fand. Er hatte es nach seiner Rückkehr von Venedig versäumt, die frühere Verbindung mit der Familie Dupin wieder anzuknüpfen. Das nähere Verhältniß zu dem Hause de la Peplinière, in welches er dann getreten war, hatte ihn, da die Familien der beiden Generalpächter mit einander nicht auf dem besten Fuße standen, den Dupins noch mehr entfremdet. Als sich indeß herausstellte, daß er von den neuen Gönnern für die Förderung seiner Zwecke wenig zu erwarten habe, war er klug genug, zu seinen alten Beschützern zurückzukehren. Ein gemeinschaftlicher Freund vermittelte die Annäherung, welche dann bald zu einem förmlichen Engagement führte. Wir sagten schon, daß die Familie Dupin, wie damals alle Welt in Frankreich, nach literarischem Ruhme strebte und sich zu dem Ende auf das Schriftstellern verlegte, Madame in's Besondere, wie auch ihr Stiefsohn Francueil, waren damals gerade mit literarischen Arbeiten beschäftigt und suchten einen geeigneten Mann, der ihnen als Sekretär und zugleich als handlangernder Collaborator dienen konnte. Sie glaubten in Rousseau einen solchen gefunden zu haben. Er besaß eben Geist und Kenntnisse genug, um die fragliche Stelle auszufüllen, und war andererseits dem Anscheine nach zu unbedeutend, jedenfalls noch zu unbekannt, als daß seine Mitwirkung den erstrebten Autorruhm hätte in Zweifel stellen können. Man bot ihm die Stelle an und er zögerte nicht, auf den Vorschlag einzugehen. Das mit ihr verbundene Einkommen war freilich nicht groß — es betrug anfangs 800 bis 900 Francs —

und kaum ausreichend für die dringendsten Bedürfnisse zweier Personen, die überdies von einander getrennt lebten. Immer aber bot es eine sichere Grundlage der Existenz und einen dauernden Schutz gegen wirklichen Mangel.

Die Stellung selbst war nicht unangenehm, und Rousseau fand sich bald in die neue Thätigkeit, welche durch ihren gleichmäßigen Verlauf seiner Neigung entsprach, und an seinen etwas trägen Geist keine ungewöhnlichen Anforderungen machte. Madame Dupin benutzte ihn lediglich als Sekretär, diktirte ihm in die Feder oder ließ ihn das gelehrte Material zusammentragen, dessen sie bedurfte [38]). Von größerem Interesse war der Verkehr mit Francueil. Wir sagten schon, daß dieser talentvolle und vielseitig gebildete Mann sich auch mit den Naturwissenschaften, namentlich mit der Chemie, beschäftigte. Er besuchte auch damals wieder die Vorlesungen des Chemikers Rouelle und hatte, scheint es, die Absicht, in diesem Fache selbst als Schriftsteller aufzutreten. Rousseau, welcher in seiner Gesellschaft den Vorträgen beiwohnte, nahm denn auch an den eignen Arbeiten Theil, und wiewohl diese, bei den mangelhaften Kenntnissen der beiden Dilettanten, nicht viel bedeuten konnten, boten sie doch immer eine angenehme und in mancher Beziehung auch fruchtbare Beschäftigung.

Die gemeinsame Thätigkeit brachte die jungen Leute auch persönlich einander näher. Ihr Verhältniß gewann allmälig einen vertraulicheren Charakter, so daß ihr Umgang nicht mehr auf das Arbeitszimmer beschränkt blieb. Man machte zusammen Ausflüge, besuchte Concerte, Theater u. s. w.; auch wurde Rousseau in manchen der Kreise eingeführt, in welchen Francueil sich zu bewegen pflegte. Weniger aufmerksam behandelte ihn dessen Mutter. Madame Dupin scheint von seinen geistigen Fähigkeiten keine sehr vortheilhafte Meinung gehabt zu haben, und der Baron Grimm mag wohl die Wahrheit berichten, wenn er erzählt [39]), daß an den Tagen, an welchen die Dame die ihr befreundeten Gelehrten und Künstler zum Diner bei sich versammelte, Rousseau Urlaub erhielt. Auch kann man das nicht einmal auffallend finden, denn in einem Kreise von Männern wie Mairan, Fontenelle, Marivaux u. A. war er zu dieser Zeit allerdings noch nicht an seinem Platze. Er hatte und fand seine Stelle unter jüngern Leuten, die, wie er selbst, sich Ansehen und Bedeutung noch erst erringen mußten.

Die Beziehung zum Hause Dupin aber wurde, nachdem sie im Anfange des Jahres 1746 wieder angeknüpft worden war, zu einer festen Verbindung, die nicht sobald gelöst werden sollte. Im Herbste des nächsten Jahres begleitete Rousseau die Familie auf ihren Landsitz Chenonceaux, der in der Touraine, am Flusse Cher

gelegen war. Er verlebte in diesem reizenden Lustschlosse, welches König Heinrich II. einst seiner geliebten Diana von Poitiers erbauen ließ, einige recht angenehme Monate. Die schöne Natur, welche ihn umgab, wirkte belebend und erfrischend auf Geist und Sinn; die gute Küche, welche hier geführt wurde, verfehlte auch ihre Wirkung auf den Körper nicht; er „wurde fett wie ein Mönch." Das allgemeine Wohlbehagen aber weckte die produktiven Kräfte, welche in letzter Zeit geruht hatten. Angeregt durch die schöne Naturumgebung, gab er seinen Gedanken und Empfindungen in einem noch erhaltenen Gedichte Ausdruck. Die musikalischen Aufführungen im Schlosse veranlaßten ihn zur Composition einiger Gesang-Trios, in welchen „eine recht kräftige Harmonie" sich kundgab. Und da die Gesellschaft, der Sitte jener Zeit gemäß, ihre Villeggiatura auch durch scenische Darstellungen zu erheitern pflegte, fand Rousseau auch Gelegenheit und Stimmung, sich selbst an einer dramatischen Arbeit zu versuchen. In vierzehn Tagen war ein dreiaktiges Lustspiel in Versen vollendet; es führt den Titel: L'Engagement téméraire und verdient wohl, daß wir einen Augenblick bei ihm verweilen [40]).

Rousseau selbst sagt in der Vorrede, „es könne nichts Platteres geben, als diese Komödie, und wenn er noch eine gewisse Vorliebe für sie hege, so verdanke sie das der heitern Stimmung, welche in manchen Partien herrsche, so wie der Leichtigkeit, mit der sie verfaßt worden sei." Günstiger urtheilt Madame d'Epinay in ihren Memoiren; sie sieht in dem Stücke „das Werk eines Mannes von vielem Geiste." Und nicht mit Unrecht, wie uns scheinen will, denn abgesehen von manchen geistreichen Bemerkungen und witzigen Pointen, zeugt dafür nicht nur die Anlage des Ganzen, sondern auch die Entwicklung und Durchführung der Intrigue, wenigstens in einzelnen Scenen. Sieht man freilich auf den stofflichen Inhalt und die Tendenz des Stückes — und diese hat Rousseau bei seiner Selbstkritik ohne Zweifel im Auge gehabt — so muß man ihm allerdings jede höhere Bedeutung absprechen. Es ist eben eine Komödie, wie deren viele geschrieben werden; das Sujet hat keine tieferen Beziehungen und die Dichtung keinen andern Zweck, als den, einer vorübergehenden Unterhaltung zu dienen. Auch sind die Motive und Verwicklungen keineswegs überall neu oder gut erfunden. Indeß eine gewisse Originalität ist doch nicht zu verkennen, namentlich im Eingange, der uns in eine nicht gewöhnliche Situation versetzt.

Eine junge Wittwe, Isabelle, hat in Folge der schlimmen Erfahrungen, welche sie in ihrer Ehe gemacht, den Entschluß gefaßt, keine zweite mehr einzugehen. Ihr Verehrer, Dorante, darf es daher nicht wagen, seine Neigung zu verrathen und sich um die ihrige zu bewerben. Es bleibt ihm, will er anders auf ihren Umgang nicht verzichten, nur übrig, die Rolle

eines theilnehmenden, aber uneigennützigen Freundes zu spielen. Als solcher hat er eine geraume Zeit in ihrer Nähe gelebt und sich ihr volles Zutrauen zu erwerben gewußt, so daß das Verhältniß Beider allmälig den Charakter einer unbefangenen Vertraulichkeit angenommen hat. Dieser zwanglose Verkehr ist aber nicht ohne Einwirkung auf das Herz Isabellens geblieben. Dorante hat zwar jede ausdrückliche Erklärung vermieden, aber die unwillkürlichen Aeußerungen seiner Neigung nicht hindern können. Und diese haben am Ende bei der spröden Dame eine Gegenliebe wachgerufen, deren sie sich, wenn auch wider Willen, bewußt wird. Indeß ist sie noch keineswegs geneigt, ihre Schwäche zu gestehen; sie denkt namentlich nicht daran, Dorante, dessen immer deutlicher hervortretende Absichten sie nun durchschaut, entgegenzukommen. Im Gegentheil soll er dafür büßen, daß er sie so lange getäuscht und unter der Maske der Freundschaft ihre Liebe erschlichen hat.

Die eigene Neigung kalt verbergend, wirft sie ihm, was sie seinen Verrath nennt, in scharfen Worten vor und zeigt sich entschlossen, fortan jede Verbindung mit ihm aufzugeben. Dorante versichert sie natürlich von der Fortdauer seiner rein freundschaftlichen Gesinnungen, sie aber will ihm nur glauben, wenn er die Probe glücklich besteht, welcher sie ihn zu unterwerfen gedenkt. Er soll einer später zu nennenden Dame gegenüber, einen Tag lang jedes Zeichen einer zärtlichen Neigung vermeiden; gibt er eine solche, was auch geschehen möge, irgendwie in Miene, Wort oder Benehmen zu erkennen, so ist ihre Verbindung für immer gelöst. Dorante denkt nicht daran, daß sie sich selbst im Sinne haben könne, und nimmt daher keinen Anstand, eine Verpflichtung einzugehen, deren Erfüllung ihm sehr leicht erscheinen muß. Als er dann freilich zu seinem Schrecken erfährt, daß es die Geliebte selbst ist, gegen die er sich gleichgültig verhalten soll, möchte er sein Wort gern zurücknehmen. Indeß es ist einmal gegeben und die Trennung unvermeidlich, wenn er ihm nicht treu bleibt. Er muß sich entschließen, gute Miene zum bösen Spiele zu machen, und dies Spiel wird allerdings böse genug.

Dorante soll, nach dem Plane Isabellens, Zeuge sein, wie sie sich mit einem Andern verbindet, und ruhig zusehen, wenn diese Verbindung bis zum Abschluß einer Scheinehe fortgeführt wird. Valère, der Verlobte ihrer Freundin Eliante, ist zu der Rolle des fingirten Bräutigams ausersehen. Sie schreibt ihm einen Brief, welcher das gegenseitige Einverständniß außer Zweifel stellt, und sorgt dafür, daß derselbe ihrem Geliebten in die Hände fällt. Die Wirkung ist jedoch eine andere, wie sie erwartet hat; der Schmerz des nur zu gläubigen Dorante ist zwar groß, aber größer noch die Entrüstung über das treulose Spiel, welches sie mit ihm und ihrer Freundin

getrieben hat. Im Innersten empört, wird es ihm nun nicht schwer, eine kalte Gleichgültigkeit an den Tag zu legen, als Isabelle, ihren Racheplan weiter verfolgend, ihn drängt, seinen Gefühlen keinen weitern Zwang anzulegen, sondern offen mit seiner, ihr doch bekannten und erwünschten Neigung hervorzutreten. Sie weiß nicht, was sie denken soll; er führt die ihm aufgezwungene Rolle mit solcher Naturwahrheit durch, daß sie anfängt, an seiner Liebe zu zweifeln, und nun selbst unruhig wird. So nimmt Dorante, ohne es zu wissen und zu wollen, an ihr dieselbe Rache, welche sie an ihm zu nehmen im Begriffe ist. Valère aber, der bisherige Freund, soll für den doppelten Treubruch, welchen er an ihm und an seiner eignen Verlobten begangen hat, zur Rechenschaft gezogen werden. Eben ist er von seiner Reise, ohne welche die Intrigue allerdings nicht möglich gewesen wäre, zurückgekehrt, und Dorante säumt nicht, ihm eine Herausforderung zuzuschicken. Schon stehen sich die beiden Freunde kampfbereit gegenüber, als Lisette, die vertraute Dienerin Isabellens, zwischen sie tritt und ihnen die nöthige Aufklärung gibt. Man beschließt, Isabellen ihren Plan bis zu Ende durchführen zu lassen. Valère spielt, unter Zustimmung seiner Braut, mit aller Unbefangenheit den Bräutigam, während Dorante mit gleicher Ruhe dem Spiele zusieht. Als er dann schließlich aufgefordert wird, den in aller Form abgefaßten Heirathsvertrag als Zeuge zu unterschreiben, ist er auch dazu erbötig, stellt aber die Bedingung, daß es ihm erlaubt sein möge, die für den Namen des Bräutigams noch offen gelassene Stelle auszufüllen. Natürlich schreibt er seinen eignen Namen hinein, und Isabelle wird leicht bestimmt, auf diese unerwartete, aber angenehme Wendung einzugehen.

Man sieht, Anlage und Entwicklung des Stückes sind so übel nicht, wenn man sie auch keineswegs durchgängig neu und originell nennen darf. Die Ausführung aber ist nur theilweise gelungen. Die Art und Weise namentlich, in welcher Isabelle den Verlobten ihrer Freundin für ihren Plan verwendet, ist einerseits zu wenig harmlos, als daß sie ihrem eignen Charakter, wie auch dem des Lustspiels entsprechen könnte, und wird andererseits dadurch nicht wahrscheinlicher, daß man sich Valère abwesend zu denken hat. Diese Partie hat offenbar einen zu ernsten Charakter; in anderen dagegen herrscht eine ungezwungene Heiterkeit, die um so mehr überrascht, da man sie beim Verfasser nicht erwartet. Abgesehen von dem dritten Akte, in welchem die Situation an sich — Isabelle, die zu täuschen meint, wird selbst getäuscht — komisch wirkt, ist z. B. die Scene Act II, in welcher Carlin, der vertraute Diener Dorante's, der schon erwähnten Lisette den Brief abzuschwatzen bemüht ist, welchen sie ihm eben in die Hände spielen will, so scherzhaft drollig, daß man den

bekannten Rousseau in ihr nicht wiedererkennt. Dem Ganzen freilich ist doch das Gepräge seines ernsten Sinnes aufgedrückt. Die leichte, witzige, geistreiche Ader des französischen Lustspiels fließt in dieser Komödie nur sehr stellenweise. Dafür ist sie aber auch frei von den frivolen Wendungen und Situationen, an welchen dasselbe so reich ist.

L'engagement téméraire ist der letzte Versuch Rousseau's in dieser Gattung der Dichtkunst, die seinem Geiste und Wesen freilich zu ferne lag, als daß er anders denn gelegentlich auf sie hätte verfallen können. Es fehlte ihm, was die Seele des französischen Lustspiels ist, der Esprit. Man spielt eben nicht auf der Oberfläche, wenn man sich gedrängt fühlt, auf den Grund der Dinge zu blicken. Immer aber können solche Productionen zum Beweise dafür dienen, daß Rousseau keineswegs, wie man wohl geglaubt hat und noch glaubt, für muntern Scherz und heitere Stimmungen unempfänglich war. Auch diese Saite des menschlichen Herzens konnte in ihm anklingen, und wenn das nicht gerade häufig geschah, so haben es seine Lebensverhältnisse, wiewohl nicht so ausschließlich, wie er selbst meint, verschuldet. Daß ihm aber auch in diesen Tagen der heitere, freie Sinn nicht immer eigen war, zeigt das damals entstandene Gedicht l'Allée de Sylvie [41]), so benannt von einem Baumgange des Schloßgartens, welchen er zu seinen einsamen Spaziergängen zu benutzen pflegte. Die Dichtung kann auf poetischen Werth keinen Anspruch machen, eröffnet aber einen interessanten Einblick in die damalige Stimmung des Dichters.

Noch hat sich Rousseau keineswegs mit seiner untergeordneten Stellung ausgesöhnt. Er empfindet tief und schmerzlich das ihn verfolgende Unglück. Eine lange, mühevolle Lebensbahn liegt hinter ihm; sie hat zu keinem Ziele geführt, das seiner würdig wäre. Er ist nicht, was er sein sollte und könnte. Ebenso trostlos, wie der Rückblick auf die Vergangenheit, ist die Aussicht in die Zukunft; sie gibt nicht die mindeste Hoffnung, daß es gelingen werde, eine sichere und ehrenvolle Stellung im Leben zu gewinnen. „Wohl erzeugt der oft stürmische Drang des Innern stets neue Pläne und Projekte, aber die Erfahrung hat zu oft gelehrt, daß es eitle Chimären sind, als daß er sie mit gläubiger Hingebung verfolgen könnte. Freilich lohnt es am Ende auch nicht der Mühe. Das Glück, das sie in Aussicht stellen, geben sie doch nicht; sie halten nie, was sie versprochen. Und warum sollte denn der Mensch nicht leben können, ohne beständig die quälende Sorge um eine ungewisse Zukunft mit sich herumzutragen! Fließt ja doch die Zeit so schnell dahin, daß man sie eher aufhalten, als ihr vorauseilen sollte. Wie wenig auch bedarf der Weise, um alle seine Wünsche befriedigt zu sehen! Und

wie Mancher lebt unbesorgt, aber glücklich dahin im Bewußtsein seiner Tugend oder im Gefühle seiner Unschuld!“

In der That, „jene ängstliche Sorge und Vorsicht, welche die Menschen zu keinem ruhigen Genusse der Gegenwart kommen läßt, ist die Wirkung, nicht der Klugheit, sondern des Ehrgeizes. Wer mit dem Nothwendigen zufrieden ist, fürchtet das Unglück wenig, wenn nur sein Herz von Leidenschaft frei bleibt. Denn die Leidenschaft, diese Quelle der höchsten Wonne, wie des tiefsten Leids, ist es, deren stürmische Wuth oder verführerische Lockungen die Ruhe der Seele stören. Ohne sie würde in jedem Herzen der Friede wohnen. Aber es ist dem Menschen kaum möglich, sich der Macht dieser grausamen Tyrannen und wilden Verführer zu entziehen. In ihren gröberen Formen freilich werden sie für den einfachen, von Natur guten Sinn nichts Verlockendes haben; die unersättliche Habgier, der freche Ehrgeiz, die nackte Selbstsucht können nur in einem Herzen wohnen, das zum Verbrechen geboren ist. Doch es gibt gefährlichere Neigungen, deren schmeichlerische Lockungen das Gift verdecken, von welchem sie erfüllt sind. Sie sind es, die gerade in zartfühlende Herzen Zugang finden, indem sie die Vernunft zum Schweigen bringen. Ihr Charakter ist freilich von dem der übrigen Leidenschaften sehr verschieden; ihr Gesetz ist das der Liebe, und wo ihre milde Stimme spricht, muß der Haß schweigen. Auch sieht man in der That nicht ein, warum so berechtigte Empfindungen fort und fort bekämpft werden. Statt sie mit dem Verbrechen auf gleiche Linie zu stellen, sollte man sie zu dem Range von Tugenden erheben. Fast scheint es ungerecht, daß der Himmel diese liebenswürdigen Neigungen uns zur Qual macht, während er andere von minder schuldloser Art weniger strenge behandelt.“

Doch der Dichter weiß sehr wohl, daß „es ihm am wenigsten frommt, diesen verlockenden Reden zu lauschen; daß er die Wunden, die er vermeiden möchte, sich selbst mit seinen eignen Waffen schlägt. Eine brennende Sehnsucht voll schmerzlichen Reizes erfüllt ihn mit ihrem süßen Zauber, und während er sich moralischen Betrachtungen hinzugeben scheint, ist doch die Liebe sein einziger Gedanke. Wäre er innerlich ruhig und frei, er würde wohl weniger philosophiren, aber er ist es eben nicht, und was er auch versucht, die innere Glut zu dämpfen, es dient nur dazu, sie zu schüren. Und doch wäre es wohl Zeit, daß endlich einmal der Friede in sein Herz einkehrte. Freilich wird sich diese Zeit nicht mehr zu lange erwarten lassen. Schon beginnt die Jugend mit ihrer Kraft und Frische zu schwinden; bald genug wird das Feuer der Liebe unter dem kalten Hauche des Verstandes erlöschen, und wenn erst das drückende Alter den Ueberdruß am Leben herbeiführt, wird sich mit dem Bedürfnisse auch die an-

gemessene Philosophie schon einstellen. Dann preist die Hinfälligkeit aus Eifersucht ihre billigen Tugenden und verurtheilt aus Neid die Freuden, die sie selbst entbehren muß."

„Das eben ist die menschliche Weisheit, eine liebenswürdige Chimäre, eine freundliche Illusion unserer Herzen, die mit ihrem erhabenen Namen die eigenen Verirrungen zu adeln pflegen. Jeder kleidet sie in das Gewand seiner Wünsche und Schwächen; Alle bedienen sich ihrer, um die Neigungen zu bezeichnen, deren sie sich nicht erwehren können. Während bei der leichtfertigen Jugend das Laster, von den Lehren der Thorheit geleitet, der Tugend unter dem Namen der Philosophie Schlingen stellt, glaubt der finstere Fanatiker seiner zornigen Gottheit am besten zu dienen, wenn er, in stetem Kampfe mit den eignen Wünschen, die Freuden des Lebens meidet." Der Dichter kann sich weder mit dieser, noch mit jener Richtung befreunden. „Der wahre Weise," so scheint es ihm, „würde mit einer liebenswürdigen Weisheit und umgänglichen Tugend jene reine und zarte Huldigung verbinden, die jedes Herz der Größe und den Wohlthaten Gottes darzubringen sich gedrungen fühlt."

Mit diesem Ideale des Menschen, wie er nach der Ansicht und Neigung Rousseau's sein sollte, schließt das Gedicht, oder, sagen wir lieber, der versifizirte Monolog einer von widersprechenden Regungen erfüllten und nach einer Versöhnung dieser Widersprüche ringenden Seele. Rousseau kann weder seine unglückliche Vergangenheit vergessen, noch die Unsicherheit seiner Zukunft ruhig hinnehmen. Grade deßhalb dringt er darauf, sich im Genusse der Gegenwart zu befriedigen, eine Mahnung, die er beständig auch an sich selbst gerichtet hat, ohne daß er doch jemals im Stande war, ihr zu entsprechen. Ebenso wenig hat die aus eigner Erfahrung stammende Erkenntniß, daß die Leidenschaften es sind, welche den Frieden des Herzens stören, ihm die Kraft zu geben vermocht, die seinigen zu unterdrücken. Die Sehnsucht nach innerer Ruhe, welche er fort und fort ausspricht, entspringt aus der ruhelosen Bewegung, in welche die treibenden Gewalten seines Innern ihn beständig versetzen. Und wenn ihm schließlich das Ideal in der richtigen Mitte zwischen der Frivolität und dem Zelotismus zu liegen scheint, so ist es nur darum, weil seine Natur ihn mit unwiderstehlicher Macht antreibt, sich in dem einen oder andern dieser Extreme zu bewegen.

VIII.

In der ländlichen Abgeschiedenheit von Chenonceaux hatte sich Rousseau eines äußern Behagens und einer innern Ruhe erfreut, wie sie ihm das sorgenvolle Leben in der Hauptstadt nicht gewähren

konnte. Als er im Anfange des Dezember 1747 nach Paris zurückkehrte, trat ihm sofort das Mißliche seiner Lage wieder nahe. Er fand hier einen Brief der Frau von Warens vor, in welchem es nicht an Vorwürfen und argwöhnischen Zweifeln an der Wahrheit seiner Theilnahme für sie gefehlt zu haben scheint. Das Unglück macht mißtrauisch, und die Lage der Frau von Warens wurde täglich schlimmer. Auch hatte sie in der That eine größere Berechtigung, ihrem Zöglinge zu zürnen, als sie selbst wissen mochte. Freilich war Rousseau außer Stande, sie wirksam zu unterstützen, aber doch nur darum, weil er sich selbst in die Nothwendigkeit versetzt hatte, einer Andern zuwenden zu müssen, worauf sie den nächsten Anspruch hatte. Mochte er immerhin seine Therese nicht entbehren können, die Befriedigung dieses Bedürfnisses machte doch die Erfüllung der Pflicht unmöglich, die ihm Mama gegenüber oblag. Er scheint das selbst sehr wohl gefühlt, und eben darum die neue Verbindung vor seiner alten Freundin sorgfältig verheimlicht zu haben. Ohne Zweifel schmerzte es ihn, daß er nicht vermochte, was er zu thun verpflichtet und auch geneigt war. Und es sind keine bloßen Phrasen, wenn er in seiner Antwort sagt: „Trotz der ungerechten Beurtheilung, die Sie mir neuerlich zu Theil werden lassen, würde es nur von mir abhangen, Ihr stetes Mißtrauen gegen mich in Achtung und Mitleid zu verwandeln. Einige Erklärungen würden dazu ausreichen; doch Ihr Herz hat schon an seinen eignen Leiden so viel zu tragen, daß es Unrecht wäre, ihm auch noch fremde aufzubürden. Ich hoffe immer noch, daß Sie mich einst besser kennen lernen, und dann um so mehr lieben werden“ [42]).

Mit so unbestimmten Hoffnungen war freilich der bedrängten Mama nicht geholfen. Indeß hatte ihr Rousseau für jetzt nichts Besseres zu bieten. Gerade damals wuchsen seine eigenen Verlegenheiten in einem Grade, daß er sich ihrer nur durch einen leichtfertigen, aber folgenreichen Schritt entledigen konnte. Die Entbindung Theresens stand bevor, und mit ihr natürlich eine nicht unbedeutende Steigerung der häuslichen Bedürfnisse in Aussicht. Rousseau, kaum im Stande, den bisherigen Anforderungen zu genügen, wußte nicht, wie er den neuen Ansprüchen gerecht werden sollte. Er beschloß, sie einfach abzuweisen, d. h. das zu erwartende Kind dem Findelhause zu übergeben. Schwerlich würde er von selbst auf dieses Auskunftsmittel verfallen sein. Die Gesellschaft junger und älterer Lebemänner, mit welchen er damals zu speisen pflegte, hatte es ihm an die Hand gegeben, und er glaubte sich seiner um so unbedenklicher bedienen zu können, als in diesem Kreise die Anwendung desselben als etwas sich von selbst Verstehendes angesehen wurde. Mochte sich auch sein natürliches Gefühl dagegen sträuben, die Denkweise dieser „liebens-

würdigen und im Grunde doch verständigen Leute" mußte, schien es, dem herrschenden Gebrauche entsprechen. Warum sollte er Anstand nehmen, sich ihm zu fügen, zumal die Noth dazu drängte und überdies die Rücksicht auf die Ehre des Mädchens es forderte?

Auch war sein Entschluß bald gefaßt; er kostete ihm nicht den geringsten Skrupel. Nicht so leicht war Therese zu bestimmen, doch da die Mutter, welcher die Vermehrung der häuslichen Sorgen keineswegs erwünscht war, sich auf seine Seite stellte, willigte auch sie ein. So wurde denn das Kind bald nach der Geburt zum Findelhause gebracht, zugleich aber durch Beifügung einer Chiffre dafür gesorgt, daß es später wieder aufgefunden werden konnte. Diese Vorsicht hielt man indeß bald für überflüssig; als im nächsten Jahre dieselbe Verlegenheit von Neuem eintrat, beseitigte man sie in gleicher Weise, ohne dem Kinde ein Erkennungszeichen mit auf den Weg zu geben. Vielleicht bedingt diese Unterlassung einen stärkeren Vorwurf für die Eltern, als die Aussetzung selbst. Die letztere kann in etwa aus den Umständen erklärt und durch die Noth entschuldigt werden; die erstere verräth einen Mangel an natürlichem Gefühl, der sich nicht füglich blos auf einen maßlosen Leichtsinn zurückführen läßt, sondern auf eine innere Corruption der schlimmsten Art hindeutet. Doch erscheint das Verfahren Rousseau's insofern in einem milderen Lichte, als es das Ergebniß, nicht eines überlegten Willens, sondern einer unwillkürlichen Verirrung war. Später freilich, wo er sich noch öfter in der Lage sah, dasselbe anzuwenden, wußte er recht wohl, was er that, und wir werden dort die eigenthümliche Weise, in welcher er es zu beschönigen, ja zu rechtfertigen sucht, näher ins Auge fassen. Auch muß man, um nicht ungerecht zu werden, sich der durchgreifenden Zerrüttung erinnern, an welcher das Familienleben jener Zeit litt. Rousseau hatte damals gerade Gelegenheit, in diese traurigen Verhältnisse einen Blick zu werfen, der, für's Erste wenigstens, auf seine eigne sittliche Haltung nur nachtheilig zurückwirken konnte. Francueil führte ihn nämlich um diese Zeit in das Haus der Madame d'Epinay ein und vermittelte so eine Bekanntschaft, die für ihn in mehr als einer Beziehung verhängnißvoll wurde.

Madame d'Epinay, eine geborne Fräulein Tardieu d'Esclavelles, war mit dem Sohne des Generalpächters Le Live de Bellegarde vermählt. Die Natur hatte sie mit körperlichen Reizen nicht sonderlich ausgestattet; sie konnte sogar, abgesehen von ihrem schlanken Wuchs, entschieden häßlich genannt werden. Dennoch sagte man von ihr, daß sie jede Eroberung machen könne, die ihr wünschenswerth erscheine [43]). Der anziehende Ausdruck ihres Gesichtes scheint den abstoßenden Eindruck seiner Form aufgehoben zu haben; er verrieth ein gutes, theilnehmendes Herz und einen lebhaften, gebildeten Geist. Rousseau

rühmt ihr sanftes, liebenswürdiges Wesen und spricht mit Anerkennung von ihrer geistigen Begabung. Er fügt hinzu, daß ihr eine sehr anspruchsvolle Sinnlichkeit eigen gewesen sei. Kein Wunder daher, daß sie in der Verbindung mit einem Manne, der sich ziemlich gleichgültig gegen sie verhielt und selbst in anderweitigen intimen Beziehungen stand, sich nicht befriedigt fühlte und nach einem Ersatze oder einer Ergänzung ihres Gemahls umsah.

Zur Zeit, als Rousseau sie kennen lernte, hatte sie in Francueil eine solche gefunden. Allerdings war dieser selbst, wie schon erzählt wurde, mit einer natürlichen Tochter des Marschalls von Sachsen vermählt, einer gutherzigen Dame von sanftem Charakter, welcher indeß die geistigen und gesellschaftlichen Vorzüge der Madame d'Epinay gefehlt zu haben scheinen. Sie vermochte ihren Gemahl nicht ausschließlich zu fesseln und mußte dessen wohlbekannte Untreue ruhig hinnehmen. Leicht wurde ihr das freilich nicht; sie ertrug das Mißverhältniß keineswegs mit dem Gleichmuthe, mit welchem damals Beziehungen dieser Art von den Betheiligten geduldet zu werden pflegten. Denn das ist eben für die vornehme Welt dieser Zeit charakteristisch, daß nicht blos Personen, die in der Ehe leben, miteinander gleichartige Verbindungen eingehen, sondern auch, daß ihre nächsten Angehörigen darum wissen und doch vor wie nach einen freundlichen, ja intimen Verkehr mit ihnen unterhalten. Der Mann steht mit dem bekannten Verführer seiner Frau auf dem besten Fuße, und die verrathene Frau, wenn auch innerlich empört oder leidend, nimmt doch keinen Anstand, ihre Nebenbuhlerin in ihren Umgangskreis zuzulassen.

Rousseau war scharfsichtig genug, um die Beziehungen der Personen, mit welchen er verkehrte, zu durchschauen. Auch machten sie ihm kein Geheimniß daraus; im Gegentheile wurde er bald der Vertraute Aller und gerieth damit in eine Stellung, die leicht bedenklich werden konnte. Indeß wußte er sich so vorsichtig und geschickt zu benehmen, daß er sich das allgemeine Vertrauen bewahrte und keiner der Betheiligten ihm seine Achtung versagen durfte. Gefällig gegen Jeden, milde und zurückhaltend in seinem Urtheile über die gegebenen Verhältnisse, lehnte er doch jede Zumuthung entschieden ab, die ihn irgendwie in eine Mitschuld hätte verwickeln können. Wenn Madame de Francueil sich über ihren Gemahl beklagte, so tröstete er sie so viel wie möglich, wollte sie ihn aber für ihre besondern Zwecke benutzen, so wies er sie ohne Weiteres ab. Madame d'Epinay durfte sich keiner größern Gefälligkeit rühmen. Als sie ihm einst einen Brief für Francueil zur Besorgung übergeben wollte, erklärte er, daß ein zweiter Vorschlag der Art ihn für immer von ihrem Hause fern halten werde. Sie nahm ihm das keineswegs übel, und er fuhr

fort, in ihrem Kreise, welchen besonders das gemeinsame Interesse an der Musik zusammenhielt, als ein gern gesehener Theilnehmer zu erscheinen. Seine gesellschaftliche Tournüre scheint sich indeß nicht sonderlich vervollkommnet zu haben, obgleich er selbst, wie seine Freunde, sich angelegentlich darum bemühten. Er machte sogar den Versuch, bei den theatralischen Aufführungen, welche auf dem Landgute der d'Epinay, La Chevrette bei St. Denys, stattfanden, sich aktiv zu betheiligen. Derselbe mißlang indeß völlig; trotz einer halbjährigen Arbeit hatte der angehende Schauspieler seine Rolle so gründlich vergessen, daß sie ihm von Anfang bis zu Ende soufflirt werden mußte. Wichtiger war, daß er bei dieser Gelegenheit die Schwägerin der Madame d'Epinay, Fräulein de Bellegarde, kennen lernte, welche später, als sie sich bereits mit dem Grafen d'Houdetot vermählt hatte, einen so großen Einfluß auf sein persönliches Leben ausübte.

Während Rousseau so in den Kreisen der hohen Finanz neue Bekanntschaften machte, unterhielt er zugleich einen lebhaften Verkehr mit ältern Freunden, deren gesellschaftliche Stellung und persönliche Bestrebungen der seinigen verwandter waren. Zu ihnen gehörte vor Allen Diderot [44]), mit welchem er schon bald nach seiner Ankunft in Paris bekannt geworden war. Das gemeinsame Interesse an der Musik hatte die Verbindung Beider eingeleitet, die Uebereinstimmung in der Lebenslage, wie in manchen wesentlichen Charakterzügen sie allmälig enger geknüpft. Beide standen fast in demselben Alter — Diderot war um ein Jahr jünger als Rousseau — Beide verfolgten dasselbe Ziel, in der literarischen Welt eine feste und angesehene Stellung zu gewinnen; Beide waren, um diesen Zweck zu erreichen, auf das gleiche Mittel, auf die Geltendmachung ihrer persönlichen Anlagen und Kenntnisse hingewiesen. Auch ihr Entwicklungsgang, wie verschieden er im Uebrigen auch sein mochte, war doch insofern derselbe, als er bei dem Einen, wie bei dem Andern durch den mächtigen Drang einer eigenwilligen, sich selbst bestimmenden Persönlichkeit bedingt wurde. Beide hatten die gewohnten Geleise, in welche Eltern, Familie, die nähere oder entferntere Umgebung den jungen Mann zu bannen pflegen, verlassen, um einen neuen eigenthümlichen Weg zu gehen. Beide erfüllte dasselbe Pathos der persönlichen Freiheit, in Beiden lebte derselbe energische Unabhängigkeitssinn, der gleiche Trieb einer reichen und eigenartigen Natur, sich auch im Widerspruche mit den bestehenden Meinungen und Sitten geltend zu machen. Daß sich diese Naturen noch nicht völlig entwickelt hatten, und ihre Eigenthümlichkeit noch nicht scharf marquirt hervorgetreten war, konnte für ihre Gemeinschaft nur förderlich sein. Die allgemeine Uebereinstimmung in Art und Richtung fand so Nichts, was ihrer einigenden Kraft hätte entgegenwirken können. Man mochte immerhin in man-

chen Punkten von einander abweichen, wie denn namentlich in religiöser Beziehung die Denkweise Beider von allem Anfange an divergirte, im Ganzen, und am Ende auch im Wesentlichen, stand man doch auf demselben Boden, bewegte sich in gleichen Anschauungen, und vertrat dieselben Interessen. Noch war wohl keiner von ihnen sich klar darüber, wohin die Richtung seiner Gedanken führen werde. Daß sie dem Bestehenden feindlich, von negativer oder doch kritisch-reformatorischer Art seien, das mußte der Eine, wie der Andere, wenigstens fühlen. Das unmittelbare Bewußtsein von ihrer Aufgabe, das Recht der Vernunft gegenüber der herrschenden Autorität, und die Wahrheit der Natur in ihrem Gegensatze zur Convenienz der Gesellschaft zu vertreten, war ohne Zweifel in Beiden gleich lebendig. Wie sie sich aber in der allgemeinen Richtung des Geistes begegneten, so trafen sie nicht minder in den besonderen Gegenständen ihres Interesses und Studiums zusammen. Der universelle Charakter der geistigen Thätigkeit, wie er in jenen Zeiten mehr und mehr hervortritt, war Beiden gemeinsam. Hatte auch jeder ein eigenthümliches Gebiet, welchem er seine Kräfte vorzugsweise widmete, es nahm ihn keineswegs ausschließlich in Anspruch.

Die musikalischen Arbeiten Rousseau's hinderten ihn nicht, den Vorgängen in den literarischen und wissenschaftlichen Kreisen aufmerksam zu folgen. Und wenn Diderot, der angehende Schriftsteller, sich natürlich zunächst mit dem, was man damals schöne Literatur und Philosophie nannte, beschäftigte, so interessirte ihn darum die Musik nicht weniger. Die Tendenz dieser Männer und ihrer Geistesverwandten war auf eine durchgreifende Umgestaltung des gesammten Lebens gerichtet. Sie brachte es nothwendig mit sich, daß sie auf allen Gebieten desselben heimisch zu werden strebten. Die Kunst, wie die Wissenschaft, die reflektirende Philosophie, wie die experimentirende Chemie, das religiöse, wie das staatliche Leben, an Allem nahmen sie einen lebendigen, und auch mehr oder weniger fruchtbaren Antheil. Es fehlte somit den beiden Freunden nicht an einem weiten Kreise von gemeinsamen geistigen Interessen. Ebenso boten Charakter und Lebensweise mannigfache Berührungspunkte dar. Beiden eignete eine gewisse naturwüchsige Kraft, die sich in einem graden, offenen, rücksichtslosen Wesen kundgab. Zwar legte die angeborene Schüchternheit Rousseau's diesem noch Fesseln an, und zwang ihn in größerer Gesellschaft zu einer Zurückhaltung, welche der derbe, zuweilen selbst rohe und cynische Diderot nicht kannte. Im persönlichen Verkehre war dieser Unterschied ohne Bedeutung. Der Reiz desselben lag für Rousseau zum Theil gerade darin, daß er allen Zwang abwerfen, sich frei und deßhalb auch sicher bewegen durfte. Es kam hinzu, daß dieser Umgang auch ein Bedürfniß seines Herzens befriedigte. Rousseau fand

in Diderot, was er beständig suchte, einen Freund, dem er sich mit voller Hingebung anschließen mochte. Freilich besaß Diderot jene tiefe Innigkeit des Gefühls nicht, welche in Rousseau die Sehnsucht nach wahrer Freundschaft wach hielt. Es fehlte ihm aber keineswegs an einer gewissen Herzlichkeit, an einem natürlichen Wohlwollen, welches sich auch zu thätiger Theilnahme geneigt erwies, so lange dieselbe nicht das Opfer des eignen Interesses forderte.

Für jetzt war eine solche Collision nicht zu besorgen, und die gemüthliche Beziehung der Freunde konnte sich ungestört ausbilden. Der Umstand, daß sie Beide mit einer einfachen Tochter des Volkes in einem intimen Verhältnisse lebten, beförderte ohne Zweifel die gegenseitige Annäherung. Wies doch diese gleichartige Verbindung auf eine übereinstimmende Gefühlsweise zurück. Diese zeigte sich übrigens auch in dem lebhaften, ja leidenschaftlichen Charakter, welchen persönliche Erregungen und Eindrücke bei Beiden anzunehmen pflegten. Mochte sich derselbe bei Diderot mehr äußerlich, in einem brausenden, stürmischen Wesen, bei Rousseau mehr innerlich, in einer concentrirten Glut, verrathen, es war doch bei dem Einen, wie bei dem Andern dieselbe Intensität der persönlichen Empfindung, welcher indeß eine starke Neigung zum reflektirenden Denken Maß und Zügel anlegte.

Vor Allem aber, sie strebten mit verwandten Mitteln nach dem gleichen Ziele, nach Ansehen und Bedeutung in der Welt, nach persönlichem Ruhme und einer ehrenvollen Stellung. Der Ehrgeiz, welcher sie Beide beseelte, konnte, falls ihre Wege sich kreuzten, die Klippe werden, an der ihre Verbindung scheiterte. Zunächst diente er nur dazu, dieselbe noch fester zu schließen; der gemeinsame Drang, sich in eine höhere Sphäre zu erheben, rief das Bedürfniß hervor, sich gegenseitig zu fördern. Noch aber stand keiner so hoch, daß er die Eifersucht des Andern hätte erregen können. Ueberdies war Rousseau, wie sehr es ihn auch drängte, sich persönlich auszuzeichnen, nicht geneigt, die Höhe seiner Stellung an einem fremden Maße zu messen. Er konnte deßhalb die Erhebung Anderer ohne Neid und Mißgunst, und, waren sie ihm näher befreundet, selbst mit freudiger Theilnahme wahrnehmen. Höchst empfindlich für jeden äußeren Druck und für jede Demüthigung, die er erfahren mußte, war er gern und leicht bereit, sich freiwillig seinen Freunden unterzuordnen.

Kein Zweifel, daß er zu der hier in Rede stehenden Zeit Diderot willig den Vorrang ließ, auf welchen dieser allerdings auch gegründeten Anspruch hatte. Obgleich jünger, als Rousseau, überragte er ihn doch durch einen, vielleicht nicht reicheren, aber mehr entwickelten Geist. Auch mochten seine Kenntnisse umfassender, und in Folge der regelmäßigen Studien, die er von Jugend auf betrieben, geordneter

sein, als die seines Freundes. Jedenfalls besaß er eine größere Lebenserfahrung und Weltklugheit, welche ihn befähigte, mit einer Sicherheit und Energie aufzutreten, die dem zaghaften, sich selbst mißtrauenden Rousseau imponiren mußte. Es war natürlich, daß dieser sich an den stärkeren Geist anlehnte, zumal er sich ihm verwandt fühlte, und ist ebenso begreiflich, daß Diderot auf die Zuneigung eines Freundes einging, als dessen Mentor er sich gewissermaßen betrachten durfte.

In der That übte er auf Rousseau allmälig einen großen Einfluß aus, der um so bestimmender wurde, je intimer das Verhältniß zu ihm sich gestaltete. Selbst in der literarischen Carriere thätig, lag es nahe, daß er auch seinen Freund zu bewegen suchte, dieselbe Laufbahn zu betreten. So lange freilich Rousseau noch auf musikalische Erfolge hoffte, mochte er sich dazu nicht besonders geneigt fühlen. Anders wurde es, als sich herausstellte, daß er auf diesem Wege nicht zum Ziele kommen werde. Es galt, einen andern einzuschlagen, und nun erschien der Vorgang Diderot's um so lockender, da dieser grade anfing, durch seine literarischen Leistungen die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen [45]). Es kam hinzu, daß um dieselbe Zeit noch ein anderer Bekannter Rousseau's, Condillac, der jüngere Bruder des Abbé de Mably, als Schriftsteller zu verdientem Ansehen gelangte.

Mit ihm hatte Rousseau, seitdem er in Paris lebte, beständig in freundschaftlichem Verkehre gestanden, und an seinen Arbeiten — Condillac beschäftigte sich damals mit der Abfassung seiner berühmten Schrift „über den Ursprung der menschlichen Kenntnisse" — lebhaften Antheil genommen. Er hatte ihn dann auch mit Diderot bekannt gemacht, und nach Vollendung seines Werkes, durch dessen Vermittlung einen Verleger beschafft. So war Condillac der Dritte im Bunde geworden, und dieser Bund schloß sich um so enger, da die Theilnehmer sich einander persönlich zusagten. Indeß wohnten sie in zu entfernten Stadttheilen, als daß sie einen constanten Verkehr hätten unterhalten können. Wöchentliche Zusammenkünfte im Palais Royal, wo man bei einem einfachen Diner seine ernsten Gedanken und heiteren Einfälle austauschte, boten einigen Ersatz. Hier war es auch, wo auf den Vorschlag Rousseau's der Plan gefaßt wurde, eine periodische Zeitschrift mit kritischer Tendenz herauszugeben. Sie sollte unter dem Titel le Persifleur erscheinen, und abwechselnd von Rousseau und Diderot verfaßt werden. Man kam indeß nicht über das erste Blatt hinaus, welches von Rousseau redigirt und in einem lebhaften, gewandten Stile, mit heiterer Laune und einem leichten Anfluge von geistreicher Ironie geschrieben wurde [46]).

Charakteristisch ist die durchgängige Hervorkehrung der persönlichen Seite. Der Verfasser beschäftigt sich nur mit sich selbst, freilich in scherzhafter Weise und zu dem Zwecke, das Publikum von seiner Befähigung für die übernommene Rolle zu überzeugen. Der Scherz ruht indeß auf einem ernsten Hintergrunde, und die Persiflage der eigenen Person läßt doch einige bezeichnende Züge hervortreten. Vielleicht ist der angehende Journalist mehr im Rechte, als er selbst glaubt, wenn er z. B. sagt: „Nichts ist mir weniger ähnlich, als ich selbst; es wäre daher nutzlos, mich anders als durch diese auffallende Veränderlichkeit charakterisiren zu wollen. Sie ist meinem Geiste so sehr eigen, daß sie von Zeit zu Zeit selbst auf meine Sinnesweise Einfluß gewinnt. Zuweilen bin ich ein harter und abstoßender Misanthrop, in andern Augenblicken versetzen mich die Annehmlichkeiten der Gesellschaft und die Freuden der Liebe in Extase. Bald bin ich streng und fromm, und gebe mir zum Heile meiner Seele alle Mühe, diese heilige Stimmung zu einer dauernden zu machen; aber bald werde ich wieder zu einem ungebundenen Libertin, und da ich mich dann weit mehr mit meinen Sinnen, als mit meiner Vernunft beschäftige, enthalte ich mich in solchen Zeiten stets des Schreibens.... Mit einem Worte, ein Proteus, ein Chamäleon, ein Weib sind weniger veränderliche Wesen, als ich." Die Neugierigen, fährt er dann fort, müßten daher jede Hoffnung aufgeben, ihn an seinem Charakter wiederzuerkennen. Sie würden ihn immer nur in einer besonderen Gestalt antreffen, die ihm auch nur für eine bestimmte Zeit eigen sei. Und diese Zeiten selbst hätten eine sehr verschiedene Dauer. Zuweilen erfolge die Umwandlung von einem Augenblicke zum andern, dann aber bleibe er oft Monate lang derselbe. Eben diese Unregelmäßigkeit mache den Grundzug seines Wesens aus. — In gewissem Sinne ist sie es in der That. Die Stimmung wechselt bei Rousseau beständig und oft sehr schnell, mit ihr aber auch seine gesammte Denk- und Anschauungsweise. Kein Wunder daher, daß er verschiedenen Beobachtern in einem sehr verschiedenen Lichte erschien, und die Urtheile über seinen Charakter so ungemein divergiren. Schon damals konnte er von sich sagen: „Fragt ihr einen Jeden von denjenigen, die mich kennen, besonders, so wird der Eine mich ernst, der Andere heiter nennen, der mich für einen Ignoranten, jener für einen gelehrten Mann erklären; kurz, so viele Köpfe da sind, so viele Ansichten werdet ihr hören."

Er habe indeß, fügt er hinzu, trotz dieser Wandelbarkeit doch zwei herrschende Grundstimmungen in sich entdeckt, die sich so ziemlich alle acht Tage ablösen, und die er deßhalb seine „Wochenseelen" zu nennen pflege. Vermöge der einen sei er ein „verständiger Narr", unter dem Einflusse der andern „närrisch verständig", so jedoch, daß

die Narrheit stets, und namentlich in der Woche überwiege, wo er sich verständig nenne. Denn wie vernünftig der Inhalt der Dinge, welche er dann behandle, auch sein möge, er werde fast ganz durch die Possen und Extravaganzen verdeckt, mit welchen er ihn umkleide. Seine närrische Seele sei weit verständiger. Zwar schöpfe sie die Gegenstände ihrer Betrachtung nur aus sich selbst, aber sie bringe in ihre Untersuchungen und Beweise so viel Kunst, Kraft und Ordnung, daß eine so versteckte Narrheit sich fast gar nicht von der Weisheit unterscheide. — Eine recht launige Schilderung, die aber doch auch ganz unwillkürlich auf das Verhältniß hinweist, in welchem das reale und das ideale Moment bei Rousseau stehen. Sie enthält sogar, wenn sie in einem ernsteren und tieferen Sinne aufgefaßt wird, eine treffende Charakteristik seiner Natur, wie seiner schriftstellerischen Leistungen.

Uebrigens sollte die projektirte Zeitschrift, nach dem Plane der Herausgeber, die Gesammtheit der literarischen Erscheinungen in den Kreis ihrer Besprechung ziehen. „Alle Materien", so läßt sich ihr scherzender Herold vernehmen, „gehören zu meiner Competenz; meine Jurisdiction erstreckt sich ohne Unterschied auf Alles, was die Presse verläßt. Ich werde mir sogar das Recht anmaßen, vorkommenden Falls die Urtheile meiner Collegen zu revidiren. Und nicht zufrieden damit, mir sämmtliche Druckereien Frankreichs zu unterwerfen, beabsichtige ich auch, von Zeit zu Zeit Excursionen in das Ausland zu unternehmen, und mir Italien, Holland, ja sogar England tributär zu machen." Er verspricht dann weiter, sich in seinen Berichten der größten Wahrhaftigkeit zu befleißigen. Es sei eben „seine große Narrheit, nur die gesunde Vernunft zu Rathe ziehen, und lediglich die Wahrheit sagen zu wollen." Man werde an ihm bald einen spaßhaften und kurzweiligen Kritiker, bald einen strengen und mürrischen Censor, nie aber einen bitteren Satyriker oder kindischen Schmeichler haben. Seine Urtheile könnten falsch, der Richter aber werde nie ungerecht sein.

Wir glauben wohl, daß Rousseau Wort gehalten hätte, wenn das Unternehmen zur Ausführung gekommen wäre. Indeß stellten sich dem mannigfache Hindernisse entgegen, und man ließ den Plan fallen. Der Prospectus aber, welchen Rousseau geschrieben, blieb doch nicht ganz wirkungslos. Er vermittelte seine Bekanntschaft mit d'Alembert, welchem Diderot die Arbeit zeigte, und war auch wohl der nächste Anlaß, daß diese beiden Schriftsteller, welche damals die Herausgabe ihrer großen Encyclopädie vorbereiteten, ihm vorschlugen, sich ihnen als Mitarbeiter für die musikalischen Artikel anzuschließen. Rousseau erklärte sich dazu bereit, ging sofort an's Werk und konnte schon nach drei Monaten das fertige Manuscript einliefern. Leicht wurde ihm die Arbeit grade nicht; auch konnte er ihr

nur die Zeit widmen, welche seine täglichen Geschäfte ihm übrig ließen. Zudem war seine Gesundheit nicht die beste; er hatte im Laufe des Jahrs 1748 zwei heftige Krankheiten bestehen müssen [47]), und befand sich unausgesetzt in einem leidenden Zustande. Auch blieb die äußere Lage vor wie nach drückend genug; es fehlte beständig an dem nöthigen Gelde und an aller Aussicht, aus „diesem Zustande der Schmach und des Elendes", wie er selbst ihn nennt, herauszukommen [48]).

Andrerseits scheint aber die Erbitterung über seine persönliche Bedeutungslosigkeit, und das leidenschaftliche Streben, sich allen Hemmungen zum Trotz zur Geltung zu bringen, ihm Kraft und Ausdauer verliehen zu haben. Er klagt zwar, daß ihm die Arbeit unter der Hand anwachse, daß er sie kaum bemeistern könne, zumal sie in einer bestimmten Zeit vollendet sein müsse, doch „er hat's versprochen und muß Wort halten." Ueberdies: „die Galle gibt mir Kraft, selbst Geist und Kenntnisse; ich fasse die Leute an der Ferse, die mir Böses zugefügt haben; ein Jeder hat seine Waffe; wenn ich auf meine Feinde keine Verse mache, so richte ich Wörterbuchartikel gegen sie; die einen werden wohl ebenso viel werth sein, wie die andern, und jedenfalls längeren Bestand haben." Diese erbitterte, rachsüchtige Stimmung ist allerdings für den sonst so schüchternen, nachgiebigen Mann bezeichnend. Sie war aber doch nur die Folge einer vorübergehenden Erregung. Er weiß sehr wohl, daß „ein Herz, wie das seinige, nicht gemacht ist, Haß in sich zu tragen", und hat doch Recht, wenn er alsbald der Mama sagt: „ich lasse Alles liegen, um Ihnen zu schreiben, denn das ist in Wahrheit meine natürliche Neigung" [49]).

Vielleicht hatte Rousseau erwartet, daß die Arbeiten für die Encyclopädie ihm auch pekuniäre Vortheile eintragen würden. Darin aber täuschte er sich, denn es wurden ihm nicht einmal die Auslagen erstattet, die er gehabt hatte. Auch fanden die Artikel, als sie später gedruckt wurden, keine sonderliche Beachtung. Freilich konnte ihr Inhalt nur für einen beschränkten Kreis von Interesse sein, und die mangelhafte Darstellung, eine Folge der Eile, mit welcher sie abgefaßt werden mußten, war nicht geeignet, ihn zu erweitern. Ihre Bedeutung für den Verfasser bestand im Grunde nur darin, daß sie ihn einen Schritt weiter in die literarische Laufbahn, ja in diese eigentlich erst einführten. Er trat mit ihnen in die Reihe der Schriftsteller, welche damals anfingen, in der Literatur eine entscheidende Rolle zu spielen. War er auch seinen Collegen noch keineswegs ebenbürtig, so gehörte er jetzt doch zu ihrem Kreise und nahm an ihren Bestrebungen thätigen Antheil.

Natürlich wurden damit auch die persönlichen Beziehungen zu ihnen immer enger. Die Verbindung mit Diderot namentlich gewann

einen so intimen Charakter, daß sie, für Rousseau wenigstens, den Werth einer wahren und vollen Freundschaft erhielt. Er hegte eine innige, fast schwärmerische Zuneigung für diesen Mann, in welchem sein Herz das langgenährte Ideal eines Freundes verwirklicht zu sehen meinte. Das zeigte sich besonders, als Diderot im Laufe des Jahres 1749 in Folge der Veröffentlichung seiner Lettres sur les Aveugles in den Schloßthurm von Vincennes gebracht wurde. Die Nachricht von dieser Verhaftung brachte Rousseau der Verzweiflung nahe. Geneigt, wie er es bei seiner erregbaren Phantasie war, sich jeden Unfall in den dunkelsten Farben auszumalen, gerieth er in eine namenlose Angst. Es schien ihm, als habe er den Freund für immer verloren. Sorge und Sehnsucht trieben ihn zu einem verzweifelten Schritte. Er wandte sich an die damals allmächtige Marquise von Pompadour, um die Befreiung seines Freundes, oder doch die Erlaubniß zu erwirken, sein Schicksal theilen zu dürfen. Ob die Maitresse den merkwürdigen Brief erhielt, steht dahin, jedenfalls antwortete sie nicht. Doch wurde, vielleicht in Folge dieser Fürsprache, bald nachher die Haft Diderot's erheblich gemildert; er durfte im Schlosse von Vincennes wohnen, auch sich im dortigen Parke frei bewegen und die Besuche seiner Freunde empfangen. Rousseau konnte den Augenblick kaum erwarten, wo seine Geschäfte ihm gestatteten, von dieser Erlaubniß Gebrauch zu machen. Von leidenschaftlicher Ungeduld getrieben, eilt er nach Vincennes. Es kümmert ihn nicht, daß er den Freund nicht allein findet, er sieht nur ihn, als er eintritt, stürzt auf ihn los, drückt ihn fest an sich und kann vor Thränen und lautem Schluchzen keine Worte finden; die Freude über den wiedergefundenen Liebling droht ihn fast zu ersticken.

Man sieht, dieser Enthusiasmus der Freundschaft hat etwas von der Zärtlichkeit einer leidenschaftlichen Liebe. Doch war er keineswegs von vorübergehender Art; die Theilnahme Rousseau's für den unglücklichen Freund, welcher sein Schicksal nur mit düsterem Unmuthe ertrug, blieb stets dieselbe. Auch setzte er seine Besuche in Vincennes fort, trotz des mehrstündigen, schattenlosen Weges, den er in den Nachmittagsstunden eines sehr heißen Sommers zu Fuß zurückzulegen hatte. Gewiß aber trug die ungewöhnliche Erregung, welche ihn auf diesen einsamen Wanderungen begleitete, nicht wenig dazu bei, daß sie für ihn zu einem verhängnißvollen Wendepunkte seines Lebens wurde.

IX.

„Wenn ich mich“, erzählt er [50]), „um 2 Uhr Nachmittags etwa auf den Weg nach Vincennes begab, ging ich in der Regel sehr schnell,

um desto früher anzukommen. Die Bäume an der Straße, stark beschnitten nach der Sitte des Landes, gaben fast keinen Schatten. Erschöpft von der Anstrengung und maßlosen Hitze, legte ich mich zuweilen, wenn ich nicht mehr weiter konnte, auf den Boden. Um mich aber zu einem gemäßigteren Schritte zu zwingen, kam ich auf den Gedanken, irgend ein Buch zur Hand zu nehmen. So nahm ich eines Tages den Mercure de France mit mir, und während ich ihn im Gehen durchlese, trifft mein Blick auf die Preisfrage, welche die Akademie von Dijon für das nächste Jahr gestellt hatte, auf die Frage, ob der Fortschritt in den Wissenschaften und Künsten dazu beigetragen habe, die Sitten zu verderben oder sie zu reinigen? In dem Augenblicke, wo ich das las, sah ich eine andere Welt vor mir, und wurde ich selbst ein anderer Mensch. Wenn jemals Etwas einer plötzlichen Inspiration ähnlich sah, so war es die Bewegung, welche mich in diesem Momente ergriff. Ich fühlte, wie mein Geist mit einem Male von dem Lichte tausendfacher Einsicht geblendet wurde. Eine Fülle von lebendigen Ideen drang auf mich ein, mit solcher Kraft und in so bunter Mischung, daß ich in eine unbeschreibliche Unruhe gerieth. Mein Kopf wurde von einer betäubenden Aufregung ergriffen, die fast der Trunkenheit glich; ein heftiges Herzklopfen beengt mich, hebt mir die Brust; außer Stande, gehend Athem zu schöpfen, sinke ich unter einen der Bäume am Wege nieder, und verbringe hier eine halbe Stunde in solcher Aufregung, daß ich beim Aufstehen die vordere Seite meiner Weste von Thränen durchnäßt fand, die ich, ohne es zu merken, vergossen hatte."

„Hätte ich", fährt er dann fort, „nur den vierten Theil von dem, was ich unter diesem Baume sah und fühlte, niederschreiben können, mit welcher Klarheit würde ich die Widersprüche des sozialen Systems aufgedeckt, mit welcher Kraft alle Mißbräuche unserer Institutionen nachgewiesen, mit welcher Einfachheit gezeigt haben, daß der Mensch von Natur gut ist, und lediglich durch diese Institutionen schlecht wird." Doch es blieb von „all den großen Wahrheiten", die ihn in jenen kurzen Augenblicken erleuchteten, nur „eine schwache Erinnerung" übrig, und nur diese wurde in die späteren Werke aufgenommen. Man muß gestehen, sie ist auch als solche noch so gehaltvoll, daß sie auf einen staunenswerthen Reichthum der ursprünglichen Intuition hinweist. Das einzige unmittelbare Zeugniß aber, welches von dieser noch übrig ist, die kurze Anrede des wiedererstandenen Fabricius an die Römer der späteren Zeit — sie wurde an Ort und Stelle mit Bleistift aufgeschrieben, und nachher in den Discours sur les sciences eingeschoben — ist jedenfalls, was die einfache Größe des Gedankens und die Kraft des Ausdruckes angeht, ein kleines Meisterwerk.

Diderot, welchem der bei seiner Ankunft heftig erregte Freund das Geschriebene sofort vorlas, erkannte dessen Werth, und rieth ihm, sich an der Preisbewerbung zu betheiligen. Ohne Zweifel bestärkte diese Aufforderung Rousseau in seinem schon halb und halb gefaßten Entschlusse [51]. Er ging alsbald an die Arbeit. Die Art, wie er sie, und ebenso die meisten seiner spätern Werke ausführte, ist eigenthümlich genug. „Ich widmete ihr," erzählt er, „die schlaflosen Stunden, an welchen es im Laufe der Nächte nicht fehlte. Im Bette liegend, meditirte ich mit geschlossenen Augen, und drehte und wendete die Perioden mit unglaublicher Mühe im Kopfe herum. War ich dann endlich mit ihnen zufrieden, so legte ich sie in das Gedächtniß nieder, um sie später zu Papier zu bringen. Aber in der Zeit, welche das Aufstehen und Ankleiden erforderte, ging Alles verloren, und wenn ich mich an den Schreibtisch setzte, fiel mir nur sehr wenig von dem ein, was ich ausgearbeitet hatte. Endlich kam ich auf den Gedanken, Theresens Mutter, welche die Aufwartung besorgte, als meinen Sekretär zu verwenden. Ich diktirte ihr, wenn sie Morgens kam, vom Bette aus, was in der Nacht fertig geworden war." Nachdem er so die Abhandlung vollendet hatte, wurde sie Diderot vorgezeigt, von ihm stellenweise korrigirt und der Akademie von Dijon zugesandt.

Niemand wußte darum, außer Grimm, mit welchem Rousseau seit einiger Zeit in einem näheren Verhältnisse stand, welches bald einen sehr vertrauten Charakter annahm. Dieser junge Mann, Ende 1723 in Regensburg geboren, war als Begleiter der Kinder des sächsischen Grafen Schomberg nach Paris gekommen, und hier später Vorleser des Erbprinzen von Sachsen-Gotha geworden. In dieser untergeordneten Stellung befand er sich, als Rousseau ihn beim Baron Thun, dem Gouverneur des Prinzen, kennen lernte. Wieder bildete, wie schon so oft, das gemeinsame Interesse für die Musik den Anknüpfungspunkt für eine engere Verbindung. Grimm besaß gute musikalische Kenntnisse und einen gebildeten Geschmack. Seine entschiedene Vorliebe für die italiänische Musik gab davon Zeugniß. Rousseau sah ihn oft, besonders seitdem er bei seinem Gönner, dem Grafen Friesen, die Stelle eines Sekretärs bekleidete. Man sang und spielte, besuchte zusammen die Theater und Promenaden, und gewöhnte sich bald so aneinander, daß man fast unzertrennlich wurde.

Um dieselbe Zeit fand Rousseau, der bis dahin trotz seiner Verbindung mit Therese als Garçon gelebt hatte, Gelegenheit, sich einen eignen Heerd zu gründen. Die Familie Dupin erhöhte seinen Gehalt auf 50 Louisd'or, und leistete auch hülfreiche Hand, als es galt, das Hauswesen einzurichten. So wurde denn im Hotel Languedoc,

Rue de Grenelle St. Honoré, eine kleine einfache Wohnung gemiethet.

Hier lebte Rousseau mit Therese und ihren Eltern, deren dürftige Umstände sie auf die Unterstützung der Tochter hinwiesen, etwa sieben Jahre, „friedlich und angenehm, im Genusse eines so vollkommnen häuslichen Glückes, wie es die menschliche Schwäche eben nur möglich macht. Das Herz meiner Therese," fügt er hinzu, „war das eines Engels; unsere gegenseitige Zuneigung wuchs bei dem innigen Verkehre, und wir fühlten täglich mehr, wie sehr wir für einander geschaffen waren." Nach einer Seite hin waren sie es gewiß; die gemüthlichen Bedürfnisse Rousseau's fanden in dem traulichen Umgange mit seiner sanften, anspruchslosen Geliebten volle Befriedigung. Das milde Wesen einer einfachen, sich liebevoll hingebenden Frau, auch wenn sie ein bloßes Naturkind ohne höhere geistige Bildung ist, übt auf den, von stürmischen Leidenschaften und kühn aufstrebenden Gedanken bewegten Mann einen unbeschreiblichen Zauber aus. Ihre Nähe schon thut ihm wohl; gern ruht er aus in dem stillen, stummen Austausch von Blick und Bewegung, oder verliert sich mit innerem Behagen in jenes trauliche Geplauder, das, eben weil es keinen besonderen Inhalt hat, das Herz in leichter Thätigkeit erhält. Rousseau empfand diesen Reiz des häuslichen Stilllebens, und genoß seine kleinen, immer wiederkehrenden Freuden mit voller Hingebung. Er fühlte sich zufrieden und glücklich; man lebte harmlos und heiter, wanderte selbander durch Flur und Wald, oder saß in herzlicher Eintracht bis tief in die Sommernacht am offenen Fenster.

Die Freunde kamen und gingen; Grimm namentlich, und ein anderer Begleiter des Erbprinzen, der Prediger Klupfell, mit welchem Rousseau ebenfalls auf freundschaftlichem Fuße stand, erschienen nicht selten. Man that dann wohl ein Uebriges, bereitete ein splendideres Souper, und ließ sich durch bessere Weine in eine erhöhtere Stimmung versetzen. So gestaltete sich das häusliche Leben Rousseau's, trotz der beschränkten Mittel, über die er zu verfügen hatte, recht freundlich. Vielleicht würde es ihn dauernd befriedigt haben, wäre nicht von vornherein ein störendes Element in dasselbe eingetreten, und ein anderes von großer bindender Kraft von ihm ausgeschlossen worden. Wir haben den Charakter der Mutter Theresens schon früher geschildert. Ein Weib von diesem Schlage konnte, zumal bei dem großen Einflusse, welchen sie auf ihre Tochter ausübte, nur Verwirrung und Unheil stiften. Daß Rousseau sie nicht fern hielt, zeugt zwar für seine Gutherzigkeit, aber nicht minder für seine Schwäche. Und diese ist um so unverzeihlicher, da er sich vorzugsweise durch die Anwesenheit dieser Person bestimmen ließ, die drei

Kinder, welche ihm Therese in den nächsten Jahren noch gebar, gleich den beiden ersten dem Findelhause zu übergeben.

Daß er dazu überging, war freilich ein trauriger Sieg des berechnenden Verstandes über die Regungen des Herzens, wie über die Forderungen des Gewissens. Als es sich um die Aussetzung der beiden ersten Kinder handelte, sprach ein gewisser Leichtsinn, der sich mit einigem Rechte auf die materielle Dürftigkeit berufen konnte, das entscheidende Wort. Bei der bevorstehenden Geburt des dritten Kindes aber konnte Rousseau nicht umhin, sein Verfahren von einer ruhigen und sorgfältigen Erwägung abhängig zu machen. Der Inhalt der Abhandlung, welche er als Antwort auf die Frage der Akademie von Dijon geschrieben, hatte für ihn gleich anfangs eine große persönliche Bedeutung. Die in ihr niedergelegten Gedanken waren in letzter Instanz nicht das Ergebniß einer unbefangenen sachlichen Untersuchung, sondern der unmittelbare Ausdruck seiner eignen Denk- und Empfindungsweise. Eben darum wirkte sie auf diese stärkend und befestigend zurück.

Fassen wir, ohne auf den speziellen Gegenstand der Abhandlung Rücksicht zu nehmen, die charakteristischen Momente des Geistes in's Auge, in welchem sie geschrieben wurde, so sehen wir, wie einerseits die unbedingte persönliche Freiheit des Einzelnen, im Gegensatze zur durchgängigen Abhängigkeit, in welcher ihn das gesellschaftliche Leben mit seinen Ansichten, Vorurtheilen und Gebräuchen zu halten pflegt, andrerseits die unbedingte Selbstbestimmung durch die eigene natürliche Vernunft und das von ihr geleitete persönliche Gewissen betont wird. Die vernichtende Kritik der Gesellschaft, zu welcher die Unfähigkeit, sich in dieselbe zu finden, den äußern Anlaß geben mochte, geht bei Rousseau zuletzt doch aus seinem Drange nach Unabhängigkeit hervor. Der einzelne Mensch soll und muß vor Allem er selbst, nicht das sein, wozu ihn die Ueberlieferung, die Autorität oder Sitte, im Widerspruch mit seiner eigensten Natur, machen möchten. Nur so ist er frei und, weil mit sich selbst in Harmonie, wahr, kein Schein- und Trugwesen, wie der sociale Mensch es sein muß. Diese Freiheit von äußern Bestimmungsgründen ist aber für Rousseau keineswegs mit der Herrschaft der persönlichen Willkür gleichbedeutend. Sie setzt vielmehr die Bedingtheit durch innere Motive voraus. Der Mensch soll sich selbst bestimmen, d. h. durch die Entscheidungen des natürlichen Gewissens, dessen instinctive Regungen sich, kraft der natürlichen Einsicht, zu maßgebenden Urtheilen erheben, und nur durch sie bestimmen lassen.

Diese Forderung nun, eben weil sie nicht ein auf dem Wege der Theorie gewonnener Gedanke war, sondern aus seinem persönlichen Wesen und Gemüthe entsprang, mußte Rousseau auch an sich selber

stellen. Und er that das mit dem Willen, wenn gleich nicht mit der Neigung, ihr gerecht zu werden, zunächst mit unsicherem, später aber mit dem Erfolge, welcher überhaupt möglich war. Es bedurfte natürlich geraumer Zeit, bevor sie den Willen als sein bestimmendes Gesetz durchdringen konnte, und einer noch längeren, bis die von ihr beherrschte Denkweise eine entsprechende Aenderung der Lebensweise herbeiführte. Insoweit machte sie sich eben doch gleich anfangs geltend, daß er sich nicht mehr, wie er bisher gewohnt gewesen, dabei beruhigte, der herrschenden Ansicht und Sitte zu folgen, besonders wenn sie seinen Neigungen zusagten, sondern unbefangen zu ermitteln suchte, was in einem gegebenen Falle Vernunft und Gewissen zu gebieten schien. So entschied er denn auch über das Schicksal seiner späteren Kinder nicht mit dem früheren gedankenlosen Leichtsinne, sondern nach reiflicher Erwägung, und mit klarem, ruhigem Bewußtsein von dem, was er that. Es läßt sich nicht leugnen, daß grade deßhalb sein Verfahren das einfache, natürliche Gefühl verletzt, ja empört. Die verständige Reflexion dagegen mag sich mit den Motiven, durch welche er geleitet wurde, schon eher einverstanden erklären [32]).

Rousseau hat oft genug, und gewiß mit voller Wahrheit, den tiefen Schmerz geschildert, welchen er über die Trennung von seinen Kindern empfinde. Er hat nicht minder laut und offen erklärt, daß er durch ihre Verleugnung eine unabweisbare Pflicht verletzt habe [33]). Und doch ist er stets bei der Ueberzeugung stehen geblieben, daß er recht gehandelt, hat fort und fort versichert, daß er in ähnlichen Verhältnissen wieder so handeln würde [34]). Es waren vorzugsweise zwei Gründe, durch welche er sich bestimmen ließ: die Unmöglichkeit, in der er sich zu befinden glaubte, selbst die Kinder zu ernähren und zu erziehen, und die Gewißheit, welche er hegen zu dürfen meinte, daß sie im Findelhause sehr gut aufgehoben seien. Was den ersten Punkt angeht, so war seine ökonomische Lage allerdings eine sehr prekäre, und es fehlte an jeder begründeten Aussicht, daß sie jemals eine festere und sicherere Basis gewinnen werde. Die Einkünfte reichten nicht aus, seine und Theresens einfache Bedürfnisse zu befriedigen. Es war nicht zu erwarten, daß sie jemals genügen würden, um die stets wachsenden Kosten einer angemessenen Erziehung zu bestreiten. Ueberdies stand er zu Therese in einem Verhältnisse der Art, daß die Anwesenheit der Kinder sich mit der Ehre der Mutter nicht wohl vertrug. Eine förmliche Ehe einzugehen erlaubten aber weder die äußeren Verhältnisse, noch die Gesetze des Staates, in welchem er nun einmal lebte [35]). Vor Allem aber, es war bei dem großen Einflusse, welchen die ordinäre Sippschaft der Mutter auf diese ausübte, zu befürchten, daß die Erziehung der Kinder durchaus mißlingen werde.

Wie ganz anders erschienen die Aussichten, die sich im Findelhause für sie eröffneten! Hier wurden sie gut genährt und gepflegt, und ihr späteres Fortkommen in der Welt sicher gestellt. Ihrer wartete nicht „das traurige Loos des Vaters," der jahrelang in fruchtlosem Ringen nach einer angemessenen Stellung sich abmühte, und als er endlich zu Ruhm und Ansehen gelangte, „das Glück des Lebens für immer verlor." Sie durften hoffen, dereinst als schlichte Handwerker, unabhängig nach Außen und ohne inneren Zwiespalt, von dem sichern Ertrage ihrer Arbeit ein ruhiges, in sich befriedigtes Leben zu führen. In der That, ihr Schicksal schien „beneidenswerth, verglichen mit dem Loose dessen, der es ihnen bereitete." Und Rousseau ist geneigt, es sich zum Verdienste anzurechnen, daß er sie „auf seine Kosten, denn er beraubte sich ja doch der unersetzlichen Vaterfreuden, vom Elende befreite" [56]).

So erhielt sogar, was auf den ersten Blick eine gefühllose Pflichtvergessenheit zu sein schien, den Charakter einer liebevollen Aufopferung. Freilich war eine solche Auffassung der Sache nur da möglich, wo die natürliche, wahrhafte Kindesliebe fehlte. Rousseau hatte bei seiner Ansicht von der für den Menschen zuträglichsten Lebensweise vielleicht nicht Unrecht, wenn er glaubte, daß das Glück seiner Kinder durch die gesellschaftliche Stellung, welche ihrer wartete, am besten gesichert werde. Auch mochte die Besorgniß, daß sie in den gegebenen häuslichen Verhältnissen verkümmern oder der Korruption anheimfallen würden, nicht ganz grundlos sein. Doch davon abgesehen, daß nur der Mangel an Energie oder gutem Willen es ihm unmöglich erscheinen ließ, die vorhandenen Hindernisse und die drohenden Gefahren zu beseitigen, verräth sich die Abwesenheit der ächten Vaterliebe grade darin, daß er nicht in der persönlichen Gemeinschaft mit ihm die sicherste Garantie für die Wohlfahrt der Kinder fand. Man kann nicht sagen, daß ihm jener natürliche Zug des Gemüthes, welcher die Eltern mit unwiderstehlicher Gewalt zu ihren Kindern, wie zu Theilen ihres eignen Wesens hinzieht, fremd war. Jedenfalls aber war derselbe nicht stark genug, um den entgegenstehenden Trieb der persönlichen Selbstsucht, welche instinktiv jeder tieferen Zuneigung widerstrebt, zu überwinden, und die Macht der Reflexion, die sich in ihrer objektiven Haltung den persönlichen Trieben dienstbar zu machen pflegt, sich selbst zu unterwerfen.

Man kann zur Erklärung dieses Mangels auf den Umstand hinweisen, daß Rousseau selbst im elterlichen Hause die Liebe der Mutter entbehren mußte, während die des Vaters keineswegs den Charakter einer vollen und wahren Hingebung zeigte. Vielleicht blieb es auch nicht ohne Einfluß, daß sein Verhältniß zu Therese nicht auf einer tiefen persönlichen Zuneigung, sondern lediglich auf dem allgemeinen

Bedürfnisse der Sinne und des Gemüthes beruhte. Die Hauptsache aber war doch, daß bei Rousseau das eigentlich persönliche Leben, welches auch die Quelle aller wahrhaft persönlichen Beziehungen ist, nicht zum Durchbruch kommen konnte, weil es von der gegenwirkenden Macht der Natur und des Verstandes gehemmt wurde. Die Natur als solche betont einerseits das Individuum so, daß sich dasselbe zum Mittelpunkte des Daseins macht und eben deßhalb in seinem Verhältnisse zu anderen Individuen nicht diese, sondern sich im Auge hat. Sie verhält sich andrerseits gleichgültig gegen die Individuen, so daß dieselben vor den allgemeinen Beziehungen, in welchen ihr inneres und äußeres Leben verläuft, zurücktreten. Wo sie das vorherrschende Element des persönlichen Lebens ist, erhält die Anschauungsweise nothwendig einen individuellen und zugleich, weil es im Grunde dasselbe ist, einen abstrakt allgemeinen Charakter.

Rousseau nun steht auf diesem Naturstandpunkte, der freilich nur allmälig, und nie in voller Reinheit heraustritt. Er macht sich aber um so entschiedener geltend, je deutlicher sich Rousseau des Gegensatzes zur Gesellschaft, die als solche in einer unendlichen Mannigfaltigkeit von persönlichen Beziehungen besteht, bewußt wird. Er hat ferner zur Folge, daß Rousseau genöthigt wird, sich persönlich mehr und mehr zu isoliren, die Menschen im Einzelnen zu meiden, um sich mit ihnen im Allgemeinen, mit ihrem gemeinsamen Wesen und Schicksale zu beschäftigen. Die Natur in Rousseau hindert ihn, Mensch zu sein und ein menschliches Leben zu führen, sofern darunter der stete lebendige Wechselverkehr des Menschen mit seines Gleichen verstanden wird. Und wenn man sein Denken und Handeln wohl unnatürlich genannt hat, so ist das nur wahr, wenn an die menschliche Natur, wie sie sich in der Regel äußert, gedacht wird, aber falsch, wenn man den Begriff natürlich ohne diese nähere Bestimmung denkt.

Auch die Kindesliebe, wie sie dem Menschen eigen ist, resultirt aus seinem besonderen menschlichen Wesen. Die Natur als solche kennt sie nicht; sie löst das Band zwischen dem Erzeuger und dem Erzeugten, sobald die selbständige Existenz des letztern sichergestellt ist. Wenn Rousseau sich in dem Gedanken, daß für seine Kinder anderswo ausreichend gesorgt sei, befriedigt fühlt, so denkt er im Grunde ebenso, wie die Natur unmittelbar thut, und es ist, als ob die Natur sich in ihm ihres Verfahrens bewußt würde. Nun ist freilich Rousseau nicht reine Natur, denn auch das menschliche Wesen mit seinen eigenthümlichen Bedürfnissen und Neigungen lebt in ihm. Die Folge ist ein beständiger Kampf dieser beiden Momente, welche nach Versöhnung ringen, sie aber nicht erreichen können, ein Kampf, der in mannigfach wechselnden Wendungen verläuft, und dem persön-

lichen Leben Rousseau's einen fast tragischen Charakter gibt. Fort und fort empfand er die Sehnsucht nach liebender Gemeinschaft mit seinen Mitmenschen; er sehnte sich nach einem Freunde, nach einer Geliebten; er sehnte sich später auch nach seinen Kindern. Daß er nicht fand, was er suchte, daran waren zuletzt weder die Menschen, noch er selbst, sondern der abstrakte Naturalismus schuld, welchen er zu seinem persönlichen Unglück, aber auch im Interesse der geschichtlichen Entwicklung, zu vertreten berufen war.

Sei dem, wie ihm wolle, die Entfernung der Kinder nahm Rousseau von vorn herein die Möglichkeit, ein wahrhaftes Familienleben zu begründen. Sie gab den Beweis, daß er für ein solches nicht geschaffen, nicht bestimmt sei, in ihm die Befriedigung zu finden, welche es den meisten Menschen zu bereiten pflegt. Hätte er vermocht, in die Beziehungen zu Weib und Kind ganz und ohne Rückhalt einzugehen, so würde die Bahn seines Lebens vielleicht eine engere gewesen sein, und zu einem bescheideneren Ziele geführt haben. Aber auch diese Blumenkette war für ihn, scheint es, eine Fessel, die zu brechen seine nach unbedingter Freiheit strebende persönliche Natur ihn antrieb. Als Haupt einer Familie hätte sein Denken und Empfinden ohne Zweifel einen andern Inhalt gewonnen. Auch würde er in dieser Eigenschaft sein Verhältniß zur Gesellschaft nicht so haben lösen können, wie er es später that. Er hätte sich vielmehr nach einer bestimmten Stellung innerhalb ihres Kreises umsehen müssen. Allein, wie er fortan stand, — denn die Verbindung mit Therese führte ihn nicht aus der persönlichen Sphäre in eine objektiv bindende Gemeinschaft hinüber — konnte er dem Rufe des Geistes, welcher ihn beseelte, ungehindert folgen. Wenigstens blieben nur solche Hemmnisse zu besiegen, die aus untergeordneten Antrieben der eignen Persönlichkeit entsprangen.

So hegte er vor wie nach den Wunsch, durch eine gesicherte und ausreichende Einnahme der Sorge um das tägliche Brod enthoben zu werden. Derselbe veranlaßte ihn um diese Zeit (1757) sogar, es mit einer Stellung zu versuchen, zu welcher er sich durchaus nicht eignete. Francueil bot ihm nämlich den einträglichen Posten seines Kassirers an, der grade vakant geworden war. Rousseau ging darauf ein, ließ sich in die Geheimnisse des Rechnungswesens einweihen, und brachte es in kurzer Zeit, wenn auch nicht ohne Mühe, dahin, daß er es wagen durfte, seine neuen Funktionen anzutreten. Zwar sagte sie ihm gleich anfangs nicht sonderlich zu, auch gestand er sich bald, daß er kein großes Geschick zu ihrer Ausübung habe. Indeß die Sache ging doch; er führte die Register und die Kasse, nahm ein und zahlte aus, schrieb Anweisungen und Empfangscheine, und würde sich am Ende bei seiner Neigung zu einer gleichförmigen, mechanischen

Thätigkeit in diese Beschäftigung eingewöhnt haben, wäre sie ihm nicht durch einen Zwischenfall verleidet worden. Während einer kurzen Abwesenheit Francueil's mußte er die gefüllte Kasse unter seine persönliche Obhut nehmen. Die Sorge und Unruhe aber, welche er als Hüter der ihm anvertrauten Schätze empfand, war so groß und quälend, daß es ihm vollkommen klar wurde, er sei für diese Stelle nicht geeignet. Allerdings konnte die Verantwortlichkeit, welche sie auflegte, für einen Menschen, der vermöge seiner geschäftigen Phantasie zu den wirklichen Gefahren noch andere erdichtete, und sich überdies seines Ungeschicks, ihnen zu begegnen, bewußt war, eine unerträgliche Last werden. Möglich indeß, daß er sie doch noch länger ertragen hätte, wäre nicht eine andauernde gefährliche Krankheit eingetreten, die, wie das schon öfter der Fall gewesen, den Leidenden in sich zurück- und damit auf ganz andere Wege führte. Einer der Aerzte, die ihn damals behandelten, hatte sich dahin ausgesprochen, daß er nach Ablauf eines halben Jahres nicht mehr unter den Lebenden sein werde. Diese Aeußerung war ihm hinterbracht worden und genügte, ihn den nahen Tod als unvermeidlich betrachten zu lassen. War dem aber so, warum denn die noch übrige kurze Spanne Zeit mit einer Beschäftigung ausfüllen, welche weder der Fähigkeit und dem Geschmacke, noch auch, was von größerer Bedeutung war, den eignen Grundsätzen entsprach? Denn diese Grundsätze, die seit der Abfassung des Discours zwar stets im Geiste gegenwärtig, aber doch vor den spätern praktischen Gedanken etwas zurückgetreten waren, tauchten jetzt, am Rande des Grabes, in der Seele des Kranken mit erneuerter Kraft wieder auf, und forderten die ihnen gebührende Anerkennung. Im Angesichte des Todes verlieren die kleinen Interessen und zufälligen Gelüste ihre Geltung; das wahre Wesen des Menschen, seine geistig-sittliche Substanz tritt dann rein und lebendig heraus, und verlangt gebieterisch, daß, wie sie die Wahrheit des Lebens ist, sie auch zur Wirklichkeit werde.

Rousseau beschloß, diesem Gebote Folge zu leisten, und den Rest seines Lebens mit dem Inhalte seiner Ueberzeugungen in vollen Einklang zu bringen. Er hatte erkannt, daß der Mensch, um „frei, tugendhaft und glücklich“ zu sein, sich auf sich selber stellen, aus den korrumpirenden gesellschaftlichen Beziehungen heraustreten müsse, daß er, unbekümmert um fremde Meinungen und Urtheile, keine andern Normen seines Verhaltens anerkennen dürfe, als die, welche Einsicht und Gewissen ihm an die Hand geben. Diese innere Unabhängigkeit aber, das sah er wohl, setzt die äußere voraus, und die eine wie die andere wird nur durch die unbedingte Freiheit von all den eingebildeten Bedürfnissen erreicht, welche das gesellschaftliche Leben dem Menschen auflegt. Sie sind es, um derentwillen „man

in dem eitlen Streben nach Ruhm oder Reichthum seine Kraft vergeudet, die menschliche Würde preisgibt und das wahre Lebensglück verscherzt.“ Man verzichte auf sie, und man wird der drückenden Fesseln entledigt sein, welche die freie Selbstbestimmung beständig hemmen. Mit dem Streben nach Gütern, deren Werth nicht in ihnen selbst liegt, sondern lediglich auf der grundlosen Meinung der Gesellschaft beruht, fällt auch die stete Rücksicht auf Andere fort, die uns nicht zu uns selbst kommen läßt, und nimmt jenes ruhelose Treiben ein Ende, welches uns an dem hindert, was allein frommt und Noth thut, an „einem einfachen, natur- und vernunftgemäßen Leben.“

Diese Gedanken forderten, wenn sie anders konsequent verwirklicht werden sollten, eine Aenderung der Lebensweise, welche einer völligen Umwandlung gleichkam. Es gereicht der Energie und Ueberzeugungstreue Rousseau's zur Ehre, daß er sich entschloß, diese Umwandlung vorzunehmen. Sie gestattete natürlich nicht, daß er auf den in Aussicht stehenden Posten noch weiter reflektirte, oder auch nur in seiner bisherigen, persönlich abhängigen Stellung verblieb. Er gab sie daher ohne Bedenken auf, ließ sich auch durch keine Vorstellungen Francueil's und der übrigen Freunde bestimmen, von seinem Entschlusse abzugehen. Indeß war doch zur Befriedigung auch der einfachsten Bedürfnisse eine bestimmte Arbeit erforderlich. Eine gewisse Neigung, sowie der Umstand, daß sich für den Augenblick nichts Anderes darbot, brachten ihn auf den Gedanken, seinen Unterhalt fortan durch Abschreiben von Noten zu gewinnen. Zugleich setzte er sich in den Stand, mit dem voraussichtlich geringen Ertrage dieser Beschäftigung ausreichen zu können. Es wurde Ernst gemacht mit der Beseitigung alles dessen, was in das Gebiet des Ueberflüssigen zu gehören schien.

Zunächst mußte sich die Kleidung eine gründliche Reform gefallen lassen. Rousseau hatte ihr bis dahin nicht geringe Sorgfalt zugewandt, denn er hielt etwas darauf, nach Außen nicht blos sauber und anständig zu erscheinen, sondern selbst eine gewisse Feinheit und Eleganz an den Tag zu legen. Die Idealität seiner Natur drängte ihn, auch der äußern Erscheinung, soweit das möglich war, ein verwandtes Gepräge aufzudrücken. Auch später ist ihm diese Neigung stets eigen geblieben, und er hat sich mit der cynischen Gleichgültigkeit, welche manche seiner Freunde und Gesinnungsgenossen, namentlich Diderot, in dieser Beziehung zur Schau zu stellen pflegten, nie befreunden können. Nur die Macht der Mode, welcher er sich bis dahin gefügt, glaubte er nicht länger anerkennen zu dürfen; nicht ihre wechselnden und kostspieligen Launen, sondern der eigne Sinn sollte, nach den einfachen Anweisungen der Natur, auch in

diesem Punkte Norm und Regel geben. Somit wurden die Zierrathen und Stickereien, wie sie damals üblich waren, von der Kleidung entfernt, nicht minder die weißen Strümpfe, und die kunstreiche Perücke mußte einer einfachen von runder Form weichen. Der Degen verschwand von der Seite und die Uhr wurde verkauft. Er hatte ja, „dem Himmel sei Dank, nicht mehr nöthig, zu wissen, wie viel es an der Zeit sei.“ Nur von seiner feinen Wäsche, die er sich in großer Menge mit vielen Kosten angeschafft, konnte er sich anfangs nicht gut trennen. Glücklicher Weise wurde sie ihm bald gestohlen, und er durfte sich fortan nur gewöhnlicher Leinwand, wie sie zu der übrigen Kleidung paßte, bedienen.

Wichtiger war, daß dieser Emanzipation der Außenseite von der herrschenden Mode und Sitte, die innere Befreiung von den Grundsätzen und Ansichten der gesellschaftlichen Umgebung zur Seite ging. Freilich war es ein Widerspruch, in einer Welt, mit welcher er nichts mehr gemein haben wollte noch konnte, doch vor wie nach fort zu leben. Ohne Zweifel hätte die innere Entfremdung konsequenter Weise auch zur äußern Trennung führen müssen. Dazu aber kam es nicht. Die Umstände, schien es, machten das unmöglich. Rousseau konnte aus dem Kreise, in welchen der Gang seines Lebens ihn einmal versetzt hatte, nicht heraustreten, ohne sich selbst und was ihm lieb war, ganz dem Zufalle preiszugeben. Was er sich nicht so unbefangen gestehen mochte, war die Macht der Neigung, die ihn da festhielt, wo er nicht bleiben durfte, wenn er seine Ueberzeugungen vollständig verwirklichen wollte. Seine Denkweise mußte ihn, wenn nur sie ihn bestimmte, zum Mönch oder Puritaner machen, sie fand aber zu jeder Zeit an dem sozialen Triebe, welcher doch noch in ihm fortlebte, ein Hinderniß, das sie nicht zur vollen Geltung kommen ließ.

Trotz aller Polemik gegen das gesellschaftliche Zusammenleben war Rousseau im Grunde ein warmer Freund desselben. Seine Opposition galt nur der Gesellschaft, wie er sie eben um sich sah, und wenn sie sich unwillkürlich gegen das soziale Leben überhaupt richtete, so geschah es nur, weil er sich eine andere, seinem Sinne entsprechende Form desselben nicht mit voller Klarheit vorstellen, oder sofern er eine solche in unbestimmter Weise ahnen mochte, an ihre Verwirklichung nicht recht glauben konnte. Seinem Lebenskreise entfremdet, und doch außer Stande, aus demselben heraus zu treten, mußte nun sein Benehmen allerdings von diesem Widerspruche Zeugniß geben. Er begann, mit den Menschen zu verkehren, als wenn er nicht zu ihnen gehöre. Kein Wunder, daß die Einen ihn für einen Narren, die Andern für einen Bösewicht erklärten, Alle aber als eine auffallende Erscheinung ansahen. Bis dahin hatte das

Bewußtsein seiner Unfähigkeit, sich im gesellschaftlichen Leben frei und sicher zu bewegen, ihm eine schüchterne Zurückhaltung aufgelegt, die ihn zwang, in Gesellschaft meist eine ziemlich traurige Rolle zu spielen. Nun, da er die Formen und Gesetze des guten Tons verachten zu müssen glaubte, und sich für verpflichtet hielt, diese Geringschätzung an den Tag zu legen, verlor sich plötzlich alle Scheu, und er trat mit einer so rücksichtslosen Kühnheit auf, daß alle Welt über die seltsame Verwandlung erstaunte.

„Ich war nicht mehr," sagt er selbst, „jener furchtsame, mehr schüchterne, als bescheidene Mensch, der sich weder zu zeigen, noch zu sprechen wagte, den ein scherzhaftes Wort aus der Fassung brachte, und der Blick einer Frau erröthen ließ. Kühn, stolz, unerschrocken trat ich überall mit einer Sicherheit auf, die um so fester war, da sie mehr in meiner Seele, als in meiner Haltung lag. Die Verachtung, welche ich für die Sitten, Grundsätze und Vorurtheile meines Jahrhunderts hegte, machte mich unempfindlich gegen die Spöttereien derer, welche ihnen anhingen, und ich zerschmetterte ihre kleinen Bonmots mit meinen Sentenzen, wie man ein Insekt zwischen seinen Fingern zerdrückt. Nicht lange und ganz Paris wiederholte die bitteren, schneidenden Sarkasmen desselben Mannes, welcher sich früher vergeblich bemüht hatte, was und wie er es sagen wollte, zu finden [57]).

Man sieht wohl, und Rousseau gesteht es auch selbst, es lag etwas Forcirtes in diesem Verhalten. Der Zwang, welchen er sich bisher hatte anthun müssen, schlug in eine schrankenlose Freiheit um; die Scheu vor den Gesetzen und Formen des Anstandes oder guten Tones, in die er sich nicht hatte finden können, wich der Neigung, sie rücksichtslos mit Füßen zu treten. Außer Stande, sich die Formen der Höflichkeit zu eigen zu machen, nahm er die Miene an, als verachte er sie; er wurde cynisch und kaustisch, „aus Scham," wie er selbst sehr treffend bemerkt, freilich aus einer Scham, die doch zuletzt aus dem Bewußtsein hervorging, daß er es wagen dürfe und müsse, er selbst zu sein.

Die Gegner Rousseau's sind später nicht müde geworden, die Veränderung, welche damals in seinem Wesen und Benehmen vorging, lediglich aus der Sucht, Aufsehen zu erregen, abzuleiten. Wahr dürfte sein, daß, als er einmal in die neue Richtung eingetreten war, die öffentliche Aufmerksamkeit, welche er damit seiner Person zuwandte, in etwa mitwirkte, sie ihn konsequent verfolgen zu lassen. Zu dieser Zeit, wo es keine allgemeinen Interessen gab, in welche die Menschen hätten aufgehen oder sich befriedigen können, brachte es die Natur der Sache mit sich, daß jeder Einzelne in sich selbst den Stoff und Antrieb zur Thätigkeit, so wie auch die Grund-

lage seiner Bedeutung suchte. Die Menschen wurden nicht mehr von dem gemeinsamen Boden der Natur getragen, und ebensowenig von den allgemeinen sittlichen Mächten des Lebens beherrscht; es gab keine gemeinsame Arena, in welcher sie wetteifernd demselben Ziele hätten zustreben mögen. Wer sich hervorthun, die Andern überbieten wollte, mußte sich auf eigenthümliche Weise bemerkbar machen, Ungewöhnliches ersinnen, durch excentrische Paradoxien und extravagante Handlungen die Aufmerksamkeit auf sich ziehen.

Nie trieben sich so viele Abenteurer, Schwindler und Projektenmacher in der Welt herum, wie damals. Selten auch sind so viele kühne Hypothesen, paradoxe Behauptungen und luftige Systeme aufgestellt worden. Natürlich konnten sich auch die Schriftsteller der Einwirkung dieser Zeitatmosphäre nicht entziehen. Sie gingen nicht selten mit Absicht darauf aus, Neues, noch nicht Dagewesenes zu sagen und zu verfechten. Konnten sie doch sicher sein, daß ein grundloser Einfall, wenn er nur recht auffällig und überraschend war, ihr Ansehen eher begründen werde, als das gereifte Ergebniß mühevollen Denkens. Es wäre seltsam, wenn diese Stimmung der Zeit Rousseau nicht berührt, der Gedanke an das Aufsehen, welches er durch Schrift und Leben erregte, ihn nicht beschlichen hätte.

Ein Anderes aber ist die Behauptung, daß dieser Gedanke für ihn das entscheidende Motiv gewesen sei; sie hat ohne Zweifel nicht die mindeste Berechtigung. Rousseau war überhaupt nicht der Mann, sich willkürliche Zielpunkte zu setzen, oder absichtlich Gewolltes durchzuführen, selbst wenn der erkannte Vortheil den Wunsch nahelegte. In dem vorliegenden Falle wirkte überdies der etwaigen Ruhmsucht, welche ihn keineswegs in hohem Grade beseelte, seine angeborne Schüchternheit entgegen, die ohne Zweifel weit stärker gewesen wäre, als der aus verständiger Ueberlegung entsprungene Entschluß. Es gehörte die ganze Gewalt einer begeisterten Ueberzeugung, und zugleich die zwingende Macht des Gefühls einer sittlichen Nothwendigkeit dazu, alle die Bedenken und Hemmnisse zu überwinden, welche aus seiner weichen, nachgiebigen, trägen Natur hervorgingen. Auch trat die Aenderung keineswegs plötzlich und unerwartet ein. Wir haben gelegentlich darauf hingewiesen, wie die Grundzüge seiner nunmehrigen Denkweise schon sehr frühe, wenigstens zeitweilig, hervortraten, und sich mehr und mehr feststellten. Ihre volle Entwicklung fanden sie dann, als er inmitten einer Gesellschaft, deren Maximen und Formen er sich nicht anzueignen vermochte, sich seines Gegensatzes zu ihr deutlich bewußt wurde.

Freilich, indem er fortfuhr, an dem gesellschaftlichen Leben Antheil zu nehmen, gerieth er in einen Widerspruch mit seiner Umgebung, wie mit sich selbst, welcher um so mehr berechtigte, von

„Heuchelei“ zu sprechen, als die in der Sache selbst liegende Unwahrheit auch in seinen Worten und Handlungen ohne, ja wider seinen Willen, zu Tage treten mußte. Es ist aber darum nicht weniger gewiß, daß er die Kraft, deren er zur Reform seines äußeren und inneren Lebens bedurfte, nur in der aufrichtigen Begeisterung fand, mit welcher Inhalt und Ziel seiner Denkweise ihn erfüllten. Mochte sie immerhin ihre erste Quelle im Kopfe haben, sie ergriff doch bald genug auch das Herz und beseelte den ganzen Menschen, nicht für einige vorübergehende Augenblicke, sondern manche Jahre hindurch. Man darf indeß zweifeln, ob Rousseau, trotz dieser tiefen und nachhaltigen Erregung, seine Ueberzeugungen hätte durchführen und sein Leben ihnen anpassen können, wären die Umstände ihm nicht gerade dann, als er seinen Entschluß faßte, günstig gewesen. Merkwürdig ist doch, daß zur selben Zeit, wo er dem Streben nach Ruhm und Ansehen aufrichtig entsagte, sie ihm, so zu sagen, in den Schooß geworfen wurden. Der Spruch: wer sich selbst erniedrigt, wird erhöht werden, sollte sich, scheint es, auch an ihm erfüllen. Kaum hatte er auf alle persönliche Geltung in der Welt verzichtet, als eben diese Welt ihm ihre vollste Anerkennung entgegenbrachte.

X.

Während Rousseau in Erwartung seines bevorstehenden Todes sich von allem Irdischen abzulösen strebte, traf eine Nachricht ein, die ihn daran erinnerte, daß er noch zu den Lebenden gehörte. Er erfuhr im Anfange des Jahres 1750, daß seine Abhandlung in Dijon den Preis davon getragen habe. Dieser Erfolg überraschte ihn um so mehr, da er ihn nicht erwartet und die Absendung seiner Schrift schon nahezu vergessen hatte. Daß er sich angenehm berührt fühlte, läßt sich denken. Es war die erste Anerkennung, welche ihm von einer competenten Stelle zu Theil wurde. Sie schmeichelte seinem Selbstgefühle und stärkte das immer noch zaghafte Bewußtsein der eigenen Kraft und Berechtigung. Vielleicht hätte sie aber auch nur diese vorübergehende Wirkung gehabt, wäre nicht Diderot weiter treibend in's Mittel getreten. Ihm war es klar, daß man sich mit dem Beifalle der Provinzialakademie nicht begnügen dürfe, sondern ihr günstiges Votum als eine passende Einführung bei dem größern Publikum benutzen müsse. Er rieth, die Abhandlung drucken zu lassen, und Rousseau gab seine Zustimmung. Diderot nahm die Sache nun in die Hand und konnte schon in Kurzem dem Freunde, welchen Krankheit noch an das Zimmer fesselte, die Mittheilung machen, daß seine Schrift „Alles mit sich fortreiße, und es kein zweites Beispiel eines solchen Erfolges gebe.“

Er hatte in der That nicht zu viel gesagt. Selten ist eine Druckschrift bei ihrem ersten Erscheinen mit einer so lebhaften und allgemeinen Theilnahme begrüßt worden. Sie setzte das ganze gebildete Paris in eine fast leidenschaftliche Bewegung und rief in den literarischen Kreisen der Hauptstadt „eine Art von Revolution“ hervor [58]). Man sprach von ihr, wie von einem „wunderbaren Phänomen, das plötzlich am Literaturhimmel aufgegangen“ [59]), und konnte kaum Worte finden, um sein Staunen über die ungewöhnliche Erscheinung auszudrücken [60]). Daß die Abhandlung das Werk eines bis dahin völlig unbekannten Mannes, eine literarische Erstlingsarbeit war, trug natürlich nicht wenig dazu bei, das Interesse an ihr zu steigern. Ebenso begreiflich ist, daß ihrem Verfasser eine nicht geringere Aufmerksamkeit zu Theil wurde, wie ihr selbst. Man drängte sich von allen Seiten zu ihm, eine Einladung folgte der andern; Jedermann wollte ihn sehen, mit ihm sprechen, ihm durch Wort oder That seine Anerkennung an den Tag legen. Der unbekannte Fremdling war mit einem Male ein gesuchter Mann, das bisherige Factotum einer schriftstellernden Dilettantin selbst ein Schriftsteller von Ruf und Ansehen geworden. Wir fragen mit Recht, wie das so gekommen, was denn der Rousseau'schen Schrift diesen durchschlagenden Erfolg verschafft habe. War es der Inhalt oder die Form der Darstellung? Vielleicht wirkte Beides zusammen.

Es war ohne Zweifel ein kühnes Unternehmen, an das sich Rousseau in seiner Abhandlung gewagt hatte. Niemals stand, wir dürfen nicht sagen, die wahre und echte Wissenschaft, wohl aber das Denken und Wissen überhaupt in größerem Ansehen, wie damals. Vielleicht ist zu keiner Zeit die geistige Bildung, oder was man dafür hielt, mehr gepriesen und eifriger angestrebt worden. Sie war in der That das Schiboleth des Tages, die einzige Gottheit, welcher eine begeisterte oder auch abergläubische Verehrung dargebracht wurde. Sie allein gab Einfluß und Macht, und selbst die in Staat und Kirche herrschenden Gewalten beugten sich vor ihr. Kein Wunder, daß ein unbegrenztes Selbstgefühl, ein maßloser Stolz ihre Vertreter erfüllte. Die absolute Berechtigung des Geistes, dessen Evangelium sie predigten, war für sie und ihre Zeit ein unantastbares Dogma geworden. Auch dachte, als die Akademie von Dijon ihre Preisfrage stellte, wohl keines ihrer Mitglieder, daß Jemand es wagen würde, eine verneinende Antwort zu geben. Man hatte, scheint es, die Form der Frage nur gewählt, weil man mit Gewißheit den Nachweis erwartete, daß ihr Inhalt außer Frage stehe.

Auch begriff Rousseau sehr wohl, daß er seine Sache vor einem Tribunale verfechte, das seiner Natur und Bestimmung nach nicht geneigt sein konnte, ihm Gehör zu geben. „Wie darf ich,“ sagt er

gleich im Eingange, „es wagen, vor einer der gelehrtesten Gesellschaften Europa's die Wissenschaften zu tadeln, in einer berühmten Akademie die Unwissenheit zu loben, die Verachtung der Studien mit der Achtung vor den wahren Gelehrten zu verbinden?" Wohl ist er sich dieser Widersprüche bewußt, aber sie schrecken ihn nicht zurück. Er hat sich gesagt, daß er „nicht die Wissenschaft angreife, sondern die Tugend vor tugendhaften Männern vertheidige," und „dem guten Menschen gilt doch die Rechtschaffenheit mehr, als dem Gelehrten seine Wissenschaft." Was hätte er also zu fürchten? Allerdings die Einsicht der hohen Versammlung, zu welcher er sprechen wird. Doch ist es nur die Beschaffenheit der Rede, die zu Besorgnissen Anlaß geben kann, nicht die Gesinnung des Redners selbst. „Billigdenkende Herrscher haben nie angestanden, sich in zweifelhaften Fällen selbst zu verurtheilen, und es gibt für das gute Recht keine vortheilhaftere Stellung, als wenn es sich vor einem redlichen und aufgeklärten Gegner zu vertheidigen hat, der in seiner eigenen Sache Richter ist." Wenn ihn aber, fügt er hinzu, diese Erwägung ermuthige, so gebe es noch eine andere, die für ihn entscheidend sei. Da er „nach dem Maße seiner natürlichen Einsicht die Sache der Wahrheit vertreten habe, so stehe, welchen Erfolg er auch haben möge, ein Preis in Aussicht, der ihm nicht entgehen könne; er werde ihn in der Tiefe seines Herzens zu finden wissen."

Nach dieser geschickten Captatio benevolentiae, die übrigens der persönlichen Würde keinen Eintrag thut, wendet sich Rousseau zu seiner eigentlichen Aufgabe. Er behandelt sie in zwei Abschnitten, von welchen der erste die in Betracht kommenden Thatsachen feststellt, der zweite ihre rationelle Begründung und Erklärung enthält. In dem einen wie in dem andern jedoch geht die Erörterung über den beschränkten Kreis hinaus, welchen ihr die bestimmte Fassung der gestellten Frage zu ziehen schien. Es ist nicht die ethische Wirkung der wiederauflebenden, sondern die der Wissenschaft überhaupt, welche den Gegenstand der Untersuchung bildet. Die gegebene, historisch begrenzte Hypothesis ist für Rousseau auch hier der Ausgangspunkt zu einer ganz allgemeinen Thesis; er knüpft an den konkreten Fall nur an, um ihn alsbald in das Gebiet der prinzipiellen Erörterung hinüber zu spielen.

Man trifft die schwache Seite des Gegners um so sicherer, wenn man seine Stärke anerkennt und zur Geltung bringt. Rousseau beginnt mit einer begeisterten Schilderung der Wunder, welche der menschliche Geist in seiner fortschreitenden Entwicklung gewirkt hat. „Es ist," sagt er, „ein großes und schönes Schauspiel, wenn man sieht, wie der Mensch durch seine Anstrengung gewissermaßen aus dem Nichts hervorgeht, wie er durch seine vernünftige Einsicht die

Finsternisse zerstreut, in welche die Natur ihn gehüllt hat, wie er sich über sich selbst erhebt und kraft seines Geistes zum Himmel aufschwingt, wie er mit Riesenschritten, der Sonne gleich, den weiten Umkreis des Weltalls durcheilt und, was noch größer und schwieriger ist, zu sich selbst zurückkehrt, um hier den Menschen zu studieren, seine Natur, seine Pflichten und seine Bestimmung kennen zu lernen. Diese Wunder haben sich erneuert, seitdem die Menschheit aus der Barbarei des Mittelalters heraustrat. Von dieser Zeit an haben Wissenschaft und Kunst beständig an Einfluß und Ansehen gewonnen. Ihre Bedeutung wuchs fort und fort, zumal als man den wichtigsten Vortheil, welchen die Beschäftignng mit ihnen bietet, zu erkennen begann, den nämlich, daß sie die Menschen geselliger macht, indem sie ihnen den Wunsch einflößt, sich einander durch Werke zu gefallen, welche ihrer gegenseitigen Anerkennung würdig sind."

„In der That, wenn die Bedürfnisse des Körpers die Grundlagen des gesellschaftlichen Lebens sind, so bilden die des Geistes den Schmuck desselben. Während die Gesetze und Regierungen für die Sicherheit und die Wohlfahrt der Menschen Sorge tragen, flechten die Wissenschaften und Künste, weniger despotisch und doch vielleicht mächtiger, Blumenguirlanden um die eisernen Fesseln, mit welchen sie beladen sind, ersticken sie in ihnen das Gefühl der ursprünglichen Freiheit, für die sie geboren zu sein schienen, flößen sie ihnen Liebe zu ihrer Sklaverei ein und machen sie zu dem, was man civilisirte Völker zu nennen pflegt. Das Bedürfniß erhob die Throne, die Künste und Wissenschaften haben sie befestigt. Ihnen verdanken die civilisirten Nationen, diese glücklichen Sklaven, jenen zarten und feinen Geschmack, auf welchen sie sich so viel zu gute thun, die Sanftmuth des Charakters und die Urbanität der Sitten, welche den Verkehr so leicht und angenehm machen, mit einem Worte, die Schattenbilder aller Tugenden, ohne daß sie eine von diesen wirklich besitzen. Durch diese Art von Höflichkeit zeichneten sich ehemals Athen und Rom in den Tagen ihres Glanzes aus. Sie ist es auch, durch welche unser Jahrhundert und unsere Nation vor allen Zeiten und Völkern einen zweifellosen Vorrang behauptet."

„Man muß gestehen, gäbe die äußere Haltung stets ein treues Abbild der inneren Gesinnung, könnte der Anstand die Tugend vertreten, dienten unsere Maximen uns zu Lebensregeln, und wäre die wahre Philosophie von dem Namen eines Philosophen unzertrennlich, so würde das Leben in unserer Mitte höchst freundlich und angenehm sein. Aber die Tugend liebt es nicht, in einem so glänzenden Gewande einherzugehen, und die gesunde Kraft des Körpers pflegt nur unter einem groben Kleide zu wohnen. Als die Kunst unser äußeres Benehmen noch nicht gemodelt, unsere Leidenschaften noch nicht

gelehrt hatte, eine gemachte Sprache zu führen, da waren unsere Sitten vielleicht nicht besser, aber doch einfach und natürlich. Man gab und zeigte sich, wie man war; die Eigenthümlichkeit des Charakters sprach sich frei und unbefangen in Wort und Handlung aus. Eben darum kannte, durchschaute man sich gegenseitig und fand in dieser leichten Erkenntniß eine Sicherheit, die heut zu Tage nur um den Preis mannigfacher Laster erkauft wird. Seitdem subtile Untersuchungen und ein verfeinerter Geschmack die Kunst, zu gefallen, auf Prinzipien zurückgeführt und systematisch ausgebildet haben, herrscht in unseren Sitten eine allgemeine, trügerische Gleichförmigkeit. Die Geister, scheint es, sind alle nach einem Modell gebildet; man folgt stets dem Gebrauche, nie dem Antriebe der eigenen Natur; Niemand wagt zu scheinen, was er ist, und man weiß daher nie, mit wem man es zu thun hat."

„Diese Ungewißheit aber ist die Quelle zahlloser Laster. Sie gestattet keine zuverlässigen Freundschaften, keine wirkliche Achtung, kein begründetes Vertrauen. Verdacht, Argwohn, Furcht, Zurückhaltung, Kälte, Haß bergen sich stets unter diesem gleichförmigen, perfiden Schleier der gepriesenen Urbanität, die wir der hohen Einsicht unseres Jahrhunderts verdanken. Man wird den Namen des Herrn nicht mehr durch rohe Flüche entweihen, aber man beschimpft ihn durch Blasphemien, an welchen unser gewissenhaftes Ohr keinen Anstoß nimmt. Man rühmt die eigenen Verdienste nicht, setzt aber die fremden herab, und der Feind wird nicht mehr in plumper Weise beschimpft, sondern geschickt verleumdet. Wahr ist freilich, daß der Nationalhaß verschwindet, doch mit ihm zugleich die Liebe zum Vaterlande. An die Stelle der verachteten Unwissenheit aber tritt eine gefährliche Zweifelsucht. Und wenn es verpönte Frevel und entehrende Laster gibt, so werden dafür andere mit dem Namen der Tugend beehrt und diese muß Jedermann haben oder doch affektiren."

Das sind die sittlichen Zustände unserer geistig hoch gebildeten Zeit. Rousseau sieht in ihnen die Zeichen und das Ergebniß einer durchgreifenden Corruption, und „diese Corruption ist in demselben Maße gestiegen, in welchem die Künste und Wissenschaften sich vervollkommnet haben. Es ist einmal so: der geistigen Bildung geht die sittliche Verderbniß zur Seite, und zwar nicht blos in unseren Tagen, sondern zu allen Zeiten und bei allen Völkern, die eine höhere Stufe der Civilisation erstiegen haben. Das alte Egypten, Griechenland überhaupt und Athen in's Besondere, West- und Ost-Rom geben uns den Beweis dafür, daß mit der wachsenden Blüthe der Künste und Wissenschaften bei Individuen, wie bei ganzen Völkern, die gesunde Kraft des Körpers wie der Seele abstirbt, und eben deßhalb die privaten wie die öffentlichen Tugenden aus dem Leben

verschwinden. Auch die Gegenwart bietet, abgesehen von unseren heimischen Zuständen, ein anderes, nicht minder eklatantes Zeugniß für diese Wahrheit. Nirgends steht die Wissenschaft in größerem Ansehen wie im chinesischen Reiche. Sie eröffnet dort fast allein den Zugang zu den höchsten Aemtern; die Gelehrten sind die Lenker des Staates, die Stellung des Schriftstellers gibt Ehre und Macht; eine reiche Literatur weckt und nährt die geistigen Bedürfnisse des Volkes, welchem zahlreiche und trefflich eingerichtete Schulen die Möglichkeit bieten, sie zu benutzen. Dennoch gibt es wohl keine Nation, die sittlich so verkommen wäre, wie die chinesische. Sie ist mit allen, auch den entehrendsten Lastern vertraut, und die abscheulichsten Verbrechen sind in dem Reiche der Mitte ganz gewöhnliche Erscheinungen. Ebenso feige, wie gemein in Gesinnung und That, ist dieses Volk von Gelehrten eine leichte Beute der rohen und unwissenden Tartaren geworden."

„Wenn so die geistige Bildung überall in Verbindung erscheint mit dem Ruin der Sittlichkeit, so bemerken wir andererseits, daß Reinheit und Energie des sittlichen Sinnes mit Unwissenheit und geistiger Rohheit sehr wohl verträglich sind. Erinnern wir uns der alten Perser, bei welchen die Tugend ein Gegenstand des Unterrichtes war, wie bei uns die Wissenschaft, und die sich allein rühmen dürfen, daß die Geschichte ihrer Institutionen wie ein philosophischer Roman behandelt werden konnte. Die mangelnde Bildung des Geistes hinderte nicht, daß sie in kurzer Zeit das ganze civilisirte Asien unterwarfen. Nicht höher stand die geistige Kultur der alten Scythen, noch auch die der Germanen, deren Einfachheit, Unschuld und Tugenden uns von einer Feder geschildert werden, die es müde war, die Verbrechen und Gemeinheiten eines reichen und unterrichteten Volkes aufzuzeichnen. Auch Rom war reich an Tugenden, so lange es arm am Geiste blieb. Und selbst in unsern Tagen sehen wir, wie eine ungebildete Nation sich, dem Unglück zum Trotz, ihren Muth bewahrt und die Treue nicht bricht, trotz des bösen Beispiels, das ihr von allen Seiten gegeben wird. Wollen wir uns aber den in Rede stehenden Gegensatz recht verdeutlichen, so müssen wir das unwissende, aber sittenstrenge und tugendreiche Sparta mit Athen vergleichen, der Stadt der Redner und Philosophen, dem Sitze des guten Geschmacks und der feinsten Bildung, aber auch der Quelle und Brutstätte der schändlichsten Laster, welche jemals die Menschheit entehrt haben."

„Die Vergangenheit wie die Gegenwart stellen es außer Zweifel, daß Unwissenheit und Tugend zwar nicht immer mit einander verbunden sind, daß aber Unsittlichkeit und geistige Bildung, wenn wir nicht einzelne Individuen, sondern ganze Völker in's Auge fassen,

stets Hand in Hand gehen. Man kann nicht wohl annehmen, daß dieses durchgängige Zusammentreffen ein rein zufälliges ist. Es scheint vielmehr, daß wir es mit der nothwendigen Wirkung einer und derselben, überall gleichmäßig wirkenden Ursache zu thun haben. In der That, betrachten wir das Wesen der Künste und Wissenschaften genauer, untersuchen wir näher ihre Motive, Zwecke und Wirkungen, so können wir uns der Einsicht nicht verschließen, daß in ihrer Pflege Grund und Quelle der sittlichen Corruption gelegen sind."

Der zweite Theil der Abhandlung ist dazu bestimmt, diese Behauptung zu erweisen. Wir lassen seinen wesentlichen Inhalt in einem gedrängten Auszuge folgen.

„Es gab," fährt Rousseau fort, „bei den Egyptern und Griechen eine alte Ueberlieferung, nach welcher ein der Ruhe des Menschen feindlicher Gott die Wissenschaften erfunden habe. Gewiß ist, daß sie ihren Ursprung unseren Lastern verdanken. Die Astronomie z. B. ist aus dem Aberglauben entstanden, die Beredsamkeit aus Ehrgeiz, Haß, Schmeichelei und Lüge; die Geometrie aus der Habsucht; die Physik aus einer eitelen Neugierde; alle, selbst die Moral, aus dem menschlichen Stolze. „Wie die Quelle, so die Zwecke, welchen sie dienen." Was würden die Künste bedeuten, ohne den Luxus, der sie nährt? wozu nützte die Rechtswissenschaft, wenn die Ungerechtigkeiten der Menschen wegfielen? was würde aus der Geschichte werden, wenn es weder Tyrannen, noch Kriege und Verschwörer gäbe? Kurz, wer würde sein Leben in fruchtlosen Betrachtungen über die doch nicht erkennbare Wahrheit verbringen, wenn er stets, seiner Pflichten eingedenk, nur Zeit hätte für sein Vaterland, die Freunde und die Unglücklichen? Man sage nicht, das Ziel der Wissenschaft sei die Erkenntniß der Wahrheit. Diese bleibt dem Menschen ewig verborgen, und wäre sie auch erreichbar, durch wie viele Irrthümer führt der Weg zu ihr! Die Lüge tritt in zahllosen Formen auf, die Wahrheit ist nur eine. Ueberdies, wer sucht sie denn aufrichtig? und wenn so, wie kann sie Jemand finden? und falls man sie gefunden hat, wer macht einen guten Gebrauch von ihr?"

Schlimmer noch, wie ihre Zwecke, sind die Wirkungen der Künste und Wissenschaften. „Sie nähren den Müßiggang, aus welchem sie entsprungen sind, und fügen damit der menschlichen Gesellschaft einen unersetzlichen Schaden zu. In der Politik, wie in der Moral, ist es ein großes Uebel, nichts Gutes zu thun, und jeder unnütze Bürger kann als ein verderblicher Mensch betrachtet werden. Nutzlos aber sind selbst die Produktionen unserer aufgeklärtesten Gelehrten, denn ihre tiefen Forschungen und erhabenen Spekulationen tragen zu unserem materiellen und sittlichen Wohle nur sehr wenig bei. Der ganze übrige Schwarm von obskuren Schriftstellern und

müßigen Gelehrten verzehrt die Substanz des Staates, ohne irgend etwas dafür zu leisten. Ja noch mehr, diese eitlen Schwätzer sind unausgesetzt thätig, die Grundlagen des Glaubens zu untergraben, und die Tugend zu vernichten. Sie lächeln verächtlich über die antiquirten Worte Vaterland und Religion, und verwenden ihre Talente und ihre Philosophie zur Zerstörung und Erniedrigung von Allem, was unter den Menschen für heilig gilt."

„Ist der Mißbrauch der Zeit ein großes Uebel, so ist der Luxus doch ein noch größeres. Er entspringt, gleich den Künsten und Wissenschaften, aus dem Müßiggang und der Eitelkeit, und er erscheint daher stets in ihrem Gefolge; selten tritt er ohne sie auf, sie aber nie ohne ihn. Wie man nun auch über die Bedeutung und den ökonomischen Werth des Luxus denken oder deklamiren mag, daß er zu den guten Sitten in einem diametralen Gegensatze steht, unterliegt keinem Zweifel; die Neigung zu Glanz und Pracht verbindet sich in derselben Seele nur selten mit dem Sinne für das Gute und Schöne. Es ist rein unmöglich, daß ein Geist, der durch eine Menge kleinlicher Sorgen degradirt wird, sich zu etwas Großem erhebe, und wenn er es auch könnte, es würde ihm an dem nöthigen Muthe fehlen. Der Luxus führt nothwendig zur Corruption der Sitten, und diese hat ihrerseits die des Geschmacks zur Folge. Jeder Künstler sucht den Beifall seiner Zeitgenossen und, um diesen zu erlangen, wird er in einer Zeit, wo die zur Mode gewordene Bildung die frivole Jugend und die kleinmüthigen Frauen zu Tonangebern gemacht hat, seinen Geist zu den Forderungen des Tages herabstimmen. Er opfert der falschen Feinheit und Anmuth die großen männlichen Schönheiten, welche er schaffen könnte, er erniedrigt sich durch kindische oder gar gemeine Produktionen, weil er ohne das Gefahr läuft, unbekannt und elend unterzugehen."

„Während die Annehmlichkeiten des Lebens sich vervielfachen, die Künste sich vervollkommnen und der Luxus sich ausbreitet, wird der wahre Muth kraftlos und die kriegerische Tüchtigkeit verschwindet. Auch das ist das Werk der Wissenschaften und aller der Künste, die im Dunkel des Kabinets geübt werden. Das ruhige Stillsitzen, welches sie fordern, schwächt den Körper und entnervt die Seele. Freilich schließt eine solche Lebensweise den kriegerischen Muth, die tapfere Haltung am Tage der Schlacht nicht aus, aber sie macht es dem Menschen durchaus unmöglich, die mannigfachen Beschwerden und Entbehrungen, welche der Krieg mit sich bringt, dauernd zu ertragen. Wenn aber die Pflege der Wissenschaften die Entwicklung der körperlichen Kräfte verhindert, so hemmt sie in noch höherem Grade die Ausbildung der sittlichen Anlagen. Man werfe nur einen Blick auf die unsinnige Erziehung unserer Zeit. Sie bildet von

früh an den Geist, aber verdirbt das Urtheil. Man lehrt die Jugend alles Mögliche, nur nicht ihre Pflichten, sie ist außer Stande, die Wahrheit vom Irrthum zu unterscheiden, wohl aber versteht sie die Kunst, sie Anderen durch Scheingründe in einem falschen Lichte darzustellen. Hört sie die Worte Hochherzigkeit, Mäßigung, Billigkeit, Menschenliebe, sie weiß nicht, was sie bedeuten; der süße Name des Vaterlandes schlägt nicht an ihr Ohr, und wenn sie von Gott sprechen hört, so geschieht es nur, um ihr Furcht, nicht heilige Scheu einzuflößen. Was sie aber sieht, jene vielbewunderten mythologischen Statuen und Gemälde, die unsere Gärten und Galerien zieren, sie sind nichts als Abbilder der Verirrungen des Herzens und Verstandes. Es ist, scheint es, darauf abgesehen, ihr Musterbilder des Schlechten vor die Augen zu führen, noch bevor sie lesen gelernt hat."

„Alle diese traurigen Erscheinungen haben ihren Grund in der verderblichen Ungleichheit, welche die Auszeichnung des Talentes und die Geringschätzung der Tugend unter den Menschen eingeführt hat. Es ist das die augenscheinlichste Wirkung unserer Studien und die gefährlichste aller ihrer Consequenzen. Man fragt gar nicht mehr darnach, ob Jemand rechtschaffen ist, sondern ob er Talente besitzt, nicht, ob ein Buch von Nutzen, sondern ob es gut geschrieben ist. Der Schöngeist wird verschwenderisch belohnt, während die Tugend ohne ehrende Anerkennung bleibt. Die Folge ist, daß wir Gelehrte und Künstler aller Art, aber keine Bürger und Menschen haben, und daß diejenigen, welche sich etwa noch, auf dem Lande zerstreut, finden mögen, dort arm und verachtet zu Grunde gehen!"

„Freilich," fährt Rousseau mit einem feinen Complimente für seine nächsten Leser oder Hörer fort, „ist das Uebel nicht so groß, wie es wohl hätte werden können. Die Akademien, diese weisen Schöpfungen des großen Monarchen, setzen dem drohenden Unheil doch eine Schranke. Betraut, wie sie sind, mit dem gefährlichen Schutze der menschlichen Kenntnisse, und zugleich mit dem heiligen Schatze der Sitten, bewahren sie deren Reinheit in ihrem Kreise, wie bei den Mitgliedern, welche sie aufnehmen. Wer unter diesen eine Stelle finden will, muß über sich wachen und sich der Ehre durch nützliche Werke und tadellose Sitten würdig zu machen suchen. Ueberdies werden die Gegenstände der Preisbewerbung so gewählt, daß sie geeignet sind, die Liebe zur Tugend in den Herzen der Menschen zu beleben. Ohne Zweifel ist es schön und erfreulich, wahrzunehmen, wie diese gelehrten Gesellschaften sich bestreben, über das Menschengeschlecht nicht nur angenehme Kenntnisse, sondern auch heilsame Lehren zu verbreiten. Aber daß sie überhaupt bestehen, ist doch ein neuer Beweis für die Existenz des Uebels, das sie zu mildern bestimmt

sind. Ebenso gewiß ist, daß sie durch ihr bloßes Dasein die ohnehin schon so hohe Geltung der wissenschaftlichen Thätigkeit erheblich steigern und die Geister ihrer Pflege zuwenden. Man hat, scheint es, einen Ueberfluß an Arbeitern und fürchtet, nicht genug Philosophen zu haben. Jedermann soll Spaten und Pflug mit der Feder vertauschen. Als ob die stets wachsende Masse nutzloser oder verderblicher Schriften, welche gegenwärtig umläuft, noch nicht ausreiche. Wozu denn diese gepriesenen Meisterwerke des philosophirenden Geistes, in welchen der Glaube an Gott, die Wahrheit der Tugend, die Würde des Menschen vernichtet wird? Wozu die noch gefährlicheren Produkte der sogenannten schönen Literatur, in welchen die Corruption unserer Sitten ihren treuen, den reinen Sinn und die Unschuld des Herzens vergiftenden Ausdruck findet? Man muß gestehen, das Heidenthum, wenngleich es allen Verirrungen der menschlichen Vernunft ausgesetzt war, hat der Nachwelt nichts hinterlassen, was sich mit den schmachvollen Denkmalen vergleichen ließe, die ihr unter der Herrschaft des Evangeliums die Buchdruckerkunst, diese bei dem Gebrauche, der von ihr gemacht wird, wahrhaft schreckliche Erfindung, aufbewahrt."

„Daß dem so ist, verschulden vorzugsweise diejenigen, welche den Zugang zum Tempel der Muse von allen Hemmnissen befreien, mit welchen die Natur ihn schützend umgab, und das Heiligthum der Wissenschaften dem großen Haufen öffnen, der unwürdig ist, dasselbe zu betreten. Es wäre zu wünschen, daß, wer nicht befähigt ist, auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Thätigkeit Bedeutendes zu leisten, gleich Anfangs von ihr abgeschreckt und einem nützlichen Gewerbe zugewiesen würde. Wen die Natur bestimmt hat, Schüler zu bilden, bedarf der Lehrer nicht, und wenn es einigen Menschen gestattet sein darf, sich den Studien hinzugeben, so sind es nur die, welche die Kraft in sich fühlen, auf eigenen Wegen zu gehen und ihre Vorgänger zu überholen. Nur diesen Wenigen steht es zu, dem Ruhme des menschlichen Geistes Denkmale zu errichten. Sie bedürfen keiner Ermunterung; man gebe ihnen nur die Aussicht auf die einzige Belohnung, die ihrer würdig ist, die Aussicht auf eine Stellung, in welcher sie ihr Ansehen zur Beglückung des Volkes, das sie Weisheit lehrten, verwenden können. Die Seele erhebt sich unwillkürlich mit den Gegenständen, welche sie beschäftigen, und es sind die großen Verhältnisse, welche die großen Menschen bilden. Wenn die Fürsten die weisen Lehrer des Volkes in ihren Rath berufen, und die Gelehrten vom ersten Range mit der Leitung der Staaten betraut werden, dann wird man sehen, was Tugend und Wissenschaft und Autorität, von edlem Wetteifer beseelt, für das Glück des Menschengeschlechtes leisten können."

„Wir gewöhnlichen Menschen aber," so schließt Rousseau seine Philippika, „welchen der Himmel nicht so große Talente verliehen, und die er nicht zu so großem Ruhme bestimmt hat, wir wollen Anderen die Sorge überlassen, die Menschen über ihre Pflichten zu unterrichten, und uns darauf beschränken, die unsrigen gut zu erfüllen. Um die Tugend, diese erhabene Wissenschaft der einfachen Seelen, zu erkennen, bedarf es so vieler Mühe und Umstände nicht. Ihre Grundsätze sind allen Herzen eingepflanzt, und um ihre Gesetze zu erfahren, hat man nur in sein Inneres einzukehren und, ungestört von den Leidenschaften, der Stimme des Gewissens zu lauschen. Das ist die wahre Philosophie. Lernen wir uns mit ihr begnügen. Und ohne den Ruhm jener Männer zu beneiden, die sich durch ihre wissenschaftlichen Leistungen unsterblich machen, wollen wir versuchen, zwischen ihnen und uns denselben Unterschied festzustellen, welchen man vor Zeiten zwischen zwei großen Völkern bemerkt hat, daß das eine gut zu sprechen, das andere gut zu handeln verstand [61])."

XI.

Wir haben in dem obigen Auszuge die Ansichten Rousseau's vielfach mit seinen eigenen Worten wiedergegeben; man gewinnt so, neben der Kenntniß des Inhaltes, auch eine gewisse Vorstellung von der Form und Sprache, in welcher derselbe vorgetragen wurde. Es war aber zunächst die Darstellungsweise, welche den ungewöhnlichen Erfolg der Schrift veranlaßte. Man könnte nicht grade sagen, daß sie einen Ueberfluß an Esprit oder Geist enthält. Sie blendet auch nicht durch eine glänzende Diktion; pikante oder witzige Wendungen fehlen durchaus; sie entbehrt selbst der nöthigen Klarheit und Ordnung, und verräth an manchen Stellen einen bedenklichen Mangel an einfacher Logik. Aber sie ist der lebendige, hin und wieder begeisterte Ausdruck einer tiefen und wahren persönlichen Ueberzeugung, die nicht blos mit dem Kopfe begriffen, sondern zugleich mit dem Herzen empfunden wird. Darauf eben beruht die hinreißende Wirkung, welche sie ausübte; man konnte dieser energischen, schwungvollen Beredsamkeit eines tief erregten Gefühles nicht widerstehen, zumal dasselbe unverkennbar von einer weiten, umfassenden Einsicht geleitet, und von einer hohen, edlen Gesinnung getragen wurde. Freilich ging doch auch die formelle Wahrheit des Vortrages aus der materiellen Wahrheit des Inhaltes hervor, und wie wenig man im Allgemeinen geneigt sein mochte, dieselbe anzuerkennen, da die herrschende Denkweise ihr gradezu entgegengesetzt war, so mußte doch andererseits dieser Gegensatz zur Folge haben, daß man ihre Berechtigung, wenigstens unmittelbar, um so lebhafter empfand. Man

mochte sich immerhin in dem stolzen und sicheren Bewußtsein seiner Vorzüge wiegen, die Mängel, auf welche Rousseau so energisch hinwies, ließen sich nicht in Abrede stellen. Die Reflexion konnte ihre Bedeutung schwächen oder gar leugnen, man fühlte doch, daß sie vorhanden waren.

In der That enthalten die Behauptungen Rousseau's Wahrheiten, die nicht blos der Zeit gegenüber, in welcher sie ausgesprochen wurden, sondern allgemein gültig sind, und selbst noch in unseren Tagen, wo sie im Bewußtsein, wie im Leben der Menschen eine beschränkte Anerkennung gewonnen haben, beherzigt zu werden verdienen. Niemand kann die Gefahren und Nachtheile einer ausschließlichen oder vorwiegenden Geistesbildung verkennen, Niemand auch die Nothwendigkeit, die sittlichen Elemente des Lebens ihrem ganzen Inhalte nach zu entwickeln, in Abrede stellen. Die Mahnung, über der Bildung des Geistes die des Körpers und der Gesinnung nicht zu versäumen, das Wissen dem Denken, und das Denken dem Handeln unterzuordnen, dem Verstande das Gewissen, und dem Streben nach einer allgemeinen Erkenntniß die Richtung auf eine strenge Erfüllung der besonderen Pflichten zu substituiren, diese Mahnung dürfte auch heut zu Tage noch nicht überflüssig sein. Zur Zeit, als Rousseau sie laut und vernehmlich der Welt zurief, war sie in weit höherem Grade berechtigt. Es kommt hier nicht darauf an, den Charakter dieser Epoche historisch zu erklären. Wie er war, entspricht er nur zu genau der Schilderung, welche Rousseau in der Abhandlung von ihm entwirft. Ein an sich bewundernswerthes Ringen und Streben nach einer umfassenden Erkenntniß aller Lebenserscheinungen führt einerseits zu einer zersetzenden Analyse des gesammten Lebensinhaltes, und andererseits zu einer endlosen Reihe von kühnen phantastischen Systemen, welche die Räthsel des Lebens mit einem Schlage zu lösen, und für seine Gestaltungen Norm und Regel zu geben bestimmt sind. Selten hat die Denkthätigkeit sich so energisch offenbart, wie damals; man lebte, scheint es, nur mit dem Kopfe, den eine fast fieberhafte Bewegung rastlos umtrieb. Aber diese angespannte Thätigkeit des Geistes absorbirte auch die ganze Kraft des Organismus, die Glut des Kopfes nährte sich vom Marke des Körpers, raubte dem Herzen seine Wärme und verzehrte die Triebkraft des Willens. Die stete Bewegung in allgemeinen Reflexionen ließ das centrale Prinzip des persönlichen Lebens nicht wirksam werden; das beständige Umherschweifen des Gedankens in der Außenwelt machte den Auf- und Ausbau einer eigenthümlichen inneren Welt unmöglich., Man war überall zu Hause, nur nicht bei sich selbst; man wußte oder glaubte doch Alles zu wissen, aber man w a r wenig oder nichts. Der substanzielle Inhalt des persönlichen, wie des allgemei-

nen Lebens hatte sich in die luftigen Elemente des abstrakten Denkens verflüchtigt. Es blieb nichts zurück, als die leere Individualität, die nur von sich und ihren natürlichen Antrieben bestimmt wird. Eben darum war der nackte Egoismus der Held des Tages, und eine bodenlose sittliche Corruption die charakteristische Eigenthümlichkeit des Lebens.

Die Literatur spiegelte in ihren Produktionen diese Zustände natürlich getreu ab. Sie gab von der feinen und glänzenden Bildung des Geistes ein eben so beredtes Zeugniß, wie von der durchgreifenden Verderbniß des sittlichen Sinnes. Ihr Einfluß aber wurde um so größer, da die Zahl derer, die sich ihr widmeten, unausgesetzt in raschem Steigen begriffen war. Alle Welt griff zur Feder, um seine geistreichen Einfälle und frivolen Neigungen in Versen oder Prosa zu veröffentlichen. Die Begierde, zu schreiben und sich gedruckt zu sehen, wurde zu einer Art Manie, welche namentlich die jungen aufstrebenden Köpfe ergriff. Daß man, einmal von dieser Schreibwuth erfaßt, wenig nach Beruf und Fähigkeit fragte, auch sich weder von dem Ernste und der Heiligkeit des Gegenstandes, noch durch die Rücksicht auf das, was dem Publikum nachtheilig oder förderlich sein möchte, abhalten ließ, seine unreifen Gedanken und zweideutigen Schilderungen zu Papier zu bringen, versteht sich von selbst. Es kam eben nur darauf an, Aufsehen zu erregen, und sich gegenseitig dadurch zu überbieten, daß man dem verdorbenen Geschmack der Lesewelt möglichst pikante und aufregende Genüsse darbot. So strömte der giftige Inhalt, welchen die Literatur dem Leben entnahm, aus ihren Erzeugnissen in immer neuen Formen und Mischungen zu seiner Quelle zurück.

Freilich man wußte nicht, wer man war, noch was man that; man gab sich so, wie man sich fand, und zweifelte durchaus nicht, daß man dazu berechtigt sei. Es gab doch einen Zug im Charakter dieser Zeit, welcher mit seinen großen Mängeln in etwa aussöhnt, die rückhaltlose Offenheit und unbefangene Wahrheit, mit der er sich ausspricht. Sie auch machte es möglich, daß man sich von dem Angriffe getroffen fühlte, der gegen das eigene Wesen gerichtet war, und wenigstens im ersten Augenblicken, so lange man unter der Gewalt des unmittelbaren Eindruckes stand, das Recht und die Bedeutung desselben anerkannte. Freilich wurde seine Wirkung erheblich durch den Umstand verstärkt, daß er aus der Mitte desselben Kreises erfolgte, welchen er vorzugsweise treffen mußte. Daß der Werth des Wissens, die unbedingte Geltung der geistigen Thätigkeit und Bildung in Zweifel gezogen wurde, war grade nichts Neues. Man hatte das vom theologischen oder skeptischen Standpunkte aus schon öfter versucht. Daß aber Jemand, der selbst mitten in der geistigen Bewegung stand,

ihr entgegentrat, daß ein angehender Schriftsteller, der wesentlich nur in wissenschaftlichen und literarischen Interessen lebte, und mit manchen hervorragenden Vertretern der Literatur eine enge Verbindung unterhielt, sich plötzlich gegen seine und der Freunde Bestrebungen erhob, das mußte um so mehr überraschen, je weniger es erwartet werden konnte.

Zudem ließ sich nicht verkennen, daß dieser Gegner den Gegenstand seiner Angriffe sehr wohl zu würdigen wußte. Man konnte ihn nicht mit dem Vorwurfe abweisen, daß er die Sache, um die es sich handle, nicht verstehe, oder von vorn herein, in Folge seiner persönlichen Stellung oder aus besonderen Interessen, gegen sie eingenommen sei. Er nahm doch im Wesentlichen denselben Standpunkt ein, welchen alle Welt zu vertreten meinte. Er stützte sich keineswegs auf irgend eine irdische oder himmlische Autorität, sondern lediglich auf die eigene persönliche Einsicht. Er bediente sich nur der allgemein gebräuchlichen Waffen, des natürlichen gesunden Verstandes, und der aus Studien oder aus dem Leben geschöpften Erfahrung. Auch verfolgte er unverkennbar dieselben Tendenzen, die Jedermann im Auge zu haben glaubte, die Freiheit und das Glück des Einzelnen, wie der Gesellschaft. Die Uebereinstimmung in den Ausgangs- und Zielpunkten nöthigte die Leser, den Gegner als einen der Ihrigen anzuerkennen, der allerdings ganz verschiedene Weg aber, welchen er einschlug, mußte ihre Aufmerksamkeit um so mehr fesseln, da derselbe eben ein ganz eigenthümlicher war, und mit ungewöhnlicher Energie verfolgt wurde. Wenn sich die innere Wahrheit des sittlichen Prinzips, welches hier rein als solches, als ein von Natur gegebenes Moment des menschlichen Wesens, verfochten wurde, nothwendig auch dem widerstrebenden Sinne aufdrängte, so konnte sich zugleich, bei der allgemein herrschenden Geltung der Persönlichkeit, Niemand der Bewunderung eines Mannes entziehen, der in so selbstgewisser Haltung auf einer ganz neuen Bahn einherging.

In der That war die Anerkennung, welche Rousseau zu Theil wurde, ebenso groß, wie allgemein. Aber sie hatte doch gleich Anfangs mehr den Charakter eines unwillkürlichen Beifalls, als den einer wohlerwogenen Billigung. Man war überrascht, erstaunt; der unerwartete kühne Angriff und die geschickte, glänzende Weise, in welcher er unternommen wurde, blendete Auge und Sinn so sehr, daß man eine Weile Ziel und Richtung desselben aus dem Gesichte verlor. Nicht lange und die Besinnung kehrte zurück. Man sah ein, wie man über der Bewunderung des verwegenen Kämpfers vergessen habe, daß man selbst von seinen Waffen bedroht werde. Man stutzte, und an die Stelle des Staunens trat die Besorgniß. Hatte doch noch die Erscheinung, wenn sie nun schärfer in's Auge gefaßt wurde,

etwas Unheimliches. Zwar zeigte sie manche verwandte Züge, aber im Ganzen machte sie doch den Eindruck, als gehöre sie einer anderen, fremden Welt an. Auch konnte man sich auf die Dauer nicht dabei beruhigen, daß sie im Allgemeinen die gleichen Ziele verfolgte. Es war doch klar, daß der Weg, den sie einschlug, über die Trümmer von alle Dem hinführte, worauf man selbst den größten Werth zu legen gewohnt war. Je größer und allgemeiner der Eindruck sich erwies, welchen sie machte, um so nothwendiger mußte es erscheinen, sie mit allen zu Gebote stehenden Mitteln zu bekämpfen. Auch beeilten sich die Vertreter der Wissenschaft und geistigen Bildung, den hingeworfenen Handschuh aufzunehmen. Die Abhandlung war kaum veröffentlicht, als eine Reihe von Gegenschriften erschien. Namentlich waren es Mitglieder von Akademien und gelehrten Gesellschaften, die sich zur Vertheidigung der Wissenschaft berufen glaubten [62]). Aber auch ein gekröntes Haupt, der Titularkönig von Polen, hielt es nicht unter seiner Würde, für sie in die Schranken zu treten. Zugleich bestrebte sich der hohe Areopag der französischen Geistesbildung, die Akademie der Wissenschaften, die schlimmen Folgen der Unvorsichtigkeit, welche ihre jüngere Schwester in Burgund, nicht ohne daß sie deßhalb scharf und bitter getadelt wurde, begangen hatte, möglichst zu paralysiren. Eine ihrer Preisaufgaben für das nächste Jahr war dazu bestimmt, den Werth und die wohlthätigen Wirkungen der Wissenschaft in's Licht zu stellen [63]).

Man hätte erwarten können, daß so zahlreiche und, zum Theile wenigstens, so angesehene Gegner den schüchternen Genfer, zumal er in diesem Kampfe ganz allein stand, zurückgeschreckt hätten. Dem war aber keineswegs so. Die Kraft der Ueberzeugung trug über die natürliche Schwäche den Sieg davon, und er fand in ihr den Muth, dessen er zu seiner Vertheidigung bedurfte. Ueberdies hatte er sich grade damals zu dem Entschlusse aufgerafft, fortan rücksichtslos, und ohne auf die etwaigen Folgen zu achten, die Eingebungen seines persönlichen Geistes zu vertreten. Die Wahrnehmung, daß der erste Versuch, mit dem eigenthümlichen Inhalte seiner Anschauungen und Gedanken herauszutreten, so wider Erwarten gelungen war, mußte ihn darin natürlich bestärken. Die allgemeine Anerkennung, welche er im Publikum gefunden hatte, und die selbst die Gegner seinem schriftstellerischen Talente, seinen ausgebreiteten Kenntnissen, seiner kühnen, männlichen Sprache, wie seiner hinreißenden Beredtsamkeit zu Theil werden ließen, erhöhte mächtig sein Selbstgefühl, und drängte ihn unwillkürlich dahin, das bereits erworbene Ansehen zu behaupten. Er erhob sich, um die Angreifer, welche von allen Seiten auf ihn eindrangen, zurückzuweisen [64]). Man kann nicht verkennen, daß er dabei mit großem Geschick verfuhr. Ton und Haltung der Replik

erscheinen von dem Eindrucke bestimmt, welchen die der Gegenschrift hinterlassen hat. Je nachdem der Gegner die gebührende Achtung und Bescheidenheit aus den Augen setzt oder an den Tag legt, schlägt er ihn mit derben und wuchtigen Schlägen zu Boden, oder zwingt er ihn durch feine und scharfe Ausfälle, das Feld zu räumen.

Immer aber tritt seine Ueberlegenheit siegreich hervor. Sie hat ihren Grund nicht blos in der zweifellos größeren Meisterschaft, mit welcher er Sprache und Styl handhabte, sondern auch in dem Umstande, daß keiner der Gegner die schwachen Seiten seiner Ansicht und Beweisführung zu treffen verstand. Sie griffen an, was er nicht behauptet, und behaupteten, was er nicht bestritten hatte. Sie wiesen des Breiteren auf die unleugbaren Vortheile hin, welche die Pflege der Künste und Wissenschaften mit sich bringt; Rousseau hatte sie bereits und entschiedener, wie sie es vermochten, hervorgehoben. Sie sprachen von der hohen Bedeutung des Geistes und seiner Ausbildung, von der erhabenen Würde der Wissenschaft; Rousseau hatte das Alles so scharf betont, und selbst die göttliche Natur des Geistes und seiner Thätigkeit so begeistert gepriesen, daß es mindestens überflüssig war, daran zu erinnern. Es war nicht weniger unnütz, die Zustände zu schildern, welche eintreten würden, wenn die Künste und Wissenschaften aus dem Leben verschwänden; Rousseau hatte nicht daran gedacht, ihre Beseitigung zu verlangen, sondern im Gegentheil sehr bestimmt erklärt, daß eine solche nicht möglich, wenn aber, verderblich sein würde. Seine Behauptung ging nur dahin, daß die Blüthe der Kunst und Wissenschaft stets vom Verfall der Sitten begleitet, und die eine wenigstens eine Mitursache des anderen sei. Die Thatsache der sittlichen Corruption ließ sich nicht in Abrede stellen, denn es ist eben wahr, daß sie mit der allgemeineren Ausbreitung der geistigen Cultur zunimmt. Freilich konnte man die unbedingte Nothwendigkeit dieser Verbindung prinzipiell, oder mit Rücksicht auf einzelne Personen oder kleinere Kreise und Zeiträume bestreiten. Aber damit wiederholte man nur, was Rousseau bereits gesagt und bewiesen hatte. Man konnte es andererseits auch versuchen, die sittliche Verderbniß aus anderweitigen Ursachen zu erklären, doch hatte sich Rousseau wohl gehütet, die geistige Bildung allein für sie verantwortlich zu machen. So kämpfte man allerdings mit Windmühlen, und es wurde Rousseau nicht grade schwer, die in die Luft geführten Streiche zu pariren.

Es gab nur zwei Gesichtspunkte, aus welchen seine Thesis mit Aussicht auf Erfolg angegriffen werden konnte, und eben diese machte man nicht, oder doch ohne den erforderlichen Nachdruck geltend. Man konnte entweder die Berechtigung des sittlichen Momentes, sei es schlechthin, oder in der Beziehung, in welche es von Rousseau zu

Kunst und Wissenschaft gesetzt wurde, in Zweifel ziehen. Freilich war das nur unter der Voraussetzung möglich, daß man dasselbe nicht einfach von der Hand wies, sondern sich über die beschränkte und einseitige Form, in welcher es bei Rousseau auftritt, mit vollem Verständniß zu einer höheren und umfassenderen sittlichen Anschauung, in welcher auch die selbstständige Geltung der Kunst und Wissenschaft zu ihrem vollen Rechte gelangt, erhob. Eine Voraussetzung, die da nicht zutreffen konnte, wo die Wahrheit des moralischen Standpunktes, kaum erst gefühlt, keineswegs verstanden und richtig gewürdigt wurde. Oder aber, man mußte gelten lassen, was sich einmal nicht abweisen ließ, und zugeben, daß Moral und Sitte unter dem Einflusse einer einseitigen Geistesbildung in mancher Rücksicht leiden, war dann aber zugleich befugt, die andere Seite des Bildes herauszukehren, zu zeigen, daß die geistige Bildung auch in ihrer Verbreitung über weitere Kreise in mancher Beziehung ein unentbehrliches Förderungsmittel der sittlichen Bildung ist. Allerdings hatte Rousseau auch dieser wohlthätigen Wirkungen gedacht, aber doch nur in sehr beschränkter Weise, und so, daß sie, wie zum Beispiel das Abschleifen der subjektiven Ecken, die Dämpfung der individuellen Leidenschaften u. s. w., in einem sehr zweideutigen Lichte erschienen. Betonte man sie, wie sie es verdienen, so war Rousseau zwar darum noch nicht im Unrechte, aber doch nur relativ im Rechte, und jedenfalls der Consequenz, welche aus seiner Beweisführung hervorblickte, daß es rathsam sei, die Verbreitung der geistigen Kultur zu hemmen, die Spitze abgebrochen.

Doch auch diese Weise der Vertheidigung wurde nicht versucht. Man war, scheint es, nicht gesund genug, um einige Gebrechen einzuräumen, und leugnete deßhalb lieber das Dasein all und jeder Krankheit. Damit war freilich der Sieg Rousseau's entschieden; er durfte mit allem Rechte bei dem vorläufigen Schlusse der Debatte erklären, daß sie seine Ansicht nicht erschüttert, sondern im Gegentheil befestigt habe. Für ihn persönlich hatte sie in der That diese Wirkung; das polemische Interesse führte von selbst dahin, daß er sich mehr und mehr in den Inhalt seiner Ueberzeugung vertiefte, und zu ihrer Vertheidigung alle Mittel aufbot, die Geist und Gelehrsamkeit ihm an die Hand geben konnten. Noch war er sich allerdings ihrer ganzen Tragweite nicht bewußt, und weit davon entfernt, die sämmtlichen Folgerungen zu ziehen, welche sich bei einer consequenten Entwicklung aus ihnen ergeben mußten. Weniger noch ahnte das Publikum, um was es sich eigentlich handle, und Niemand dachte wohl, daß dieser Streit um die Berechtigung der Wissenschaft in seinem innersten Kerne eine Revolution des gesammten Lebens berge. Und doch war dem so: in dem Widerspruche, welchen Rousseau im

Namen der Sittlichkeit gegen die exklusive Herrschaft des Geistes erhob, protestirte zugleich das Individuum gegen die Gesellschaft, die unmittelbare Natur gegen die vielfach vermittelte Bildung, das Volk gegen die Aristokratie des Geistes.

XII.

Der literarische Ruhm, welchen Rousseau errungen hatte, war ihm bei der Ausführung seines neuen Lebensplanes in mancher Rücksicht sehr förderlich. Man verzeiht es einem Manne, dem eine höhere und eigenthümliche Bedeutung zugesprochen werden muß, schon eher, wenn er auch im Leben seine eigenen Wege geht. Man sucht sogar eine Ehre darin, ihm die Mittel an die Hand zu geben, deren er etwa bedarf, um seine ungewöhnliche Bahn zu verfolgen. Vor der Veröffentlichung des Discours würde es Rousseau schwerlich gelungen sein, sich als Kopist die nöthigen Subsistenzmittel zu gewinnen; es würde wahrscheinlich an Kunden gefehlt haben. Nach derselben strömten diese von allen Seiten herzu. Es war doch gar zu interessant, den Sonderling kennen zu lernen und ein Andenken von seiner Hand zu besitzen. Auf den Werth der Arbeit, die er lieferte, kam es nicht weiter an. Derselbe mochte in der That nicht eben groß sein. Rousseau hatte diese neue Beschäftigung nur ergriffen, weil sich ihm keine andere darbot, welche die Erreichung seines Zweckes hoffen ließ, und wenn er ihr später fast bis zum Schlusse seines Lebens treu blieb, so geschah das nicht, weil er etwas Erhebliches geleistet hätte, sondern weil sie seinem Sinn und Wesen zusagte. Er bedurfte einer mechanischen, geistlosen Thätigkeit, in welcher sich die Glut seines Inneren abkühlen, die tiefe Erregung des Gemüthes beruhigen, der Geist von der zeitweiligen fieberhaften Anstrengung sich ausruhen konnte. Sie entsprach der geistigen Trägheit, die im Grunde sein normaler Zustand war, und bot ihm gewissermaßen Schutz und Zuflucht vor dem mächtigen Geistesdrange, welcher, wenn er einmal erwacht war, ihn widerstandslos mit sich fortriß. So trieb ihn, scheint es, ein natürlicher Instinkt, die geistige Thätigkeit, die beständig fortwirkend ihn bald aufgerieben haben würde, durch eine rein mechanische zu ersetzen.

Wenn diese aber dem Geiste die nöthige Ruhe ließ, so gestattete sie eben deßhalb der Phantasie und dem Gefühle jene leichte, spielende Bewegung, welcher er sich so gerne hingab. Er konnte sich nach Herzenslust in seinen Träumereien ergehen, während die Hand langsam Striche und Noten kopirte. Leicht wurde ihm freilich das Geschäft nicht; er machte viele Fehler, deren Verbesserung ihm nicht

wenig Zeit kostete, denn seiner geringen Geschicklichkeit sich wohl bewußt, war er ernstlich darauf bedacht, sie durch Fleiß und Sorgfalt zu ersetzen. Es erschien ihm als Pflicht, der einmal gewählten Thätigkeit bis in das kleinste Detail eine volle und ungetheilte Aufmerksamkeit zuzuwenden. Wie mühsam aber auch die Beschäftigung sein mochte, sie war eine frei gewählte, und schon darum angenehm. Ueberdies schloß sie jede Abhängigkeit von Anderen aus und erlaubte ihm, beständig mit sich allein, den ganzen Tag sein eigener Herr zu sein. Wenigstens stellte sie ihm keine anderen Schranken, als die, welche er selbst in freier Erwägung des Bedürfnisses und der Pflicht zu stellen für nöthig hielt. Auch entsprach sie durch die stete Gleichförmigkeit, in welcher sie verlief, einer wesentlichen Seite in seinem Charakter. Er liebte die gleichmäßige Ruhe, die feste, beständige Ordnung, denn sie diente ihm als Halt und Stütze, wenn der einwohnende Trieb zu rastloser Bewegung und radikalem Umsturze des Bestehenden ihn mit sich fortzureißen drohte [65]).

Es begreift sich, wie Rousseau eine so trockene und langweilige Beschäftigung in dem Grade liebgewinnen konnte, daß er ihr durch sein ganzes Leben treu blieb. Für's Erste genügte sie zur Beschaffung der Mittel, deren er bei seiner einfachen Lebensweise bedurfte. Vierzig Sous, die er im Anfange täglich verdiente, waren freilich eine geringfügige Summe. Indeß sie reichte bei großer Einschränkung aus, das Hauptziel seines Strebens, eine unabhängige Existenz, vor der Hand sicher zu stellen. Es kam eben nur darauf an, daß er sich seiner Beschäftigung ungestört hingeben konnte. Leider war dem aber nicht so. Auch er sollte erfahren, daß es nicht gerade leicht ist, mitten in der Welt ein unabhängiges Leben zu führen, auch wenn man keine Ansprüche an sie macht. Die Mehrzahl derjenigen, welche ihn mit ihren Aufträgen beehrten, hatte dabei nur den Zweck, dem berühmten Sonderling nahe zu kommen, ihn zu sehen, zu unterhalten, und sich von ihm unterhalten zu lassen. Es kümmerte sie wenig, daß er dabei seine Zeit verlor, und es schreckte sie nicht ab, wenn er, unmuthig über die beständigen Störungen, nicht grade rücksichtsvoll mit ihnen umging. War das doch auch einer von den originellen Zügen, um derentwillen man ihn aufsuchte. Auch war man bereit, seine etwaigen Verluste durch mannigfache Geschenke zu ersetzen.

Man glaubte den armen Mann, der in so dürftigen Verhältnissen lebte, unterstützen zu müssen, und erkaltete in seinem Eifer auch dann nicht, als er diese milden Gaben anfangs freundlich, später mit rücksichtsloser Grobheit zurückwies. Therese und ihre Familie waren natürlich mit der freiwilligen Armuth, zu welcher er sich entschlossen hatte, keineswegs einverstanden. Sie hielten es im Gegen-

theile für angemessen, aus der neu eröffneten Ruhmesquelle möglichst große materielle Vortheile zu schöpfen, und trugen daher kein Bedenken, die freundlichen Geber, wenn Rousseau ihnen die Thüre wies, durch ein Hinterpförtchen wieder hereinzulassen. Freilich war er argwöhnisch genug, das bald zu bemerken. Aber Zorn und Unwille fruchteten wenig, und er mußte am Ende geschehen lassen, was er nicht hindern konnte.

Es war das eben eine nothwendige Wirkung der Fesseln, die er selbst der vollen Entfaltung seines persönlichen Freiheitsdranges angelegt hatte. Die unbedingte Freiheit verträgt sich nicht mit dem ehelichen Leben, und doch konnte Rousseau dem einen nicht entsagen, um sich die andere zu sichern. Ebensowenig war er im Stande, auf den gesellschaftlichen Verkehr zu verzichten, obgleich eine Unabhängigkeit, wie er sie im Sinne hatte, nur durch eine vollkommene Isolirung behauptet werden konnte. Freilich ließ sich diese, abgesehen von seinen geselligen Bedürfnissen, jetzt noch weniger durchführen, als früher.

Dem berühmten Schriftsteller standen begreiflicher Weise alle Thüren offen, und er wurde fort und fort gedrängt, einzutreten. Es mochte ihm schwer werden, den freundlichen Einladungen nicht zu folgen. Gingen sie doch zum Theil aus der Anerkennung seines Werthes und aus einer aufrichtigen Theilnahme an seiner Person hervor. Auch schmeichelten sie dem Stolze oder der Eitelkeit, die trotz aller Begeisterung für Freiheit und Tugend in seiner Seele fortlebten. So erweiterte sich der gesellschaftliche Kreis, in welchem er verkehrte, mehr und mehr. Wenn das einerseits seiner Neigung entsprach und ihm manche Annehmlichkeiten bot, so widersprach es doch andererseits seinen Grundsätzen, und brachte ihm vielfache äußere und innere Störungen. Uebrigens wurden von den Verbindungen, die er zu dieser Zeit anknüpfte, manche nicht blos für den Augenblick geschlossen, sondern führten zu einem mehr oder minder intimen Verhältniß. So namentlich die Beziehung zu der Marquise Créqui, einer Tochter des Grafen Froulai, mit welcher er eine mehrjährige lebhafte Correspondenz unterhielt.

Vorzugsweise aber waren es Gelehrte und Schriftsteller, mit welchen er in eine nähere Verbindung trat, die dann auch wohl einen persönlichen Charakter erhielt. Zu ihnen gehörte unter Andern der Abbé Raynal, damals Redakteur des Mercure de France, und schon durch einige Schriften bekannt, welche freilich den berühmten Verfasser der „philosophischen Geschichte Indiens“ noch keineswegs ahnen ließen. Rousseau, der ihn schon früher kennen gelernt hatte, rühmt die Herzensgüte des Mannes und die warme, opferbereite Zuneigung, welche er seinen Freunden gegenüber an den Tag legte.

Er selbst hatte wiederholt Beweise derselben erhalten, und war ihm deßhalb persönlich zugethan. Auch konnte er seiner Aufforderung, ihm Beiträge für sein Journal zu liefern, nicht widerstehen. Wir sehen aus einem Briefe (vom 25. Juli 1750), daß er sich, „da Raynal es einmal will, bereit erklärt, ihm sein Portefeuille zu öffnen, wiewohl dessen Inhalt nicht würdig ist, an's Licht zu treten, auch dazu nicht bestimmt war." Er hat eben nur, „unfähig, wie er sich fühlte, seine literarischen Neigungen zu überwinden, für sich selbst geschrieben, da der Ruf eines mittelmäßigen Schriftstellers, nach welchem er allein habe streben können, seinem Ehrgeize nicht grade schmeichle. Er könne und wolle," fügt er hinzu, „die Talente nicht haben, deren es bedürfe, um etwas Erhebliches zu leisten, und habe sich deßhalb nach einigen mißlungenen Versuchen wieder in die Dunkelheit zurückgezogen, welche seinen Fähigkeiten, wie seinem Charakter entspreche, und der ihn Raynal, im Interesse der Ehre seines Journals, nicht entreißen möge"[66]). Ohne Zweifel waren die Aeußerungen dieser Bescheidenheit aufrichtig. Rousseau wußte zwar damals schon, daß seine Abhandlung den Preis davon getragen, aber der allgemeine Beifall, welchen sie nach ihrer Veröffentlichung fand, hatte das Bewußtsein seiner Kraft noch nicht wecken können.

Die Anerkennung, welche er seiner Arbeit laut und offen zollte, gab Rousseau auch den Muth, einem anderen Schriftsteller von Ruf, Duclos, persönlich näher zu treten[67]). Es ist schon früher erwähnt worden, wie er zunächst durch eine seiner Schriften mit diesem Manne, dessen Charakter in manchen Zügen dem seinigen verwandt war, bekannt geworden. Er fühlte sich gleich Anfangs zu ihm hingezogen; sein grades, offenes, biederes Wesen flößte ihm Achtung und Zutrauen ein, und die freundliche Weise, in welcher er ihm entgegenkam, gewann vollends sein Herz. Dennoch wollte es zu keinem näheren Verkehre kommen; die Scheu, sich aufzudrängen, wo man ihn vielleicht nur aus Gefälligkeit willkommen hieß, hielt Rousseau zurück. Nun aber, als Duclos, der „selbst zu große Talente besaß, als daß er sie nicht an Anderen hätte anerkennen sollen," auch die seinigen rühmend hervorhob, glaubte er seiner Neigung folgen zu dürfen. Wiederholte Besuche führten bald zu einer engen und dauernden Verbindung, die auch dann noch geraume Zeit fortbestand, als Rousseau sich überzeugt zu haben glaubte, daß „Rechtschaffenheit und aufrichtige Freundschaft mit literarischer Thätigkeit unvereinbar seien."

Neben den neuen Freunden blieben die alten, unter welchen Diderot und Grimm vor wie nach seinem Herzen am nächsten standen. Auch fuhr er fort, die Familie Dupin, Madame d'Epinay und andere Bekannte aus früherer Zeit zu sehen. Einen vielbe-

suchten Vereinigungspunkt für ihn und seine literarischen Freunde boten damals die Salons des Barons Holbach, mit welchem er sich fast wider seinen Willen in Verbindung sah. Der Baron, Sohn eines reichen Emporkömmlings, benutzte sein großes Vermögen dazu, die Rolle eines freigebigen Mäcen der Künste und Wissenschaften zu spielen. Selbst nicht ohne Geist und Kenntnisse, sammelte er die hervorragendsten Schriftsteller der Zeit, namentlich die Vertreter der liberalen oder, wenn man will, der revolutionären Meinungen und Tendenzen, die sich damals in der Encyklopädie ein gemeinsames Centrum und Organ ihrer Bestrebungen geschaffen hatten, um sich. Durch Diderot, mit welchem er enge liirt war, auf Rousseau aufmerksam gemacht, hatte er sich bemüht, auch diesen in seinen Kreis zu ziehen.

Ein unwillkürliches Widerstreben hinderte Rousseau längere Zeit, den Einladungen des Barons zu folgen. Dieser ließ indeß nicht ab, und als Rousseau ihm einst auf die Frage nach dem Grunde seines Sträubens erwiedert hatte, er sei zu reich für ihn, wußte er sein Anliegen in so dringender und liebenswürdiger Weise zu wiederholen, daß der spröde Plebejer sich endlich fügen mußte. Die ursprüngliche Abneigung wirkte aber doch fort; er fühlte sich in dem Hause und der Gesellschaft des Barons nie recht wohl. Ohne Zweifel war es weniger sein Stand und Reichthum, als der Charakter und die Denkweise des Mannes, die sich freilich erst später in den von ihm oder unter seiner Mitwirkung veröffentlichten Schriften atheistischen und materialistischen Inhaltes vollständig enthüllte, was diesen instinktiven Widerwillen hervorrief.

Die mannigfachen, persönlichen und gesellschaftlichen Beziehungen, in welche sich Rousseau theils freiwillig gesetzt hatte, theils mit Widerstreben verflochten sah, waren der Ausführung seines Lebensplanes allerdings nicht gerade förderlich. Sie störten in ihren nothwendigen Konsequenzen beständig die innere und äußere Ruhe, nach welcher er strebte. Sie regten auf und lenkten ab, erinnerten fort und fort an das, was vergessen werden sollte, und legten immer neue Verbindlichkeiten auf, welchen er sich doch hatte entziehen wollen. Sie erschwerten überdies die gleichmäßige Hingebung an die tägliche Arbeit, welche die Grundlage der materiellen Existenz bildete. Es war das um so schlimmer, da dieselbe ohnehin, theils durch die Nachwehen der so eben überstandenen schweren Krankheit, dann auch durch die schriftstellerischen Arbeiten, zu welchen die Angriffe auf den Discours veranlaßten, vielfache Unterbrechungen erfuhr. Man darf sich nicht wundern, daß in Folge dieser Hindernisse Rousseau gereizt und erbittert wurde, denn sie erinnerten ihn beständig daran, daß er nicht könne, was er wolle. Zu Hause, wie in der Gesell-

schaft fand er nicht nur Niemanden, der sein Verhalten gebilligt oder erleichtert hätte, denn auch Therese, nahm sie auch nicht grade gegen ihn Partei, stand doch nicht auf seiner Seite, sondern im Gegentheil war Jeder bemüht, ihm offen oder heimlich mit spöttischen Bemerkungen oder ernsten Vorstellungen entgegen zu wirken. Die Folge war, daß ihm Haus und Stadt allmälig verleidet wurden, und er sich, da er nun einmal weder das eine, noch die andere aufgeben konnte und mochte, für den Zwang, welchen sie ihm auflegten, gelegentlich durch bittere Sarkasmen rächte.

Doch das konnte den vorhandenen Zwiespalt nicht lösen; er fand den inneren Frieden nur wieder, wenn er, mit sich allein, fern von der Stadt und ihrem Treiben, auf einsamen Spaziergängen seinen Träumen und Gedanken nachhängen konnte. Auf diesen Wanderungen, welche bei der Abneigung gegen das Stadtleben zur täglichen Gewohnheit wurden, keimten und reiften allmälig die Ideen, welche er in seinen späteren Werken ausführte. Sie erklären es, wie diese Schöpfungen, trotz der ungünstigen Verhältnisse, unter welchen sie entstanden, in einer verhältnißmäßig so kurzen Zeit an's Licht treten konnten. Der Gedankeninhalt lag fertig vor, es kam nur darauf an, daß ihm die bestimmte Form gegeben wurde.

Außer den täglichen Promenaden gab es dann auch von Zeit zu Zeit Ausflüge in die Umgegend von Paris, wo sich bei einigen Bekannten Gelegenheit zu einer mehrtägigen heiteren Villeggiatura darbot. So besuchte man nicht selten den Vikar von Marcoussis, einen, wie es scheint, biederen und jovialen Mann, der seinen Gästen das einfache Landleben angenehm zu machen verstand. Da er eine gute Stimme hatte, fand auch Musik und Gesang unter den Vergnügungen eine Stelle. Rousseau komponirte hier mehrere Trios, zu welchen der Vikar oder Grimm die Worte lieferte. Sie sind indeß verloren gegangen. Dagegen ist ein anderes Denkmal dieser vergnügten Tage in einer poetischen Epistel erhalten, welche Rousseau nach einem solchen Besuche an den Vikar richtete[68]). Sie wurde, wie er selbst bemerkt, „schnell und schlecht geschrieben," und verdient in der That nur ihres Inhaltes wegen eine gewisse Beachtung. Man kann nicht sagen, daß eine heitere Stimmung in ihr herrsche; wenigstens macht sich eine solche nur in so fern geltend, als die im Grunde sehr ernsten Vorstellungen in scherzhafter oder, sagen wir lieber, in satyrischer Form auftreten. Die Schilderung des Pariser Lebens, welchem man sich durch den guten Vikar für einige Tage entzogen zu sehen wünscht, ist stellenweise scharf und bitter. Paris ist dem Verfasser „die Stadt, wo Anmaßung die Herrschaft führt, wo die größten Schurken Frankreichs die ehrlichen Leute tyrannisiren, wo die Charlatanerie, der vornehme Ton, das freche Auftreten die

bescheidenen Talente vernichten und das Glück zu ihrem Sklaven machen, wo die Pflastertreter und Gassenläufer Staatsmänner werden, wo der junge und schöne Beamte, mit dem Anstande eines Gecken, seine Perücke als sein einziges Verdienst zur Schau stellt, und der Gelehrte, wie ein gemeiner Parasit, bei einer Phryne oder Aspasia seinen Geist für ein gutes Diner verhandelt."

Nicht weniger herb sind die Ausdrücke, in welchen er dem Vikar diejenigen bezeichnet, die er nicht bei ihm zu finden wünsche. Fern sollen bleiben „alle unbequemen Gäste, die finsteren Griesgrame, wie die faden Witzbolde, die Schönredner, wie die Lästermäuler, vor Allem aber die verwünschten Gesellen, Schöngeister genannt, die in Paris so zahlreich sind und dort jedem reichen Tropf, der sie füttert, Weihrauch streuen, gemeine Schmeichler, wenn man sie fetirt, und noch gemeinere Verleumder, wenn ein gesunder Sinn ihren leeren Dunst verachtet." Weg auch mit „den windigen Petitmaitres, mit jenen eiteln Dorfjunkern, stolz auf Ahnen, die ebenso verächtlich wie sie selber, nicht minder auch mit den mürrischen Betschwestern mit kreischenden Stimmen, schwarzem Teint und dürren Händen, die stets bereit sind, die Reize und Vergnügungen zu schelten, deren sie selbst sich nicht mehr erfreuen können." Auch „kein Krösus möge am gastlichen Tische erscheinen, aber eben so wenig, wer zur Kanaille gehört, und weniger noch das Geschmeiß, welches man die großen Herren zu nennen pflegt, Menschen ohne Rechtschaffenheit und aller Sittlichkeit bar, die sich über den armen Mann aus dem Volke lustig machen, stolz verzehren, was Anderen gehört, Alles fordern und Nichts gewähren, und deren unwahre Höflichkeit nur eine geschickte Schlinge ist, um den Narren zu fangen, der sich düpiren läßt."

In diesem hin und wieder gar zu derben Tone geht es noch eine Weile fort. Dann aber folgt das anziehendere Bild des Mannes, welchen sich der Dichter zu seiner Gesellschaft wünschen möchte, „des redlichen Mannes, der sich keiner vornehmen Verbindungen rühmt, der liebenswürdig ist, wie sein Wirth, mit den Thoren zu lachen und mit dem Weisen zu denken versteht, der sich der affektirten Sprache enthält, keine schlechten Witze macht und doch kein Dummkopf ist; der heiter ist, ohne daß er es zu sein sucht, und unterrichtet, ohne es scheinen zu wollen, der nur aus munterm Sinn und nie aus Bosheit lacht; dessen Sitten rein, aber nicht zu strenge sind; der, einfach in seinem Benehmen, für Andere leben will, damit man auch für ihn lebe; der weder bewundert, noch ignorirt werden mag, seinen Platz behauptet, wie die Uebrigen, und seine Possen mit den ihrigen verbindet; der scherzt, ohne jemals zu beleidigen, und mit sich scherzen läßt, ohne aufgebracht zu werden; der ein Freund des Vergnügens ohne Excesse, aber ein Feind der engherzigen Skrupel ist, der

trinkt, ohne seine Vernunft Preis zu geben, und nie zur Unzeit den Philosophen spielt." War dies das Ideal des Mannes, den sich der Dichter für seinen persönlichen Verkehr wünschte, so hatte er allerdings wenig Aussicht, dasselbe in seinen Pariser Umgangskreisen auch nur annäherungsweise verwirklicht zu finden. Kein Wunder, daß er sich in ihnen nicht wohl fühlte, und wenn sich, wie hier, eine passende Gelegenheit darbot, seinem Unmuthe Luft machte.

Dieselbe gereizte Stimmung verräth sich auch in andern Schriften aus dieser Zeit, obgleich sie hier weniger offen zu Tage tritt. Der Widerspruch, in welchem sich Rousseau der Gesellschaft, ihren Ansichten und Sitten gegenüber, befindet, treibt ihn fort und fort, so oft der behandelte Gegenstand nur einen entfernten Anlaß bietet, zu kritisch polemischen Bemerkungen. Er liebt es, auf die Schattenseiten der gesellschaftlichen Zustände hinzuweisen, ihre Mängel scharf zu betonen und in ein grelles Licht zu stellen, so daß es fast den Anschein gewinnt, als wolle er sich rächen für den Druck und die Unbilden, welche er durch sie erleidet. Auch kann man nicht verkennen, daß die Partieen, in welchen diese persönliche Polemik sich geltend macht, die besten sind. Die persönliche Erregung giebt der Rede eine Kraft und Fülle, deren sie anderswo noch entbehrt. Man bemerkt dies unter Andern in der „Leichenrede auf den verstorbenen Herzog von Orleans," die er im Jahre 1751 für einen ihm befreundeten Abbé verfaßte [69]).

Es ist nicht gerade auffallend, daß er sich dazu verstand, die Rolle des Predigers zu übernehmen. Wir erinnern uns, daß schon dem Knaben das Predigen als „eine schöne Sache" erschien, und müssen anerkennen, daß diese Neigung in seiner Natur und ihren Anlagen wohl begründet war. Man könnte sich eher darüber wundern, daß seine religiöse Denkweise, welche freilich nicht die antireligiöse seiner Freunde, aber eben so wenig die positiv christliche war, ihm gestattete, den Standpunkt selbst des katholischen Christenthums zu dem seinigen zu machen. Allerdings Anlaß und Zweck der Rede forderten das, aber es gehört doch immer eine gewisse Heuchelei dazu, Anschauungen zu vertreten, die man nicht theilt. Der Wunsch, einem Freunde gefällig zu sein — ein Motiv, aus welchem sich Rousseau im Laufe seines Lebens zu Manchem verleiten ließ, was mit seiner Ueberzeugung im Widerspruch stand — mag ihn auch in diesem Falle bestimmt haben. Zudem lag für ihn wohl einiger Reiz darin, sich mit objektiver Unbefangenheit auf eine Weile in eine Anschauungsweise zu versetzen, die ja doch eigentlich die seinige hätte sein sollen. Jedenfalls fiel der Versuch nicht grade ungünstig aus; die Haltung der Rede ist so, daß sie recht wohl auf einer katholischen Kanzel vorgetragen werden konnte. Ueberhaupt aber erscheint sie nach Form

und Inhalt als eine Arbeit, die, ohne grade auf große Bedeutung Anspruch zu haben, werthvoll und interessant genannt werden darf.

Sie bildet ein in sich geschlossenes Ganze, in welchem der einfache Grundgedanke, wie ihn der aus dem Ecclesiasticus genommene Text: „Beweinet mäßig, den ihr verloren habt, denn er ruht in Frieden," an die Hand gibt, nach seinen beiden Theilen angemessen entwickelt und folgerichtig durchgeführt wird. Wenn dabei der gegebene religiöse Standpunkt im Allgemeinen maßgebend auftritt, so hindert das nicht, daß die Rede Gedanken und Anschauungen enthält, welche, an sich selbst ernst und bedeutend, mit der Kraft und Wärme einer lebendigen Ueberzeugung vorgetragen werden. Auch vermeidet sie im Ganzen glücklich die Klippe, an der offizielle Enkomien dieser Art in der Regel scheitern. Wenn sie, wie das nicht anders zu erwarten ist, ihren Helden preist, so feiert sie ihn doch in würdiger Weise. Es ist weniger seine Person, als ihr im Leben sich offenbarender Charakter, welchen sie in seinen wesentlichen und allgemein werthvollen Zügen rühmend hervorhebt; das Individuum tritt hinter seine Eigenschaften, mehr noch der Prinz hinter den Menschen zurück. Nicht wer, sondern was an ihm gefeiert wird, ist die Hauptsache, und die persönliche Beziehung wird überall unvermerkt in das Gebiet allgemeiner Verhältnisse erhoben. Der freie, offene, stets auf das Edle und Würdige gerichtete Sinn des Redners verleugnet sich nirgends; die Sprache ist männlich, kräftig, der Ausdruck an manchen Stellen schwungvoll, durchgängig edel, ein unverwerfliches Zeugniß für die oratorische Begabung des Verfassers. Wir sagten schon, daß sich dieselbe besonders da bewährt, wo der Vortrag eine negative oder polemische Wendung nimmt. Und das ist nicht selten der Fall; eine kurze Analyse der Rede wird Gelegenheit geben, die eine oder andere Stelle dieser Art hervorzuheben.

„Die Profanschriftsteller," so beginnt der Redner, „erzählen uns, daß einst ein mächtiger König bei dem Anblicke seiner großen und glänzenden Armee Thränen vergoß, weil er dachte, daß in wenigen Jahren von so vielen Tausenden keiner mehr unter den Lebenden sein werde. Er hatte Recht, sich zu betrüben, denn für einen Heiden konnte der Tod nur ein Gegenstand der Trauer sein. Die Leichenfeier, welche hier vor meinen Augen begangen wird, und die Versammlung, die mich umgibt, drängen mir denselben Gedanken auf, aber mit Gründen des Trostes, die geeignet sind, seine Bitterkeit zu mildern. In der That, wären unsre Seelen rein genug, die irdischen Neigungen zu unterdrücken und sich zum Wohnsitze der Seligen aufzuschwingen, wir würden die traurige Pflicht, welche uns hier versammelt, ohne Schmerz und ohne Thränen erfüllen." Doch

der Redner weiß, daß „wir zu sehr an die Erde gebunden sind, um uns mit den Heiligen eines Glückes erfreuen zu können, dessen Werth wir so wenig zu würdigen wissen.“ Er will daher nicht, daß „man seinen gerechten Schmerz zu ersticken suche,“ aber er möchte doch auffordern, „sich ihm mit der Mäßigung hinzugeben, welche dem Christen geziemt. Der Verlust ist zwar groß, aber eben, weil er es ist, haben die Ueberlebenden Grund, sich über ihn zu trösten, denn was sie an dem Verstorbenen verloren, grade das sichert ihm sein ewiges Heil.“

Die beiden Theile der Rede sind dazu bestimmt, diese beiden Seiten der Betrachtung näher auszuführen. Es gilt zuvörderst, den Werth und die Verdienste des Verstorbenen in's Licht zu stellen, eine keineswegs schwierige Aufgabe, wie es dem Redner scheint, da „es ihm weit leichter sein wird, stichhaltige Motive der Anerkennung aufzufinden, als diejenigen zu beseitigen, deren die Tugend des Hingeschiedenen nicht bedarf, um in ihrem vollen Glanze zu erscheinen.“ Zu den letzteren gehören solche, welche von den Rechten der Geburt hergenommen werden, „Rechte, auf welche die sogenannten Großen so eifersüchtig zu sein pflegen, und die nur zu oft eben durch das Streben, sie zur Geltung zu bringen, ihren geringen Werth verrathen.“ Ohne Zweifel sind die Vorzüge einer hohen Geburt bedeutend, der Verstorbene aber hat sie für Nichts geachtet, sich wenigstens seines hohen Ranges nur erinnert, „um die mit ihm verbundenen Pflichten zu studiren.“ Bestehen freilich diese Pflichten, wie es nicht selten den Anschein hat, „in der Entfaltung einer eitlen Pracht, in dem Glanze eines maßlosen Luxus, in der herrschsüchtigen Ausübung der Autorität, so hat er sie, — der Redner gesteht das mit Vergnügen — nicht erfüllt. Zeigt sich aber die wahre menschliche Größe, ähnlich wie die der Gottheit, in der Ausübung des Guten, ist es die erste Pflicht der Fürsten, für das Wohl der Völker zu arbeiten, sind sie nur darum über ihre Mitmenschen so hoch erhoben, um der Befriedigung ihrer Bedürfnisse ihre ganze Aufmerksamkeit zuwenden zu können; dürfen sie die ihnen verliehene Autorität nur dazu anwenden, ihre Unterthanen zu nöthigen, weise und glücklich zu sein, muß, mit einem Worte, ihre Tugend ihrer erhabenen Stellung entsprechen, dann können die Großen der Erde von ihm die ihnen selbst so wenig bekannte Kunst lernen, ihre Macht und ihren Reichthum gut anzuwenden, und sich die wahre unvergängliche Größe zu erwerben.“

„Die erste Pflicht des Menschen ist die, seine Pflichten kennen zu lernen, und diese Kenntniß kann im Privatleben leicht erworben werden. Hier läßt sich die Stimme der Vernunft und der Ruf des Gewissens ohne Schwierigkeit vernehmen, und wenn uns zuweilen

der Sturm der Leidenschaft verhindert, auf sie zu hören, so macht uns die Furcht vor den Gesetzen gerecht, und unsere Ohnmacht besonnen.

„Anders die Fürsten. Ihre Pflichten sind weit größer, die Aufgabe aber, sich über sie zu unterrichten, viel schwieriger. Der Herzog von Orleans hat das wohl begriffen. Hatte man ihn zuerst und vor Allem gelehrt, daß er ein mächtiger Fürst sei, so lernte er durch eigenes Nachdenken, daß er ein Mensch, und als solcher allen menschlichen Schwächen unterworfen sei. Er erkannte dann ferner, daß diese erste Einsicht ihm die Pflicht auferlege, sich deren noch viele andere zu erwerben. Mit Eifer widmete er sich den Studien, er pflegte alle Wissenschaften, lernte alle Sprachen; Europa sah mit Erstaunen einen noch jungen Prinzen, der selbst etwas wußte und eigene Kenntnisse besaß. Die Bildung des Geistes aber war die Quelle der Tugenden, durch welche er die Welt zierte und erbaute.“

Der Redner geht nun auf das Familienleben des Prinzen ein, weist darauf hin, wie er durch sein Verhalten der Gemahlin gegenüber gezeigt habe, daß „die wahre Frömmigkeit nicht die Herzen verhärtet, der anständigen Geselligkeit nichts von ihrem Reize nimmt, wohl aber den Reiz und die Treue der ehelichen Gemeinschaft erhöht.“ Er preist ihn als guten Vater und Gatten, aber auch als treuen Unterthan und eifrigen Bürger, der, begeistert für den Ruhm des Königs, das heißt: für die Wohlfahrt des Staates, sich durch keine Rücksichten abhalten ließ, seine Ueberzeugung geltend zu machen, sobald es sich um das öffentliche Wohl handelte.“ Das zeigte sich namentlich, wenn er in den Rathsversammlungen erschien, wo er „durch das Gewicht seiner einfachen Vernunftgründe sehr oft jene mehr feinen, als richtig urtheilenden Staatsmänner, die nicht begreifen, daß Gerechtsein die höchste und beste Politik ist, in Erstaunen setzte.“ Hatte er aber die Pflichten seines Ranges und seiner Geburt erfüllt, so „zog er sich in die Stille der Einsamkeit zurück, um hier, von echter Frömmigkeit beseelt, die Werke der Wohlthätigkeit, welche das eigne Glück nur in dem der Andern sucht, zu pflegen. Ein erhabenes Schauspiel, das er dann den Menschen darbot, weit seltener und unendlich bewunderungswürdiger, als alle Meisterwerke der Staatsmänner und alle Triumphe der Eroberer. Zwar die Geschichte kennt und feiert eine Menge von Helden, aber sie haben mehr für ihren Ruhm und Vortheil, als für das Wohl des Menschengeschlechts gearbeitet, und nur zu oft den Frieden und das Glück der Völker dem Streben, ihre Herrschaft zu erweitern, oder ihre Namen unsterblich zu machen, zum Opfer gebracht.“ Der Redner kennt nur Einen, den Kaiser Titus, welchem er den Gefeierten wenn nicht

gleich, so doch zur Seite stellen möchte, und er thut das in ebenso beredten, wie schönen Worten.

Wenn er dann aber zu der Schilderung des zurückgezogenen Lebens, welchem der Prinz sich ergeben hat, übergeht, kann er doch nicht umhin, einen zürnenden Seitenblick auf die frivole, glänzende und verdorbene Welt zu werfen, „in welcher die Weisheit der Heiligen für Thorheit gilt, die Tugend unbekannt und verachtet ist, ihr Name selbst nie ausgesprochen wird; wo die stolze Philosophie, auf die man sich so viel zu Gute thut, in einigen unfruchtbaren Maximen besteht, die, in hochmüthigem Tone vorgetragen, Jeden, der es wagen wollte, sie praktisch durchzuführen, strafbar oder lächerlich machen würden.“ Anziehender ist das Bild, welches er von dem frommen und mildthätigen Leben des fürstlichen Einsiedlers entwirft, schön auch die Anrede an die mannigfachen Klassen seiner Schützlinge, mit welcher er den ersten Theil der Rede schließt. Er hat allerdings bewiesen, daß der Verlust des Mannes, welcher nicht blos den Willen und die Macht, das Gute zu thun, sondern auch die dazu erforderliche Einsicht besaß, ein unersetzlicher ist. Wenn indeß die bisherige Schilderung seines Wesens nur zu geeignet erscheint, den Schmerz der Zurückbleibenden zu steigern, so besaß der Verstorbene doch noch erhabenere Tugenden, deren Betrachtung ihn wohl lindern mag.

Mit diesem Gedanken geht der Redner in einem schönen, von religiöser Innigkeit durchdrungenen Eingange zum zweiten Theile seines Vortrages über. Es ist der religiöse Glaube des Prinzen, welchen er hier in's Auge faßt, „der Glaube, welcher nichts ist ohne die Werke, ohne den aber auch die guten Werke werthlos sind.“ Von den Tagen der Kindheit an lebte in dem Herzen des Verstorbenen „nicht jener unfruchtbare, kalte Glaube eines durch den Verstand überzeugten Geistes, an welchem das Herz keinen Antheil hat und der der Hoffnung wie der Liebe gleich sehr entbehrt, sondern jener reine und lebendige Glaube, der die Apostel über das Wasser gehen ließ, und welchem nichts unmöglich ist.“ Die weitere Ausführung dieses Punktes läßt doch erkennen, daß der Redner sich auf einem fremden Boden befindet, sie bewegt sich stellenweise in etwas geschraubten, künstlichen Wendungen, welche mehr von Ueberlegung, als von Empfindung zeugen. So wenn er die Frage aufwirft, „warum wohl der Prinz bei so viel Glauben keine Wunder gewirkt habe?“ Sie klingt in seinem Munde fast frivol, obgleich die Antwort: „die Heiligkeit seines Lebens bei so hohem Range und in einer so verdorbenen Zeit sei ein größeres Wunder, als wenn er selbst Berge versetzt hätte,“ nicht so übel ist.

Mehr Ernst ist es ihm offenbar, wenn er die Uebereinstimmung betont, welche zwischen dem Glauben und dem Handeln des Prinzen beständig geherrscht habe. Auch ist es nicht blos eine oratorische Wendung, wenn er an seinen Tugenden „den göttlichen Charakter des Christenthums" hervorhebt. Die tiefe, sittliche Bedeutung des christlichen Prinzips, vermöge welcher es aus der Selbstvernichtung des Menschen das menschliche Wesen in seiner Wahrheit hervorgehen läßt, war Rousseau nicht entgangen; er verstand und fühlte sie sehr wohl, wie wenig ihn auch die positiven christlichen Dogmen und Kultusformen innerlich berührten. Daher preist er in voller Aufrichtigkeit „neben und über der großen Seelenkraft, welche die Leidenschaften dem Willen unterwirft, die noch größere Kraft der Gnade, welche in allen Dingen den eignen Willen dem Willen Gottes unterwerfen lehrt." Deßhalb rühmt er auch „die Demuth des Verstorbenen, nicht jene falsche und trügerische Demuth, die nichts ist als Stolz und Niedrigkeit der Seele, sondern jene fromme und bescheidene Demuth, welche dem sündigen Christen ebenso wohl ansteht, wie dem großen Fürsten, der, ohne seinen Rang zu erniedrigen, seine Person zu erniedrigen weiß." Er kommt dann von Neuem auf die Wohlthätigkeit des Prinzen zurück, um in schwungvoller, ergreifender Rede diese Seite seines Lebens nochmals zu feiern; denn „der Mensch, welcher Gutes thut, ist die Ehre seines Geschlechtes und das wahre Abbild der Gottheit." Doch nicht blos mildthätig war dieser Fürst, sondern, „was mehr bedeutet, voll der reinsten Liebe zu seinem Gotte und darum auch zu seinen Mitmenschen." Sie trieb ihn an, „vor Allem für das Heil ihrer Seele zu sorgen, sich nicht blos ihre Unterstützung, sondern mehr noch ihre Heiligung angelegen sein zu lassen." Er selbst aber ging mit seinem Beispiele voran. Ein fortgesetztes tiefes Studium der heiligen Schriften machte ihn mit ihrem Inhalte, wie mit ihren verschiedenen Texten und Sprachen vertraut. Die beständigen harten Bußübungen, welchen er sich freiwillig unterwarf, „inmitten einer verweichlichten Welt, welche die Nothwendigkeit und den Werth solcher Strenge nicht mehr versteht, gaben ihm die Kraft, bis zum letzten Augenblicke auf dem schmalen Pfade fortzuwandeln, der zum Heile führt." „Kein Zweifel," so schließt der Redner, „ein so heiliges Leben wird den Lohn finden, der ihm gebührt, und diese Gewißheit mag uns trösten in unserem gerechten Schmerze. Murren wir nicht, daß der, welcher, so lange er lebte, unser Glück im Auge hatte, nun auch das seinige gekrönt sieht. Wir dürfen ja hoffen, daß der Wunsch, Wohlthaten um sich zu verbreiten, welcher auf der Erde der stete Beweggrund seiner Handlungen gewesen ist, auch im Himmel das beständige Motiv seines Gebetes sein wird."

Es mag dahingestellt bleiben, ob Rousseau die Heiligsprechung

des Herzogs, welche er zum Schlusse seinen Zuhörern in Aussicht stellt, selbst wirklich erwartete oder für so wichtig hielt, wie er sich den Anschein gibt. Man darf auch wohl zweifeln, daß es ihm mit dem Weihrauch, den er dem Prinzen streut, überall so rechter Ernst gewesen, nicht minder, ob der Gefeierte die ihm ertheilten Lobsprüche in ihrem ganzen Umfange verdiente. Gewiß aber ist, daß Rousseau rühmend hervorhob, was ihm in der Stellung des Prinzen, wie am Menschen überhaupt, Werth und Bedeutung zu haben schien. Er benutzte den vorliegenden besondern Fall, um seinem eigenen Ideal von einem guten und großen Menschen einen lebendigen Ausdruck zu geben. Man kann nicht leugnen, das Bild, welches er entwirft, zeigt schöne und edle Züge. Es ist das Bild eines Menschen, welcher, erfüllt von religiöser Demuth und von einem reinen sittlichen Geiste beseelt, sich selbst, seine egoistischen Triebe und Leidenschaften beherrscht und lediglich im Interesse, zum Wohle seines Nächsten thätig ist. Auch hier liegt also aller Nachdruck auf dem sittlichen Momente. Der sittliche Sinn, von vernünftiger Einsicht geleitet und mit der Kraft ausgerüstet, sich nach Außen zu bethätigen, erscheint als das wesentliche Erforderniß der menschlichen Vollkommenheit. Alles Andere, nicht blos die zufälligen äußeren Vorzüge, sondern auch die geistige Bildung als solche tritt dagegen entschieden zurück. Auch ist charakteristisch, daß nirgends das öffentliche Leben in seinen weiteren Verhältnissen als eine höhere, bedeutsamere Sphäre dargestellt wird. Dasselbe hat, scheint es, für Rousseau nur insofern einen größeren Werth, als es die Möglichkeit bietet, die allgemein sittliche Pflicht der thätigen Menschenliebe in weiterem Umfange und mit reicheren Mitteln zu erfüllen. Es erscheint somit als ein erweitertes Privatleben, dem es daher auch prinzipiell nicht übergeordnet werden kann. Jedenfalls sind die Tugenden, welche der Mensch auch in seinem Privatkreise zu üben vermag, diejenigen, welche über seinen Werth entscheiden. Und da er sie in dieser Sphäre offenbar leichter und unmittelbarer üben kann, als auf dem Gebiete des öffentlichen Lebens, wo die Relativität der Interessen und Verhältnisse den einfachen sittlichen Sinn leicht verwirrt, und das ihm gemäße Handeln erschwert, so fühlt sich Rousseau unwillkürlich geneigt, der Stellung des Privatmannes vor der öffentlichen den Vorzug einzuräumen. Es wird sich später zeigen, daß seine staatlichen Ideen mit dieser Ansicht nicht in Widerspruch stehen. Hier gedenken wir noch einer dritten Schrift aus demselben Jahre 1751, welche den beiden bisher besprochenen auch insofern zur Seite zu stellen ist, als in ihr dasselbe Thema in einer andern Beziehung behandelt wird.

Die corsische Akademie hatte in dem genannten Jahre die Preisfrage gestellt: „Welches ist die für den Helden nothwendigste Tugend,

und wer sind die Helden, welchen diese Tugend gefehlt hat?" Rousseau nennt diese Frage frivol, man sieht nicht recht, warum; vielleicht könnte sie mit größerem Rechte ungeschickt genannt werden. Jedenfalls wird sie weniger auffallend erscheinen, wenn man sich erinnert, daß die Corsen damals schon seit einer Reihe von Jahren mit den Genuesern im Kampfe um die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes begriffen waren. Sie mochten sich nach einem Helden sehnen, der sie zum Siege führen konnte, und so lange es an einem solchen fehlte, in der Erwägung seiner nothwendigen Eigenschaften einen vorläufigen Ersatz finden. Rousseau entschloß sich, ihnen bei dieser Untersuchung zu Hülfe zu kommen, und verfaßte eine Abhandlung, die er aber nicht einschicken mochte, weil sie ihm mißlungen zu sein schien [70]). Und nicht mit Unrecht; verdient sie auch nicht gerade das Prädikat „sehr schlecht," mit welchem er selbst sie charakterisirt, so läßt sie doch in Form und Inhalt sehr viel zu wünschen übrig. Es fehlte offenbar an einer lebendigen persönlichen Theilnahme für den Gegenstand, an jener tief innerlichen Erregung, ohne welche er nichts Erhebliches weder zu sagen, noch zu schreiben vermochte. Die Darstellung entbehrt daher des lebendigen Flusses, der beredten Fülle und des warmen Kolorits. Abgesehen von einigen Stellen, in welchen der Freiheitssinn und Heldenmuth der Corsen sein Gemüth ergreift und seinen Worten Kraft und Schwung verleiht, ist der Ausdruck trocken und dürftig. Doch wird die Diktion zuweilen dadurch interessant, daß sie sich in kurzen, oft recht pikanten Gegensätzen bewegt. Sie gibt so einen Beweis dafür, daß der Verfasser nur mit dem Verstande bei der Sache war; diesem aber fehlt bei Rousseau, wenn er nicht von dem Herzen in Bewegung gesetzt und erhalten wird, selbst die ihm sonst eigene Klarheit und Schärfe. Man vermißt deßhalb in seiner Arbeit die rechte Ordnung und Folge der Punkte, welche zur Sprache gebracht werden. Nicht selten wird das Wesentliche mit Unwesentlichem vermischt, und wenn hin und wieder bedeutende und eigenthümliche Gedanken begegnen, so läuft doch auch manches Triviale und Langweilige mit unter.

Es ist allerdings nicht grade leicht, das Wesen des Heroismus scharf und genau zu bestimmen. Rousseau geht mit Recht davon aus, daß „derselbe eigenthümliche virtuelle Anlagen voraussetze, die, von der Gunst des Schicksals an sich unabhängig, ihrer doch zu ihrer Entwicklung bedürfen. „Der Held," fährt er fort, „ist das Werk der Natur, des Geschicks und seiner selbst; um ihn genau zu charakterisiren, müßte man daher den Antheil eines jeden dieser drei Momente feststellen können." Der Verfasser läßt sich indeß darauf nicht ein, dagegen zieht er eine Parallele zwischen dem Helden und dem Weisen, welche, sofern die beiden lediglich an sich selbst betrachtet

werden, entschieden zu Gunsten des letztern ausfällt. Wird aber ihre Beziehung zur menschlichen Gesellschaft in's Auge gefaßt, so ergibt sich ihm ein ganz entgegengesetztes Resultat. Denn „der Weise beschäftigt sich im Grunde nur mit seinem eigenen Glücke, der Held aber bemüht sich um das Glück seiner Mitmenschen und weiht dieser erhabenen Thätigkeit die große Seele, die ihm der Himmel verliehen hat.“ „Freilich,“ fügt der Verfasser mit einem fast verächtlichen Seitenblick hinzu, „auch die Philosophen geben sich die Miene, als lehrten sie die Menschen die Kunst, glücklich zu sein, aber sie predigen dem Volke ein chimärisches Glück, welches sie selbst nicht kennen und dem die Uebrigen niemals Verständniß und Geschmack abgewinnen. Die Philosophie kann zwar der Welt einige heilsame Lehren geben, doch werden diese weder die Großen, welche sie verachten, noch das Volk, das sie nicht versteht, zu bessern im Stande sein.“

Rousseau war schon damals der Ansicht, die er auch später fort und fort geltend machte, daß „die Menschen nicht durch abstrakte Ideen oder Grundsätze regiert werden, daß man sie nur glücklich macht, wenn man sie zwingt, es zu sein, weil sie das wahre Glück erfahren müssen, um es lieben zu können.“ Diesen Dienst aber leistet ihnen das Talent und die Kraft des Helden. Ausgerüstet mit der erforderlichen Gewalt, „setzt er sich in den Stand, die Segnungen der Menschen zu verdienen, indem er sie nöthigt, zunächst das Joch der Gesetze zu tragen, um sie später der Herrschaft der Vernunft zu unterwerfen. Der Heroismus ist daher von allen Eigenschaften der Seele diejenige, welche den Regenten der Völker in ihrem eignen Interesse vorzugsweise eigen sein muß; denn er allein befähigt sie zu einer allgemeinen und wahrhaft nützlichen Wirksamkeit, und wer den Menschen am meisten nutzt, der muß ohne Frage auch die erste Stelle unter ihnen einnehmen.“ Der Verfasser setzt also das charakteristische Merkmal des Helden darin, daß derselbe, erhaben über seine eigenen persönlichen Interessen, im Dienste des Ganzen oder des allgemeinen Wohles thätig ist. Indeß weiß er sehr wohl, daß die „öffentliche Wohlfahrt weit weniger das Ziel seiner Handlungen, als das Mittel zur Erreichung anderer Zwecke ist, die in der Regel in dem persönlichen Ruhme bestehen.“ Er will deßhalb den Heroismus nicht als „eine sittlich vollendete Erscheinung“ betrachtet wissen, vielmehr ist er ihm „eine Mischung aus guten und bösen Eigenschaften, die je nach den Umständen nützlich oder schädlich sein können, den Völkern aber nicht selten größeres Glück bereiten, als eine vollendete Tugend es zu thun vermöchte.“

„Uebrigens ergibt sich aus dem bisher Bemerkten,“ und damit wendet sich Rousseau zur Beantwortung der eigentlichen Frage, „daß

es manche Tugenden geben kann, die sich mit dem Heroismus nicht vertragen, andere, die für ihn indifferent, endlich solche, die ihm mehr oder weniger günstig sind, je nach dem Grade, in welchem sie ihn in der großen Kunst, die Herzen zu unterjochen und die Bewunderung der Völker zu gewinnen, fördern können. Es fragt sich, welche unter den letztern die nothwendigste und wesentlichste ist. Das allgemeine Vorurtheil hat darüber schon längst entschieden; ihm gilt die kriegerische Tüchtigkeit als die erste Tugend des Helden." Wir denken, daß heut zu Tage wenigstens die gebildeten Kreise, denn von der Masse des Volkes dürfte sich nicht dasselbe sagen lassen, anderer Ansicht sind, und können deßhalb die eingehende Erörterung, durch welche Rousseau den zu seiner Zeit noch sehr verbreiteten Wahn zu bekämpfen sucht, übergehen. Er gibt zwar zu, daß der Muth unter den Eigenschaften, welche den großen Mann ausmachen, eine nicht unwichtige Stelle einnimmt, möchte es aber doch mit Gründen, die nicht geringen Scharfsinn verrathen, in Zweifel ziehen, daß die Tapferkeit überhaupt als eine Tugend betrachtet werden darf. Gewiß ist ihm, daß der Ruhm jener historischen Größen, welche man ihrer meist unheilvollen Kriegsthaten wegen zu feiern pflegt, auf einer gebrechlichen Grundlage ruht, und die Unsterblichkeit Anderer, wie des Lykurg, Solon, Cato, Augustus u. s. w., darum nicht weniger gesichert ist, „weil sie ihre Hände nicht mit dem Blute ihrer Mitmenschen befleckt haben."

Kann also der Muth oder die kriegerische Tapferkeit nicht die Basis des Heroismus bilden, so fragt sich, wo sie sonst zu suchen sein möchte. Der Verfasser geht zu dem Ende, für uns allerdings auffallend genug, die vier sogenannten Kardinaltugenden durch, und zeigt, daß wenigstens die drei ersten den zu stellenden Forderungen nicht entsprechen. „Wie könnte man die Gerechtigkeit als das constitutive Element des Heroismus betrachten, da die meisten großen Männer ihren Ruhm auf die Ungerechtigkeit gegründet haben?" Die „Klugheit" aber ist mehr „eine Eigenschaft des Geistes, als eine Tugend der Seele, sie glänzt nicht durch sich selbst, sondern dient nur dazu, die übrigen Tugenden in ein helleres Licht zu stellen und ihnen die Spitze abzubrechen." Weniger noch dürfte die „Mäßigung" in Betracht kommen, denn der Heroismus ist seiner Natur nach ein maßloses Streben nach Ruhm. „Gerecht, besonnen und maßvoll" ist der tugendhafte Mensch, der Held dagegen ist gar zu oft nichts von alledem, für ihn bleibt nur die vierte Tugend übrig, die „Kraft der Seele." In der That ist diese die wahre Grundlage und Quelle des Heroismus. Ohne sie wären alle andern Fähigkeiten wirkungslos, während sie allein eine Fülle von heroischer Tugend erzeugt und die übrigen persönlichen Vorzüge ersetzt. Man kann große Hand-

lungen ausführen, ohne daß man darum Anspruch auf den Namen eines Helden machen darf. Auch verrichtet der Held nicht immer große Thaten, aber er ist stets dazu bereit, wenn sie nöthig sind, und zeigt sich groß in allen Verhältnissen seines Lebens.

Dazu aber befähigt ihn die ihm eigne Kraft der Seele, welche eben darin besteht, „zu jeder Zeit kraftvoll handeln zu können." Sie flößt überdies dem Menschen jenen hohen und großen Sinn ein, welcher ihn über das kleinliche, mehr aus Schwäche als aus Bosheit entspringende Treiben der Masse erhebt. „In einer starken Seele ist Alles groß und hochherzig, denn sie weiß die Wahrheit vom Schein zu unterscheiden und sich auf ihren Gegenstand mit jener Festigkeit zu konzentriren, die alle Illusionen fern hält und die größten Schwierigkeiten überwindet. Sie auch macht es möglich, die eignen Vorurtheile und Leidenschaften zu besiegen, in Wahrheit Herr seiner selbst zu werden, und damit die unumgängliche Bedingung wahrer Größe zu erfüllen." Kein Zweifel also, daß sie, die „den Geist erleuchtet, das Genie erweitert, allen andern Tugenden Kraft und Energie verleiht, die charakteristische Tugend des Helden ist, zumal sie allein von der Herrschaft nicht nur der Laster, sondern auch des Schicksals befreit. Was auch geschehen mag, alles mehrt und fördert die Ehre des starken Mannes, Glück und Unglück dienen seinem Ruhme auf gleiche Weise, und er herrscht in Fesseln nicht weniger als auf dem Throne." Die Geschichte aber bestätigt, was sich als Resultat der Erörterung ergeben hat. „Unter den Männern, deren Namen im Tempel des Ruhms verzeichnet sind, haben manche der Weisheit, andere der Mäßigung entbehrt; sie sind zum Theil grausam, ungerecht, treulos gewesen, alle haben ihre Schwächen gehabt, aber keiner war ein Schwächling; ohne Kraft der Seele hat es nie einen Helden gegeben." Der Verfasser glaubt daher eine Antwort auf den zweiten Theil der Frage für überflüssig halten zu dürfen. Es scheint sich von selbst zu verstehen, daß Niemand zum Ruhme des Heroismus gelangen kann, dem die wesentliche Eigenschaft des Helden fehlt. Andererseits sind aber Alle, die als solche gelten, im Besitze dieser Eigenschaft, wie sie von ihm bestimmt worden ist.

Uns mag es wunderlich erscheinen, wenn so das Wesen einer lebendigen Erscheinung auf eine besondere Eigenschaft reduzirt wird. Aber vor hundert Jahren waren solche Abstraktionen an der Tagesordnung; man orientirte sich an ihnen in der wirren, bunten Mannigfaltigkeit des Wirklichen, und wenn wir diese Stützen gegenwärtig verschmähen dürfen, so ist es doch nur, weil unsere Anschauungsweise sie in sich aufgenommen hat und darum entbehren kann. Versetzen wir uns einen Augenblick auf diesen antiquirten Standpunkt, so müssen wir doch zugeben, daß Rousseau in der Hauptsache das

Richtige getroffen hat. Ohne ein bedeutendes Maß von persönlicher Kraft, die sich in einer dem Gemeinwohl förderlichen Weise, wenn auch ohne oder gar gegen die Absicht ihres Trägers, bethätigt, ist allerdings der Heroismus undenkbar. Mit Recht will Rousseau die heroische Thätigkeit nicht auf ein besonderes Gebiet beschränkt sehen, obgleich er, wie es scheint, zunächst in Folge der nicht hinreichend scharfen Unterscheidung des Heroismus von der historischen Größe überhaupt, das Moment der kriegerischen Wirksamkeit zu sehr in den Hintergrund rückt. Die naturwüchsige Kraft des Helden äußert sich doch zunächst und vorzugsweise in der natürlichen Form des Kampfes und wirkt eben deßhalb unmittelbar zerstörend, vernichtend, wiewohl diese negative Thätigkeit mittelbar positiv fruchtbare Wirkungen nach sich zieht. Es gehört freilich ein weiter historischer Blick dazu, um die Leichen- und Trümmerhaufen im Gefolge eines Eroberers über den Segnungen zu übersehen, welche vielleicht erst in später Zeit solcher Blutsaat entsprießen. Rousseau hatte diesen Blick nicht. Er mißt, was geschieht, an seinen nächsten, unmittelbarsten Folgen, an dem Einfluß, welchen es auf das Wohl oder Wehe der zunächst Betroffenen ausübt. Dient es der allgemeinen Wohlfahrt, so erscheint es ihm preiswürdig, mag auch die Gesinnung, aus der es entsprungen ist, und die Absicht, in welcher es ausgeführt wird, eine unsittliche oder egoistische sein. Diese Sonderung des sittlichen Momentes vom Wesen des Heroismus ist ohne Frage berechtigt und nothwendig, sofern es sich von den historischen Erscheinungen des Heldenthums handelt. Prinzipiell wollte sie auch Rousseau nicht vertreten, vielmehr weist er nachdrücklich darauf hin, daß die Seelenkraft, welche den Heroen schafft, sich in der Herrschaft über das eigne Ich, und in der freien Hingebung an große, allgemeine Zwecke bewähren müsse. Er stellt damit ein Ideal auf, im Wesentlichen dem gleich, welchem wir in der Leichenrede begegneten; der Unterschied besteht nur darin, daß verschiedene Anlagen und Richtungen des menschlichen Wesens vorausgesetzt werden. Das eine geht aus von der mehr aktiven natürlich geistigen Seelenkraft, das andere von dem mehr passiven Leben des Herzens. Man darf sagen, daß die Persönlichkeit Rousseau's beide Seiten in fast gleicher Ausbildung in sich schloß. Eben darum war er, scheint es, bestrebt, sie, die in ihrer wirklichen Existenz sich gegensätzlich zu einander verhalten, wenigstens ideell demselben Ziele der Entwicklung zuzuführen.

XIII.

Es ist, scheint es, das Schicksal idealer Naturen, daß sie das Ziel ihrer Wünsche, nach langen vergeblichen Anstrengungen, nur in

Folge eines günstigen Zufalles, und nicht selten erst dann erreichen, wenn es ihnen gleichgültig geworden ist. Die Gunst des Augenblicks, eine glückliche Eingebung hatte Rousseau die ersten Stufen zu der Höhe des Ruhmes hinansteigen lassen. Ein zweites Ohngefähr, eine andere rechtzeitige Inspiration sollte ihn auf seiner Bahn einen bedeutenden Schritt weiter führen. Auf seinen Ausflügen in die Umgegend von Paris pflegte er öfters bei einem Landsmanne und entfernten Verwandten, Mussard, der in dem nahen Passy den Abend seines Lebens in behaglicher Zurückgezogenheit verbrachte, einzusprechen. Der heitere Alte hatte sich hier von dem Ertrage seines Geschäftes — er war Juwelier gewesen — in einem reizenden Garten ein hübsches Landhaus erbaut, in welchem er selbst seiner Liebhaberei für Versteinerungen nachging, und die Pariser Freunde stets gastliche Aufnahme fanden. Auch war es keine gewöhnliche Gesellschaft, die er um sich versammelte; der bekannte Verfasser des Cleveland und anderer damals vielgelesener Schriften, Abbé Prévôt d'Exiles, „ein sehr liebenswürdiger, einfacher Mann, der in Benehmen und Unterhaltung nichts von dem dunklen Colorit seiner Werke verrieth", dann Boulanger, dessen nachgelassenes Werk über den orientalischen Despotismus große und verdiente Anerkennung fand, die Nichte Voltaire's, Madame Dénis, „damals noch eine gute, schlichte Frau und kein Schöngeist, wie später", Madame Vanloo, „die sang, wie ein Engel", bildeten neben Anderen einen Kreis, in welchem unbefangene, anspruchslose Heiterkeit den Ton angab, und Rousseau sich eben deßhalb wohl fühlte.

Ueberdies fand er in dem biederen, gutherzigen Mussard einen warmen Freund der italiänischen Musik, die er, wie Rousseau selbst, auf seinen Reisen in Italien kennen und lieben gelernt hatte. Natürlich gab der Gegenstand ihrer gemeinsamen Vorliebe nicht selten den Stoff zur Unterhaltung ab. Man erinnerte sich des Genusses, den er bereitet hatte, forschte nach den Ursachen der Anziehungskraft, die er ausgeübt, und fragte auch wohl, ob und wie es möglich sei, ihn auf französischen Boden zu verpflanzen. In Folge einer solchen Unterredung, die im Sommer 1752, als Rousseau auf den Rath seines Freundes einige Tage zum Gebrauche der Brunnenkur in Passy verweilte, sich spät in die Nacht hinein fortspann, beschloß Rousseau, die schlaflose Nacht zu einem sofortigen Versuche zu benutzen. Schon am nächsten Morgen war er im Stande, seinem Wirthe einige Arien, die er inzwischen gedichtet und komponirt hatte, vorzulegen. Der Beifall, welchen sie fanden, ermunterte ihn, die Arbeit fortzusetzen. Sie rückte so schnell vor, daß, als er nach sechs Tagen den Heimweg antrat, der Text der kleinen Operette bis auf wenige Verse, die Musik bis auf einen kleinen Theil des Recitativs und die Ausfüllung vollen-

det war. Diese Lücken wurden in Paris schnell ausgefüllt; drei Wochen, nachdem der erste Gedanke zu dem Werke gefaßt worden, lag es zur Aufführung bereit.

Es war, wie gesagt, eine kleine Operette oder, um die damals übliche Bezeichnung zu gebrauchen, ein „Intermède“. Rousseau hatte sich bei der Composition die gleichnamigen Werke der italiänischen Bühne zum Vorbilde genommen. Seine Absicht, die italiänische Musik den Franzosen näher zu bringen, führte ihn von selbst dahin. Ursprünglich dazu bestimmt, als Zwischenspiele größerer scenischer Stücke zu dienen, haben diese Intermèdes eine sehr einfache Handlung von leichter, gefälliger Art, die, von wenigen Personen getragen, im Grunde nur den losen Einschlag bildet, an welchem die Gesangstücke, die Arien, wie die nicht selten durch Tanz begleiteten Chöre, sich fortspinnen. So ist es denn auch in dem Rousseau'schen Stücke[71]. Nur drei Personen treten auf, neben dem „Dorfpropheten“ (devin du village), der auch dem Ganzen den Namen gibt, ein liebendes Hirtenpaar, Colin und Colette. Die beiden Kinder der Natur, die sich längst geliebt, sind in Gefahr, sich zu verlieren. Die vornehme Schloßfrau in der Nähe hat den schmucken Colin in ihre Netze zu locken gewußt. Er hat den Antrieben seiner Eitelkeit, die höher hinaus möchte, nicht ganz widerstehen können, und die geliebte Colette in letzter Zeit etwas links liegen lassen. Das Mädchen klagt uns im Eingange des Stücks ihre Noth; sie hat mit ihrem Anbeter ihr ganzes Glück verloren; sie zürnt dem Ungetreuen, möchte ihn vergessen, doch es geht nicht; sie liebt ihn vor wie nach, kann die Hoffnung nicht aufgeben; möglich doch, daß sie sich täuscht, daß die Untreue nur eine scheinbare ist. Warum sollte sie nicht Gewißheit suchen? Da ist ja die Wohnung des Propheten, der Alles weiß, und eben tritt er heraus, ein alter, ernster Mann von ehrwürdigem Aeußern. Colette naht sich ihm schüchtern, einige Geldstücke in der Hand und die verhängnißvolle Frage auf den Lippen. Die Antwort lautet nicht sehr tröstlich; der Alte muß ihre Besorgnisse leider bestätigen, seine Kunst zeigte ihm, daß und warum Colin, der es ihm übrigens selbst erzählt hat, sich von ihr fern hält. Doch will er ihr den Ungetreuen wieder zuführen, wenn sie ihm in allen Dingen folgen will, und daran ist, bei dem naiven Glauben des Mädchens an seine Weisheit, kein Zweifel. Sie wird sich, denn das ist sein nächster Rath, bestreben, ihre Neigung vor Colin zu verbergen, um so seine Gleichgültigkeit homöopathisch zu kuriren. Freilich, scheint es, hätte sie sich die Mühe ersparen können. Colin, der eben näher tritt, hat seine vornehmen Prätensionen bereits aufgegeben, und sehnt sich wieder nach seinem Mädchen. Aber der Devin hat ihr schon vorher den Rath gegeben, sich bis auf Weiteres zu entfernen, und nimmt nun

dem reuigen Liebhaber jede Hoffnung, ihre Gunst wieder zu gewinnen. Indeß die Verzweiflung des Armen, und das feste Vertrauen desselben zu seiner Macht bestimmen ihn am Ende doch, sich seiner anzunehmen. Er zaubert das Mädchen herbei, sie spielt eine Weile die Spröde, folgt aber schließlich doch der unwiderstehlichen Macht ihres Herzens, die zur Versöhnung führt. Gruppen von Hirten und Hirtinnen, die inzwischen herzugekommen sind, feiern in der Schlußscene oder dem „Divertissement", wie man den Ausgang dieser Stücke zu nennen pflegte, durch Tanz und Wechselgesang, in welchen die handelnden Personen einstimmen, die Erneuerung des Liebesbundes.

Man sieht, die Handlung, wenn von einer solchen überhaupt gesprochen werden kann, ist äußerst einfach. Dasselbe gilt von den Charakteren der auftretenden Personen, wie von den Anschauungen und Empfindungen, welche sie äußern. Grade in dieser Einfachheit aber liegt der Reiz des Stückes; es fesselt, auch abgesehen von der Musik, durch den eigenthümlichen Zauber, welchen eine naturwahre Schilderung dieser unmittelbaren Herzensregungen um sich verbreitet. Es kommt nicht viel darauf an, ob die Wirklichkeit dem Bilde, in welchem sie hier vorgeführt wird, vollkommen entspricht. Wer sich, vom Standpunkte einer höheren Bildung aus, mit dem Gemüthe und der Phantasie in die schlichte einfache Natur vertieft, dem wird sie stets mit mehr oder minder idealen Zügen entgegentreten; er wird sie darstellen, nicht wie sie ist, sondern wie sie, in die Sphäre einer höheren Bildung erhoben, sein würde; das gilt, wie von den Dorfgeschichten unserer Tage, so auch von dieser ländlichen Idylle. Dennoch trägt sie im Ganzen das Gepräge der objektiven Wahrheit. Die eigenthümliche Natur des Dorfes und seiner Bewohner reflektirt sich in ihr in einem Bilde, dessen Grundfarben durchaus echt sind, wenn auch ihre Nüancirungen hin und wieder den idealisirenden Pinsel verrathen. Störend erscheint uns nur die zwar nicht unmotivirte, aber doch zu stark hervortretende Beziehung auf das Stadt- und Weltleben. Die mannigfachen Bemerkungen und Ausfälle, die nach dieser Seite hin gemacht werden, gehören offenbar weniger den einfachen Kindern der Natur, als dem mit Kultur und Bildung grollenden Dichter an. Dagegen ist es ganz sach- und naturgemäß, wenn der Schilderung des zarten und rührenden, doch nicht sentimentalen Liebelebens ein humoristisches Element eingefügt wird. Die Figur des Dorfpropheten, der zwar selbst den naiven Glauben der Dörfler an seine Wissenschaft belächelt, ihn aber doch in seinem Interesse und zu ihrem Besten benutzt, macht in der That eine leichte komische Wirkung. Auch schadet es dem heiteren Eindrucke, welchen seine Erscheinung hervorruft, nicht, daß er im Grunde auf bewußte Täuschung ausgeht. Sein gutmüthiges, freundliches Wesen, die Rolle einer

wohlthätigen Vorsehung, die er den kindlichen Naturen der Landleute gegenüber spielt, läßt selbst den Umstand, daß er ihr Zutrauen als eine Nahrungsquelle benutzt, nur mit heiterem Lächeln betrachten.

Natürlich ist der poetische Werth des Devin von untergeordneter Bedeutung; der Schwerpunkt des Werkes, der Grund der begeisterten Aufnahme, die er fand, und des nachhaltigen Einflusses, den er ausübte, liegt auf der musikalischen Seite. Doch auch lediglich als Dichtung betrachtet, ist es in sofern von nicht geringem Interesse, als es die damals fast unbekannte Gattung der Naturpoesie wieder zu Ehren bringt. Wir wollen nicht sagen, daß ihm allein das Wiederaufleben dieser Dichtungsart zuzuschreiben ist. Die allgemeine Rückkehr des Geistes zur Natur, welche selbstverständlich auch den dichterischen Sinn auf sie hinlenken mußte, ist ohne Zweifel die wahre Ursache dieser Erscheinung. Aber wie Rousseau auf anderen Gebieten als der leitende Bannerträger des Naturalismus seiner Zeit voranging, so hat er auch auf dem der Poesie die neue Aera durch seine Idylle eingeleitet. Möglich, daß der Eine oder Andere sich gleichzeitig in verwandter Richtung bewegte. Gewiß bleibt doch, daß Rousseau's Dichtung sie zuerst zur allgemeinen Anerkennung brachte, so daß sie von nun an in der Literatur einen festen, sich mehr und mehr erweiternden Boden gewann. Daß ihr das möglich wurde, war allerdings zunächst eine Wirkung, nicht ihrer selbst, sondern der begleitenden Musik, welche sie gleichsam in Herz und Sinn des Publikums einführte.

Selten hat wohl ein Musikwerk einen so raschen und durchschlagenden Erfolg gehabt, wie dieser einfache Devin de village. Rousseau war weit davon entfernt, ihn vorauszusehen. Als er die Composition vollendet hatte, erfüllte ihn der natürliche Wunsch, sie selbst zu Gehör zu bekommen. An die Möglichkeit des öffentlichen Beifalls dachte er nicht; er hätte sie am liebsten allein vortragen hören. Doch das ging nicht an; wollte er zum Ziele kommen, so mußte er sich an die große Oper wenden. Er wagte nicht, in seinem eigenen Namen aufzutreten. Die Erfahrungen, welche er früher gemacht, benahmen die Lust zu einem neuen Versuche. Ueberdies ließ sich nicht erwarten, daß der italiänische Charakter der Musik, und die Neuerungen, die er, diesem Charakter gemäß, namentlich in der Behandlung des Recitativs, angewandt hatte, den Anhängern des französischen Styls und der hergebrachten Routine irgendwie zusagen würden. Freund Duclos half aus der Verlegenheit; seine Empfehlung war wirksam genug, um das Werk eines Componisten, dessen Name vorläufig verschwiegen wurde, zu einer Probeaufführung zu bringen. Es fand allgemeinen Beifall; Alle, welche der Probe beiwohnten, waren entzückt; nicht lange und die neue Operette bildete

in allen Gesellschaften den Gegenstand der Unterhaltung. Es ließ sich erwarten, daß sie auch bei der öffentlichen Aufführung einen glänzenden Erfolg haben werde. Bevor diese aber stattfinden konnte, nahm Herr de Cury, Intendant der Plaisirs menus, welcher bei der Vorstellung zugegen gewesen war, das Stück für den Hof in Anspruch. Duclos, welcher auch, nachdem der wahre Verfasser bekannt geworden, fortfuhr, Rousseau zu vertreten, war der Meinung, daß er in Paris besser fahren werde, als in Versailles, und weigerte sich, es herauszugeben. Indeß der Intendant ging vom Wunsche zum Befehle über, und es blieb nach mannigfachen Verhandlungen nichts übrig, als sich seinem Willen zu fügen. Bedenklicher war, daß man von Rousseau verlangte, den Theil seiner Arbeit, welcher ihm zumeist am Herzen lag, das Recitativ preiszugeben. Dasselbe war freilich in einer ganz neuen, dem französischen Ohre völlig fremden Weise ausgeführt worden. Rousseau hatte bei seiner Composition den ohne Zweifel richtigen Grundsatz befolgt, daß die Musik des Recitativs sich dem Inhalte des Gesangtextes möglichst enge anschließen, seiner Bestimmung gemäß den Gesang begleiten müsse, womit es aber allerdings einen anderen musikalischen Charakter erhielt, und die in der französischen Oper hergebrachte selbstständige Bedeutung verlor. Diese Neuerung schien unerträglich und Rousseau mußte, da er selbst nicht Hand anlegen mochte, es sich gefallen lassen, daß sein Freund Franceuil und der berühmte Sänger Jelyotte für die Aufführung am Hofe ein anderes Recitativ zurecht machten.

Die Aufführung selbst fand am 18. Oktober (1752) statt. Ein denkwürdiger Tag im Leben des armen Jean Jacques, ein Tag des äußeren Triumphes nach so vielen Niederlagen, der inneren Befriedigung nach so manchen Kämpfen und Täuschungen. Er war schon Tags zuvor in einem Hofwagen nach Fontainebleau gefahren, um der letzten Hauptprobe beizuwohnen. Sie befriedigte ihn mehr, wie er erwartet hatte; das zahlreiche Orchester, aus den Mitgliedern der königlichen Kapelle und den Musikern der Oper, that seine Schuldigkeit; die Sänger, unter ihnen der vorhin genannte Jelyotte, und Fräulein Fel, die Geliebte Grimm's, nicht minder. Der Componist selbst begnügte sich damit, eine durchaus passive Rolle zu spielen. Er mochte die Anordnungen seiner Freunde nicht stören und war, trotz der unabhängigen Haltung, die er zur Schau trug, zu schüchtern und befangen, um, wenn er es auch gewollt hätte, eingreifen zu können. Es läßt sich denken, daß diese Befangenheit am Tage der Vorstellung selbst noch weit stärker hervortrat. In der That ein seltsamer Contrast, dieser Jean Jacques, wie er, in seinem gewöhnlichen nachlässigen Anzuge, mit langem Barte und schlecht frisirter Perücke, da sitzt im Vordergrunde einer Loge, die den Blicken der ganzen Ver-

sammlung ausgesetzt ist, grade vor sich die königliche Loge, in welcher der König mit Madame de Pompadour Platz genommen hat, rings in engerem und weiterem Kreise um sich die glänzende Schaar der Hofleute und der vornehmen, festlich geschmückten Damenwelt. Kein Wunder, daß er sich Anfangs unbehaglich fühlte, zumal man ihm seinen Platz mitten unter Damen und so angewiesen hatte, daß alle Welt ihn sehen mußte. Doch faßte er sich bald; die eigene Mahnung an das, was er sich selbst und seinen Grundsätzen schuldig sei, und mehr vielleicht das freundliche, maßvolle Benehmen seiner Umgebung gaben ihm die nöthige Ruhe zurück. Er zitterte indeß doch, als nun der Vorhang sich erhob, allerdings ein kritischer Moment, der über Ruhm oder Schande entscheiden mußte. Zum Glück ging er rasch vorüber. Der dramatische Theil des Stückes wurde zwar sehr schlecht, der musikalische aber um so besser ausgeführt. So konnte gleich die erste Scene, in welcher Colette mit rührender Naivetät ihrem Liebesschmerze und Liebessehnen Ausdruck gibt, ihre volle Wirkung üben. Ein Gemurmel des Erstaunens und der Ueberraschung durchlief die Reihen der Zuschauer, da die Anwesenheit des Königs jede laute Aeußerung des Beifalls verbot. Mit dem Fortgang der Vorstellung wuchs der günstige Eindruck des Anfangs. Rousseau hatte bald das Vergnügen, die Damen in seiner Nähe sich halblaut zuflüstern zu hören: „das ist reizend, entzückend, kein Ton, der nicht zum Herzen spricht." Und als gar die innere Bewegung den schönen Augen Thränen entlockte, da wurden auch die des weichherzigen Bären feucht. Der Mensch konnte sich des tiefen Eindruckes freuen, den er auf das Herz seiner Mitmenschen gemacht; der Componist sich an dem Ruhme sättigen, den seine Schöpfung ihm eintrug. Es ist aber doch charakteristisch, daß, wie Rousseau selbst gesteht, auch der Mann und seine Beziehung zum Weibe an dem Glücke dieser Stunde Antheil hatte.

Nach Beendigung der Vorstellung wurde Rousseau noch an demselben Abende aufgefordert, sich am nächsten Morgen im Schlosse einzufinden, um dem Könige vorgestellt zu werden. Es handle sich, meinte man, um eine Pension, deren Ertheilung ihm der König bei dieser Gelegenheit selbst anzeigen wolle. Offenbar hatte die Musik auch den Fürsten hingerissen; es wurde erzählt, daß Seine Majestät mit einer Stimme, „der keine andere in seinem Reiche an Falschheit gleichkomme," den ganzen Tag die Melodie der Eingangsarie vor sich hinsumme. Bei so günstiger Stimmung schien es allerdings eine Thorheit, sie nicht zu benutzen, und schwerlich würde ein Anderer, als Rousseau, der günstigen Gelegenheit, die sich so von selbst darbot, aus dem Wege gegangen sein. Er aber that es; nach einer schlaflosen Nacht voller Zweifel und Besorgnisse stand sein Entschluß fest,

der Einladung nicht Folge zu leisten. Wir denken, daß seine angeborne Schüchternheit daran den größten Antheil hatte. Er fürchtete, sich an dem ungewohnten Orte nicht zurechtfinden zu können, in der Rolle, die er dort zu spielen hatte, stecken zu bleiben, sich irgendwie zu blamiren oder der Strenge seiner Grundsätze etwas zu vergeben. Schon der Gedanke, daß er die zu erwartende Anrede des Königs auf eine angemessene Weise werde beantworten müssen, flößte ihm nicht geringe Besorgniß ein. Wußte er doch, daß er unvorbereitet nie das rechte Wort finden konnte, eine präparirte Rede aber an dem Umstande scheitern werde, daß ihn sein Gedächtniß im entscheidenden Augenblicke regelmäßig im Stiche ließ. Zudem, und das war am Ende die Hauptsache, schien die Annahme einer Pension mit dem Prinzip der unbedingten Unabhängigkeit, zu welchem er sich damals bekannte und die Welt hinüber zu führen dachte, in einem unlösbaren Widerspruche zu stehen. Und allerdings, der Pensionär des Hofes durfte nicht füglich erwarten, daß man ihn für einen aufrichtigen Apostel der sich selbst genügenden Freiheit halten werde. Er hatte Recht, wenn er in diesem Punkte der Eingebung seines Gefühles folgte und der Gefahr, sich durch goldene Bande fesseln zu lassen, auswich.

Den geeigneten Vorwand, die Einladung abzulehnen, bot ein körperliches Gebrechen, welches freilich auch an sich Berücksichtigung verdiente. In Folge des Blasenleidens, an welchem er beständig litt, stellte sich sehr oft das Bedürfniß ein, auf Augenblicke das Zimmer zu verlassen; ein Uebel, das, wie es überhaupt den Besuch der Gesellschaften erschwert, unter Umständen zu höchst peinlichen Situationen führen kann. Es war doch immer möglich, daß der Anfall grade in dem Momente eintrat, wo die Nähe des Königs und des Hofes keine Entfernung zuließ. Rousseau glaubte, sich dieser Möglichkeit nicht aussetzen zu dürfen, und reiste, indem er sich mit seiner Kränklichkeit entschuldigte, am nächsten Morgen, ohne die Audienz abzuwarten, nach Paris zurück. Alle Welt tadelte sein Verhalten; man erklärte dasselbe für einen unverzeihlichen Verstoß gegen das Decorum. Weniger noch verzieh man es ihm, daß er die so günstige Gelegenheit, sich in Ansehen und Kredit zu setzen, und nebenbei auch materielle Vortheile zu sichern, unbenutzt ließ. Selbst seine nächsten Freunde, Grimm, Diderot u. s. w., die seine wahren Motive kannten, stimmten in die allgemeine Mißbilligung ein, und bemühten sich angelegentlich, ihn in Betreff der Pension zu einem anderen Entschlusse zu bringen. Zum Theil mochten diese Bestrebungen aus einer aufrichtigen Theilnahme hervorgehen; man hielt es, und nicht ganz mit Unrecht, für thöricht und unverständig, daß Rousseau die Möglichkeit, seine finanziellen Verhältnisse zu bessern, von der Hand wies. Aber sie zeigten

doch auch, daß die Freunde ihn und seine Motive nicht verstanden und selbst nicht geneigt waren, sich durch sie bestimmen zu lassen.

In der That haben sie denn auch sämmtlich im Laufe ihres Lebens bewiesen, daß ihr Sinn für Freiheit und Unabhängigkeit wankend wurde, wenn Ehren, Auszeichnungen und materielle Vortheile ihn auf die Probe stellten. War das bei ihrem Charakter natürlich, so offenbarte er damit doch auch die weite Kluft, die ihr und Rousseau's Wesen schied. Noch zwar trat dieser Gegensatz nicht deutlich hervor, aber Rousseau begann ihn doch in sofern zu empfinden, als er in dem Bestreben seiner Freunde, ihn zu ihren Ansichten und Maximen zu bekehren, einen Angriff auf seine Eigenthümlichkeit, den Versuch einer Beeinträchtigung seiner Person zu finden glaubte. Ihre freundschaftlichen Gesinnungen zieht er nicht in Zweifel; er klagt nur, daß man ihn zwingen wolle, auf eine andere, als die ihm gemäße Weise das eigene Wohl zu fördern. Ohne Zweifel trug sein fügsames, nachgiebiges Wesen, sowie seine Unfähigkeit, sich in Welt und Leben zu finden, dazu bei, daß die Freunde es für möglich und nothwendig hielten, gewissermaßen seine Vormünder zu spielen. Es lag aber nicht in seiner Natur, sich das gefallen zu lassen, und da er es äußerlich nicht hindern konnte, trat allmälig eine innere Entfremdung ein. Sie wurde noch erhöht durch die ungeschickte kleinliche Weise, in welcher man, weil es auf dem graden Wege nicht anging, sein Ziel auf Umwegen zu erreichen suchte. Rousseau mußte es allerdings als eine Verletzung der Freundestreue und seiner persönlichen Würde empfinden, daß man durch Therese und ihre Verwandten auf ihn einzuwirken suchte. Indeß für jetzt entschuldigte er die unpassenden Mittel noch mit der guten Absicht. Von seinem Entschlusse ging er nicht ab; er weigerte sich entschieden, im Interesse des Brodkorbes seine Grundsätze preiszugeben.

Inzwischen bewahrte sich seine Operette den Beifall, welchen sie gleich Anfangs gefunden hatte. Nachdem sie in Fontainebleau am 24. Oktober wiederholt, und am Fasten-Montag des nächsten Jahres nochmals im engeren Hofkreise zu Bellevue vor dem Könige aufgeführt worden war, bei welcher Vorstellung Madame de Pompadour die Rolle der Colette übernahm[72]), erhielt endlich um dieselbe Zeit auch das größere Publikum Gelegenheit, sie kennen zu lernen.

Rousseau hatte die Zwischenzeit benutzt, um die noch fehlenden Theile, die Ouverture und das abschließende Divertissement, hinzuzufügen. Auch stellte er das Recitativ, wie er es ursprünglich komponirt, aber dem Hofgeschmacke hatte opfern müssen, wieder her. Es wurde vom Publikum mit demselben Beifalle aufgenommen, wie die Arien und übrigen Partien des Werkes. Rousseau durfte die Vorstellung mit dem freudigen Bewußtsein verlassen, daß die Pariser

Gesellschaft das günstige Urtheil des Hofes ratifizirt habe. Der glänzende Erfolg des Stückes stand außer Frage, und der Ruf des Komponisten drang bald selbst über die Grenzen Frankreichs hinaus[73]. Und hatte er auch auf den bleibenden Gewinn einer Pension freiwillig verzichtet, so waren doch die pekuniären Erträgnisse, im Verhältniß zu der aufgewandten Mühe, nicht unerheblich. Während der König ihm 100 Louisd'or zustellen ließ, schickte nach der Vorstellung in Bellevue Madame de Pompadour weitere 50[74]. Dazu kam ein gleicher Betrag von der Oper, so wie eine Summe von 500 Franken, welche der Verleger Pissot für den Stich zahlte. Freilich waren das keine Summen, wie sie in unseren Tagen den Verfassern solcher Furore machenden Stücke zufließen. Für jene Zeit aber konnten sie immer bedeutend genannt werden. Jedenfalls boten sie Rousseau für die nächsten Jahre eine gewisse Sicherheit, die ihm um so werthvoller sein mußte, da es mit dem Kopiren, zumal bei solchen Ablenkungen, doch nicht recht gehen wollte.

Zugleich setzten sie ihn in den Stand, seiner mehr und mehr bedrängten Mama eine kleine Unterstützung (von 240 Livres) zu schicken. Wie es scheint, hatte Madame de Warens damals die Absicht, nach Paris überzusiedeln. Wenigstens räth ihr Rousseau, mit Rücksicht auf die excessive Theuerung, die in der Hauptstadt herrsche, entschieden von einem solchen Plane ab. Wie er einmal stand, konnte er allerdings nicht daran denken, seine Wohlthäterin zu sich zu nehmen. Neben Therese und ihren Verwandten war für Madame de Warens kein Platz. Ueberdies glaubte er vor wie nach, daß die physischen Leiden, welchen er beständig ausgesetzt blieb, in nächster Zeit seinen Tod herbeiführen würden[75]. Diese Erwartung hatte, in Verbindung freilich mit seinem vorwiegend negativen Verhältniß zu Welt und Leben, zur Folge, daß trotz der Aufregung und Hebung des Selbstgefühls, wie die errungenen Erfolge sie herbeiführen mußten, sich in den Briefen aus dieser Zeit eine gewisse trübe Resignation ausspricht. Man fühlt wohl durch, wie sehr der erworbene Ruhm seinem Stolze schmeichelt, merkt aber zugleich, daß er im Grunde über diese Eitelkeit hinaus ist. Freilich sorgten Neid und Mißgunst dafür, daß seine Freude nicht ungetrübt blieb. Man konnte den Werth des Werkes nicht füglich in Abrede stellen; man zog daher seine Originalität in Zweifel.

Schon bald nach der Aufführung des Devin lief das Gerede um, Rousseau sei nicht der Verfasser des Stücks; er habe, wenn nicht das Ganze, so doch die schönsten und charakteristischsten Partien anderen italiänischen oder französischen Komponisten entlehnt. Möglich, daß der Eine oder Andere in der Dichtung oder Musik Anklänge an schon Vorhandenes fand, oder zu finden meinte. Es

konnten bei der Komposition immerhin mehr oder weniger bewußte Reminiscenzen wirksam gewesen sein. Gewiß ist, daß Uebelwollende sich solcher irrelevanten Aehnlichkeiten bedienten, um das Talent und zugleich den Charakter Rousseau's zu verdächtigen. Daß zu diesen auch einige seiner näheren Bekannten gehörten, wie er in den Confessions andeutet [76]), möchten wir doch nicht glauben. Ihr Charakter machte es allerdings wahrscheinlich, daß sein Triumph auf einem Gebiete, auf welchem sie selbst keine Lorbeern zu erringen hoffen durften, ein Gefühl des Neides in ihnen erregte, aber von da bis zu dem niederträchtigen Beginnen, das Rousseau ihnen aufzubürden geneigt scheint, ist es doch noch weit. Für die spätere Zeit, als er vollständig mit ihnen gebrochen hatte, wäre so etwas eher glaublich.

Wir denken, die Verdächtigungen gingen zunächst von den engagirten Vertretern der französischen Musik aus, die grade damals, wie wir bald näher sehen werden, allen Grund hatten, in dem Verfasser des Devin einen ihrer gefährlichsten Gegner zu bekämpfen und, wenn möglich, zu vernichten. Als sich freilich in der Folgezeit Zahl und Bedeutung der Feinde Rousseau's erweiterte, wurde, neben vielfachen anderen Beschuldigungen, auch die des musikalischen Plagiats von allen Seiten auf jede Weise verbreitet. Es galt dann bei Vielen für ausgemacht, daß Gauthier, ein 1697 gestorbener Provençale, oder Garnier, ein Lyoner Komponist, oder irgend ein Anderer, nur nicht Rousseau, der Verfasser des berühmten Devin sei [77]). Daß diese Meinung völlig grundlos ist, unterliegt keinem Zweifel. Rousseau selbst hätte sich in seinem Alter die Mühe sparen können, das verläumderische Gerede zu widerlegen [78]), und wenn neuere musikalische Schriftsteller, wie Fétis, zu demselben Zweck darauf zurückkommen, so sind sie in demselben Falle. „Rousseau," bemerkt Otto Jahn mit Recht [79]), „hatte offenbar eine ursprüngliche musikalische Begabung . . . Sie tritt überall hervor, wenn ihn auch zuweilen die Konsequenz seiner Reflexionen auf Abwege führt." Sie bewährte sich namentlich in seinem Devin, dessen musikalischen Werth der eben genannte kompetente Beurtheiler in gebührender Weise anerkennt. Er sagt, und wir lassen ihn gern statt aller anderen Autoritäten sprechen: „Der einfache und zarte Ausdruck einer naiven Empfindung, welcher in dem Gedichte herrscht, spricht sich auch in der Musik aus. In der Behandlung des Technischen finden sich hin und wieder große Fehler. In der Melodie waltet ein natürliches Gefühl und eine Anmuth, die wir auch heute noch als wahr und rührend empfinden. Vor Allem bedeutsam ist die Einheit des Tons, welche das Ganze durchdringt. Die Melodien der Couplets sind fließend und wohllautend, das Recitativ folgt der Sprache frei und flüssig,

und stellt eine naturgemäße, aber künstlerisch ausgebildete Deklamation dar."

Bei solchen Vorzügen begreift sich, daß die kleine Operette nicht blos in der Zeit ihres Erscheinens die begeisterte Anerkennung des Publikums gewann, sondern sich auch, trotz der reichen und tiefen Entwicklung, welche der musikalische Sinn und die Produktion der dramatischen Tonwerke inzwischen erfahren hatte, bis in die späteren Tage in dessen Gunst behauptete. Sie wurde noch in den Jahren **1819** und **1821** mit dem größten Beifall gegeben, und selbst deutsche Musiker, die den Vorstellungen damals beiwohnten, konnten nicht umhin, ihr Erstaunen „über diese Leistung einer in musikalischer Beziehung so weit zurückstehenden Epoche" auszudrücken [80]). Indeß bedeutsamer vielleicht, als das Stück an sich, waren die Wirkungen, welche es auf den Gang und Charakter der musikalischen Produktion ausübte. Der entschiedene Beifall, den es fand, reizte zur Nachahmung. Schon bald nach seiner Aufführung erschien eine ganze Reihe von Singspielen, die, wie Rose et Colas, Anette et Labin, la Clochette u. s. w., verwandte Stoffe in ähnlicher Weise behandelten. Einfache Szenen aus dem ländlichen Still- und Kleinleben, in welchen die schlichte Volksnatur Gelegenheit findet, ihrer unmittelbaren menschlichen Empfindung einen kunstlosen, heiteren oder rührenden Ausdruck zu geben, bilden den gemeinsamen Inhalt dieser musikalischen Dichtungen, die, bis dahin der französischen Bühne unbekannt, von nun an auf derselben einen immer breiteren Raum einnehmen. Sie stehen zu den früher fast ausschließlich geltenden großen Opern in einem ähnlichen Verhältnisse, wie die bald nachher auftauchenden bürgerlichen Dramen zu den Tragödien höheren Styls. Auch die Oper bewegte sich, was ihren dramatischen Inhalt angeht, auf einem zwar idealen, aber dem unmittelbaren Leben, und darum auch den allgemeinen Interessen fern liegenden Gebiete. Sie entnahm ihre Stoffe meist aus der alten Mythologie und Sagenwelt, und wenn diese auch für den modernen Geschmack möglichst zugestutzt und durch mannigfaches Beiwerk genießbar gemacht wurden, so konnten sie im Wesentlichen doch nur für den exclusiven Theil der Gesellschaft zugänglich und wirksam sein. Indeß lag doch der Schwerpunkt der Oper grade in ihrem dramatischen Theile; der musikalische mußte schon des Stoffes wegen in den Hintergrund treten, denn dieser bot seiner Natur nach sehr wenig dar, was sich musikalisch ausdrücken ließ. Und falls man auch den handelnden Figuren Empfindungen lieh, die ihnen im Grunde fremd waren, so fehlte doch auch ihnen der Charakter der Unmittelbarkeit, ohne welchen die Musik keine rechte Wahrheit und Wirkung haben kann.

In der That blieb ihr nur die Aufgabe, zu der gegebenen dra-

matischen Aktion ein allgemeines und darum abstraktes Akkompagnement zu liefern, wenn sie es nicht etwa vorzog, unbekümmert um den Inhalt der Gesänge, ihre eigenen Wege zu gehen, wo sie dann freilich ebenso des bestimmten Ausdrucks entbehren, in eben so allgemeinen unverständlichen Phrasen sich bewegen mußte. Wenn sie als Begleitung des Gesanges auftrat, fehlte ihr vor Allem die Macht einer deutlichen und bestimmten Charakteristik. Wollte sie selbständig wirken, so konnte sie das nur vermöge ihres rhythmischen Elementes, weil sie natürlich keine der Sache fremden Melodien aufnehmen und harmonisch verarbeiten durfte. So geschah es, daß sie durch Masse und gleichsam rohe Kraft ersetzen mußte, was ihr an lebendig bestimmtem Inhalte fehlte. An die Stelle der Musik trat ein ziemlich wüster Lärm, und statt des melodiösen Gesanges mußte eine langweilige, schleppende Deklamation, hin und wieder von arienhaften Schreistücken unterbrochen, genügen. Allerdings war das französische Ohr an solche musikalische Vorträge gewöhnt. Auch waren sie ihm ohne Zweifel in einem gewissen Grade angemessen, wie denn diese Art Musik sich ohne eine entsprechende natürliche Disposition der Zuhörer schwerlich ausgebildet haben würde. Der vorwiegend dramatische Charakter der französischen Oper und die Herrschaft des rhythmischen Elementes in der französischen Musik scheint mit der Eigenthümlichkeit des Nationalcharakters zu genau zusammenzuhängen, als daß darin eine wesentliche Aenderung eintreten könnte.

Auch die von Rousseau angebahnte neue Richtung hat eine solche nicht herbeizuführen vermocht. Wohl aber brachte sie neue Elemente mit sich, durch welche die französische Musik in Inhalt und Form, und nicht weniger der Geschmack des französischen Publikums im Laufe der Zeit erheblich modifizirt wurde. Sie setzte vor Allem die einfache, natürliche Melodie wieder in ihre Rechte ein, und gab zugleich der Musik ihren charakteristischen Ausdruck zurück, indem sie dieselbe im Recitativ zu den Textworten in enge Beziehung brachte. Zunächst freilich fanden diese Neuerungen nur in die Stücke Eingang, welche sich an den Rousseau'schen Devin und die gleichzeitig in Paris bekannt werdende Opera buffo der Italiäner anschlossen, und aus welchen später die „komische Oper" hervorging. Indeß blieben sie doch auch auf die große Nationaloper nicht ganz ohne Wirkung, obgleich hier die entsprechende Umbildung nur erst nach geraumer Zeit durch die schöpferische Kraft eines deutschen Komponisten in größerem Maße durchgeführt wurde. Es ist freilich ein weiter Abstand zwischen dem unbedeutenden Rousseau'schen Intermède und den großen Tonwerken Gluck's. Aber sie verhalten sich doch gewissermaßen, wenigstens was die Einwirkung auf das musikalische Drama der Franzosen angeht, wie der kleine Anfang zum großen Ziele. Doch tritt dabei

der bemerkenswerthe Unterschied hervor, daß die Musik Gluck's den charakteristischen Ausdruck betont, und damit der melodiösen italiänischen Musik, die Rousseau vorzugsweise wegen ihres melodischen Elementes liebte und pflegte, entgegentrat. Indeß ist das doch nur eine relative Differenz. Gluck trat der einseitigen Geltung der Melodie, wie sie in der italiänischen Musik herrschte, am Ende nur darum entgegen, weil ihre Berechtigung sich für ihn von selbst verstand, und Rousseau, wie groß seine Vorliebe für die Melodie auch sein mochte, brachte doch auch den musikalischen Ausdruck, so weit es in seinen Kräften stand, zu Ehren.

Man sieht, der Devin steht sowohl nach der poetischen, wie nach der musikalischen Seite am Eingange bedeutender und folgenreicher Entwicklungen. Kann man auch nicht sagen, daß sie ausschließlich von ihm ausgegangen sind, so berechtigt doch die Zeit seines Erscheinens, ihn an die Spitze derselben zu stellen. Uebrigens führte Rousseau auch in ihm den schon früher gemachten Versuch, Poesie und Musik zu vereinigen, mit größerem Erfolge aus. Es handelte sich hierbei nicht blos um den äußerlichen Umstand, daß Dichter und Komponist ein und dieselbe Person waren. Die Hauptsache ist vielmehr die innige Verbindung dieser beiden Künste, deren selbständige Geltung Rousseau nicht anzuerkennen vermochte. Ohne die reine Instrumental-Musik durchaus zu verwerfen, legte er doch keinen großen Werth auf sie. Daß er auch die Poesie in ihrer Isolirung, sofern sie in einer aparten metrischen Form auftritt, nicht sonderlich goutirte, wird sich später noch näher zeigen. Instinktiv, scheint es, lehnte er sich gegen diese Sonderung, die allerdings als das Werk der Civilisation anzusehen ist, im Namen der ursprünglichen Natur, und durch sein subjektives Wesen getrieben, auf. Ihm ist die wahre Poesie zugleich Gesang, und die Musik wesentlich begleitende Melodie. Eben darum setzte er die letztere in eine nahe Beziehung zur Sprache, so zwar, daß der Charakter der einen von dem der anderen abhängig erscheint. Doch darüber werden wir ihn im nächsten Abschnitte sich genauer aussprechen hören. Hier müssen wir noch eines zweiten, freilich etwas zweifelhafteren szenischen Erfolges gedenken, den er gleichzeitig mit dem Devin durch eine, schon manche Jahre früher verfaßte Komödie errang.

Als Rousseau nach Paris kam, bestand ein wesentlicher Theil seiner kleinen Habe in einem Lustspiele Narciß, welches er in Chamberi gedichtet hatte. Ohne Zweifel hoffte er damals, er werde dasselbe nur zu zeigen brauchen, um ihm sofort den Zugang zur Bühne zu eröffnen. Die Enttäuschung, welche er in Bezug auf seine musikalische Zeichenschrift erfuhr, und die nähere Kenntniß der Bühnenverhältnisse, welche ihm später der direkte Verkehr mit dem Theater

und seinen Mitgliedern verschaffte, stimmte seine Zuversicht so herab, daß das Manuskript manche Jahre unbenutzt vergilbte. Nur von Zeit zu Zeit wurde es hervorgeholt, um irgend einem Kenner, Dichter oder Schauspieler, vorgelegt und bei solchem Anlasse stellenweise verbessert zu werden. Aussicht zu einer Aufführung wollte sich nicht finden, bis la Noue, ein bekannter Schauspieler und selbst Schriftsteller von einigem Verdienst, es übernahm, das Stück in der Comédie française zur Darstellung zu bringen. Man hielt es für rathsam, den Verfasser vorläufig nicht zu nennen;* nur die nächsten Freunde Rousseau's wußten um das Geheimniß. Er selbst scheint von vornherein an einem durchgreifenden Erfolge gezweifelt zu haben. Wenigstens schreibt er noch am Tage vor der Aufführung (17. Decbr.) seinem Freunde Mussard, „er möge der morgigen Vorstellung, die wahrscheinlich die einzige bleiben werde, lieber nicht beiwohnen, falls ihm das Schicksal des Stückes nicht ebenso gleichgültig sei, wie dem Dichter selbst." Doch der Ausgang war günstiger, wie er erwartet hatte; das Stück wurde beifällig aufgenommen und erfuhr sogar die Ehre einer zweiten Aufführung. Freilich war das im Grunde wohl nur ein succès d'estime. Kannte man den Namen des Dichters auch nicht, man vermuthete doch auch in weiteren Kreisen, daß er mit dem berühmten Verfasser des Devin eine und dieselbe Person sei. Rousseau selbst war nicht so geduldig wie das Publikum. Schon bei der ersten Vorstellung „langweilte er sich in einem Grade, daß er das Ende nicht abwarten konnte." Die Aufführung mochte das ihrige dazu beitragen, denn, wenn auch nicht grade schlecht gespielt wurde, so fehlte es doch an einem richtigen Verständnisse des Ganzen. Die Hauptsache aber war, daß das Stück einen zu unbedeutenden Inhalt hatte, um ihn auf seinem damaligen Standpunkte ernstlich interessiren zu können. Es verrieth eben in der Form, wie im Gegenstande die jungen Jahre, in welchen es entstanden war, und wenn es auch, wohl in Folge der späteren Ueberarbeitungen, von relativ größerm Werthe ist als die übrigen Dichtungen dieser Art, so wird doch eine kurze Analyse genügen, um zu zeigen, daß es nur auf den Rang einer untergeordneten Produktion Anspruch hat.

Man darf bei einem Manne, wie Rousseau, stets von der Voraussetzung ausgehen, daß seinen Schriften irgend ein persönliches Motiv zu Grunde liegt. Spricht er seine Gedanken und Grundsätze aus, so geschieht das immer in Folge einer persönlichen, äußeren oder inneren Anregung. Ebenso ist's, wenn er dichtet; nicht die Sache, sondern seine Beziehung zu ihr treibt ihn, sie darzustellen, und die Figuren, welche er vorführt, sind wesentlich Abbilder der einen oder andern Seite seiner eigenen Persönlichkeit. Es würde ihm schwerlich in den Sinn gekommen sein, einen Narciß zu schildern,

hätte er nicht in sich selber die charakteristischen Züge seines Helden vorgefunden. Narciß [81]) ist ein jugendlicher Petitmaitre, hübsch, gutmüthig und liebenswürdig. Kein Wunder, daß er in der Gesellschaft brillirt, und besonders bei den Damen in Gunst steht. Leider haben ihn diese Erfolge eitel und selbstgefällig gemacht; er hat ein sehr lebhaftes Gefühl seines hohen Werthes, und ist überzeugt, daß die Triumphe, welche er feiert, seinem Verdienste gebühren. Nicht ohne einen soliden guten Fonds, ist er bei seinem schwächlichen Wesen durch das nichtige Treiben doch selbst etwas fade und geckenhaft geworden. Der stete Verkehr mit den Schönen hat ihn vollends verweichlicht, so daß er sich ihnen selbst in Benehmen, Kleidung u. s. w. möglichst annähert. Wir meinen nun zwar nicht, daß Rousseau, als er in Chamberi seinen reizenden Schülerinnen Musikunterricht ertheilte, die Rolle eines solchen Stutzers gespielt habe. Wenn dem aber nicht so war, so lag es weniger an Wunsch und Willen, als an dem Mangel der dazu nöthigen Fähigkeiten. Es gab doch eine Zeit, wo er sich gerne zu der glänzenden Stellung eines solchen Lion aufgeschwungen, und die Bekannten, welche sich ihrer erfreuten, fast beneidet hätte. Als er freilich einsah, daß das nicht anging, mochte er sich leicht bescheiden, und die geeignete Stimmung finden, um die eigene Schwäche in einem etwas karikirten Zerrbilde zu persifliren.

Er hat das nicht ganz ohne Geschick gethan. Die Intrigue des Stücks ist nicht so übel angelegt, und sind auch die einzelnen Züge und Wendungen meist nicht neu, sondern dem hergebrachten Apparat der dramatischen Verwicklung entnommen, so zeigt doch der eigentliche Mittelpunkt der Vorgänge eine gewisse Originalität der Erfindung, die sich freilich nicht ganz innerhalb der Grenzen der Wahrscheinlichkeit gehalten hat. Narciß hat eine Schwester Lucinde, die ihn von seinem weibischen Wesen kuriren möchte. Zu dem Ende kommt sie mit seiner Braut Angelika überein, dem Porträt des Bruders, welches eben in dessen Zimmer aufgestellt werden soll, ein möglichst weibliches Ansehen zu geben. Narciß, meint sie, werde sich in diesem Spiegel wiedererkennen, und so zum Bewußtsein seiner unmännlichen Haltung gelangen. Die Braut freilich geht nur widerstrebend auf die Täuschung ein; sie empfindet dieselbe als ein Unrecht gegen den Verlobten und fürchtet, daß der Scherz ihn beleidigen und gegen sie aufbringen werde. In der That wird ihre Besorgniß, wenn auch nicht in der erwarteten Weise, gerechtfertigt. Narciß hält das Bild für das Porträt einer weiblichen Person und verliebt sich in das vorausgesetzte Original um so leichter, da er in ihrer Schönheit einen Reflex der eigenen sieht.

Diese Wendung ist überraschend genug und jedenfalls die interessanteste im ganzen Stück. Alles Uebrige bewegt sich so ziemlich

in dem gewohnten Lustspielgeleise. Da ist ein unbequemer Vater, der drohend auf der einmal festgestellten Heirath des Sohnes besteht und diesen damit bei seiner neuen Leidenschaft der Verzweiflung nahe bringt. Da ist nicht minder ein vertrauter Diener, der, klüger als sein Herr, sich den Wünschen und Launen desselben bereitwillig fügt, nebenbei auch einen gelegentlichen Rausch hat und mehr oder weniger schlechte Witze macht. Auf der andern Seite hat Lucinde einen Geliebten, von dem sie nicht lassen mag, und zugleich einen vom Vater octroyirten Bräutigam, der ihr unbekannt und, wie sich von selbst versteht, gründlich verhaßt ist. Daß diese beiden Personen im Grunde ein und dieselbe sind, ist weder neu, noch von besonderem Interesse; dieser Umstand dient aber natürlich dazu, die gegebene Verwicklung befriedigend zu lösen. Streng genommen macht sich diese Episode neben dem Hauptknoten, der sich um den Bruder schürzt, etwas zu breit. Indeß hat der Dichter dafür gesorgt, daß die Beziehungen und Schicksale der Geschwister doch in etwa in einander greifen. Lucinden's Bräutigam ist der Bruder Angelika's und kann durch die Schwester möglicher Weise zu einer freiwilligen Entsagung bestimmt werden. Es gilt daher, sich diese durch die Besserung des eigenen Bruders noch mehr zu verpflichten. Uebrigens wird Narciß auch von seiner Thorheit gründlich geheilt. Die extemporirte Leidenschaft treibt ihn zwar zu manchen Possen; auch nimmt Angelika die Miene an, als lege sie ihr eine reelle Bedeutung bei, gibt aber grade durch ihre scheinbare Entfremdung seiner im Grunde tiefen und aufrichtigen Zuneigung die frühere Macht zurück. Als sie ihm schließlich die Wahl freistellt zwischen sich und dem Originale des Porträts, das sie zu kennen vorgibt und für dessen Liebe sie bürgen will, ist das Herz doch mächtiger, als die leere Phantasie. Er entscheidet sich für seine frühere Geliebte, muß aber dann freilich, als ihm nun das Geheimniß des Porträts offenbar wird, die bessernde Scham über seine der Eitelkeit entsprungene Verblendung mit in den Kauf nehmen.

Man sieht wohl, das Ganze des Inhaltes ist ohne sonderliche Bedeutung, doch läßt sich manchen Wendungen und selbst den leitenden Fäden der Intrigue eine gewisse Feinheit nicht absprechen. Wenn die Täuschung, welche den Bruder und Bräutigam bessern soll, trotz der guten Absicht, für die beiden Mädchen eine Quelle von Verlegenheiten wird, so ist das immerhin eine nicht übel ersonnene gerechte Strafe. Daß sie dennoch auf einem nicht erwarteten Umwege ihren Zweck erreichen, ist ebenso angemessen. Der Umweg selbst aber konnte sicherlich nur durch einen Mann von Geist aufgefunden werden. In der Liebe zu dem Gegenstande des Bildes liebt Valère nur sich selbst, die Eigenliebe wird hier, so zu sagen,

gegenständlich und erreicht damit ihre Spitze, auf welcher ihre phantastische Hohlheit deutlich werden muß. Zugleich gestattet sie nunmehr der tieferen Herzensneigung, sich in ihrer vollen Wahrheit geltend zu machen. Es sind dies Bezüge, die nicht gerade gewöhnlich erscheinen, wenn sie auch nicht vollkommen klar und bestimmt hervortreten. Auch sonst bemerkt man an manchen Stellen eine Zartheit der Empfindung und eine Gabe der feinen, treffenden Beobachtung, die für die Langeweile, welche der im Ganzen zu verbrauchte Inhalt erregt, in etwa entschädigen. Bei der Aufführung trat diese gute Seite des Stückes ohne Zweifel sehr zurück. Rousseau hatte daher nicht Unrecht, als er es gerathen fand, dasselbe keiner weiteren Probe auszusetzen, und sich entschloß, es drucken zu lassen. Er durfte um so mehr auf eine weite Verbreitung hoffen, als er ihm eine sehr interessante Vorrede mit auf den Weg gab [82]).

Nichts kann verschiedener sein, als die Standpunkte, von welchen diese Vorrede und das Stück selbst geschrieben sind. Jene ist, was den Styl und die Sprache angeht, ein kleines Meisterwerk. Kraft und Klarheit des Ausdrucks zeichnen sie aus; man merkt, daß der Verfasser hier seine eigensten Ueberzeugungen vertritt. In der That enthält sie ein ebenso bündiges wie entschiedenes Glaubensbekenntniß. Rousseau benutzte die Gelegenheit, um die Prinzipien, zu welchen er sich bekannte, und die er bis dahin zum Theil wohl, weil sie ihm selbst noch nicht völlig klar geworden waren, mehr nur angedeutet hatte, in präciser Fassung deutlich auszusprechen. Die Schrift schließt sich wesentlich an den discours sur les sciences und die ihm folgenden Beantwortungen der Gegenschriften an, und gibt der dort geführten Erörterung über Werth und Grenzen der geistig wissenschaftlichen Bildung einen resumirenden Abschluß. Ihre Form aber ist eine durchaus subjektive; die Person des Verfassers steht überall im Vordergrunde; von ihm geht sie aus und auf sie kommt sie beständig zurück.

Gleich im Eingange wird hervorgehoben, daß es sich nicht von der Dichtung, „über die zu reden kaum der Mühe verlohne,“ sondern von dem Dichter handeln werde. Dieser habe mannigfache Vorwürfe erfahren und müsse sich eben darum rechtfertigen. „Freilich,“ heißt es dann weiter, „werden die Waffen nicht gleich sein. Man wird mich mit Späßen angreifen, und ich werde mich nur mit Gründen vertheidigen. Vorausgesetzt aber, daß ich meine Gegner überzeuge, liegt mir wenig daran, sie zu überreden. Indem ich mich bemühte, meine eigene Achtung zu verdienen, habe ich gelernt, die der Anderen zu entbehren. Wenn es mir aber ziemlich gleichgültig ist, ob man gut oder schlecht von mir denkt, so kommt mir doch sehr viel darauf an, daß Niemand das Recht habe, schlecht von mir zu denken.“

In diesen scharfen antithetischen Wendungen geht es noch eine Weile fort; es spiegelt sich in ihnen der schneidende Gegensatz, in welchem die von einem fast outrirten Selbstgefühl belebte Persönlichkeit des Verfassers mit stolzer Verachtung der Außenwelt gegenübertritt. Sie hält es für überflüssig, irgend welche Rücksichten zu nehmen, schleudert den Gegnern die erkannten oder geglaubten Wahrheiten schonungslos in's Gesicht, und schlägt die Einwürfe mit kühner Kraft nieder.

Man merkt es doch, dieser Mann ist frei von sich; die Beziehungen zur Welt und zum Leben binden ihn nicht mehr; er macht keine weiteren Ansprüche an sie, sieht die Dinge, wie sie ihm eben erscheinen, und hat den Muth, sie beim rechten Namen zu nennen. Offen und wahr ohne Einschränkung, wird auch Sprache und Ausdruck klar, bestimmt, treffend. Sie fesseln um so mehr, da bei aller rücksichtslosen Schärfe, die sich gegen Zustände und Richtungen im Allgemeinen kehrt, der freie, noble Sinn sich nie zu direkten persönlichen Angriffen herabläßt. Die Person der Gegner wird nicht angetastet; sie selbst freilich, sofern sie eben Gegner sind, haben keine Schonung zu erwarten. „Sie haben dem Verfasser während des Kampfes durch ihr Benehmen nur zu sehr bewiesen, daß er Recht hatte, als er seine Ansichten von den verderblichen Wirkungen der einseitigen Pflege des Geistes geltend machte. Unfähig, die Sache selbst mit stichhaltigen Gründen zu vertheidigen, haben sie die Akademie, welche den Discours mit ihrem Beifalle beehrte, mit hämischen Invektiven verfolgt und durch offenbare Lügen verdächtigt, und weil die Behauptungen des Verfassers keinen Angriff gestatteten, wurden sie gegen dessen Person gerichtet. Um die Wahrheiten, die er vertrat, nicht bekämpfen zu dürfen, zog man seine Aufrichtigkeit in Zweifel. Man versicherte, er glaube selber nichts von dem, was er sage; so extravagante Meinungen könnten eben nur im Scherze aufgestellt werden, eine Ansicht, die freilich denjenigen, welche sie hegen, alle Ehre macht und mit Hülfe derer sich auch die evidentesten Wahrheiten mühelos widerlegen lassen. In dem vorliegenden Falle entbehrt sie allen Grundes, denn weder das Leben, noch die Schriften des Verfassers bieten irgend etwas dar, worauf sie sich stützen könnte. Aber selbst wenn ihn seine Handlungen oder Reden dementiren, so ist man doch noch nicht zu der Annahme berechtigt, daß Jemand nicht glaube, was er im Ernste behauptet."

„Es ist ferner hervorgehoben worden, daß das eigene Verhalten des Verfassers mit den Prinzipien, die er vertrete, in Widerspruch stehe. Wer selbst Verse und Musik mache, dem zieme es doch nicht, Kunst und Wissenschaft herabzusetzen. Der Verfasser glaubt aber, daß dieser Widerspruch, selbst wenn er existirte, weder gegen seine

Aufrichtigkeit, noch auch gegen die Wahrheit seiner Behauptungen irgend etwas beweisen könne. Wäre es erlaubt, aus den Handlungen der Menschen über ihre Gesinnungen zu urtheilen, so würde man sagen müssen, daß die Liebe zur Gerechtigkeit aus allen Herzen verbannt ist, und es keinen einzigen Christen mehr auf der Erde gibt. Ueberdies," fügt er hinzu, „habe ich nicht immer das Glück gehabt, zu denken, wie jetzt. Es gab eine Zeit, wo die Irrthümer und Vorurtheile des Jahrhunderts auch die meinigen waren, und ihr gehören die Verse und die Schriften an, die aus meiner Feder hervorgegangen sind. Daß dieselben eben jetzt zum Theile veröffentlicht werden, beweist am besten, wie gleichgültig dem Verfasser das Lob oder der Tadel ist, welchen sie finden mögen. Es sind illegitime Kinder, die man noch mit Vergnügen liebkost, während man darüber erröthet, daß man ihr Vater ist. Doch im Grunde bedarf es einer solchen Rechtfertigung gar nicht; der vorausgesetzte Widerspruch existirt nur in der Phantasie derer, welche den eigentlichen Inhalt der aufgestellten Wahrheiten nicht verstehen oder verstehen wollen."

Rousseau gibt nun ein gedrängtes Resumé dessen, was er früher behauptet hatte. Die Fassung ist klar, bündig und präcis; der Inhalt bietet nichts wesentlich Neues, nur einige wenige Punkte sind hinzugefügt oder doch schärfer und deutlicher hervorgehoben worden. Namentlich wird der Unterschied betont, welcher, was den Einfluß von Kunst und Wissenschaft angeht, allerdings auch schon im Discours zwischen einem noch unverdorbenen und einem bereits corrumpirten Volke gemacht worden war.

„Wenn das eine alle Ursache hat, die Wissenschaften, und mehr noch die Gelehrten von sich fern zu halten, so hat das andere nicht weniger triftige Gründe, sie bei sich aufzunehmen und auf jede Weise zu fördern. Sie können freilich nicht wieder gut machen, was ein Mal schlecht geworden, wohl aber dazu beitragen, daß das vorhandene Uebel sich nicht verschlimmere. Sie verhindern, daß die Laster, welche sie selbst zum Theil hervorgerufen haben, zu Verbrechen werden; sie bedecken dieselben wenigstens mit einem Firniß, welcher dem Gifte nicht gestattet, sich so frei und ungehindert zu verbreiten, wie es ohne das der Fall sein würde. Eben deßhalb müssen Akademien, Universitäten, Theater und andere Amüsements der Art sorgfältig erhalten werden, denn sie lenken die Bosheit der Menschen ab und hindern sie, sich mit gefährlicheren Dingen zu beschäftigen. Wenn dem aber so ist, so fällt der Widerspruch, welchen man zwischen den Ansichten und den Handlungen des Verfassers entdeckt haben will, natürlich von selbst fort. Er verfährt nur ganz folgerecht, wenn er sich selbst Beschäftigungen hingibt, deren fortschreitende Pflege er billigt.

Somit darf er wohl behaupten, daß er seinen Gegnern, wie dem Publikum gegenüber vollkommen gerechtfertigt dasteht."

„Eine andere Frage ist, ob er sein Thun vor sich selbst verantworten kann, ob er sich gestehen darf, daß er die unheilvollen Wirkungen, welche die literarische oder künstlerische Thätigkeit im Allgemeinen nach sich zieht, an sich nicht erfahre. Er glaubt indeß in dieser Beziehung ruhig sein zu können. Wohl hat er mehr als ein Mal die drohende Gefahr empfunden, mehr als ein Mal seine literarischen Arbeiten aufgegeben, in der Absicht, sie für immer ruhen zu lassen, und dem Frieden seines Herzens die einzigen Vergnügungen zum Opfer gebracht, an welchen es sich noch erfreuen konnte. Wenn er es nun doch wagt, sich ihnen inmitten seiner Leiden, am Schlusse einer mühsamen und schmerzlichen Laufbahn, noch eine Weile hinzugeben, damit sie seine letzten Tage in etwa erheitern, so knüpft er daran wenigstens nicht solche Interessen und Prätensionen, daß er selbst die gerechten Vorwürfe verdiente, die er den Männern der Wissenschaft gemacht hat. Er wird sich daher durch das leere Gerede seiner Gegner nicht beirren lassen. Sollten sie freilich jemals bemerken, daß er über der Liebe zum Ruhme die zur Tugend vergesse, so mögen sie mit ihrer Wahrnehmung offen hervortreten; er verspricht, augenblicklich Bücher und Schriften in's Feuer zu werfen und alle Irrthümer zuzugestehen, deren man ihn etwa zeihen möchte. Bis dahin aber wird er fortfahren, Bücher zu schreiben, Verse und Musik zu machen, wenn er dazu Talent, Zeit, Kraft und Neigung hat, wird auch fortfahren, von den Wissenschaften und denjenigen, welche sie betreiben, ohne Rückhalt alles Schlimme zu sagen, was er von ihnen denkt. Freilich wird man dereinst berichten können, daß dieser erklärte Feind der Wissenschaften und Künste dennoch Theaterstücke geschrieben und veröffentlicht habe. Und diese Worte werden allerdings eine höchst bittere Satyre, nicht auf den Dichter, sondern auf dessen Jahrhundert aussprechen."

XIV.

Man darf doch zweifeln, daß es Rousseau gelungen ist, seine literarische Thätigkeit mit seinen Grundsätzen in Einklang zu bringen. Weder das Pis-aller, zu dem er seine Zuflucht nimmt, noch auch die Rücksicht auf die eigene Schwäche einer- und die eigene Integrität andererseits, können die Förderung einer Sache rechtfertigen, die ihm an sich für verderblich galt. Consequenter Weise hätte er seiner schriftstellerischen Thätigkeit entsagen und sich einfach einem praktischen Berufe widmen müssen. Wenn er das nicht that, so unterließ er es, weil er es nicht konnte und nicht wollte. Ihn bestimmte der bisherige

Lebensgang, die Stellung, die er eben einnahm, vor Allem aber der natürliche Drang, die erworbene Einsicht, die erkannte Wahrheit der Welt mitzutheilen. Daß er diesem Drange folgte, kann ihm nicht zum Vorwurfe gereichen. Freilich liegt ein maßloser Stolz darin, wenn er sich, allerdings nur implicite, der kleinen Schaar jener großen Genien zugesellt, die, ohne alle Rücksicht auf ihre eigene Person, lediglich im Interesse der Wahrheit und zum Besten ihrer Mitmenschen die Ergebnisse ihres Denkens aussprechen. Indeß so ganz unbefugt war dieser Anspruch doch nicht. Rousseau hatte in der That das persönliche Interesse, welches ihn bis dahin geleitet hatte, zum Schweigen gebracht. Zwar strebte er immer noch nach persönlicher Geltung, aber wesentlich doch nur in so fern, als sie den Beweis und die Probe für die Anerkennung seiner Leistungen abgab. So sehr identifizirt er sich freilich nie mit der Sache, daß ihm das eigene Ich gleichgültig würde; er empfindet es tief und schmerzlich, wenn man ihm verletzend entgegentritt; es drückt und kränkt ihn schon, wenn seine Ansichten und Schriften gleichgültig oder auch nur nicht beifällig aufgenommen werden. Doch hindert ihn das nicht, seine Ueberzeugungen fort und fort geltend zu machen. Er hat den Muth, das als wahr Erkannte ohne Rücksicht auf das Publikum und ohne Sorge um die Folgen, die es für seine Person haben könnte, zu vertreten. Daß eine solche Stellung in der That nicht gefahrlos war, das zeigte sich, als er noch im Laufe desselben Jahres 1753 abermals zur Feder griff.

Die Aufführung des Devin fiel in eine Zeit, wo der Sinn für die italiänische Musik schon von anderer Seite her angeregt worden war. Im August 1752 kam eine Truppe italiänischer Bouffons, die sich eine Zeit lang in Deutschland aufgehalten hatte, von dort nach Paris, wo man ihr gestattete, im Saale der großen Oper Vorstellungen zu geben. Die Gesellschaft gebot über keine bedeutenden Kräfte; man spielte schlecht, und das ungeschickte Orchester wußte die Musik nur sehr unvollkommen zur Ausführung zu bringen. Dennoch war der Erfolg ungemein groß. Man hörte zum ersten Male jene leichten anmuthigen Melodien, wie sie, getragen von einer einfachen, leicht faßlichen Harmonie, der italiänischen Musik eigen sind, und widerstand dem zauberischen Reize nicht, den sie bei einem angemessenen Vortrage ausüben. Alle Welt war entzückt, den fremden Sängern wurde ein ungemessener Beifall zu Theil, und es schien eine Weile, als werde die Theilnahme für die Musik ihrer Heimat das Interesse der Pariser für die nationale Tonkunst völlig absorbiren. Aber es schien doch nur so; auf den allgemeinen Enthusiasmus folgte bald eine heftige Reaction, und das Anfangs im Lobe einstimmige Publikum theilte sich in zwei Parteien, von

welchen nur die kleinere den Italiänern treu blieb. Freilich ersetzte sie durch die Bedeutung ihrer einzelnen Mitglieder, was ihr an der Zahl abging. Es liegt zwar einige Uebertreibung darin, wenn Rousseau sagt, daß „alle wirklichen Kenner der Musik, alle Männer von Geist und Talent ihr angehörten.“ Richtig ist aber doch, daß sie vorzugsweise aus solchen bestand, und es konnte nicht füglich anders sein. Nachhaltigen Anklang finden neue Erscheinungen der Art nur bei denjenigen, welche im Stande sind, ihren tieferen, bleibenden Werth zu würdigen. Dazu gehörte in diesem Falle ein unbefangener, empfänglicher Sinn für das eigentliche Musikalische in der Musik, wie er dem gebildeten Kenner eigen zu sein pflegt, oder aber eine entschiedene Sympathie mit der in Musik und Text der italiänischen Operetten angestrebten einfachen Naturwahrheit, die sich bei den talentvollen Chorführern der damaligen Opposition von selbst verstand, weil sie sich in gleicher Richtung bewegten. Sie auch konnten sich dem, was aus der Fremde stammte, um so leichter hingeben, da der universelle kosmopolitische Charakter ihres Denkens sie über die Schranken der nationalen Einseitigkeit hinaushob. Es ist aber doch eben so natürlich, wie interessant, daß die beiden entschiedensten Vorkämpfer der italiänischen Musik, Grimm und Rousseau, Ausländer waren.

Man sieht, daß der Widerspruch, welchen diese Musik fand, zumeist aus nationalem Patriotismus hervorging, obgleich auch andere, minder ehrenwerthe Motive vielfach mitwirkten. Die Komponisten und ausübenden Musiker betrachteten die Erfolge des fremden Eindringlings natürlich mit Neid und Eifersucht. Wurden sie ja durch ihn nicht blos in ihrem bis dahin unbestrittenen Ansehen, sondern selbst in ihrem Erwerbe bedroht. Kein Wunder, daß sie Alles aufboten, ihn zu beseitigen, oder doch um den bereits erworbenen Kredit zu bringen. Sie fanden Schutz und Beistand bei dem großen Haufen derer, die schon darum allem Neuen abhold sind, weil die Gewohnheit sie an das Alte fesselt. Ihnen schlossen sich dann diejenigen an, deren konservativer Sinn jede Neuerung perhorrescirte, zumal wenn dieselbe, wie das hier der Fall war, durch die Protektion der Stimmführer der staatlichen und kirchlichen Opposition noch gefährlicher schien, als sie es an sich sein mochte. Die „Reichen und Vornehmen,“ wie auch die Träger der öffentlichen Gewalt mochten persönlich immerhin mit Vergnügen den ungewohnten Klängen lauschen; ihre Denkweise und Stellung machte sie doch zu Gegnern einer Richtung, die dem Bestehenden entgegentrat. Daß auch die Damenwelt ihr im Allgemeinen abgeneigt war, hatte wohl ähnliche Gründe, denn, wie sehr sie auch den Wechsel liebt, und von jeder frappanten neuen Erscheinung enthusiasmirt zu werden pflegt,

sie hat doch vorwiegend konservative Interessen und Neigungen. In diesem Falle kam noch der Umstand hinzu, daß sie den Text der italiänischen Gesänge nicht verstand, was ihr dann auch allmälig den Genuß der Musik verleiden mußte.

Indeß, wie mannigfach und mächtig die mitwirkenden Ursachen auch sein mochten, die nationale Antipathie war doch das entscheidende und wirksamste Motiv. Die französische Oper in ihrer damaligen Gestalt war eben ein Erzeugniß und der Ausdruck des französischen Geistes. Als solchen liebte und ehrte man sie; man war stolz auf diese nationale Schöpfung, und zwar um so mehr, da auch sie in die Reihe jener glänzenden Erscheinungen gehörte, durch welche Frankreich und Paris in's Besondere die Bewunderung der ganzen gebildeten Welt an sich fesselten. Man mochte sich immerhin ihre Mängel und Schwächen eingestehen. Man konnte auch die Vorzüge des Fremden vielleicht aufrichtig anerkennen; Ehre und Ansehen der Nation forderten doch, daß man sich ihm feindlich gegenüberstellte. Ueberdies ließ sich nicht verkennen, daß sein Werth nur ein relativer war, der, einseitig betont, zu einem ebenso einseitigen Widerspruche berechtigte. Wenn die italiänische Musik sich vor der französischen durch ihren melodiösen Gehalt auszeichnete, so mußte doch die ihr eigene, fast exklusive Geltung der Melodie von selbst zu einer schärferen Betonung des harmonischen Elementes herausfordern. Man war nicht weniger im Rechte, wenn man, gegenüber der einseitigen Pflege, welche die musikalische Seite der Oper bei den Italiänern fand, sich die poetisch-dramatische zu erhalten suchte. Und wie heilsam es auch sein mochte, daß der Inhalt des musikalischen Drama's aus der luftigen Höhe der Mythologie und Allegorie auf den Boden des naturwahren Lebens zurückversetzt wurde, es ließ sich doch nicht leugnen, daß dieses Leben gar manche triviale und selbst gemeine Elemente darbot, die in ihrer nackten Realität für die idealen Anschauungen und Empfindungen, zu welchen die nationale Oper anregte, keinen genügenden Ersatz bieten konnten. Es mochte doch der Ausdruck eines tief und wahr empfundenen Unwillens sein, wenn manche Freunde der alten Musik äußerten, daß „die Majestät und Würde der Oper nie eine ärgere Profanation erfahren habe, als durch diese italiänischen Bouffons“ [83]).

So wirkten persönliche, nationale und künstlerische Interessen zusammen, um der Partei des Widerstandes gegen die Italiäner sowohl der Zahl, wie dem unmittelbaren Einflusse nach, das Uebergewicht zu geben. Freilich wurde dasselbe nicht wenig dadurch vermindert, daß die Gegner offenbar die größere geistige Kraft und Schärfe, einen lebhafteren, kühneren Enthusiasmus und, zunächst wenigstens, auch das unbestreitbare Recht der Sache für sich hatten.

Es begann nun zwischen den beiden Heerlagern ein erbitterter, hartnäckiger Kampf, der geraume Zeit das Interesse des gebildeten Publikums so ausschließlich in Anspruch nahm, daß es darüber selbst den großen Streit des Parlamentes mit der Geistlichkeit, welcher in diesen Jahren die Grundfesten der staatlichen und kirchlichen Ordnung zu erschüttern drohte, fast aus den Augen verlor. Ganz Paris war in Bewegung; in allen Salons und Kaffés bildete die Musik den beständigen Gegenstand der belebtesten Diskussion. Mit der größten Heftigkeit wurde für oder gegen die Italiäner Partei ergriffen. Im Allgemeinen war ihnen auch in weiteren Kreisen die große Mehrzahl feindlich, sobald man anfing, den Werth ihrer Leistungen zu diskutiren. Im Theater freilich wirkte der unmittelbare Eindruck ihrer Vorträge meist so überwältigend, daß auch die Gegner zu lautem Beifall fortgerissen wurden. Natürlich bildeten diese auch hier die Majorität der Zuhörer; die Logen und ein großer Theil des Parterres war von ihnen besetzt; das Centrum ihres Heerlagers aber befand sich unter der Loge des Königs. Man bezeichnete sie daher mit dem Parteinamen coin du roi, während die entschiedenen Anhänger der Italiäner, deren kleine, aber entschlossene Schaar sich unter der Loge der Königin zu sammeln pflegte, unter dem Gesammtnamen coin de la reine begriffen wurde.

Mit den bestimmten Namen gewannen die Parteien natürlich eine noch größere Consistenz und Geschlossenheit, und es ließ sich erwarten, daß ihr Kampf nicht blos in gelegentlichen Demonstrationen und Wortgefechten verlaufen werde. In der That griff man bald auf beiden Seiten zur Feder; es erschien eine Reihe von Broschüren, in welchen das gute Recht der fremden, wie der heimischen Musik mit ernsten Gründen, oder auch durch witzige Ausfälle verfochten wurde. Den Anfang machte (Ende 1752) der „kleine Prophet von Böhmisch-Broda,“ in welchem Rousseau's Freund, Grimm, die französische Oper in allen ihren Theilen mit beißendem Witze kritisirte und dem allgemeinen Gelächter preisgab [84]). Gegen ihn erhob sich zwar mahnend und warnend der „große Prophet Monet“; er war indeß zu trocken und geistlos, als daß man auf seine Stimme sonderlich hätte achten sollen. Die nationale Partei mußte zu anderen Mitteln greifen, wenn sie dem unausgesetzt steigenden Einfluß der Italiäner mit Erfolg begegnen wollte. Die Versuche, ihre Leistungen durch neue Schöpfungen im nationalen Style in Schatten zu stellen, mißlangen. Man mochte die Werke der alten Schule noch so sehr proniren, das Publikum konnte ihnen keinen rechten Geschmack mehr abgewinnen. War die Vorstellung der Italiäner zu Ende, so verließ alle Welt das Haus, und die nach ihnen auftretenden Landsleute sangen und spielten in der Regel vor leeren Bänken. Es half

auch nichts, daß man die Ordnung umkehrte und ebenso wenig, daß die französischen Musiker, welche die Buffons zur Ergänzung ihres eigenen Orchesters verwenden mußten, sich alle Mühe gaben, die volle Wirkung ihrer Musik unmöglich zu machen[85]). Sie trug doch vor wie nach den Sieg davon, und es wurde allmälig klar, daß man sich fernere Niederlagen nur ersparen könne, wenn man den Kampf aufgebe oder abschneide. Die Wahl konnte nicht zweifelhaft sein; man beschloß, die Bouffons von der Bühne zu verdrängen, und setzte zu dem Ende alle Hebel der Intrigue, wie der Gewalt in Bewegung. Natürlich konnte das Ziel nicht sogleich erreicht werden; erst im Februar 1754 gelang es, die Italiäner definitiv zu entfernen. Das ganze vorhergehende Jahr hindurch wurde der Kampf auf beiden Seiten mit gleichem Eifer fortgeführt. Ja gegen Ende desselben entbrannte er heftiger wie zuvor; der „Brief über die französische Musik,“ welchen Rousseau damals veröffentlichte, „war,“ um mit Grimm zu reden, „wie eine Brandfackel, die Paris an allen vier Ecken in Flammen setzte.“

Die Schrift war allerdings wohl dazu angethan, eine bedeutende Wirkung zu üben. Wenn der „kleine Prophet“ nicht ohne Geschick die leichten Waffen des Witzes und Spottes handhabte, so wußte ihr Verfasser nicht weniger gewandt das schwere Streitzeug der Thatsachen und Gründe zu gebrauchen. Jener hatte den Gegnern zwar empfindliche, aber am Ende doch leicht vernarbende Wunden beigebracht; dieser schien sie mit seinen gewichtigen Schlägen niederschmettern zu wollen. Grimm hatte sich damit begnügt, die mannigfachen Mängel der französischen Oper und Musik schonungslos hervorzuheben. Rousseau ging noch einen Schritt weiter, er stellte von vornherein die Existenz der letzteren in Frage. „Man streitet,“ so beginnt er sein adresseloses Sendschreiben[86]), „nun schon so lange über die Vorzüge der französischen Musik. Es wäre aber vielleicht gut gewesen, sich vor Eröffnung der Diskussion die Frage zu stellen, ob es denn überhaupt eine solche gebe. Möglicherweise sind wir in derselben Täuschung, in welcher andere Nationen, wie die Engländer, Spanier und Deutschen, sich früher befanden. Auch sie glaubten eine eigene, ihrer Sprache angepaßte Musik zu besitzen, und hielten sich für eben so berechtigt, wie verpflichtet, ihre nationale Oper zu bewundern. Sie sind indeß später von ihrem Irrthume zurückgekommen, und haben ihre Eitelkeit dem guten Geschmack zum Opfer gebracht. In Frankreich aber ist man vor wie nach überzeugt, daß die nationale Musik nicht nur vorhanden, sondern weit vortrefflicher sei, als jede andere. Alle Welt ist darüber einig, und Niemand wagt, diesen Glaubensartikel in Zweifel zu ziehen. Dennoch fragt es sich recht sehr, ob, was er behauptet, wahr ist. Jedenfalls

kann die allgemeine Annahme, daß dem so sei, noch keinen genügenden Beweis dafür abgeben. Mit der Zeit gewöhnt man sich bekanntlich auch an das Schlechte, und ist es einmal so weit gekommen, so hält man auch aus Stolz und Eigensinn daran fest. Nur das vernünftige Denken kann über den wahren Werth einer Sache endgültig entscheiden. Auch die Musik muß sich, wie jede andere Kunst, seinem Urtheile unterwerfen. Sehen wir daher zu, ob und wie die unsrige die Probe bestehen kann."

In gewohnter Weise stellt nun der Verfasser, bevor er in die Untersuchung selbst eintritt, einige allgemeine Grundsätze auf, die ihr zur Basis dienen. Sie enthalten, hier wie überall, den eigentlichen Kern seiner Ansicht; die weitere Ausführung ist wesentlich nur ihre Anwendung auf den gegebenen Fall.

„All und jede Musik," so fährt Rousseau fort, „kann nur aus drei Elementen bestehen, der Melodie oder dem Gesange, der Harmonie oder Begleitung, und dem Takt oder dem Maße. Nun wird zwar der Charakter der Melodie vorzugsweise durch das Maß bestimmt. Da sie indeß unmittelbar aus der Harmonie hervorgeht und stets die Begleitung ihrem Gange unterordnet, so können Melodie und Harmonie zusammen behandelt werden, während das Maß oder der Rhythmus eine besondere Erörterung fordert."

„Die Harmonie aber, weil sie aus der gemeinsamen Quelle der Natur entspringt, ist für alle Nationen wesentlich dieselbe. Die Unterschiede, welche sie etwa zeigt, werden lediglich durch die Einwirkung der Melodie veranlaßt. Eben deßhalb kann der eigenthümliche Charakter einer Nationalmusik nur aus der Melodie erkannt werden, zumal derselbe vorzugsweise von der Sprache abhängt, und der Gesang im eigentlichen Sinne von dieser den größten Einfluß erfahren muß."

„Man kann sich Sprachen denken, die für die Musik mehr geeignet sind, als andere; es lassen sich auch solche denken, die es ganz und gar nicht sein würden. Nehmen wir an, eine Sprache bestehe nur aus gemischten, unreinen Klängen, aus stummen, verschluckten und nasalen Sylben, sie habe nur wenige rein- und volltönende Vokale, aber viele Konsonanten und artikulirte Laute. Wie würde die Musik beschaffen sein, die sich einer solchen Sprache anschlösse? Weil es den Vokallauten an Klangfülle fehlt, muß eine um so größere in die Noten gelegt werden; die klanglose Sprache bedingt eine schreiende Musik. Zugleich hat die große Menge der harten Konsonanten nothwendig zur Folge, daß viele Wörter von der musikalischen Behandlung ausgeschlossen werden müssen, während die übrigen nur ganz allgemeine, gleichsam elementare Intonationen zulassen. Die Musik wird daher eintönig und geschmacklos, ihr Gang langsam

und langweilig. Wollte man aber ihre Bewegung in etwa beschleunigen, so würde ihre Schnelligkeit der eines harten und eckigen Körpers gleichen, welcher auf dem Straßenpflaster dahinrollt."

„Es versteht sich von selbst, daß eine Musik dieser Art jeder anziehenden Melodie entbehren muß. Um sie einigermaßen zu ersetzen, würde man dann zu künstlichen, naturwidrigen Schönheiten greifen, die Musik mit regelrechten, frostigen Modulationen ohne Anmuth und Ausdruck, überladen. Außer Stande, fesselnde Melodien zu erfinden, bliebe den Komponisten nur übrig, ihre ganze Thätigkeit der Harmonie zuzuwenden. Diese aber würde nur konventionelle Schönheiten darbieten, deren einziger Werth in der Schwierigkeit der Ausführung bestände. Man hätte so an Stelle einer guten, lediglich eine gelehrte Musik, und zum Ersatze für den fehlenden Gesang, eine endlose Folge von leeren Akkompagnements. Um die Eintönigkeit zu beseitigen, würde die Konfusion gesteigert, und die Musik schließlich in einen wüsten Lärm verkehrt werden."

„Dazu kommt noch, daß der Mangel an wirklicher Melodie den Musikern nothwendig eine falsche Vorstellung von derselben beibringt, welche sie dann verleitet, für Gesang auszugeben, was diesen Namen gar nicht verdient. Es ist ihnen dann ein Leichtes, diese sogenannten Gesangpartien nach Belieben zu vervielfachen. Da ihr Gesang eben nur in den Noten besteht, finden sie am Ende überall Gesang, wo sie Noten sehen."

Ueber den Gegenstand dieser hypothetischen Charakteristik kann man natürlich nicht in Zweifel sein. Ohne sie zu nennen, entwirft Rousseau ein scharfes und, in mancher Beziehung, auch treues Bild der französischen Sprache und Musik. Vielleicht glaubte er mit größerer Freiheit seine Linien ziehen und seine Farben wählen zu können, wenn er das Objekt der Schilderung vorläufig nur errathen ließe. Auch bleibt er noch eine Weile bei der bisherigen Methode.

„Ohne Frage," fährt er fort, „sind Schönheit und Ausdruck der Melodie wesentlich durch die deutliche Empfindung eines bestimmten Maßes bedingt. Eine Musik, welcher das Maß fehlt, gleicht einer Chifferschrift, deren Sinn man nur mit Hülfe eines geeigneten Schlüssels enträthseln kann. Das musikalische Maß aber hängt seinerseits von der sprachlichen Prosodie ab, denn die verschiedenen Maße der Vokalmusik, welche von der immer erst später entstehenden Instrumentalmusik aufgenommen werden, haben ihren Ursprung in den mannigfachen Verhältnissen, in welche die kurzen und die langen Sylben zu einander gebracht werden können. Hätte nun dieselbe Sprache, von der vorhin die Rede war, auch noch eine schlechte, wenig markirte, ungenaue Prosodie, fehlte es ihren Kürzen

und Längen an einfachen bestimmten Verhältnissen der Dauer und Zahl, so daß die einen bald mehr, bald weniger kurz oder lang wären, als die anderen, gäbe es dazu auch Sylben, die weder lang noch kurz sind, und wären alle diese Unterschiede überdies völlig unbestimmt und fast unmeßbar, so ist klar, daß eine nationale Musik, die eine so regellose Prosodie in sich aufnehmen müßte, nur ein sehr vages, ungleiches und wenig verständliches Maß haben könnte."

„Dieser Uebelstand würde sich besonders im Recitativ fühlbar machen. Außer Stande, den Werth der Noten mit dem der Sylben in Einklang zu bringen, würde man beständig das Maß wechseln müssen, und doch die Verse nie in genauen rhythmischen Kadenzen wiedergeben können. Nicht viel besser stände es um die Arien oder die eigentlichen Gesangstücke. Auch hier würden die Bewegungen eines natürlichen Ganges und der Präzision entbehren. Weil das Maß weder merkbar hervortritt, noch gleichmäßig wiederkehrt, müßte es am Ende dahin kommen, daß die Sänger den Sinn für dasselbe verlieren, und die Musiker es nach Belieben in jedem Augenblick beschleunigen oder aufhalten könnten. Sie würden sich das auch da erlauben, wo es dem Komponisten gelungen wäre, ein bestimmtes Maß in Anwendung zu bringen, damit aber zu einem Gesetze der Kunst und einer Regel des guten Geschmacks erheben, was in Wahrheit der einen, wie dem andern Hohn spricht."

„Es ist nicht anders, die Musik eines Volkes, dessen Sprache durchaus unmusikalisch ist, muß denselben Charakter tragen; aus schlechtem Samen kann eben keine gute Frucht erwachsen. Sie wird die Mängel ihres Ursprungs nie verleugnen. Auch würde es vergebliche Mühe sein, sie vervollkommnen zu wollen. Eine Musik dieser Art ist unverbesserlich und jeder Versuch, durch eine fremde, vollendetere Tonkunst fördernd und bildend auf sie einzuwirken, würde sie nur noch verschlechtern." Eine kühne Behauptung, die aber aus dem allgemeinen Glauben des Verfassers an die unzerstörbare Existenz und die unvermeidliche Fortentwicklung der einmal gegebenen Naturbestimmtheit von selbst resultirt, und hier von ihm mit großem Scharfsinn verfochten wird. Er zeigt, wie der Einfluß einer fremden, wenn auch besseren Musik die heimische sowohl in ihrem vokalen, wie in dem instrumentalen Theile noch mehr korrumpiren, die Einheit dieser Theile aufheben, jedem von ihnen einen unnatürlichen Charakter geben, und falls man sie trotzdem äußerlich verbinden wolle, ein wahrhaft monströses Ganze schaffen würde.

Wir wollen dem Verfasser in das Detail seiner weiteren Ausführungen nicht folgen. Auch verzichtet er selbst darauf, dem unerfreulichen Bilde, bei welchem er bis dahin verweilte, das anziehendere Gegenbild einer wahren und echten Musik zur Seite zu stellen.

Er will sich auf einige Bemerkungen beschränken, welche geeignet sind, den eigenthümlichen Charakter und Werth der italiänischen Musik in's Licht zu setzen, und damit zugleich das Urtheil über die französische Tonkunst bestimmter zu fixiren. Natürlich geht er auch hier wieder von der Sprache aus; sie ist ihm ja die Grundlage und Voraussetzung aller musikalischen Entwicklung.

„Wenn es," fährt er fort, „in Europa eine Sprache gibt, die sich durch ihre natürliche Beschaffenheit für Gesang und Musik eignet, so ist es ohne Zweifel die italiänische. Sie besitzt alle dazu erforderlichen Eigenschaften in einem eminenten Grade; sie ist sanft, volltönend, harmonisch und mehr accentuirt, als irgend eine andere. Ein Blick auf die ihr eigenthümlichen Laute, wie auf die Art, in welcher sie dieselben zu Sylben verbindet, genügt, die beiden zuerst genannten Eigenschaften zu erkennen. Was die Harmonie betrifft, die ebenso sehr vom Rhythmus und der Prosodie abhängt, wie von den Lauten, so ist auch in dieser ihr Vorrang unbestreitbar. Es ist weniger die wirkliche Kraft der Ausdrücke, wodurch eine Sprache harmonisch und wahrhaft malerisch wird, als der Unterschied des Sanften und Kräftigen in den einzelnen Lauten, und die Auswahl, welche man unter ihnen für die zu entwerfenden Gemälde treffen kann. Und in dieser Beziehung bietet die italiänische Sprache für den Ausdruck aller Nüancen der Kraft und Milde den passenden lautlichen Stoff. Man ist sehr im Irrthum, wenn man in ihr nur die Sprache der Zartheit und Milde finden will [87]). Sie eignet sich ebenso sehr zum Ausdrucke der Kraft und Energie, ohne daß sie, wenn dazu verwandt, an Voll- und Wohlklang irgendwie verliert. Die französische Sprache kann sich dessen nicht rühmen. Sie muß, wenn sie dem Ausdrucke Härte geben will, Konsonanten aller Art zusammenhäufen, deren schwerfällige Verbindung den Gang der Melodie grade da aufhält, wo der Wortsinn eine größere Schnelligkeit erfordert. Auch ist es keine Frage, daß ihre streng logische Ordnung, welche sie ganz besonders befähigt, als Medium des reflektirenden Denkens, und als Werkzeug der diskutirenden Rede zu dienen, ihrer musikalischen Verwendung widerstrebt, während die vielfachen Inversionen des Italiänischen, so wie seine in der französischen Sprache unbekannten Brechungen der Sätze und Wörter die Erfindung und Ausbildung guter Melodien wesentlich erleichtern."

Die Erörterung der wichtigen Frage nach dem Accente will der Verfasser Anderen überlassen. Er wendet sich zur Betrachtung der französischen Musik, die er fortan bei ihrem Namen nennt, und mit der italiänischen in Parallele stellt, um zu ermitteln, welche die bessere sei. „Zwar behaupten Manche," fährt er fort, „sie seien beide gleich gut, jede für die Sprache, welcher sie angehöre. Doch

wäre dem auch so, die Frage nach dem absoluten Werthe kann darum nicht abgewiesen werden. Ihre Lösung erfordert freilich ein durchaus neutrales Ohr und einen völlig unbefangenen Sinn, Voraussetzungen, deren Erfüllung in Frankreich selbst schwierig ist und immer schwieriger wird, je länger der Kampf andauert." Verfasser ist bemüht gewesen, ihnen bei den mannigfachen Versuchen, die er angestellt hat, um den melodiösen Gehalt der beiden Musikgattungen zu erproben, möglichst gerecht zu werden. Er hat wiederholt die besten Arien der einen wie der anderen Musik, entkleidet von allem schmückenden Beiwerk, lediglich in ihrem wahren musikalischen Inhalte analysirt. Er hat sie dann von Sängern der andern Nation vortragen lassen, damit sich der Reichthum oder der Mangel an Melodie objektiv herausstelle, endlich auch den Eindruck beobachtet, den sie auf Sinn und Gemüth unbefangener Zuhörer machten. Die Ergebnisse aller dieser Versuche haben ihn zu der Ueberzeugung geführt, daß „die französische Melodie im Grunde keine, sondern nichts weiter ist, als eine Art von modulirtem Plain-chant, der, an sich reizlos und ohne alle Anmuth, nur mit Hülfe willkürlicher Verzierungen und durch den Vortrag ausgezeichneter Sänger gefallen kann, während die Schönheiten des italiänischen Gesanges in der Musik selbst liegen, und daher weder des äußeren Schmuckes, noch auch seltener Stimmen bedürfen." Gewohnt wie er es ist, die Dinge nicht blos in ihrer wirklichen Beschaffenheit zu schildern, sondern zugleich die Gründe ihrer Eigenthümlichkeit aufzusuchen, weist der Verfasser nun auf die Quellen hin, aus welchen die italiänische Melodie ihre Anmuth und Kraft schöpft. Er findet sie „in der milden Weichheit der Sprache, in der Kühnheit der Modulationen und in der durchgängigen Präcision des Maßes." Er findet sie aber vor Allem „in der Einheit der Melodie mit sich selbst, wie mit der zugehörigen Begleitung." Indem er die ganze Wichtigkeit dieses Fundamentalgesetzes aller Kunst betont, und die Wirkungen hervorhebt, welche die strenge Beobachtung desselben für die Musik überhaupt, wie für die italiänische in's Besondere, nach sich zieht, zeigt er zugleich, daß und warum sie in der französischen Musik bei Seite gesetzt, und damit eine Reihe von Fehlern und Mängeln in sie eingeführt wird.

Vielleicht ist die Erörterung dieses Punktes der wichtigste Theil der ganzen Abhandlung. Dadurch, daß Rousseau die innere Einheit der Melodie als das wesentlichste Erforderniß derselben in den Vordergrund stellte, und auf sie die Anmuth des Gesanges, die Kraft des Ausdrucks und fast den ganzen Reiz der guten Musik zurückführte, hat er sich ohne Zweifel um die Ausbildung der musikalischen Theorie und Praxis in hohem Grade verdient gemacht. Die Wissenschaft der Musik stand damals noch so sehr in ihren ersten Anfängen, daß

die Grundregel der künstlerischen Einheit so gut wie gar nicht bekannt war, und wenn dieselbe von den Componisten, namentlich der italiänischen Schule, im Allgemeinen doch beobachtet wurde, so geschah das eben nur unwillkürlich, instinktiv; ein deutliches Bewußtsein von ihrer Nothwendigkeit fehlte ihnen, wie der musikalischen Welt überhaupt. Wenn sie es später gewann, so hat sie das theilweise der Rousseau'schen Schrift, oder doch der von ihr ausgegangenen Anregung zu verdanken.

Die Melodie gilt Rousseau als das lebendige Centrum aller musikalischen Produktion; die Harmonie ist ihm ein untergeordnetes, sekundäres Moment. Jene steht daher in seinen Erörterungen über Musik stets im Vordergrunde. Doch wird darum die Harmonie keineswegs außer Acht gelassen; ihr Werth erscheint ihm aber stets durch die Vorzüge der Melodie bedingt. So bemüht er sich auch hier nachzuweisen, wie der melodiöse Charakter der italiänischen Musik auf die Ausbildung ihrer harmonischen Seite den wohlthätigsten Einfluß äußere. „Das strenge Festhalten an der Einheit der Melodie zwingt den Componisten, wenn er die harmonische Begleitung hinzufügt, in dem Gebrauche der verfügbaren Mittel Maß zu halten, und führt ihn von selbst dahin, eine sorgfältige Auswahl unter ihnen zu treffen. Er wird die Akkorde, die Con- und Dissonanzen, die verschiedenen Gesangstimmen nicht in ihrem vollen Umfange, in ihrer ganzen Fülle, sondern mit umsichtiger Mäßigung so verwenden, daß der angemessene Ausdruck und nichts weiter erreicht wird. Das Resultat ist dann eine zwar einfache, aber grade in und wegen dieser Einfachheit ausdrucksvolle Harmonie, die auf jeden empfänglichen Sinn eine große Wirkung übt." Man begreift daher, daß auch in dieser Rücksicht die französische Musik mit der italiänischen den Vergleich nicht aushält. „Eine Musik, in welcher die Harmonie stets mit pedantischer Genauigkeit ausgefüllt wird, wo in der Begleitung alle Akkorde vollständig auftreten, kann zwar vielen Lärm machen, entbehrt aber nothwendig des bestimmten energischen Ausdrucks. Die französische Musik ist eine solche, und sie wird es täglich mehr; je mehr sie sich scheinbar vervollkommnet, um so mehr verschlechtert sie sich. Man vergleiche nur die Opern Lulli's mit den späteren, und man wird finden, daß die harmonischen, wie die Gesang-Partien, die Akkompagnements, wie die Recitative, in jeder Rücksicht den Vorzug verdienen."

„Ueberhaupt aber ist die französische Oper, besonders in musikalischer Beziehung, eine recht dürftige Erscheinung." Verfasser nimmt Veranlassung, dies in einer scharfen Kritik der Einzelgesänge, wie der Recitative näher nachzuweisen, wobei dann die einen, wie die andern in um so tieferen Schatten treten, da er, ihren Mängeln gegenüber,

die Vorzüge der italiänischen Tonwerke in das hellste Licht stellt. Er hebt namentlich hervor, daß „die Arien der Italiäner einen integrirenden Bestandtheil der dramatischen Handlung bilden, in ihrem poetischen Inhalte stets der Ausdruck einer bestimmten Situation und der durch sie bedingten Empfindungen sind, und darum einer kraft- und ausdrucksvollen Musik Gelegenheit bieten, ihren ganzen Reichthum zu entfalten, und die Energie der Poesie durch die der Harmonie und des Gesanges zu verstärken. Was ihnen in der französischen Oper entsprechen soll, die sogenannten Ariettes, ist nichts, als eine zufällige Sammlung der sehr wenigen volltönenden Worte unserer Sprache, die zwar auf jede mögliche Weise zusammengestellt werden, aber selten oder nie einen vernünftigen Sinn, und mit dem Gegenstande des Drama's nichts gemein haben. An diese albernen Machwerke verschwenden die Musiker ihren Geschmack und ihr Wissen, die Schauspieler ihre krampfhaften Gesten und die Kraft ihrer Lungen. Sie sind der Gegenstand der allgemeinen Bewunderung, während es doch dafür, daß die französische Musik weder zu malen, noch zu sprechen versteht, keinen schlagenderen Beweis gibt, als eben die Thatsache, daß sie die wenigen Schönheiten, deren sie fähig ist, nur an sinnlosen Worten entfalten kann." Ein womöglich noch herberes Urtheil wird über die Monologe der älteren Oper gefällt. „Es kann nichts Schleppenderes, Kraft- und Saftloseres geben, als diese Musikstücke, die Jedermann gähnend bewundert. Sie möchten traurig sein und sind nur langweilig, sie möchten das Herz rühren und verletzen doch nur das Ohr."

Man sieht, die „verständigen Leute," welche den Ton des Rousseau'schen Briefes wegen der in ihm enthaltenen Invektiven nicht billigten, hatten nicht so ganz Unrecht. Manche Stellen hätten, unbeschadet der Sache, recht wohl eine weniger verletzende Form erhalten können. Uebrigens gibt die Erörterung des Recitativs, zu welchem der Verfasser nun übergeht, ihm Gelegenheit, über Zweck, Bedeutung und Charakter dieser Musikstücke, mit welchen sich die musikalische Theorie bis dahin so gut wie gar nicht beschäftigt hatte, seine wohlbegründeten Ansichten auszusprechen. Ihm ist das Recitativ eine harmonische Deklamation, d. h. eine Deklamation, deren Inflektionen vermittelst harmonischer Intervalle bewirkt werden. Da nun jede Sprache ihre eigenthümliche Deklamation hat, so muß sie auch ein besonderes Recitativ haben. Das Recitativ aber ist für das musikalische Drama nothwendig, theils um die verschiedenen Theile der Handlung zu einer Einheit zu verbinden, theils um die Arien mehr hervortreten zu lassen, endlich auch, um Manches auszudrücken, was durch die Gesangpartien nicht füglich ausgedrückt werden kann. Die einfache Deklamation würde dazu ungeeignet sein, weil der Ueber-

gang von der Rede zum Gesange, und mehr noch der vom Gesange zur Rede vom Ohre als eine unerträgliche Härte empfunden wird, und einen schreienden Contrast bildet, welcher mit der Illusion auch das Interesse aufhebt. Auch in der Oper muß dadurch eine gewisse Wahrscheinlichkeit aufrecht erhalten werden, daß der möglichst gleichartige Vortrag das Ganze wenigstens als eine hypothetische Sprache erscheinen läßt. Eben deßhalb ist ohne Zweifel dasjenige Recitativ das beste, welches sich der Wortsprache am meisten nähert. Könnte es ihr so nahe kommen, daß es, ohne die ihm angemessene Harmonie zu verlieren, mit ihr verwechselt werden könnte, so würde es den höchsten Grad der Vollendung erreicht haben."

„Wird das französische Recitativ an diesem Maßstabe gemessen, so springt seine Unzulänglichkeit in die Augen. Ohne alle Beziehung zur Deklamation, und ohne alle Analogie mit dem Bau und Charakter der Sprache, müßte es das grade Gegentheil von dem sein, was es ist, wenn es seiner Aufgabe genügen sollte. Freilich würde es auch dann mit dem Recitativ der Italiäner sich nicht vergleichen lassen. Denn dieses wird durch Sprache und Musik gleich sehr befähigt, alle Bedingungen, die an ein solches Musikwerk zu stellen sind, in vollem Maße zu erfüllen." Der Verfasser unterläßt es nicht, seine Behauptungen durch ein näheres Eingehen anf das musikalische Detail zu beweisen, und schließt dann mit einer wahrhaft vernichtenden Analyse eines Monologs aus der Oper Armida von Lulli, welchen die Gegner der italiänischen Musik als ein allgemein anerkanntes Meisterwerk den Verehrern derselben zur Vergleichung empfohlen hatten.

Scharf und bestimmt, wie fast durchgängig die einzelnen Abschnitte der Abhandlung ausgeführt sind, werden auch ihre Ergebnisse zusammengefaßt. „Ich glaube," heißt es am Schlusse, „gezeigt zu haben, daß es in der französischen Musik weder Maß noch Melodie gibt, weil die Sprache weder für das eine, noch für die andere empfänglich ist, daß der französische Gesang in einem beständigen Bellen besteht, daß seine harmonische Begleitung durchaus roh und ausdruckslos ist, daß die französischen Arien keine Arien und die französischen Recitative keine Recitative sind. Woraus ich den Schluß ziehe, daß die Franzosen keine Musik haben und keine haben können, oder daß, wenn sie jemals eine haben werden, das um so schlimmer für sie sein wird [88])."

Ein würdiger Schluß dieser geharnischten Philippika, die mit rücksichtsloser Kühnheit auf die Gegner einstürmt und den Bau, welchen sie zu vertheidigen bestrebt sind, in seinen Grundfesten erschüttert. Ihr Verfasser kennt keine Schonung, unerbittlich deckt er die schwachen Seiten seines Gegenstandes auf, um sie der schneidenden Schärfe

seiner Kritik zu unterwerfen. Es ist in der That ein gründlicher Vernichtungsprozeß, den hier die französische Musik erfährt; die Analyse ist so eindringend und umfassend, daß ihr Objekt sich schließlich in Nichts aufzulösen scheint. Freilich ist es damit noch nicht aus dem wirklichen Dasein geschieden, und Rousseau ist später durch Gluck überzeugt worden, daß es sogar auf eine berechtigte Existenz Anspruch habe. Auch hat er sich nicht gescheut, zu erklären, daß er im Irrthum gewesen, daß seine Ansicht von dem absolut unmusikalischen Charakter der französischen Sprache durch die That widerlegt worden sei. Ihre relative Berechtigung wird man indeß auch heutzutage nicht in Abrede stellen können. Es ist doch im Allgemeinen richtig, daß die französische Sprache sich wenig für die Poesie, und in noch geringerem Grade für die Musik, dagegen recht wohl zu einem Organe des verständigen Denkens eignet. Jedenfalls hat Rousseau eben durch den Nachweis, daß und warum sie in keiner engeren Beziehung zur Musik stehe, dazu angeregt, diese Beziehung so viel wie möglich herzustellen. Seine Erörterungen mußten in dieser Richtung um so wirksamer sein, da er durch die stete Rücksicht auf das Italiänische auch in positiver Weise die Punkte aufzeigte, an welchen die innigere Verbindung des poetischen und musikalischen Ausdrucks hervortritt.

Ueberhaupt aber war die eingehende Charakteristik der italiänischen Musik, die Hervorhebung und Erklärung ihrer Vorzüge von großem Nutzen. Man mochte ihr immerhin vorwerfen, daß sie einseitig sei, und vor lauter Licht keinen Schatten sehe, sie beleuchtete ihren Gegenstand doch zu genau und allseitig, als daß man ihn fortan hätte übersehen können, und vermittelte so eine Bekanntschaft mit ihm, die zu einem ferneren fruchtbaren Studium führen mußte. Rousseau's Mahnung, bei den Italiänern in die Schule zu gehen, sich an ihren Meisterwerken genießend und nacheifernd zu bilden, blieb nicht wirkungslos. Man folgte ihr, wenn auch Anfangs widerwillig, und hatte ihr neben der Läuterung des musikalischen Geschmacks eine erweiterte Kenntniß und ein umfassenderes Verständniß der Musik zu verdanken. Eben dahin wirkten auch die mannigfachen theoretischen Exkurse, welche Rousseau, bestrebt, die Erörterungen der einzelnen Punkte auf prinzipielle Bestimmungen zu basiren, überall einflicht. Erinnert man sich, daß es damals in Frankreich keine irgendwie ausreichende Theorie der Musik gab, am wenigsten eine solche, die das melodische Element in seinen Beziehungen zur Sprache, zur Harmonie u. s. w. zu würdigen wußte, so sieht man recht wohl, wie zeitgemäß und heilsam es war, daß Rousseau diese Dinge, vielleicht mit einer etwas einseitigen Vorliebe, aber doch auch mit großer Einsicht und sinnigem Verständniß zur Sprache brachte.

Zunächst freilich gestattete der erbitterte Parteikampf nicht, daß man die Schrift unbefangen auf sich wirken ließ. Sie erregte außerordentliches Aufsehen, rief aber auch einen allgemeinen Sturm des Unwillens hervor [89]). Im Dezember 1753 zuerst veröffentlicht, wurde schon im nächsten Januar eine zweite Auflage nöthig. Auch diese wurde bald verschlungen, aber mit der größeren Verbreitung des Werkes wuchs auch der Zorn gegen seinen Verfasser. Man konnte es ihm nicht verzeihen, daß er so rücksichtslos angriff, was bis dahin für unantastbar gegolten hatte. Man fand sich an der empfindlichsten Stelle verletzt; die Ehre der Nation schien kompromittirt. Ihr Stolz empörte sich, sie empfand den Angriff auf ihre Musik und Sprache als ein Attentat auf ihre eigene Würde. Es fehlte nicht viel, daß man Rousseau für einen öffentlichen Volksfeind erklärt hätte. In der That war die Rede davon, ihn in die Bastille zu schicken oder aus dem Lande zu jagen, dessen gastfreundliche Aufnahme „der Fremdling aus dem Barbarenstamme der Allobrogen" [90]) so schlecht vergalt. Man erinnerte sich indeß noch rechtzeitig, daß ein solcher Akt der Gewalt zum Schaden auch noch den Spott fügen werde, und zog es daher vor, das gefährdete Heiligthum der nationalen Musik mit den Waffen des Geistes zu vertheidigen.

Alle Welt griff zur Feder; Journalisten, Abbés, Ritter, Jesuiten, nahmen den hingeworfenen Fehdehandschuh auf; der verhängnißvolle Brief erhielt an die 50 Antworten. „Sie beweisen alle nichts," sagt Grimm, der hier freilich in eigener Sache den Richter abgibt, „sind aber voll Beleidigungen und Grobheiten." Fréron namentlich, der bekannte Journalist und nicht grade zarte Gegner der Neuerer, tobte in seiner Zeitschrift, die auch früher schon den Verfasser des Discours sur les sciences vor ihr gestrenges Forum gezogen hatte [91]). Leute von milderer Art begnügten sich damit, einige unverfängliche Reime zu schmieden. So sang der berühmte Verfasser des Bélisaire:

> A Rousseau qui répondra?
> Le public par des murmures,
> Les polissons par des injures
> Et Rameau par un opéra.

Auch ließ der Altmeister der französischen Musik, neben einer Oper Castor und Pollux, die im Laufe des Winters mit Beifall gegeben wurde, „125 todbringende Seiten" gegen Rousseau vom Stapel, zunächst, um dessen Urtheil über Lulli's Armida zu widerlegen. Doch „dieses Gewäsch des ersten französischen Musikers, der die Musik mit der Harmonie verwechselt, fehlte eben noch zum Triumphe Rousseau's." In der That, scheint es, war keiner der Gegner dem beredten Vorkämpfer der Italiäner gewachsen. Man

konnte ihm in der Sache nichts anhaben; um so heftiger wurden die Angriffe auf seine Person. Der Erfolg seiner Schrift befestigte und steigerte zwar das Ansehen und die Achtung, deren er sich bereits erfreute. Aber er verstärkte auch die Erbitterung, die er in weiten Kreisen erregt hatte, und vermehrte den Haß, mit welchem die zunächst betroffenen Kreise der Musiker ihn zu verfolgen begannen.

Daß es an Spottgedichten und Pasquillen, zumal in dieser Zeit, wo man daran seine ganz besondere Freude hatte, nicht fehlte, läßt sich denken. Auch wurde er bereits auf die komische Bühne gebracht; in einer Farce, die „Fee," gab man ihn in aristophanischer Weise als einen neuen Sokrates dem Gelächter preis. Das Alles war indeß weniger gefährlich, als die Stockschläge und Dolchstiche, mit welchen die Mitglieder des Orchesters der großen Oper ihn bedrohten. Die Wuth dieser Musiker, die sich allerdings in dem Genusse ihres privilegirten Schlendrians gefährdet sahen, kannte keine Grenzen. Sie hatten nicht übel Lust, den Störenfried beim Verlassen des Theaters aus der Welt zu schaffen. Als das aber nicht anging, verbrannten sie ihn wenigstens in Effigie. Die Patrone der Oper verfuhren nicht glimpflicher. Rousseau hatte sich, als er ihr seinen Devin überließ, ausdrücklich den freien Eintritt in das Theater für alle Zeit vorbehalten. Jetzt wurde ihm dieser sogar öffentlich, als er eben die Oper besuchen wollte, verweigert. Es half ihm wenig, daß er an die eingegangene Verpflichtung erinnerte. Die Direktion der Oper, welche damals von der Stadt Paris durch ihren ersten Beamten, den Marchand des Prévôts, geführt wurde, nahm keine Notiz davon. Er erreichte ebensowenig, als er nun die Partitur seiner Operette zurückverlangte; die Direktion weigerte sich auf den Grund von Reglements, die nicht existirten, und der Minister d'Argenson, welchem Rousseau ein ausführliches Memoire zur Begründung seines Verlangens einreichte, hielt es für überflüssig, zu antworten. Das Publikum war billig genug, diese Ungerechtigkeit hart zu tadeln, ließ es aber im Uebrigen nicht an mannigfachen Beweisen des Unwillens und der Abneigung fehlen, die ihm der vermeintliche Angriff auf die Ehre der Nation eingeflößt hatte.

Dieser Groll hat lange nachgewirkt, und ist nicht ohne Einfluß auf die späteren Lebensschicksale Rousseau's geblieben. Die verletzte Eitelkeit verzeiht nie, und die französische Nation ist eitel im höchsten Grade, vor Allem auf ihre imaginären Vorzüge. Persönlich hat Rousseau das gesteigerte Ansehen, welches ihm seine Schrift allerdings einbrachte, ziemlich theuer erkauft. Seinen Schützlingen, den Italiänern, nützte sie zunächst wenig. Im Gegentheil, die glänzende Vertheidigung ihrer Sache drängte die Gegner nur um so mehr dahin, sich ihrer Personen um jeden Preis zu entledigen. Sie setzten

es durch, daß ihnen plötzlich jede weitere Vorstellung untersagt, und ohne vorherige Nachricht, in fast verächtlicher Weise, der Abschied gegeben wurde. Grimm durfte im Februar seinen Korrespondenten melden, daß „Gelehrte, wie Buffon, Diderot u. s. w. und Künstler nun nicht mehr in die Oper zu gehen brauchten." Das Personal derselben mochte sich aber seines Sieges freuen, wiewohl ihm die Freude durch einen stellenweise recht witzigen Brief, den Rousseau „einen Symphonisten an seine Kameraden vom Orchester" schreiben ließ [92]), in etwa vergällt wurde. Wir haben dieses launigen Sendschreibens schon früher im Vorbeigehen gedacht. Es bildet einen ergötzlichen Appendix zu dem inhaltschweren Briefe über die Musik, hat aber kaum eine andere Bedeutung, als die, zu beweisen, daß Rousseau, trotz des Ernstes der Lage, gelegentlich zu geistreichem Scherze, der freilich leicht in bitteren Spott übergeht, aufgelegt war.

XV.

Im Allgemeinen wurde die Haltung Rousseau's immer ernster und schroffer. Schon machte seine persönliche Erscheinung den Eindruck eines Menschen, dem man sich nicht unbefangen nähern darf, weil er mitten im Verkehre mit seiner Umgebung außer oder über ihr zu stehen scheint. In der That war er ein Fremdling in der Welt, in welcher er sich bewegte, und die Gemeinschaft mit ihr konnte nur zur Folge haben, daß der bestehende Gegensatz immer deutlicher hervortrat. Auch kam es ihm nicht in den Sinn, denselben vertuschen zu wollen; vielmehr stellte er sich und seine Ueberzeugungen den herrschenden Ansichten und Gebräuchen mit aller Entschiedenheit gegenüber, und nahm keinen Anstand, wo immer sich dazu die Gelegenheit bot, rückhaltlos das Anathem über sie auszusprechen. Daß dieses verwerfende Urtheil nur zu wohl begründet war, wurde vielfach anerkannt, und wer nicht grade aus Leichtsinn oder Gemeinheit die persönliche Wahrhaftigkeit des Richters in Zweifel zog, der achtete ihn. Freilich schließt eine solche Achtung die Zuneigung aus; sie entfremdet sogar, denn man meidet den Censor der eigenen Schwächen. Es war ein Unglück für Rousseau, daß er sich mit dieser Achtung nicht begnügen konnte, daß er außerdem die Sympathie, die Liebe seiner Zeitgenossen verlangte. Sein Herz forderte diese; auch meinte er, sie verdient zu haben. War er doch überzeugt, daß in letzter Instanz nicht das persönliche Interesse, sondern das Wohl und Glück der Mitmenschen Motiv und Ziel seiner Bestrebungen sei. Wie sollten sie ihm nicht mit Vertrauen und Hingebung entgegenkommen? Es schien ihm unbegreiflich, daß das nicht geschah, daß man ihm im Gegentheil mehr und mehr auswich, sich von ihm abwandte, ihn mit

Scheu und Mißtrauen betrachtete. Er sah eben nicht ein, daß man da keine Anhänglichkeit erwarten darf, wo man sich von vorn herein über die Anderen erhebt, sie zwar im Allgemeinen anerkennt, aber ihr wirkliches Thun und Treiben verwerflich findet.

Rousseau brach den Stab über das Leben der ihn umgebenden Gesellschaft; sie mußte ihn ausstoßen, wenn er sich nicht zu ihr bekehren konnte. Das aber war unmöglich; sie hätte sich zu ihm bekehren müssen, wenn eine wirkliche Gemeinschaft stattfinden sollte. Nur eine völlige Umwandlung der Persönlichkeit ihrer Mitglieder konnte die erforderliche Uebereinstimmung begründen. Es war doch ein großer Unterschied zwischen den Zielpunkten Rousseau's und denen seiner reformatorischen Freunde. Ihre Angriffe und Vorschläge bezogen sich auf die allgemeinen Formen des Lebens, die Institutionen des Staates und der Kirche, die socialen Einrichtungen, die Gesetze der Wissenschaft und Kunst, und über alle diese Dinge läßt sich reden und streiten, ohne daß man deßhalb anders ist und lebt, wie der große Haufe, über dessen Wohl und Wehe man debattirt. Rousseau dagegen hatte vor Allem die Menschen im Auge, und wenn er über die allgemeinen Verhältnisse des Lebens dachte und schrieb, so geschah es nur mit Rücksicht auf den wohlthätigen oder nachtheiligen Einfluß, welchen sie auf das persönliche Leben der Individuen ausüben. Die Reconstruction dieses Lebens auf der Grundlage seiner naturalistisch-ethischen Prinzipien war und blieb ihm die Hauptsache. Eben darum nahm er weniger an der Gesellschaft als solcher, wie an den Einzelnen, welche sie bildeten, Anstoß, und wenn er sich in ihr nicht zurechtfand, so lag das nicht sowohl an der Mangelhaftigkeit ihrer Institutionen, wie an dem Umstande, daß ihre Mitglieder nicht so dachten und lebten, wie er es seinen Grundsätzen gemäß fordern zu müssen glaubte.

Er suchte Menschen, offen, redlich und wahr, Persönlichkeiten wie er selbst, von bestimmtem Inhalte und Charakter, ihrer selbst bewußt, und von wahrer Achtung für ihres Gleichen erfüllt. Aber er fand sie nicht und konnte sie nicht finden, am wenigsten in den Kreisen, wo die feine Bildung des Geistes die naturwüchsige Moralität des Volkssinnes längst zersetzt hatte. Ihnen erschien dieser rigorose Moralismus als eine Bornirtheit, und die Betonung desselben anmaßend oder lächerlich. Und sie hatten in ihrer Weise nicht Unrecht; was Rousseau forderte, war mehr oder weniger, als sie leisten konnten. Die sittliche Integrität des Individuums, nothwendig wie sie ist, genügt doch nicht für seine Stellung im socialen Verbande, und wie sehr sie der Ergänzung bedarf, sie geht doch andererseits über die socialen Beziehungen in eine höhere Ordnung der Dinge hinaus. Das Unzureichende seines Standpunktes trieb

Rousseau, trotz aller Enttäuschungen, immer wieder zum gesellschaftlichen Verkehre zurück. Das lebendige Bewußtsein aber von seiner höheren Berechtigung machte es ihm unmöglich, die erwartete Befriedigung zu finden.

In seiner nächsten Umgebung war er ohne Zweifel am weitesten davon entfernt. Der moralische und persönliche Werth dieser geistvollen Köpfe war doch im Ganzen ein geringer. Wer sie in ihrem täglichen Leben, in ihrem gesellschaftlichen Verkehre näher beobachtete, konnte sich unmöglich eines Gefühles des Bedauerns oder der Verachtung erwehren. Diese Elite der Denker und Philosophen war zu allen Erbärmlichkeiten fähig [93]). Keiner traute dem Andern; auch hatte Jeder allen Grund, auf seiner Hut zu sein. Selbst die, welche sich näher standen und Freunde nannten, belogen und betrogen einander bei jeder Gelegenheit. Die schmählichsten Verleumdungen wurden ersonnen und weiter getragen, und während man mit Emphase von Tugend und persönlicher Würde schwatzte, erging man sich in den jämmerlichsten Klatschereien. Es ist wahrhaft widerwärtig, zu sehen, wie die Helden des Gedankens sich wegwerfen, um die Gunst eines vornehmen Libertins oder einer einflußreichen Dame zu gewinnen. Elender ist es dann freilich noch, wenn sie über dieselben unbedeutenden Personen, welchen sie eben noch den Hof gemacht, hinterher losziehen und sich lustig machen. So groß zuweilen die Ideen und Tendenzen sind, welche sie in ihren Schriften verfolgen, eben so klein sind die Gedanken und Bestrebungen ihres täglichen Lebens. Die geringfügigsten Dinge werden mit der größten Wichtigkeit behandelt; man forscht sich aus, macht sich vertrauliche Mittheilungen, und immer handelt es sich von Lappalien, die des Aufhebens nicht werth sind. Man glaubt sich in der That nicht selten in Gesellschaft von alten Weibern zu befinden.

Kein Wunder, daß ein Mann, wie Rousseau, sich bei solchem Treiben langweilte und ärgerte. Ihm mußten allerdings „die Kabalen der Schriftsteller, ihre kläglichen Zänkereien, der Mangel an Aufrichtigkeit in ihren Schriften, ihr anmaßendes Auftreten in der Welt verhaßt und widerwärtig werden." Noch bestand zwar ein intimeres Verhältniß mit seinen nächsten Freunden fort, aber es wurde ihm doch immer deutlicher, daß auch bei ihnen „Milde, Herzlichkeit, offener Freimuth nicht zu finden seien." Von einer persönlichen Beziehung, wie er sie im Sinne hatte, war schon jetzt nicht mehr die Rede. Sie hatte überhaupt von allem Anfang an nur in oder vermöge seiner Phantasie, welche das eigene Wesen auf die Freunde übertrug und darum in ihnen wiederfand, existirt. Sie mußte den Schein der Wahrheit um so mehr verlieren, je länger sie bestand und je entwickelter die Persönlichkeit Rousseau's hervortrat. Man mochte

sich äußerlich noch mannigfach berühren, auch in einzelnen Augenblicken eine gewisse Vertraulichkeit an den Tag legen, innerlich war man sich doch fremd, und im Allgemeinen ging Jeder seine Wege. Lockerten sich so allmälig die persönlichen Beziehungen, welche Rousseau mit Einzelnen, wie Diderot, Grimm, Duclos ꝛc., unterhielt, so löste sich noch schneller die Gemeinschaft mit manchen der Kreise, in welchen sie und ihre Gesinnungsgenossen zusammentrafen.

Bekanntlich bildete das Haus des Baron Holbach den geselligen Mittelpunkt für die Freunde und Vertreter der freieren Richtung. Auch Rousseau besuchte diese glänzenden Gesellschaften, obgleich ihm, wie schon früher bemerkt wurde, der Baron gleich Anfangs persönlich nicht zusagte. Diese Antipathie hatte, wie sich später zeigte, guten Grund. Weder der Charakter, noch die Ansichten Holbach's waren geeignet, seinen Gast zu einem engeren Anschlusse zu bestimmen. Sein Benehmen aber mußte sehr bald zu einer völligen Entfremdung führen. Rousseau war zu schüchtern, als daß er dem gewandten Baron hätte imponiren können, und zu ehrlich, um mit ihm, wie das seine Freunde im Grunde thaten, sein Spiel zu treiben. Er forderte und erwartete, wozu er ein volles Recht hatte, eine achtungsvolle Behandlung, wie sie unter Menschen üblich ist, die sich kennen und ihren Werth zu würdigen wissen. Der Baron aber, scheint es, wollte den Protektor und Hofmeister spielen, eine Rolle, die Rousseau selbst seinen nächsten, dazu ganz anders befähigten Freunden nicht zugestand. Sein Stolz fühlte sich durch diese grundlose Anmaßung natürlich tief gekränkt; das Mißtrauen, welches Holbach in seine Fähigkeiten, namentlich nach der Vollendung des Devin in seine musikalische Begabung setzte, kränkte ihn noch weit tiefer. Der Baron selbst erzählt, daß er „von dem Augenblicke an, wo Rousseau von seinen argwöhnischen Proben Wind bekommen, dessen Freundschaft verloren habe“ [94]). Ihm erscheint das auffallend, doch dürfte man sich ohne Zweifel eher wundern, wenn er sie behalten hätte. Ebenso ungehörig war es, daß er Rousseau, „dessen gewöhnliche Unterhaltung überaus einsilbig oder dürftig war, während sie erhaben oder närrisch wurde, wenn man ihm widersprach,“ nicht selten durch willkürliche Opposition zum Sprechen zu bringen suchte. Rousseau mochte Anfangs in die Falle gehen, doch merkte er sicher bald die Absicht, und der anmaßende Baron durfte sich nicht beklagen, wenn er verstimmt wurde.

Freilich mochte in einem Kreise, wo der ungebundene Esprit waltete, rücksichtslose Witze mit derben Cynismen abwechselten, die Gegenwart eines Zeugen unbequem sein, der, ohne sich selbst an der Unterhaltung zu betheiligen, doch aufmerksam zuhörte, gelegentlich auch zu erkennen gab, daß er Ton und Inhalt des Gesprochenen nicht

billige. Es kam wohl vor, daß er die lustige Laune der Gesellschaft durch irgend eine beißende Bemerkung störte und ihre losen Scherze und Spöttereien über das, was ihm heilig war, mit Entrüstung zurückwies. Namentlich in religiösen Dingen verstand und duldete er den Spaß nicht, welchen die Atheisten und Materialisten dieses Kreises sich nicht selten erlaubten. Auch flammte wohl sein Zorn auf, wenn man sich auf Kosten Anderer lustig machen wollte. So, als einst ein unschuldiger Dorfvikar in die Gesellschaft eingeführt wurde und seine schlechten Verse zum Besten gab, um das Urtheil der Kenner zu hören. Die Anwesenden verfehlten nicht, sie vortrefflich zu finden und sich in ihrem Lobe gegenseitig zu überbieten. Der gute Mann war ganz entzückt über diese Anerkennung seines poetischen Talentes, und mochte sich nicht wenig gekränkt fühlen, als nun Rousseau ihm grade heraus erklärte, daß seine Verse ein elendes Machwerk seien und er gut thun werde, sich in Zukunft nur mit seinen Berufsgeschäften zu befassen [95]). Man kann vielleicht eine solche Bethätigung der Wahrheitsliebe unzeitig finden; jedenfalls war die Täuschung, der sie ein Ende machte, noch weniger am Orte. Uebrigens mag dahin gestellt bleiben, ob, wie Holbach erzählt, dieser Vorfall den Bruch mit Rousseau herbeiführte. In den Confessions wird das brutale Benehmen des Barons als Ursache desselben angegeben, ohne daß man den bestimmten Anlaß, bei welchem es hervortrat, erfährt. Auch kommt nicht viel darauf an, man begreift ohnehin, wie Rousseau aus einer Gesellschaft schied, für die er eben nicht paßte und die ihm am Ende auch deutlich genug zu verstehen gab, daß sie seine Anwesenheit lieber nicht sehe [96]).

Besser fand er sich in einer anderen zurecht, in welche ihn damals sein Freund Duclos einführte. Fräulein Quinault, eine vordem berühmte Schauspielerin, hatte, trotz der Hindernisse, welche der ihrem Stande anhaftende Makel ihr entgegenstellte, durch ihren Geist und ein anziehendes Benehmen seit geraumer Zeit die angesehensten Männer des Hofes und der Stadt um sich versammelt. Die glänzende Gesellschaft, welche sich bei ihren Soupers zusammenfand, war unter dem Namen „bout-à-banc" bekannt. Voltaire hatte ihr, so lange er in Paris lebte, angehört, auch Destouches, bevor er sich auf sein Landgut zurückzog, und der Marquis d'Argenson, als er noch nicht Minister geworden war. Andere ältere Freunde, wie der Dichter Marivaux und der kunstliebende Graf Caylus, waren auch zur Zeit, als Rousseau eintrat, noch unter den regelmäßigen Besuchern. Zu ihnen gesellten sich jüngere Leute, welche, wie Duclos, St. Lambert, Madame d'Epinay und andere, durch Alter, Verhältnisse oder persönliche Bekanntschaft Rousseau näher standen. Wie es scheint, herrschte in diesem Kreise ein freierer, ungezwungenerer Ton, als sonst

wohl in den Salons der tonangebenden Damen üblich war. Stand und Neigung der Wirthin mochten das so mit sich bringen. Die Unterschiede des Ranges und der Stellung fielen hier weg; jeder der Gäste führte einen Spitznamen, den er statt des eigenen führen mußte. Aller Zwang wurde bei Seite gesetzt und eine skrupulöse Beobachtung des Anstandes für überflüssig gehalten. Jedermann folgte dem Geiste oder der Laune des Augenblicks. Niemand nahm Anstoß, wenn die Erörterung der wichtigsten Dinge durch einen derben Witz unterbrochen wurde, und alle Welt fand es in der Ordnung, wenn dem Erhabenen das Lächerliche auf dem Fuße folgte. Man diskutirte, trank, scherzte, machte Witze oder Verse, recitirte ein begeistertes Impromptu, das man eben zu Papier gebracht, denn ein Schreibzeug gehörte zu den stehenden Gerichten der Tafel, oder las die literarischen Neuigkeiten vor, die man in den neuesten Tagesblättern mit sich brachte. Freilich waren die Gegenstände der Unterhaltung nicht selten von eben so verfänglicher Art, wie die Weise, in welcher man sie behandelte [97]). Rousseau mußte doch auch in dieser Umgebung seine sittlichen und religiösen Grundsätze zuweilen vergessen. Es scheint aber, daß ihm das nicht gerade schwer wurde; er mochte die kecken Ausfälle der Laune und des Uebermuthes leichter hinnehmen, als die scharfen Angriffe des Hasses und der Feindschaft, wie sie im Holbach'schen Kreise üblich waren. Zudem gefiel er sich in dem ungenirten, von aller Anmaßung und Prätension freien Tone, in welchem man bei der Quinault verkehrte. Vor Allem aber, man respektirte ihn, erwies ihm alle Aufmerksamkeit, auf die er Anspruch zu haben glaubte, und die Dame des Hauses war nicht karg mit jenen zarten und feinen Liebkosungen, durch welche der Bär sich stets so leicht und gerne zähmen ließ.

Weit lieber aber bewegte er sich doch in kleineren Kreisen von mehr privatem Charakter, deren Mitglieder ihm persönlich näher bekannt waren, vorausgesetzt, daß seine Freiheit nicht beengt und sein Stolz nicht verletzt wurde. Größere Gesellschaften, zu welchen sich Menschen verschiedener Klassen und Richtungen, die einander persönlich ferne stehen, gelegentlich vereinigen, hatte er nie gerne besucht; jetzt mied er sie mehr und mehr. Sein kränklicher Zustand trug dazu nicht wenig bei. Ein beständiges Leiden, wie er es mit sich herumtrug, vielleicht gefahrlos, aber doch nicht selten schmerzhaft, hemmt die freie Bewegung auch des Geistes, deprimirt die Stimmung und bedingt nothwendig eine allmälige Isolirung, da es Rücksichten voraussetzt, die ein Fremder nicht nimmt, und ein Patient vom Charakter Rousseau's auch nicht fordern mag. Selbst seinen Freunden mochte er nicht gestatten, von seiner Schwäche Notiz zu nehmen. Er liebte es wohl, von seinem leidenden Zustande zu sprechen und ihn

für bedenklicher auszugeben, als er in der That war. Aber er hörte es nicht gerne, wenn seine Bekannten über den Ausdruck einer allgemeinen herzlichen Theilnahme hinausgingen, und konnte es nicht ertragen, daß sie ihn als einen kranken Mann betrachteten, dem man pflegend und fürsorgend zu Hülfe kommen müsse. Eine solche Anerkennung seiner Schwäche widerstrebte, scheint es, seinem Selbstgefühle, und in so fern hatten die Freunde nicht Unrecht, wenn sie sein abwehrendes Verhalten auf Stolz zurückführten. Doch war dieser Stolz, auch ihnen gegenüber, nicht ohne eine gewisse Berechtigung; sie hätte ihm nur dann gefehlt, wenn er einer wirklichen Liebe entgegen getreten wäre. Die Art von Theilnahme aber, welche dem eigenen Leiden in einem Kreise von entfernteren Bekannten geschenkt zu werden pflegt, kann einem energischen, selbstbewußten Charakter nur in so weit zusagen, als sie eben eine allgemeine ist, sich nicht aufdrängt und nur da bethätigt, wo es gewünscht wird.

Ohne Zweifel ging Rousseau in der Ablehnung fremder Liebesdienste zu weit, denn sie entsprangen doch vielfach aus einem aufrichtigen Wohlwollen, dem Anerkennung gebührt, selbst wenn es sich zur Unzeit und in einer weniger angemessenen Form äußert. Wachte er aber schon den Freunden gegenüber mit eifersüchtiger Sorge darüber, daß seine Kränklichkeit nicht mehr betont wurde, als er selbst sie zu betonen für gut fand, der Welt mußte sie erst recht verborgen bleiben. Zwar daß man hier wußte und davon sprach, daß er leidend sei, das war ihm nicht grade unlieb, weniger, weil es das Interesse an seiner Person erhöhte, als weil der Werth seiner wirklichen Leistungen nun relativ größer erscheinen und er selbst entschuldigt sein mußte, wenn er weniger leistete, als man von ihm erwarten durfte. Lag doch auch der tiefere Grund für die stete Selbstklage über seine Schwäche in dem unwillkürlichen Bestreben, seine Unthätigkeit vor sich und Anderen zu rechtfertigen. Die Welt mochte immerhin wissen, daß er litt, aber sie sollte dieses Leiden und seine Wirkungen doch nicht sehen. Auch war dasselbe seiner Natur nach in der Einsamkeit am leichtesten zu tragen, und Ruhe das beste Heil- oder Linderungsmittel, welches sich in Anwendung bringen ließ. Der Patient kam allmälig dahin, von ihm einen fast ausschließlichen Gebrauch zu machen. Er hatte bisher die Hülfe der Medizin nicht verschmäht; manche der renommirtesten Aerzte waren von ihm, zum Theil auf den Rath seiner Freunde, consultirt worden. Sie hatten ihm viele Mühe und Störungen, aber nur geringe Erleichterung verschafft. Das Uebel bestand vor wie nach fort, und es noch weiter zu bekämpfen, erschien ihm nutzlos. Er entschloß sich daher, es möglichst ruhig hinzunehmen, wobei dann die Nothwendigkeit, ihm auch die Lebensweise anzubequemen, sich von selbst geltend machte.

Seine Umgebung aber, weil sie den Grund nicht zu würdigen wußte, begriff auch die Folge nicht. Sie erklärte sich die wachsende Entfremdung Rousseau's aus anderen Motiven, und man kann nicht sagen, daß sie durchaus fehlgriff. Es war nicht so ganz unrichtig, wenn man ihm vorwarf, daß er die Menschen meide, weil er sich über sie erhebe, sie für unbedeutender und schlechter halte, als sich selbst. Man war auch wohl befugt, die Anklage, welche man ihn erheben ließ, auf seine eigene Person zurückzuwerfen. Wer den Werth Anderer leugnet, muß darauf gefaßt sein, den eigenen in Zweifel gezogen zu sehen, und wer gar, wie Rousseau, eine ganze Generation der allgemeinen Verderbniß zeiht und damit die Güte der menschlichen Natur in Frage zu stellen scheint, darf sich nicht wundern, wenn der Grund eines solchen Anathems in seiner eigenen Corruption gesucht wird. Auch darf man in der That in einem so unbedingt verwerfenden Urtheile, zumal wenn es eine persönliche Isolirung nach sich zieht, eine Wirkung des Stolzes, und mit noch größerem Rechte einen Beweis von Lieblosigkeit erblicken. Und wenn schon damals unter den Verehrern Rousseau's Stimmen laut wurden, die mehr oder minder deutlich auf diese Erklärungsgründe seines Benehmens hinwiesen, so trafen sie immerhin eine wunde Stelle seines Wesens, die freilich, einseitig hervorgehoben, leicht verdeckt werden konnte [98]).

Rousseau liebte, abgesehen von seinen nächsten Vertrauten, wirklich die Menschen nicht, wenn sie ihm persönlich entgegen traten. Die nähere Berührung mit ihnen ließ ihn, bei seinem scharfen Blicke und feinen Sinne ihre Schwächen, die Gemeinheit ihrer Gesinnung, ihre erbärmlichen Motive und kleinlichen Zielpunkte zu schnell und sicher wahrnehmen, als daß er sich nicht mit Widerwillen und Verachtung hätte abwenden sollen. Diese Abneigung erscheint um so natürlicher, wenn man sich den ganzen Umfang der Corruption vergegenwärtigt, welche in seiner Zeit das innere und äußere Leben, besonders der höheren Gesellschaftskreise, ergriffen hatte. Freilich schloß sie keineswegs jede bessere Regung aus, und es war doch die Schuld des Beobachters, wenn er diese nicht bemerkte und nach ihrem vollen Werthe zu würdigen wußte. Seine Schuld auch in so fern, als der Unglaube an die reale Existenz des Guten, wie er aus der Beschränktheit seines Standpunktes hervorging, so auch für ihn zu einem persönlichen Verhängniß wurde. Rousseau selbst hat durch ihn am meisten gelitten, denn er brachte ihn mit sich und der Welt in einen schneidenden Widerspruch, dessen Lösung er nie zu finden vermocht hat. Er glaubte an die ursprüngliche Güte der menschlichen Natur und fand sie doch nirgends, weder bei Andern, noch bei sich selbst verwirklicht. Ein nie ruhender Drang des Herzens trieb ihn

zu den Menschen hin, und doch wurde er beständig von ihnen abgestoßen. Es blieb ihm am Ende, wollte er die Gemeinschaft mit ihnen nicht verlieren, nur übrig, sich von ihnen abzusondern; er mußte sie meiden, um sie lieben zu können. In der räumlichen Entfernung schienen sie dem Bilde, das er von ihrem Wesen in sich trug, zu gleichen, wenigstens nicht zu widersprechen. Aber auch zeitlich mußte er sie in weite Ferne rücken, um sie so zu finden, wie er sie sich dachte. Ist die menschliche Natur ursprünglich gut und sind die Menschen in der Wirklichkeit schlecht, so können sie es eben nur geworden sein, ihre Entwicklung ist dann die Ursache ihrer Corruption. Rousseau fand bald Anlaß, diesen Gedanken, der sich ihm mit innerer Nothwendigkeit aufdrängen mußte, in einer besonderen Schrift näher auszuführen.

XVI.

Dieselbe Akademie von Dijon, welche den ersten Discours Rousseau's angeregt und gekrönt hatte, stellte im Jahre 1753 die Frage nach „dem Ursprunge der Ungleichheit unter den Menschen." Daß sie das wagte, war auffallend genug. Ihre Mitglieder mochten indeß annehmen, daß es sich lediglich von einem theoretischen oder wissenschaftlichen Probleme handele, dessen Untersuchung ebenso unverfänglich sei, wie jede andere. Sie dachten schwerlich an irgend welche praktische Beziehung, und wenn dem doch so war, so lag sie vielleicht in dem Wunsche, die bestehende Ungleichheit erklärt und gerechtfertigt zu sehen. Möglich auch, daß der Eine oder Andere in so fern die wirklichen Zustände im Auge hatte, als er hoffte, es werde den politischen Vorrechten der priviligirten Klassen ein mehr oder weniger treffender Hieb versetzt werden. Gewiß ahnte Keiner, daß er durch die Stellung dieser Frage die ganze Existenz der Gesellschaft in Frage stelle, daß sie die brennende Frage des Jahrhunderts werden würde, deren Glut den festgegliederten Organismus des socialen Körpers zu verzehren bestimmt sei. Man wußte nicht, was man that, und konnte es nicht wissen; immer aber war es ein Beweis von der Kühnheit und Freiheit des herrschenden Geistes, daß eine öffentliche autorisirte Corporation, wie die Akademie es war, es wagte und wagen durfte, ein Problem dieser Art zur allgemeinen Diskussion zu stellen. Auch Rousseau war erstaunt über den Muth seiner alten Gönner, und fand in ihm ein Motiv mehr, die eigene Entschlossenheit zu bethätigen. Er schickte sich alsbald an, die verhängnißvolle Frage zu beantworten.

Ein achttägiger Sommerausflug nach dem nahen St. Germain,

den er um diese Zeit mit Therese und seiner Hauswirthin machte, gab ihm die Muße, der er zur Sammlung seiner Gedanken bedurfte. Es waren schöne Tage, die er dort, in den Umgebungen des alten Königsschlosses, verlebte. Der Himmel lächelte in heiterem Sonnenschein, und die Menschen störten ihn nicht; die begleitenden Frauen amüsirten sich auf ihre Weise und forderten nur so viele Rücksicht, als er ihnen eben schenken wollte. Die frische Landluft und die freie Bewegung in der Natur übten den gewohnten heilsamen Einfluß. Er fühlte sich körperlich wohl, die düstere Stimmung wich einer heiteren Zufriedenheit, und das freie Spiel der geistigen Kräfte fand keine Hemmung. „Vertieft in die Irrgänge des Waldes," sagt er selbst, „suchte und fand ich dort das Bild der ersten Zeiten, deren Geschichte ich mit Stolz schilderte, machte ich kurzen Prozeß mit den kleinen Lügen der Menschen, wagte ich, ihre Natur zu enthüllen, dem Fortschritte der Zeit und der Dinge, die sie entstellt haben, zu folgen und ihnen, indem ich den Menschen der Gesellschaft (l'homme de l'homme) mit dem natürlichen Menschen verglich, in seiner vorgeblichen Vervollkommnung die wahre Quelle seines Elendes nachzuweisen." Die stille Waldeinsamkeit war ein geeigneter Ort für solche Betrachtungen; sie gab den Gedanken, aber auch der Phantasie Raum und Anreiz, sich unbeschränkt zu entfalten. Man begreift, wie die Seele des dichtenden Denkers, „hingerissen von ihren erhabenen Ideen, sich bis zur Gottheit erhob." Ihre Begeisterung verflog indeß nicht in die Lüfte; sie gebar eine Reihe von bestimmten und bedeutenden Gedanken, die sich, als Rousseau nach Paris zurückkehrte, leicht zu einem geordneten Ganzen verbinden ließen. Er wurde damit um so eher fertig, da Diderot, dem die Arbeit in hohem Grade zusagte, ihn bei der Ausführung vielfach mit seinem Rathe unterstützte. In Kurzem konnte er der Akademie die vollendete Abhandlung einschicken. Daß sie den Preis davon tragen werde, hoffte er nicht; wenigstens versichert er so, und jedenfalls täuschte er sich, wenn er ein Anderes erwartete.

Doch bevor die Entscheidung dieser Frage erfolgen konnte, trat eine Unterbrechung des gewohnten Lebensganges ein, die, an sich schon von nicht geringem Interesse, auch nicht ohne weitere Folgen blieb. Wir meinen die Reise nach Genf, welche Rousseau im Sommer des Jahres 1754 unternahm. Ein alter Freund und Landsmann, De Gauffecourt, mit welchem er schon seit vielen Jahren bekannt war und damals auf einem sehr intimen Fuße stand, bot den Anlaß und die Mittel dazu. Er war ursprünglich Uhrmacher gewesen, später aber mit den Walliser Salzlieferungen betraut worden, die ihm eine jährliche Rente von 20,000 Franken eintrugen. Durch sein Amt genöthigt, von Zeit zu Zeit in die Schweiz zu reisen, lud

er dies Mal Rousseau ein, ihn zu begleiten. Die Einladung wurde bereitwillig angenommen. Entsprach sie doch einem alten Herzenswunsche, dem bis dahin die Umstände nur nicht gestattet hatten, sich geltend zu machen. Die Liebe zur Heimat hatte in den Jahren der Kindheit im Herzen Rousseau's zu tiefe Wurzeln geschlagen, als daß sie nicht, trotz der vieljährigen Trennung, hätte fortleben sollen. Als er, ein jugendlicher Flüchtling, seiner Vaterstadt den Rücken kehrte, war er doch alt und entwickelt genug, um mit dem Boden, von welchem er schied, nicht auch den Geist, der seine Bewohner beseelte, hinter sich zu lassen. Das Gebiet der Republik mochte er räumen, den Sinn des Republikaners nahm er mit sich. Er begleitete ihn, wohin er auch ging, und erinnerte ihn beständig an die Menschen und Verhältnisse, in deren Umgebung er geweckt und genährt worden war. Mit Stolz gedachte er der freien Institutionen, deren sich seine Vaterstadt erfreute, des offenen, zwanglosen Verkehrs, den die bürgerliche Gleichheit dort zur Folge hatte, der patriotischen Hingebung, welche das freie Gemeinwesen in seinen Theilnehmern wach hält. Immer von Neuem tauchte das Bild des einfachen, in sich befriedigten Lebens seiner Heimat vor ihm auf, und es glänzte in einem um so helleren Lichte, je mehr die räumliche Entfernung die Schatten zerstreute, welche in unmittelbarer Nähe doch hervortreten mochten.

Dem idealen Sinne Rousseau's zeigte sich das Ferne, an dem sein Herz hing, in reiner, vollendeter Gestalt. Sie wurde durch den Kontrast, den die umgebende Wirklichkeit zu ihr bildete, natürlich noch bedeutsamer und anziehender. Es ist keine Frage, daß der schneidende Gegensatz, in welchem das öffentliche und private Leben Frankreichs zu dem seiner Heimat stand, in ihm das Gefühl und das Bewußtsein der Einheit seines Geistes mit dem des Genfer Volkes und Staates immer bestimmter hervortreten ließ. Der Geist seiner Vaterstadt, den er mit sich genommen in die Fremde, wurde hier in ihm lebendig, und schon offenbarte er sich in seinem Leben, wie in seinen Schriften. Es war natürlich, daß er sich zu dem Boden hingezogen fühlte, auf welchem er seine eigentliche Heimat hatte. Auch durfte er es jetzt wohl wagen, ihn wieder zu betreten. Der leichtsinnige Knabe, der vor etwa 27 Jahren abenteuernd in die Welt auszog, war doch ein Mann von Ruf und Ansehen geworden. Seine persönliche Entwicklung mochte noch nicht ganz vollendet, seine Stellung noch etwas unsicher sein, er konnte sich doch sagen, daß er so, wie er eben sei, seinen ehemaligen Mitbürgern ohne Scheu unter die Augen treten, ja sich ihnen mit berechtigtem Selbstgefühle zur Seite stellen dürfe. Und es drängte ihn, so zu thun; die Hoffnung, die lang entbehrte Heimat wiederzusehen, erfreute sein Herz;

die Aussicht, als ihr würdiger Sohn anerkannt zu werden, schmeichelte zugleich seinem Stolze.

Kein Wunder, daß er auf das Anerbieten des Freundes sofort einging. In seiner Gesellschaft versprach überdies die Reise recht angenehm zu werden. De Gauffecourt zählte zwar schon mehr als 60 Jahre und litt bereits unter der Schwäche des Alters, wie unter den Folgen eines zu reichlichen Lebensgenusses. Aber er war ein Mann von lebhaftem Geiste, stets heiterer Laune und sehr liebenswürdig in seinem Benehmen [99]). Ein besserer Reisegefährte ließ sich, so schien es, nicht wünschen. So fuhr man denn im besten Einvernehmen am ersten Juni von Paris ab. Doch bald sollte das Verhältniß eine bedenkliche Störung erfahren. Der Wagen fuhr nur langsam weiter, und Rousseau konnte von Zeit zu Zeit aussteigen, um seiner Neigung gemäß eine Strecke zu Fuß zurückzulegen. Er ahnte nicht, daß sein Freund diese Augenblicke zu seiner Entehrung benutzen werde. In der That bot der alte Sünder alle seine Künste auf, um die mitreisende Therese zu verführen. Sie widerstand den Lockungen, sah sich aber endlich doch genöthigt, Rousseau von dem, was vorging, in Kenntniß zu setzen. Damit hatten die Versuche des Lüstlings ein Ende; kaum begreiflich aber ist, daß Rousseau es über sich vermochte, die Reise mit ihm wenigstens bis Lyon fortzusetzen, ohne den Unwillen und die Verachtung, welche ihn erfüllten, irgendwie laut werden zu lassen. Die Besorgniß, Therese bloßzustellen, mochte ihn, wie er selbst andeutet, davon zurückhalten, mehr vielleicht noch der Schmerz über das niederträchtige Benehmen eines Mannes, den er seit vielen Jahren als seinen Freund zu betrachten gewohnt war. Solche Erfahrungen üben allerdings auf die Seele einen Druck aus, der selbst ihre natürlichsten Regungen niederhält. Sie erschüttern, betäuben fast den Menschen, der, wie Rousseau, zu einem offenen, hingebenden Vertrauen geneigt ist. Sie pflanzen aber auch den unzerstörbaren Keim des Mißtrauens oder nähren ihn, wo er, wie das bei Rousseau doch der Fall war, schon aufgegangen ist. Man kann, wenn man will, die Manoeuvres des impotenten Alten komisch finden; sie hatten doch insofern eine ernste Bedeutung, als sie die seinem Freunde natürliche Disposition zum Argwohn gegen die, welche ihm nahe standen, wach riefen und als berechtigt erscheinen ließen. Der Treubruch de Gauffecourt's wirkte in der Seele Rousseau's lange und verderblich nach; ihm selbst scheint er bald verziehen zu haben. Wenigstens bestand in späteren Jahren ein intimes Verhältniß Beider fort. Die Briefe Rousseau's, in welchen er sich wiederholt nach seinem „lieben Papa" sehnt, ihn vor allen anderen Freunden „zu umarmen" wünscht, stellen das außer Zweifel [100]).

Die hoffnungsvolle Reise hatte gleich Anfangs eine bittere Enttäuschung gebracht, sie führte in ihrem weiteren Verlaufe zu einer anderen, nicht minder traurigen Erfahrung. Rousseau nahm von Lyon aus, wo er sich von de Gauffecourt trennte, seinen Weg durch Savoyen, um seine frühere Beschützerin, Frau von Warens, en passant zu besuchen. Er wußte freilich, daß sich ihre Lage, seitdem er sie verließ, unausgesetzt verschlimmert hatte. Dennoch wurde er von dem Zustande tiefster Erniedrigung, in welchem er sie wiederfand, überrascht und erschüttert. Oekonomisch hülflos, moralisch verkommen, trat sie ihm entgegen. Nichts erinnerte mehr an die glänzende Erscheinung von ehedem, nur die opferbereite Herzensgüte war geblieben, konnte aber unter diesen Umständen nur einen wehmüthigen Eindruck machen. Vor wie nach in der Hand ihrer gemeinen Umgebung, begriff Rousseau, daß ihr nur durch eine Aenderung des Wohnortes zu helfen sei. Er forderte sie daher dringend auf, nach Paris zu kommen, um dort mit ihm und Therese zusammenzuleben. Doch seine Bitten waren vergeblich; sie mochte sich nicht entschließen, auf ihre Pension, die doch längst den Gläubigern gehörte, zu verzichten. Wenn Rousseau hinzufügt, er habe ihr schon früher wiederholt denselben Vorschlag brieflich gemacht, so wollen wir seine Versicherung nicht in Zweifel ziehen. In den noch erhaltenen Briefen findet sich davon nichts, wohl aber, wie schon an anderer Stelle gesagt wurde, eine Abmahnung, in die theure französische Hauptstadt überzusiedeln.

Schwerlich war es ihm damals, wenn er sie wirklich dazu zu bestimmen suchte, sehr ernst damit. Der Eindruck eines fernen Leids, welches nicht unmittelbar auf Sinn und Herz wirkt, pflegt bei Naturen, wie die Rousseau's war, nicht sonderlich stark zu sein. Anders war es, als er der unglücklichen Frau, welcher er so viel verdankte, persönlich gegenüberstand. Kein Zweifel, daß er es mit den dringenden Bitten, die er bei dem Anblicke ihres Elendes an sie richtete, aufrichtig meinte. Auch hatte er damit genug gethan; der Vorwurf, den er sich selber machte, daß er nicht Alles im Stiche gelassen habe, um das, wie immer beschaffene Schicksal seiner Mama zu theilen, scheint uns etwas krankhaft. Davon abgesehen, daß die späteren Neigungen und Pflichten doch auch ihr Recht hatten, man sieht nicht, wozu das hätte dienen sollen.

Auf der Reise hatte Rousseau nur peinliche Eindrücke erfahren; in Genf sollten freundlichere an die Stelle treten. Schon der Anblick seiner Vaterstadt rief eine freudige Bewegung hervor. Er gesteht, daß er sie niemals habe wiedersehen können, ohne bis zu Thränen gerührt zu werden. Sie mochten ihm damals um so leichter in das Auge treten, da er zum ersten Male nach vielen Jahren der

Trennung mit der Neigung und Fähigkeit, ihre Vorzüge zu empfinden und nach ihrem vollen Werthe zu würdigen, zu ihr zurückkehrte. In der That stammte die Befriedigung, welche er in ihrer Nähe fühlte, nicht sowohl aus dem Gemüthe, wie aus dem Geiste. Sie bestand weniger in den Aeußerungen des natürlichen Heimatgefühls, als in der lebendigen Bethätigung der mehr geistigen Liebe zum Vaterlande. Die Empfindungen, mit welchen er nach längerer Abwesenheit Genf zu betreten pflegte, waren denjenigen nicht unähnlich, welche die Seele des römischen Bürgers erfüllten, wenn er, etwa aus der Verbannung, zur ewigen Stadt heimkehrte. Ein begeisterter Patriotismus flammte in ihm auf; er fühlte sich angehaucht und belebt von dem freien Geiste des republikanischen Gemeinwesens, der auch der seinige war. Freilich durfte er sich zu dieser Zeit nicht als Mitglied der Genfer Gemeinde betrachten, denn durch seinen Uebertritt zum Katholizismus hatte er das angestammte Bürgerrecht verloren. Doch hinderte das nicht, daß er mit seinen Landsleuten wie mit seines Gleichen verkehren durfte. Auch wurde er von ihnen überaus freundlich aufgenommen, und bei jeder Gelegenheit sehr zuvorkommend behandelt[101]).

Paris galt doch auch in Genf als der Sitz und die Schule der höheren Geistesbildung und feineren Lebensart. Es gehörte fast schon zum guten Ton, sich dort eine Zeit lang aufgehalten zu haben, und wer von daher nach längerem Verweilen zurückkehrte, konnte einer besonderen Aufmerksamkeit gewiß sein. Hatte er gar, wie Rousseau, in den bewunderten Kreisen der Gelehrten und Schriftsteller gelebt, und sich selbst als solcher einen gewissen Ruf erworben, so ging das große Ansehen, in welchem die französische Literatur und ihre hervorragenden Vertreter standen, natürlich auf ihn über. Gewiß war es im Allgemeinen weniger der patriotische Bürger, als der schon berühmte Autor, den man in Rousseau fetirte und hätschelte. Er selbst merkte das nicht, oder wenn er es merkte, so schmeichelte ihm das freundliche Benehmen seiner Mitbürger zu sehr, als daß er sich der nahe liegenden Illusion nicht gerne hingegeben hätte. Vorläufig fand er in Genf und seinen Bewohnern, was er in ihnen suchte, ein Gemeinwesen, wie es seinem Ideale entsprach, und Bürger würdig, demselben anzugehören. Auch täuschte er sich im Grunde nicht; mochten immerhin fremde Elemente in das innere Leben der Republik eingedrungen sein, und hier umbildend und zersetzend fortwirken, im Ganzen und Großen war sie doch noch von dem Geiste beseelt, welchem sie Ursprung und Bedeutung verdankte.

Je mehr sich aber Rousseau in seiner Vaterstadt heimisch fühlte, um so lebhafter wurde der Wunsch, sich von dem Kreise ihrer Bürger nicht länger ausgeschlossen zu sehen. Nur die Rückkehr zum Prote-

stantismus konnte die Erfüllung desselben ermöglichen. Aus dem, was schon früher über seinen religiösen Standpunkt bemerkt worden ist, begreift man, daß es ihm nicht grade schwer wurde, sich dazu zu entschließen. Für ihn hatten die verschiedenen christlichen Konfessionen so ziemlich denselben Werth; enthielt doch jede von ihnen, was ihm als wesentlich galt. Konnte aber irgend eine auf seine besondere Sympathie Anspruch machen, so war es gewiß die seiner Heimat, nicht blos, weil er in ihr geboren und erzogen worden war, sondern mehr noch, weil ihre Lehre, wenigstens im Prinzip, in dem Geiste, der sie in's Leben gerufen hatte, und in der Entwicklung der auf ihr beruhenden Gemeinde fortwirkte, seinen religiösen Ansichten am meisten entsprach, ja, wie er selbst wohl meinte, im Wesentlichen mit ihnen zusammenfiel. So nahe ihm aber der Kalvinismus stand, so ferne stand er andererseits dem Katholizismus, zu welchem er sich seit der zweideutigen Bekehrung in Turin bekannte. Nicht als ob der Geist des Katholizismus mit dem seinigen nicht eine gewisse Verwandtschaft gehabt hätte; das Prinzip der Einheit, auf welchem derselbe basirt, und das seine Bekenner nicht nur äußerlich zusammenhält, sondern auch innerlich verbindet und sie zur Bethätigung einer aufopfernden Liebe befähigt, war auch seinem Wesen nicht fremd. Jedenfalls aber hatte er mit der katholischen Kirche, wie sie ist, mit ihren Dogmen, Gebräuchen und Institutionen, nichts gemein. Er war durch zufällige Umstände bewogen worden, sich ihr anzuschließen, und es hatte nichts Auffallendes, wenn er sich willkürlich wieder von ihr trennte. Er konnte das, wie die Dinge lagen, sogar für seine Pflicht halten.

Als er den Entschluß faßte, in die Reihe der Genfer Bürger zurückzutreten, war es ihm keineswegs nur darum zu thun, den Namen eines solchen zu führen, vielmehr hatte er die Absicht, in Genf seinen bleibenden Wohnsitz zu nehmen. Nun war er aber schon damals der Ansicht, die er später in seinen politischen Schriften vertrat, daß, weil die Form des religiösen Glaubens an sich gleichgültig, für den Bestand der staatlichen Einheit aber die des religiösen Bekenntnisses nothwendig sei, die Staatsgewalt Dogmen und Kult gesetzlich feststellen müsse, und jeder Bürger die Verpflichtung habe, sich diesen gesetzlichen Anordnungen, unbeschadet seiner persönlichen Denkfreiheit, zu unterwerfen. Es ist hier nicht der Ort, auf diesen Grundsatz näher einzugehen; man sieht aber, wie derselbe dazu dienen konnte, die Neigung mit der Pflicht in Uebereinstimmung zu bringen. Wo beide so zur Begründung eines Entschlusses zusammenwirkten, mußte dessen Ausführung unbedenklich erscheinen. Auch wurde sie ihm möglichst erleichtert. Er mußte sich zwar der Formalität eines vorgängigen Unterrichts unterziehen, die feierliche Able-

gung des Glaubensbekenntnisses aber, wie sie den bestehenden Vorschriften gemäß vor dem gesammten Konsistorium stattfinden mußte, wurde ihm erlassen. Man begnügte sich damit, daß er vor einigen, dazu kommittirten Mitgliedern desselben die nöthigen Erklärungen abgab. Die Herren hatten freilich erwartet, daß es in einer wohlgesetzten Rede geschehen werde. Auch war der Neophyt bemüht gewesen, eine solche zu präpariren. Er blieb aber, wie gewöhnlich, gleich Anfangs stecken. Es war die einzige Schwierigkeit, der er bei dem Rücktritte zum Glauben seiner Väter begegnete.

Kirchlich und bürgerlich rehabilitirt, konnte sich nun Rousseau in seiner Vaterstadt um so freier bewegen, und was sie ihm Erfreuliches bot, ungestört genießen. In der That verlebte er in ihr recht angenehme Tage. Es fehlte nicht an näheren oder entfernteren Bekannten, mit welchen sich ein geistiger oder geselliger Verkehr unterhalten ließ. Die Einen, ihm oder dem väterlichen Hause schon früher befreundet, schlossen sich jetzt noch enger an. Mit Anderen wurden neue Verbindungen angeknüpft, die zum Theil einen sehr intimen Charakter gewannen, und bis in die spätesten Lebensjahre fortbestanden. Meist waren es Professoren und Geistliche, die, selbst literarisch gebildet und thätig, an den Arbeiten oder dem Geiste ihres Landsmannes Interesse nahmen. So Deluc und seine beiden Söhne, die später berühmte Geologen wurden, der Physiker Jalabert, die Professoren Lullin, Vernes, Perdriau, der „milde und liebenswürdige Pfarrer" der Genfer Landgemeinde, in welcher er wohnte, und Andere. Auch zu manchen jüngeren Leuten, die durch Talent und ernstes Streben seine Theilnahme fesselten, trat er in eine nähere Beziehung. Einige von ihnen, wie Roustan, ein angehender Theologe von poetischer Begabung, Vernes, den er schon von Paris her kannte, der talentvolle, feurige Moulton, gewannen selbst seine Zuneigung und sein Vertrauen in einem Grade, wie sich dessen die älteren Freunde nicht rühmen konnten.

Man sieht, der Kreis, in welchem Rousseau verkehrte, war eben so groß wie anziehend; er fand in ihm, was Geist und Herz befriedigen konnte. Nicht weniger freundlich gestaltete sich das Verhältniß zu seinen Verwandten, von welchen damals noch einige in Genf lebten. Namentlich scheint einer seiner Vettern, Theodor Rousseau, ihm, wie auch Theresen, sehr große Aufmerksamkeit erwiesen zu haben; noch nach manchen Jahren erinnern sich Beide dankbar der „guten Bewirthung, die sie in seinem Hause gefunden"[102]). Auch die Tante Goucereau, welche ihn in den Tagen der Kindheit so sorgsam gepflegt, daß er sie seine Mutter nennen konnte, wurde nicht vergessen. Er schrieb ihr, die in der Nähe von Genf in ziemlich traurigen Verhältnissen lebte, Briefe voll einfacher, rühren-

der Herzlichkeit, besuchte sie dann auch und unterstützte sie, so weit seine beschränkten Mittel es erlaubten [103]). Ueberhaupt fehlte es nicht an mannigfachen Ausflügen in die näheren und ferneren Umgebungen der Stadt. Eine achttägige Tour um den reizenden See, die er zu Schiffe beim herrlichsten Wetter, in Begleitung der befreundeten Familie Deluc, ausführte, war ohne Zweifel die Krone derselben. Sie hinterließ eine Fülle von Eindrücken und Anschauungen, die auch nach Jahren noch so lebendig in der Erinnerung hafteten, daß sie zu den schönen landschaftlichen Schilderungen der neuen Heloise den Stoff und die Farben geben konnten.

Neben den weiteren Exkursionen bewahrten aber auch die einsamen Spaziergänge, wie sie Rousseau zu machen liebte, den gewohnten Reiz. Man sah ihn oft, wie er an den lachenden Ufern des See's dahinwanderte, weiter und weiter, ohne bestimmtes Ziel, denn der Sinn war frei und die Gedanken durften ungehemmt dem Zuge des Geistes folgen. Sie wandten sich nach verschiedenen Seiten; eine Reihe von Arbeiten oder Entwürfen wurde erwogen, und mehr oder weniger zur Reife gebracht. Vor Allem erhielt der Plan zu einem umfassenden Werke über die politischen Institutionen, welchen er schon in Venedig gefaßt und später stets im Auge behalten hatte, eine bestimmtere Gestalt. Die unmittelbare Anschauung des heimischen Staatswesens und die lebendige Theilnahme, welche er ihm nunmehr widmen konnte und wollte, führten ihn von selbst dahin, grade diesem Gegenstande ein erhöhtes Interesse zuzuwenden. Nebenbei wurde eine Geschichte von Wallis projektirt; man sieht nicht, auf welche Anregung hin, wenn sie nicht vielleicht von de Gauffecourt und den Hülfsmitteln, die dieser vermöge seiner Stellung an die Hand geben konnte, ausging. Jedenfalls blieb es bei dem bloßen Projekte, was unseres Erachtens nicht grade zu bedauern ist. Wir können es ebenso wenig beklagen, daß Rousseau die Absicht, die Geschichte der Lukretia zu einer Tragödie in Prosa zu verarbeiten, nicht ausführte. Er eignete sich weder zum Dichter, noch zum Historiker; auch das fortgesetzte Studium des Tacitus, mit welchem er sich zu dieser Zeit eingehend beschäftigte — er übersetzte damals das erste Buch der Annalen — hätte ihn schwerlich zum Geschichtschreiber gebildet [104]). Interessant ist aber doch, daß er sich den Werken des strengen und gedankenreichen Römers mit besonderer Vorliebe zuwandte. Es erklärt sich freilich leicht aus dem Umstande, daß der Rigorismus des Mannes dem seinigen sehr ähnlich, und der Charakter der Zeit, die er schildert, in seinen wesentlichen Zügen dem des Jahrhunderts nahe verwandt war, gegen welches er selbst in die Schranken trat.

Die Tage in Genf gingen in geselligem Verkehre und geistiger

Thätigkeit schnell vorüber. Sie boten des Angenehmen so viel, daß Rousseau sich von seiner Vaterstadt nur schwer trennen konnte. Als die Rückreise endlich, im Anfange des Oktober, erfolgen mußte, schied er mit der festen Absicht, im nächsten Frühjahre für immer dorthin zurückzukehren.

XVII.

Inzwischen wurden vorläufig die gewohnten Beschäftigungen wieder aufgenommen, Noten kopirt, einzelne Artikel für die Encyklopädie geliefert, nebenbei auch die Druckbogen der Abhandlung über „den Ursprung der Ungleichheit" durchgesehen. Diese Schrift hatte in der That das Schicksal gehabt, welches ihr Rousseau bei der Absendung in Aussicht stellte. Sie war weder mit dem Preise, noch auch selbst mit dem Accessit beehrt worden. Die Akademie mochte doch Bedenken tragen, sich zum zweiten Male in Gefahr zu begeben. Sie zog es vor, andere Arbeiten zu krönen, die nie veröffentlicht wurden, und eben so unbekannt geblieben sind, wie ihre Verfasser. Rousseau nahm um so weniger Anstand, von ihrem Urtheile an das des größeren Publikums zu appelliren, da die frühere Scheu vor einem solchen Schritte nicht mehr bestand, und sich ihm eine günstige Gelegenheit zur Veröffentlichung darbot. Er hatte in Genf die Bekanntschaft Rey's, eines Buchhändlers aus Amsterdam, gemacht und ihn leicht bewogen, den Verlag seiner Schrift zu übernehmen. Gehörte sie ja doch durch die neuen und kühnen Ansichten, welche in ihr rücksichtslos verfochten wurden, sowie durch die vernichtenden Angriffe auf das Bestehende, die sie enthielt, in die Kategorie jener Oppositionsliteratur, welche, damals in Frankreich selbst durch Censur und drohende Anklage beengt, die Druckerpressen des freien Holland stets bereit fand, sie zu verbreiten. Im Sommer des nächsten Jahres 1755 konnte Rousseau den Genfer Freunden Exemplare seiner Abhandlung zustellen [105]).

Um dieselbe Zeit wurde sie auch in Frankreich bekannt, erregte aber keineswegs ein so großes Aufsehen, wie man bei ihrem ungewöhnlichen Inhalte, und nach den Erfolgen der früheren Schriften hätte erwarten sollen. Vielmehr blieb Alles bei ihrem Erscheinen stille, Niemand erhob sich zur Widerlegung. Sie fand, wie Rousseau meint, „nur wenige Leser, die sie verstanden, und diese wenigen hielten es für angemessen, zu schweigen." Und dem mochte wirklich so sein. Das Thema der Schrift war doch zu abstrakter Art, als daß es einen größeren Kreis von Lesern lebhaft hätte interessiren können, und die gründliche, folgerechte Erörterung eben so wenig, wie das allen bis dahin geltenden Ansichten widerstreitende Resultat,

zu welchem sie hinführte, geeignet, eine allgemeinere Parteinahme für oder wider zu veranlassen.

„Es gibt," so beginnt Rousseau, „unter den Menschen zwei Arten von Ungleichheit, die wohl unterschieden werden müssen. Die eine, man könnte sie die natürliche oder physische Ungleichheit nennen, besteht in der Verschiedenheit des Alters, der Gesundheit, der körperlichen Kräfte und geistigen Anlagen. Die andere mag als moralische oder politische Ungleichheit bezeichnet werden, denn sie hängt von einer gewissen Uebereinkunft ab, und ist durch die Zustimmung der Menschen begründet oder doch autorisirt worden. Sie besteht in bestimmten Vorrechten, deren sich die Einen auf Kosten der Anderen erfreuen, so in dem Privilegium, reicher, mächtiger, geehrter zu sein als sie, oder gar ihre Herren zu spielen."

„Nach dem Ursprunge der natürlichen Ungleichheit zu fragen, wäre sehr überflüssig. Die einfache Erklärung des Wortes würde schon die Antwort enthalten. Weniger noch darf man untersuchen wollen, ob zwischen ihr und der politischen Ungleichheit ein wesentlicher Zusammenhang besteht. Denn das hieße die Frage aufwerfen, ob die Befehlenden nothwendig besser sind als die Gehorchenden, ob körperliche und geistige Kraft, Weisheit oder Tugend bei den einzelnen Individuen zu ihrer Macht oder ihrem Reichthume in einem richtigen Verhältnisse stehen, eine Frage, die von Sklaven vor den Ohren ihrer Herren erörtert werden mag, vernünftigen und freien Menschen aber nicht geziemt."

„Die soziale Ungleichheit, wie sie in der bürgerlichen Gesellschaft besteht, wird keineswegs durch die natürliche bedingt. Sie ist es so wenig, daß sie ihr meist gradezu widerspricht. Die Macht ist nicht selten das Vorrecht der Schwäche, Ansehen und Reichthum sind im Besitze derer, die sich durch Mangel an Geist und Charakter auszeichnen. Eine sonderbare Anomalie, die sich, scheint es, nur durch eine Reihe von Wundern erklären läßt. Wie konnte der Starke sich entschließen, dem Schwachen zu dienen? die geistige und sittliche Tüchtigkeit bestimmt werden, sich der Impotenz unterzuordnen? Das ist die Frage, die hier beantwortet werden soll. Sie fällt zusammen mit der nach den Umständen und Ereignissen, durch welche das Recht an die Stelle der Gewalt gesetzt, die Natur dem Gesetze unterworfen wurde."

„Die sozialen Unterschiede sind so alt, wie die Gesellschaft, in welcher sie gelten. Man kann ihre Quelle nicht aufdecken, ohne zugleich die Entstehung des gesellschaftlichen Lebens überhaupt zu erforschen. Um aber den Ursprung der Gesellschaft zu erklären, ist es nöthig, auf den Naturzustand zurückzugehen, der ihr vorausliegt, oder doch der Idee nach vorausgesetzt werden muß, denn ob ein solcher

wirklich existirt hat, ist mindestens zweifelhaft. Wer die Autorität der heiligen Schrift nicht in Frage stellen will, kann es unmöglich zugeben, er müßte sich denn zu der paradoxen Annahme verstehen, daß die Menschen, nachdem sie bei der Schöpfung durch die unmittelbare Einwirkung der Gottheit über den reinen Naturzustand hinausgehoben worden, später, in Folge ungewöhnlicher Ereignisse, in denselben zurückgefallen seien. Wenn aber die Religion gebietet, den Menschen als ein Werk der bildenden Hand Gottes zu betrachten, so verbietet sie darum nicht, auf dem Wege der Konjektur zu untersuchen, was wohl aus dem Menschengeschlechte hätte werden können, wenn es, ganz sich selbst überlassen, sich lediglich seiner Natur gemäß entwickelt hätte."

„Die Voraussetzung eines Naturzustandes nimmt diesen nicht als eine geschichtliche Thatsache. Sie hat nur die Bedeutung einer Hypothese, welche mehr geeignet ist die Natur der Dinge aufzuhellen, als ihren wahren Ursprung nachzuweisen. Will man aber die Grundlagen der Gesellschaft näher untersuchen, so kann man ihrer nicht entrathen. Auch haben alle Denker und Philosophen, die sich mit diesem Gegenstande beschäftigten, einen ursprünglichen Naturzustand angenommen. Doch sind sie nicht im Stande gewesen, ihn in seiner vollen Reinheit aufzufassen. Die Begriffe von Recht und Unrecht, von Regierung und Eigenthum, die mannigfachen Begierden und Leidenschaften, welche sie ihm mehr oder weniger bestimmt zuweisen, gehören ohne Zweifel einer späteren Kulturperiode an. Sie konnten sich eben nicht ganz von den Vorstellungen trennen, die sie aus dem gesellschaftlichen Leben mitbrachten. Verfallen wir nicht in diesen Irrthum; es kommt darauf an, den Menschen so zu schildern, wie er, entblößt von allen übernatürlichen Gaben, die ihm haben zu Theil werden können, wie von allen künstlichen Fähigkeiten, die er durch den Fortschritt seiner Entwicklung hat erlangen mögen, aus der Hand der Natur hervorgegangen ist."

Der erste Theil der Abhandlung hat die Aufgabe, das Wesen und das Leben des einfachen Naturmenschen in seinen charakteristischen Zügen vorzuführen. Es wird sich ergeben, daß bei ihm von Ungleichheit nicht, oder doch kaum die Rede sein kann. Einem zweiten Abschnitte bleibt es dann vorbehalten, die Motive und Ursachen zu entwickeln, welche den Uebergang aus dem Naturzustande in das gesellschaftliche Leben, und damit zugleich die Verkehrung der natürlichen Gleichheit in die soziale Ungleichheit herbeiführen. Sehen wir uns zunächst das Bild etwas genauer an, welches Rousseau von dem ursprünglichen Naturmenschen entwirft.

„Der Naturmensch ißt, trinkt und schläft; in dieser dreifachen Funktion erschöpft sich so ziemlich seine ganze Lebensthätigkeit. Auch

bedarf es zu ihrer Entfaltung keiner besonderen Kraftanstrengung; wir sehen das Kind der Natur, wie es sich sättigt unter einer Eiche, an der nahen Quelle den Durst stillt und sein Lager am Fuße desselben Baumes findet, der ihm seine Nahrung bot. So einfach seine Bedürfnisse sind, so leicht wird es ihm, sie zu befriedigen. Denn noch ist die Erde im vollen Besitz ihrer natürlichen Fruchtbarkeit; der künstliche Anbau hat ihre ursprüngliche Produktionskraft noch nicht geschwächt; überall bringt sie in den mannigfachen Früchten ihrer ungemessenen Wälder dem Menschen eben die Nahrung entgegen, welche für ihn vielleicht die angemessenste ist. Jedenfalls findet er leicht und mühelos, was er zu seiner Erhaltung bedarf. Selbst, wie es scheint, ohne einen besondern Instinkt, ist er um so mehr befähigt, sich den aller übrigen Thierarten anzueignen, und eben darum die meisten der Nahrungsmittel, welche diese unter sich vertheilen, gleichmäßig und ohne Unterschied zu benutzen. In dieser Beziehung ist er ohne Zweifel seinen Mitgeschöpfen aus der Thierwelt überlegen. Ueberhaupt aber läßt sich nicht verkennen, daß, wenn er den einen an Kraft, und den anderen an Behendigkeit nachsteht, er doch im Ganzen höher und besser organisirt ist, als sie alle."

Doch ist er deßhalb von ihnen nicht wesentlich verschieden. Der Naturmensch im Sinne Rousseau's erhebt sich zunächst nicht über das Thier. Seine Natur ist eben die thierische; nur erscheint diese in ihm auf einer höheren, ja auf der höchsten Stufe der Entwicklung, deren sie als solche fähig ist. Nicht als ob die eine oder andere Seite des thierischen Organismus, die eine oder andere Funktion des thierischen Lebens nicht in anderen Thiergattungen energischer und in schärferer Ausprägung hervorträte, wie in der menschlichen. Vielmehr bedingt die universelle Weise, in welcher das Wesen des Thieres sich im Menschen offenbart, eine mehr gleichmäßige, und darum weniger pointirte Entwicklung seiner einzelnen Momente. Der Thiermensch gleicht darin jeder anderen Thierart, daß ihre allgemeine thierische Natur auch die seinige ist; er unterscheidet sich von ihr dadurch, daß er diese Natur in ihrer Totalität repräsentirt. Sie faßt sich in ihm gleichsam zu einem conzentrirten Ausdrucke ihres substantiellen Inhaltes zusammen. Daß sie sich damit zugleich über sich selbst erhebt, ist eine andere Seite der Sache, die dem scharfen Blicke Rousseau's nicht ganz entging, aber doch auch nicht deutlich und bestimmt genug entgegentrat. Für ihn ist die *absolute* Verschiedenheit, welche den Menschen, auch wenn er als einfaches Naturwesen gefaßt wird, vom Thiere trennt, nur ein *relativer* Unterschied. Doch folgen wir ihm auf seinem Wege weiter. „Der Naturmensch erfreut sich einer festen, unveränderlichen Gesundheit. Stark und kräftig schon von Geburt, wird er es noch mehr durch die Lebensweise, die

er zu führen gezwungen ist. Geborne Schwächlinge duldet die Natur ebenso wenig, wie das alte Sparta; sie läßt sie rücksichtslos zu Grunde gehen. Wer aber gesund und normal gebildet in's Leben tritt, den stählt und kräftigt der stete Aufenthalt im Freien, die frühe Gewöhnung an die mannigfachsten Witterungsverhältnisse, sowie der unausgesetzte Kampf, welchen er mit der feindlichen Thierwelt zu führen hat. Die Noth zwingt ihn, die angebornen Körperkräfte möglichst auszubilden. Der Körper ist eben das einzige Werkzeug, dessen er sich bedienen kann; die künstlichen Instrumente, deren Gebrauch es bei dem civilisirten Menschen zur Entwicklung seiner natürlichen Stärke und Gewandtheit gar nicht kommen läßt, sind ihm noch unbekannt. So zum vollen und freien Gebrauche seiner physischen Kräfte gelangt, macht es ihm allerdings Vergnügen, sie spielen zu lassen. Doch ist er darum keineswegs, wie Hobbes meint, von wilder Streitlust erfüllt, und nur auf Kampf und Angriff bedacht. Wenn er aber nicht geneigt ist, sich ohne Noth in Gefahr zu begeben, so wird er andererseits ebenso wenig vor ihr zurückweichen, falls sie ihm entgegentritt. Die Ansicht derer, welche den Naturmenschen für ein scheues, furchtsames Wesen halten, ist eben so grundlos, wie die entgegengesetzte. Man muß freilich zugeben, daß er bei dem Anblicke einer neuen, ungewohnten Erscheinung vorübergehend erschrecken mag, weil und so lange er nicht weiß, ob sie ihm Gutes oder Schlimmes bringt, und ob er selbst im Stande ist, den Gefahren zu begegnen, die sie ihm etwa bereiten kann. Doch Erscheinungen dieser Art können im Naturzustande, wo Alles seinen regelmäßigen gleichförmigen Gang geht, und die leidenschaftliche Unruhe des Völkerlebens noch nicht zu steten plötzlichen Veränderungen treibt, nur ausnahmsweise eintreten. In der Regel gibt er dem Menschen keinen Anlaß, sich zu ängstigen, denn die wilden Thiere, seine einzigen Feinde, treten als solche doch nur auf, wenn der Trieb der Selbsterhaltung sie dazu zwingt, flößen ihm aber auch dann keinen sonderlichen Schrecken ein, weil er sich ihnen gewachsen fühlt."

„Ebensowenig hat er die furchtbareren Feinde, welche die unbesiegbare Schwäche der eigenen Natur gegen den Menschen aufruft, zu fürchten. Freilich muß er, wie jedes andere lebende Wesen, die hülflose Ohnmacht der Kindheit, wie die wachsenden Beschwerden des Alters an sich erfahren. Aber er erfährt sie doch nur in sehr geringem Maße. Von Natur stark und gesund, kommt das Kind bald dahin, der mütterlichen Fürsorge, die ihm ohnehin nur so lange zu Theil wird, als es durchaus nöthig ist, entbehren zu können. Beim Greise aber hält die Abnahme der Bedürfnisse mit dem Schwinden der Kräfte so ziemlich gleichen Schritt; er stirbt allmälig dahin, man merkt es kaum, wie er aufhört zu sein. Es ist eben nur die normale

Erschöpfung der Lebenskraft, die ihm den Tod bringt, nicht eine jener zahllosen Krankheiten, die den civilisirten Menschen von der Wiege bis zum Grabe mit ihren mannigfachen Schmerzen und Leiden verfolgen. Die Natur kennt diese schlimmsten Feinde des menschlichen Glückes nicht; sie sind fast alle unser eigenes Werk, die traurige Frucht der naturwidrigen Verhältnisse, welche unser gesellschaftliches Zusammenleben nothwendig zur Folge hat. Man darf wohl behaupten, daß die Geschichte der bürgerlichen Gesellschaften zugleich die der menschlichen Krankheiten ist. Freilich geht dem wachsenden Uebel die medizinische Kunst fortschreitend zur Seite; man darf indeß ihren Werth nicht überschätzen. Noch steht keineswegs fest, daß mit dem Grade der Pflege und Ausbildung, die ihr zu Theil werden, die mittlere Lebensdauer des Menschen steigt. Auch kann das nicht wohl der Fall sein, da die Zahl der neuauftretenden Krankheiten stets weit größer ist, als die der Heilmittel, welche die Medizin zu bieten vermag. Jedenfalls ist der Naturmensch in der Lage, dieser zweideutigen Kunst entbehren zu können; er kennt neben der Schwäche des Alters keine anderen physischen Gebrechen, als die im Kampfe erhaltenen Wunden, und diese heilen bei ihm, wie bei den übrigen Thieren, in der Regel von selbst."

Mit Recht macht Rousseau hier, wie anderswo, darauf aufmerksam, daß man sich wohl hüten müsse, den einfachen Menschen der Natur mit dem der Gesellschaft zu verwechseln. Was für den einen eine Wohlthat, sei es, meint er, darum noch nicht für den anderen; wer die Leiden nicht kenne, die sie zu lindern bestimmt ist, den brauche man nicht zu bedauern, weil er auf die Hülfe der Medizin verzichten muß. „Ebensowenig," fährt er dann fort, „ist es ein Unglück, die mannigfachen Bequemlichkeiten des gesellschaftlichen Lebens zu entbehren, so lange sie nicht zum Bedürfnisse geworden sind. Wenn es dem Naturmenschen sowohl an Kleidung, wie an einer künstlichen Wohnung gebricht, so ist dieser Mangel für ihn ohne Nachtheil und Bedeutung. Man darf sogar behaupten, daß derjenige, welcher sich zuerst einen Rock verfertigte oder ein Haus baute, sich damit in den Besitz von ziemlich überflüssigen Dingen setzte, da er ihrer bis dahin ja entrathen konnte. Daß beim Naturmenschen von feineren Bedürfnissen, wie sie das soziale Leben in zahllosen Formen erzeugt, nicht die Rede ist, versteht sich von selbst. Er ist sogar physisch unfähig, sie zu hegen, denn die Sinne des Gefühls und Geschmacks, auf welche sie meist zurückgehen, sind bei ihm nur sehr unvollkommen entwickelt. Eine weit größere Ausbildung zeigen Gesicht, Gehör und Geruch, wie überhaupt alle die Organe, deren er zum Angriffe oder zur Vertheidigung bedarf. Sie sind auch für ihn die allein nothwendigen, denn außer dieser zwiefachen Thätigkeit, zu wel-

cher die Sorge um seine Selbsterhaltung ihn antreibt, kennt und übt er keine andere. Nimmt sie ihn nicht in Anspruch, so ist er müßig, und kann sich dem leichten Schlafe überlassen, dem er sich, wie alle Thiere, die wenig denken, in seiner Einsamkeit gerne hingibt."

Das sind nach der Ansicht Rousseau's die vornehmsten Züge, welche das Wesen des Naturmenschen in seinem physischen Theile charakterisiren. Fassen wir nun die von ihm sogenannte metaphysische oder moralische Seite desselben etwas näher in's Auge.

„Geleitet von seinem natürlichen Instinkte oder von Kräften, die ihm diesen ersetzen, übt der Mensch zunächst nur die rein thierischen Funktionen aus. Er nimmt wahr und empfindet, wie alle anderen Thiere; Wollen und Nichtwollen, Begehren und Fürchten sind die ersten und fast einzigen Thätigkeiten seiner Seele. Zu einer weiteren Entwicklung des geistigen Lebens kommt es bei ihm nicht. Wie sollte es auch? Kein Zweifel, daß die Bildung des Verstandes, der Fortschritt im Denken und Erkennen in hohem Grade von den Leidenschaften abhängt. Man sucht eben nur das näher kennen zu lernen, was man zu besitzen wünscht. Die Leidenschaften aber, zu deren Entwicklung freilich die Kenntnisse nicht wenig beitragen, haben ihren Ursprung doch in den Bedürfnissen. Und von diesen kennt der Naturmensch nur die, welche das physische Leben des Körpers bedingt. Sie aber sind so einfach und so leicht zu befriedigen, daß er sich aller Sorge und Voraussicht entschlagen kann. In der That überläßt er sich ganz und ausschließlich dem Gefühle der unmittelbaren Gegenwart. Von der Zukunft, wie nahe sie auch sein mag, hat er keine Vorstellung, und seine Pläne, beschränkt wie sie sind, gehen kaum über den Schluß des Tages hinaus. Die Wünsche des Herzens sind ihm fremd; die Phantasie hat keine Veranlassung, ihre lockenden Bilder zu malen; die stets gleiche Ruhe der Seele schließt alle auf- und anregenden Bewegungen aus. Selbst die Erscheinungen der Natur, wie groß und gewaltig sie auch sind, machen keinen tieferen Eindruck. An sie gewöhnt, geht der Mensch gleichgültig an ihnen vorüber. Ihn setzt nichts in Erstaunen oder Schrecken; er wünscht nichts, fürchtet nichts, nimmt an nichts Interesse. Wie sollte es ihm in den Sinn kommen, über irgend Etwas nachzudenken? wie es ihm möglich werden, sich irgend welche Kenntnisse anzueignen?"

Gewiß hat Rousseau bei seinen Voraussetzungen Recht, wenn er die ersten Anfänge des Denkens und Wissens fast unbegreiflich findet. Ist der Mensch ursprünglich ein rein physisches Wesen, so bedarf es allerdings eines Wunders, um den Ursprung des geistigen Lebens zu erklären. Freilich bleibt auch bei der Annahme, daß der Mensch wenigstens den gleichsam latenten Keim des Geistes in sich trage, die Entfaltung desselben unter den gegebenen Natur- und

Lebensverhältnissen ein kaum lösbares Räthsel. Man muß Rousseau zustimmen, wenn er sagt: „Ohne die Mitwirkung des gegenseitigen Verkehrs, und ohne den Stachel der Nothwendigkeit, Bedingungen, die hier eben nicht stattfinden, war die Erwerbung auch der einfachsten Kenntnisse mit fast unüberwindlichen Schwierigkeiten verknüpft. Jahrhunderte mochten vergehen, bevor der sich selbst überlassene Naturmensch ein anderes Feuer, als das des Himmels, auch nur wahrnahm, und eine endlose Reihe von Zufällen mußte eintreten, bevor er auch nur die gewöhnlichsten Anwendungen dieses Elementes kennen lernte. Wie oft mochte es erlöschen, bevor er die Kunst verstand, es zu erneuern? Und als die Entdeckung gemacht war, wie oft mußte sie, bei der isolirten Lebensweise der Einzelnen, mit dem, der sie gemacht, wieder verloren gehen? Weit schwieriger noch wurde es ihm, die Kunst des Landbaues, welche so viel Arbeit und Voraussicht erfordert, und von so vielen anderen Künsten abhängt, zu lernen und zu üben. Man darf eben nicht außer Acht lassen, daß ihm das wirksamste Vehikel der geistigen Bildung, der gesellschaftliche Verkehr, und mit ihm auch das geist- und gedankenweckende Medium desselben, die Sprache, fehlte."

Nicht ohne Grund wird grade dieser Mangel von Rousseau nachdrücklich betont. Er erörtert mit großem Scharfsinne die vielfachen Hindernisse, auf welche die „Erfindung" und die allmälige Entwicklung der Sprache stoßen mußte. „Sie sind," sagt er, so groß und zahlreich, daß ihre Ueberwindung nur unter der Voraussetzung möglich erscheint, daß die Sprache ein unumgängliches Bedürfniß war. Das aber war sie nicht; ohne alle Gemeinschaft mit seines Gleichen, konnte der Naturmensch sie nicht nur entbehren, sie mußte für ihn sogar ein sehr überflüssiger Besitz sein. Freilich wäre dem nicht so, wenn er, wie das Manche annehmen, von allem Anfange an in einem mehr oder minder umfassenden Familienverbande lebte. Aber diese Verbindung ist, wie jede andere, auch in ihren einfachsten Formen eine soziale Institution, die man in den Naturzustand nicht hinübertragen darf. Dieser erkennt nur eine solche Verbindung von Mann und Weib an, wie sie aus dem augenblicklichen physischen Bedürfnisse entspringt, und mit seiner zufälligen Befriedigung auch wieder wegfällt. Ebenso lose und vorübergehend ist das Verhältniß des Kindes zu den Eltern. Sobald es sich selbst erhalten kann, trennt es sich von der Mutter, um sie eben so schnell zu vergessen, wie es von ihr vergessen wird. Räumen wir aber auch das Bedürfniß ein, so wird damit die Möglichkeit der Sprachbildung noch nicht begreiflicher. Mittel des Gedankenaustausches, wie sie es ist, setzt sie einen gewissen Vorrath von Gedanken oder Vorstellungen voraus, der doch ohne sie nicht füglich erworben werden konnte. Auch scheint

es, konnte man zu dem Entschlusse, sich der Stimmlaute als Dolmetscher seiner Ideen zu bedienen, nur in Folge einer gemeinsamen Uebereinkunft gelangen, die ohne ein anderes vorgängiges Communikationsmittel unmöglich sein mußte. Die Sprache setzt also gleichsam sich selbst, oder doch etwas ihr Aehnliches, von dem man sich aber keine Vorstellung machen kann, zu ihrer Erklärung voraus. Ist sie aber einmal entstanden, so hat ihre Entwicklung bei jedem Schritte, den sie vorwärts thut, mit neuen Schwierigkeiten zu kämpfen." Die Art und Weise, wie Rousseau sich die fortschreitende Bildung der Sprache denkt, ist interessant genug. Wir kommen darauf an einer anderen Stelle zurück; hier dient ihm diese Erörterung nur dazu, nachzuweisen, „wie schwer die Natur es dem Menschen gemacht hat, aus seiner ursprünglichen Vereinzelung zu einer gesellig geistigen Gemeinschaft überzugehen." „Sie hat, so scheint es, ihm alle möglichen Hindernisse in den Weg gelegt, damit er sich nicht für eine Lebensweise bestimme, zu welcher er eben nicht bestimmt war."

Man mag über die Realität des Naturzustandes, wie ihn Rousseau schildert, denken, wie man will, und ihm selbst hat er ja nur eine hypothetische Bedeutung, jedenfalls hat er sich mit Erfolg bemüht, ihn in seiner Reinheit darzustellen, aus seiner Charakteristik alle die Züge ferne zu halten, welche von Anderen, in Folge einer unwillkürlichen Befangenheit, aus dem sozialen Leben in sie hineingetragen wurden. So bemerkt er gegen Hobbes, daß der Mensch „darum von Natur nicht böse sei, weil er die sittliche Güte nicht kenne, und wenn er keine Tugenden habe, deßhalb keineswegs für lasterhaft gehalten werden dürfe. Die Begriffe Tugend und Laster, gut und schlecht, und andere der Art, können nur da Anwendung finden, wo sich unter den Menschen eine sittliche Gemeinschaft mit ihren anerkannten Geboten und Pflichten bereits herausgebildet hat. Im Naturzustande gibt es eine solche nicht; der Mensch ist hier ebensowenig ein moralisches, wie ein denkendes Wesen. Ob er deßhalb," fügt Rousseau hinzu, „unser Bedauern verdient, mag dahingestellt bleiben; es fragt sich doch noch, ob die Laster seiner civilisirten Brüder nicht zahlreicher sind, als ihre Tugenden, und ob jene nicht mehr Unheil anrichten, als diese Gutes stiften. Hat der natürliche Mensch von Anderen nichts zu hoffen, so hat er auch von ihnen nichts zu fürchten. Jeder geht eben seinen eigenen Weg, ohne die Uebrigen zu stören, oder sich selbst stören zu lassen. Freilich hat man den Naturzustand einen Krieg Aller gegen Alle genannt. Indeß ist diese Bezeichnung, die weit eher für das soziale Leben zutreffen würde, völlig grundlos. Der Naturzustand ist so wenig ein Heerd des Streites und Kampfes, daß er sich im Gegentheile ganz besonders zu einem Asyle des Friedens eignet, denn in ihm ist das Interesse an der eigenen Selbsterhal-

tung für die der Anderen am wenigsten nachtheilig. Unter Menschen, die nicht von starken Leidenschaften beherrscht werden, und mehr wild. als bösartig, weniger daran denken, Anderen Uebles zuzufügen, als sich selbst vor solchem zu bewahren, kann es kaum gefährliche Zwistigkeiten geben. Ohne allen gegenseitigen Verkehr, und darum auch frei von eitler Selbstüberhebung, wie von Geringschätzung Anderer, völlig unbekannt mit den Begriffen des Mein und Dein, wie mit denen des Rechtes, nicht gewohnt, die erlittene Gewaltthätigkeit als eine schwere, zu überlegter Rache auffordernde Unbill zu betrachten, können auch ihre etwaigen Streitigkeiten keine blutigen Folgen haben."

„Es kommt hinzu, daß bei dem Naturmenschen die Wirksamkeit der Eigenliebe, sofern von einer solchen überhaupt die Rede sein kann, durch ein angeborenes Mitleid mit fremdem Schmerze in Schranken gehalten wird. Dieses natürliche Mitgefühl, welches aller Reflexion vorausliegt und, wie es selbst den Thieren in einem gewissen Grade eigen, so auch die wahre Quelle aller menschlichen Tugenden ist, vertritt die Stelle der Gesetze und sittlichen Gebote, und macht sie um so leichter entbehrlich, da es sich in jedem gegebenen Falle unmittelbar, in seiner ganzen Stärke, ohne von dem reflektirenden Egoismus irgend welchen Widerspruch zu erfahren, äußern darf. Die Bildung isolirt den Menschen, macht ihn gleichgültig gegen das wirkliche gegenwärtige Leiden seines Nächsten. Das fremde Unglück erregt seine Theilnahme nur noch so im Allgemeinen, wie es ganze Völker und Staaten trifft, oder in seiner künstlichen Nachbildung auf der Bühne. Anders der Naturmensch; ihn bewegt grade umgekehrt das reale augenblickliche Leiden des Einzelnen, wenn und wie es ihm in bestimmter Gestalt vor die Augen tritt. Eben darum wird es ihm nicht leicht in den Sinn kommen, seine Kraft der Schwäche gegenüber zu mißbrauchen, oder zum Schaden Anderer zu verwenden. Indem die Natur ihm das Mitleid einpflanzte, hat sie seinen Leidenschaften einen Zügel angelegt, der sie wirksamer hemmt und bindet, als irgend eine Reflexion oder sittliche Vorschrift das zu thun vermag."

„Freilich wird es dieses Zügels nur selten bedürfen. Der Naturzustand bietet zur Entwicklung der menschlichen Leidenschaften wenig Raum und Gelegenheit. Selbst die Liebe, deren fessellose Gewalt im civilisirten Leben so großes Unheil anrichtet, kann hier kaum bedenkliche Folgen haben. Sie macht sich eben nur von ihrer physischen Seite geltend; die moralische, vermöge welcher die geschlechtliche Neigung sich auf ein bestimmtes, um seiner persönlichen Vorzüge willen auserwähltes Individuum konzentrirt, bleibt dem Naturmenschen völlig fremd. Er hat keinen Sinn für die Schönheit, und weiß nichts von einer Werthschätzung besonderer Verdienste. Die Phan-

tasie, welche unter uns so viele Verheerungen anrichtet, spricht nicht zu seinem Herzen. Er erwartet ruhig den Antrieb der Natur, gibt sich ihm ohne weitere Wahl hin, wozu es bei der stets überwiegenden Anzahl disponirter Frauen nur selten an Gelegenheit fehlen kann, und mit der Befriedigung des Bedürfnisses ist auch das Verlangen gestillt."

„Fassen wir," so schließt Rousseau seine Schilderung, „das Gesagte zusammen, so sehen wir in dem Naturmenschen ein Wesen vor uns, welches einsam in den Wäldern umherirrt, ohne Sprache, ohne Wohnung, ohne Industrie, ohne feindlichen oder freundlichen Verkehr, ohne Neigung zur Gemeinschaft mit Anderen, aber auch frei von dem Wunsche, ihnen zu schaden, ein Wesen, das, nur wenigen Leidenschaften zugänglich, sich selbst genügt, und keine anderen Empfindungen und Vorstellungen kennt als die, welche seinem Zustande entsprechen, das nur seine wahren Bedürfnisse kennt, sich nur um das kümmert, woran es ein wirkliches Interesse zu haben glaubt, und dessen Geist ebensowenig Fortschritte macht, wie seine Eitelkeit."

Es versteht sich von selbst, daß unter so gearteten Menschen von einer irgend bemerkbaren Ungleichheit nicht die Rede sein kann. Rousseau bemerkt sehr richtig: „Selbst die natürlichen Unterschiede der körperlichen und geistigen Kräfte können bei ihnen keine sonderliche Bedeutung haben, denn diese sind doch vorzugsweise die Frucht der mannigfach abweichenden Lebensweise und Erziehung, welche den verschiedenen Klassen und Ständen der entwickelten Gesellschaft eignen. Wo das Leben so einfach und gleichförmig ist, wie im Naturzustande, wo Alle sich derselben Nahrungsmittel bedienen, auf ganz gleiche Weise leben und beschäftigt sind, kann die persönliche Verschiedenheit der Einzelnen nicht erheblich sein. Wäre sie aber auch so groß, wie Manche glauben, so würde diese Ungleichheit doch ziemlich wirkungslos bleiben, da es eben so sehr an der Neigung, wie an der Fähigkeit fehlen würde, das etwa vorhandene Uebergewicht geltend zu machen. Wozu kann die Schönheit dienen, wenn es keine Liebe gibt? wozu der Esprit unter Menschen, die nicht sprechen, und die Schlauheit bei Leuten, die nichts zu thun haben? Man spricht freilich immer von der Unterdrückung des Schwachen durch den Starken. Meint man damit, daß der Eine den Anderen gewaltsam nöthige, der gehorsame Diener seines Willens und seiner Laune zu werden, so findet das zwar im gesellschaftlichen Leben durchgängig statt, im Naturzustande aber schon darum nicht, weil hier die Begriffe Herrschaft und Gehorsam unbekannt sind, Abhängigkeit unter Menschen, die nichts besitzen, kaum denkbar, und die Möglichkeit, eine solche zu begründen, durch die ungebundene Lebensweise auf weitem Raume völlig abgeschnitten ist. Man kann eben Niemanden knechten, den

man nicht zuvor in die Lage gebracht hat, des Anderen nicht entbehren zu können. Das aber kann der Naturmensch, und darum ist ihm gegenüber das Recht des Stärkeren illusorisch."

„Es bestand somit, so lange die Menschen in ihrem ursprünglichen Zustande lebten, keine oder doch keine erhebliche Ungleichheit. Die Frage liegt nahe, wie eine solche denn entstehen und sich bis zu dem Grade der Ausbildung entwickeln konnte, in welchem sie gegenwärtig das gesellschaftliche Leben charakterisirt." „Ohne Zweifel," meint Rousseau, „lag in dem Menschen von Hause aus der Keim zu dem, was er später wurde. Die Anlage zum socialen Leben brachte er mit; ihre Entfaltung aber ist das Werk vielfacher Zufälle, die auch nicht eintreten konnten, und ohne welche er für immer in seiner ursprünglichen Verfassung geblieben sein würde." Rousseau glaubt nun zwar nicht, daß diese zufälligen Ereignisse sich mit voller Sicherheit angeben lassen; man könne sie eben nur durch mehr oder minder stichhaltige Conjekturen ermitteln. Indeß will er es doch versuchen, dem Gange der Dinge so zu folgen, wie er, der Natur der Verhältnisse gemäß, wahrscheinlich stattgehabt hat. Wir stehen damit am Eingange des zweiten Theiles der Abhandlung, zu welchem der erste sich, nach der Ansicht ihres Verfassers, wie „die nothwendige Grundlage zu dem auf ihr errichteten Gebäude verhält."

Rousseau ist überzeugt, daß die sociale Ungleichheit in und mit dem socialen Leben entsteht, der Ursprung der socialen Verbände aber mit der Entstehung des Grundeigenthums zusammenfällt. „Der Erste," sagt er, „dem es in den Sinn kam, ein Grundstück einzuhegen, und zu behaupten, dies gehört mir, und der Menschen fand, einfältig genug, ihm das zu glauben, ist der wahre Gründer der bürgerlichen Gesellschaft. Indeß," fährt er fort, „verging eine geraume Zeit, bevor Jemand diesen verhängnißvollen Gedanken faßte. Die Idee des Eigenthums setzt bereits eine Reihe von anderen Vorstellungen voraus, die sich nur bei einer fortschreitenden Entwicklung der menschlichen Einsicht und Thätigkeit bilden konnten. Wie es scheint, wurde der erste Schritt aus dem ursprünglichen Zustande heraus durch die Nothwendigkeit körperlicher Uebungen veranlaßt, deren es zur Ueberwindung der natürlichen Hindernisse bedurfte, die sich der Selbsterhaltung entgegenstellten. Konnte man schon einer gewissen Kraft und Geschicklichkeit nicht entbehren, um sich in den Besitz der nährenden Naturprodukte zu setzen, so führte der Umstand, daß man sich und seine Beute nicht selten gegen wilde Thiere und gelegentlich auch gegen Seinesgleichen vertheidigen mußte, nothwendig dahin, die eine, wie die andere, in einem höheren Grade auszubilden. Es lag nahe, die persönlichen Kräfte durch den Gebrauch natürlicher Waffen, der Steine, Baumzweige u. s. w. zu ergänzen. Und es verstand

sich von selbst, daß man in der Handhabung derselben allmälig eine größere Gewandtheit erlangte.“

„Ein anderes, für die weitere Entwicklung sehr wichtiges Moment war die Verschiedenheit der Naturverhältnisse, in welche man sich gestellt fand. Die Natur der Gegend, das Klima, die Jahreszeit führten von selbst zu mannigfachen Unterschieden in der Lebensweise. Die Menschen schieden sich in Jäger, Fischer u. s. w., hüllten sich, wo die niedere Temperatur es forderte, in Thierhäute, und mußten sich, zumal wenn von Zeit zu Zeit minder gewöhnliche Naturereignisse, wie heiße Sommer, strenge Winter, Ueberschwemmungen u. dgl. eintraten, im Interesse ihrer Sicherheit und Erhaltung schon an eine etwas größere Um- und Vorsicht gewöhnen. Bald lernten sie auch das Feuer, später die Kunst kennen, es selbst zu erzeugen, und endlich auch die, es zu gebrauchen. Man begreift, daß sie bis zu diesem Punkte nicht gelangen konnten, ohne sich gleichzeitig zu den übrigen Wesen, wie zu einander, in oft wiederholte Beziehung gesetzt zu haben. Diese Beziehung erzeugte nothwendig in ihrem Geiste die Vorstellungen gewisser Verhältnisse, die wir mit den Worten: groß, klein, stark, schwach, schnell, langsam 2c. auszudrücken pflegen. Und indem sie diese fast unwillkürlich, wenn das Bedürfniß dazu drängte, mit einander verglichen, bildete sich eine Art Reflexion, oder eine gewisse mechanische Klugheit, welche ihnen die für ihre Sicherheit nothwendigen Vorsichtsmaßregeln angab. Die gesteigerte Einsicht erhöhte die Ueberlegenheit über die anderen Thiere, indem sie dieselbe zum Bewußtsein brachte; der Mensch fühlt sich als Herrn seiner Mitgeschöpfe und wird gar bald deren Geißel. Mit dem ersten Blicke, den er auf oder in sich selber wirft, erwacht auch die erste Regung des Stolzes.“

Der Gedanke, daß das menschliche Bewußtsein als solches sich zunächst an der Beziehung oder dem Gegensatze zu den übrigen Thiergattungen entwickelt habe, ist, wenn auch vielleicht in seiner bestimmten Form nicht haltbar, doch seinem allgemeinen Inhalte nach richtig. Lebte der Mensch ursprünglich mit der Natur in ungetrennter Einheit, so konnte er nur dadurch zum Bewußtsein seines menschlichen Wesens gelangen, daß diese Einheit aufgehoben wurde, was wieder nur durch das Hervortreten des Gegensatzes möglich war. Ebenso wahr ist ein zweiter Gedanke, welchen Rousseau dem ersten, freilich etwas zu äußerlich, anschließt. Mit dem Bewußtsein des Unterschiedes von der Naturwelt erwacht in den Menschen gleichzeitig das Gefühl ihrer Einheit, zumal es eben das allgemeine menschliche Gattungswesen ist, in welchem sie sich von der natürlichen Umgebung unterscheiden lernen. Die Selbsterkenntniß des Menschen, als eines eigenthümlichen Wesens, schließt die Anerkennung Seinesgleichen ein und führt unmittelbar dahin, daß er sich denjenigen näher ver-

bindet, die er sich verwandt sieht. Wie aber diese Uebereinstimmung sich zunächst nur in äußeren Merkmalen aufdrängt, so sind auch, wie Rousseau das näher ausführt, „die durch sie veranlaßten Verbindungen von äußerer zufälliger Art. Der Augenblick schließt und löst sie; sie sind einem beständigen Wechsel unterworfen und dienen nur dazu, einem vorübergehenden gemeinsamen Bedürfniß der Abwehr oder des Angriffes abzuhelfen. Ihr Grund und Zweck ist immer nur die physische Selbsterhaltung; die Menschen verbinden und trennen sich, je nachdem dieses mächtigste Agens ihres Handelns die Vereinigung rathsam oder entbehrlich macht. Mit der Entstehung solcher Verbindungen aber ist auch die der Sprache gegeben, durch welche sie vermittelt werden. Freilich bedarf sie noch keiner besonderen Ausbildung; sie wird zunächst vorzugsweise eine Zeichensprache sein, die sich durch Schallnachahmungen und unartikulirte, nur sehr allmälig sich bestimmter gliedernde Laute ergänzt."

Man muß gestehen, der erste Schritt aus dem Naturzustande heraus führt doch schon ziemlich weit. Er würde unbegreiflich sein, wenn nicht in dem ursprünglichen Thiermenschen der Mensch als solcher, wenigstens der Anlage nach, schon mitgesetzt wäre. Auch hebt Rousseau wieder und wieder hervor, daß die Entwicklung dieser Anlage nur sehr allmälig, in außerordentlich langen Zeiträumen erfolgt sei. Sie ist ihm wesentlich durch die langsame Einwirkung der Zeit bedingt, doch schreitet sie um so schneller fort, je höher die Stufe liegt, welche sie bereits erreicht hat. Man wird das ebenso zugeben müssen, wie die weitere Bemerkung, die sich, ohne daß sie gradezu ausgesprochen wird, aus seiner Darstellung aufdrängt. Dieselbe betont den revolutionären Ursprung jeder entscheidenden Entwicklungsphase, wiewohl sie dieselbe stets aus den früheren hervorgehen und sich allmälig feststellen läßt. Ihr Eintritt erfolgt doch gewissermaßen durch einen Sprung, womit denn allerdings, neben der Evolution des Werdens, auch sein spontaner Charakter gewahrt wird.

Ein Sprung dieser Art versetzt den Menschen, nach Ablauf einer langen Zeit, auf die zweite Stufe seiner socialen Entwicklung. Sie knüpft sich nach der Ansicht Rousseau's an die Gründung fester Wohnsitze, zu deren Bau, wie einfach sie auch sein mochten, doch schon ein ziemlich gereifter Verstand, sowie die Kenntniß mancher Instrumente erforderlich war. In seiner Hütte aber gewann der Mensch zugleich eine Art Eigenthum. Wichtiger ist, daß sie ein dauerndes Zusammensein der bis dahin nur momentan vereinigten Geschlechter herbeiführte und damit den Grund zum Familienleben legte. In dieser Gemeinschaft von Mann und Weib kommt es sehr bald zu einer Sonderung der früher fast gleichförmigen Lebensweise

Beider; der eigenthümliche Geschlechtscharakter bildet sich mehr und mehr aus. Ohne Zweifel verliert damit Jedes die Fähigkeit, sich selbst zu genügen, doch kann die nun vereinte Kraft die größere Schwäche des Einzelnen ausgleichen. Eine weitere Folge des häuslichen Lebens ist die Gewöhnung an manche bisher unbekannte Bequemlichkeiten, die alsbald zu neuen Bedürfnissen werden. Die Vorstellungen mehren und erweitern sich; auch das Herz beginnt zu leben; die wahrsten und reinsten Empfindungen, deren es fähig ist, die Gatten- und die Elternliebe, werden wach. Zugleich erlangt die Sprache eine größere Ausbildung; das wachsende Bedürfniß gegenseitiger Mittheilung, wie es das engere und dauernde Zusammenleben mit sich bringt, bedingt die fortschreitende Ausbildung ihres Mediums."

Wer gewohnt ist, sich das häusliche Zusammenleben des Menschen aus dem Bedürfnisse der Familie nach äußerer Vereinigung entstanden zu denken, dem muß die umgekehrte Ableitung, wie sie Rousseau im Sinne hat, sehr auffallend erscheinen. Sie steht indeß mit seinen Prämissen in vollstem Einklange. Dem Naturmenschen liegt der Bau einer schützenden Wohnung jedenfalls näher, als die Gründung einer Familie, die doch immer ein Hinausgehen über das Individuum und seine physischen Bedürfnisse voraussetzt. Freilich sieht man darum noch nicht, wie das Vorhandensein des Hauses das gemeinsame Leben der beiden Geschlechter bedingt; sie hätten, scheint es, doch vor wie nach getrennt bleiben können. Die enge Verbindung von Haus und Familie, welche sich überall im civilisirten Leben zeigt, mag Rousseau doch wohl verleitet haben, eine solche auch für die Anfänge des Familienlebens zu statuiren. Offenbar entspringt das letztere aber, die Isolirung des Individuums vorausgesetzt, aus einem neu entstehenden Bedürfnisse, dessen Eintritt durch die Existenz der Wohnungen beschleunigt werden mag, aber nicht durch sie bedingt sein kann.

Wie dem auch sein mag, man muß Rousseau zugeben, daß, „wenn die Menschen sich einmal feste Wohnsitze gegründet haben, sie auch bald mit einander in nähere Verbindung treten. Die einzelnen Familien schließen sich mehr oder minder zusammen. Es entstehen Verbände von größerem oder geringerem Umfange, und aus diesen bildet sich endlich in jedem Lande eine besondere Nation, deren Angehörige, nicht in Folge von Gesetzen und Verordnungen, sondern vermöge derselben Lebensweise und der gleichen klimatischen Einflüsse in Sitten und Charakter übereinstimmen." Man wundert sich, daß Rousseau an dieser Stelle das Moment der natürlichen Verwandtschaft nicht ausdrücklich hervorhebt. Wirksam ist es doch auch nach seiner Ansicht. Freilich „kann," meint er, „dasselbe sich nicht von

vornherein, sondern nur allmälig, im Fortgange der Zeit, geltend machen." „Die Familien stehen sich Anfangs in derselben Isolirung gegenüber, wie früher die Individuen. Aber die andauernde Nachbarschaft führt unmerklich zu mannigfachen Berührungen. Vor Allem erhält der Verkehr der beiden Geschlechter einen intimeren Charakter. Die jungen Leute, persönlich einander nahe gerückt, treten auch in persönliche Beziehung. Man gewöhnt sich, zu unterscheiden, zu vergleichen, und erlangt so gewisse Vorstellungen von Verdienst und Schönheit, aus welchen eine unwillkürliche Bevorzugung entspringt. Je öfter man sich sieht, um so weniger kann man sich entbehren. Zärtliche und sanfte Empfindungen schleichen sich in die Seele ein; die Liebe erwacht, mit ihr freilich auch die Eifersucht, und die sanfteste der menschlichen Leidenschaften fordert alsbald blutige Opfer. Der Vorzug, welcher dem auserwählten Weibe gegeben wird, erregt zugleich den Wunsch, sich selbst etwaigen Mitbewerbern vorgezogen zu sehen. Das Streben nach persönlicher Auszeichnung macht sich geltend, und zwar um so entschiedener, da es auch noch von anderer Seite her belebt und genährt wird."

„Je mehr sich Geist und Herz des Menschen mit Vorstellungen und Empfindungen bereichern, um so größer wird seine Neigung, sie im geselligen Verkehre mit seines Gleichen auszutauschen. Die Nähe der Wohnungen veranlaßt wiederholte Zusammenkünfte; Gesang und Tanz, die wahren Kinder der Liebe und Muße, werden bald ein beliebtes Amüsement, ja fast die vorherrschende Beschäftigung der an keine bestimmte Thätigkeit gebundenen Menschen. Damit ist denn eine stets bereite Gelegenheit geboten, persönliche Vorzüge zur Anerkennung zu bringen. Hervorragende Leistungen finden den Beifall der versammelten Menge; man gelangt durch sie zu größerer Bedeutung, zu einem öffentlichen Ansehen. Das ist der erste Schritt zur Ungleichheit und damit auch zum Laster. Eitelkeit und Geringschätzung Anderer einer-, Scham und Neid andererseits ziehen in die Herzen ein, und das verderbliche Spiel dieser bösen Leidenschaften beginnt, Glück und Unglück der Menschen zu vernichten. Persönliche Auszeichnung ist nun das Ziel, nach welchem Jeder strebt; wer sie streitig machen will, wird mit allen Mitteln bekämpft. Jedes Unrecht erscheint als eine persönliche Beleidigung und fordert eine um so härtere Strafe, je größeren Werth der Verletzte sich beilegt. Die Rache wird immer schrecklicher, die Menschen grausam und blutdürstig."

„In diesem Zustande," fügt Rousseau hinzu, „befinden sich die meisten der uns bekannten wilden Völker. Man irrt sich also sehr, wenn man, wie das gar oft geschieht, bei ihnen Charakter und Leben des Urmenschen zu finden meint. Sie haben sich vom Naturzustande

schon ziemlich weit entfernt und sind bereits einer gewissen Corruption anheimgefallen, die der früheren Zeit unbekannt war. Das hindert indeß nicht, daß die Periode, in welcher die Menschen auf dieser Entwicklungsstufe stehen, für sie die beste und glücklichste ist. Die Ausbildung ihrer Fähigkeiten hat dann einen Grad erreicht, welcher die Mitte hält zwischen der Indolenz der Urzeit und der ruhelosen Thätigkeit der Eigenliebe, wie sie der späteren Epoche eigen ist. Auch ist ihre Lage am wenigsten gewaltsamen Umwälzungen unterworfen und gibt daher die größte Bürgschaft für einen ruhigen, sicheren Fortbestand. In der That darf man diese Zeit das wahre Jugendalter der Menschheit nennen und muß es bedauern, daß sie über dasselbe hinausgegangen ist. Alle weiteren Fortschritte sind ebenso viele Schritte, dem Anscheine nach zur Vervollkommnung des Individuums, in Wahrheit aber zur Verschlechterung der Gattung gewesen."

Fürwahr, eine kühne Behauptung. Sehen wir zu, wie Rousseau sie zu beweisen versucht. „So lange," sagt er, „die Menschen sich nur Arbeiten zuwandten, die ein Einziger allein ausführen konnte, ohne daß es des Zusammenwirkens mehrerer Hände bedurfte, lebten sie frei, gesund und glücklich. Aber von dem Augenblicke an, wo der Eine die Hülfe des Anderen nöthig hatte, wo man bemerkte, daß es Einem von Nutzen sein könne, Vorräthe für Zwei zu haben, verschwand die Gleichheit, wurde das Eigenthum eingeführt, die Arbeit nothwendig, und die Wälder verwandelten sich in lachende Fluren, auf welchen bald mit den Früchten, Sklaverei und Elend keimten und wuchsen. Dieser völlig veränderte Zustand der Dinge trat ein, als der Ackerbau und, gleichzeitig oder noch früher, die Bearbeitung der Metalle bekannt wurde. Eisen und Getreide sind es, welche die Menschen civilisirt und die Menschheit zu Grunde gerichtet haben. Es ist schwer zu begreifen, wie die Kenntniß der Metalle und ihres Gebrauches erworben wurde. Hat doch die Natur alle möglichen Vorkehrungen getroffen, um dem Menschen dieses verhängnißvolle Geheimniß zu entziehen. Gewiß ist, daß es ihm offenbar werden mußte, bevor die Praxis des Ackerbaues ihm geläufig werden konnte. Der Anbau des Bodens aber hatte zunächst eine Theilung desselben zur Folge; die Bearbeitung eines Grundstückes gab unmittelbar ein Recht auf den Ertrag dieser Arbeit und damit auch an das Grundstück selbst, wenigstens bis zur nächsten Ernte. Wurde nun so derselbe Bodenantheil auf dem zureichenden Grunde der Arbeit eine Reihe von Jahren okkupirt, so bildete sich ein ununterbrochener Besitz, der sich unvermerkt in ein wirkliches Eigenthum umwandelte."

„Der Theilung des Bodens aber geht die der Arbeit zur Seite. Es sondern sich zunächst die Landbauer und Metallarbeiter, und der nothwendige Austausch der Produkte bedingt die gegenseitige Ab-

hängigkeit der Producenten. Zwar hätte die ursprüngliche Gleichheit unter ihnen fortbestehen können, wenn der Verbrauch des Eisens und der Bodenerzeugnisse sich stets gedeckt hätte. Doch dem konnte nicht lange so sein; das ungleiche Maß der Bedürfnisse erzeugte Ueberfluß auf der einen, Mangel auf der anderen Seite. Ueberdies machte sich jetzt die natürliche Verschiedenheit der Anlagen und Talente in ihrem ganzen Umfange geltend. Die größere Kraft und Geschicklichkeit befähigte zu größeren und besseren Leistungen. Von ihnen aber hängt nun nicht blos das Vermögen ab, sondern auch die Macht und das Ansehen, dessen sich Jeder erfreut. Kein Wunder, daß Alle bestrebt sind, ihre etwaigen Vorzüge, wenn auch auf Kosten Anderer, wirken zu lassen. Wo sie fehlen, affektirt man sie wenigstens; man sucht zu scheinen, was man nicht ist, und fällt damit allen Lastern anheim, die im Gefolge der imponirenden Pracht und der trügerischen List aufzutreten pflegen. Andererseits wird der Mensch mit den stets wachsenden Bedürfnissen immer abhängiger, wie von der Natur, so namentlich von seines Gleichen. Ist er arm, so bedarf er des fremden Beistandes, wenn reich, kann er die Dienste Anderer nicht entbehren und wird ihr Sklave, selbst wenn er ihr Herr ist. Unausgesetzt muß Jeder darauf bedacht sein, die Uebrigen für sich zu interessiren oder sie doch glauben zu machen, daß sein Vortheil auch der ihrige ist. Listig und trugvoll gegen die Einen, ist er hart und gebieterisch gegen die Anderen; Alle aber, die er nöthig hat und nicht durch Furcht beherrschen kann, muß er nothwendig zu täuschen suchen. Von Ehrgeiz oder Habsucht getrieben, immer darauf aus, sich über die Anderen zu erheben, verfolgt man sie mit einer geheimen Eifersucht, die nicht selten unter der Maske des Wohlwollens noch gefährlicher wird, und trägt kein Bedenken, sich gegenseitig zu schaden, wo es ohne Gefahr geschehen kann. So sind Concurrenz und Rivalität auf der einen, Widerstreit der Interessen auf der anderen Seite, besonders aber der geheime Wunsch, seinen Vortheil auf Kosten Anderer zu sichern, die erste Wirkung des Eigenthums und der entstehenden Ungleichheit. Nicht lange aber, und noch schlimmere Folgen treten hervor."

Schon an einer früheren Stelle hatte Rousseau bemerkt, daß es ein Irrthum sei, in dem Naturzustande einen Krieg Aller gegen Alle finden zu wollen. Hier fügt er hinzu, daß diese Periode des allgemeinen Kampfes erst eintreten konnte, als sich mit und aus dem Eigenthum der Gegensatz von Reich und Arm bis zu einem gewissen Grade entwickelt hatte. Denn „der Besitz von Grund und Boden ist seiner Natur nach beschränkt; einmal an eine gewisse Anzahl von Personen vertheilt, kann er nur noch auf Kosten Anderer erweitert werden. Die Folge ist, daß, wer die Macht hat, kein Bedenken

trägt, durch gewaltsame Okkupation des fremden Eigenthums das seinige zu vergrößern. Zugleich entsteht mit der Einführung eines gesonderten Besitzes eine, im Laufe der Zeit stets wachsende Klasse von Solchen, die von demselben ausgeschlossen sind oder werden. Diese Armen können, was sie bedürfen, sich nur auf einem doppelten Wege verschaffen. Sie müssen es sich entweder von den Reicheren geben lassen, womit sie dann, von diesen abhängig, ihre Diener und Sklaven werden. Oder aber, sie müssen sich das Nöthige nehmen, zu Raub und Gewaltthat greifen. Die Einen dienen der Herrschsucht Anderer, die natürlich in demselben Verhältnisse wächst, in welchem die Zahl der dienstwilligen Werkzeuge zunimmt. Die Anderen fröhnen der eigenen Leidenschaft und Begierde, die um so rücksichtsloser wirkt, da das natürliche Mitleid erloschen und das Rechtsgefühl noch sehr schwach ist."

„So tritt ein Zustand allgemeiner grauenhafter Unordnung ein, der die besitzende Klasse beständig mit der größten Gefahr bedroht. Die Reichen sind es daher auch, die zunächst darauf ausgehen, diesen unausgesetzten Kämpfen durch Gründung von gesetzlich geordneten Verbänden ein Ende zu machen, indem sie es ihren ärmeren Genossen plausibel zu machen wissen, daß die Sicherung der öffentlichen Ruhe auch in ihrem Interesse liege, und der Gewinn, den Gesetz und staatliche Ordnung bringen, den Verlust oder die Beschränkung der persönlichen Freiheit wohl aufwiege. Die entgegenstehende Ansicht, nach welcher der Staat aus der Vereinigung der Schwachen und Armen zum Schutze gegen die Reichen und Mächtigen hervorgegangen, ist nicht haltbar. Er ist vielmehr das Werk derjenigen, für die er allein wirklichen Nutzen hat, der durch Besitz oder sonstwie Mächtigen. Was sollte die Uebrigen bewegen, eine Institution zu schaffen, die ihnen das Einzige, was sie haben, die Freiheit nimmt, und dafür das werthlose Gut einer nur scheinbaren, trügerischen Ruhe gibt?"

Es wird sich später Gelegenheit finden, die Ansichten Rousseau's über die Entstehung und Entwicklung des staatlichen Lebens im Zusammenhange vorzulegen. Sie treten übrigens in der vorliegenden Abhandlung schon wesentlich in derselben Fassung auf, in welcher sie uns im Contrat social begegnen, nur daß sie hier im Zusammenhange und genauer entwickelt, dort mehr gelegentlich, so weit der spezielle Gegenstand der Erörterung es zu fordern schien, und ohne engere Verbindung, ausgesprochen werden.

„Der Staat," belehrt uns Rousseau, „wird durch die freie Uebereinkunft derjenigen, welche zu ihm zusammentreten, in's Leben gerufen. Er besteht Anfangs nur in einigen allgemeinen Bestimmungen, zu deren Beobachtung alle Theilnehmer sich verpflichten, und deren Ausführung die Gesammtheit jedem Einzelnen garantirt.

Die allgemein verbindlichen Bestimmungen oder Gesetze werden von sämmtlichen Mitgliedern der Gemeinde festgestellt. Auch sorgt zunächst die ganze Gemeinde dafür, daß sie befolgt und etwaige Uebertretungen zur Strafe gezogen werden. Erst später, wenn sich herausstellt, daß die von der Gesammtheit ausgeübte Regierungsgewalt in der Regel ihren Zweck verfehlt, wird sie bestimmten Individuen, und zwar nach den Umständen Einem oder Mehreren übertragen. Die Macht dieser Magistrate, die übrigens lediglich als Mandatare der Gemeinde auftreten, erstreckt sich auf Alles, was zur Erhaltung der gesetzlichen Ordnung dienen kann, gestattet ihnen aber nicht, dieselbe irgendwie zu ändern. Ihre Vollmacht und Autorität erlischt, sobald deren Voraussetzung und Quelle, das bestehende Grundgesetz, von ihnen angetastet wird. Freilich werden sie sich eine solche Ueberschreitung ihrer Befugnisse kaum erlauben, so lange man an dem ursprünglichen Modus ihrer Einsetzung, an der Wahl, festhält. Die beständig sich erneuernden Kämpfe aber, welche jede Volkswahl begleiten, führen bald dahin, daß man im Interesse der öffentlichen Ruhe abermals einen Theil der Freiheit opfert und die höchste Magistratur zu einer erblichen Würde erklärt. Mit der Erblichkeit der Regierungsgewalt ist aber, wenn auch nicht prinzipiell, so doch thatsächlich ihre willkürliche Ausübung verbunden. Sie hat zur Folge, daß ihre Inhaber allmälig zu Herren des Staates werden, dessen Diener sie ursprünglich waren und stets sein sollten."

„Die fortschreitende Entwicklung des staatlichen Lebens bedingt die der socialen Ungleichheit. Man kann innerhalb der letzteren drei Stufen oder Stadien unterscheiden. Mit der Entstehung des Eigenthums und der dasselbe schützenden Gesetze tritt der Gegensatz von Reich und Arm in's Leben. Die Einsetzung der Magistratur begründet den Unterschied von Macht und Schwäche, während die Umwandlung der gesetzmäßigen Gewalt in eine willkürliche das Verhältniß von Herren und Sklaven zur Folge hat. Damit ist die letzte Stufe der Ungleichheit und das Ziel erreicht, zu welchem alle übrigen nothwendig hinführen, bis etwa neue Revolutionen die Regierung vollständig auflösen oder sie einer gesetzlichen Form wieder näher bringen. Freilich steht, scheint es, der Ausgang dieser Entwicklung mit den Motiven und Prinzipien des staatlichen Lebens im Widerspruche. Wird ja doch die Herrschaft der Gesetze begründet, um die der individuellen Willkür aufzuheben. Aber die Gesetze sind im Allgemeinen weniger mächtig, als die Leidenschaften, und wenn sie auch die Menschen in Schranken halten, so können sie doch ihre Natur nicht ändern. Dieselben Laster, welche die socialen Institutionen nothwendig machen, machen auch den Mißbrauch derselben

unvermeidlich. Man könnte sogar beweisen, daß jede Regierung, die, ohne sich zu korrumpiren, stets genau dem Zwecke ihrer Gründung entspräche, ohne Noth gegründet worden ist."

Rousseau hat ohne Zweifel Recht; ist die Individualität die einzige ursprüngliche Lebensmacht, und der Staat nur eine, wie durch Kunst geschaffene Einrichtung, dazu bestimmt, ihr äußere Schranken zu stellen, so wird sie ihn nothwendig früher oder später, zunächst unwillkürlich und im Geheimen, dann offen und mit vollem Bewußtsein, ihren Interessen dienstbar machen. Der positive Grund einer Erscheinung kann eine Weile hinter sie zurücktreten, er bleibt aber doch ihre verborgene Seele, und tritt schließlich als ihr wahrer Endzweck an's Licht. Schaffen die Individuen den Staat, so werden sie eben durch ihn die Geltung erlangen, die er ihnen scheinbar nimmt; statt der Gleichheit, von welcher man ausging, tritt die Ungleichheit mit der größeren Entfaltung der individuellen Unterschiede in immer schärferen Formen hervor, bis sie in der unbedingten Herrschaft eines Einzelnen ihre Spitze erreicht. Uebrigens weist Rousseau sehr gut nach, wie die politischen Unterschiede die sozialen herbeiführen und befördern, auch ohne daß eine direkte Einwirkung von Seiten der Regierung Statt findet. „Je größer," sagt er, „die Ungleichheit zwischen dem Volke und seinem Oberhaupte wird, um so mehr macht sie sich auch im Kreise der Privatpersonen fühlbar, wo freilich Leidenschaften, Talente oder zufällige Umstände ihr eine mannigfach wechselnde Form geben. Sie variirt nicht minder nach der Natur und Tendenz der bestehenden Regierungen, wie auch nach dem Charakter der Veränderungen, welche sie im Laufe der Zeit erleiden. Im Allgemeinen aber bilden Reichthum, Rang, Macht und persönliches Verdienst die vornehmsten Unterschiede, an welchen man sich im socialen Leben mißt."

„Von ihnen ist das persönliche Verdienst als die Quelle aller anderen Auszeichnungen, der Reichthum aber als die letzte anzusehen, zu welcher die übrigen in eben dem Maße hinstreben, in welchem die Gesellschaft sich dem äußersten Grade der Korruption nähert. Dieser aber ist erreicht, wenn sich aus der allgemeinen Anarchie, zu welcher die Ungleichheit und ihre nothwendige Folge, der stete leidenschaftliche Kampf der Personen und Interessen, hinführt, allmälig der Despotismus erhebt, um auf den Trümmern des Staates das Gebäude seiner Herrschaft zu errichten. Wo er waltet, ist natürlich von Volk und Gesetz keine Rede mehr, eben so wenig von Tugend und Sittlichkeit. Zugleich stehen wir mit ihm auf der letzten Stufe der Ungleichheit und bei dem Endpunkte ihrer Entwicklung, der sich mit dem Anfangspunkte gewissermaßen berührt, und so den Kreislauf abschließt. Unter der Herrschaft des Despo-

tismus werden die Einzelnen wieder gleich, weil sie an sich selbst nichts sind und bedeuten, sondern gleichmäßig dem gesetzlosen Willen ihres Herrn gehorchen. Dieser Wille aber, wie er keine andere Norm anerkennt, als das persönliche Belieben, stützt sich auch lediglich auf die persönliche Kraft. Im Despotismus gilt nur das Recht des Stärkeren, und erscheint somit ein neuer Naturzustand, der sich freilich von dem ursprünglichen dadurch unterscheidet, daß er das Produkt einer äußersten Verderbniß ist."

Das ist nach Rousseau der Gang, den die Entwicklung des sozialen Lebens genommen hat und nehmen muß. Weit und vielfach gewunden ist der Weg, den sie verfolgt, groß und durchgreifend die Umwandlung, welche sie in Natur und Wesen des Menschen bewirkt. „Es gibt keine größere Verschiedenheit als die, welche zwischen dem Natur- und dem civilisirten Menschen besteht; der eine ist so zu sagen das grade Gegentheil des anderen, und was jenem als das höchste Glück erscheint, würde diesen zur äußersten Verzweiflung treiben. Alle Verschiedenheit aber hat ihren wahren Grund darin, daß der Naturmensch in und aus sich selber lebt, während der Mensch der Gesellschaft stets außer sich, nur in der Meinung Anderer zu leben weiß, und fast lediglich aus fremdem Urtheil das Gefühl seines eigenen Daseins schöpft. Die nothwendige Folge dieser Selbstentäußerung ist die Herrschaft des Scheins und der Lüge; der soziale Mensch, schon in seiner äußeren Erscheinung trügerisch und frivol, hat nur Ehrgefühl ohne Tugend, Verstand ohne Weisheit, Vergnügen ohne Glück."

Uebrigens schließt die Abhandlung mit derselben Verwahrung, der wir schon im Eingange begegnen. Sie hat über ihren Gegenstand nur das sagen wollen, „was sich mit Hülfe der bloßen vernünftigen Einsicht, unabhängig von den geheiligten Dogmen, welche der souveränen Macht die göttliche Sanktion verleihen, aus der Natur des Menschen ableiten läßt." Es ergibt sich daraus, daß „die Ungleichheit, welche im Naturzustande so gut wie gar nicht vorhanden ist, durch die Entwicklung der menschlichen Anlagen und den Fortschritt der geistigen Bildung Leben und Wachsthum gewinnt, mit der Gründung des Eigenthums und der Gesetze aber festen und rechtlichen Bestand erhält." Es ergibt sich ferner, daß „die moralische Ungleichheit, welche blos durch das positive Recht autorisirt ist, dem Naturrechte widerspricht, so oft sie mit der physischen Ungleichheit nicht harmonirt. Denn wie man auch das Naturrecht definiren mag, es ist ihm offenbar zuwider, daß das Kind dem Greise befiehlt, daß ein Schwachkopf einen vernünftigen Menschen regiert, und daß eine Handvoll Leute im Ueberflusse schwelgt, während die verhungernde Menge des Nothwendigen entbehrt."

XVIII.

Die Schlußsätze, in welchen Rousseau die Resultate seiner Untersuchung zusammenfaßt, treten allerdings klar und bestimmt heraus. Sie sind, für sich genommen, Jedem verständlich und später, wie bekannt, nur zu leicht von Vielen verstanden worden. Weniger einfach und durchsichtig ist die Untersuchung selbst. Zwar schreitet sie nach einem bestimmten Plane fort und erscheint, wenn man schärfer zusieht, als ein wohlgegliedertes und konsequent durchgeführtes Ganze. Keineswegs aber springt dieser genaue Zusammenhang überall so in die Augen, daß er auf den ersten Blick erkennbar wäre. Er wird nicht selten durch erklärende oder polemische Exkurse unterbrochen, welche die eigenthümlichen Ansichten des Verfassers zwar in's Licht, zugleich aber die Hauptpunkte seiner Erörterung in den Schatten stellen. Offenbar hat Rousseau die Menge von neuen Gedanken, die sich ihm bei der Betrachtung seines Gegenstandes aufdrängten, nicht recht zu beherrschen oder auch zu verschweigen gewußt. Das zeigt sich, abgesehen von den jedenfalls zu ausgedehnten Episoden, in der oft wiederkehrenden Hinweisung auf das, was er, wenn es gestattet wäre, noch sagen könnte, so wie in den zahlreichen und ausführlichen Anmerkungen, die er dem Texte glaubte beifügen zu müssen.

Daß diese Ueberfülle des Inhaltes die Klarheit und den Reiz der Darstellung beeinträchtigt, begreift sich. Ihr Charakter hat ohnehin schon eine Seite, von welcher sie nicht grade anziehend erscheint. Grimm hat zwar nicht Unrecht, wenn er die „männliche und ergreifende Beredtsamkeit, den einfachen, edlen Styl voll Licht, Kraft und Wärme“ rühmend hervorhebt[106]). Die Abhandlung zeigt in der That in vielen Partien diese charakteristischen Eigenschaften der Rousseau'schen Diktion, die, wie schon öfter bemerkt wurde, fast durchgängig das Gepräge eines seltenen Zusammenwirkens von Kopf und Herz an sich trägt. Aber diese stete Theilnahme des Gefühls hat doch zur Folge, daß die wechselnden Affektionen und Stimmungen auf die eben vorliegende Darstellung einen mehr oder weniger wirksamen Einfluß ausüben. Als Rousseau seine Abhandlung schrieb, war er mit sich, und mehr noch mit der Welt zerfallen. Ein unlösbarer Zwiespalt durchdrang sein ganzes Wesen und gab seiner Stimmung eine trübe, düstere Färbung. Er mochte sich immerhin, um ihr zu entgehen, zu seinem Idealismus flüchten, und mit seinen Waffen eine negative Freiheit erkämpfen, eine wirkliche Befriedigung fand er nicht. Der Mißmuth aber, welchen er beständig mit sich herumtrug, influirte vielleicht nicht auf den wesentlichen Inhalt der

Gedanken; ihr Ausdruck konnte sich seiner unwillkürlichen Einwirkung doch kaum entziehen.

Rousseau selbst hat „den harten Ton, das dunkle Kolorit," die seiner Schrift eigen sind, sehr wohl bemerkt. Er schreibt sie dem Einflusse zu, den sein Freund Diderot auf die Arbeit gehabt habe, und es mag wohl sein, daß die verwandte Anschauungsweise dieses, in seinen Schriften wenigstens, morosen und dunklen Philosophen auf seinen etwas abhängigen Collegen mehr wie billig einwirkte. Jedenfalls folgte aber Rousseau dem fremden Rathe nur, weil er der eigenen Stimmung zusagte. Diese hatte an sich schon eine gewisse Schärfe und herbe Bitterkeit, die sich dann auch namentlich da, wo die Darstellung ihre negative Seite hervorkehrt, polemisch oder kritisch wird, in einer für den Inhalt, wie für die Form nicht grade förderlichen Weise geltend macht. Es ist, als ob der umdunkelte Sinn einen finsteren Schatten vor sich her würfe, der nicht selten dem Gedanken, öfter noch dem Ausdruck die nöthige Klarheit nimmt. Im Ganzen freilich stimmt er sehr wohl zu dem Nachtgemälde, welches Rousseau hier von dem menschlichen Leben und seiner Entwicklung entwirft.

Trostloser kann in der That keine Ansicht sein, als die, welche in unserer Schrift durchgeführt wird. Wohl Mancher hat einen scharfen Blick und ein warmes Gefühl für die Mängel und Leiden des Lebens. Der Glaube aber an den Fortschritt zum Besseren hebt ihn über die traurigen Eindrücke hinaus, oder, wenn er diese Zuversicht nicht hegt, so beruhigt er sich doch bei dem Gedanken, daß es eben nicht anders sein könne und niemals besser gewesen sei. Rousseau dagegen sieht in aller bisherigen Entwicklung nur einen stetigen Fortschritt zum Schlimmeren, und wie bedenklich es um die Gegenwart stehen mag, die Perspektive in die Zukunft eröffnet ihm noch trübere Aussichten. Es gibt nur ein Mittel, ihre Verwirklichung aufzuhalten, die Rückkehr in die Vergangenheit, oder da diese doch unmöglich bleibt, das Beharren auf dem gegenwärtigen Standpunkte, womit allerdings immer ein gewisser Rückschritt verbunden sein würde. Freilich auch dazu, das sieht Rousseau wohl ein, wird man sich schwerlich entschließen. Es bleibt am Ende nur übrig, daß die bestehende Gesellschaft entweder langsam abstirbt, oder durch eine gewaltsame Umwälzung nach plötzlichem Verfalle zu einem neuen, naturgemäßeren Leben zurückgeführt wird.

Die Geschichte hat bewiesen, daß Rousseau sich in seiner Ansicht von der Nothwendigkeit einer Revolution nicht irrte. Sie wird ihm vielleicht auch darin Recht geben, daß selbst dieses äußerste Heilmittel im Grunde nur eine scheinbare Wirkung haben kann, weil es

ein Produkt derselben Krankheit ist, die es beseitigen soll. Man muß doch abwarten, ob das Streben nach Besitz und Reichthum, welches in und seit dem Zeitalter der Revolution die allgemeine Signatur der civilisirten Gesellschaft geworden ist, sich als die Bedingung eines wahrhaften Fortschrittes oder als jene weitere Stufe des Verfalls erweisen wird, welche Rousseau die letzte nennt. Gewiß ist, daß er nicht ohne Grund jede Umwandlung der sozialen Zustände mit mißtrauischem Blicke ansieht, so lange und sofern die individuelle Selbstsucht das bewegende Prinzip des gesellschaftlichen Lebens ist. Ob sie das freilich in solchem Grade und so ausschließlich ist, wie Rousseau annimmt, ist eine andere Frage, die eine unbefangene und umfassendere Prüfung der Faktoren des menschlichen Lebens verneinen dürfte. Es ist eben nicht wahr, daß der Egoismus das einzige Triebrad der sozialen Bewegung bildet; die Hingebung ist nicht weniger, wenn auch mehr im Verborgenen wirksam. Auch darf man nicht übersehen, daß der Einzelne, wie sehr er auch die sozialen Beziehungen in seinem persönlichen Interesse ausbeuten mag, doch dem Ganzen dient, das er zu benutzen meint.

Dennoch ist die Ansicht Rousseau's nur zu begründet; man muß ihr, wenn man sich gleich ihm auf den Standpunkt des Individuums stellt, unbedingt zustimmen. Es ist keine Frage, daß die einzelnen Mitglieder der sozialen Verbände in der Regel bestrebt sind, sie ihrem persönlichen Vortheile möglichst dienstbar zu machen und daß, wenn es Ausnahmen von dieser Regel gibt, sie sehr selten sind. Es ist nicht minder gewiß, daß in Folge dieser Ausnutzung fremder Kräfte die Entwicklung der Individuen auf Kosten der Verbände, welchen sie angehören, gefördert wird, und daß sie, je höher sie steigt, dieselben um so mehr in den Stand setzt, den verhängnißvollen Assimilationsprozeß mit Erfolg fortzuführen. Faßt man diese eine Seite des sozialen Lebens in's Auge, so erscheint allerdings der Egoismus als der entscheidende Motor desselben. Ja, es scheint sogar, als ob die Menschen nur darum zu höheren Entwicklungsformen der Gesellschaft fortgehen, damit die Individuen ein immer weiteres und reicheres Feld für ihre selbstsüchtigen Zwecke finden. Die Konsequenz liegt dann nahe, daß die verderbliche Wirksamkeit des Egoismus nur durch eine Hemmung des sozialen Fortschritts beschränkt werden kann, falls man es nicht vorziehen sollte, sie mit dem gesellschaftlichen Leben ganz zu beseitigen.

In Rousseau lebt und denkt das Prinzip der Individualität, die sich zum Mittelpunkte des Daseins macht, stets von sich ausgeht und Alles auf sich bezieht. Aber sie wirkt in ihm nicht blos unmittelbar, sie bestimmt und beherrscht ihn nicht unbedingt, vielmehr kommt sie in ihm zum Bewußtsein ihrer selbst, womit praktisch zu-

gleich die Tendenz gegeben ist, über sich hinaus zu gehen. Der Charakter Rousseau's zeigt die ganze Energie und alle die Eigenschaften, die dem Individuum als solchem eigen sind. In seinem Herzen aber wohnt zugleich die Sehnsucht nach Gemeinschaft mit der Natur und mit den Menschen. Er möchte sich hingeben an ein Allgemeines, das nicht er selber ist, aber er kann es nur auf eine gleichsam individuelle Weise. Andererseits spiegelt sich in seinem Geiste der Individualismus, wie er objektiv im sozialen Leben wirkt, scharf und treu ab. Es ist ein zwar einseitiges, aber in seiner Einseitigkeit zum Erschrecken wahres Gemälde dieser Wirksamkeit, das er durch seinen Griffel entwirft. Aber er bebt gewissermaßen vor seinem eigenen Abbilde zurück und möchte, um ihm nicht länger zu gleichen, lieber sich selbst aufgeben. Indeß gelingt ihm das nicht, oder doch nur scheinbar; er kann eben nicht von sich loskommen. Der Staat Rousseau's, welchem die Individuen sich hingeben sollen, ist doch ihre Schöpfung, und bleibt am Ende ihr Spielball. Im Naturzustande aber, wo ihre Thätigkeit aufzuhören scheint, existirt und lebt im Grunde doch nichts, als sie. Daß dem wirklich so sei, wird sich, wenn wir Inhalt und Bedeutung der Rousseau'schen Hypothese etwas schärfer in's Auge fassen, noch bestimmter ergeben.

Die Vorstellung eines Naturzustandes, der dem sozialen Leben des Menschen vorausliege, ist nicht das Eigenthum Rousseau's; er hat sie von Anderen, die vor ihm über Ursprung und Wesen des Staates dachten und schrieben, entlehnt. Sie ist aber durch ihn konsequent weiter entwickelt und auf einen reineren, wir möchten fast sagen, den reinsten Ausdruck gebracht worden. Der Naturzustand seiner Vorgänger war die Voraussetzung des Staates im engeren und eigentlichen Sinne; der Rousseau'sche ist die des sozialen Lebens überhaupt. Rousseau sah oder fühlte doch, daß der Staat als die gesetzlich geordnete Gemeinschaft seiner Mitglieder erst auf einer höheren Stufe der gesellschaftlichen Entwicklung auftritt, und fand sich hierdurch veranlaßt, die früheren Stadien dieser Entwicklung, welche man bis dahin außer Acht gelassen, näher zu bestimmen. Man kann zugeben, daß ihm das nur in sehr unvollkommener Weise gelungen ist. Von Bedeutung bleibt aber doch, daß er die Aufmerksamkeit auf diese vorstaatliche Periode hinlenkte. Wichtiger vielleicht ist eine andere, näher liegende Folge seiner Untersuchungen. Sie hatten zu dem Resultate geführt, daß der Naturzustand, in seiner Reinheit gedacht, all und jede soziale Gemeinschaft ausschließe, aber zugleich ergeben, daß er mit dem Zustande des Thieres wesentlich zusammenfalle, und eben darum kein menschlicher sei. Nun mochte Rousseau immerhin dafür halten, daß in ihm das Wohl des Menschen am

besten gesichert werde, er hatte im Grunde doch gezeigt, daß er eine Chimäre ist. Ist der Mensch ohne soziale Gemeinschaft, oder doch ohne den Trieb nach einer solchen, dem Thiere gleich, so bildet der soziale Charakter ein nothwendiges Element seines menschlichen Wesens. Seine Entwicklungsgeschichte ist daher, wenigstens nach einer Seite hin, zugleich die des ihm einwohnenden Sozialtriebes. Die Geschichte des sozialen Lebens beginnt mit dem Ursprunge des Menschen, und erhält eben damit einen Anfang, von welchem aus sie als eine wahrhaft organische Entwicklung aufgefaßt und begriffen werden kann.

Rousseau hat das Phantom des Naturzustandes verscheucht, indem er es scharf fixirte. Er selbst glaubte freilich an seine Realität; ohne das hätte er es nicht so scharf in's Auge fassen können. Aber in diesen Glauben mischt sich doch auch einiger Zweifel. Die Wirklichkeit, welche er dem Naturzustande einräumt, ist nur eine mögliche, hypothetische. Er gibt zu, daß derselbe in seiner Reinheit nirgends gefunden werde, und läßt es dahingestellt sein, ob er jemals existirt habe. Offenbar hat er also keinen historischen Werth, sondern nur eine ideelle Bedeutung; er ist nicht etwa der wirkliche Anfang des geschichtlichen Lebens der Menschheit, sondern die Voraussetzung desselben, und sagt im Grunde nur, was sich in der That so verhält, daß das thierische Wesen eine Vorstufe des menschlichen sei. Das Thier geht in der Entwicklungsreihe der lebenden Wesen dem Menschen voraus. Es besteht aber zwischen Beiden nicht nur dieser äußere, zeitliche Zusammenhang, sondern auch ein innerer, kausaler, der es wohl gestattet, von einer Entwicklung des Thieres zum Menschen zu sprechen, womit natürlich die Identität Beider nicht nur nicht ausgesprochen, sondern eher ausgeschlossen wird. Das Thier als solches geht gleichsam im Menschen unter, ist aber eben deßhalb in ihm gegenwärtig, und zwar eben so sehr in der menschlichen Gattung, wie in den ihr angehörigen Individuen. Der Naturzustand Rousseau's drückt diese intime Beziehung, oder, wenn man will, diese Einheit der thierischen und menschlichen Sphäre aus, freilich nur auf oberflächliche Weise, denn sie erscheint lediglich als eine äußere Verbindung der an sich widerstreitenden Momente. Immer aber enthält die Hinweisung auf sie eine Wahrheit, die auch heut zu Tage noch Beachtung verdient. Die Beziehungen der menschlichen Entwicklung zur elementaren Natur sind uns geläufig geworden; von seinem Zusammenhange mit dem Kreise des Naturlebens, welcher ihm, scheint es, zunächst liegt, läßt sich nicht dasselbe sagen.

Daß er Rousseau so bestimmt in's Bewußtsein trat, war die Folge seines individuellen Standpunktes. Denn grade im Individuum macht er sich am stärksten und augenfälligsten geltend. Je

entschiedener die Individualität auftritt, um so schärfer ist auch ihre thierische Seite ausgeprägt. Rousseau hat sie in seinem Naturzustande gleichsam objektiv aus sich herausgesetzt; seine Naturmenschen sind leibhaftige Thierindividuen. Die Naturseite des Einzelmenschen gewinnt in ihnen eine selbständige Existenz, die zwar keine reale ist, wohl aber die Berechtigung dieser Seite ausspricht. Der Naturzustand bringt somit die Natur des Menschen, und zwar die Natur des menschlichen Individuums zur Anerkennung. Er ist in so fern nur eine besondere Anwendung des allgemeinen Prinzips, welches zu Rousseau's Zeit die Welt des Geistes bewegte, die Rehabilitation der Natur in einer bestimmten Sphäre ihres Lebens. In dieser Auferweckung der Natur aber, wie sehr sie auch als eine Frucht und als ein Förderungsmittel der Geistesentwicklung anzusehen ist, lag doch zugleich eine gewisse Verzweiflung am Geiste. Auch Rousseau hat sich ihrer nicht erwehren können. Sie war es am Ende doch, die ihn antrieb, den Naturzustand als das wahre Paradies für den Menschen zu bezeichnen. Man könnte freilich auch sagen, die Naturseite des Menschen sei in ihm mit solcher Kraft hervorgetreten, daß der Geist vor ihr vollständig habe weichen müssen. Der Naturzustand erscheint dann in engster Verbindung mit den allgemeinen Theorieen und Systemen der Zeit, in welchen damals das geistige Leben auf natürliche, mehr oder weniger materielle Elemente zurückgeführt wurde. Wenn sie den Stoff oder die Materie des denkenden Geistes an dessen Stelle setzen, so verschwindet im Naturmenschen Rousseau's der wollende Geist hinter der Materie seiner Wirksamkeit.

Man hat im Allgemeinen und auch mit besonderer Beziehung auf Rousseau bemerkt, daß die Vorstellung eines Naturzustandes sich dem Menschen dann aufdränge, wenn die gegebenen historischen Zustände unerträglich geworden. Und dem ist allerdings so; man übersieht indeß, daß und wie die eigenthümliche Weise, in welcher die primitiven Zustände von dem Einzelnen aufgefaßt und dargestellt werden, theils von seinem persönlichen Standpunkte, dann aber auch von dem Charakter seiner Zeit abhängig ist. Rousseau wendet sich mit persönlicher Sympathie dem instinktiven Thierleben seiner Naturmenschen zu, weil er persönlich außer Stande ist, die Antriebe der Natur mit den sittlichen Anforderungen in Uebereinstimmung zu bringen. Der beständige Kampf, in welchen die Existenz des Geistes das Individuum mit sich selber bringt, ist ihm unbequem. Er sehnt sich, dem ruhelosen Ringen des Geistes zu entgehen. Besser doch ein ruhiges, gleichmäßiges Vegetiren, als diese Qual einer nie endenden, stets wechselnden Thätigkeit. Eben darum betont er in der Schilderung seiner Naturmenschen den beglückenden Frieden, dessen

sie sich erfreuen, die sorglose Ruhe, in welcher sie leben. Sie denken nicht, sie empfinden kaum; die Phantasie schreckt sie nicht, und der Wille fordert nichts von ihnen; sie können ihr seliges Dasein in ungestörtem Schlafe verträumen. Der Geist hat sich in ihnen selbst vernichtet, ähnlich wie er sich in Faust negirt, nur daß dieses Thema hier doch in einer eigenthümlichen Variation vorgeführt wird. In Rousseau lebte nicht der Drang nach unendlicher Erkenntniß, wohl aber der nach persönlicher Wahrheit und Freiheit. Weder die eine, noch die andere war auf seinem individuellen Standpunkte zu erreichen. Das reflektirende Denken des Individuums bringt es zu keiner allgemeinen objektiven Erkenntniß, die dem Einzelnen als unbedingte Wahrheit, oder als ein nothwendiges Prinzip seines Handelns gelten könnte. Kann er nicht über sich hinaus, und will er doch dem steten Wechsel der Gedanken und der beständigen Anomie des Lebens entgehen, so bleibt ihm nur übrig, auf den Geist zu verzichten und sich der Natur, die ihm eigen ist, in die Arme zu werfen. Indem er sich ihrem gesetzmäßigen Walten überläßt, ist er wahr und frei zugleich, denn er ist nur durch die Gesetze seines Wesens gebunden und mit diesem stets in Uebereinstimmung.

Freilich wird solcher Gewinn um einen theuern Preis erkauft, und doch ist er nicht ganz rein und sicher zu erlangen. Wie entschieden auch die Naturmenschen Rousseau's ihren Standpunkt einnehmen, sie haben doch die Tendenz, über ihn hinauszugehen. Auf den Grad der Stärke, mit welchem der Trieb, zu wissen und zu handeln, hervortritt, kommt es nicht an; genug, daß er und zwar von allem Anfange an in ihnen rege ist. Die Einheit mit der Natur befriedigt sie doch nicht; das Streben, etwas für sich sein zu wollen, macht sich von vornherein geltend. Sie können, scheint es, ihren Ursprung nicht vergessen. Wenn in Faust die Unendlichkeit seines Wesens, nachdem er ihm entsagt hat, doch wieder, und zwar auffälliger, als früher, hervortritt, so zeigt sich auch hier der Individualismus, welcher sich selbst aufzugeben gedachte, in einer erst recht prägnanten Form. Man darf sich darüber allerdings nicht wundern. Was auch immer Rousseau zu der Vorstellung des Naturmenschen treiben mochte, er konnte ihr doch nur dadurch einen bestimmten Inhalt geben, daß er den gegebenen Menschen konsequent aller seiner sozialen Beziehungen entkleidete. Was aber so übrig blieb, war das nackte, auf sich selbst beschränkte Individuum. Es ist doch seltsam: der Egoismus, welchen Rousseau in der ihn umgebenden Gesellschaft herrschen sah, drängte ihn, all und jede soziale Gemeinschaft zu verwerfen, und doch sind seine Naturmenschen die vollendetsten Egoisten, welche sich denken lassen. Ohne alle Beziehung zu ihres Gleichen, existiren sie lediglich in, aus und durch sich selbst. Einen schärferen

Ausdruck kann die Egoität in der That nicht finden; es ist, wie wenn das Prinzip des Individualismus in ihnen verkörpert umginge. Sie entsprechen nach dieser Seite den Atomen, in welche die Philosophie jener Zeit das Weltleben auflöste, und, könnte man hinzufügen, sind auf dem Boden der realen Natur, was später das absolute Fichte'sche Ich auf dem Gebiete des idealen Geistes.

Doch wie dem auch sein mag, gewiß ist, daß, wenn diese Naturmenschen eine weitere Entwicklung haben, sie sich im Wesentlichen so gestalten muß, wie Rousseau sie schildert. Wo das Ich Prinzip und Ausgang ist, kann auch nur das Ich Ziel und Ende sein. In sofern hat der historische Prozeß, welchen Rousseau das soziale Leben durchlaufen läßt, seine volle Wahrheit. Einseitig wie diese Wahrheit freilich ist, hat sie doch für die Zeit, in welcher Rousseau sie geltend machte, ihre ganz besondere Berechtigung. Was Rousseau als das letzte Stadium der gesellschaftlichen Entwicklung bezeichnet, war damals im Grunde schon erreicht. Er schildert in dem, was unvermeidlich folgen werde, unwillkürlich, jedenfalls nicht mit vollem Bewußtsein, die Zustände der Gegenwart. Schon saß der Despotismus in scheußlicher Gestalt auf dem Throne, und seine Willkür, nicht das Gesetz, herrschte über Sklaven, die faktisch wenigstens ihm gegenüber gleich rechtlos waren. Schon zeigte sich die politische Ungleichheit in schroffster Form, in dem Gegensatze der privilegirten Klassen zu dem übrigen Volke. Schon waren Aemter, Würden, Macht und Reichthum im unverdienten Besitze Weniger, die sich ihrer Vorrechte zu maßloser Ueppigkeit bedienten, während die von ihnen ausgebeutete und tyrannisirte Menge in tiefem Elende dahinlebte. Auch die Wirkung dieser öffentlichen Zustände auf die sittliche Haltung des Privatlebens trat bereits so durchgreifend und erkennbar hervor, daß Rousseau zu ihrer Darstellung nur seines scharfen Auges, nicht der ausmalenden Phantasie bedurfte.

Er begnügte sich aber nicht damit, die Korruption des sozialen Lebens zu schildern; er forschte nach ihrem Grunde, und fand ihn in dem herrschenden Egoismus. Ohne Zweifel hatte er richtig gesehen, und wenn er diese Wahrnehmung, die sich zunächst nur auf den Gesellschaftskörper seiner Zeit bezog, seiner Denkweise gemäß zu einer allgemeinen Wahrheit erhob, so war auch diese nicht unbegründet. Es lassen sich natürlich für die Schäden des gesellschaftlichen Lebens stets mancherlei, zeitliche und lokale Ursachen nachweisen. Sie haben aber alle eine nur sekundäre Bedeutung; die primäre Ursache liegt in der Selbstsucht der Individuen, welche die soziale Gemeinschaft in ihrem Sonderinteresse ausbeuten. Indem Rousseau sie betonte, hob er als die Quelle des sozialen Verderbens hervor, was bis dahin

vorzugsweise nur als die der moralischen Korruption gegolten hatte, und zum Theil noch gilt. Er wies nach, daß auf dem Gebiete des öffentlichen gesellschaftlichen Lebens dasselbe Prinzip wirksam sei, wie auf dem der privaten Moral. Er stellte damit Staat und Gesellschaft in die Sphäre der Sittlichkeit oder, wenn man lieber will, er rückte die sittliche Sphäre über ihre bisherigen Grenzen in das menschliche Gesammtleben hinaus. Wie er dazu kam, begreift sich leicht, wenn man sich der engen Verbindung erinnert, welche in Genf zwischen dem sozial-politischen und dem moralischen Gebiete seit der Gründung dieser Republik bestand. Daß er aber diesen Zusammenhang nur nach einer, und zwar nach der negativen Seite in's Auge faßte, hebt den Werth des Gedankens nicht auf, um so weniger, da er ihn nicht blos behauptet, sondern aus der Entwicklung des sozialen Lebens im Einzelnen nachzuweisen bemüht ist.

Ebenso bedeutsam ist die gegenseitige Bedingtheit, welche Rousseau zwischen der geistigen und der sozialen Entwicklung statuirt. Die eine ist nach seiner Ansicht das Korrelat der andern; sie beginnen gleichzeitig und schreiten gleichzeitig fort, so daß jede von ihnen auf die andere einen steten höchst wirksamen, ja entscheidenden Einfluß übt. Freilich hat Rousseau zunächst nur den subjektiven oder individuellen Geist im Auge, das Bewußtsein der mannigfachen Beziehungen, in welchen der Einzelne zu seiner Umgebung steht, und er zeigt eben, daß mit der Erweiterung und Verflechtung dieser Beziehungen sich auch die sozialen Verhältnisse ausdehnen und verwickeln. Aber grade in Folge dieser Beschränkung tritt der bestimmende Einfluß des Geistes auf das gesellschaftliche Leben um so schärfer heraus, und das ist die Hauptsache. Staat und Gesellschaft erscheinen nun als das Produkt der geistigen Thätigkeit des Menschen. Sie werden damit aus dem Gebiete der Naturnothwendigkeit hinausgerückt und dem der Freiheit zugewiesen. Allerdings ist die freie Bildungskraft des Menschen, hier wie überall, an die Anregung gebunden, welche von den gegebenen Naturverhältnissen ausgeht. Auch übersieht Rousseau das nicht; man darf sogar sagen, daß er diese Abhängigkeit zu scharf betont, wiewohl er sie, im Allgemeinen mit Recht, auf den früheren Entwicklungsstufen der Gesellschaft eine wirksamere Rolle spielen läßt, als auf den späteren. Jedenfalls aber erscheint ihre Einwirkung bei ihm zu sehr als ein Werk des Zufalls, auf welchen im Fortgange der Entwicklung beständig rekurrirt wird. Freilich konnte er nicht wohl anders; der äußere Zufall ist das nothwendige Complement der subjektiven Willkür, als welche die Freiheit auf dem Standpunkte des Individualismus auftritt. Und diese Willkür des individuellen Geistes wird von Rousseau so auf die Spitze getrieben, daß er nicht nur

den Fortschritt seiner Entwicklung auf jeder Stufe hemmen kann, sondern selbst seine Existenz keineswegs eine nothwendige ist. Daher die wiederholte Behauptung, daß die geistige, wie die soziale Entwicklung auch einen anderen Verlauf als den wirklichen habe nehmen, ja ganz unterbleiben können.

Das Prinzip, von welchem Rousseau ausgeht, bringt es mit sich, daß die Entwicklung des sozialen Lebens keinen nothwendigen Aus- noch Fortgang hat. Sie hat ebensowenig ein nothwendiges Ziel. Wenn Rousseau einen bestimmten Abschluß für sie in Aussicht nimmt, so ist derselbe doch immer nur ein relativer. Der schrankenlose Despotismus, zu welchem sie hinführt, besteht nur so lange, als die geknechteten Individuen sich nicht zu seinem Sturze aufraffen. Das aber geschieht nothwendig früher oder später, da sie dazu ein unzweifelhaftes Recht haben, und die ausreichende Macht schon finden werden. Dann aber beginnt eine neue Phase der Entwicklung, die Rousseau nicht näher charakterisirt, weil er sie in der Wirklichkeit nicht vorfand, und er auch nicht Phantast genug war, sie a priori konstruiren zu wollen. Genug, daß sie eintreten wird, um über kurz oder lang einer anderen Platz zu machen. Heut zu Tage ist der Gedanke einer stetigen oder doch zusammenhängenden Entwicklung des gesellschaftlichen Lebens Jedem geläufig; zu Rousseau's Zeiten war er es keineswegs, und wenn er ihn, wie manche andere, nicht zuerst oder allein gehabt hat, so hat er doch sehr viel dazu beigetragen, ihn dem allgemeinen Bewußtsein näher zu bringen.

Ihm selbst mußte er sich aufdrängen, weil der individuelle Geist in seiner abstrakten Fassung zugleich der unendliche oder doch endlos fortstrebende ist. Seine unbegrenzte Entwicklungsfähigkeit fordert eine grenzenlose Entfaltung der sozialen Beziehungen, in und mit welchen sie wirksam ist. Weil aber diese im Dienste jener steht, hängt auch die Art und Weise, in welcher die sozialen Veränderungen vor sich gehen, von derjenigen ab, in welcher das individuelle Geistesleben fortschreitet. Im Allgemeinen ist hier der Hergang der, daß dem festen Beharren in dem gegebenen Zustande ein plötzliches gewaltsames Losreißen aus demselben folgt und umgekehrt, oder daß die revolutionäre Bewegung mit starrer Ruhe beständig abwechselt. Nicht anders ist es mit der sozialen Entwicklung, wie sie Rousseau darstellt; sie scheint sich auf jeder ihrer Stufen für immer fixiren zu wollen, und wird schließlich durch eine Revolution über sich hinausgetrieben.

Man weiß, wie großen Einfluß die hier in Rede stehende Abhandlung auf die politischen Bewegungen am Schlusse des vorigen Jahrhunderts gehabt hat. Sie gab den Männern der Revolution

die Schlagsätze an die Hand, welche als Losung für den Kampf gegen die bestehende Ordnung dienen konnten. Sie hauchte ihnen aber vor Allem jenen revolutionären Geist ein, der mit der unerbittlichen Consequenz eines einseitigen Prinzips zugleich die rücksichtslose Energie besitzt, deren es zu seiner Durchführung bedarf. Rousseau war weit davon entfernt, diese Wirkung seiner Schrift zu ahnen. Zwar wies er wiederholt darauf hin, daß, wie die Dinge einmal lägen, eine Revolution unvermeidlich sei. Persönlich aber wünschte er sie weder, noch würde er bewußter Weise irgendwie zu ihrer Förderung mitgewirkt haben. Er war im Gegentheil bestrebt, ihrem Eintritte, wenn möglich, vorzubeugen; er empfahl die Rückkehr zur Vergangenheit, um den Schrecken der Zukunft zu entgehen Und wenn er beiläufig schon jetzt, in bestimmter, präziser Fassung aber später, im Contrat social, die Grundzüge einer neuen staatlichen Ordnung feststellte, so wirkte dazu der Gedanke mit, daß sie den bevorstehenden Umsturz verhindern könne. Ob man sie annehmen werde, blieb freilich zweifelhaft. Rousseau selbst glaubte es nicht, hielt es jedoch für seine Pflicht, der Mitwelt das Heilmittel zu bezeichnen, das sie vor dem drohenden Verderben retten könne.

Indem er sich aber in dieser Richtung bemühte, folgte er nur dem Gesetze seines persönlichen Wesens. Es ist der Individualität eigen, daß sie vor jeder durchgreifenden Aenderung ihrer inneren oder äußeren Lebensverhältnisse, wenn und obgleich sie dazu hingedrängt wird, zurückweicht. Sie gibt diesem Zukunftsdrange erst nach, wenn sie den fruchtlosen Versuch gemacht hat, dem romantischen Zuge zur Vergangenheit zu folgen, oder mit der Gegenwart ein verständiges Abkommen zu treffen. Rousseau's persönliches Leben bietet in seinen Wendepunkten dafür mannigfache Belege. In seiner Auffassung der öffentlichen Verhältnisse ist er über die vorgängigen Stadien des Rückzugs und der Vermittlung nicht hinausgegangen. Wenn aber dennoch seine Schriften, und namentlich der vorliegende Discours den Gedanken der Revolution in die Köpfe der Leser brachte, so war das zwar ein persönliches Mißverständniß, in der Sache selbst traf man indeß das Richtige. Waren die Zustände wirklich so unhaltbar, wie Rousseau sie darstellte, so konnte weder die Chimäre des Naturzustandes, noch der fromme Wunsch einer freiwilligen Bekehrung zu den Rousseau'schen Staats- und Gesellschaftsprinzipien die nothwendige Aenderung herbeiführen. Es blieb nur der gewaltsame Umsturz des Bestehenden übrig. Als die Zeit gekommen war, ging man an's Werk; das Mittel aber, es auszuführen, bestand in der Beseitigung der existirenden Ungleichheiten. Auch hierin folgte man den Anweisungen, welche Rousseau, ohne es zu wollen, gegeben hatte.

Rousseau gilt, und allerdings mit Recht, als der eigentliche

Apostel der Gleichheit, welche die politischen und sozialen Parteien der Neuzeit als das Ziel ihrer Bestrebungen verfolgen. Es ist aber weniger die erklärte Parteinahme für dieses Prinzip, als die entschiedene Bekämpfung der ihm widersprechenden Zustände, was ihn zu seinem Vertreter und Herold erhoben hat. Kein Zweifel, daß er ein abgesagter Feind aller Ungleichheit in Staat und Gesellschaft war. Sie widersprach nicht nur seinem Denken, sondern auch seiner persönlichen Empfindung; er kritisirte sie nicht blos, er haßte sie, weil sie seinem eigensten Wesen zuwider war. Es liegt in der Natur der Individualität, daß sie jede Schranke ihres Daseins, wie ihrer Entwicklung, als einen unerträglichen Widerspruch mit sich empfindet. Eine solche Schranke aber findet sie in Allem, was nicht sie selber ist, was mit dem Anspruche auftritt, etwas für sich und ein Anderes, als sie, sein zu wollen. Im Grunde strebt sie dahin, alle übrigen Existenzen aufzuheben; sofern sie dieselben aber anerkennen muß, geschieht es nur unter der Bedingung, daß sie ihr vollkommen gleich sind oder werden.

Die Naturmenschen Rousseau's verwirklichen diese Gleichheit, soweit das überhaupt möglich ist. Es gibt unter ihnen keinen wesentlichen Unterschied, selbst der des Geschlechts wird auf ein bedeutungsloses Minimum reduzirt. Sie entsprechen also den Anforderungen, welche das Individuum an seines Gleichen zu stellen hat. Nichts aber verträgt sich weniger mit diesen Ansprüchen, als die Besonderung der Menschen in verschiedene Stände, Rang- oder Vermögensklassen, von welchen jede ihren Angehörigen ein gewisses Maß von relativer Geltung eben darum zutheilt, weil sie ihr angehören. Je starrer diese Unterschiede werden, je fester sie sich in den öffentlichen Institutionen ausprägen, um so schroffer widersprechen sie dem Geiste, der sie doch in das Leben gerufen hat. Denn dieser ist kein anderer, als der Entwicklungstrieb derselben Individualität, welche sie zu vernichten strebt. Sie kann sich ihrem Ziele, der Darstellung einer besonderen Eigenthümlichkeit, nur dadurch nähern, daß sie sich immer schärfer unterscheidet. Sofern sie das treibende Prinzip der sozialen Entwicklung ist, fällt diese Entwicklung daher mit der der Ungleichheit nothwendig zusammen. Rousseau ist also auf seinem Standpunkte in seinem vollen Rechte, wenn er die eine in und mit der anderen fortschreiten läßt. Er ist aber auch eben darum außer Stande, die eine ohne die andere zu denken. Eine gesellschaftliche Entwicklung, die das Moment der sozialen Ungleichheit von sich ausschlösse, mußte ihm als eine Unmöglichkeit gelten.

In der That hat er die Idee der Gleichheit, wie sie später von seinen Anhängern aufgefaßt wurde, nie vertreten, und noch viel weniger daran gedacht, sie auf dem Gebiete des öffentlichen Lebens

verwirklichen zu wollen. Was er, freilich mit dem Bewußtsein, daß er tauben Ohren predige, empfahl, war nur, die bestehenden sozialen Unterschiede nicht immer mehr zu befestigen, sondern möglichst zu beschränken und auszugleichen. Auch deutete er an, wie das geschehen könne. Es war ihm zwar nicht völlig klar geworden, aber auch nicht ganz entgangen, daß die soziale Ungleichheit ihren Ursprung in der natürlichen Verschiedenheit der Individuen hat. Denn er war weit davon entfernt, die ungleiche Befähigung, welche den Einzelnen von Natur eigen ist, zu leugnen. Sie folgte auch nothwendig aus dem Prinzip des Individualismus, und widerspricht nicht der Gleichheit, die im Naturzustande herrschen soll. Diese besteht hier nur darum, weil die allerdings schon vorhandene Eigenheit der Individuen noch keinen Anlaß hat, sich geltend zu machen. Einen solchen findet sie erst mit dem Eintritt in den sozialen Verkehr, der sich ja im Grunde nur bildet, damit sie sich entfalten kann. Sie ist es dann auch, die, freilich unter Mitwirkung äußerer Zufälle, zunächst die soziale Stellung eines Jeden und den Antheil bedingt, welchen er an den sozialen Gütern hat. Die so entstehende Ungleichheit ist nach Rousseau's Ansicht eine berechtigte, sofern sie auf einer natürlichen Grundlage basirt. Sie verliert aber ihre Berechtigung, wenn sie von dieser Basis abweicht, und kann sie nur dadurch wieder gewinnen, daß sie auf dieselbe zurückgeführt wird.

Man sieht also, Rousseau ist kein Gegner der sozialen Ungleichheit überhaupt; sie würde sich sogar, wenn seine Grundsätze vollständig durchgeführt würden, erst recht ausbilden müssen. Wenn er sich gegen sie erhebt, so gilt seine Opposition der Gleichheit, die ihr Schranken stellt, der gleichen Rechtlosigkeit, in welcher sich die Einzelnen der Staatsgewalt gegenüber befinden, sowie der gleichen relativen Berechtigung, die ihnen nicht als Individuen, sondern als Angehörigen bestimmter Klassen oder Stände zusteht. Er bekämpfte in der einen, wie in der anderen, die nivellirende Uniformität, welche das gleiche Recht aller Individuen, ihre Eigenthümlichkeit zur Geltung zu bringen, illusorisch macht. Es war und ist daher ein Mißverständniß, wenn die politischen und sozialen Gleichmacher der späteren Zeit sich auf Rousseau berufen. Sie übertragen die Gleichheit, welche er dem Naturzustande vindizirt, in das gesellschaftliche Leben, wo er sie für unmöglich hielt.

Ganz ohne Grund war freilich diese Verwechselung doch nicht. Rousseau fühlte wohl, daß die individuelle Verschiedenheit die Gleichheit des Wesens zu ihrer realen Voraussetzung hat. Und wenn er auch nicht diese, sondern jene betont, so gewinnt es doch bei ihm nicht selten den Anschein, als wenn die eine mit der anderen zusammenfalle. Seine Naturmenschen sind sich einerseits darum gleich, weil

ihre Unterschiede noch nicht entwickelt sind, andererseits aber auch deßhalb, weil die ihnen gemeinsame Natur auf gleiche Weise in allen wirksam ist. Gehen sie dann in den civilisirten Zustand über, so werden sie ungleich, zunächst zwar, weil ihre Besonderheit hervortritt, aber auch, weil die Einheit ihres Wesens zurücktritt. Auch läßt sich nicht verkennen, daß der Rousseau'sche Staat, wiewohl er vor Allem die Tendenz hat, die freie Bewegung der Individuen sicher zu stellen, zugleich, wenigstens von Weitem, darauf ausgeht, die Einheit ihres Wesens in ihrem Zusammenleben zum Ausdrucke zu bringen. Wie aber das Prinzip der freien Individualität zur formellen oder Rechtsgleichheit führt, so das der Wesenseinheit, wenn es unmittelbar verwirklicht wird, zu der materiellen Gleichheit des inneren und äußeren Lebens, des Denkens und Glaubens, wie des Besitzes. Die Denkweise Rousseau's bietet somit nicht nur den reinen Politikern, sondern auch den Kommunisten und Sozialisten geeignete Anknüpfungspunkte. Sie werden später noch deutlicher hervortreten, liegen aber schon sehr erkennbar in der hier besprochenen Abhandlung vor. Diese Schrift bildet daher wenn nicht d e n, so doch e i n e n Ausgangspunkt unter anderen für die ganze politische und soziale Bewegung unserer Zeit.

Wir haben das mit Rücksicht auf die allgemeinen Gedanken und Prinzipien, die ihr zu Grunde liegen, nachzuweisen versucht; in Bezug auf ihren bestimmten, ausgesprochenen Inhalt ist es ohnehin klar. Dieser ist wesentlich negativ und als solcher gleichsam das Programm aller der Negationen geworden, die seither gegen die sozialen Institutionen gerichtet wurden. Sie sind nur die spezielle Durchführung des allgemeinen Gedankens, daß die Entwicklung des sozialen Lebens überflüssig und verderblich sei. Indem man sich dieser Behauptung Rousseau's anschloß, die andere aber, daß das Uebel nun einmal da und nicht zu ändern sei, bei Seite ließ, ging man daran, die gesellschaftliche Entwicklung in ihren verschiedenen Stadien rückwärts verfolgend aufzuheben. Zunächst wurde die gegebene staatliche Form beseitigt, dann die staatliche Ordnung überhaupt in Frage gestellt, endlich auch ihre Grundlagen, das Eigenthum und die Familie, erschüttert. Diesen Zerstörungsversuchen, die zum Theil erst eine theoretische Bedeutung haben, gehen zwar andere von entgegengesetzter Richtung zur Seite. Ob sie aber den Sieg davon tragen werden, steht dahin, der bisherige Gang der Dinge scheint die strikte Durchführung des negativen Programms in eine wenn auch noch ferne Aussicht zu stellen.

XIX.

Merkwürdig ist doch die Adresse, welche Rousseau seinem berühmten Manifeste gegen die Gesellschaft vorsetzte. Es ist der Genfer Republik gewidmet [107]) und stellt sich somit unter die Aegide der kirchlich-politischen Prinzipien, aus welchen dieses freie Gemeinwesen hervorging. Geschah das etwa, um den inneren Zusammenhang anzudeuten, welcher den revolutionären Geist mit dem Geiste der Reformation verbindet? Uns, die wir Wesen und Wirkungen Beider kennen, kann es so scheinen. Rousseau war diese allgemeine Beziehung natürlich fremd; wohl aber war er sich des großen und direkten Einflusses bewußt, welchen die Grundsätze und Institutionen seiner Vaterstadt auf Richtung und Inhalt seines Denkens ausübten. Aus diesem Bewußtsein entsprang auch das nächste Motiv der ungewöhnlichen Widmung. Er fühlte sich gedrungen, die erste reife Frucht seines Nachdenkens über die öffentlichen Verhältnisse der Gemeinde darzubringen, ohne deren Einwirkung sie nicht hätte gezeitigt werden können. Sie hatte ihm allerdings den kühnen Geist rücksichtsloser Forschung mitgegeben, den keine Autorität hindert, zu den äußersten Consequenzen des Gedankens fortzuschreiten. Ihr verdankte er auch das stolze Selbstgefühl des Republikaners, der keine Unterordnung kennt als die unter das selbstgegebene Gesetz, und darum jedes persönliche oder Standesvorrecht als einen frevelhaften Uebergriff empfindet. Er hätte die Ungleichheit nicht so scharf fixiren, in ihre Entwicklung nicht so tief eindringen können, wäre das Bewußtsein der Gleichheit nicht von Hause aus in ihm lebendig gewesen. Ebenso wenig würde er ohne jenen feinen moralischen Sinn, den er aus dem Lebenskreise seiner Heimat mitbrachte, den corrumpirenden Einfluß der Ungleichheit auf die sittliche Haltung des socialen Lebens so deutlich wahrgenommen haben. Ueberhaupt aber war der Gedanke an die Heimat der Ausgangs- und Stützpunkt seines sonstigen Denkens. Weil er ihren Lebensinhalt in sich trug, konnte er den der gesammten übrigen Welt preisgeben; die hoffnungslose Verzweiflung an der menschlichen Gesellschaft fand in dem Glauben an den Werth der heimatlichen Zustände den nöthigen Trost. Ihr Bild, durch die räumliche Trennung zu einem fast reinen Ideale verklärt, bildete, wie den lichten Hintergrund, so auch die heitere Fernsicht des dunkeln Gemäldes, das er in seiner Abhandlung aufrollte. Daß er sie der Vaterstadt widmete, war in der Ordnung, denn sie verdankte ihr in der That ihren Ursprung.

Die Ergebnisse der Forschung freilich, welche sie enthielt, ver-

trugen sich eben so wenig mit dem Genfer, wie mit jedem anderen socialen Verbande. Ist das gesellschaftliche Leben überhaupt vom Uebel, so kann auch das einer demokratischen Republik keine Ausnahme machen. Auch war Rousseau nicht gewillt, für sie eine solche zu statuiren; er glaubte aber, daß sie von allen prinzipiell gleich schlechten Formen der menschlichen Gemeinschaft die relativ beste sei. Ist die Rückkehr zum normalen Zustande einmal nicht mehr möglich, können die Menschen aus ihrem naturwidrigen Zusammenleben nicht mehr hinaus, so ist jedenfalls die Form desselben am meisten zu empfehlen, in welcher es die Vorzüge des Urzustandes am treuesten bewahrt, und die unleugbaren Vortheile des socialen Lebens, möglichst ohne dessen Nachtheile, darbietet. Rousseau fand dieses Ideal des praktisch Möglichen in seiner Vaterstadt verwirklicht. „Die Gleichheit," sagt er, „welche die Natur unter den Menschen festgestellt hat, und die Ungleichheit, welche sie selbst eingeführt haben, sind hier mit tiefer Weisheit auf das Glücklichste combinirt worden, so daß sie gleichmäßig, in der naturgemäßesten und der Gesellschaft förderlichsten Weise, zur Erhaltung der öffentlichen Ordnung und zur Beglückung der Einzelnen beitragen." „Auch hat es mich," fährt er fort, „als ich die besten Grundsätze aufsuchte, welche der gesunde Menschenverstand für die Verfassung eines Staates feststellen kann, so sehr überrascht, sie in dem eurigen alle in Wirksamkeit zu sehen, daß ich es, auch wenn ich nicht in euren Mauern geboren wäre, für meine Pflicht gehalten haben würde, dieses Gemälde der menschlichen Gesellschaft von allen Völkern demjenigen darzubringen, welches mir im Besitze ihrer größten Vortheile zu sein und ihre Mißbräuche am besten abgewehrt zu haben scheint." Es sind das keine leeren Worte; die Anerkennung, welche Rousseau den bürgerlichen Zuständen seiner Heimat zollte, war eine durchaus aufrichtige. Keineswegs nur ein Produkt des Werth und Unwerth abwägenden Denkens, stammte sie vielmehr zugleich aus dem Herzen, das sich in seinen patriotischen Empfindungen von stolzer Freude gehoben fühlte. Es drängte ihn, diesem Gefühle ein Mal laut vor aller Welt Ausdruck zu geben. Die Widmung bot dazu eine passende Gelegenheit und wurde, wenigstens zum Theil, aus diesem Grunde abgefaßt. Sie enthält daher in ihrer ersten Hälfte eine beredte und doch prägnante Schilderung der Vorzüge, deren sich die Genfer Gemeinde vor allen anderen staatlichen Verbänden erfreut. Sie erscheint als der Staat nach dem Herzen Rousseau's; „ihn würde er sich zur Geburtsstätte ausersehen haben, wenn er diese hätte wählen können, denn er erfüllt alle Bedingungen, die an ein wohlgeordnetes Gemeinwesen zu stellen sind." Es ist doch von Interesse, diese Bedingungen näher anzusehen; sie geben in scharfen Umrissen die charakteristischen Züge des Ideals,

welches Rousseau fortan für das staatliche und gesellschaftliche Leben beständig vorschwebte [108]).

„Vor Allem wichtig ist, daß die Größe des Staates durch den Umfang der menschlichen Kräfte begrenzt wird. Es ist das sogar die conditio sine qua non einer guten Regierung. Zu erfüllen aber ist diese Bedingung nur in einem räumlich und numerisch beschränkten Gemeinwesen. Nur in einem solchen kann Jeder seinem Amte selbst genügen, braucht Niemand die ihm obliegenden Funktionen Anderen zu übertragen. Ueberdies stehen sich in einem kleinen Staate die Menschen persönlich nahe; sie kennen einander und überwachen sich gegenseitig. Weder das Laster, noch die Tugend kann sich hier der öffentlichen Aufmerksamkeit und Beurtheilung entziehen. Und die süße Gewohnheit des persönlichen Verkehres hat zur Folge, daß die Liebe zum Vaterlande mehr seinen Bürgern als seinem Boden gilt." — Man sieht, wie in dieser Empfehlung des Kleinstaates sich dem rationellen Gedanken der Zweckmäßigkeit ein gemüthliches Bedürfniß zugesellt. Beide Motive vereint sind stark genug, Rousseau zu einem entschiedenen Gegner der großen einheitlichen Reiche zu machen. Er möchte sie, wie sich später zeigen wird, in selbstständige Gemeinden aufgelöst sehen, die aber nicht atomistisch isolirt, sondern durch ein föderatives Band verbunden sein sollen.

Eine zweite Forderung betrifft das Verhältniß der souveränen Staatsgewalt zum Volke. „Beide müssen ein und dasselbe Interesse haben, damit alle Bewegungen der Staatsmaschine auf das gleiche Ziel des allgemeinen Wohles gerichtet sind. Die Einheit der Interessen setzt aber die der Person voraus, daher nur eine verständig gemäßigte Demokratie der aufgestellten Bedingung genügen kann. Die Souveränetät des gesammten Volkes aber, welche damit gefordert wird, ist nicht die souveräne Willkür der Individuen. Im Gegentheil schließt sie dieselbe aus, indem sie Alle gleichmäßig den von ihr emanirenden Gesetzen unterwirft." Es ist ein weiteres Erforderniß des wohlgeordneten Staatswesens, daß „Niemand das heilsame und sanfte Joch der Gesetze abwerfen, sich über dasselbe stellen oder es von Außen her diktiren kann. Andererseits ist es ebensowenig zulässig, daß irgend ein Bürger von der Theilnahme an der Gesetzgebung ausgeschlossen werde. Auch den Magistraten und Leitern des Staates darf man dieses Recht nicht nehmen, zumal sie bei der Erhaltung des Gemeinwesens am meisten interessirt sind. Vielmehr ist es wünschenswerth, grade ihnen das Vorschlagsrecht zu neuen Gesetzen zu überlassen. Man wird sich dann um so eher mit den bestehenden begnügen, ein sehr wesentlicher Punkt, denn das hohe Alter macht die Gesetze heilig und ehrwürdig, während das Volk diejenigen bald verachtet, die es alle Tage wechseln sieht. Noth-

wendiger noch, als die Beschränkung der gesetzgeberischen Thätigkeit, ist die Absonderung der administrativen, wie der richterlichen Gewalt. Weder die eine, noch die andere darf von dem Volke in seiner Gesammtheit direkt ausgeübt, sie müssen beide in jährlicher Neuwahl besonderen Beamten übertragen werden, die durch Talent und makellosen Charakter dazu befähigt sind."

Diese starke Betonung der Magistratur ist allerdings zum Theil aus dem Bestreben Rousseau's hervorgegangen, das Wohlwollen der Genfer Staatsbehörde zu captiviren. Dennoch war es ihm voller Ernst damit. Eine nothwendige Consequenz seiner Prinzipien, tritt sie deßhalb auch später, wie im Contrat social, immer wieder hervor. Abgesehen von dem praktischen Gesichtspunkte, aus welchem ihm die Absonderung der exekutiven, wie der richterlichen Gewalt rathsam erscheinen mußte, führte ihn auch seine Denkweise, welche immer und überall auf die Hervorhebung des Individuums gerichtet war, dahin, unbeschadet der vorausgesetzten Gleichheit aller Staatsbürger, die wirkliche Staatsmacht, sofern sie handelnd aufzutreten hat, möglichst in die Hände der durch Geist und Charakter hervorragenden Persönlichkeiten zu legen. Das Volk in seiner Gesammtheit ist ihm zwar der alleinige Träger der Souveränetät, doch hindert das nicht, daß er die einzelnen, dazu befähigten Individuen als die eigentlichen Leiter und Regierer des Staates betrachtet. Sie sind gleichsam der Kopf und die Hand des lebendigen Volkskörpers, nur daß diese seine Organe die Funktionen des Körpers weit mehr bestimmen, als sie durch ihn bestimmt werden. Rousseau hat kein sonderliches Vertrauen zu der Einsicht der Masse; er fürchtet ihren Unbestand, ihre ziellose Neuerungssucht. Das Neue aber, der unruhige Wechsel ist ihm überhaupt zuwider; er zieht das Alte, Bewährte vor, weil es eben in der längeren Dauer seines Bestehens eine Garantie für seinen ferneren Bestand gibt.

Darum darf der Staat seiner Wahl nicht erst von gestern datiren; wie gut seine Gesetze auch sein mögen, ein neu gebildetes Gemeinwesen kann doch gar leicht so constituirt sein, daß es den Anforderungen der Gegenwart und dem Standpunkte seiner Angehörigen nicht entspricht, dann aber beständig der Gefahr einer gewaltsamen Umwälzung ausgesetzt ist. Besser daher ein Staat, „dessen Alter sich gewissermaßen in die Nacht der Zeiten verliert, der in seinem Innern nur solche Bewegungen erfahren hat, die geeignet waren, den Muth und die Vaterlandsliebe seiner Bürger zu erhöhen und wo diese, seit lange an eine verständige Unabhängigkeit gewöhnt, nicht blos frei, sondern auch werth sind, es zu sein." Neben dieser Bürgschaft für die innere Ruhe bedarf es einer anderen für die äußere Sicherheit. Rousseau findet sie „in einer glücklichen Ohn-

macht, die den Gedanken an Eroberungen nicht aufkommen läßt, so wie in einer günstigen Lage, welche die Furcht, die Beute eines anderen Staates zu werden, ausschließt.“ Man sieht auch aus diesen Anforderungen, daß der Rousseau'sche Staat, wie er sein soll, den Charakter der selbstständigen, auf sich selber ruhenden, zugleich aber auch möglichst beziehungslosen, fast isolirten Individualität an sich trägt. Er ist gleichsam das in eine höhere Sphäre hinaufgerückte Individuum, der zur Gesellschaft erhobene Einzelmensch.

Rousseau hatte nicht Unrecht, wenn er in der Genfer Republik sein Ideal vom Staate verwirklicht fand. Sie entsprach ihm in den Prinzipien, die ja von ihr entnommen waren, vollkommen, in ihrer praktischen Geltung wenigstens mehr, wie irgend ein anderes ihm bekannte Gemeinwesen. Freilich war es auch in Genf nicht, oder nicht mehr ganz so, wie es sein sollte. Die innere Einheit des Staates war in bedenklicher Weise gestört, und damit auch die Unabhängigkeit nach Außen ernstlich gefährdet worden. Die relative Selbstständigkeit der Magistrate und leitenden Räthe hatte diese allmälig zu Versuchen geführt, die übertragene Gewalt in eine Eigenmacht umzuwandeln. Die souveräne Bürgerschaft hatte in dem Bestreben, die Uebergriffe der regierenden Behörden zurückzuweisen, die gesetzlichen Befugnisse derselben angetastet und ihre eigene Competenz überschritten. Es war darüber zu einer ernsten Spaltung, zu einem heftigen Kampfe gekommen. Die erbitterten Parteien hatten selbst zu den Waffen gegriffen und sich erst wieder versöhnt, als die Dazwischenkunft der auswärtigen Mächte, namentlich Frankreichs, sie dazu nöthigte. Seitdem war zwar der Friede äußerlich hergestellt und die Eintracht scheinbar zurückgekehrt. In den Gemüthern aber lebte der Zwiespalt noch fort; Argwohn und Mißtrauen auf der einen, Zorn und Erbitterung auf der anderen Seite, hinderten die Herstellung des Vertrauens, welches früher zwischen dem Volke und seiner Regierung bestanden hatte.

Wohl mochte sich Rousseau sagen, daß das nicht zu ändern sei, daß, wo einmal in einem Staate dieser fast nothwendige Conflikt wirklich ausgebrochen, die ursprüngliche Einheit unwiederbringlich verloren und früher oder später eine Erneuerung des Kampfes zu erwarten sei. Indeß glaubte er doch an die Möglichkeit, den Eintritt dieser Eventualität zu verzögern, und hielt es darum für seine Pflicht, seinerseits zu thun, was er könne, um sie von seiner Vaterstadt fern zu halten. Aus dieser wahrhaft patriotischen Gesinnung sind die eindringlichen Mahnungen geflossen, die er in der zweiten Hälfte der Widmung an seine Landsleute richtet. Natürlich war es unstatthaft, zumal bei solchem Anlasse, sich als Buß- oder Strafredner zu geriren. Auch hat es Rousseau meisterhaft verstanden, die guten Lehren, welche

er geben wollte, in eine Form zu kleiden, die es fast unmöglich machte, sie zurückzuweisen. Er lobt was ist, indem er es so darstellt, wie es sein soll. Es gelang ihm das um so eher, da die Wirklichkeit, wenn sie auch der Idee keineswegs entsprach, doch auch in keinem entschiedenen Widerspruche zu ihr stand, ihn persönlich aber der begeisterte Glaube des Herzens über die Zweifel des Verstandes hinaushob.

Freilich merkt man hin und wieder die Absicht, aber doch selten oder nie so, daß es störend würde. Sowohl die Bürger und Magistrate, wie die Geistlichen und die Frauen, an welche sich die Rede der Reihe nach wendet, durften sich des Bildes freuen, das hier von ihnen entworfen, und konnten sich nicht füglich über den Spiegel beschweren, der ihnen vorgehalten wurde. Zeigte er sie doch in der That nur so, in der Gesinnung, mit der Handlungsweise, wie sie eine ideale Auffassung ihres Berufes und ihrer Stellung forderte. Vor Allem aber ließ sich nicht verkennen, daß Rousseau seine Schilderungen im Geiste der Genfer Verfassung und mit lebendiger Theilnahme für das Wohl des Staates und seiner Bürger entworfen hatte. That und lebte man so, wie er voraussetzte, handelte ein Jeder an seiner Stelle im Sinne der bestehenden Gesetze, bewahrte man, bei gegenseitiger Achtung in freundlichem Verkehre und einträchtigem Zusammenleben, die alte einfache Sitte und den alten duldsamen Glauben, so durfte man allerdings hoffen, so glücklich zu sein und zu bleiben, als man es auf der gegebenen Basis des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens sein kann. Freilich kam es darauf an, ob man sich bei dieser Grundlage beruhigen konnte und wollte. Rousseau setzte das natürlich voraus; er dachte, fühlte und sprach als ein wahrer und echter Republikaner, der sich seiner persönlichen Würde und Unabhängigkeit bewußt, aber auch von der freien, aufrichtigen Achtung erfüllt ist, die er, wie dem Gesetze, so dem Rechte seiner Mitbürger schuldet. Es ist aber nicht blos der Politiker, der aus ihm spricht, sondern zugleich der Mensch, dem einerseits das Schicksal und das Glück seiner Mitmenschen am Herzen liegt, andrerseits der friedliche, trauliche Verkehr mit ihnen Bedürfniß ist. Republikanismus und Humanismus sind in seiner Gesinnung auf eigenthümliche Weise verbunden. Auch haben beide auf Ton und Haltung der Rede eingewirkt. Wenn sie sich vor Allem durch männliche Kraft und Würde, offenen Freimuth und kühnen Gedankenflug auszeichnet, so wird sie auch zugleich durch eine große Wärme des oft feinen und zarten Gefühles belebt. Ueberhaupt erscheint uns diese Widmung nach Form und Inhalt als ein kleines Meisterwerk. Sprache und Styl sind vortrefflich, die Gedanken werthvoll, die Gesinnung höchst ehrenwerth. Man kann immerhin zugeben, daß

persönliche Eitelkeit bei ihrer Abfassung in etwa mit im Spiele war; im Grunde entsprang sie doch aus einem edelen Patriotismus, dem es die Ehre, sowie das Wohl des Vaterlandes galt. Rousseau hat in ihr der Republik Genf ein glänzendes Denkmal gesetzt, dessen Werth noch dadurch erhöht wird, daß er es zugleich zu einem ehrenvollen Monumente für den verstorbenen Vater zu gestalten wußte [109]).

Uebrigens wurde sie schon vor der Reise nach Genf in Paris entworfen, und während derselben (12. Juni 1754) in Chamberi vollendet. Offenbar hatte Rousseau anfangs die Absicht, sie nur nach vorgängiger Genehmigung derjenigen, an welche sie gerichtet war, zu veröffentlichen. Er unternahm selbst die Genfer Reise theilweise zu dem Zweck, sich der Annahme seiner Widmung von Seiten der die Republik repräsentirenden Behörden im Voraus zu vergewissern. Indeß sah er bald, daß die gewünschte Erlaubniß nicht zu erlangen sei, und vermied es deßhalb, sie nachzusuchen. Auch konnte sie, scheint es, nicht füglich gegeben werden. Man mochte mit Recht Bedenken tragen, sich eine Schrift zueignen zu lassen, die zwar eine wissenschaftliche, streng objektive Haltung bewahrte, doch aber durch ihren Inhalt die staatliche Ordnung überhaupt, und besonders die des Nachbarlandes in Frage stellte. Es war eben augenscheinlich, daß sie zunächst und vorzugsweise die französischen Zustände im Auge hatte, und es durfte befürchtet werden, daß das dortige Gouvernement, dem man alle Rücksicht schuldig war, es übel vermerken, vielleicht selbst Anlaß zu ernster Beschwerde darin finden werde, wenn die Republik sie offiziell guthieße.

Zudem konnte man in den Genfer Regierungskreisen mit den Grundsätzen, welche Rousseau in seiner Widmung aussprach, recht wohl einverstanden sein, obgleich es man allgemein gewiß nicht war, und doch dafür halten, daß es bei der fortdauernden Spannung der Parteien nicht rathsam sei, sie ausdrücklich anzuerkennen. Jedenfalls aber durfte eine öffentliche Behörde nicht zum Voraus dem zustimmen, was in Form und Inhalt noch keineswegs abgeschlossen vorlag. Rousseau mochte immerhin die Adresse dem Einen oder Andern privatim mittheilen, auch die Absicht haben, sie in dieser und keiner andern Gestalt zu publiziren, er nahm damit doch ein Vertrauen in Anspruch, das ihm nicht füglich geschenkt werden konnte. Wie dem auch sei, er mußte Genf verlassen, ohne nach dieser Seite hin den Zweck seiner Reise erreicht zu haben. Die Widmung aber gab er darum nicht auf; er beschloß vielmehr, sie auch ohne vorgängige Annahme, zugleich mit der Abhandlung drucken zu lassen. Die Genfer Freunde freilich, welchen der Plan zu Ohren kam, erhoben zum Theil ernste Bedenken. Was er beabsichtige, meinten

sie, sei doch gar neu und ungewöhnlich. Man pflege wohl Fürsten oder Privatpersonen, nicht aber Staaten oder Völkern Schriften zu widmen. Ein solcher Schritt werde nicht geringes Aufsehen erregen, und könne bei den obwaltenden Verhältnissen auf die innere Ruhe der Republik möglicherweise einen störenden Einfluß ausüben.

Es wurde Rousseau nicht eben schwer, diese Einwürfe zurückzuweisen [110]). Er durfte mit Recht versichern, daß die Widmung in der vorliegenden Fassung keinen Anlaß zu den Besorgnissen gebe, die man hegen zu müssen glaube. Sie bedrohe den kaum hergestellten inneren Frieden nicht, weil sie beiden Parteien, der Magistratur wie dem Volke, ihr Recht zu Theil werden lasse. Sie werde im Gegentheil, wenn man sie im Sinne des Verfassers aufnehme, geeignet sein, die Eintracht zu befestigen, da sie beide Parteien gleichmäßig zu gesetzlicher Wirksamkeit und patriotischer Hingebung auffordere. Zwar wäre es vielleicht wünschenswerth gewesen, sie nicht ohne Erlaubniß der Behörden abgehen zu lassen. Doch habe diese nicht erwirkt werden können und — man sieht, wie Rousseau sich über das Mißlingen seines ursprünglichen Planes zu trösten weiß — am Ende sei es auch besser so. Eine vorgängige Zustimmung würde die nähere Kenntniß und eine gewisse Censur des Schriftstücks erfordert, und vielleicht zu Kollisionen geführt haben, da er entschlossen sei, sich keine Censur mehr gefallen zu lassen. Auch hätte sie, einmal gegeben, den Staat für den Erfolg mit verantwortlich gemacht. Jetzt aber falle die etwaige Ehre ihm, die mögliche Ungunst aber ausschließlich dem Verfasser zu. Ueberdies, fügt er dann hinzu, sei die Sache nicht so ganz ohne Beispiel, und „wäre sie es auch, man darf, was gut und heilsam ist, darum nicht unterlassen, weil es noch nicht dagewesen.“ Wer sich seiner guten Absicht bewußt sei, dürfe und solle dreist hervortreten, die ängstliche Vorsicht, die bedächtige, kleinlich rücksichtsvolle Erwägung der Opportunität und Konvenienz gehöre eben zu den Krebsschäden der Gegenwart, die man je eher je lieber ausschneiden müsse.

Es geschah, was bei Rousseau zu geschehen pflegte, die Einwendungen, weit entfernt, ihn von seinem Entschlusse abzubringen, bestärkten ihn nur darin. Die Widmung wurde im Anfange des Sommers, zugleich mit der Abhandlung selbst, veröffentlicht. Der Erfolg entsprach zunächst den gehegten Erwartungen; Rousseau erfuhr bald, „zu seiner unaussprechlichen Freude,“ daß der Genfer Rath sie im Namen der Republik angenommen habe [111]). Auch fehlte es nicht an Zuschriften mancher angesehenen Bürger, die ihm ihre Anerkennung oder Zustimmung aussprachen. Diese den Umständen nach so günstige Aufnahme hätte ihn, scheint es, wohl befriedigen können. Dem war aber nicht so. Offenbar hatte er mehr erwartet;

eine allgemeine begeisterte Anerkennung seines Werkes, und vielleicht eine Bürgerkrone oder etwas der Art für sich selbst. Ob er damit zu viel verlangte, mag dahingestellt bleiben. Man kann recht wohl dafür halten, daß er den reellen Werth seiner Arbeit in etwa überschätzte, wobei man indeß nicht außer Acht lassen darf, daß in jener Zeit ein durch Form oder Inhalt bedeutendes Schriftwerk eine weit höhere Geltung in Anspruch nehmen konnte, als in der unsrigen. Jedenfalls war die Widmung ein glänzendes Ehren- und Ruhmesdenkmal für die Republik, und diese hätte dem Verfasser, welcher es ihr im Angesichte von ganz Europa errichtete, wohl durch irgend eine offizielle persönliche Ehrenbezeugung vergelten können.

Auch würde sie nicht zu viel gethan und vielleicht in ihrem Interesse gehandelt haben, wenn sie den Mann, der mit einem glühenden Patriotismus unleugbar ein nicht geringes Maß von politischer Einsicht verband, zu einer ehrenvollen und einflußreichen Stellung in ihre Mitte berufen hätte. Der Gedanke, daß er dazu fähig und berechtigt sei, mochte Rousseau nicht ferne liegen. In Genf aber scheint man ihn nicht gefaßt, oder doch alsbald wieder abgewiesen zu haben. Es wurde zwar, wie wir später näher erzählen werden, der Versuch gemacht, Rousseau durch eine ziemlich einträgliche Sinekure an seine Vaterstadt zu fesseln. Das war aber sicher nicht die Stellung, die ihn locken konnte. Weit eher wäre er, auch ohne Amt und Einkünfte, als einfacher Privatmann zurückgekehrt, wenn er auf allgemeines Ansehen und nachhaltigen Einfluß hätte rechnen dürfen. Daran indeß war nicht zu denken. In dem idealen Genf, wie es ihm vorschwebte, würde so etwas möglich gewesen sein, in dem wirklichen Genf der Gegenwart ließ es sich nicht erwarten. Hier hatten doch Vermögen, Geschlecht, Familienzusammenhang und ähnliche Momente eine zu große Macht gewonnen, als daß sie die Ansprüche des bloßen Talentes oder der einfachen Gesinnung für gleichberechtigt hätten halten sollen.

Ueberdies war die Stellung, welche Denkweise und Gesinnung Rousseau anwiesen, so hoch, daß sie in den Verhältnissen keine rechte Basis finden konnte. Erhaben über die Parteien, konnte ihr keine zur Stütze dienen. Weder der Rath, noch die Bürgerschaft, durfte ihn unbedingt zu den ihrigen rechnen; er stand im Wesentlichen Beiden gleich nahe und fern. Kein Wunder daher, daß er zwar Anerkennung fand, sofern er die Republik überhaupt und die Tendenzen der Parteien in einem gewissen Grade vertrat, daß aber diese Anerkennung weder so enthusiastisch, noch auch so nachhaltig war, wie er es hoffen zu dürfen meinte. Was er erwartete, war unmöglich; was geboten wurde, schien ihm nicht ausreichend. So kam es denn, daß er mit Recht sagen durfte, das einzige Ergebniß der Widmung

sei der Beiname Citoyen de Genève gewesen, den seine Freunde, anfangs wohl scherzweise, ihm beilegten und später die Welt, wie er selbst, anerkannte.

Weniger noch konnte der Erfolg befriedigen, den die Abhandlung selbst hatte. Wir sagten schon, daß und warum sie nur einen beschränkten Kreis von Lesern, und eine sehr geringe Anzahl von Beurtheilern fand. Es war eine zu ernste, gründliche Arbeit, als daß sie den großen Haufen der gewöhnlichen Leser hätte anziehen sollen; der Reichthum an bedeutsamen Gedanken konnte den Mangel an pikanten Witzen nicht ersetzen. Und wenn die scharfe, einschneidende Kritik der öffentlichen Zustände der oppositionellen Zeitstimmung entsprach, so fehlte ihr doch einerseits die Würze der persönlichen Ausfälle und der unmittelbar verständlichen Satyre, während sie andererseits da Stamm und Wurzel angriff, wo man nur einzelne Zweige und Auswüchse zu beschneiden gedachte. Die Wenigen aber, welche den Inhalt der Schrift verstanden und billigten, mochten es doch für besser halten, über sie zu schweigen; eine laute, entschiedene Zustimmung hätte für sie, wie auch für den Verfasser, leicht bedenkliche Folgen haben können. War es doch schon auffallend genug, daß man ihre Verbreitung nicht hinderte, und den Verfasser vor wie nach ungestört in Paris leben ließ. Die Freunde Rousseau's hatten das kaum erwartet, seine Feinde aber sich bereits auf die Verlegenheiten gefreut, in die er gerathen werde.

Natürlich war der Inhalt der Schrift im Allgemeinen schon bekannt, bevor sie die Amsterdamer Presse verlassen hatte. Man sprach bereits von der rücksichtslosen Kühnheit, die in den Gedanken, wie im Ausdrucke hervortrete, und man schien mit Grund zu besorgen, daß sie die Regierung zu ernsten Maßregeln veranlassen werde. Konnte eine Monarchie, wie die französische, zugeben, daß man sie, wenn auch hinter einem sehr durchsichtigen Schleier, der Verachtung preisgab? Vertrug es sich mit ihrer Würde, ja auch nur mit ihrer Sicherheit, daß in ihrer Mitte die Republik mit solcher Wärme der Ueberzeugung, mit so blendenden Gründen und in so beredten Worten gepredigt wurde? Ein Staat, in welchem die Ungleichheit in ihrer prägnantesten Form die Grundlage und den Geist aller Institutionen abgab, konnte, scheint es, eine so feurige Apotheose der unbedingten Gleichheit nur als einen frevelhaften Angriff auf sich selbst betrachten. Hätte er aber auch, was sein eigenes Interesse anging, toleranter sein wollen, als man erwarten durfte, so konnte er doch nicht füglich umhin, als Hort und Schirm der herrschenden Kirche einzuschreiten. War nicht Rousseau in der Abhandlung, und besonders in der Widmung, wenn auch nur gelegentlich, und ohne alle

polemische Beziehung, als ein fast begeisterter Apostel des Kalvinismus aufgetreten? Es war doch stark, daß ein Fremder, der auf französischem Boden ein schützendes Asyl gefunden, sich erlaubte, dem religiösen Glauben des Landes und Volkes so in's Gesicht zu schlagen. Eine solche Anmaßung und Undankbarkeit schien jede weitere Rücksicht auszuschließen, um so mehr, da sie nicht zum ersten Male hervortrat.

Noch waren die verletzenden Angriffe in frischem Andenken, welche Rousseau vor Kurzem gegen die Sprache und die Musik der Nation richtete. Der Angriff auf ihre Religion bot den noch immer grollenden Gegnern, wenn ihnen auch das religiöse Interesse fern lag, eine günstige Gelegenheit, sich zu rächen. Auch scheint es, daß sie die Absicht hatten, sie zu benutzen. Wenigstens fürchteten die Freunde Rousseau's, daß ihre Einflüsterungen und Machinationen einen gefährlichen Sturm heraufbeschwören möchten, der Ausweisung, Verhaftung, vielleicht selbst noch Schlimmeres im Gefolge haben könne. Rousseau freilich wollte das nicht glauben [112]; es schien ihm „undenkbar, daß man Jemanden darum bestrafen werde, weil ihm die Musik des Landes nicht zusage. So etwas sei doch unerhört und gar zu lächerlich. Hätte man ihn aber dieses Verbrechens wegen zur Rechenschaft ziehen wollen, so mußte das jedenfalls zu der Zeit geschehen, wo es verübt wurde. Allerdings würde man damit auch damals eine Ungerechtigkeit begangen haben, aber doch kein so schreiendes wie jetzt, wo man sie durch ein anderes, noch größeres Unrecht verdecken müsse. Denn er sehe in der That nicht ab, wie die Veröffentlichung seiner letzten Schrift irgend welchen rechtlich begründeten Anstoß geben könne. Wenn er über eine Frage des öffentlichen Rechtes geschrieben habe, so sei er dazu durch das Programm der Akademie, welches sie aufstellte, ermächtigt worden. Habe man ihr kein Verbrechen daraus gemacht, sie aufzuwerfen, wie könne es ihm zum Vorwurfe gereichen, sie gelöst zu haben?“

„Freilich dürfe man verlangen, daß er sich dabei in den Grenzen einer allgemeinen, rein philosophischen Erörterung halte, und alle Persönlichkeiten, wie jede spezielle Beziehung vermeide. In dieser Erwartung werde man sich auch nicht getäuscht finden; er liebe den Freimuth und die Wahrheit zu sehr, als daß er nicht die Satyre und das Libell verabscheuen sollte. Ueberdies sei er durchaus nicht gemeint, die Gesetze zu umgehen, welche für die Veröffentlichung von Schriftwerken in Geltung sind. Nie werde, so lange er auf französischem Boden verweile, irgend eine seiner Schriften mit seinem Willen ohne die Zustimmung der kompetenten Behörde erscheinen. Wenn er sich aber seiner Pflichten wohl bewußt sei, so kenne er doch auch nicht minder seine Rechte. Ohne Zweifel ist man dem Gesetze

des Landes, in welchem man lebt, Treue und Gehorsam schuldig; man ist aber keineswegs verbunden, seine Grundsätze und Meinungen, sein Denken und Glauben zu adoptiren. Wer das verlangen wollte, würde die einfachsten Forderungen der gesunden Vernunft und des allgemein geltenden Völkerrechts auf den Kopf stellen. Wo hat man jemals gewagt, einen Fremden zur Verantwortung zu ziehen, wenn er den politischen oder religiösen Institutionen seines Vaterlandes den Vorzug gab? Man wird das auch in diesem Falle nicht versuchen, am wenigsten in Frankreich; die Gesinnung der Nation, wie die Gerechtigkeit des Fürsten, der sie beherrscht, bürgen dafür." Rousseau ist daher unbesorgt. „Wollte man freilich seine Schrift nach den umlaufenden Gerüchten beurtheilen, so würde er sich allerdings sehr gefährdet glauben. Aber unter einer weisen Regierung disponirt man nicht so leichtfertig über das Schicksal eines Menschen, und er weiß wohl, daß er nichts zu fürchten hat, wenn man nicht entscheidet, bevor man ihn gelesen."

Der Ausgang bewies, daß die Zuversicht Rousseau's mehr begründet war, als die Besorgniß seiner Freunde. Die Regierung hinderte den Eingang und die Verbreitung seiner Schrift auf keine Weise. Man weiß nicht recht, ob man dieses Verfahren ihrer Toleranz zum Ruhme anrechnen, oder ihrem Leichtsinne zum Vorwurfe machen soll. Freilich konnte sie nicht ahnen, in welche Flammen der Zündstoff, den sie so sorglos sich verbreiten ließ, ausbrechen werde. Bis es dahin kam, vergingen noch manche Jahre. Die nächsten Erfolge der Schrift schienen die Ansicht derer zu bestätigen, die in ihr das gefahrlose Produkt einer extravaganten, aber unschuldigen Spekulation erblickten. Von einer Wirkung auf das größere Publikum konnte keine Rede sein, und wenn die Kritik sie nicht ganz ignorirte, so war sie doch eine zu fremdartige Erscheinung, als daß man sich allgemein und eingehend mit ihr hätte beschäftigen sollen. Die gleichgesinnten Freunde Rousseau's waren natürlich des Lobes voll, wiewohl sie keineswegs in alle Konsequenzen seines Denkens eingehen mochten. Grimm z. B. rühmt [113]) „den einfachen und zugleich edlen Styl, die Klarheit, Kraft und Wärme des Ausdrucks, die männliche, ergreifende Beredtsamkeit." Er betont die „neuen, großen, feinen philosophischen Ansichten" des Verfassers, meint aber doch, daß „seine Logik nicht immer exakt, und die Folgerungen, die er aus seinen Gedanken ziehe, zuweilen übertrieben seien. Wer ihm folgen wolle, werde das Vergnügen haben, mit einem tiefen und lichtvollen Philosophen zu denken, müsse aber auf seiner Hut sein, damit er nicht zu weit geführt werde. Er habe es mit einem wahren, aber übersprudelnden Geiste zu thun, dessen Ideen in den richtigen Grenzen gehalten werden müssen."

Auch Voltaire, dem Rousseau ein Exemplar seiner Schrift zugeschickt hatte, ließ sich in seiner Weise zustimmend und ablehnend vernehmen [114]). „Ich habe Ihr neues Buch gegen das menschliche Geschlecht erhalten und danke Ihnen dafür. Sie werden den Menschen gefallen, welchen Sie die Wahrheit sagen, aber Sie werden sie nicht bessern. Man kann die Scheußlichkeiten der menschlichen Gesellschaft, von welcher unsere Unwissenheit und Schwäche sich so viele Annehmlichkeiten versprechen, nicht mit lebendigeren Farben malen, wie Sie es gethan. Nie ist so viel Geist aufgewandt worden, um uns zu Bestien zu machen; man bekommt ordentlich Lust, auf allen Vieren zu gehen, wenn man Ihr Werk liest. Da ich indeß seit mehr denn 60 Jahren diese Gewohnheit aufgegeben habe, so fühle ich unglücklicher Weise, daß es mir unmöglich ist, sie wieder anzunehmen. Ich überlasse daher diese natürliche Haltung denjenigen, welche ihrer würdiger sind, als Sie und ich." In diesem Tone geht es noch eine Weile fort; auch gibt der kaustische Alte zu, daß die Wissenschaften zuweilen viel Schlimmes verursacht haben, namentlich, wie er mit einer bezeichnenden Wendung hinzufügt, den Schriftstellern und in's Besondere ihm, dem Schreiber selbst. Ueber dieses Kapitel, das ihm offenbar zumeist am Herzen liegt, verbreitet er sich eingehender, als es der Anlaß eigentlich gestattet. Er schließt dann mit der freundlichen Einladung, zu ihm nach Genf zu kommen, die wankende Gesundheit in der freien Luft der Heimat zu kräftigen, „in seiner Gesellschaft Kuhmilch zu trinken und auf die frische Weide zu gehen."

Im Grunde ist diese Zuschrift des moquanten Patriarchen von Ferney von keiner sonderlichen Bedeutung, und jedenfalls von geringerem Interesse, als die Antwort seines jüngeren Rivalen [115]). In ernstem, würdigem Tone gehalten, entbehrt sie doch auch keineswegs der feinen, geistreichen Wendungen. Und wenn sie dem damaligen Altmeister der Literatur alle Hochachtung zollt, die seinem Geiste und Talente gebührt, so zeigt sie doch zugleich, daß der Verfasser sich seines eigenen Werthes wohl bewußt und nicht gewillt ist, die Selbständigkeit seiner Ueberzeugungen irgend welcher Autorität, und wäre es auch die des zu dieser Zeit fast abgöttisch verehrten Voltaire, zu opfern. Noch war das Verhältniß Beider ein freundliches, aber die Keime der späteren Zwietracht treten doch schon sichtbar heraus. Sie liegen in der durchgreifenden Verschiedenheit des Charakters und der Denkweise, die sich bereits in ihrem gelegentlichen Verkehre offenbarte. Auch kam sie, Rousseau wenigstens, immer deutlicher zum Bewußtsein. Sie hinderte ihn indeß nicht, sich des Beifalls seines Nebenbuhlers, dem er sich noch keineswegs an Bedeutung und in seinen Leistungen gleichstellen durfte, zu freuen und

noch geraume Zeit die Hoffnung zu nähren, daß er sich mit ihm werde verständigen können.

Natürlich fehlte es auch nicht an minder günstigen Urtheilen. Manche, die sich nicht die Fähigkeit zutrauten, den Inhalt der Schrift zu widerlegen, warfen doch die billige Frage auf, wozu sie denn eigentlich dienen solle. Andere räumten zwar ein, daß sie viel Wahres enthalte, meinten aber doch, daß diese Wahrheiten besser nicht gesagt würden, fügten auch wohl für den Verfasser den Rath hinzu, seine Kräfte lieber der musikalischen Komposition, in welcher er bereits so Treffliches geleistet habe, zuzuwenden. Rousseau ließ die Kritiker schwatzen und schreiben, ohne sich um ihre Ein- und Vorwürfe weiter zu kümmern. Wenn er es nach dem Erscheinen des „Discours sur les sciences" für seine Pflicht gehalten hatte, die Gegner zu widerlegen, so stand jetzt sein Entschluß fest, solche Entgegnungen möglichst zu vermeiden. Es war ihm klar geworden, daß sie, weit entfernt, die Ermittlung der Wahrheit zu fördern, sie nur hemmen und fast unmöglich machen, weil sie unvermerkt das persönliche Interesse, Recht zu haben und zu behalten, dem sachlichen unterschieben. Er hatte an sich selbst die Erfahrung gemacht, daß in solchen Meinungskämpfen, wenn sie einmal eine persönliche Wendung genommen haben, nicht nur der innere Friede, die Ruhe des Gemüthes verloren geht, sondern auch die Lauterkeit des sittlichen Sinnes leicht getrübt wird. Es schien ihm thöricht, sich nochmals jener nutzlosen Aufregung und dieser ernsten Gefahr auszusetzen; die Wahrheit, glaubte er, werde ohnehin früher oder später die Anerkennung finden, welche ihr gebühre.

Diesem Grundsatze gemäß, verzichtete er fortan auf jede Antikritik [116]), was er sich später dadurch erleichterte, daß er die Kritik seiner Werke völlig ignorirte. Schon jetzt lehnte er es ab, eine Vertheidigung seiner Schrift, die ihm ein Anonymus zugesandt hatte, abdrucken zu lassen. Als dagegen die Aufnahme eines gegen ihn gerichteten Artikels von seiner Zustimmung abhängig gemacht wurde, war er sofort bereit, sie zu ertheilen [117]). Heutzutage würde ein so liberales Verfahren vielleicht, weil es sich von selbst zu verstehen scheint, keine weitere Beachtung finden; in Rousseau's Zeit durfte es als selten und ungewöhnlich gelten. Mit der maßlosen Sucht nach literarischem Ruhme ging damals eine ungemeine Empfindlichkeit für die Angriffe der Kritik Hand in Hand. Man fühlte sich von einem ungünstigen Urtheile tief verletzt, und nicht selten hatte ein solches bittern Haß und nachhaltige Feindschaft zur Folge. Alle Hebel wurden in Bewegung gesetzt, um die Stimmen der einflußreichen Recensenten zu gewinnen, oder falls das nicht anging, sie wenigstens zum Schweigen zu bringen. Selbst Schriftsteller von Ruf und Ansehen

scheuten sich nicht, die sonst so heftig geschmähte Willkür der Regierungsgewalt zu benutzen, wenn es galt, sich an einem mißliebigen Kritiker zu rächen, oder ihn für die Zukunft unschädlich zu machen. Wir wollen nicht behaupten, daß Rousseau sich von dieser reizbaren Stimmung, welche damals die gesammte Schriftstellerwelt beherrschte, völlig frei erhielt. Wohl aber hatte er sich mit Erfolg bemüht, ihrer Herr zu werden und zu bleiben, so daß sie ihn niemals zu unwürdigen persönlichen Angriffen auf seine Gegner fortriß. Schwer genug mochte ihm das zu Zeiten werden, und wenn er es allmälig rathsam fand, der Kritik gar keine Beachtung zu schenken, so geschah das wohl, weil er es für leichter hielt, der Versuchung auszuweichen, als sie zu bestehen. Jedenfalls zeugte sein Verhalten von dem ernsten Bestreben, seine hohe Vorstellung von dem Berufe und der Würde des Schriftstellers auch praktisch zu bewähren. Er bewies damit, daß es ihm um die Sache, und nicht um seine Person, um die Ermittlung der Wahrheit, nicht um die Befriedigung einer kleinlichen Eitelkeit zu thun sei. In der That hat er sich von diesem Erbfehler der Literaten, an welchem sie freilich zu jeder Zeit, in jenen Tagen aber ganz besonders laborirten, stets frei erhalten. Daß er aber auch bereit und im Stande sei, persönliche Kränkungen von ernsterer Art zu übersehen, bewies ein Vorfall, dessen wir hier um so lieber gedenken, da er mit der besprochenen Abhandlung doch in einigem Zusammenhange steht.

Der Titularkönig von Polen, Stanislaus, hatte seinem Schwiegersohne Ludwig XV. in seiner Residenz Nancy eine Statue errichten lassen, bei deren feierlicher Einweihung auch das Theater mitwirken sollte. Ein Mitglied der Lothringischen Akademie, Palissot, welcher sich, nach einigen mißlungenen Versuchen in der Tragödie, mit besserem Erfolge dem Lustspiele zugewandt hatte, erhielt den Auftrag, das erforderliche Festspiel zu schreiben. Das Ergebniß war, neben einem allegorischen Vorspiele, ein satyrisches Schubladenstück „Le cercle“, in welchem er das leere, selbstgefällige Treiben der literarischen Kreise mit ihren prätentiösen Dichterlingen, Blaustrümpfen und Gönnerschaften recht witzig persiflirte. Zugleich benutzte er die Gelegenheit, um seiner Antipathie gegen die Encyclopädisten, deren Grundsätze und Bestrebungen er bekämpfen zu müssen glaubte, in manchen scharfen und pikanten Ausfällen Luft zu machen. Daß er auch Rousseau zur Zielscheibe seines Witzes erkor, mochte dieser theils seiner engen persönlichen Beziehung zu jenen „anmaßenden Atheisten,“ theils auch dem Umstande verdanken, daß seine Ansichten der karikirenden Komik einen recht bequemen Stoff darboten. Im Grunde war Palissot kein Gegner der Rousseau'schen Denkweise. Der ernste Sinn und

die sittliche Haltung des Genfers imponirten ihm; auch daß er die Religion in Schutz nahm, entsprach seiner eigenen Ueberzeugung, wie er denn überhaupt, sofern Rousseau, wenigstens indirekt, gegen die Tendenzen seiner Freunde in die Schranken trat, in ihm nur einen Bundesgenossen erblicken konnte.

Auch hat der Akademiker von Nancy später in seinen Memoiren versichert, „es sei keineswegs seine Absicht gewesen, Rousseau anzugreifen; vielmehr habe er lediglich die Philosophen, vor allem Diderot, im Auge gehabt. Rousseau sei sogar in dem Stücke gelobt, und nur die eine oder andere seiner Paradoxien in harmloser Weise verspottet worden. Zwar habe man ihn unter dem Mantel des Crispin, des Sekretärs der Hauptperson, welcher, um die Grundsätze seines Herrn zu outriren, auf allen Vieren umherspaziert, wiederfinden wollen, aber mit Unrecht. Die Clique der sogenannten Philosophen sei auf diesen Einfall nur gekommen, um sich über Rousseau lustig zu machen." Das Mißverständniß lag aber doch, dünkt uns, ziemlich nahe, wiewohl wir es Palissot wohl glauben können, daß sein Scherz nicht so schlimm gemeint war, und von seinen eigentlichen Feinden im scheinbaren Interesse Rousseau's gegen ihn selbst ausgebeutet wurde. In der That scheint es, daß man in Paris den Angriff auf Rousseau nur deßhalb so nachdrücklich betonte, weil man hoffen durfte, dadurch den guten Stanislaus gegen den unbequemen Verfasser des Stücks in Harnisch zu bringen.

Der König achtete Rousseau; hatte er doch seinen ersten Discours mit einer Entgegnung beehrt. Auch mochte es schon seinen Unwillen erregt haben, daß der Mann, dem er wohl wollte, in seiner Gegenwart in einer so unangemessenen Weise auf die Bühne gebracht wurde. Was er dann über den Eindruck erfuhr, welchen der Vorfall in den tonangebenden pariser Kreisen machte, steigerte sein Mißvergnügen. War wirklich eine Intrigue im Spiel, so erreichte sie ihren Zweck. Stanislaus beschloß, dem boshaften Dichter nicht nur seine Gunst zu entziehen, sondern auch die Würde eines Mitgliedes der unter seinem Schutze stehenden Akademie zu nehmen. Im Dezember (1755) sprach er in einem eigenhändigen Schreiben an d'Alembert, der sich der gekränkten Ehre Rousseau's mit besonderem Eifer angenommen hatte, seinen Unwillen über den Vorgang aus, setzte ihn auch von der Strafe in Kenntniß, die er dem Urheber des Attentates aufzulegen gedenke. Gleichzeitig wurde Rousseau selbst durch den Grafen von Tressan, im Auftrage des Königs, von dessen Gesinnung und Absichten benachrichtigt. Natürlich war ihm diese Anerkennung von einer so hohen und geachteten Stelle nicht unerwünscht. Indeß begriff er doch die Wichtigkeit nicht recht, welche einer, wie es ihm schien, so geringfügigen Sache beigelegt wurde. Er hatte, als man

ihm von seinem scenischen Zerrbilde sprach, darüber nur lachen können, und die Freunde, wenn sie Miene machten, dem Scherze eine ernste Wendung zu geben, ersucht, sich doch nicht weiter zu bemühen.

Auch jetzt schrieb er sofort an d'Alembert, daß „er ihm zwar für das lebhafte Interesse, welches er an seiner Person nehme, danke, aber den Eifer nicht billigen könne, mit welchem er den armen Palissot verfolge. Gäben seine Bemühungen nicht Zeugniß für seine freundschaftliche Gesinnung, er würde die kostbaren Augenblicke sehr bedauern, die er an sie verschwendet habe.“ „Lassen Sie,“ schließt er, „die Sache ruhen, ich bitte Sie darum. Ich bin Ihnen ebenso verbunden, als wenn sie erledigt wäre, und ich versichere Ihnen, daß die Ausstoßung Palissot's mir mehr Schmerz als Vergnügen bereiten würde.“ Zugleich ersuchte er den Grafen Tressan, „wegen dieser Bagatelle nicht einem Manne von Verdienst wehe zu thun, der ihn durchaus nicht gekränkt habe. Wenn sein ganzes Verbrechen darin bestehe, daß er seine lächerlichen Seiten blosgestellt, so habe er nur von dem Rechte der Bühne Gebrauch gemacht. So etwas könne einem ehrenwerthen Manne nicht zum Vorwurfe gereichen, wohl aber zeuge es für das Verdienst des Schriftstellers, daß er es verstanden habe, sich einen so reichhaltigen Stoff auszuwählen.“ Uebrigens hatte die Fürsprache den gewünschten Erfolg. Am ersten Januar 1756 übermittelte der Graf „den Preis der reinsten Tugend.“ „Der König gerührt, ja erbaut von Ihrem Schreiben, glaubt Ihnen keinen glänzenderen Beweis seiner Achtung geben zu können, als indem er die Begnadigung genehmigt, die Sie unter den gegebenen Umständen allein aussprechen konnten.“

Man sieht, wie selten damals eine Großmuth sein mußte, die in so überschwenglichen Ausdrücken gefeiert wurde. Auch glaubte man sie dem Andenken der Nachwelt nicht vorenthalten zu dürfen. Palissot sollte zwar nicht aus der Akademie entfernt, aber doch das ganze große Ereigniß in ihren Jahrbüchern aufgezeichnet werden. „Rousseau,“ meint der Graf, „könne es doch nicht tadeln, daß mit den Ausschreitungen, welche sie erniedrigen, auch die Tugenden, welche sie ehren, im Andenken der Menschen erhalten bleiben.“ Indeß Rousseau war anderer Meinung; er „wagte zu sagen, daß es dem König nicht gezieme, eine unvollständige Gnade walten zu lassen; nur eine unbedingte Vergebung sei seiner großen Seele würdig. Zudem hieße es nicht Gnade ertheilen, sondern die Strafe verewigen, wenn die Akten der Akademie, statt die kleinen Vergehen ihrer Mitglieder zu vertuschen, sie vielmehr ausdrücklich hervorhöben. Und wiewohl er seine Zeitgenossen nicht besonders achte, so möge er sie doch nicht in dem Grade erniedrigt sehen, daß man als eine Handlung der Tugend aufzeichne, was doch nur ein ganz einfacher Akt der natürlichen Bil-

ligkeit sei.“ Gegen solche Argumente ließ sich freilich nichts weiter einwenden; auch erfuhr Rousseau bald nachher, daß man die Sache ganz in seinem Sinne erledigt habe [118]).

Allerdings konnte man nichts Besseres thun, als den Eingebungen der großen, edlen, von kleinlicher Rancune freien Seele folgen, die in diesem Falle ohne Zweifel das Benehmen Rousseau's bestimmte. Daß dasselbe nur aus reinen Motiven geflossen sei, möchten wir darum nicht behaupten. Rousseau fühlte sehr wohl und sprach es auch aus, daß er selbst bei seiner Handlungsweise nur gewinnen könne. Ohne grade an äußere Vortheile zu denken, hatte er vielmehr die innere Befriedigung im Sinne, welche sein nobles Verhalten ihm eintrage. Es ist eben charakteristisch für seinen sittlichen Standpunkt, daß er, was gut und recht ist, nicht um seiner selbst willen thut und empfiehlt, sondern wegen der persönlichen Beglückung, die es zur Folge hat. Weit weniger bestimmte ihn die Rücksicht auf die öffentliche Anerkennung, die seinem Benehmen nicht fehlen konnte, wenn es bekannt wurde. Es war auch nicht seine Schuld, daß der Briefwechsel mit dem Grafen Tressan später veröffentlicht wurde. Wenn er seinem Freunde Vernes (am 28. März) eine Copie desselben zuschickte, so geschah das unter dem Siegel des Geheimnisses, und in der Absicht, zu verhindern, daß seine näheren Freunde durch das öffentliche Gerede nicht etwa irre geleitet würden. Und dazu hatte er allen Grund in einer Zeit, wo persönliche Angelegenheiten dieser Art mit unglaublichem Eifer umhergetragen, und, je nach den persönlichen Sym- oder Antipathien der Kolporteure, in ein mehr oder weniger falsches Licht gestellt wurden.

XX.

Im Anfange desselben Winters, in welchem die schlechten Witze des Lothringischen Dichters so viele Zungen und Federn in Bewegung setzten, trat eine neue gehaltvolle Arbeit Rousseau's an's Licht, die aber, für's Erste wenigstens, nicht viel von sich reden machte. Im November 1755 erschien der fünfte Band der großen Encyclopädie; er enthielt neben den musikalischen Artikeln, die Rousseau von Anfang an für das Werk geliefert hatte, aus seiner Feder noch einen anderen aus dem Gebiete der Politik, der, so viel wir wissen, der einzige seiner Art geblieben ist. Wann dieser ziemlich umfangreiche Aufsatz über die „politische Oekonomie“ geschrieben wurde [119]), ist nicht mit Gewißheit festzustellen. Rousseau selbst erwähnt ihn nirgend, — auffallender Weise selbst nicht in dem Briefe an Vernes (vom November), in welchem er diesem das Erscheinen des betreffenden Bandes meldet, und ihn auf einen anderen darin enthaltenen Artikel von d'Alembert

aufmerksam macht — und andere Daten liegen nicht vor. Man wird aber kaum irren, wenn man die Abfassung in das Jahr 1754 oder 1755, in die Zeit kurz vor oder nach der Genfer Reise, setzt. Doch wie dem auch sein mag, die Abhandlung selbst gehört nach Form und Inhalt zu den besten, die aus der Feder Rousseau's geflossen sind. Sie entwickelt in einem klaren, wohlgeordneten, zugleich auch warmen und stellenweise beredt schwungvollen Vortrage die Aufgabe, welche die Regierung und Verwaltung des Staates zu lösen hat. Indem sie dabei von denselben Prinzipien und Anschauungen ausgeht, welche Rousseau auch anderwärts in Bezug auf Wesen und Form der politischen Institutionen geltend macht, und diese auf die in Rede stehende Sphäre des Staatslebens anwendet, behandelt sie zugleich eine Reihe von Fragen, die eine unmittelbare praktische Bedeutung haben, und auch an sich oder aus dem historischen Gesichtspunkte selbst da von Interesse sind, wo man an politischen Theorien kein solches zu nehmen liebt.

Rousseau faßt den Begriff der politischen Oekonomie nicht in dem gewöhnlichen engeren Sinne, nach welchem sie es lediglich mit den materiellen Beziehungen des Staatslebens zu thun hat. Vielmehr gibt er ihr von vornherein einen weit umfassenderen Inhalt. „Das Wort Oekonomie," sagt er im Eingange des Artikels, „bezeichnet ursprünglich die vernünftige und legitime Regierung des Hauses, wie sie zum gemeinsamen Wohle der gesammten Familie geführt wird. Später ist dann, wie der Ausdruck, so auch die Bedeutung auf die große Familie, den Staat, übertragen und ausgedehnt worden. Seitdem nun unterscheidet man die häusliche oder besondere Oekonomie von der politischen oder allgemeinen. Und diese Unterscheidung ist allerdings vollkommen berechtigt. Fände auch eine so enge Beziehung zwischen Staat und Familie statt, wie Manche glauben, so würde daraus doch nicht folgen, daß die Verhaltungsregeln, welche für den einen dieser Verbände passen, auch dem anderen angemessen sind. In der That aber sind beide nach Ursprung, Wesen und Zweck durchgreifend verschieden, woraus sich von selbst ergibt, daß auch ihre Verwaltung ganz verschiedenen Grundsätzen und Normen folgen muß." Indem sich Rousseau so gegen die Gleichstellung von Staat und Familie erhebt, hat er zunächst die Vermischung der väterlichen mit der fürstlichen oder Regierungsgewalt im Auge, wie sie von dem damaligen Patrimonialstaate praktisch geltend gemacht und von seinen Vertheidigern, in schärfster Ausführung namentlich von Fillmore, auf dessen „Patriarchen" Rousseau wiederholt Bezug nimmt, theoretisch verfochten wurde. Er hebt daher besonders die Punkte hervor, in welchen sich, gemäß seiner Ansicht von der Entstehung und dem Zwecke des Staates, die Stellung seines Oberhauptes von dem der Familie

unterscheidet, und weist nach, daß, wie das begründende Prinzip dieser Stellung, so auch ihre wesentlichen Attribute und die aus ihr resultirenden Rechte und Pflichten durchaus verschieden sind. Vor Allem erinnert er daran, daß die väterliche Gewalt aus einer natürlichen Quelle entspringe, während die des Regenten auf einer conventionellen Grundlage, auf der Basis des Vertrages, ruhe. Aus dieser Differenz aber folgt ihm die andere, daß die Pflichten des Vaters mit seinen persönlichen Interessen stets in Uebereinstimmung, bei dem Fürsten dagegen die einen mit den anderen in beständigem Streite sind.

Die Bekämpfung der patriarchalen Staatsform lag Rousseau sehr am Herzen; er greift sie wiederholt und mit allen Gründen an, welche die Schwäche ihres Prinzips und die verwerfliche Seite ihrer Wirksamkeit an die Hand geben kann. Sie steht aber auch mit seiner Anschauung vom Staate im schroffsten Widerspruch. Es gibt kaum einen schärferen Gegensatz, als den zwischen freien, selbstbewußten Bürgern, die sich durch ihre gewählten verantwortlichen Magistrate selbst regieren, und getreuen Unterthanen, welche, wie unmündige Kinder, den Winken und Geboten des selbstherrlichen Landesvaters Folge leisten. Ebenso sehr weichen die Voraussetzungen von einander ab, welche diesen unvereinbaren Formen des staatlichen Lebens zu Grunde liegen. Der patriarchale Staat hat seine Wurzel in dem starken Familienbewußtsein seiner Angehörigen; er entsteht und entwickelt sich nur da, wo die Familie als die Grundlage, als das letzte, nicht weiter auflösbare Element des gesellschaftlichen Lebens angesehen wird. Der Staat im Sinne Rousseau's aber hat nicht die Familie, sondern die individuelle Persönlichkeit zu seiner Basis. Eben darum hat er mit der Familie nichts gemein; will man ihn mit etwas außer ihm vergleichen, so kann das nur das Wesen jener Persönlichkeit sein, die ihn als ihr Abbild geschaffen hat.

Darauf läuft es denn auch hinaus, wenn Rousseau, nachdem er die Vergleichung des Staates mit der Familie als unstatthaft zurückgewiesen hat, ihn mit dem „organischen Körper" in Parallele stellt. Er bedient sich eben nur eines ungenauen Ausdrucks; was er meint, ist der natürlich-sittliche Organismus, als welcher die menschliche Persönlichkeit existirt. Man sieht das aus den Vergleichungspunkten, die er ausdrücklich hervorhebt. Es sind ihrer namentlich zwei: Prinzip des Lebens ist, wie im organischen Körper, so auch im Staate, „das dem Ganzen gemeinsame Ich," welches in der durchgreifenden inneren Wechselbeziehung aller Theile besteht, oder vielmehr sich bethätigt. „Sie haben mit anderen Worten eine Seele, die alle Glieder ihres Organismus, unbeschadet ihrer eigenthümlichen selbstständigen Wirksamkeit, gleichmäßig durchdringt und

zu einem einheitlichen Ganzen innerlich verbindet. Fällt dieses lebendige Prinzip der Einheit weg, treten die innerlich verknüpften Glieder als nur noch äußerlich zusammenhängende Theile neben einander, so fällt damit der Staat, wie das Individuum, dem Tode anheim. Nun sind aber Beide nicht blos beseelte Organismen, sondern auch moralische Wesen, denn beide haben einen sich vernünftig bestimmenden Willen, der stets auf die Erhaltung und das Wohl des Ganzen, wie jedes seiner Theile abzielt, und in seinen Entscheidungen für das eine, wie für die anderen die bindenden Normen des Lebens gibt oder doch geben soll."

Es wird bei dieser Parallele freilich nicht recht klar, wie die beiden Momente, auf welche sie sich stützt, sich zu einander verhalten. Sie weist jedem der verglichenen Objekte zwei verschiedene Prinzipien zu, ohne die gegenseitige Beziehung derselben näher festzustellen. Seele und Wille erscheinen als die lebendigen Einheiten, wie des Menschen, so auch des Staates; man sieht aber nicht, ob sie selbst eine Einheit bilden, oder ob und wie sie sich unterscheiden. Der natürliche Organismus steht unvermittelt neben dem sittlichen oder, sagen wir lieber, neben dem moralischen Wesen. Denn Rousseau hat es eben nicht vermocht, weder auf dem Gebiete des persönlichen, noch auf dem des staatlichen Lebens, sich zu der Vorstellung eines sittlichen Organismus zu erheben. Er kommt auf seinem subjektiven Standpunkte über den Gegensatz von Natur und Wille nicht hinaus. Wenigstens löst er ihn nur durch die allgemeine Forderung, daß die Natur sich dem Willen unterzuordnen habe. Denn allerdings findet die Individualität im Wollen die charakteristische Form ihrer höchsten Thätigkeit. Der Wille ist für Rousseau das eigentliche Wesen des Menschen, darum auch die Seele und Substanz seines Staates. Wie aber beim einzelnen Menschen der Wille, um sich durchzusetzen, beständig gegen die mannigfachen Triebe und Neigungen zu kämpfen hat, welche aus dem leiblichen Organismus entspringen und mit größerer oder geringerer Beeinträchtigung seiner Gewalt und Reinheit ihr Sonderrecht geltend machen, so „befindet sich auch der allgemeine Wille des Staates in stetem Streite mit dem Eigenwillen der kleineren, rechtlich oder faktisch bestehenden Verbände (der Corporationen, Stände u. s. w.), welcher, indem er sich an seine Stelle zu setzen sucht, ihn mehr oder weniger verändert oder corrumpirt." An sich ist der individuelle, wie der allgemeine Wille gut und gerecht; es kommt eben nur darauf an, daß er einen reinen und vollen Ausdruck erhält. Sofern also die Entscheidungen des Einzelnen, wie die Beschlüsse eines Volkes, ihm diesen Ausdruck geben, haben die einen, wie die anderen für die betreffende Sphäre eine unbedingt verpflichtende Kraft. Ueber diese Kreise freilich reicht ihre Geltung

nicht hinaus; der sich selbst bestimmende Wille des Individuums bindet eben nur es selbst; ebenso verliert der allgemeine Wille des Staates dem Auslande gegenüber sein Recht. Die Folge davon ist, daß die einzelnen Staaten durchaus selbstständig, ohne irgend eine rechtliche Befugniß zu gegenseitiger Einwirkung, neben einander bestehen. „Ihre Beziehungen regelt nicht der freie Wille, sondern das Naturgesetz.“ Sie verhalten sich, könnte man hinzufügen, im Wesentlichen nicht anders, wie die Individuen im Naturzustande, der hier gleichsam in einer höheren Potenz wieder erscheint.

Rousseau selbst hat die obige Analogie nicht durchgeführt; es schien aber nicht unpassend, seine näheren Bestimmungen über den allgemeinen Willen zu einer weiteren Ausführung seiner Parallele zu benutzen. Man sieht um so deutlicher, daß in der That sein wollender Staat nichts Anderes ist, als die Hypostase des wollenden Individuums. Uebrigens dient die Erörterung, so weit wir ihr bisher gefolgt sind, nur als grundlegende Einleitung. Rousseau glaubte, und allerdings mit Recht, daß „die Aufgabe der Regierung sich nur aus dem Wesen des Staates ableiten lasse, dieses also zuvor festgestellt werden müsse.“ Nachdem das geschehen, wendet er sich zur Entwicklung der Grundsätze und Gesichtspunkte, welche die Verwaltung des Staates im Auge zu behalten hat. Es sind im Wesentlichen die folgenden.

„Die erste und wichtigste Maxime der legitimen oder volksthümlichen Regierung, d. h. derjenigen, welche das Wohl ihres Volkes zum Zwecke hat, ist, in Allem dem allgemeinen Willen zu folgen. Um ihm aber folgen zu können, muß sie ihn kennen, und zu dem Ende von jedem Sonderwillen, auch und vor Allem von ihrem eigenen, scharf unterscheiden. Eine höchst schwierige Aufgabe,“ fügt Rousseau hinzu, „zu deren Lösung nur die erhabenste Tugend ausreichende Einsicht verleiht.“ Nicht leichter ist die Erfüllung einer zweiten, ebenso wichtigen Pflicht. Sie fordert, daß „die Regierung die öffentliche Freiheit, diese nothwendige Voraussetzung des allgemeinen Willens, und zugleich ihre eigene Autorität aufrecht erhält. Sie vermag das nur, wenn sie sich ihres vornehmsten Berufes, für die Erhaltung und Durchführung der Gesetze Sorge zu tragen, stets bewußt bleibt. Das Gesetz ist die Quelle, wie ihrer Macht, so überhaupt des gesammten staatlichen Lebens.“ Rousseau kann nicht Worte genug finden, um die Bedeutung dieses Ecksteins und Mittelpunktes des Staates in's Licht zu stellen, und hebt die Würde und Heiligkeit des Gesetzes in Ausdrücken hervor, die fast überschwenglich genannt werden können, und eine, wir möchten sagen, mystische Auffassung verrathen. Ihm ist das Gesetz „die erhabenste aller menschlichen Institutionen, oder vielmehr das Werk einer himmlischen

Inspiration, welche den Menschen lehrte, auf Erden die unverrückbaren Beschlüsse der Gottheit nachzuahmen. Wunderbar sind seine Wirkungen: es unterwirft die Menschen, um sie frei zu machen; es legt ihrem Willen Fesseln an mit ihrer eigenen Zustimmung; macht ihre Einwilligung gegen ihren Widerspruch geltend, zwingt sie, sich selbst zu bestrafen, wenn sie thun, was sie nicht gewollt haben. Es bewirkt, daß sie gehorchen, wo Niemand befiehlt, daß sie dienen, ohne einen Herrn zu haben, und doch in der That nur um so freier sind, da bei dieser scheinbaren Unterordnung Jeder von seiner Freiheit nur das verliert, was der eines Anderen schaden kann." Man sieht, Rousseau setzt das Wunder des Gesetzes vor Allem in die Beschränkung, welche sich die individuelle Freiheit in ihm auflegt. Er gibt ihm einen fast übernatürlichen Charakter, weil die unbedingte Freiheit des persönlichen Willens und die unbeschränkte Befugniß jedes Einzelnen, über sich und Alles, was ihm angehört, ganz nach eigenem Ermessen zu verfügen, ihm als naturgemäß gilt. Auch söhnt er sich nur darum mit dem Bestehen des Gesetzes aus, weil es die persönliche Freiheit, natürlich wenn und soweit es ein Ausfluß derselben ist, in der Verneinung doch zugleich wieder bejaht. Dazu kömmt, daß „dieses heilsame Organ des Willens Aller in der Sphäre des Rechts die natürliche Gleichheit der Menschen wieder herstellt. Es begründet einen neuen, höheren Naturstand, welcher den ursprünglichen um so eher ersetzen kann, da er zu dessen wesentlichen Vorzügen noch den der socialen Gemeinschaft hinzufügt."

Diese glänzende Apotheose des Gesetzes führt allerdings zu der Ueberzeugung, daß es die unumgänglichste Pflicht der Regierung ist, über die Beobachtung desselben zu wachen. Wie sie aber die Anderen dazu anzuhalten hat, so auch und vor Allem sich selbst. Denn „sie erfreut sich ganz besonders seiner Gunst, und ihr Beispiel ist grade in diesem Punkte für die übrigen Bürger maßgebend, so daß es auch in ihrem Interesse liegt, nicht durch Verletzung der bestehenden Gesetze die Grundlagen der eigenen Macht zu gefährden. Sie darf weder sich selbst, noch irgend einem Anderen gestatten, sie anzutasten, darf auch keine Erhebung über sie, keine Exemptionen und Privilegien dulden. Es ist zur Erhaltung des Staates unbedingt nothwendig, daß Alle, welche ihm angehören, den Gesetzen gleich unbedingt unterworfen sind. Der wirksamste Schutz der Gesetze aber liegt in der Liebe zu ihnen. Die Regierung muß daher bestrebt sein, den Bürgern diese Liebe einzuflößen. Sie muß nicht blos die Handlungen überwachen, sondern auch die Gesinnungen zu bestimmen und zu leiten suchen. Weiß sie die Achtung vor dem Gesetze in die Gemüther zu pflanzen, so kann sie sich jeder anderen Thätigkeit so ziemlich entschlagen. Wenigstens braucht sie nicht auf die Strenge der Strafen

zu rekurriren, jenes nutzlose Auskunftsmittel kleiner Geister, die den Schrecken an die Stelle der Achtung setzen, welche sie nicht gewinnen können."

Indeß, wie gewissenhaft auch die Gesetze befolgt werden, sie reichen nicht immer aus, weil bei ihrem Erlasse nicht alle möglichen Umstände vorgesehen werden können. Die Regierung hat aber zwei unfehlbare Normen, welchen sie in diesem Falle folgen kann, „den Geist der Gesetze und den allgemeinen Willen, der stets befragt werden muß, wenn sie keine Entscheidung geben." Wie aber ist dieser Wille zu erkennen? Rousseau hält es weder für möglich, noch für nothwendig, daß bei jeder Gelegenheit das gesammte Volk zusammenberufen werde, um ihn festzustellen. Er zweifelt sogar, daß, wenn das geschähe, die Entscheidung des Volkes der wahre Ausdruck seines Willens sein werde. Eine wohlgesinnte Regierung kann ihn, glaubt er, auf eine weit einfachere und sicherere Weise ermitteln. „Sie braucht sich nur der Ansicht anzuschließen, welche dem öffentlichen Interesse am günstigsten, d. h. die gerechteste ist. Wer gerecht ist, darf sicher sein, daß er dem allgemeinen Willen folgt." Gewiß ein vortrefflicher Grundsatz, dessen Anwendung freilich nur in Utopien zu suchen ist. Auch fügt Rousseau mit beißendem Humor hinzu: „Ich suche die Beispiele, denen man in solchem Falle folgen kann, in möglichster Nähe." Er findet sie dann — in China, dessen öffentliche Institutionen überhaupt ihm, wie anderen Philosophen der damaligen Zeit, als mustergültige Vorbilder erschienen.

Ueberhaupt läßt er es im Fortgange der Erörterung nicht an offenen oder verdeckten Angriffen auf die vorhandenen Zustände fehlen. Auch erscheint, was ist, zu sehr als das grade Gegentheil von dem, was seiner Ansicht nach *sein sollte*, als daß das Lob des Einen nicht unmittelbar zum Tadel des Andern würde. Vor Allem gereicht es, wie er glaubt, den modernen Regierungen zum Vorwurfe, daß „sie Alles gethan zu haben glauben, wenn sie möglichst viel Geld gemacht, den Seckel des Staates oder des Fürsten gefüllt haben. Indem sie ihre ganze Thätigkeit in die Finanzwirthschaft aufgehen lassen, vergessen sie durchaus, daß dieselbe vorzugsweise auf die Erziehung des Volkes, auf die Entwicklung des sittlichen Sinnes und Lebens verwandt werden sollte." Rousseau ist überzeugt, daß „die Völker auf die Dauer stets das werden, was die Regierungen aus ihnen machen wollen. In ihrer Hand liegt es, sich Bürger zu schaffen, welche den Gesetzen gehorchen, weil sie sie achten, und nur darum thun, was sie müssen, weil sie sich erinnern, daß es ihre Pflicht ist. Es kommt nur darauf an, daß sie dieses Pflichtgefühl wecken und nähren, daß sie Alles aufbieten, um dem

Volke jene sittliche Haltung zu geben, in welcher allein eine ausreichende Garantie für den Bestand des Gemeinwesens gelegen ist. Denn die Existenz des Staates beruht auf der Tugend seiner Bürger, welche ihrerseits nichts Anderes ist, als die durchgängige Uebereinstimmung des Einzelwillens mit dem allgemeinen. Will also die Regierung, wie sie es soll, diesen zur Geltung bringen, so muß sie es sich angelegen sein lassen, die Herrschaft der Tugend zu begründen."

Man weiß, wie diese Forderung später von den Männern des Schreckens aufgefaßt, und mit welchen Mitteln ihre Durchführung versucht worden ist. Rousseau kann dafür nicht verantwortlich gemacht werden. Ihm fiel die Herrschaft der Tugend mit der des Schreckens so wenig zusammen, daß er vielmehr die eine durch die andere überflüssig zu machen gedachte. Er bemerkt mit Recht, daß „eine Regierung, die sich nicht auf den sittlich gesetzlichen Sinn der Bürger verlassen könne, die Beobachtung der Gesetze entweder durch Gewalt und Furcht erzwingen, oder durch Connivenz gegen mannigfache Sonderinteressen erschleichen müsse." Er schildert in brennenden Farben den Zustand der „gesetzlichen Anarchie," welcher sich dann nothwendig herausbilde und weit schlimmer sei, als selbst die „anarchische Gesetzlosigkeit." „Besser," meint er, „keine Gesetze zu haben, als daß sie beständig umgangen, nur zum Scheine befolgt, in Wahrheit aber im Interesse des Egoismus ausgebeutet werden." Auch diese Empfehlung der Anarchie ist später nicht wirkungslos geblieben, oder sagen wir lieber, Rousseau sah ganz richtig voraus, daß die Anarchie, welche im Grunde, wenn auch noch durch den Mantel des Gesetzes verhüllt, schon bestand, in nackter Gestalt an's Licht treten werde, falls es nicht gelänge, die scheinbare Herrschaft des Buchstabens der Gesetze in eine wirkliche, Herz und Gesinnung der Bürger erfüllende Macht umzuwandeln.

Es liegt der Regierung ob, diese echte Bürgertugend zu des Staates, wie zu ihrer eigenen Sicherheit in den Gemüthern zu pflegen. Dazu ist vor Allem nöthig, daß sie selber übt, was sie von Andern fordert. Doch wie wirksam auch ihr Beispiel sein mag, allein reicht es doch keineswegs aus; es müssen noch andere Hebel in Bewegung gesetzt werden, und unter diesen gibt es keinen mächtigeren, als die Liebe zum Vaterlande. „Es scheint, daß die menschliche Theilnahme sich verflüchtigt und abschwächt, wenn sie sich über die ganze Erde erstreckt; die Geschicke Japans oder der Tartarei werden einen Europäer nie sonderlich rühren können. Das Interesse muß beschränkt und konzentrirt werden, wenn es lebendig wirken soll." Wiederholt kommt Rousseau auf diese Nothwendigkeit zurück; er hält wenig oder nichts von „jener universellen Humanität, die an Allem Theil nimmt und sich doch im Grunde für

Nichts ernstlich interessirt." Nicht, als ob er eine so umfassende und weitreichende Wirksamkeit des lebendigen Interesses für schlechthin unmöglich hielte. Er glaubt sie aber „einigen wenigen bevorzugten Herzen vorbehalten zu müssen," ähnlich wie er die universelle geistige Thätigkeit einer beschränkten Zahl von priviligirten Köpfen zuweisen möchte. Im Allgemeinen, für das Gros der Durchschnittsmenschen, ist es, seiner Ansicht nach, zuträglicher, wenn sie ihre beschränkten, geistigen und gemüthlichen Kräfte auch in einem beschränkten Kreise walten lassen. „Ihre Liebe zu den Menschen wird immer nur ein unbestimmtes, gehaltloses Gefühl bleiben, das nicht die Kraft hat, irgend welche Frucht zu treiben; die Liebe aber zu ihren Mitbürgern, zu der sozialen Gemeinschaft, welche sie umschließt, wie zu dem Boden, der sie trägt und nährt, ist eine lebendig wirkende Empfindung, die ein Mal erweckt, wahrhaft Wunder schafft. In ihr ist die Kraft der Eigenliebe mit der ganzen Schönheit der Tugend vereinigt; sie entwickelt daher eine Energie, die, ohne sie zu entstellen, sie zu der heroischsten aller Leidenschaften macht." Wie wahr das auch ist, und wie richtig die Ansicht Rousseau's, daß die weitaus größte Mehrzahl der Menschen, falls sie sich überhaupt über ihre persönliche Sphäre erheben, nicht den Sinn des Weltbürgers, sondern nur den des Patrioten aufzunehmen fähig sind, auch sein mag, man merkt doch auch hier die Konsequenz seines Standpunktes. Die Hingebung an ein Höheres, als es selber ist, ist dem Individuum nur möglich, wenn es in ihm seine eigene natürliche Basis und sein eigenes persönliches Interesse wiederfindet. Es muß zugleich innerhalb seines, durch die eigenen Sinne bestimmten Gesichtskreises, oder doch nicht weit darüber hinaus liegen, — beiläufig, ein weiteres Argument für die Behauptung Rousseau's, daß das Staatsgebiet ein gewisses Maß des Umfanges nicht überschreiten dürfe.

Wie groß dasselbe aber auch sei, „die Regierung muß in den Bewohnern die Glut des Patriotismus zu entzünden und zu erhalten suchen. Sie wird aber ihr Ziel nur erreichen, wenn sie in jedem Bürger die Ueberzeugung wach hält, daß der Besitz des Vaterlandes für ihn ein hohes, unschätzbares Gut ist. Denn es liebt eben Jeder nur das, wovon er unmittelbar gewiß ist, daß es Werth für ihn hat und Werth auf ihn legt. Das Vaterland muß daher, wie eine gemeinsame Mutter, Alle, die ihm angehören, mit gleicher Liebe und Sorge umfassen, Alle gleichmäßig schützen und achten; es darf Niemanden zurücksetzen oder bevorzugen; Jeder hat dieselben Ansprüche, denselben Werth. Nichts ist falscher und widersinniger, als der Grundsatz, daß der Einzelne dem Ganzen unter Umständen aufgeopfert werden dürfe. Im Gegentheil müssen Alle Gut und Blut für die Vertheidigung auch des Geringsten unter ihnen einsetzen. So verlangt es das Grund-

gesetz jeder staatlichen Gemeinschaft, die ja nur im Interesse und zum Wohle ihrer Theilnehmer geschlossen wird. Sie würde selbst, streng genommen, rechtlich aufgelöst sein, wenn auch nur ein einziger Bürger zu Grunde geht, den man hätte erhalten können; wenn auch nur ein einziger mit Unrecht im Gefängnisse gehalten wird, wenn nur ein einziger Prozeß in eine offenbare Ungerechtigkeit ausläuft."

Ohne Zweifel ist diese nachdrückliche Betonung der Ansprüche, welche die Individuen an den Staat zu erheben berechtigt sind, ein nothwendiges Ergebniß der Rousseau'schen Prinzipien. Um sie aber nach ihrer ganzen Bedeutung zu würdigen, muß man sich der rücksichtslosen Willkür erinnern, mit welcher die damaligen Machthaber die Sicherheit, die Ehre, ja das Leben der Bürger ihren Zwecken und Launen zu opfern pflegten. Wenn es damit gegenwärtig vielfach besser geworden, so ist man doch in den maßgebenden Kreisen noch weit davon entfernt, zu wissen, was der Mensch werth ist und dem Staate gelten soll, welchem er angehört. Immer noch ist es weniger seine Eigenschaft als Mensch und Bürger, was dem Einzelnen seine Geltung im Staate verleiht, als die besondere priviligirte Stellung, die ihm Stand, Reichthum oder Talent anweist. Freilich weiß auch Rousseau sehr wohl, daß das nicht füglich anders sein kann. Er stellt aber darum nicht weniger dem Können das Sollen entgegen, und mit allem Rechte die Forderung auf, daß die Regierung um so mehr bestrebt sein müsse, Allen gerecht zu werden, da die natürliche Entwicklung der Dinge von selbst zur Bevorzugung einzelner Klassen des Volkes führe. „Stets werden die Armen und Schwachen im Haushalte des Staates die Rolle der Aschenbrödel spielen. Eben deßhalb aber müssen die Leiter desselben sich ihrer ganz besonders annehmen, damit sie, trotz der übergreifenden Macht ihrer besser situirten Mitbürger, zu ihrem Rechte kommen."

„Besser ist es allerdings, wenn solche Uebergriffe nicht Statt haben können. Die Gleichheit vor dem Gesetze bleibt mehr oder weniger eine Illusion, so lange die Ungleichheit der sozialen Lebensbedingungen fortbesteht. Sie ist vor Allem unvereinbar mit einer zu großen Verschiedenheit des Besitzes und Vermögens. Nur dem Mittelstande gegenüber können die Gesetze ihre ganze Kraft entwickeln. Sie sind gleich ohnmächtig gegen die Schätze des Reichen, wie gegen das Elend des Armen. Jener eludirt sie, dieser weiß ihnen zu entgehen. Es ist daher eine der wichtigsten Aufgaben der Regierung, dieser materiellen Ungleichheit vorzubeugen, nicht dadurch, daß sie den Eigenthümern ihre Schätze, sondern Allen die Mittel nimmt, solche anzuhäufen, auch nicht dadurch, daß sie für die Armen Hospitäler baut, sondern, indem sie die Bürger davor bewahrt, solcher zu bedürfen." Man sieht, Rousseau will nicht die unbedingte

Gleichheit des Vermögens herstellen, sondern nur die äußersten Unterschiede fern halten. Sie gewaltsam auszugleichen, wenn sie einmal bestehen, daran denkt er nicht. Er fügt auch hier ausdrücklich hinzu, die Heilung des Uebels sei sehr schwierig, sobald es einmal fühlbar geworden. Wie sie, wenigstens annähernd, zu erreichen sein möchte, darüber folgen später einige Andeutungen. Vorab wendet sich die Erörterung zu einem Punkte, „mit welchem sie eigentlich hätte beginnen sollen.“

„Es gibt kein Vaterland ohne Freiheit, keine Freiheit ohne Tugend, keine Tugend ohne Bürger. Hat man sie, so hat man eben Alles; man wird sie aber nur haben, wenn man sie bildet. Es kömmt darauf an, daß sie möglichst früh gewöhnt werden, sich immer nur in ihren Beziehungen zum Staate zu denken, und ihr eigenes Dasein gleichsam als einen Theil des seinigen aufzufassen. Sie werden dann dahin gelangen können, sich mit dem größeren Ganzen in etwa zu identifiziren, sich als Glieder des Vaterlandes zu fühlen, ihm die Liebe zuzuwenden, die der isolirte Mensch nur zu sich selber hat, und so diese gefährliche Neigung, aus welcher alle Laster entspringen, in eine erhabene Tugend umzuwandeln.“ Rousseau erblickt in der menschlichen Eigenliebe das größte Hinderniß für die Entwicklung eines echten Bürgersinnes. Mit Recht, zumal wenn, wie das bei ihm der Fall ist, das staatliche Leben auf der Verneinung dieser Eigenliebe beruht. Eben so richtig ist die weitere Ansicht, daß es vergeblich sein würde, sie beseitigen zu wollen, nachdem sie einmal im Herzen feste Wurzel geschlagen und die Gewohnheit sich ihr zugesellt habe. „Wie könnte die Liebe zum Vaterlande da aufkeimen, wo so viele andere kleine Leidenschaften sie ersticken? Was bleibt für die Mitbürger von einem Herzen übrig, das schon zwischen der Habsucht, einer Geliebten und der Eitelkeit getheilt ist? Man kann dem aber nur dadurch zuvorkommen, daß man das Interesse von vornherein auf einen würdigeren Gegenstand hinlenkt. Die Erziehung muß schon im Kinde den künftigen Bürger heranbilden, wenn der Mensch im späteren Leben als solcher wirken soll. Eben darum darf sie nicht der Willkür und den Vorurtheilen der einzelnen Familienväter überlassen werden.“ Rousseau ist überzeugt, daß „nur eine öffentliche und gemeinsame Erziehung nach Normen, welche die Regierung vorschreibt, und unter der Leitung von Beamten, welche der Souverän ernennt, zum Ziele führen kann.“ Nicht ohne Grund, scheint es, so lange die lebendige Theilnahme am Staate bei seinen Angehörigen noch nicht vorausgesetzt werden darf. „Allerdings wäre eine solche Institution ein Eingriff in die natürlichen Rechte des Vaters. Man darf indeß nicht außer Acht lassen, daß die Erziehung der Kinder für den Staat eine noch größere Wichtigkeit hat, als für

das Haupt der Familie. Ihm raubt, nach dem natürlichen Gange der Dinge, bald der Tod ihre letzten Früchte; der Staat erfährt stets, früher oder später, ihre Wirkung. Ueberdies ist die Einbuße, die der Vater an seinem Rechte erleidet, im Grunde nur eine scheinbare. Was er als solcher verliert, gewinnt er als Bürger wieder, und wenn er seine natürliche Autorität aufgibt, so wird diese durch die gesetzliche, welche ihm in Gemeinschaft mit allen übrigen Familienhäuptern zusteht, mehr als aufgewogen."

Ob dieser Ersatz wirklich so ausreichend ist, wie Rousseau bei seinem nicht grade innigen und tiefgehenden Familiensinne glaubt, dürfte billig bezweifelt werden. Er hat aber darum nicht weniger Recht, wenn er die bürgerliche Erziehung seiner Angehörigen als die wesentlichste Lebensbedingung des Staates, und die Sorge für sie als die wichtigste Pflicht der Regierung bezeichnet. Auch kann man es auf seinem Standpunkte nur folgerecht finden, wenn ihm die Person des Bürgers mehr gilt, als sein Eigenthum, und die Entwicklung echter Bürgertugend weit mehr am Herzen liegt, als die Förderung der materiellen Interessen. In der That steht der zweite Theil der Abhandlung, welcher sich mit dieser Seite des Staatslebens beschäftigt, dem ersten sowohl an Umfang, wie an Gehalt erheblich nach. Zwar wird hier gleich im Eingange der Grundsatz betont, daß „es nicht genüge, Bürger zu haben und zu beschützen, sondern auch für ihre Subsistenz Sorge getragen werden müsse." Indeß geht Rousseau über diese dritte Pflicht der Regierung ziemlich leicht hinweg, denn es will nicht viel bedeuten, wenn er hinzufügt, „es komme nicht darauf an, die Scheuern der Einzelnen zu füllen, und sie von der Arbeit zu dispensiren, sondern darauf, ihnen ein reichliches Auskommen so zu ermöglichen, daß, um dasselbe zu erlangen, die Arbeit stets nothwendig und nie nutzlos sei."

Länger verweilt er bei der Frage nach den Mitteln, durch welche die Bedürfnisse des Staates zu befriedigen sein möchten. Kein Zweifel, „daß dazu die einzelnen Bürger aus ihrem Vermögen beitragen müssen, denn, wie heilig auch das Eigenthumsrecht zu achten, wie streng und gewissenhaft es auch vor jedem Eingriffe zu wahren ist, es muß sich doch Einschränkungen gefallen lassen, und kann das um so eher, da die Bürger selbst es sind, oder doch sein sollten, die sich solche auflegen. Läge nun die Regierung unmittelbar in der Hand des gesammten Volkes, so würde dasselbe für jeden besondern Fall die Vertheilung der nothwendigen Abgaben besorgen und ihre Verwendung leiten können. Da es aber Magistrate hat und haben muß, welche mit der öffentlichen Verwaltung betraut sind, so wird es nothwendig, zur Bestreitung der laufenden Ausgaben einen öffentlichen Schatz zu schaffen, der entweder in Geld (Fiskus) oder in

Grundstücken (Domänen) bestehen kann, und dessen Einkünfte nur zu den vom Volke festgestellten Zwecken verwandt werden dürfen." Steht die Wahl frei, so würde Rousseau im Anschlusse an Bodinus und mit Beziehung auf Romulus, den Domänen unbedenklich den Vorzug geben. Den Einwurf, daß die Verwaltung solcher Staatsgüter in der Regel nur einen geringen oder gar keinen Ertrag gebe, weist er mit der einfachen Bemerkung ab, daß „es nicht zum Wesen der Domäne gehöre, schlecht verwaltet zu werden."

Wie man aber auch den Staatsschatz bilden möge, die Hauptsache ist, daß „er redlichen Händen anvertraut wird. Fehlen diese, so werden Register, Controlen und andere Ersatzmittel der Art wenig helfen. Auch ist es wesentlich, daß die einmal vorhandenen Fonds zur Deckung der Bedürfnisse ausreichen. Macht sich eine Vermehrung derselben nothwendig, so ist das ein unverkennbares Anzeichen, daß der Staat von einer Krankheit ergriffen worden, oder doch in Gefahr steht, von einer solchen ergriffen zu werden. Die Finanzverwaltung hat daher vor Allem die Pflicht, neuen Bedürfnissen zuvorzukommen, und dazu bieten sich ihr sehr viele unscheinbare und doch sehr wirksame Mittel. Sind aber neue Ausgaben unvermeidlich, so müssen sie möglichst in einer Weise bestritten werden, daß das Vermögen der Bürger keinen Eingriff erleidet. In einem vernünftig geordneten Staatswesen wird dieser Fall selten oder nie eintreten. „Wo man freilich" — und hier tritt die polemische Schärfe des Verfassers in aller Herbigkeit hervor — „zur Unterwerfung fremder Völker, wie zur Knechtung der eigenen Bürger, eine stets wachsende Macht von Soldknechten unterhält, da werden die Ausgaben des Staates sich in's Maßlose steigern, und ihn schließlich rettungslos dem Untergange zuführen."

„Sind aber einmal zur Befriedigung unumgänglicher Bedürfnisse andere Hülfsquellen erforderlich, als der Staatsschatz darbietet, so können diese nur in Auflagen oder Taxen gefunden werden. Eine solche Auflage bedarf natürlich, um gesetzliche Gültigkeit zu haben, der Genehmigung des Volkes. Sie widerstreitet dem Grundvertrage des staatlichen Vereines nur dann nicht, wenn sie eine freiwillige ist, d. h. von dem allgemeinen Willen durch Stimmenmehrheit und nach einem Verhältnißtarife festgestellt wird, welcher bei der Vertheilung jede Willkür ausschließt." Fraglich bleibt, ob die Personen, die Sachen, oder beide zusammen der Steuer unterliegen sollen. Rousseau erklärt sich für eine Personalsteuer, die nach Art der französischen Capitation zugleich das Vermögen mittrifft. Es komme aber bei der Veranlagung darauf an, daß „nicht blos die Größe des Vermögens, sondern auch sein Verhältniß zu den nothwendigen Lebensbedürfnissen, ferner die Stellung des Pflichtigen im Staate,

das Maß des Rechtsschutzes, welchen er durch ihn genieße, in Betracht gezogen werde." Rousseau denkt bei dem letzterwähnten Punkte besonders an den Unterschied von Reichthum und Armuth; „wer selbst nicht, oder nicht mehr hat, als was zu seiner Erhaltung nothwendig ist, kann zu den öffentlichen Lasten nicht herangezogen werden. Diese sind lediglich von den vermögenderen Klassen zu tragen," und zwar, wie man sieht, in Form einer Abgabe, die im Wesentlichen mit unserer progressiven Vermögens- oder Einkommensteuer übereinstimmt.

Die Grundsteuer, welche auf dem Ackerbau lastet, ist, namentlich wenn sie ein gewisses Maß übersteigt, nach Rousseau's Ansicht, die er sehr eingehend motivirt, durchaus verwerflich, „weil sie nothwendig zur Verarmung und folgeweise zur Entvölkerung des flachen Landes führt. Das Geld, welches sie diesem entzieht, fließt nur zu einem sehr geringen Theile zu ihm zurück, und das Vermögen des Landmannes wird allmälig erschöpft, da er stets gleich viel bezahlt und immer weniger zurückerhält. Man könnte zwar meinen, die Höhe der Steuern steigere auch den Preis des Produktes, und in der That sind es bei allen anderen Waaren die Konsumenten, welche vorzugsweise die auf ihnen lastenden Abgaben zahlen. Die Auflage auf Getreide aber trifft lediglich den Produzenten, denn sie erhöht den Werth seiner Produkte so wenig, daß sie ihn im Gegentheile vermindert, weil er bei dem Mangel an baarem Gelde dieselben a tout prix losschlagen muß, um nur zur bestimmten Zeit die Steuern entrichten zu können."

Man darf bei dieser Polemik natürlich nicht außer Acht lassen, daß sie die heillosen Zustände zur Voraussetzung hat, welche damals in Frankreich auf dem Lande obwalteten, und zum Theil noch jetzt fortbestehen. Rousseau kannte sie aus eigener Anschauung; er hatte selbst gesehen, wie die exorbitante Höhe der Landsteuer, und die rücksichtslose Härte, mit der sie beigetrieben wurde, die kleinen Bauern, deren Besitzthum sie fast ausschließlich traf, dem größten Elende, und das Land selbst der Verödung zuführte. Es war ihm nicht entgangen, daß „der Landmann, wenn er sich nach Maßgabe des Ertrages seines Feldes belastet sieht, es brach liegen läßt, oder ihm doch eben nicht mehr abgewinnt, als zum Leben unbedingt nothwendig ist." Er wußte auch, daß „das Land da am besten kultivirt ist, wo der Bauer, wie in England oder Holland, sehr wenig, oder, wie in China, gar nichts bezahlt." Es waren also wohlbegründete, humane und sehr richtige ökonomische Rücksichten, die ihn bestimmten, sich entschieden gegen die Belastung des Ackerbaues zu erklären. Er stand damit bekanntlich nicht allein. Zwar gab es noch keine physiokratische Schule von bestimmter Doktrin und Richtung, wie sie wenig später die Agri-

kulturinteressen mit einseitiger Konsequenz in den Vordergrund rückte. Die Grundsätze und Ansichten aber, welche von dieser Partei verfochten wurden, waren doch schon sehr verbreitet, und traten gelegentlich, wenn auch noch mehr vereinzelt, hervor. Man betonte bereits vielfach die hohe Bedeutung, welche der Landbau und die ihm obliegen, für das staatliche-und gesellschaftliche Leben haben; man erkannte die Nothwendigkeit, ihm diese Stellung zu sichern oder wiederzugewinnen, und ließ es nicht an Vorschlägen fehlen, die auf die Hebung des Ackerbaues und der mit ihm beschäftigten Volksklassen gerichtet waren. Rousseau mußte auf diese Bestrebungen um so eher eingehen, da sie seiner Vorliebe für die Natur und diejenigen gesellschaftlichen Verhältnisse, welche sich ihr am engsten anschließen, entsprachen. Auch war er schon darum der natürliche Anwalt der Landbewohner, weil er in ihnen bei ihrer schlichten, kulturlosen Einfachheit den geeigneten Stoff zu einem gesunden, sittlich tüchtigen Volks- und Bürgerleben zu finden glaubte.

Die scharfe Betonung der agrikolen Interessen führte von selbst dahin, die des Handels und der Industrie zurückzusetzen; das verkannte Recht der einen konnte nicht füglich zur Geltung kommen, ohne daß die Berechtigung der anderen, wenigstens zeitweise, unterschätzt wurde. Bei Rousseau kam überdies hinzu, daß seine ganze Denkweise ihnen feindlich war. Die Zeit war längst vorüber, wo er den Glanz und die Blüthe der Lyoner Industrie in lahmen Versen gefeiert hatte. Schon war in den beiden Abhandlungen der Luxus, d. h. der Inbegriff alles Dessen, was nicht zu den nothwendigsten Lebensbedürfnissen gehört, als eine der vornehmsten Quellen des öffentlichen wie des privaten Verderbens bezeichnet und verurtheilt worden. Der Luxus aber steigert sich mit der Entwicklung von Industrie und Handel; er ist recht eigentlich das Schoßkind dieser beiden Thätigkeiten, die auch als solche schon dahin wirken, die Menschen physisch und moralisch zu depraviren. Keine Frage, daß Rousseau sie am liebsten, nach Spartaner Weise, aus der bürgerlichen Gesellschaft ganz verbannt hätte. Nun das aber nicht angeht, sollen sie oder ihre Erzeugnisse wenigstens die Lasten tragen, die er dem Ackerbau abnehmen möchte. „Lassen sich neue Abgaben nicht umgehen, so lege man sie auf den Import solcher fremden Waaren, nach welchen die Einwohner begierig sind, ohne daß das Land sie nöthig hat, auf den Export der Rohprodukte, die nicht im Ueberfluß vorhanden und dem Auslande unentbehrlich sind, auf die Erzeugnisse der nutzlosen und zu einträglichen Kunstzweige, auf den Eingang der Dinge, welche lediglich zum Schmucke oder zur Annehmlichkeit dienen, überhaupt auf alle Luxusgegenstände. Solche Auflagen, welche die Armuth erleichtern und den Reichthum belasten, sind um so mehr zu empfehlen,

weil sie der wachsenden Ungleichheit des Vermögens hemmend entgegentreten, die Knechtung der zahllosen Arbeiter, die Anhäufung müßiger Menschen in den Städten und die Verödung des flachen Landes verhindern oder doch aufhalten. Man meint freilich, daß sie auf den Bestand und die Entwicklung der Industrie nachtheilig einwirken würden. Doch das ist ein Irrthum. Die Höhe des Preises wird der Genuß- und Glanzsucht keine hemmende Fessel anlegen. Wäre dem aber auch so, so würde der Schade eben nur ein Gewinn sein."

Die Nationalökonomen der Gegenwart werden zu diesen Grundsätzen und Vorschlägen allerdings mitleidig lächeln, und in der That verrathen sie eine gewisse Beschränktheit. Rousseau hat kein Auge für die segensreichen Wirkungen einer entwickelten Industrie und Handelsthätigkeit. Er sieht eben nur ihre Gefahren und Nachtheile, diese freilich so scharf und bestimmt, daß die modernen Gegner des Industrialismus im Wesentlichen Nichts zu sagen wissen, was er nicht schon gesagt hätte. Uebrigens konnte das nicht wohl anders sein. Grade der wesentlichste Vorzug der gewerblichen und kommerziellen Thätigkeit, die Erhebung der Einzelnen und der Völker aus beschränkter Abgeschlossenheit zu universeller menschlicher Gemeinschaft, mußte ihm auf seinem Standpunkte verborgen oder zweifelhaft bleiben, denn ihm galt eben die möglichste Beschränkung, wie beim Individuum, so auch für den Staat, als Quelle und Bedingung der Integrität und Wohlfahrt. Auch war es mehr eine Folge, als die Ursache dieser Ansicht, wenn er, wie das auch in der vorliegenden Abhandlung geschieht, beständig auf die Republiken des Alterthums, namentlich auf Sparta und Rom, Bezug nimmt. In ihnen glaubte er verwirklicht zu finden, was sich ihm aus seinem eigenen, allerdings durch sie mehr oder weniger angeregten Denken, als das Ideal des öffentlichen Lebens ergeben hatte.

Daß auch die Heimat mit ihren Zuständen ihm beständig vor Augen schwebte, ist ebenso natürlich. Die Genfer Einrichtungen, wie zum Beispiel die öffentlichen Getreidemagazine, welche man dort für Zeiten der Noth gefüllt hielt, werden denn auch als nachahmungswerthe Vorbilder dringend empfohlen. Wichtiger vielleicht und von größerem Interesse ist der Nachdruck, welchen Rousseau auch in dieser Schrift auf die Regierung und ihre Thätigkeit legt. Fällt ihm ja doch die Aufgabe der politischen Oekonomie so vollständig mit der der Regierung zusammen, daß er diese jener substituirt, und es den Anschein gewinnt, als gebe es außer den Verwaltungsbehörden des Staates keine anderen Faktoren, die selbstthätig und bestimmend auf die Entwicklung des öffentlichen Lebens und Verkehres einwirken. Die Regierung allein hat ihn zu ordnen und zu leiten, das Gebiet

ihrer Thätigkeit ist allumfassend, ihr Einfluß unbeschränkt; von ihr hängt Alles ab, sie ist für Alles verantwortlich; groß und schwer, fast unerfüllbar sind die Pflichten, welche ihr obliegen. Man braucht, um diese einseitige Hervorhebung der Regierungsgewalt begreiflich zu finden, sich nicht grade an die in Frankreich herrschende Vorstellung von der Omnipotenz des Staates zu erinnern, sie erklärt sich schon aus dem, was wir an einer anderen Stelle über die eminente Bedeutung gesagt haben, welche Rousseau der Persönlichkeit auch im staatlichen Leben zuweist.

XXI.

Der Artikel über die politische Oekonomie war ohne Zweifel eine Zierde des Werkes, in welchem er zuerst veröffentlicht wurde. Wie man ihn in weiteren Kreisen aufnahm und würdigte, wissen wir nicht. Die näheren Freunde Rousseau's — und sie allein mochten zunächst den Verfasser kennen — ließen sich recht beifällig vernehmen. „Sie sind mit dem Artikel Oekonomie zufrieden," schreibt er dem Genfer Vernes (28. März 1756), „ich glaube es wohl, mein Herz hat ihn diktirt und das Ihrige hat ihn gelesen." Von Genf aus wurde er dann auch später als selbständige Abhandlung verbreitet. Ein dortiger Buchhändler, Duvillard, ließ ihn im Jahre 1758 aus der Encyklopädie abdrucken, und unter dem Titel Discours sur l'économie politique in die Welt ausgehen. Es geschah, ohne daß Rousseau darum wußte, oder seine Zustimmung nachgesucht wurde. Er war nicht wenig überrascht, als Duvillard, der sich übrigens als alter Freund des Vaters und als einstiger Helfer in der Noth schon etwas herausnehmen durfte, ihm ein Exemplar seiner Schrift zuschickte, und bedauerte lebhaft, daß man ihm keine Gelegenheit gegeben habe, den überdies sehr fehlerhaften Abdruck mit den nöthigen Verbesserungen und Zusätzen zu versehen [120]). Doch kehren wir zu den früheren Jahren zurück.

Um dieselbe Zeit, in welcher Rousseau die beiden politischen Abhandlungen schrieb, ging aus seiner Feder eine andere kleine Arbeit von ganz verschiedenem Inhalte und Charakter hervor. Sie verdankte ihre Entstehung einem besonderen äußeren Anlaß. Vernes, der Genfer Freund, hatte den Plan gefaßt, in Gemeinschaft mit Anderen eine literarische Blumenlese (Choix littéraire) herauszugeben, und zu dem Ende auch Rousseau um gelegentliche Beiträge ersucht. Dieser aber war wenig geneigt, darauf einzugehen; er konnte dem Unternehmen keinen sonderlichen Geschmack abgewinnen, und bedauerte sogar, daß „Männer, dazu gemacht, Monumente zu errichten, sich mit dem Zusammentragen von Materialien begnügen, statt

Architekten, Handlanger werden wollten. Was ist denn," ruft er den angehenden Literaten zu, „eine periodische Zeitschrift? ein ephemeres Werk, ohne Verdienst und ohne Nutzen, dessen Lektüre, von wissenschaftlich gebildeten Männern verschmäht und mißachtet, nur dazu dient, den Weibern und Schwachköpfen Dünkel einzuflößen, ohne sie zu belehren, und dessen Schicksal es ist, nachdem es am Morgen auf der Toilette geglänzt hat, Abends in der Rumpelkammer zu Grunde zu gehen." Er macht dann ferner auf die Schwierigkeiten aufmerksam, die sich bei der Ausführung des Planes herausstellen würden. „Sei es doch," meint er, „eine traurige, langweilige Beschäftigung, beständig die Journale durchzustöbern, um aus der vielen Spreu irgend ein Korn herauszufinden. Und wer stehe dafür, daß bei der Auswahl nicht oft das persönliche Interesse über den öffentlichen Nutzen den Sieg davontrage? Wolle man aber den Nutzen im Auge behalten, so werde darunter die Annehmlichkeit leiden. Ueberdies sei es den Herren nicht unbekannt, daß ein Werk, wie das ihrige, einen ausgesuchten, fein gebildeten Geschmack voraussetze, dieser aber bei allem Geiste und allen Kenntnissen in einer kleinen Stadt nicht den erforderlichen Grad der Sicherheit gewinnen könne. Wäre ihre Sammlung vortrefflich, Niemand werde es merken; wäre sie nur mittelmäßig und eben darum abscheulich, so würde sie vielleicht die Blaustrümpfe der Waadt eine Weile amüsiren, dann aber bald eines natürlichen Todes sterben. Genf sei einmal nicht der Ort für solchen literarischen Kleinkram; ihm, dem Sitze der Vernunft und Weisheit, ziemen nur ernste, tiefgedachte Werke; das eitle Spielzeug der modischen Journalliteratur werde es nie mit Geschick und Anstand zu gebrauchen wissen. Auch dürfe man sich darüber trösten und diese Kindereien ruhig denen überlassen, für welche sie passen. Seien wir," fügt er hinzu, „stolzer auf den Geschmack, der uns fehlt, als sie auf den, welchen sie haben, und während sie Broschüren und Zeitschriften für die Gassen schreiben, wollen wir es versuchen, nützliche und der Unsterblichkeit würdige Werke abzufassen" [121]).

Die Mahnung Rousseau's stand mit seinen Grundsätzen in vollem Einklange. Er hatte eine zu hohe Vorstellung von der Würde der Literatur und der Aufgabe des Schriftstellers, als daß er es hätte billigen können, Zeit und Kraft an die luftigen und kurzlebigen Produktionen der Journalliteratur zu verschwenden. Wie schon in der Abhandlung über die Wissenschaften, so erklärte er sich auch später bei jeder Gelegenheit gegen diese Tagesschriftstellerei, die ohne allen reellen Gehalt und Werth, nur dazu diene, in die Masse des Volkes eine frivole Scheinbildung der verderblichsten Art einzuführen. Er selbst ließ sich selten oder nie zu solchen Arbeiten herbei; vielmehr wies er wiederholt vortheilhafte und ehrenvolle Anträge, als Redakteur

oder Mitarbeiter bei einer Zeitschrift einzutreten, von der Hand. Nur wenn es eine persönliche Gefälligkeit galt, ließ er sich zuweilen bestimmen, einen Aufsatz zu schreiben, oder einen bereits fertigen Artikel einzusenden. Auch bei dem vorliegenden Anlasse fügte er der Abmahnung für den Fall, daß man bei dem Plane beharre, das Versprechen hinzu, möglichst bald einen angemessenen Beitrag zu liefern. Die Genfer Freunde mochten die Aussicht, sich durch künftige Meisterwerke unsterblich zu machen, für etwas zweifelhaft halten. Sie zogen es vor, bei dem bescheideneren, aber ihren Kräften wohl mehr entsprechenden Unternehmen stehen zu bleiben, und wurden nicht müde, Rousseau an die Erfüllung seines Versprechens zu erinnern.

Dieser aber scheint sich nicht grade beeilt zu haben. Doch entschuldigte er sich zuweilen, daß er noch nicht Wort gehalten. Es fehle an Zeit, die Kopie raube ihm alle Muße zum ernsten Denken und ruhigen Arbeiten; auch wolle er nichts einschicken, was er besser hätte machen können; aber schicken werde er etwas, darauf könne man sich verlassen" [122]). Es blieb indeß dabei; die Herren warteten vergeblich. Endlich schien es, als ob sie das Vergnügen haben sollten, den Namen ihres berühmten Landsmannes auf den Blättern ihrer Zeitschrift glänzen zu sehen. Aber der Hoffnungsstern erwies sich als ein trügerisches Irrlicht, das eben so schnell wieder verschwand, wie es aufgeleuchtet war. „Ich hatte," schreibt der seltsame Mitarbeiter, „eine Kleinigkeit fertig, die für Sie bestimmt war. Es wird Sie aber sehr überraschen, zu hören, daß dieses Opuskulum so lustiger und närrischer Art ist, daß Sie es unmöglich verwenden können. Es muß aufbewahrt bleiben, bis sich uns demnächst die Gelegenheit bietet, es auf einer traulichen Wanderung an den Ufern der Arve zu lesen" [123]).

Der gute Vernes mußte sich wohl oder übel bei dieser Aussicht beruhigen. Wir wissen aber nicht einmal genau, ob und in welcher der noch vorhandenen Schriften das Produkt der Rousseau'schen Laune uns erhalten ist. Musset glaubt [124]), dasselbe in der kleinen Erzählung wiederzufinden, welche unter der Aufschrift „die phantastische Königin" (la reine fantasque) in der Reihe der Rousseau'schen Werke einzig in ihrer Art dasteht. Uns scheint, daß er Recht hat; können auch die Gründe, welche er anführt, die Wahrheit seiner Behauptung nicht bis zur Evidenz beweisen, so reichen sie doch aus, ihr einen sehr hohen Grad von Wahrscheinlichkeit zu geben. Es spricht schon sehr für seine Hypothese, daß die vorhin angeführte Charakteristik Rousseau's auf die in Rede stehende Erzählung volle Anwendung findet. Sie ist in der That das Erzeugniß einer heiteren, fast übermüthigen Laune, die sich in aller Unbefangenheit

zwanglos gehen läßt, und eben darum die Lachmuskeln unwillkürlich in Bewegung setzt. Ein größerer Kontrast ist kaum denkbar, als der zwischen dem ernsten, ja finsteren Gesichte des Verfassers der Abhandlungen, und der munteren, ja lustigen Miene dieses Erzählers, der scherzt und lacht, auch wo er scharfe Pfeile auf die Erscheinungen der Literatur und des öffentlichen Lebens schleudert. Freilich verräth sich in seinen Zügen auch etwas vom Charakter des Faun oder Satyr, doch liegt der ziemlich durchsichtige Schleier der Anmuth darüber. Und wenn man gleich an dem verfänglichen Inhalte des Ganzen — die Geschichte dreht sich um ein königliches Wochenbett — und der losen Art, in welcher einzelne Szenen des wunderlichen Drama's vorgeführt werden, Anstoß nimmt, so fühlt man sich doch nirgend durch rohe und lascive Aeußerungen, wie sie sonst damals in diesem Genre üblich waren, verletzt. Bezeichnend ist allerdings, wie für die Zeit, so auch für die Person Rousseau's, daß er einen in so eminentem Sinne natürlichen Vorgang zum Gegenstande einer phantastischen Erzählung auswählte. Diese Mischung von zwei so heterogenen Elementen, wie es die nackte Natürlichkeit und die frei waltende Phantasie doch sind, zeigt recht deutlich, daß die Stimmung und Sinnesweise jener Zeit zwischen zwei entgegengesetzten Polen oszillirte und außer Stande war, den mittleren ausgleichenden Einigungspunkt zu finden. Es versteht sich übrigens von selbst, daß aus so widerstreitenden Momenten kein Ganzes von irgend welchem künstlerischen Werthe hervorgehen konnte. Wir haben es hier lediglich mit einem leichten, geistreich witzigen Scherze zu thun, der uns in einer anmuthigen, lebhaften, meist auch recht fließenden Sprache vorgetragen wird.

Schon der Eingang ist pikant genug. „Es war ein Mal ein König, der liebte sein Volk ...... Das fängt ja an wie ein Märchen, unterbrach hier der Druide. Auch ist es eines, antwortete Jalamir.“ Und er erzählt nun weiter, wie dieser seltsame König, nur auf die Beglückung seiner Unterthanen bedacht, Alles aufgeboten habe, um gleichgesinnte Minister zu finden, doch bald von einem so thörichten Beginnen zurück- und zu dem Entschlusse gekommen sei, alle Geschäfte möglichst selbst zu besorgen. Natürlich spielte er bei solcher Gesinnung in den Augen der Großen eine recht lächerliche Figur; „das Volk segnete ihn, aber am Hofe galt er für einen Narren. Davon abgesehen, fehlte es ihm nicht an Verdiensten; auch hieß er Phönix.“ Dieser seltene Phönix aber hat eine Frau von nicht so ungewöhnlicher Art; „lebhaft, leichtfertig, launenhaft, mit närrischem Kopfe und verständigem Herzen, ist Phantasa gut von Natur und boshaft aus Caprice. Sie liebt ihren Gatten zärtlich und ärgert ihn beständig; sie ist der Reiz und zugleich die Qual

seines Lebens." Schon sind sie mehrere Jahre in gegenseitiger Liebe verbunden, und noch hat die Verbindung keine Frucht getragen. Den König bekümmerte das sehr, seine Gemahlin aber ließ sich in ihrer Ungeduld zu den größten Extravaganzen fortreißen. „Alle Welt mußte es büßen, daß sie keine Kinder hatte, und es gab keinen Hofmann, den sie nicht um ein Geheimmittel angegangen hätte, um solche zu erlangen. Auch die Aerzte wurden requirirt, nicht minder die Derwische. Man griff zu neuntägigen Andachten, zu Gelübden, besonders aber zu Opfern; auch die Reliquien wurden nicht vergessen, ebenso wenig die heiligen Geräthe und geistlichen Gewänder. Es gab keine mönchische Maskerade, zu der die Königin nicht ihre Zuflucht nahm, und da sie in allen diesen Vermummungen gleich reizend erschien, so legte sie keine ab, ohne sich vorher darin malen zu lassen."

Ein amüsantes Porträt, dessen Züge Rousseau ohne Zweifel der vornehmen Pariser Damenwelt entnahm. Die eigenthümliche Mischung von frivolem Weltsinn und abergläubischer Bigoterie war dort recht zu Hause. Uebrigens wurden die Wünsche des königlichen Paares endlich erhört, zur größten Freude des Hofes, wie des Volkes, und zum maßlosen Entzücken der Hoffnungsreichen selbst. Nicht lange aber, und der Gegenstand der Hoffnung veranlaßte neues Leid. Der König und mit ihm das ganze Land wünschen begreiflicher Weise einen männlichen Erben. Grund genug für seine querköpfige Gemahlin, auf einer Tochter zu bestehen. War nun auch dieser Eigensinn für den Ausgang der Sache irrelevant, so verursachte er doch bei der rücksichtslosen Weise, in welcher er bei jeder Gelegenheit hervortrat, nicht geringen Skandal. Der König, unfähig, seine Frau zur Raison zu bringen, wendet sich an seine Freundin, die Fee Discrète. Sie gibt ihm den Rath, nachzugeben. „Das beste Mittel, die Frauen von ihren Extravaganzen zu heilen, ist, *mit* ihnen zu extravagiren .... Um verständig zu werden, warten sie nur darauf, daß sie euch vollständig zum Narren gemacht haben." Aber wie sehr sich auch der König bemüht, diese Kurmethode anzuwenden, sie will nicht recht anschlagen. Phantasa merkt die Absicht und bezahlt die, wie sie glaubt ironische Fügsamkeit mit gleicher Münze. „Da ihr Herr und Gemahl ihr befehle," erklärt sie mitten im Hofkreise, „daß sie einen Sohn zur Welt bringe, so kenne sie ihre Pflicht zu wohl, um es an dem schuldigen Gehorsam fehlen zu lassen. Sie wisse ja, daß, wenn Seine Majestät sie mit seiner Zärtlichkeit beehre, das nicht aus Liebe zu ihr, sondern im Interesse seines Volkes geschehe. Sie wolle sich eine so edle Uneigennützigkeit zum Muster nehmeu, und den Divan ersuchen, über Zahl und Geschlecht der Kinder, welche der königlichen Familie

geziemen, eine belehrende Denkschrift abzufassen, nach welcher die Königin auch Nachts ihr Verhalten einrichten könne."

Gar manche Fürstin mochte und mag noch in dem Falle sein, eine solche Anrede zu halten; jedenfalls können die Tendenzehen gekrönter Häupter nicht wohl besser persiflirt werden. Der Streit aber dauert fort, und die Fee thut das ihrige, ihn wach zu erhalten. Sie verspricht dem Könige öffentlich einen Sohn und seiner Gemahlin im Geheimen eine Tochter. Diese nun, sobald sie ihrer Sache sicher zu sein glaubte, „nahm den Schein an, als gebe sie dieselbe auf; sie sprach nur noch von ihrem Sohne und ordnete Alles so an, wie es die Ankunft eines solchen erforderte. Es schien ihr gar zu spaßhaft, sich die Bestürzung des alten Kanzlers zu denken, wenn er daran gehen würde, das Geschlecht des Kindes zu verifiziren, und sie empfand eine boshafte Freude, wenn sie der grenzenlosen Verwirrung gedachte, in die der ganze Hof ob des kleinen Knirpses gerathen werde." Auch erfand sie damals „den höchst anständigen und geistvollen Gebrauch, den neugeborenen Prinzen durch die höchsten Staatsbeamten in voller Amtstracht haranguiren zu lassen." Es half Nichts, daß „der König ihr die Erniedrigung vorstellte, die dadurch ohne alle Noth die höchsten Würdenträger treffe, und an das Ridiküle erinnerte, welches auf das ganze Hofceremoniel fallen werde. Sie meinte, es sei ohne Frage ein großer Vortheil für den Ankömmling, wenn er die Betisen höre, bevor er sie verstehen könne, und der König mußte sich ihrem Willen fügen." Inzwischen naht die entscheidende Stunde. Alle Welt ist auf den Beinen, um bei dem wichtigen Akte zu assistiren; nur vergißt man in der Eile den Accoucheur. Der König, außer sich, wie er ist, ruft nach einer Hebamme, „ein Verstoß, der unter den anwesenden Hofdamen ein maßloses Gelächter hervorruft, und in Folge dessen die Entbindung zu einer der heitersten Scenen macht, die je erlebt wurden."

Wir halten hier an, da auch Jalamir seine Erzählung mit der Bemerkung unterbricht, daß „er nun eine treffliche Gelegenheit habe, seine Zuhörer nach allen Regeln der Kunst ungeduldig zu machen. Denn hier ist der passende Ort zu Abschweifungen, Porträts und all den schönen Sachen, die kein Schriftsteller von Geist ermangelt, grade an der interessantesten Stelle zur Belustigung seiner Leser anzubringen." Der Druide meint freilich, so dumm sei wohl Niemand, daß er sich solchen Geist werde auftischen lassen; er wenigstens müsse sich das verbitten. Jalamir aber versichert, „Andere würden weniger wählerisch sein," und bedauert sehr, „daß ihm nun die hübschen Porträts der Originale vom Hofe, die er zu entwerfen gedacht, entgingen." „Daß Gott dich strafe," erwiedert der Druide, „ich werde sie schon aus ihren Handlungen kennen lernen. Lasse sie also handelnd auf-

treten, wenn deine Geschichte ihrer bedarf, und verliere kein Wort über sie, wenn sie überflüssig sind; ich will keine anderen Porträts als Thatsachen."

Nach dieser Episode, der später noch mehrere andere ähnlicher Art folgen, nimmt Jalamir den Faden seiner Erzählung wieder auf, um sie in der aus dem Obigen hinlänglich erkennbaren Weise weiter zu führen. Die Entbindung, die ihm so viele Mühe gemacht — „die Kinder der Könige werden eben nicht wie Enteneier ausgebrütet" — geht endlich vor sich. Die Frucht sind Zwillinge verschiedenen Geschlechts, die sich aber gleichen, wie ein Ei dem anderen. Als man der Königin zunächst die Tochter präsentirte, „dachte sie nur an den Kummer, den der König empfinden würde, keinen Sohn zu haben." Eine feine Wendung, die dem Charakter der Dame ebenso entspricht, wie die Vorliebe für den Sohn, welche aus dem aufrichtigen Bedauern, ihren Gatten gequält zu haben, entsprang. Seinerseits gab der König natürlich der Tochter den Vorzug. Dem Volke aber gereichte dieser unerwartete Ausgang zur höchsten Befriedigung; „es durfte ja nun sicher sein, daß es ihm für's Erste nicht an Herren fehlen werde." Während aber die Vorbereitungen zur Taufe getroffen werden, und „der menschliche Stolz sich anschickt, in Demuth vor den Altären der Götter zu glänzen," — doch hier geht dem Druiden die Geduld aus. Der stete, unmotivirte Wechsel der Lokalität hat ihn schon längst geärgert; er fragt, wo denn die Geschichte eigentlich spiele. „Taufe und Altäre der Götter! ihm, dem Druiden, sei es zwar gleichgültig, ob die Kinder getauft oder beschnitten würden, aber man müsse doch die Einheit des Kostüms festhalten und Sorge tragen, daß nicht der Bischof für den Mufti und das Meßbuch für den Koran genommen werde." Doch Jalamir meint, „darin könnten sich auch feinere Leute, als er, täuschen. Gott behüte alle Prälaten, die Serails haben und das Latein ihres Breviers für Arabisch halten, und schenke seinen Frieden allen ehrlichen Mönchen, die die Intoleranz des Propheten von Mekka zum Muster nehmen." Sie befänden sich ja im Lande der Feen, wo man Niemanden seines Seelenheiles wegen zur Hölle schicke, und wenn auch die Geographie, streng genommen, verlange, daß die Neugebornen Muselmänner würden, so finde die Beschneidung doch nur bei männlichen Kindern statt, er aber müsse wünschen, daß die heilige Handlung an beiden Zwillingen vorgenommen werde, und darum wolle er sie taufen lassen. Das beruhigt denn den Druiden vollständig; „eine so schlagende Motivirung ist ihm noch nicht vorgekommen."

„An dem Tage nun," fährt Jalamir fort, „an welchem den Neugeborenen die Thore des Himmels geöffnet werden sollten, erschien die Fee schon zeitig im Palaste und erklärte, die Kinder mit ihren

Gaben bereichern zu wollen, bevor das Zauberwasser sie ihrem Schutze entziehe. Sie gedenke ihnen Namen zu geben, und zwar wirksamere, als die der Plattfüße im Kalender, denn sie würden zugleich die Vorzüge ausdrücken, welche sie ihnen mittheilen wolle. Die Wahl überlasse sie den Eltern; sie müßten am besten die Eigenschaften kennen, welche für ihr und ihres Volkes Glück die passendsten seien." Die aber können sich darüber nicht einigen, gerathen vielmehr in einen heftigen Streit, dem nur dadurch ein Ende gemacht wird, daß man beschließt, es solle jeder Theil über das Kind seines Geschlechtes entscheiden. Sofort erklärt die Mutter, daß sie das gerade Gegentheil von dem wünschen werde, was der Vater sich ausbitte, worauf denn der König, ärgerlich wie er ist, und besorgt um das Schicksal der geliebten Tochter, verlangt, daß der Sohn, den er in den Armen zu halten meint, der Mutter gleiche, diese aber, um sich zu rächen, der Tochter, welche sie glaubt an sich gezogen zu haben, die Aehnlichkeit mit dem Vater wünscht. Demnach wurde der junge Prinz Caprice, seine Schwester Vernunft genannt, „ein Name, dem sie so große Ehre machte, daß keine Frau seitdem gewagt hat, ihn zu tragen." Die Gatten bedauerten zwar bald, was sie gethan, doch das Quiproquo war einmal vorhanden; sie mußten sich zu trösten suchen.

Offenbar wird dem Druiden die Geschichte zu lang; er meint das Ende so gut zu errathen, daß er es seinem Freunde ersparen möchte. Schon „malt er sich das Schicksal des Landes aus, wie es unter dem künftigen wohlmeinenden, aber phantastischen Könige sich gestalten werde, hört auch bereits die Frage aufwerfen, ob nicht zu Gunsten der verständigen Schwester die Ordnung der Thronfolge zu ändern sein möchte. Dann aber werden die Gelehrten mit Emphase die Consequenzen eines solchen Vorganges auseinandersetzen, werden beweisen, wie es besser sei, daß das Volk einem Rasenden blind gehorche, den der Zufall ihm zum Herrn gegeben, als daß es sich selbst ein vernünftiges Oberhaupt gebe, werden darthun, daß, obgleich man einem Wahnsinnigen die Verwaltung seines eigenen Vermögens untersagt, es doch gut ist, ihm Leben und Güter eines Volkes zur Verfügung zu stellen, daß der unverständigste Mann der verständigsten Frau immer noch vorgezogen werden, und dem Erstgeborenen, wäre er auch ein Affe oder Wolf, die nachgeborene Heroine gehorchen muß. Freilich wird es an Einwürfen und Entgegnungen von Seiten der Aufrührer nicht fehlen, und Gott wird in ihnen" — mit diesen Worten wendet sich der Eiferer direkt an seinen verblüfften Zuhörer — „deine sophistische Beredtsamkeit glänzen lassen. Denn ich kenne dich, deine Galle liebt es, in Schmähungen dessen, was geschieht, auszuströmen, und dein bitterer Freimuth scheint sich über die

Schlechtigkeit der Menschen nur darum zu freuen, weil sie dir das Vergnügen macht, sie ihnen vorwerfen zu können."

Doch Jalamir-Rousseau hemmt den Redefluß seines Anklägers. „Zeit eures Lebens predigtet ihr nicht so gut in dem heiligen Haine, wiewohl ihr dort nicht mehr die Wahrheit spracht." Uebrigens habe ihm das Ende der Geschichte doch zu viele Mühe gemacht; er wolle ihm zeigen, daß er über Entwicklungen verfüge, die zwar weniger gelehrt, aber eben so natürlich und jedenfalls unerwarteter seien. In der That findet er eine Lösung, an die man nicht dachte. Die Eltern haben, als sie ihre Wünsche aussprachen, die beiden Kinder verwechselt, was bei der großen Aehnlichkeit in einem solchen Augenblicke der Aufregung leicht möglich war, und die Fee hat den Irrthum benutzt, um jedem der Kleinen das zu geben, was ihm eigentlich gebührte. Somit ist Alles in bester Ordnung. Der junge Prinz macht später seinem Namen alle Ehre, seine Schwester beglückt und quält einen benachbarten Monarchen. Phantasa aber stirbt an einer Indigestion unter Umständen, deren Beschreibung zum Schlusse nochmals den Bocksfuß des Satyrs hervortreten läßt.

Man sieht, es fehlt in dieser kleinen Produktion nicht an treffender Satyre und witziger Persiflage. Man sieht aber auch, daß Rousseau nicht Unrecht hatte, wenn er Bedenken trug, sie abdrucken zu lassen. Davon abgesehen, daß sie überhaupt nicht zu dem bereits feststehenden öffentlichen Charakter paßte, den er als Schriftsteller hatte, enthielt sie auch in der Anlage, wie in der Ausführung Manches, was nicht vor das Forum der Oeffentlichkeit gehörte. Eine Erzählung dieser Art mochte im engeren Freundeskreise zu einer heiteren Stunde immerhin am Orte sein; sie dem größeren Publikum vorzutragen, daran konnte ein Mann wie Rousseau nicht denken. Es hat daher viel für sich, wenn Musset vermuthet [125]), sie sei ursprünglich für den Cirkel der Fräulein Quinault verfaßt worden, in welchem die Theilnehmer sich gegenseitig mit solchen literarischen Ragouts zu bewirthen pflegten. Gewiß ist, daß Rousseau später, als er nach seiner Flucht aus Frankreich im Neufchateller Val de Travers ein Asyl gefunden hatte, sie einigen Genfer Freunden, die ihn dort besuchten, zum Besten gab. Der Vortrag, welcher bei solchen Kleinigkeiten allerdings die Hauptsache ist, scheint vortrefflich gewesen zu sein. „Der liebenswürdige und heiter wechselnde Ton, in welchem er sie vorlas, die ausdrucksvollen Gesten, das belebte Spiel seiner Physiognomie, kurz die dramatische Bewegung seiner ganzen Person gaben der an sich schon reizenden Erzählung das lebhafteste Interesse und erfüllten die Zuhörer mit Freude und Bewunderung [126])."

XXII.

Zahl und Charakter der mannigfachen Schriften, welche Rousseau trotz seiner täglichen Erwerbsthätigkeit abzufassen die Zeit und Kraft fand, lassen kaum die Annahme zu, daß es mit dem leidenden Zustande, über welchen er auch zu dieser Zeit beständig klagt, sehr viel auf sich gehabt habe. Dennoch mochte er zuweilen bedenklich, und nicht selten höchst lästig sein; jedenfalls war er der Art, daß Rousseau wohl sagen durfte, „er habe für immer seine Gesundheit verloren." Verlief die Krankheit in der Regel gleichmäßig, und ohne sonderlich zu stören, so traten doch von Zeit zu Zeit gefährlichere Zufälle ein. So im Sommer (1755), wo der Patient einem „heftigen Angriffe" zu widerstehen hatte. Im Herbste dagegen befand er sich, wahrscheinlich in Folge eines längeren Aufenthaltes auf dem Lande, recht wohl, während der einbrechende Winter ihm wieder hart zusetzte und er dem kommenden Frühling mit einem gewissen Schrecken entgegensah. Auch nennt er sich im Anfange des März einen „kranken Arbeiter, dem Arbeit und Krankheit nicht viele Zeit übrig lassen" [127]). Und dem mochte wohl so sein; er hielt es einmal für nöthig, durch die Arbeit seiner Hände sich und den Seinigen den erforderlichen Unterhalt zu verschaffen, und da sie doch nicht grade leicht und schnell von Statten ging, nahm sie eine vielleicht unverhältnißmäßige Zeit in Anspruch. Es kam hinzu, daß die Kundschaft sich immer weiter ausbreitete. Hatte das auch weniger seinen Grund in dem Bedürfnisse, als in dem Namen und Ruhme des Mannes, welcher sich der Befriedigung desselben gewidmet hatte, dieser hielt es doch für seine Pflicht, den stets sich mehrenden Aufträgen nach Kräften zu genügen. Da „drängte ihn denn die Kopie so stark, daß sie ihm keine Muße zur Arbeit ließ," beschäftigte sie ihn in einem Grade, daß „es ihm unmöglich wurde, ruhig nachzudenken" [128]). Auch fehlte es natürlich nicht an Besuchern aller Art, die sich einstellten, um den berühmten Mann oder den originellen Kauz zu sehen und zu langweilen. Er klagt daher wiederholt über „die lästigen Besuche und unbequemen Menschen, die ihn fort und fort in seiner Ruhe stören und die Sehnsucht nach der Einsamkeit wach erhalten." Sie wurde denn auch, so oft es anging, draußen aufgesucht, wiewohl er es andrerseits nicht unterließ, in den Häusern seiner näheren Bekannten vielfach zu verkehren, wie auch den Diners und Soupers bei der Quinault, bei Holbach, mit welchem er nach seiner Rückkehr von Genf, zunächst aus Theilnahme für den inzwischen Wittwer gewordenen Baron, von Neuem in Verbindung trat, und Anderen beizuwohnen.

Im Ganzen aber wurde ihm der Aufenthalt in Paris um so unerträglicher, je länger er andauerte. Er sehnte sich weg aus dem ruhelosen Treiben der großen Stadt; was sie ihm in Wort oder Handlung, in Maximen und Gebräuchen nahe brachte, widersprach seiner Neigung, wie seinen Grundsätzen. Ueberall fühlte er sich verletzt, abgestoßen und selbst in den Kreisen seiner näheren Freunde nicht heimisch. Dennoch wurde es ihm schwer, sehr schwer, den Wohnort zu wechseln; wie sehr ihn auch Herz und Sinn drängte, die Zauberstadt zu fliehen, ihr Geist und ihr Leben hielt ihn wie mit magischen Banden fest. Es bedurfte geraumer Zeit, um ihn zu einem definitiven Entschlusse zu bestimmen, und es bedurfte überdies der Gunst des Zufalls, damit dieser Entschluß endlich ausgeführt wurde.

Als Rousseau im Herbste 1754 von Genf zurückkehrte, hatte er die bestimmte Absicht, im Frühlinge des nächsten Jahres für immer dorthin überzusiedeln. Der Frühling kam, aber die Reise unterblieb; Rousseau hatte inzwischen sein Vorhaben nicht aufgegeben, wohl aber bis zum folgenden Jahre verschoben. Es war die Zeit, wo der Discours über die Ursachen der Ungleichheit zusammt der Widmung erscheinen sollte. Der Verfasser glaubte den Eindruck abwarten zu müssen, den diese Schriften, namentlich die Widmung, in seiner Heimat machen würden, bevor er sich ihr zuwenden könne. Wir wissen, was er erwartete, und sahen, daß er sich getäuscht fand. Statt der allseitigen, begeisterten Zustimmung, auf die er gerechnet hatte, hörte er nur vereinzelte Aeußerungen eines meist ziemlich kühlen Beifalls. Dies kränkte ihn persönlich; er sah voraus, daß man ihn zwar freundlich und achtungsvoll aufnehmen, aber doch nicht mehr beachten werde, als jeden anderen talentvollen Mitbürger. Doch nicht blos sein Stolz war verletzt; das Benehmen seiner Landsleute schien ihm den Beweis zu liefern, daß sie in Gesinnung und Denkweise der hohen Vorstellung, die er von ihnen hegte, nicht entsprachen. Er fürchtete, und nicht mit Unrecht, die Wirklichkeit werde gar zu weit hinter seinem Ideale zurückbleiben, und die Scheu, diese Erfahrung thatsächlich zu machen, hielt ihn ab, sich ihr auszusetzen. Kostete es ohnehin schon große Mühe, vom Platze zu weichen, so war diese wenig befriedigende Aussicht eben nicht geeignet, zur Ueberwindung der Schwierigkeiten anzuspornen. Bald aber traten Umstände ein, welche zu den bisherigen Bedenken noch neue hinzufügten.

Im Sommer des Jahres 1755 nahm Voltaire in der unmittelbaren Nähe von Genf seinen bleibenden Wohnsitz. Wir sagten schon, daß das Verhältniß Rousseau's zu ihm noch zwar ein freundliches, die große Verschiedenheit in der Denkweise und Richtung beider Männer aber doch schon hervorgetreten, und Rousseau namentlich

deutlich zum Bewußtsein gekommen war. Die Einladung, welche Voltaire ihm gelegentlich zugehen ließ, mochte aufrichtig gemeint sein; jedenfalls hatte sie nicht die erwartete Wirkung. Rousseau sah ganz richtig voraus, daß sein älterer Rivale in Genf eine große Rolle spielen, und einen durchgreifenden Einfluß ausüben werde. Schon war er der Abgott „der Frauen und jungen Leute;“ es ließ sich erwarten, daß er, der angesehene, reiche, selbstbewußte Mann mit seiner vornehmen Haltung und glänzenden Suade bald die gesammte Bürgerschaft an dem Leitseile seiner geistreichen Einfälle und frivolen Grundsätze hinter sich herziehen werde. Waren doch die Genfer allzu geneigt, dem französischen Wesen bei sich Eingang zu gestatten, und strebten doch Viele unter ihnen nach dem Ruhme, ihre Vaterstadt als ein zweites oder als ein Klein-Paris anerkannt zu sehen. Es konnte nicht fehlen, die Anwesenheit Voltaire's mußte dort den Ton, die Denkweise und die Sitte der französischen Hauptstadt zur Herrschaft bringen, und Rousseau kam, wenn er Paris mit Genf vertauschte, aus dem Regen in die Traufe. Freilich so gar schlimm stand es am Ende doch nicht; er hätte doch wohl Manchen gefunden, der gleich ihm an den Ueberlieferungen der Väter festhielt und entschlossen war, den angestammten schlichten Bürgersinn gegen das Umsichgreifen des modischen Esprit zu sichern. Jedenfalls stand ein Kampf, ein beständiger, heftiger Kampf mit der neuen Richtung in Aussicht, und Rousseau, dem der Natur der Sache nach die Leitung desselben zufallen mußte, war nicht geneigt, sie zu übernehmen. Er wußte, daß er seinem Gegner auf diesem Felde nicht gewachsen sein werde. In der That war er nicht der gewandte, redefertige, geistreich vornehme Mann, der er hätte sein müssen, wenn er ihn mit Erfolg bekämpfen wollte. Er sah voraus, daß er seine Kraft und Ruhe nutzlos opfern, und schließlich doch genöthigt sein werde, die Dinge gehen zu lassen, wie sie eben gehen wollten. Solche Aussicht lähmte die Kampflust, die ihm etwa eigen sein mochte. Groß war sie zudem grade nicht; liebte er schon von Natur den Frieden, so war eben jetzt das Bedürfniß nach Ruhe besonders wirksam in ihm.

Es erwies sich mächtiger, als der Wunsch, in die Heimat zurückzukehren, obgleich ihm von dort aus zu dieser Zeit Anerbietungen gemacht wurden, die auch in pekuniärer Beziehung erwünscht sein mußten. Der Arzt Tronchin, ein Mann, welcher einer angesehenen Patrizierfamilie Genf's angehörte, und sich als Praktiker schon eines großen Rufes erfreute, gab sich damals alle Mühe, Rousseau zur Annahme einer Stelle an der Bibliothek zu bewegen, die jährlich 1200 Franken eintrug. Die Summe, an sich gering, bot doch für die beschränkten Bedürfnisse Rousseau's eine ausgiebige Hülfsquelle, das Amt aber, an das sie geknüpft war, legte ihm wenige oder gar keine

Verpflichtungen auf. Es war im Grunde eine bloße Sinekure, die man für ihn ausgesucht hatte, um ihm Zeit und Muße für seine literarischen Arbeiten zu verschaffen. Eben dieser Umstand aber trug nicht wenig dazu bei, ihn von der Annahme der Stelle zurückzuhalten. Er merkte die Absicht und wurde verstimmt; sein Stolz sträubte sich dagegen, hinzunehmen, was ihm wie ein Gnadengeschenk erschien, und die äußere Unabhängigkeit, welche man ihm sichern wollte, drohte in seinen Augen die innere, deren Behauptung ihm vor Allem am Herzen lag, zu gefährden.

Wie sehr es ihm darauf ankam, sich in dieser Beziehung sicher zu stellen, das wurde recht deutlich, als ihm nun eine Gelegenheit geboten wurde, alle seine Wünsche in Betreff des Wohnortes erfüllt zu sehen. Madame d'Epinay besaß in der Nähe von Paris ein Landschloß la Chevrette, in welchem sie einen Theil der schönen Jahreszeit zuzubringen pflegte. Rousseau begleitete sie wohl dorthin, oder besuchte sie von Zeit zu Zeit während ihrer Villeggiatura, wo dann der sorglose Aufenthalt in der schönen Naturumgebung stets recht wohlthätig auf seine Gesundheit und Stimmung einwirkte. Bei einem dieser Besuche bemerkte er am äußersten Ende des zu dem Schlosse gehörigen Parks ein kleines, sehr verfallenes Gebäude mit einem hübschen Garten. Die reizende, einsame Lage des Ortes, dicht an dem großen Wasserbassin des Parkes und in nächster Nähe des Waldes von Montmorency, entzückte ihn, so daß er sich nicht enthalten konnte, der ihn begleitenden Freundin zuzurufen: „Ach, Madame, welch' eine köstliche Wohnung; das wäre ein Asyl, ganz gemacht für mich!“ Die Worte blieben nicht wirkungslos. Als er nach der Rückkehr von Genf die liebgewordene Stelle wieder aufsuchte, bemerkte er zu seinem größten Erstaunen, daß die alte Baracke inzwischen in ein hübsches, bequem eingerichtetes Häuschen umgewandelt worden war. Mehr noch überraschte es ihn, als sich nun Madame d'Epinay mit den Worten zu ihm wandte: „Das ist, mein Bär, Ihr Asyl, Sie selbst haben es sich ausgewählt, die Freundschaft bietet es Ihnen an; ich hoffe, daß diese Sie von dem Gedanken abbringen wird sich von mir zu entfernen.“ Natürlich konnte eine so zarte Aufmerksamkeit nicht verfehlen, auf ihn den tiefsten, freudigsten Eindruck zu machen. Sie bot ihm, wonach er sich sehnte, in einer Weise, die kaum eine Ablehnung zuließ. Unfern von Paris gelegen, befriedigte die Wohnung das Bedürfniß nach ländlicher Abgeschiedenheit, ohne darum die Möglichkeit abzuschneiden, mit der Hauptstadt und mit den dort weilenden Freunden in stetem Verkehr zu bleiben. Er durfte hoffen, durchaus frei und sein eigener Herr zu sein, während sich ihm doch zugleich die Aussicht eröffnete, dem Drange des Herzens nach vertraulicher Mittheilung folgen zu können. Kein Wunder, daß das

freundliche Anerbieten den ohnehin schon wankenden Entschluß, nach Genf überzusiedeln, noch mehr erschütterte.

Dennoch wurde derselbe nicht sogleich aufgegeben; es verging noch eine geraume Zeit, bevor Rousseau eine definitive Entscheidung traf. Er konnte doch nicht sogleich den Blick von der Heimat abwenden; sie zog ihn mächtig an, und nicht die Neigung allein, auch die Pflicht schien ihn dorthin zu rufen. Hatte nicht das Vaterland ein heiliges Anrecht an ihn? Er glaubte die laute Mahnung zu vernehmen, „welche der Staat an seine Bürger zu richten berechtigt ist." Freilich von der andern Seite lockte die schmeichelnde Stimme der Freundschaft, und er war wenig geeignet, ihr zu widerstehen. Erklang sie eine Weile fort, ließ sie sich nicht durch das anfängliche Widerstreben zum Schweigen bestimmen, so war vorauszusehen, daß Rousseau ihr folgen werde. Zu laut, zu dringend durfte sie allerdings nicht werden. Madame d'Epinay würde ihren Zweck ohne Zweifel früher erreicht haben, wenn sie weniger nachdrücklich darauf hingearbeitet hätte. Einmal entschlossen, den „lieben Bären" in ihren Rosenzwinger zu bannen; bot sie Alles auf, was dazu dienen konnte, ihn hineinzulocken. Sie ließ es weder an persönlichen Bitten und Karessen fehlen, noch auch versäumte sie es, die Freunde und Angehörigen Rousseau's für sich und ihren Plan günstig zu stimmen. Keine Frage, daß sie es gut und aufrichtig meinte; ihre Bemühungen entsprangen aus wirklicher Theilnahme für den Mann, von dessen freundschaftlicher Gesinnung sie überzeugt war, wiewohl, oder vielmehr weil er weit entfernt, ihre Gunst zu erschmeicheln, ihr gelegentlich nicht selten schroff und entschieden die Wahrheit sagte. Freilich der ergebene, zuverlässige Freund war zugleich ein berühmter Mann; es schmeichelte ohne Zweifel dem eigenen Stolze, ihn sich so eng zu verbinden.

Ueberdies schien er, bei seiner wunderlichen, ungefügigen Weise, die ihn mit Welt und Menschen in steten Konflikt brachte, der weiblichen Fürsorge ganz besonders zu bedürfen, und Madame d'Epinay fühlte sich berufen, sie ihm angedeihen zu lassen. Auch war der Bär nicht unempfänglich für das sanfte Streicheln einer zarten Hand; er ließ sich die Blumen wohlgefallen, aber er empfand doch auch etwas von dem Druck der Fesseln, die sie umhüllten. Und wieder erwachte der trotzige Freiheitssinn, der sich auch gegen die Liebe sträubte, weil und wenn sie zu binden drohte. Rousseau zweifelte nicht an dem aufrichtigen Wohlwollen der Freundin, und doch traute er ihr nicht recht. Was sie auch thun oder sagen mochte, er fühlte doch, daß ihre Freundschaft, ohne falsch oder erheuchelt zu sein, keine wahre Freundschaft sei. Diese vornehme Dame war nach Geburt, Stand und Erziehung durch eine zu weite Kluft von ihm geschieden, als

daß sie mit ihm auf dem Fuße der Gleichheit hätte stehen können. Ihre gesellschaftliche Stellung hob sie über ihn hinaus, ihre geistige Bildung aber, wie erheblich sie auch sein mochte, stellte sie tief unter ihn. Es fehlte die nothwendige Bedingung der Freundschaft, die äußere und innere Gleichheit. Rousseau empfand das und seinem Mißtrauen trat der Gedanke nahe, daß es seiner eifrigen Patronin in letzter Instanz doch weniger um ihn, als um sich selbst zu thun sein dürfte. Die Folgezeit bewies, daß er im Grunde nicht so Unrecht hatte, obgleich er selbst nicht wenig dazu beitrug, daß sie diesen Beweis liefern konnte. Wenn Rousseau keine wahren Freunde fand, so lag das auch daran, daß ihm die Fähigkeit der Selbstaufopferung fehlte, deren es bedarf, um sich solche zu schaffen. Freundschaft und Liebe kommen nicht zur vollen Geltung, wenn die persönliche Freiheit das eigentliche Pathos des Menschen ist. Sie war es bei Rousseau; auch jetzt, wo ihn Neigung und Bedürfniß drängten, sich dem Verlangen der Freundschaft zu fügen, trat sie doch mit der unabweisbaren Forderung, sich vor Allem gegen jeden Eingriff sicher zu stellen, hemmend entgegen.

Es scheint, Madame d'Epinay begnügte sich nicht damit, Rousseau die ihm erwünschte Wohnung einräumen und mit allem Erforderlichen ausstatten zu wollen. Sie muß ihm auch einen Vorschlag gemacht haben, der darauf abzielte, ihm die Gewinnung seines Lebensunterhaltes zu erleichtern. Vielleicht glaubte sie, daß er seine bisherige Beschäftigung auf dem Lande nicht füglich fortsetzen könne; auch war sie wohl, wie die übrigen Freunde, der Meinung, man müsse die Gelegenheit benutzen, um ihn von dieser mechanischen Thätigkeit, die in ihren Augen doch nur als eine wunderliche Marotte erschien, abzuziehen. Was sie eigentlich vorschlug, ist nicht recht klar; man sieht nur, daß ihre Zumuthungen den Bären zum heftigsten Widerspruche reizten. „Sie haben," läßt er sich vernehmen, „bei dem Arrangement, welches Sie mir vorschlagen, mehr Ihr Herz, als Ihr Vermögen und meine Sinnesweise zu Rathe gezogen. Wie schlecht verstehen Sie doch Ihr Interesse, daß Sie aus einem Freunde einen Diener machen wollen, und wie wenig kennen Sie mich, da Sie glauben, solche Gründe könnten mich bestimmen. Ich habe nicht die geringste Sorge um Leben oder Sterben; der Zweifel, welcher mich auf eine furchtbare Weise bewegt, betrifft den Entschluß, den ich zu ergreifen habe, um mir für den noch übrigen Theil meines Lebens die vollkommenste Unabhängigkeit zu sichern." Er hat sie trotz aller Anstrengungen in Paris nicht finden können; er sucht sie mit größerem Eifer, wie je zuvor, kann aber zu seinem großen Bedauern nicht ermitteln, wo sie am meisten gesichert sein werde. Spreche die größere Wahrscheinlichkeit für seine Vaterstadt, so müsse er doch

gestehen, daß die Freiheit in der Nähe der Freundin für ihn einen süßeren Reiz habe. Lange könne dieses Schwanken nicht mehr andauern; in sieben oder acht Tagen werde er seinen Entschluß fassen. Uebrigens sei er bereit zu hören, was man zu sagen habe; nur möge man sich erinnern, daß er „nicht verkäuflich sei," und „daß seine Gesinnungen, gegenwärtig über jeden Preis weit erhaben, den man für sie festsetzen möchte, bald auch unter jeden herabsinken würden, zu welchem man sie etwa angesetzt hätte" [129]).

Das war nun freilich ein derber Pfotenschlag, der die zarte Dame recht unsanft berührt haben muß. Indeß scheint sie alsbald ihren grimmigen Freund durch eine beruhigende Zusprache begütigt zu haben. „Er möchte doch nicht," schreibt er bald nachher, „daß sie ihn böse glaube, und seine Ausdrücke mißverstehe. Das Wort „Diener" habe er nur gebraucht, um die Erniedrigung zu bezeichnen, in welche ihn die Verläugnung seiner Grundsätze stürzen würde. Und die Unabhängigkeit, die er im Sinne habe, sei nicht die Befreiung von der Arbeit; er wolle allerdings sein Brod verdienen, das mache ihm sogar Freude, aber er gedenke keine andere Pflicht zu übernehmen, wenn er es vermeiden könne. „Ich werde," fährt er dann fort, „Ihre Vorschläge erwarten, Sie mögen sich aber auf eine Weigerung gefaßt machen, denn sie sind entweder an keine Gegenleistung oder an Bedingungen geknüpft, und ich will weder das Eine, noch das Andere. Ich werde nie einen Theil meiner Freiheit verpfänden, weder für meinen, noch für den Unterhalt irgend eines Andern; ich will arbeiten, aber nach meiner Laune, und auch Nichts thun, wenn es mir so gefällt, ohne daß Jemand, außer meinem Magen, es mir übel zu nehmen hat" [130]).

Bei einer so stark hervortretenden Neigung, abzulehnen, mußte es schwer werden, die endliche Zustimmung zu erlangen. Auch zogen sich die Verhandlungen noch sehr in die Länge; erst im März des nächsten Jahres (1756) erklärte sich Rousseau bereit, das „süße Joch der Freundschaft zu tragen," indeß nicht, ohne zugleich anzudeuten, daß er dasselbe durchaus freiwillig, und nur für so lange über sich nehme, als es ihm passend erscheinen werde. „Endlich," schreibt er, „habe ich, Madame, meinen Entschluß gefaßt, und Sie wissen wohl, daß Sie den Sieg davon tragen. Ich werde also das Osterfest in der Eremitage feiern, und dort so lange bleiben, als ich mich dort wohl befinde, und Sie mich da dulden wollen." Doch bittet er dringend, die Sache vorläufig geheim zu halten. Warum, sieht man nicht recht; wahrscheinlich fürchtete er den Widerspruch der Freunde, die denn auch, als ihnen sein Entschluß bekannt wurde, sich angelegentlich bemühten, ihn davon abzubringen. Der Holbach'sche Kreis namentlich fand den Gedanken, dem bewegten Leben der Pariser

Gesellschaft zu entsagen, höchst ungereimt, und wurde nicht müde, Rousseau zu versichern, daß er diesen lächerlichen Einfall bald bereuen, und es keine acht Tage auf dem Lande aushalten werde. Wer den Charakter Rousseau's näher kannte, mußte sich sagen, daß diese Prophezeiung wohl einige Aussicht habe, früher oder später in Erfüllung zu gehen. Auch war die schon damals laut werdende Besorgniß, das Leben in der Einsamkeit möge die ohnehin schon verbitterte Stimmung Rousseau's noch mehr umdüstern, nicht ganz grundlos, wenn auch keineswegs so dringend, wie die glaubten, welche sie hegten.

Jedenfalls hatten für jetzt die Versuche, ihn in seinem Vorhaben wankend zu machen, nur die Wirkung, ihn darin zu bestärken. Einmal entschlossen, konnte er die Zeit der Ausführung kaum erwarten. Die Freude, mit welcher ihn der Gedanke erfüllt, daß er „künftig nur seine Freundin sehen werde,“ ist unbeschreiblich; sehnsüchtig wünscht er den Augenblick herbei, wo er sich in seinem Schlößchen einer ungestörten Ruhe wird erfreuen können. Diese Ruhe freilich muß noch mit großer Unruhe erkauft werden. Er erschrickt vor der Verwirrung, welche der Umzug mit sich bringt, und „fühlt sich unglücklich, daß er so reich ist.“ Muß er nicht sein halbes Selbst, das will sagen, Tische, Stühle, Schränke und Alles, was er nicht mitzunehmen braucht, weil er es in seiner Villa vorfinden wird, in Paris zurücklassen? Auch ist er entschlossen, Bücher, Musikalien und was er sonst entbehren kann, zu Gelde zu machen; der Ertrag soll die Hülfsquellen vermehren, deren er bedarf, um in seiner Einsamkeit ruhig zu leben. Es schien nicht eben leicht, diese Kleinigkeiten in geeigneter Weise schnell zu verwerthen. Indeß gelang es ihm doch mit Hülfe der unermüdlichen Madame d'Epinay und einiger anderen Freunde, die wahrscheinlich das Meiste, ohne es sich merken zu lassen, selbst übernahmen.

Anfangs April war Alles in Ordnung; Rousseau durfte der Stadt den Rücken kehren, die er so sehnlich zu verlassen wünschte, und seitdem zwar noch hin und wieder besuchte, aber erst in seinen letzten Lebensjahren wieder dauernd bewohnen sollte. Wohlgemuth stieg er mit Therese und ihrer Mutter — den Vater hatte man in einem Hospitale untergebracht, wo er bald nachher starb — in den Wagen, in welchem ihn die Freundin selbst seinem ländlichen Asyle zuführte. Draußen war es kalt; noch deckte stellenweise Schnee den Boden, aber man fühlte doch auch den Hauch des nahenden Frühlings. Frisches Grün entsproßte bereits der Erde, schon sah man Veilchen und Primeln, und die Knospen der Bäume fingen an, aufzubrechen. In freudiger Bewegung trat Rousseau über die Schwelle der kleinen, aber hübschen und bequemen Wohnung, die er fortan die seinige nennen durfte. Die liebevolle Sorge der Freundin, der er sie verdankte, hatte sie zugleich einfach, und doch geschmackvoll ausge-

stattet. Wohl mochte es ein köstliches Gefühl sein, mit dem er die stillen, freundlichen, Herz und Sinne befriedigenden Räume durchschritt; konnte er doch nicht zweifeln, daß er „eine Reihe von glücklichen Tagen in ihnen verleben werde." Und als in der folgenden Nacht aus dem nahen Gebüsche unter seinem Fenster der erste Frühlingsgesang der Nachtigall an sein Ohr schlug, da durfte er sich dem Glauben hingeben, daß diese lieblichen, friedlichen Töne auch ihm den Anbruch eines neuen Lebensfrühlings verkündigten. Rosige Bilder einer glücklichen Zukunft traten vor seine bewegte Seele. Nur die Zeit konnte lehren, ob das Schicksal, wie es waltet im äußeren Leben und in der eigenen Brust, sie verwirklichen werde.

Anmerkungen.

I.

1) Sie finden sich in dem Projet concernant de nouveaux signes pour la musique, lu à l'Académie des Sciences le 22. Août 1742 (Vol. 16, p. 1—30), und genauer entwickelt in der Dissertation sur la Musique moderne (a. d. J. 1743; Vol. 16, p. 30—204), in welcher Rousseau von dem Urtheile der Akademie an das größere Publikum appellirte. — Der Auszug, welchen wir im Texte folgen lassen, bewahrt eine streng objective Haltung; er enthält lediglich die Ansichten und Vorschläge des Verfassers, meist in dem Ausdrucke und der Folge, welche er ihnen in den eben erwähnten Schriften hat geben wollen.

2) Wir geben hier die Bezeichnungsweise, welche Rousseau in der Abhandlung vorschlägt. In der Denkschrift will er die zwölf Saiten des chromatischen Systems in der natürlichen Ordnung, in welcher sie sich auf dem Klaviere finden, durch Ziffern am Rande bezeichnet wissen. Eine dieser Ziffern würde die Taste des Klaviers bestimmen, deren Ton als Tonika verwandt werden soll.

3) Ebenso leicht löst sich eine andere Schwierigkeit, die aus dem großen Umfange des Klaviers und seiner Eintheilung in verschiedene Oktaven entspringt. Bezeichnen wir die tiefste Oktave mit A, die nächstfolgende mit B, die dritte mit C u. s. w., so bestimmt jeder dieser Buchstaben, an den Anfang eines Musikstücks gesetzt, genau die Oktave, in welcher die erste Note desselben sich befindet. Ist aber die Stellung dieses Tones bestimmt fixirt, so genügen die vorhin erwähnten Punkte, um durch den etwaigen Wechsel der Oktaven mit aller Sicherheit hindurchzuführen. Freilich geben die Punkte die Oktave, in welcher man sich eben befindet, nur in Beziehung auf die ihr zunächst vorhergehende an. Man müßte also, um genau die Stelle des Klaviers zu kennen, an der man eben ist, auf den Buchstaben am Anfange des Musikstücks zurückgehen. Um diese Weitläufigkeit zu vermeiden, setze man an den Anfang jeder Linie den Buchstaben der Oktave, welcher die letzte Note der vorhergehenden Linie angehört. Ebenso muß bei Wiederholungen und Rondos nach jeder ersten und letzten Note die Oktave bezeichnet werden.

4) Anders und einfacher, wie es scheint, im Projekte: Man nimmt zwei Ziffern und trennt sie nach Art der Brüche durch eine kleine horizontale Linie; die obere Ziffer drückt die Note in der verlassenen, die untere dieselbe Note in der beginnenden Tonart aus.

5) Es gibt indeß noch eine andere Methode, nach welcher die Töne auf eine noch leichtere und einfachere Weise bezeichnet werden können. Man schreibe die Ziffern der Oktave, in welcher begonnen werden soll, ohne Anwendung einer Linie einfach nebeneinander. Soll dann aber aus der gegebenen Oktave in eine andere,

höhere oder niedere, übergegangen werden, so deutet ein Punkt über oder unter der Note, mit welcher dieser Uebergang einzutreten hat, an, daß nicht nur die Note selbst, sondern auch die ihr folgenden solange der höheren oder niederen Oktave angehören, als nicht ein anderes Zeichen die Bedeutung des Punktes aufhebt. Die Bezeichnungsweise bleibt dieselbe, wenn die Töne um mehrere Oktaven steigen oder fallen; man setzt soviele Punkte über oder unter die betreffende Note, als man Oktaven hinauf- oder hinabzusteigen hat.

6) S. die Dissertation a. Schl., auch den Schluß der Préface. Sie sollte u. A. eine neue Methode des Accompagnements für Klavier und Orgel enthalten, nach welcher vier Zeichen ausreichen würden, um jede Art von begleitendem Baß zu bezeichnen.

7) Wir lasen noch kürzlich in öffentlichen Blättern von einem neuen Versuche dieser Art, der großen Beifall gefunden haben soll. Inwieweit er sich an die Methode Rousseau's anlehnt, haben wir aus den betreff. Notizen nicht ersehen können.

8) Vergl. z. B. Dissert. p. 89: S'il se trouvait, que vous voulussiez passer au-delà (sc. de trois octaves) ce qui n'arrivera guère dans une musique sage..... p. 159: à moins qu'on ne voulût imaginer dans de grandes inégalités de valeurs des quintuples et des sextuples croches dont la rapidité comparée n'est nullement à la portée des voix et des instruments etc.

II.

9) S. Abschn. 1, 12. Anm. 128 und 129. Sie trägt wenigstens die Ueberschrift achevée le 10. Juillet 1742, wo Rousseau sich in Paris befand. Nach dem Inhalte zu urtheilen, muß sie in ihren Haupttheilen nach der Rückkehr von Lyon in Chamberi verfaßt worden sein. Möglich, daß sich Rousseau in den Confessions irrte.

10) Die berühmte Schriftstellerin, welche übrigens von Francueil, dem Sohne Dupin's, abstammte, versichert von dem Werke, daß es alle Widersprüche des Esprit des lois aufdecke, und die erhabensten Gedanken über die Gesetzgebungen und das sittliche Leben der Völker enthalte. Es erhebe sich in vielen Punkten über Montesquieu, spreche freisinnigere Ideen aus, rede sogar der Emancipation der Frauen das Wort u. s. w. — Wenn dem so ist, so muß man die Bescheidenheit oder die Bedenklichkeiten des Verfassers bedauern, den man übrigens im Verdacht hatte, sich theilweise mit fremden Federn (namentlich des Jesuiten Berthier, vergl. Confess. 7, p. 120) geschmückt zu haben.

11) Darf man freilich Lord Chesterfield glauben, so war Mad. Dupin doch nicht so unangreifbar, wie Rousseau (und mehr noch G. Sand a. a. O. I. p. 66) glauben machen will. Der geistreiche und sittenlose Weltmann schreibt seinem Sohne (Lettr. 256 vom 23. Oktober 1751), er möge mit Mad. Dupin, deren Schönheit für ihn noch groß genug sei, deren Alter ihr aber in Betreff ihrer Liebhaber keine ganz freie Wahl mehr lasse, anzuknüpfen suchen. Er stehe dafür, daß sie seine Dienste nicht zurückweisen werde; sei die Stelle noch nicht besetzt, so sei sie doch zu besetzen, darauf könne er sich verlassen. — Es wird rathsam sein, diesen Versicherungen des leichtfertigen Mannes nicht unbedingt zu trauen. Er mochte sich durch den Schein täuschen lassen, was bei Rousseau nicht so leicht der Fall sein konnte.

12) Die Mutter der Sand war eine Tochter Francueil's. Wir benutzen im Folgenden die Charakteristik des Großvaters (Gesch. m. Lebens I. p. 55), ohne zu vergessen, daß es die Enkelin ist, welche sie entworfen hat.

13) Sie ließ ihn sogar bitten, die Aufsicht über ihren eigenen Sohn, der zu dieser Zeit seinen Erzieher wechselte, für eine kurze Zeit zu übernehmen. Rousseau unterzog sich dieser Aufgabe, die aber für ihn so schwierig wurde, daß er höchst erfreut war, sich ihr nach acht Tagen entziehen zu können. Sein Zögling mochte

freilich schon damals ein wilder, unbändiger Bursche sein. Später zeichnete er sich durch sein wüstes, verschwenderisches Leben aus. Nach seiner Vermählung verspielte er in einer Nacht 700,000 Franks, und es kam dahin, daß seine Besitzungen verkauft oder verpfändet werden mußten, um die enormen Schulden zu decken. Er und sein älterer Stiefbruder Francueil sollen zusammen 7—8 Millionen Fr. durchgebracht haben. (G. Sand 1, p. 73.)

14) Ursprünglich einfacher Apotheker in Paris, wurde dieser Mann, in Folge seiner verdienstvollen chemischen Studien und Arbeiten, Professor der Chemie am Jardin des Plantes, Mitglied der Akademie der Wissenschaften zc. Er starb hochgeachtet im J. 1770.

15) Rousseau erzählt, wie er eines Abends, im Begriffe, in die Oper einzutreten, von seinen musikalischen Gedanken beherrscht, an der Thür wieder umkehrte, sich in sein Zimmer einschloß, zu Bette legte und in sieben bis acht Stunden die besten Parthien des Aktes componirte. Als er freilich am Morgen erwachte, hatte sein Gedächtniß nur einen sehr kleinen Theil der nächtlichen Produktion bewahrt.

16) Wahrscheinlich Ende 1742 oder im Anfange des nächsten Jahres. Rousseau sagt (Conf. 7, p. 157 Anm.), er habe es nach den Niederlagen verfaßt, welche die Franzosen im östreichischen Erbfolgekriege in Böhmen und Baiern erlitten. Diese aber fallen in das J. 1742. — Uebrigens sind die Prisonniers de guerre in Prosa geschrieben und finden sich in O. c. Vol. 27, p. 61 — 102.

17) Wir wollen wenigstens einige der bezeichnenderen Stellen hier ausheben. P. 64: O France! o ma chère patrie! que ce climat barbare me fait sentir ce que tu vaux! Quand reverrai-je ton heureux séjour? quand finira cette honteuse inaction, où je languis, tandis que mes glorieux compatriotes moissonnent les lauriers sur les traces de leur roi? — P. 65 preist der gefangene Offizier das Glück Dessen, der im Kampfe die Achtung seines Herrn gewinnen kann, da Niemand mehr als „dieser große Fürst" im Stande ist, über Verdienst und Tapferkeit „aus eigener Erfahrung" zu urtheilen. — Stärker noch ist die Stelle p. 97: ... un maître dont la bonté égale le courage. Si ses triomphes le font craindre, ses vertus doivent-elles moins le faire admirer? Conquérant redoutable, il semble à la tête de ses armées un père tendre au milieu de sa famille etc. — und über die Nation p. 96: Je l'ai vue de près cette heureuse et brillante nation, je l'ai vue paisible au milieu de la guerre, cultivant les sciences et les beaux-arts, et livrée à cette charmante douceur de caractère qui en tout temps lui fait recevoir également bien tous les peuples du monde, et rend la France en quelque manière la patrie commune du genre-humain. Tous les hommes sont les frères des Français etc. — Auch die Schwäche des französischen Charakters, namentlich die leichtfertige Behandlung der geschlechtlichen Beziehungen, wurde in ein günstiges Licht gestellt; s. z. B. p. 81 die charakteristische Rechtfertigung der galanten Verhältnisse.

III.

18) Rousseau hatte Anfangs 50 Louisd'or jährlich verlangt, während der Gesandte nur 100 Pistolen (oder 1000 Frks.) geben wollte, begnügte sich aber später mit dieser Summe, weil ihm erhebliche Nebeneinkünfte in Aussicht gestellt und überdies die Reisekosten mit 20 Louisd'or vergütet wurden.

19) Eine ganz genaue Angabe der Zeit liegt nicht vor. In den Confessions sagt Rousseau, daß er anderthalb Jahre in Venedig gelebt habe; seine Rückkehr erfolgte aber im Oktober des J. 1744. Bestimmter noch gibt er in einem Briefe vom 8. August (an den Minister Amelot) an, daß er seit 14 Monaten im Dienste des Grafen gestanden habe.

20) Später freilich wohl. Noch nach vielen Jahren sollte dieses unklare Verhältniß von den Feinden Rousseau's zu seiner Erniedrigung benutzt werden. Während seines Aufenthaltes in Motiers (1765) verbreitete Voltaire in Genf die Nachricht, Rousseau sei nicht, wie er behaupte, Gesandtschaftssekretär, sondern einfacher Bedienter (valet) des Grafen Montaigu gewesen. Rousseau, so der Prahlerei und Lüge beschuldigt, gab dem erbitterten Poeten in einem energischen Briefe, den er unter dem 31. Mai an ihn richtete, ein entschiedenes Dementi. Voltaire schwieg eine Weile. Als aber Rousseau im nächsten Jahre mit David Hume zerfiel, schrieb Voltaire diesem (24. Oktober), daß Rousseau in einem Briefe an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten sich selbst domestique des Grafen genannt habe, welchen Ausdruck er dann in seiner gemeinen Weise näher commentirte. Die Angabe war richtig, und Rousseau leugnete das nicht, als er dem Herrn de Chauvel, welcher ihm von dem Gerede Nachricht gab, die gewünschte Aufklärung ertheilte. Er sei in der That domestique des Grafen gewesen, denn er habe ebenso wie dessen Cavaliere in seinem Hause gewohnt und sein Brod gegessen. Daraus folge aber nicht, daß er, wie Voltaire glauben machen wolle, die Stelle eines Lakaien oder Bedienten eingenommen habe. — Uebrigens stimmt der Inhalt dieses Briefes mit den Angaben in den Confessions überein, und unterliegt es keinem Zweifel, daß Rousseau in der That das war, wofür er sich ausgab. Morin (Essai sur la vie et les ouvrages de J. J. R. p. 241 sqq.) weist die Grundlosigkeit der hämischen Bemerkungen Voltaire's recht gut nach. Er hätte sich außer den angeführten Belegen auch noch auf Rousseau's Brief an Frau von Warens (vom 5. Oktober 1743) berufen können, in welchem er sich auf der Adresse Sécrétaire d'ambassade nennt.

21) .... de toute votre maison de Paris, à la tête delaquelle j'ose me compter encore plus par l'empressement et le zèle, que par le rang (L. à Madame de Montaigu v. 23. Novbr. 1743). Man sieht aus diesem Briefe an die Gräfin, daß Rousseau damals mit dem Grafen und seiner Familie auf gutem, fast vertraulichem Fuße stand. Er berichtet, wie es scheint, in Folge speziellen Auftrags, der Gräfin über Befinden und Lebensweise ihres Gemahls, wie über seine eignen persönlichen Angelegenheiten.

22) J'ai un peu dérangé ma philosophie, pour me mettre comme les autres, de sorte que je cours la place et les spectacles en masque et en bahutte aussi fièrement que si j'avais passé toute ma vie dans cet équipage. (S. den in der vorhergeh. Anm. citirten Brief.)

23) Lascia le donne e studia la matematica.

24) So hatte er einst seinem Bedienten den Auftrag gegeben, ihm den Schlüssel zu seiner Theaterloge in ein bestimmtes Haus zu bringen. Der Haushofmeister ließ aber sagen, daß er bereits über ihn verfügt habe. Rousseau, über diese Geringschätzung um so mehr erzürnt, da er sie in Gegenwart Anderer erfahren mußte, erklärte dem Intendanten, daß Einer von ihnen das gräfliche Haus verlassen müsse, falls er ihm nicht an demselben Orte, an welchem die Beleidigung stattgefunden habe, und vor denselben Personen, die Zeugen gewesen seien, Genugthuung leiste. Der Haushofmeister verstand sich zu der geforderten öffentlichen Entschuldigung. — Nicht so nachgiebig war der Gesandte selbst, als Rousseau, welchem er bei Gelegenheit eines Diners, das dem Herzog von Modena und seiner Familie gegeben werden sollte, erklärt hatte, daß er daran nicht Theil nehmen werde, auf seiner Anwesenheit bestand und sogar behauptete, daß, wenn der Herzog selbst seine Ausschließung fordere, die Würde Sr. Excellenz sowie seine eigene Pflicht nicht erlauben würde, darauf einzugehen. Der Graf war höchlich entrüstet über die Anmaßung seines Sekretärs, der doch nicht einmal dem Adel angehöre. Aber Rousseau berief sich auf den Adel, welchen ihm seine Stellung verleihe, und erinnerte den Gesandten daran, daß er kraft derselben ihm bei seiner öffentlichen Auffahrt in voller Gala zu folgen und in seiner Gesellschaft im Palaste von St. Markus mit dem Dogen und Senate

öffentlich zu speisen berechtigt sei. Da müsse es sich der Herzog von Modena doch auch wohl gefallen lassen, wenn er an einer Privattafel neben ihm Platz nehme. Der Gesandte ließ sich indeß nicht überzeugen, doch fand er keine Gelegenheit, seine Drohung auszuführen, da der Herzog wegblieb.

25) S. Oeuvres compl. vol. 12, p. 55; Ed. v. 1818.

26) „In der gemeinsten Garküche", sagt er mit Bezug auf die Soupers, an welchen der Gesandte selbst nicht theilnahm, „würde man reinlicher und anständiger, mit weniger schmutzigem Leinen und besseren Speisen bedient worden sein. Man gab uns ein einziges kleines, recht trübes Licht, zinnerne Teller und eiserne Gabeln."

27) Vergl. den Brief an sie vom 5. Oktober 1743 a. Schl.: O mille fois chère Maman, il me semble qu'il y a déjà un siècle que je ne vous ai vue; en vérité je ne puis vivre loin de vous.

28) Er passirte Nyon, bevor er nach Genf kam, wagte aber nicht, den Vater aufzusuchen, weil er fürchtete, die Stiefmutter möchte ihm die abermalige Unterbrechung seiner Carrière zum Vorwurf machen. Ein Genfer Bekannter stellte ihm das Unrecht dieser Vernachlässigung vor, und da Rousseau selbst den Vatér sehr gerne gesprochen hätte, fuhr man nach Nyon, wo er mit ihm im Gasthofe zusammentraf. — Man sieht, welche Macht die Scham über den jungen Mann hatte; sie hielt ihn unter Umständen von der Erfüllung selbst der Pflichten ab, welchen er gerne genügte.

29) Zähe genug war Rousseau, aber es half nichts. Noch im Februar des folgenden Jahres schrieb er an Frau von Warens: Je me plains de mon cheval d'ambassadeur; l'on me plaint, on m'estime et on ne me rend d'autre justice.... Einst hoffte er sich an dem Gesandten zu rächen, indem er ihm beweise, qu'il vaut plus que lui et qu'il est plus estimé.

IV.

30) Vergl. L. à Mad. de Warens v. 25. Febr. 1745: Ce bon et généreux ami me presse d'accepter un asyle dans sa maison.... je ne le prends point au mot et je vous laisse deviner pourquoi. Der Grund ist eben die Möglichkeit, mit Mama zusammen zu leben, eine Aussicht, an der das Herz noch in etwa festhielt, nachdem der Verstand sie schon aufgegeben hatte. Es ist daher nicht auffallend, daß er bald nachher den Bitten des Freundes doch nachgibt.

31) Man lernt dieses Ideal am besten kennen aus einem späteren Briefe Rousseau's an Mad. d'Epinay (A l'Ermitage, ce jeudi 1757, Corresp. Nr. 143. — Wir bemerken übrigens, daß wir, da die Briefe in der Corresp. nach den einzelnen Jahren geordnet sind, in der Regel nur das Datum, nicht auch die Nummer angeben).

32) S. L. à d'Altuna v. 30. Juni 1748. Altuna hatte Rousseau an das frühere Versprechen, mit ihm zusammenzuleben, erinnert; Rousseau findet, daß der Freund „ihn aus seiner gegenwärtigen Lage herausziehen wolle, während er sich eine Pflicht daraus mache, ihn in der seinigen zu belassen." — Uebrigens war A. im J. 1747 in Paris gewesen (s. L. à Mad. de Warens v. Febr. d. J.), und bei dieser Gelegenheit mochte das alte Verhältniß neu befestigt worden sein. Ging Rousseau auch auf die Einladungen seines Freundes nicht ein, so blieb er doch mit ihm bis zu seinem frühen Tode in näherer Verbindung.

V.

33) Il me fallait à la place de l'ambition éteinte un sentiment vif, qui remplit mon coeur.... il fallait un successeur à Maman, un pour remplir mon coeur (Confess. 7, p. 132; 9 p. 319).

VI.

34) Vergl. L. à Daniel Roguin v. 9. Juli 1745.

35) In den Worten Hesiod's (Scène V):

> Je n'ai point fait de l'art une étude servile,
> Et ma voix indocile
> Ne s'est jamais unie aux chalumeaux.
> Moi dans le succès que j'espère
> J'attends tout du feu qui m'éclaire
> Et rien de mes faibles travaux.

(Vergl. Vol. 15, p. 210; die Muses galantes, Ballet, nehmen dort p. 193—236 ein.)

36) S. Lettre à l'Abbé Raynal vom Juli 1750.

VII.

37) Die Lage der Frau von Warens war zu dieser Zeit eine ziemlich trostlose geworden. Außer Stande, von ihrem gewohnten Treiben abzulassen, vor wie nach von Abenteurern und Projektenmachern ausgebeutet, war sie immer tiefer in Schulden gerathen, sodaß sie sich am Ende nicht mehr herauswinden konnte. Ihr Pflegesohn hatte natürlich viel zu viel mit sich selbst zu thun, um sie irgendwie wirksam unterstützen zu können. Auch scheint das Interesse an ihr, die Innigkeit seiner Zuneigung sich allmälig vermindert zu haben. Er glaubte zu bemerken, daß mit der wachsenden Zerrüttung ihrer ökonomischen Verhältnisse auch ihr inneres Wesen corrumpirt werde, daß „ihr Geist sich verdunkle und ihr Herz sich verenge." Die andauernde Trennung, die Aenderung der Lebensverhältnisse und vor Allem die Verbindung mit Therese mochten zu dieser Entfremdung allerdings das übrige beitragen. Uebrigens half er doch, soviel es anging, wenn nicht mit dem Beutel, dann doch mit der Feder, da Frau von Warens es an Versuchen nicht fehlen ließ, sich durch Bitt- und Denkschriften neue Hülfsquellen zu eröffnen.

38) Diese Materialien, umfangreiche Sammlungen von Notizen, sollen sich noch gegenwärtig auf dem Dupin'schen Familiengute Chenonceaux in der Touraine handschriftlich vorfinden. (S. Sand, Gesch. m. Lebens, 1, p. 62 ff.) Madame Dupin beschäftigte sich damals mit einem Werke über „die Verdienste der Frauen". Der Tod des Mannes unterbrach die Arbeit; „sie selbst war zu bescheiden, dieselbe zu veröffentlichen."

39) Correspond. I, 6, p. 351. Im Allgemeinen ist, was dieser frühere Freund und spätere Feind Rousseau's über dessen persönliche Verhältnisse mittheilt, von uns nur dann und insoweit benutzt worden, als es durch anderweitige Quellen bestätigt oder doch durch die gesammte Sachlage wahrscheinlich wird. Seine Angaben tragen vielfach zu sehr den Stempel der gehässigen Absicht, den Ruf und die Bedeutung seines ehemaligen Freundes herabzusetzen, als daß man ihnen ohne Weiteres trauen dürfte. Wir möchten es ihm deßhalb auch nicht glauben, wenn er (I, 3, p. 176) erzählt, daß Rousseau sich zu der hier in Rede stehenden Zeit mit dem Projekte getragen habe, eine Flugmaschine zu construiren, wiewohl er in seiner bedrängten Lage und bei seinem für phantastische Entwürfe noch immer zugänglichen Sinne gelegentlich einen solchen Einfall gehabt und geäußert haben mag.

40) So in den Confessions VII; „in drei Tagen", sagt die Vorrede zur Ausgabe, wie wir glauben, in der Absicht, den damals dem Verf. gering erscheinenden Werth des Stückes zu erklären. Dasselbe findet sich in Vol. 15, p. 111—193.

41) Es ist abgedruckt Vol. 15, p. 301—7.

VIII.

42) S. L. à Mad. de Warens v. 17. Dezbr. 1747.

43) G. Sand, Hist. de ma vie 8, p. 84.

44) „Dénis Diderot, geb. am 5. Oktober 1713 zu Langres in der Champagne, wurde in der dortigen Schule der Jesuiten erzogen, die ihn zum Mitgliede ihres Ordens machen wollten, erhielt auch, auf Veranlassung eines Onkels, der Kanonikus war, die Tonsur. Weil er aber dem geistlichen Stande durchaus abgeneigt war, bestimmte ihn sein Vater für die juristische Laufbahn und übergab ihn der Leitung eines Pariser Anwalts. Indeß Diderot beschäftigte sich lieber mit den schönen Wissenschaften; selbst der Unwille seines Vaters und der Mangel an Unterstützung, welcher die Folge davon war, machten ihn nicht irre; er suchte Hülfsquellen in seinen Talenten und fand sie. Mit Eifer legte er sich auf Mathematik, Physik, Philosophie und die schönen Wissenschaften, und erwarb sich bald in der Hauptstadt einen geachteten Namen." — Diese wenigen biographischen Notizen werden zum Verständnisse des im Texte Gesagten ausreichen. Uebrigens werden wir auf Leben und Charakter des Mannes wiederholt näher eingehen, doch immer nur insoweit, als die Natur und Wichtigkeit seiner Beziehungen zu Rousseau es uns zu erfordern scheinen.

45) Namentlich durch die im J. 1746 erschienenen Pensées philosophiques, welche den Grund zu seinem schriftstellerischen Ruhme legten.

46) Dasselbe ist abgedruckt Vol. 13, p. 307—19.

47) Vergl. L. à Mad. de Warens v. 26. August. — Rousseau litt schon seit längerer Zeit an einem zwar nicht gefährlichen, aber sehr schmerzhaften Uebel, das ihn seitdem nie mehr verließ. Es war eine retention d'urine, zum Theil wohl die Folge de la pierre qui du rein est descendue dans la vessie. Das Leiden konnte nur vermittelst einer Operation beseitigt werden, zu welcher es ihm an Geld und Kraft fehlte.

48) Vergl. den vorhin citirten Brief: cet état d'opprobre et de misère. Die Geldnoth ist so groß, daß er auf Mittel sinnt, wie die Portoauslagen vermindert werden können.

49) Vergl. L. à Mad. de Warens v. 17. Januar 1749.

IX.

50) Confess. 8, zu vergl. mit den übereinstimmenden Angaben in L. II. à Msr. de Malesherbes (v. Montmorenci, 12. Jan. 1762).

51) Marmontel (in s. Memoiren) und mit ihm manche andere Gegner Rousseau's, wie Grimm, Morellet (Mém. I. p. 119), La Harpe u. s. w. haben sich bemüht, über den Ursprung des in Rede stehenden Discours Angaben zu verbreiten, welche darauf berechnet sind, die eigne Erzählung Rousseau's als ein mit Absicht ausgesponnenes Lügengewebe darzustellen. Sie stützen sich auf Aeußerungen von Diderot, die freilich einer Zeit angehören, wo dieser sogenannte Freund sich in einen entschiedenen Feind umgewandelt hatte. (Vergl. Vie de Sénèque.) Ihnen zufolge habe R., als er, den Mercure in der Hand, bei Diderot eingetreten, diesem mitgetheilt, er habe wohl Lust, sich an der Lösung der Preisaufgabe zu versuchen; nur wisse er nicht recht, ob er die Frage der Akademie bejahend oder verneinend beantworten solle. Diderot habe sich dann für die Negative erklärt; das sei neu, parador, werde Aufsehen erregen u. s. w. Und Rousseau, dem, wie sich von selbst versteht, an dem äußeren Erfolge Alles, an der Sache selbst Nichts lag, habe sich beeilt, dem Rathe des Freundes zu folgen. — Wir halten es für überflüssig, die Un-

wahrheit dieses Berichtes näher nachzuweisen; die späteren Ausführungen im Texte enthalten implicite eine genügende Widerlegung dieser perfiden Erdichtung. Hier mag nur bemerkt werden, daß der Lüge, wie in der Regel, doch ein Körnchen Wahrheit zu Grunde zu liegen scheint. Wurde Rousseau auch ohne Zweifel durch seine lebendige Ueberzeugung geleitet, so konnte die Wahrnehmung, daß er eine den herrschenden Begriffen geradezu widersprechende Ansicht vertrete, ihm natürlich nicht verborgen bleiben. Ebenso natürlich war es, daß sich damit eine gewisse, auch lockende Aussicht verband, durch das Wagniß die Blicke des Publikums auf sich zu ziehen. Es mag dann im Verkehre mit seinen Freunden hin und wieder diese Seite der Sache zur Sprache gekommen sein, zumal die Sucht, durch neue und überraschende Behauptungen oder Einfälle Aufsehen zu erregen, in der Schriftstellerwelt damals sehr verbreitet war. Die Art, wie Diderot solche Aeußerungen, an welchen er selbst gewiß größeren Antheil hatte, als Rousseau, ausbeutete, um sich auf Kosten des Freundes zu erheben und diesen zu erniedrigen, verurtheilt sich selbst. — Auch Hettner (Literatur-Gesch. des 18. Jahrh. II. p. 212 fgg.) glaubt, Diderot und seine Anhänger hätten hier sehr übertrieben, und will nur eine „Ermuthigung" Rousseau's gelten lassen.

52) Die wichtigsten Stellen, an welchen Rousseau von dem Verhältnisse zu seinen Kindern spricht, sind Confess. 8, p. 188 ff., 194; 9, p. 324 ff.; 12, p. 20 ff.; L. à Mad. de Francueil v. 4. April 1751, à Mad. de Luxembourg v. 12. Juni und 10. August 1761, à Mad. B. v. 7. Jan. 1770, à Msr. de St. Germain v. 6. Febr. 1770. Zu vergl. sind auch Rêveries 9, wo Rousseau sein Verhältniß zu Kindern überhaupt bespricht.

53) Il n'y a ni pauvreté, ni travaux, ni respect humain qui dispensent le père, de nourrir ses enfants et de les élever lui-même. Lecteurs, vous pouvez m'en croire. Je prédis à quiconque a des entrailles et néglige de si saints devoirs, qu'il versera longtemps sur ses fautes des larmes amères et n'en sera jamais consolé. (Emile I. p. 34; vergl. Confess. 12, p. 20.)

54) So noch im Jahre 1770: Quand ma raison me dit, que j'ai fait ce que j'ai dû faire, je l'en crois moins que mon coeur, qui gémit et qui la dément. Néanmoins je rends grâces au ciel, de n'avoir abreuvé que moi les amertumes de ma vie et d'en avoir garanti mes enfants. (L. à Mad. B., und fast gleichlautend L. à Msr. de St. Germain.)

55) Wenigstens gilt das von der späteren Zeit, als er wieder zum Protestantismus zurückgetreten war. Freilich machten es die Gesetze auch schon einem Ausländer überhaupt schwer, eine förmliche Ehe abzuschließen.

56) Il a délivré ses enfants de la misère à ses dépens etc. (L. à Mad. de Francueil v. J. 1751.)

57) Confessions 9, p. 327.

X.

58) Vergl. die Réfutation de Gautier im Eingange. (O. vol. 25, p. 63.)

59) S. die Réfutation d'un Académicien de Dijon i. E. Der Verfasser nennt den Discours einen „Kometen" im Reiche der Literatur.

60) Vergl. die Réfutation du roi de Pologne im Eing.

XI.

62) Wir lassen hier das Verzeichniß der wichtigsten Gegenschriften, sowie der Antworten, welche Rousseau veröffentlichte, folgen. (Vergl. Confess. 8, p. 201.)

Gautier, Professor der Mathematik und Geschichte, ließ im Mercure de France (1751) anonym Observations sur le Discours erscheinen. Rousseau antwortete durch eine Lettre à l'Abbé Raynal, welche im zweiten Juniheste des Mercure veröffentlicht wurde. Später ließ derselbe Gautier im Oktoberhefte eine Réfutation du discours, die er in der königl. Akademie von Nancy, deren Mitglied er war, gelesen hatte, abdrucken. Rousseau replicirte in einem Briefe an Grimm, zu welchem dieser wieder Observat. erscheinen ließ.

Réfutation du discours etc., de par un académicien de Dijon, qui lui a réfusé son suffrage (1751). — Die Akademie stellte in einem öffentlichen Dementi in Abrede, daß die Abhandlung von einem ihrer Mitglieder verfaßt sei. In der That stellte sich bald heraus, daß die Ehre der Autorschaft dem beständigen Sekretär der Akademie von Rouen, Le Cat, gebühre. Rousseau antwortete durch einen Brief, während Le Cat das Dementi der Akademie mit Observat. begleitete.

Réfutation du discours etc. par le roi de Pologne (erschien im Septemberhefte des Mercure). Rousseau schrieb gegen sie Observat. sur une Réfut. etc., die ihrerseits wieder eine neue (von Le Cat verfaßte) Replik veranlaßten.

Discours sur les avantages des sciences par Borde, academ. de Lyon (vorgelesen in der öffentlichen Sitzung der Akademie im Juni 1751). Rousseau antwortete seinem früheren Freunde durch seine Dernière réponse. Borde schrieb eine lange Entgegnung, gegen welche Rousseau's Préface zum Narcisse (auf welche wir später zurückkommen) wenigstens indirect gerichtet ist.

Discours sur les avantages que les lettres procurent à la vertu, par Le Roi, Professor der Rhetorik, vorgetragen in der Sorbonne (1751) bei Gelegenheit der Preisvertheilung.

Auch in deutscher Sprache erschien eine Widerlegung, vergl. die Préface zum Narcisse, p. 5. Anm. — Lessing's Anzeige der Rousseau'schen Schrift in dem „Neuesten aus dem Reiche des Witzes" (April 1751, vergl. W. 3, p. 197 ff. Lachm.) ist sehr anerkennend für „den Mann, welcher der Tugend gegen die Vorurtheile das Wort redet", findet aber, daß derselbe „zu weit geht."

63) In späterer Zeit sah sich freilich auch die Akademie von Dijon veranlaßt, ihre frühere Entscheidung, soweit das noch anging, zu desavouiren. S. die Stelle aus dem ersten Bande ihrer Memoiren bei Musset-P., II. p. 366.

64) Wir haben die Antworten, welche Rousseau an seine Gegner richtete, schon in Anm. 62 registrirt. Sie sind abgedruckt in Vol. 13 s. W.

XII.

65) Vergl. Dialogues de R., juge de Jean-Jacques II. p. 10 ff., wo Rousseau von den Motiven Rechenschaft gibt, die ihn bestimmten, Copist zu werden. Wir haben sie im Texte benutzt und ergänzt.

66) Wir wissen nicht, was Rousseau damals seinem Portefeuille entnahm und der Redaktion des Mercure einsandte. Die Verbindung mit ihr dauerte in den nächsten Jahren fort; so schickte er im Jahre 1753 einen Aufsatz über und gegen den Gebrauch kupferner Gefäße.

67) Charles Duclos, geb. 1704 in der Bretagne, hatte sich zuerst durch seine (früher erwähnten) Confessions du comte de... (1741) ein gewisses Ansehen erworben. Er schrieb dann eine Histoire de Louis XI. (1745), wurde 1747 Mitglied der franz. Akademie und begründete durch die 1749 erschienenen Considérations sur les moeurs de ce siècle seinen literarischen Ruhm, welchen er durch spätere Werke zu behaupten und zu steigern wußte. Seinen persönlichen Charakter achtete und ehrte Jedermann; er stand allgemein bei seinen Zeitgenossen in dem Rufe unbestechlicher Redlichkeit und Biederkeit. Doch scheint er weder geneigt, noch fähig gewesen zu sein, sich von der Welt und dem Leben, die er so meisterhaft zu charakteri-

siren versteht, abzuwenden. Gewandt und weltklug, wie er troß seiner derben Gradheit war, machte er eine fast glänzende Carrière. Er wurde nicht nur Mitglied und Sekretär der Akademie, später auch an Voltaire's Stelle Historiograph von Frankreich, sondern auch auf den Antrag der Stände der Bretagne, welchen er als Mitglied angehörte, von Ludwig XV. in den Adelstand erhoben. Es ist kaum fraglich, daß in dieser Gemeinschaft mit dem, was prinzipiell doch verworfen wurde, — eine Inconsequenz, die dem Sinne Rousseau's durchaus widerstrebte — der letzte Grund seines wenn auch späten Bruches mit Duclos gelegen ist. Freilich fehlte es auch nicht an besonderen Anlässen, wie sich später zeigen wird.

68) S. Epître à Msr. d'Etang, Vicaire de Marcoussis. (Vol. 15, p. 290 ff.)

69) Oraison funèbre de son A. Monseigneur le duc d'Orléans, premier prince du Sang de France. (Vol. 27, p. 33—60.)

70) Sie findet sich in Vol. 13, p. 1—24.

XIII.

71) Le devin du village, Intermède, abgedr. Vol. 15, p. 237—263. — Rousseau widmete das Werk seinem Freunde Duclos, sans qui il n'eût point vu le jour. Es war und blieb in der That sa première et unique dédicace.

72) Rousseau wollte der Vorstellung nicht beiwohnen: comme tout cela sera exécuté par des dames et des seigneurs de la cour, je m'attends à être chanté faux et estropié. Ainsi je n'irai point. Auch mag er nicht, daß es scheine, als suche er nachträglich eine Gelegenheit, dem Könige vorgestellt zu werden. (Vergl. L. à Mad. de Warens v. 13. Febr. 1753.)

73) Intermède très-agréable qui a eu un très-grand succès à Fontainebleau et à Paris, sagt Grimm (Corresp. I. p. 92, vergl. Ib. p. 112; auch Grimm's Brief an Gottsched vom Juni 1753, bei Danzel, Gottsched p. 351).

74) Rousseau antwortete der Marquise, am 7. März 1753: Madame, en acceptant le présent qui m'a été remis de votre part, je crois avoir témoigné mon respect pour la main dont il vient; et j'ose ajouter sur l'honneur que vous avez fait à mon ouvrage, que des deux épreuves, où vous mettez ma modération, l'intérêt n'est pas la plus dangereuse. Je suis avec respect etc. — Man sieht, die Complimente Rousseau's sind zwar nicht die eines Hofmanns, aber doch immer fein genug.

75) S. L. à Mad. de Warens vom 13. Febr. 1753: Votre fils s'avance à grands pas vers sa dernière demeure; le mal a fait un si grand progrès cet hiver, que je ne dois plus m'attendre à en voir un autre.

76) Holbach — so erzählt er — habe ihn eines Tags, als er in seinem Kabinet eine Sammlung von anziehenden Klavierstücken durchblätterte, aufgefordert, eines davon für seinen Devin zu benutzen. Ihm zu Gefallen habe er dann ein Pastorale zu einem Trio für das Divertissement bearbeitet. Bei einem späteren Besuche sei ihm aber die Verlegenheit aufgefallen, mit welcher Holbach bei seinem Eintritt vom Klavier aufstand, wo er den Anwesenden offenbar eben etwas zum Besten gegeben. Ein Blick auf das offenliegende Musikstück habe ihm gezeigt, daß man sich mit der entlehnten Pièce zu thun gemacht. Auch auf dem Klavier des Herrn d'Epinay sei ihm später dieselbe Sammlung begegnet. — Es ist klar, worauf diese Andeutungen hinauslaufen; die Freunde veranlassen ihn zur Entlehnung eines Theiles, damit sie mit einem scheinbaren Grunde die Aechtheit des Ganzen bestreiten können. Freilich traut er ihnen das erst in einer Zeit zu, als ihr Benehmen sein Mißtrauen bis zu einem gewissen Grade rechtfertigt.

77) Vergl. die Allgem. Musik. Zeit. XIV. p. 469.

78) S. Dialogues II, wo die Frage allseitig erörtert wird.

79) Leben Mozart's II. p. 202 Anm.



80) Vergl. die Allgem. Musik. Zeitschr. 21, p. 841, 23, p. 141. — St. Marc-Girardin berichtet freilich (Rêvue des deux mondes, Mai 1852), daß, als die französische Oper 1823 den Versuch machte, den Devin aufzuführen, man höhnend eine Perücke auf die Bühne warf.

81) Narcisse ou l'Amant de lui-même, comédie représentée par les comédiens ordinaires du roi, le 18. Décembre 1752 (Vol. 15, p. 45 — 110).

82) Diese Préface findet sich, dem Stücke selbst vorgedruckt, Vol. 15, p. 1 — 44.

XIV.

83) Vergl. die Correspond. littéraire von Grimm aus der betreff. Zeit.

84) Grimm spricht in dieser Broschüre keineswegs blos von dem musikalischen Theile der Oper; er wendet sich ebenso gegen den poetischen Inhalt der Texte, die Deklamation und den musikalischen Vortrag, gegen die äußeren Einrichtungen im Schauspielhause und auf der Bühne, gegen die Mitglieder des Orchesters, die Sänger, Tänzer; sie alle trifft der scharfe Witz und herbe Spott des kleinen Propheten. Den taktschlagenden Direktor vergleicht er mit einem Holzhacker, die Sängerinnen verspottet er wegen ihres sinnlosen Geschreies, in Folge dessen die Adern anschwellen und das Gesicht sich purpurn färbt; die Sänger werden als meckernde, gurgelnde Böcke verlacht, Lully's Tonsatz als eine unerträgliche, langweilige Psalmodie bezeichnet, die szenische Darstellung für das Non plus ultra der Absurdität erklärt u. s. w. Am Schlusse fordert er dann mit komischem Pathos das erleuchtete und aufgeklärte Volk, zu welchem ihn der Himmel gesandt habe, auf, den abscheulichen Mißklang abzuschaffen und die göttliche Sendung Manelli's (des beliebtesten unter den italiänischen Sängern) ohne Säumen anzuerkennen. — Die Broschüre ist abgedruckt in der Correspond. littér. vol. 15. Sie wurde auch theilweise in's Deutsche übersetzt in der Neuen Zeitschrift für Musik, Band 1, wo sie, wie das auch in Frankreich lange geschah, Rousseau zugeschrieben wird. Interessant ist, daß Frau Gottsched sie in ihrer Polemik gegen eine Operette von Weiße nachahmte (vergl. Danzel, Gottsched, p. 350).

85) Welcher Mittel sie sich dazu bedienten, kann man aus dem wohlüberlegten Plane sehen, welchen Rousseau (in s. Lettre d'un Symphoniste) ein Mitglied des Orchesters seinen Kameraden vorlegen läßt. Die scherzhafte Uebertreibung thut der Wahrheit im Wesentlichen keinen Eintrag.

86) Lettre sur la Musique française, mit dem Motto: Sunt verba et voces, praetereaque nihil. (Vol. 15, p. 307 — 91.) Der im Texte folgende Auszug gibt den Gang und den wesentlichen Inhalt des Briefes.

87) So glaubte u. A. auch der Abbé Prévost, daß es der italiänischen Sprache an force und énergie fehle. S. Grimm Corresp. 1, 1 p. 286 ff., wo eine Widerlegung dieser Ansicht versucht wird.

88) Die Schlußworte beziehen sich auf die Versuche, den italiänischen Melodieen französische Verse unterzulegen. Rousseau erklärt, daß er „einem so widerwärtigen Gemisch den gegenwärtigen kläglichen und lächerlichen Gesang noch vorziehen würde"; höchstens könnten einige komische Pièceen mit Hülfe der begleitenden Musik so durchgehen; in dem tragischen Genre sei diese monströse Verbindung durchaus unmöglich. Aehnlich äußert sich Grimm (in d. Corresp. vom Septbr. 1754).

89) Die im Folgenden angeführten Einzelheiten finden sich theils in den Confessions (bes. 8, p. 252 ff., 12, p. 86, zu vergl. Lettr. à de Beaumont, 11, p. 6), theils bei Grimm (Corresp. I, 1), Grétry (Mémoires I), Schmid (Leben Gluck's, p. 190 ff.).

90) Chevalier de Mouchy schrieb eine Justification de la musique française contre les accusations d'un Allemand et d'un Allobroge.

91) Rousseau schrieb in Folge dessen (21. Juli 1753) à Msr. Fréron einen Brief voll beißenden Spottes und scharfer Invektiven, ließ ihn aber weder abgehen, noch drucken. (Es ist Nr. 74 der Corresp.)

92) Lettre d'un Symphoniste de l'académie royale de musique à ses camarades de l'orchestre. (Vol. 15, p. 392—407.) Vergl. Anm. 85.

XV.

93) Man vergl. zu dem Folgenden die Memoiren dieser Zeit, z. B. die der Madame d'Epinay, und man wird sich überzeugen, daß wir die Farben nicht zu stark auftragen.

94) Vergl. Musset-Pathay, II. s. v. Holbach, wo der Bericht des Barons Cerutti über die Aeußerungen, welche Holbach in einer Unterredung mit ihm über sein Verhältniß zu Rousseau fallen ließ, im Auszuge mitgetheilt wird.

95) Grimm erzählt diese Mystifikation in s. Corresp. 1, 1, p. 407 in recht ergötzlicher Weise. Der Geistliche war der Pfarrer Le Petit, und die Verse, welche er vorlas, aus einer Tragödie David et Bethsabée. — Ce seul citoyen de Genève avec sa probité à toute épreuve était résolu à faire l'honnête homme, et a eu effet si bien réussi, que le curé l'a pris dans une haine inexprimable.

96) Dèsque je paraissais chez le baron, la conversation cessait d'être générale. On se rassemblait par petits pelotons, on se chuchotait à l'oreille et je restois seul, sans savoir à qui parler. (Confess. 8.)

97) Vergl. Mémoires de Mad. d'Epinay, I. p. 248 ff., II. p. 53 ff. Die Verf. theilt einige der Unterhaltungen mit, die in diesem Kreise stattfanden. So pries Duclos einst die Vorzüge der Nacktheit, nannte die Scham eine Erfindung der Kultur, gleich vielen anderen Tugenden und Lastern, welche die Natur nicht kennt, u. s. w. Später feiert St. Lambert in einer improvisirten Ode den öffentlichen Akt der Begattung, wie er bei Musik und Wohlgerüchen, unter den Gebeten und Gesängen der Anwesenden vollzogen wird. — Ein anderes Mal ergeht man sich in bald geistvollen, bald rohen und trivialen Bemerkungen über Kultur und Religion, preist das poetische Heidenthum und seine Götter, lacht über die Dummheit des Pöbels, schildert den ergreifenden Eindruck der Processionen, macht Parade mit dem Atheismus u. s. w.

98) Vergl. Lettre à Msr. le comte Turpin v. Mai 1754. — Der Graf hatte Rousseau eine seiner Schriften zugeschickt und an die Spitze derselben eine Epitre gestellt, in welcher er, scheint es, ihn mahnte, über dem Glauben an die Schlechtigkeit der Menschen die Pflichten der Humanität nicht zu vergessen, auch nicht dadurch, daß er sich dem gesellschaftlichen Leben entziehe, sich selbst und Andere zu strafen. — Der Text gibt die Antwort Rousseau's in ihren Hauptzügen.

XVI.

99) Vergl. Mémoires de Mad. d'Epinay, I. p. 137.

100) S. die Briefe aus Motiers vom Juli 1763, Januar 1765.

101) S. L. à Msr. Mussard vom 6. Juli.

102) Vergl. L. à Théodore Rousseau, a. Motiers 11. September 1762.

103) S. Lettre à Mad. Goncereau, née Rousseau, Genf, 7. Juli.

104) Er hat sich aber doch als solcher versucht. Wenigstens lasen wir vor Kurzem, daß man in Neufchatel Bruchstücke einer Geschichte von Genf aus der Feder Rousseau's aufgefunden habe. Sie sind uns indeß noch nicht zu Gesichte gekommen.

XVII.

105) Vergl. L. à Vernes vom 6. Juli 1755. — Der Discours sur l'origine et les fondements de l'inégalité parmi les hommes findet sich in O. c. Vol. 1, p.

40—172, die zugehörigen Notes ib. p. 230. Sie hat als Motto die Stelle aus Aristoteles' Politik: Non in depravatis, sed in his quae bene secundum naturam se habent, considerandum est quid sit naturale.

XVIII.

106) S. die Stelle bei Musset-Pathay, II. p. 368.

XIX.

107) Die Dédicace A la république de Genève ist dem Discours selbst vorgedruckt in Vol. 1, p. 10—39.

108) Im Folgenden sind durch die „ " nicht grade die eigenen Worte Rousseau's, wohl aber seine Gedanken angedeutet worden.

109) S. die schöne Stelle, p. 301 ff.

110) Vergl. L. à Msr. Perdriau vom 28. Novbr. 1754.

111) S. L. à Msr. Vernes vom 5. Juli 1755.

112) S. L. à la Marquise de Créquy vom 8. Septbr. 1755.

113) Vergl. Correspond. littéraire, Vol. 1 (Juli 1755).

114) S. L. à Msr. Rousseau vom 20. Aug. 1755.

115) Diese Antwort Rousseau's datirt vom 10. Septbr. d. J.

116) Eine Ausnahme macht d. L. à Msr. Philopolis (in Vol. 1, p. 231—44), welcher Anonymus den Disc. sur l'inégalité angegriffen hatte. Daß er ihn schrieb, rechtfertigt Rousseau gewissermaßen im Eingange: Vous voulez, Msr., que je vous réponde, puisque vous me faites des questions. Il s'agit, d'ailleurs, d'un ouvrage dédié à mes concitoyens; je dois en le défendant justifier l'honneur qu'ils m'ont fait de l'accepter, Gründe freilich, die nicht blos in diesem besonderen Falle Anwendung fanden.

117) S. Lettre à un Anonyme vom Novbr. 1755 — und Au marquis de Boissi (Edit. de Mercure de France) vom Januar 1756.

118) Vergl. L. du Comte de Tressan vom 11. Jan. 1756. Die übrigen Briefe des Grafen, sowie die Antworten Rousseau's, auf welche wir im Texte Bezug genommen haben, datiren aus demselben Monate (Januar) und dem vorausgehenden Dezember.

XX.

119) Auffallender Weise selbst nicht in dem Briefe an Vernes (vom November), in welchem er diesem das Erscheinen des betreffenden Bandes der Encyklopädie meldet und ihn auf einen anderen darin enthaltenen Artikel von d'Alembert aufmerksam macht. — Uebrigens findet sich der Discours sur l'économie politique in Vol. I. p. 245—320.

XXI.

120) Vergl. die Briefe an Vernes vom Juli und Oktober 1758, sowie vom Januar 1759.

121) S. L. à Vernes vom 2. April 1755.

122) L. à Vernes vom 6. Juli 1755.

123) S. den Brief an Vernes vom Ende März 1756.

124) Vol. II. p. 503 ff. — Man findet übrigens La reine fantasque, Conte, in Vol. 13, p. 275—305.

125) S. die vorhin angef. Stelle II. p. 503.

126) Vergl. den Brief des Genfer Pastors Mouchon bei Musset, II. p. 510.

XXII.

127) Vergl. L. à Msr. Vernes vom 23. Novbr. 1755, 2. März 1756. — Im September 1755 war Rousseau mehrere Tage auf dem Landgute der Madame d'Epinay (s. L. à Madame de Créqui vom 8. September, à Voltaire vom 20.).

128) S. L. à Msr. Vernes v. 6. Juli 1755, vom 28. März 1756.

129) S. L. à Madame d'Epinay Ende 1755, Correspond. Nr. 97.

130) S. den Brief an Dieselbe aus derselben Zeit, Correspond. Nr. 98.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Bei Otto Wigand in Leipzig ist soeben erschienen:

Theologische Briefe
an die Gebildeten der deutschen Nation.

Von

Richard von der Alm.

3 Bände. gr. 8. 154 Bogen stark; in Umschlag broschirt
10 Thlr. 20 Ngr.

Das hier angezeigte Werk ist eine der wichtigsten und merkwürdigsten literarischen Erscheinungen des Jahrhunderts! Es geht ein lebhaftes Gefühl durch die gebildete Welt, daß die orthodoxen religiösen Grundlagen nicht mehr haltbar sind; daß es einer neuen Reformation bedürfe, welche Religionsunterricht und Gottesdienst in Uebereinstimmung mit der geläuterten Ueberzeugung dieser Zeit bringe. Niemand zweifelt, daß dieses Gefühl seine Berechtigung habe. Sehr natürlich tritt dasselbe entschiedener in den gebildeten Nicht-Theologen auf, als in den abhängigen Geistlichen; um ihm aber endlich zum Durchbruch zu helfen und zu einem Resultate zu führen, dazu fehlte unseren gebildeten Zeitgenossen ein Werk, welches sie in den Stand setzte, den geschichtlichen Nachweis zu liefern, daß die Dogmen, welche dem gebildeten Zeitbewußtsein anstößig sind, auch historisch unhaltbar seien, daß aber auch zugleich den Beweis gäbe, daß mit der Beseitigung der vernunftwidrigen Dogmen die Religion selbst nicht aufgehoben ist, daß vielmehr ein vernunftgemäßes System übrig bleibt, bei dem sich auch die Regierungen recht wohl zufrieden geben können. Diese Aufgabe haben sich die „theologischen Briefe an die deutsche Nation“ gestellt. Sie unterwerfen in einer gemeinfaßlichen Sprache das ganze alte und neue Testament einer eingehenden Kritik. Der erste Band beginnt mit einer geographischen Uebersicht des alten jüdischen Landes und einem Abriß der alten jüdischen Geschichte, behandelt sodann die Schöpfungsgeschichte, den Sündenfall, Noah, Abraham, Isaak, Jacob, Moses, Saul, Samuel, David, die Propheten, die Entstehung der einzelnen alttestamentlichen Schriften, den Jehovacultus. Die Resultate gehen dahin, daß es weder einen Abraham noch Jacob mit zwölf Söhnen gegeben hat, daß Moses die fünf Bücher nicht geschrieben, daß David ein Götzendiener war, daß der Götzendienst überhaupt bis auf die babylonische Gefangenschaft öffentliche jüdische Staatsreligion gewesen ist, und die sogenannte mosaische Religion erst um 600 vor Chr. von einer Reformation aus den Prophetenschulen hervorging. Die beiden anderen Bände behandeln das neue Testament. Sie geben einen Abriß der Geschichte der Juden im Zeitalter Jesu, behandeln die verschiedenen Secten, die verschiedenen Messiase, welche damals mit den Ansprüchen auf göttliche Abkunft auftraten, die Geschichte Jesu, betrachten alle Wunder und Weissagungen im Einzelnen, geben eine Geschichte der Apostel, der ersten Christen, einen Blick auf die Geschichte des Christenthums bis auf die neueste Zeit und schließen mit der Aufstellung eines Glaubenssystem einer neuen Kirche. Fortlaufende Noten in den Ursprachen aus gleichzeitigen alten Schriftstellern geben den Gelehrten die Belege für die auffallenden, zum großen Theil völlig neuen Resultate dieses merkwürdigen Werkes, daß ohne Zweifel in wenigen Wochen das größte Aufsehen in Europa erregen wird.

Druck von Otto Wigand in Leipzig



Jean Jacques Rousseau.

Sein Leben und seine Werke.

Von

F. Brockerhoff.

Zweiter Band.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1868.

Jean Jacques Rousseau.

Sein Leben und seine Werke.

Von

F. Brockerhoff.

Zweiter Band.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1868.

Rousseau's

Leben und Werke.

Dritter Abschnitt.

I.

„Erst mit dem 9. April 1756," schrieb Rousseau einige Jahre später[1]), „habe ich angefangen zu leben." Es war dies der Tag, an welchem er die Einsiedelei im Parke von La Chevrette bezog. Wohl hatte er Grund, von ihm den Anfang eines neuen Lebens zu datiren. Sah er doch jetzt die Bedingungen erfüllt, an welche er den Genuß des Daseins geknüpft glaubte. Persönlich vollkommen frei, durfte er sich zugleich des Reizes erfreuen, den die Natur in ihrer einfachen Schönheit ausübt.

Auch fühlte er sich in seiner neuen Wohnung bald heimisch. Von beschränktem Umfange, bot sie doch Raum genug für die drei Personen, welche sie aufnahm[2]). Die innere Einrichtung war bequem; die Ausstattung der Zimmer einfach, aber hübsch; diese kleinen, freundlichen Räume schienen gleichsam einzuladen zu dem behaglichen Stillleben, zu welchem sie bestimmt waren. Mehr noch als die Klause selbst muthete ihre Umgebung an. Aus dem grünenden Baum- und Buschwerk, das ringsum dicht an sie herantrat, strömte Blüthenduft und Vogelsang durch die offenen Fenster. Vor ihr lag der weite Schloßpark mit seinen Baumgruppen und Teichen, versteckten Lauben und blumigen Rasenplätzen, hinter ihr der tiefe Wald, bereit, den sinnigen Wanderer in seine dunkeln Schatten aufzunehmen. Es war eine einsame, doch nicht wilde Landschaft, die sich hier, unfern dem ruhelosen Treiben der Menschen, aber doch unberührt von ihm, ausbreitete. Rousseau mochte sich in ihr um so mehr gefallen, da sie ihn trotz mancher abweichenden Züge durch ihren allgemeinen Charakter lebhaft an die geliebten Charmettes erinnerte.

Wie der Ort, an welchem es ihm einst so wohl geworden, sich wiederfand, so erneuerten sich auch die glücklichen Tage, die er an ihm verlebt hatte. Allein mit sich und der Natur, durfte er rein und

ganz das sein, was er war. Nichts hemmte den Flug der Gedanken, den Strom seiner Empfindungen; die Phantasie durfte sich ungestört in ihren reizenden Bildern ergehen, Sinn und Gemüth befriedigten sich im Verkehre mit der Gefährtin, die ihm zur Seite stand. Und was den Genuß dieser freundlichen Gegenwart nicht wenig erhöhte, er wurde durch keine Sorge um die Zukunft gestört. Rousseau hatte es zwar entschieden abgelehnt, von der Hand der Freundschaft mehr anzunehmen, als die einfache Wohnung, er hatte die Kosten des Unterhaltes für sich und seine Angehörigen selbst bestreiten wollen. Doch war er dazu auch ganz wohl im Stande; für die nächste Zeit genügte, was von den Erträgen früherer Thätigkeit noch übrig war [3]), und für die späteren Tage stellte der bisherige Erwerbszweig, an welchem er trotz aller Einwürfe und Spöttereien festhielt, die nöthigen Hülfsmittel in sichere Aussicht. Ueberdies ließen manche literarische Arbeiten, die er in aller Muße auszuführen gedachte, einen entsprechenden Gewinn hoffen, wenn er auch fest entschlossen war, der Rücksicht auf ihn keinen Einfluß auf seine schriftstellerische Thätigkeit zu gestatten.

Daß die günstige Lage, in die er sich versetzt sah, sobald eine Aenderung erfahren werde, war nicht zu befürchten. Um so ungetheilter konnte die Freude sein, mit der er in die neuen Verhältnisse eintrat. In der That befriedigten sie ihn gleich Anfangs in hohem Grade. „Ich habe hier," schreibt er der Freundin [4]), „die drei ruhigsten und süßesten Tage meines Lebens verbracht." Lebhafter noch äußert sich diese Befriedigung in der nächstfolgenden Zeit, wo die letzten Spuren des Winters verschwanden und mit dem Eintritte des Frühlings die natürlichen Reize der Umgebung sich in ihrem ganzen Umfange entfalteten. War es doch vorzugsweise die Natur, zu der er sich mit Herz und Sinn hingezogen fühlte. So lange er in Paris lebte, hatte er sich ihrer nur auf gelegentlichen Ausflügen und in steter Besorgniß vor möglichen Störungen erfreuen können. Jetzt durfte er sich ihr in jedem Augenblicke rückhaltslos in die Arme werfen, ohne befürchten zu müssen, daß irgend etwas den traulichen Verkehr unterbrechen werde.

Auch machte er von dieser Erlaubniß einen möglichst umfassenden Gebrauch. So viel es anging, lebte er im Freien; in Park und Wald war er weit mehr zu Hause, als in seinem Zimmer; es gab der köstlichen Promenaden, der ruhig heimlichen Plätzchen so viele; wie hätte er ohne Noth in seinen vier Wänden stille sitzen sollen? Schon vor Aufgang der Sonne pflegte er sich zu erheben, um in der erfrischenden Morgenkühle einen Gang durch den Garten zu machen. Die Zeit bis zum Mittage wurde dann zur Anfertigung der übernommenen Copien verwandt, einer Arbeit, die um so weniger lästig

fiel, da sie nicht geboten, sondern frei gewählt war, und nach Belieben unterbrochen werden konnte. Kaum aber war das einfache Mahl beendet, so hielt es ihn nicht länger. Wie heiß die Sonne auch brannte, er brach, begleitet von seiner treuen Hündin, auf, um dem nahen Walde zuzueilen. Die Besorgniß, irgend ein Zufall, ein unwillkommener Besuch etwa, möchte ihn noch im letzten Augenblicke um den ungestörten Genuß des Nachmittags bringen, beflügelte seine Schritte. Er mäßigte sie erst, wenn er außerhalb des Gesichtskreises seiner Wohnung einen Punkt erreicht hatte, wo er sich sagen durfte: jetzt bin ich für den Rest des Tages mein eigener Herr [5]).

Diese Flucht vor den Menschen — man kann es nicht läugnen — macht einen fast komischen Eindruck. Sie entsprang aber nicht blos aus dem Bestreben, äußere Störungen abzuwehren, die allerdings oft genug eintreten konnten. Der Entschluß Rousseau's, sich in die Einsamkeit zurückzuziehen, hatte in der Pariser Gesellschaft doch großes Aufsehen erregt. Um so mehr mochte man sich, als derselbe nun zur Ausführung gekommen war, veranlaßt sehen, den wunderlichen Eremiten in seiner Klause aufzusuchen. Der aber war durchaus nicht geneigt, seine Freiheit einer müßigen Neugier zu opfern; er wies die Besuche in schroffer Weise ab, oder wich ihnen durch eine rechtzeitige Entfernung aus. Was sollte ihm auch der Umgang mit Menschen, deren Denkweise und Lebensrichtung der seinigen meist geradezu widersprach? Ihre bloße Anwesenheit beengte ihn schon; er fühlte sich in ihrer Nähe unter dem Einflusse einer feindlichen Macht, die er weder anerkennen, noch überwinden konnte. Wollte er dem Drucke, welchen sie ausübte, und der nutzlosen Aufregung, die der Gegensatz zu ihr hervorrief, entgehen, so mußte er sich außerhalb ihres Wirkungskreises zu stellen suchen.

Eben deßhalb hatte er, als sich dazu eine passende Gelegenheit fand, den gesellschaftlichen Verkehr abgebrochen. So lange er in Paris lebte, war das nicht möglich gewesen. Er konnte sich dort einer Gesellschaft nicht entziehen, die ihm innerlich fremd war; obgleich ihr Feind, hatte er sich doch in ihrer Mitte bewegen müssen. Er that es, ohne den Gegensatz, in welchem er zu ihr stand, zu verdecken. Er machte kein Hehl aus seiner Verachtung der herrschenden Ansichten und Grundsätze, und scheute sich nicht, den Widerwillen offen an den Tag zu legen, welchen das Thun und Treiben seiner Umgebung ihm einflößte. Er hielt es für seine Pflicht, rücksichtslos zu bekämpfen, was ihm verwerflich schien, und glaubte sich verbunden, die erkannte Wahrheit auch persönlich, in Rede und Leben zu vertreten. Ohne Zweifel gehörte großer Muth und ein bedeutender Kraftaufwand dazu, diesen Kampf aufzunehmen und durchzuführen. Die Gegner waren zahlreich und wohlgerüstet; die Gewohnheit des

Lebens, die Macht der überlieferten Sitte gab ihnen einen festen Rückhalt; sie hatten die verständigen Leute, die sich in den gegebenen Verhältnissen befriedigen, und die Lacher, welche jede Auflehnung gegen dieselben mit ihrem Spotte verfolgen, auf ihrer Seite. Wenn Rousseau es wagte, ohne äußern Schutz und Beistand, nur auf sich selbst gestellt, gegen sie in die Schranken zu treten, so entsprang diese Kühnheit aus dem Ernste seiner Ueberzeugungen, aus dem lebendigen Glauben an ihre Wahrheit, wie aus dem stolzen Bewußtsein, daß er zum Vorkämpfer der Tugend berufen sei. Die Größe der Aufgabe, die er sich gestellt glaubte, gab ihm den Muth, dessen es zu ihrer Lösung bedurfte. Ein begeisterter Aufschwung hob und nährte seine Kraft; auch war sie so groß und nachhaltig, daß er den, wenngleich fruchtlosen Kampf eine Reihe von Jahren fortführen konnte.

Dennoch darf man die Erregung, welche ihn aufrecht hielt, eine künstliche nennen. Nicht, als ob sie willkürlich hervorgerufen oder mit Absicht unterhalten worden wäre. Sie floß aus seiner ureignen Natur und war ein nothwendiges Ergebniß der Stellung, die er der Gesellschaft gegenüber einnahm. Sein Wesen barg in der That die Anlage zu einem Prediger in der Wüste; er besaß den Fanatismus des Prinzips und den Eifer eines Zeloten, wenn es seine Durchführung, eine rauhe, zornige Strenge, wenn es die Bekämpfung seines Gegensatzes galt. Keineswegs aber trug sein Charakter nur diese Züge; sie waren nicht einmal die vorherrschenden. Wie groß die Macht des denkenden und sittlichen Geistes über ihn auch war, er folgte doch lieber den unmittelbaren Antrieben der Natur. Der sittliche Rigorismus, zu welchem er sich bekannte, war eine Consequenz des Gedankens, vielleicht eine Forderung des Gewissens; mit den Wünschen und Neigungen des Herzens stand er in Widerspruch. Er erschien als eine Last, die von einer höheren Macht aufgezwungen und um so drückender wurde, da sie scheinbar freiwillig und mit freudigem Stolze getragen werden mußte.

Ueberdies war der Kampf, der andauernde Kampf mit aller Welt, keineswegs das Element, in welchem sich Rousseau wohlfühlte. Die stete Unruhe, in die er sich durch ihn versetzt sah, widersprach seiner Vorliebe für ein stilles, gleichmäßig verlaufendes Dasein; er scheute die Aufregung, die er mit sich bringt, und die Anstrengungen, welche er fordert. Fügen wir hinzu, daß ihm auch die Empfindungen peinlich wurden, welche Streit und Gegensatz hervorzurufen pflegen. Es beengte ihn bei seinem im Grunde doch milden und freundlichen Sinne, mit seiner Umgebung auf feindlichem Fuße zu stehen. Es berührte ihn schmerzlich, den Menschen stets zum Angriff oder zur Abwehr gerüstet entgegentreten, sie hassen oder verachten zu

müssen. Gewiß wäre es ihm weit lieber gewesen, wenn er mit ihnen in friedlicher Eintracht hätte leben können.

Doch das war nicht möglich, so lange er in ihrer Mitte verweilte; um sich mit ihnen befreunden zu können, mußte er sie meiden. Wirklich löste sich die feindliche Spannung, sofern sie ihn innerlich ergriffen hatte, fast in demselben Augenblicke, in welchem er aus dem gesellschaftlichen Verkehre heraustrat. „Sobald ich," sagt er selbst, „Paris verlassen und die Laster dieser großen Stadt nicht mehr vor Augen hatte, wich auch der Unwille, mit welchem sie mich bis dahin erfüllten. Als ich die Menschen nicht mehr sah, hörte ich auf, sie zu verachten; als ich die Schurken nicht mehr sah, hörte ich auf, sie zu hassen. Mein Herz, nicht eben zum Haß geschaffen, beklagte nur noch ihr Elend, ohne ihre Bosheit weiter zu empfinden." Es wurde wieder von Gefühlen milderer Art bewegt; der Groll, die Bitterkeit schwand; eine gewisse wehmüthige Rührung trat an ihre Stelle. Freilich mit der zornigen Erbitterung verlor sich auch die Kraft, welche sie hervorrief. Die beständige Aufregung des Kampfes duldete keine Schwäche; sie wurde wieder fühlbar, sobald derselbe aufgehört hatte. Das stolze Selbstgefühl, von welchem Rousseau bis dahin beseelt gewesen, verließ ihn, und der kühne Muth, mit dem er dem Spotte und Hasse seiner Gegner Trotz geboten, schien gebrochen. Die ursprüngliche Natur, kraft eines mächtigen idealen Aufschwungs eine Zeit lang über sich selbst hinausgehoben, sank auf das gewöhnliche Niveau zurück; er wurde wieder ängstlich, scheu, furchtsam, wie er es vordem gewesen war.

Man begreift die hastige Eile, mit der er sich aus dem Bereiche seiner Wohnung in Sicherheit zu bringen suchte, und versteht die Freude, die ihn ergriff, wenn er in der Tiefe des Waldes ein einsames verstecktes Plätzchen gefunden hatte, wo er die beunruhigende Nähe der Menschenwelt nicht mehr fürchten durfte. In solcher Abgeschiedenheit fühlte er sich doch am wenigsten allein; sie umgab ihn mit Allem, was seinem Herzen theuer war, weil es mit demselben in reinstem Einklange stand. Da war zunächst die Natur in ihrer einfachen Schönheit. „Sie schien," sagt er, „vor meinen Augen eine immer neue Pracht zu entfalten. Der goldige Ginster, das purpurfarbige Haidekraut trafen meinen Blick mit einem Glanze, der zum Herzen drang; die Majestät der Bäume, die mich in ihre Schatten bargen, die Zartheit der Stauden, die mich umgaben, die wunderbare Mannigfaltigkeit der Kräuter und Blumen, auf welchen mein Fuß einherschritt, das Alles erhielt den Geist in einem beständigen Wechsel von Beobachtung und Bewunderung."

Mehr noch als die Umgebung, fesselten die idealen Gestalten, mit welchen die Phantasie sie bevölkerte. „Ich erfüllte sie mit Wesen

nach meinem Herzen, und verpflanzte in ihre stillen Asyle Menschen, würdig, sie zu bewohnen. Ich bildete mir aus ihnen eine reizende Gesellschaft, deren ich mich nicht unwürdig fühlte; ich schuf mir ein goldenes Zeitalter nach meinem Geschmack, indem ich mir die Erlebnisse früherer Tage, an welche sich süße Erinnerungen knüpften, in's Gedächtniß zurückrief, und in lebendigen Farben die Bilder des Glückes ausmalte, nach welchem ich mich noch sehnen konnte."

Vorzugsweise waren es doch weibliche Genien, die ihn umschwebten [6]). Die Gestalten der Frauen, welche seinem Herzen einst nahe gestanden, tauchten eine nach der andern vor seiner Seele auf und bildeten einen reizenden Verein von holden, lieblichen Erscheinungen, an welchen sich Auge und Sinn um so ungestörter erfreuen durften, da alle etwaigen Schatten im reinigenden Lichte der Phantasie verschwanden.

Freilich gar zu ätherisch wird man sie sich doch nicht denken dürfen. Die Sehnsucht Rousseau's nach liebender Gemeinschaft mit dem Weibe schloß, trotz ihres idealen Charakters, sehr reale Triebe ein, die einen gewissen Grad von leiblicher Verdichtung forderten. Auch empfand er es in manchen Augenblicken schmerzlich genug, daß die schönen Gebilde, die ihn umgaukelten, eben nur leblose Schatten waren. Hätten sie aber auch Fleisch und Bein gewonnen, sie würden ihn doch nur vorübergehend befriedigt haben. Denn immer noch fühlte er eine unerklärliche Leere in sich, die Nichts auszufüllen vermochte, empfand er das sehnsüchtige Verlangen nach einer andern Art von Genuß, von welchem er keine bestimmte Vorstellung hatte und dessen er doch bedurfte. Diese unbestimmte, ziellose Sehnsucht konnte allerdings im Gebiete der endlichen Erscheinungen nicht gestillt werden. Ihr entsprach nur das Allgemeine, Unbedingte; unendlich wie sie selbst mußte auch der Gegenstand sein, dem sie zustrebte. Und der Geist Rousseau's war tief genug, um sich in diese höhere Sphäre aufzuschwingen. „Bald," so fährt er fort, „erhob ich meine Gedanken von der Oberfläche der Erde zu dem inneren Leben der Natur, zu dem allgemeinen Systeme der Dinge, zu dem unbegreiflichen Wesen, welches Alles umfaßt. Indem sich dann der Geist in diese Unermeßlichkeit vertiefte, dachte ich nicht, reflektirte ich nicht, philosophirte ich nicht; ich fühlte mich mit einer gewissen Wollust niedergedrückt von dem Gewichte des Universums, und gab mich mit Entzücken dem verwirrenden Eindrucke dieser erhabenen Vorstellungen hin; ich liebte es, mich vermittelst der Phantasie in den grenzenlosen Weltraum zu verlieren; mein Herz in die Schranken des Seins gebannt, fühlte sich da zu beengt, ich erstickte in dem All, ich hätte mich in die Unendlichkeit stürzen mögen."

Wir glauben es unserem im Grunde doch sehr geselligen Einsiedler gerne, daß ihm in diesen Extasen des Herzens und Geistes die Stunden schneller dahinflossen, als ihm lieb war. Auch pflegte er aus der reizenden Traumwelt, die er um sich geschaffen, nicht früher zu scheiden, bis die untergehende Sonne zum Aufbruch mahnte. Dann kehrte er langsam zu seiner Klause zurück, zwar mit etwas müdem Kopfe, aber innerlich zufrieden, voll stiller Freude über den genußreichen Tag und in der frohen Hoffnung, daß das Morgen dem Heute gleichen werde. Zu Hause aber fand er Nichts, was diese ruhig milde Stimmung hätte stören können. Seine Umgebung war zwar außer Stande, ein inneres Leben, wie er es führte, auch nur zu verstehen, aber ein gemüthlich heiterer Verkehr, wie er nach so tiefen persönlichen Erregungen fast Bedürfniß ist, ließ sich doch mit ihr unterhalten. Er bildete gleichsam die Vermittlung zwischen der ganz äußerlichen mechanischen Arbeit, die den Morgen in Anspruch nahm, und der intensiven lebendigen Thätigkeit aller Seelenkräfte, die sich am Mittage entfaltete. Freilich würde er für sich allein kaum genügt haben, diese scharfen Gegensätze auszugleichen. Es gab aber noch ein anderes Medium, in welchem sich die Extreme, in etwas abgeschwächt, mehr oder weniger berührten, das eingehende, verständige Denken über einen bestimmten, objectiv vorliegenden Gegenstand.

In der That fand Rousseau, wie sehr er auch durch die Copie einer- und die phantastische Traumwelt andererseits in Anspruch genommen wurde, doch auch dazu noch Zeit. Zwar die größeren selbstständigen Werke über Erziehung, Staatswesen, Moral, die er in seiner Einsamkeit auszuführen gedachte, blieben vorläufig liegen, oder wurden doch nur insoweit gefördert, als er sich in seiner Weise gelegentlich denkend und sinnend mit ihnen beschäftigte. Dagegen wandte er sich alsbald einer andern Arbeit zu, die, weniger dankbar und ruhmverheißend, nicht geringe Anstrengungen erforderte. Es galt, einem bereits verstorbenen Schriftsteller mit Hülfe seiner Feder nachträglich die Anerkennung zu verschaffen, welche dem Inhalte seiner Werke gebührte, ihm aber in Folge ihrer mangelhaften Form nicht zu Theil geworden war. Abbé de St. Pierre hatte im Laufe seines langen Lebens über mannigfache Gegenstände aus dem Gebiete der Moral und Politik eine Reihe von größeren oder kleineren Schriften in die Welt geschickt [7]). Einsichtsvoll, wie er es war, und von aufrichtigem Eifer für die Förderung des Gemeinwohls beseelt, hatte er in ihnen manche Mängel und Schäden der öffentlichen Zustände aufgedeckt, auch zu ihrer Beseitigung Reformen von mehr oder minder radicalem Charakter in Vorschlag gebracht und mit zäher Beharrlichkeit verfochten. Leider war er außer Stande, seinen zum

Theil recht vernünftigen, wenn auch praktisch meist unausführbaren Gedanken einen anziehenden Ausdruck zu geben.

Nur selten mochte Jemand die Geduld finden, deren es bedurfte, um diese weitschweifigen Abhandlungen voll ermüdender Längen und lästiger Wiederholungen zu Ende zu lesen; für das größere Publikum waren sie völlig ungenießbar. Eben darum blieb ihr Verfasser, trotz der oppositionellen Stellung, die er den bestehenden Gewalten und Institutionen gegenüber einnahm, wenigstens in späterer Zeit unangefochten. Er galt für einen harmlosen Sonderling, dem man seine utopischen Phantasien um so leichter hingehen ließ, da er bei seinem gutmüthig liebenswürdigen Wesen Niemanden persönlich verletzte, während sein ehrenhafter Charakter und sein in sittlicher Beziehung durchaus reines und tadelloses Leben ihm die allgemeinste Achtung sicherten. Man sah den „guten Mann“, wie er gewöhnlich genannt wurde, überall gerne; namentlich war er der Liebling der Damen, die ihn nach Frauen Art in seinen alten Tagen in ihre weibliche Obhut nahmen. Einige von ihnen bewahrten ihm diese Anhänglichkeit selbst über das Grab hinaus und ließen sich, da seine Person ihre freundliche Sorge nicht weiter in Anspruch nahm, die Erhaltung und Befestigung seines schriftstellerischen Rufes angelegen sein. Eine neue lesbare Ausgabe seiner sämmtlichen Werke schien dazu das geeignetste Mittel. Es kam nur darauf an, Jemanden zu finden, der einer solchen Arbeit gewachsen und geneigt wäre, sie zu übernehmen. Mad. Dupin, eine der eifrigsten Freundinnen des Verstorbenen, erinnerte sich ihres früheren Secretairs, und setzte alsbald, ohne persönlich hervorzutreten, den Abbé de Mably in Bewegung, um ihn für die Ausführung ihres Planes zu gewinnen.

Es wurde dem Vermittler nicht eben schwer, die Zustimmung seines Freundes zu erlangen. Rousseau selbst hatte noch Gelegenheit gehabt, den Abbé in seinen letzten Lebensjahren persönlich kennen zu lernen. Er hatte auch zu jeder Zeit dem liebenswürdigen Greise und seinen edlen Bestrebungen eine aufrichtige Verehrung gezollt. Ueberdies war er der Ansicht, daß seine Schriften manche werthvollen, aber „todtgebornen“ Wahrheiten enthielten, die es wohl verdienten, in einer anziehenderen Gestalt wieder aufzuleben. Die Aufgabe aber, ihnen zu diesem neuen Leben zu verhelfen, schien ihm der eigenen Fähigkeit und Neigung in hohem Grade zu entsprechen. Denkfaul wie er war, und stets der Anregung bedürftig, machte es ihm weniger Mühe und mehr Vergnügen, die Gedanken Anderer zu erläutern und weiter zu entwickeln, als solche selbst zu erzeugen. War es doch auch in diesem Falle keineswegs nothwendig, daß er sich ausschließlich auf eine reproducirende Thätigkeit beschränkte. Er mochte immerhin in seine Darstellung manches Eigene einfließen

und den Abbé selbst das sagen lassen, was er in seinem Namen nicht füglich aussprechen durfte.

So entschloß er sich denn leicht, auf die Anträge Mably's, zumal sie doch auch immer von einem sehr ehrenvollen Vertrauen zeugten, einzugehen. Auch wurde ihm alsbald, noch während seiner Anwesenheit in der Hauptstadt, von einem Neffen des Abbé der gesammte literarische Nachlaß desselben zugestellt. So lange er freilich in Paris verweilte, konnte er nicht daran denken, mit der weitschichtigen Arbeit zu beginnen. Sie erforderte vor Allem eine ungestörte Muße, die sich ihm erst darbot, als er seine ländliche Einsiedelei bezogen hatte. Hier legte er auch sofort Hand an's Werk. Doch mußte er sich bald gestehen, daß die zu lösende Aufgabe weit mühevoller und weniger anziehend sei, als er bis dahin gedacht. Allerdings war es keine erfreuliche Aussicht, einige zwanzig voluminöse Bände durchlesen zu müssen. Um sich mit ihr in etwa auszusöhnen, bedurfte es jedenfalls eines bedeutenden Inhaltes, der durch Neuheit und Originalität das Interesse zu fesseln vermochte. Doch davon war keine Rede. Rousseau sah sich in der sichern Erwartung, daß die ihm anvertraute Sammlung neben den früher veröffentlichten Schriften des Abbé noch manches unbekannte werthvolle Manuscript enthalten werde, bei näherer Untersuchung getäuscht. Sie enthielt im Grunde nur die bereits gedruckten Werke; das Neue beschränkte sich ausschließlich auf die Randglossen und Zusätze, welche der Verfasser ihnen im Laufe der Zeit beigefügt hatte.

Kein Wunder, daß der Bearbeiter bald anfing, der mühsamen und doch so wenig interessanten Lektüre überdrüssig zu werden. Sie wurde ihm um so unerquicklicher, da er sich auch mit dem Inhalte nicht recht befreunden konnte. Wie groß die Verehrung war, welche er dem Abbé zollte, er mußte sich doch sagen, daß derselbe die Dinge nicht selten aus „beschränkten oder falschen Gesichtspunkten" betrachte. Nur die Schriften, welche sich auf dem Gebiete der Moral bewegten, befriedigten ihn; er fand, daß sich in ihnen der Verfasser als den geistvollen Mann bewähre, für den er ihn gehalten, dagegen schien er ihm, wo er politische Fragen behandle, meist „oberflächliche Ansichten" zu äußern und „ganz unausführbare Vorschläge" zu machen. Den Grund seiner Irrthümer aber glaubte er in dem Umstande suchen zu müssen, daß der Abbé im Vertrauen auf die Macht der Vernunft, von welcher er selbst sich jederzeit leiten ließ, in dem Wahne befangen gewesen, auch die Menschen überhaupt, die doch in Wahrheit nur den Antrieben ihrer Leidenschaften folgen, würden durch sie in ihrem Thun und Lassen bestimmt. In dieser Selbsttäuschung habe der „seltene Mann", den man eine „Zierde seines Jahrhunderts" nennen dürfe, stets zu Phantasiegebilden und nie zu den Menschen

der Wirklichkeit gesprochen. Eben darum könnten seine Ideen und Projekte, den realen Verhältnissen des Staates und der Gesellschaft gegenüber, nur als wohlgemeinte Utopien angesehen werden.

Stand es aber so mit dem Inhalte der Schriften, die er in einer neuen und verbesserten Gestalt dem Publikum vorzuführen gedachte, so mußte sich ihm die Frage aufdrängen, wie er selbst sich zu ihm verhalten, wie ihn darstellen solle. Der Zweck seiner Arbeit schien freilich zu fordern, daß er sich darauf beschränke, die vorliegenden Gedanken und Ansichten möglichst treu und genau wiederzugeben. Er konnte es indeß nicht über sich gewinnen, die Rolle eines bloßen Referenten zu spielen, zumal sie in diesem Falle mit seiner Wahrheitsliebe in Conflikt gerieth und, trotz aller etwaigen Vorbehalte, doch immer der Vermuthung Raum ließ, daß er in den fremden Ansichten auch die seinigen mittheile. Andererseits glaubte er aber auch das Ansehen des Abbé, den er ja grade zu Ehren bringen wollte, nicht in Frage stellen zu dürfen. Das aber mochte gar leicht geschehen, wenn er die objective Darstellung seines Gedankenganges mit den kritischen Bemerkungen begleitete, zu welchen er Anlaß gab. Um nun weder das Interesse der Wahrheit, noch auch die gebotene Pietät zu verletzen, entschloß er sich, die Exposition der fremden Meinungen von seiner persönlichen Würdigung derselben ganz zu trennen, und die eine wie die andere in gesonderten Abhandlungen zu ihrem Rechte kommen zu lassen. Freilich hat er seine ursprüngliche Absicht, in dieser Weise sämmtliche Schriften des Abbé zu bearbeiten, nicht durchgeführt. Doch liegen wenigstens zwei Proben vor, nach welchen man sich von seiner Methode eine Vorstellung machen und ihren Erfolg in etwa beurtheilen kann.

II.

Einer der Lieblingswünsche des menschenfreundlichen Abbé, dessen Erfüllung ihm, so lange er lebte, ganz besonders am Herzen lag, war die Begründung des „ewigen Friedens“. Man weiß, daß dieses Problem im Laufe des vorigen Jahrhunderts die denkenden Geister vielfach beschäftigte, und damals eine erfolgreiche Lösung desselben keineswegs für unmöglich gehalten wurde [8]). Auch konnte sie auf dem Standpunkte der vernünftigen Ueberlegung, von welchem aus man in dieser Zeit die Verhältnisse des öffentlichen Lebens zu betrachten pflegte, nicht eben schwierig erscheinen. Die Nachtheile des Krieges und die wohlthätigen Wirkungen des Friedens liegen so sehr auf der Hand, daß der ruhig abwägende Verstand kaum begreift, wie

die Menschen dazu kommen, statt des Segens, dessen sie sich erfreuen könnten, fort und fort den Fluch zu wählen. Er denkt eben nicht daran, daß die Freiheit der Wahl, welche er ohne Weiteres voraussetzt, meist nur eine Täuschung, und die Macht der dunkeln Naturgewalten, die in und außer dem Menschen zu herrschen pflegen, im Collisionsfalle stärker ist, als selbst die gewollte Rücksicht auf sein persönliches Wohl und Wehe. Ihm scheint es ausgemacht, daß die Hindernisse, welche sich bisher dem friedlichen Zusammenleben der Völker entgegengestellt haben, nur in ihrer mangelhaften Einsicht und in dem Sonderinteresse einzelner einflußreicher Personen oder Klassen gelegen sind. Er ist deßhalb auch überzeugt, daß es nur darauf ankomme, die Menge über ihren wahren Vortheil aufzuklären und den widerstrebenden Eigennutz irgendwie abzuleiten, damit das Reich des Friedens sofort und für immer begründet werde.

Abbé de St. Pierre dachte nicht anders, ließ es sich aber auch angelegen sein, seine Ansicht möglichst zu verbreiten und aller Welt plausibel zu machen. Nicht zufrieden damit, die verderblichen Folgen des fast permanenten Kriegszustandes, in welchem die Nationen Europa's sich befinden, in's Licht, und ihnen die Segnungen eines gesicherten Friedens gegenüber zu stellen, bemühte er sich zu zeigen, daß und wie derselbe, wenn man anders nur ernstlich wolle, zum Besten Aller, der Völker, wie der Fürsten, ohne erhebliche Schwierigkeiten begründet werden könne. Zu dem Ende schrieb er schon im Anfange des Jahrhunderts ein dreibändiges Werk, das neben den ausführlich entwickelten Vorschlägen zu einer definitiven Beseitigung der Kriege, Alles enthielt, was zu ihrer Motivirung und Empfehlung dienen konnte [9]). Die Gleichgültigkeit und Geringschätzung, mit welcher seine Anträge aufgenommen wurden, hielt ihn nicht ab, gelegentlich immer wieder in Wort und Schrift auf sie zurückzukommen und ihre Annahme mit alten und neuen Gründen zu befürworten.

Für Rousseau aber war es keine leichte Aufgabe, diesen Erörterungen, in welchen es natürlich an mannigfachen Wiederholungen nicht fehlte, Schritt für Schritt zu folgen. Nachdem er indeß einmal beschlossen hatte, seine eigenthümliche Methode zunächst an diesem Gegenstande zu erproben, hielt er es für seine Pflicht, „Alles nachzulesen, was der Verfasser über ihn geschrieben.“ Er faßte sodann die Ansichten desselben in einem „Auszuge“ zusammen, über dessen Treue wir zwar nicht urtheilen können, da uns die Schriften des Abbé nicht zur Hand sind, der sich aber durch eine prägnante und doch klare, übersichtliche Darstellung empfiehlt [10]). Auf wenigen Seiten giebt er den wesentlichen Inhalt mehrerer Bände, ohne Zweifel ein sehr concentrirter Extrakt, der aber durch seine Stärke ersetzt, was ihm an Masse abgeht. Wir glauben, daß der gute Abbé,

wenn es ihm lediglich um die Wirkung seiner Gründe und Beweise zu thun war, dieses kurze Resumé seinen breitspurigen Ausführungen unbedenklich vorgezogen hätte. Freilich den gemüthlichen Ton, die behagliche Stimmung, die ihm selbst eigen war, würde er vielleicht vermißt haben. Wo die einzelnen Lichtpunkte einander so nahe gerückt, so scharf zusammengedrängt werden, erscheint das Ganze von selbst in einer grelleren Färbung.

Uebrigens nahm Rousseau in seinen Bericht nur das auf, was er selbst billigte und einer ernsteren Beachtung werth glaubte. Die Gedanken des Abbé, insoweit er sie wiederholt, dürfen daher auch als die seinigen betrachtet werden. Eben darum halten wir es für gerechtfertigt, auf den Inhalt des „Auszuges“ etwas näher einzugehen, zumal ohne eine vorgängige Kenntniß desselben die Kritik, welche Rousseau in der „Beurtheilung des Projektes“ beifügte, unverständlich bleiben muß.

Man darf wohl zweifeln, ob die Frage nach der Möglichkeit eines dauernden Friedens unter verschiedenen Staaten und Völkern auch nur aufgeworfen werden würde, hätte man nicht in jedem geordneten Gemeinwesen das lebendige Beispiel eines solchen friedlichen Zusammenlebens vor Augen. Jedenfalls liegt es sehr nahe, auch für weitere Kreise zulässig zu finden, was sich in gleichartigen engeren Verbänden längst als statthaft erwiesen hat. Warum — so denkt unwillkürlich Jeder, der diesem Gegenstande seine Aufmerksamkeit zuwendet — warum sollten die Völker und Fürsten nicht in einem ähnlichen Verhältnisse zu einander stehen können, wie die Angehörigen ein und desselben Staates? Dieser Gedanke bildet auch für die Erörterungen des Abbé den eigentlichen Ausgangspunkt. Er sieht nicht ab, weßhalb die Rechtsgemeinschaft, welche den Bürgern einzelner Staaten den Frieden garantirt, nicht auf die ganze europäische Völkerfamilie ausgedehnt werden könnte. Seiner Ansicht nach kommt es nur darauf an, daß ihre Mitglieder zu einer umfassenden Conföderation zusammentreten, in welcher durch allgemein verpflichtende gesetzliche Bestimmungen der Friedensstand für alle Zeit begründet und gegen jede Störung sichergestellt wird.

Daß aber eine Verbindung dieser Art auch unter unabhängigen Staaten möglich sei, beweisen die zahlreichen Conföderationen, welche in alter und neuer Zeit bestanden haben und, wie die des deutschen Reiches, noch jetzt bestehen. Der Abbé übersieht indeß nicht, daß dieselben meist Ursprung und Bestand besonderen Umständen, namentlich der Stammverwandtschaft ihrer Theilnehmer ver-

danken, und er sucht deßhalb zu zeigen, wie auch bei den Staaten Europa's eigenthümliche Verhältnisse obwalten, welche sie zu einer engeren Vereinigung befähigen und selbst hindrängen. In der That bilden, so scheint es ihm, die europäischen Völker in Folge ihrer geschichtlichen Entwicklung eine Gemeinschaft, welche sie als Glieder Eines Ganzen erscheinen läßt. Sie bekennen sich im Wesentlichen zu derselben Religion; sie haben alle in ihren Rechtsinstitutionen mehr oder minder den entscheidenden Einfluß Rom's erfahren; sie stimmen in Sitte und Denkweise vielfach überein, während zugleich der stete lebhafte Verkehr, welchen sie auf dem Gebiete des wirthschaftlichen Lebens unterhalten, eine durchgreifende Gemeinsamkeit der materiellen Interessen bedingt. Allerdings machen sich bei ihnen, und zwar in jeder der hervorgehobenen Beziehungen, auch manche Besonderheiten und abweichende Richtungen geltend. Doch sind diese Unterschiede keineswegs so erheblich, daß sie die bestehende Einheit nothwendig gefährden müssen.

Wie aber kommt es, daß die Völker Europa's, trotz ihrer wesentlich gleichen Charaktere und Interessen, sich in diesem fast permanenten Kriegszustande befinden? Der Abbé antwortet scharfsinnig genug: eben weil sie zu einander in so engen Beziehungen stehen, treten fortwährend Collisionen ein, die, so lange es an einer allgemein anerkannten Autorität fehlt, welche ihre Ausgleichung nach rechtlichen Normen auf friedlichem Wege herbeiführt, nur durch die Gewalt der Waffen erledigt werden können. Auch dürfe man sich, fügt er hinzu, nicht der Hoffnung hingeben, daß diese traurige Lage der Dinge, etwa in Folge einer entschiedenen Suprematie, die von einem der Staaten über alle andern ausgeübt würde, eine Aenderung erfahren werde. Das System des europäischen Gleichgewichts, wie es gegenwärtig bestehe, ruhe auf einer sehr festen Grundlage; es könne vielleicht momentan erschüttert, aber nicht zerstört werden. Die Natur selbst habe Zahl und Grenzen der vorhandenen Staaten bestimmt; weder ein einzelner von ihnen, noch auch eine Verbindung von mehreren werde im Stande sein, die übrigen dauernd zu unterjochen. Indem der Abbé sich nicht ohne Erfolg bemüht, dies für die verschiedenen möglichen Fälle zu beweisen, hebt er neben der Thätigkeit der Diplomatie besonders die Existenz des deutschen Reiches als die Klippe hervor, an welcher jeder Versuch, in Europa eine einheitliche oder getheilte Vorherrschaft zu begründen, scheitern müsse.

Diese eigenthümliche Machtstellung der europäischen Staaten, welche ihnen gestattet, sich unausgesetzt zu bekämpfen, ohne sich jemals entscheidend besiegen zu können, erhält sie in einer kriegerischen Bewegung, die der Natur der Sache nach nur durch freie Uebereinkunft zu einem beruhigenden Abschlusse gebracht werden kann. Sie würde

aber andrerseits, könnte man sich einmal zu einer solchen Ueberein-kunft entschließen, für den Bestand derselben die sicherste Gewähr darbieten. Wie keiner der Staaten mächtig genug ist, sich die übrigen zu unterwerfen, so ist auch keiner im Stande, sich ihrem gemeinsamen Willen mit Aussicht auf Erfolg zu widersetzen. Es handelt sich also nur darum, die friedenstiftende Verbindung in's Leben zu rufen; besteht sie einmal, so trägt sie die Bürgschaft ihrer Fortdauer in sich selbst. Auch diese Behauptung sucht der Abbé durch eine umsichtige Erwägung aller möglichen Eventualitäten zu stützen. Nachdem er aber gezeigt zu haben glaubt, daß unter den gegebenen Verhältnissen der projektirte Bund recht wohl möglich und nur so lange eine unpraktische Chimäre sei, als man ihn eben dafür halten wolle, geht er zu der Frage über, wie derselbe am besten einzurichten sein möchte.

Der Plan, mit welchem er sie beantwortet, ist im Grunde sehr einfach. Die souveränen Fürsten und Staaten Europa's treten zu einer unauflöslichen Conföderation zusammen. Dieselbe garantirt jedem Mitgliede den Besitz seines Gebietes, und zwar sowohl äußeren, wie inneren Feinden gegenüber; sie verbürgt auch insbesondere den Fürsten den ungestörten Genuß ihrer ererbten Rechte. Dagegen verzichten die einzelnen Theilnehmer auf das ihnen bisher zustehende Recht der Kriegführung, indem sie sich für den Fall, daß sie mit einander in Zwist gerathen, den Entscheidungen des Bundesgerichtes bei Strafe des Bannes unterwerfen. Als höchster Gerichtshof aber, mit voller Kompetenz über alle Streitigkeiten, welche die Fürsten unter sich oder auch mit ihren Völkern entzweien, fungirt der Reichsrath, der sich als der äußere Repräsentant des Bundes aus den Bevollmächtigten seiner Mitglieder zusammensetzt. In diesem Rathe sind alle Theilnehmer der Conföderation gleichmäßig durch je einen Abgesandten vertreten; auch haben die Gesandten gleiches Stimmrecht, während der Vorsitz unter ihnen in bestimmten Fristen wechselt. Damit der Reichsrath seine richterliche Thätigkeit in jedem Augenblicke ausüben könne, wird er für permanent erklärt. Um ihn aber in den Stand zu setzen, seine Entscheidungen unter allen Umständen durchzuführen, stellt ihm der Bund eine bewaffnete Streitmacht zur Verfügung, deren Kosten ebenso, wie alle übrigen, durch das Bundesinteresse gebotenen Ausgaben, auf die einzelnen Staaten nach dem Verhältniß ihrer Bevölkerung repartirt werden.

Man sieht, die Vorschläge des Abbé stimmen im Wesentlichen mit dem überein, was auch die Friedensapostel der späteren Zeit bis auf unsere Tage herab zur Erreichung ihres Zieles beantragt haben. Auch zweifelt er eben so wenig, wie seine Nachfolger, daß sie einmal angenommen und durchgeführt, ihren Zweck vollständig erfüllen

werden. Der projektirte Bund sichert den Frieden, weil er alle Ursache zum Kriege beseitigt und stark genug ist, um weder innere Empörungen, noch Angriffe von Außen fürchten zu müssen. Fraglich bleibt nur, ob die in Betracht kommenden Mächte auf die Constituirung desselben eingehen werden. Die Völker zwar sind schwerlich geneigt, sich einer Einrichtung zu widersetzen, die den namenlosen Leiden des Krieges ein Ziel setzt und eine unbeschränkte Steigerung ihrer Wohlfahrt in Aussicht stellt. Anders aber — das sieht der Abbé wohl — steht es mit den Fürsten. Er läßt es sich daher vor Allem angelegen sein, diese zu überreden, daß die Ausführung seines Planes auch in ihrem wohlverstandenen Interesse liege.

Zu dem Ende zeigt er ihnen, daß sie bei den gegenwärtigen Machtverhältnissen der europäischen Staaten nicht hoffen dürfen, ihre Herrschaft auf gewaltsamem Wege zu erweitern, daß vielmehr jeder Versuch der Art, sollte er auch Anfangs mit einem scheinbaren Erfolge gekrönt werden, schließlich doch mißlingen, und nicht blos dem Angegriffenen, sondern ebenso dem Angreifer selbst die ernstesten Gefahren bereiten müsse. Sie hätten somit von ihrer bisherigen, auf Krieg und Eroberung gestellten Politik immer nur einen sehr prekären und am Ende doch illusorischen Gewinn zu erwarten, dem jedenfalls der sichere, weil von dem Bunde garantirte gegenwärtige Besitz bei weitem vorzuziehen sei. Ueberdies komme es doch auch für sie weniger auf den Umfang des Machtgebietes, als auf die Fülle der Macht selbst an. Diese aber werde in demselben Maße wachsen, in welchem nach Beseitigung der Kriege die Bevölkerung der einzelnen Staaten zunehme und ihr Wohlstand sich hebe. Zugleich gewinne sie damit eine weit stärkere und festere Basis, als sie gegenwärtig habe, wo sie beständig auf der Spitze des Schwertes schwebe. Auch sei, fügt der schlaue Abbé hinzu, wohl zu beachten, daß der Bund die fürstliche Gewalt nicht blos vor äußeren Angriffen, sondern auch gegen Beeinträchtigungen sicher stelle, welche durch die eigenen Unterthanen versucht werden möchten. Es werde so die Einbuße, welche sie in Folge der Unterordnung unter die Bundesgewalt erleide, durch die verstärkte Souverainetät im Inneren mehr wie aufgewogen.

Es ist doch für die Fürsten jener Zeit, oder vielmehr für die Vorstellung, welche man von ihnen hatte, recht bezeichnend, daß unser Advokat des ewigen Friedens, um sie für seine Vorschläge zu gewinnen, sich mit einer so naiven Zudringlichkeit an ihre schlechten Leidenschaften wendet. Es ist, als ob er zu verwöhnten Kindern oder zu ganz verdorbenen Menschen spräche, deren schlimme Neigungen man als gegeben hinnehmen muß. Ehrgeiz und Herrschsucht sind ihm vom Wesen des Fürsten unzertrennlich; wo sie aber weniger

ausgeprägt erscheinen, treten seiner Ansicht nach Geldgier und Habsucht an ihre Stelle. Er läßt daher dem Nachweise, daß die erstgenannten Leidenschaften in dem von ihm angestrebten Zustande der Dinge befriedigt werden können, den andern folgen, daß auch die letzteren bei ihm ihre Rechnung finden werden. Mit dem Wegfall des Krieges fallen natürlich auch die Ausgaben fort, welche Armee, Festungen 2c. verursachen. Die so ersparten Summen bleiben in den fürstlichen Kassen zu beliebiger Verwendung, und der Schatz wird stets gefüllt sein, zumal die unter dem Schutze des Friedens rasch fortschreitende Entwicklung des wirthschaftlichen Lebens die Erträge der Zölle und andrer Abgaben ungemein steigern muß.

In der That verspricht das Reich des Friedens, wie es dem Abbé vorschwebt, für die zeitigen Machthaber ein wahres Eldorado zu werden. Man begreift, wie der gute Mann, wenn er sich auch der Einseitigkeit seiner Darstellung in etwa bewußt sein mochte, sich der Hoffnung hingeben konnte, daß dieselbe sie zur sofortigen Verwirklichung seiner Wünsche bestimmen werde. In dieser Erwartung sah er sich freilich getäuscht, doch hielt er darum nicht weniger fest an dem Glauben, daß man früher oder später an der entscheidenden Stelle seinen wahren Vortheil erkennen werde[11]). Rousseau dagegen war andrer Meinung; hören wir, wie er sich in seinem „Urtheil über das Projekt des Abbé" ausspricht[12]).

Zwar den Plan selbst findet er „gut und verständig"; es giebt seiner Ansicht nach „keinen andern, der es mehr verdiente, daß sich ein rechtschaffener Mann mit ihm beschäftigt". Er rühmt die wohlwollende und edle Gesinnung, aus welcher er hervorgegangen, sowie den beharrlichen Eifer, mit welchem sein Urheber ihn verfolgt habe. Auch giebt er zu, daß die allgemeinen und die besonderen Vortheile, welche seine Ausführung für Fürsten und Völker mit sich bringen werde, von dem Abbé evident nachgewiesen würden. Was aber die Ausführbarkeit des Projektes angehe, so urtheile darüber der gute und sonst so einsichtsvolle Mann „wie ein Kind". Nicht als ob sie an sich unmöglich wäre; auch Rousseau hält dafür, daß wenn die Einrichtung einmal bestände, ihre Fortdauer außer Frage stehen würde. Sie ist so „vernunftgemäß und liegt so sehr im wahren Interesse aller Betheiligten," daß es nur ihres Daseins bedarf, um ihre Existenz für immer zu sichern. Ebenso gewiß aber scheint ihm, daß weil und so lange sie eben nicht besteht, auch an ihre Einführung auf friedlichem Wege nicht zu denken ist, da die Fürsten und ihre Rathgeber sich ihr mit aller ihnen zu Gebote stehenden Macht widersetzen werden.

Wie aber? Hat nicht der Abbé schlagend bewiesen, daß gerade die Träger der fürstlichen Gewalt bei der Annahme seines Planes

am meisten gewinnen würden? Und lehrt nicht die Erfahrung aller Zeiten, daß eben sie mehr als andere Menschen auf die Wahrung ihres Vortheils bedacht sind? Ohne Zweifel, antwortet Rousseau, verhält es sich so; doch ist leider ihr Ehrgeiz stets größer, als ihre Weisheit, und ihr Auge durch die Macht der Leidenschaft so geblendet, daß sie außer Stande sind, ihren wahren Vortheil selbst da zu erkennen, wo er auf der Hand liegt. Beständig ziehen sie ihre scheinbaren Interessen den wirklichen vor, und unterwerfen sich lieber dem blinden Zufalle, als dem schützenden Gesetze, wenn sie nur mit schrankenloser Willkür herrschen dürfen. Die ganze Thätigkeit der Fürsten oder derjenigen, welche sie mit der Ausübung ihrer Funktionen betrauen, ist lediglich auf zwei Zielpunkte gerichtet, auf die Erweiterung ihrer Herrschaft nach Außen und die Begründung einer möglichst unbeschränkten Gewalt im Inneren. Jede anderweitige Rücksicht, welche sie etwa zu nehmen scheinen, ist diesen Zwecken untergeordnet oder, wie die oft gehörte Berufung auf das öffentliche Wohl, den Ruhm der Nation und so weiter, ein „leerer Vorwand". Steht es so, und Rousseau nennt seine Behauptungen „zweifellose Grundwahrheiten," dann begreift sich allerdings leicht, daß die Fürsten sich einen europäischen Reichstag, wie ihn der Abbé in Vorschlag bringt, nun und nimmer gefallen lassen können. Er würde der Erreichung des einen ihrer leitenden Zwecke unbedingt hinderlich, der des anderen wenigstens nicht förderlich sein. Denn „es versteht sich von selbst, daß man die Fürsten vor Empörungen ihrer Unterthanen nicht sicher stellen kann, ohne zugleich den Unterthanen Bürgschaften gegen die Tyrannei ihrer Fürsten zu geben. Wo aber giebt es in der Welt einen Herrscher, der nicht den bloßen Gedanken an die Nothwendigkeit, nicht nur gegen Ausländer, sondern selbst gegen seine eigenen Unterthanen gerecht sein zu müssen, mit Unwillen von sich weist?"

Ebensowenig werden die Fürsten sich jemals dazu entschließen, ihre Streitigkeiten durch einen Gerichtshof entscheiden zu lassen. „Wie sollten sich Menschen einem Tribunale unterwerfen, die sich zu rühmen wagen, daß sie ihre Gewalt nur dem Schwerte verdanken? Sie werden es immer vorziehen, zu den Waffen zu greifen, zumal sie dabei im Grunde doch nicht sich, sondern nur ihre Unterthanen auf's Spiel setzen, und sich eines Rechtes bedienen, das von aller Welt anerkannt wird, und für dessen Ausübung sie nur Gott verantwortlich zu sein glauben." Auch wissen sie selbst sehr wohl, daß der Krieg Gefahren mit sich bringt. Doch die Furcht vor ihnen weicht stets der Zuversicht, mit welcher sie auf ihre Streitmacht und auf ihre Allianzen rechnen. Sollte sie diese aber auch täuschen, so gewinnen sie doch, was sie auf der einen Seite verlieren, auf der andern wieder. Denn jeder Krieg, selbst wenn er einen unglück-

lichen Ausgang nimmt, befestigt und vermehrt die fürstliche Gewalt, weil er mit dem Wohlstande den Völkern auch die Kraft zum Widerstande raubt. Freilich, fügt Rousseau hinzu, liegt es auch im Interesse der Fürsten, über ein möglichst reiches und bevölkertes Land zu gebieten, da sie der Habgier eben so sehr, wie der Herrschsucht zu fröhnen pflegen. Weil sie aber von diesen Leidenschaften gleichmäßig beherrscht werden, so werden sie immer die eine der andern opfern, um sie so beide abwechselnd zu befriedigen. „Sie wollen herrschen, um sich zu bereichern, und sich bereichern um zu herrschen. In letzter Instanz wollen sie allerdings Beides zugleich; ihr eigentliches Endziel ist die Herrschaft über die Menschen, wie über die Güter, und um dasselbe zu erreichen, bedürfen sie der Macht, wie des Geldes."

Somit hält es Rousseau für ausgemacht, daß die Fürsten, wie sie nun einmal ihre Interessen verstehen, die Beseitigung der Kriege keineswegs wünschen können. Aber weniger noch als ihnen selbst, kann sie ihren Ministern zusagen, deren Votum doch in der Regel für ihre Entscheidung maßgebend ist. Denn diese bedürfen des Krieges, um sich nothwendig und die Fürsten in ihrer Gewalt zu erhalten, um das Land im Namen der öffentlichen Bedürfnisse in ihrem Interesse auszubeuten, nicht minder, um ihre guten Freunde zu placiren und sich gegenseitig aus ihren Stellen zu verdrängen. Sie werden daher Alles aufbieten, um die Abschaffung desselben zu hindern, und jeden dahin abzielenden Vorschlag wie bisher dadurch vereiteln, daß sie ihn in's Lächerliche ziehen. Hätten sie aber auch, fährt Rousseau fort, ebenso, wie ihre Herren, den besten Willen, ihn auszuführen, so würde es doch immer schwierig bleiben, den dazu geeigneten Zeitpunkt zu finden. Ein solcher könnte erst eintreten, wenn „die Summe aller besonderen Interessen das allgemeine Interesse nicht mehr überwiegt, und Jeder in dem gemeinsamen Wohle Aller auch das größte eigene Wohlbefinden erblickt. Diese Voraussetzung aber bedingt eine Gleichmäßigkeit der Einsicht in so vielen Köpfen, und eine Gleichartigkeit der Verhältnisse in so vielen Interessen, die man vom Zufalle, welcher allein eine derartige Uebereinstimmung herbeiführen kann, nicht füglich erwarten darf."

Es unterliegt daher für unsern Kritiker keinem Zweifel, daß die Durchführung des in Rede stehenden Planes auf dem Wege friedlicher Verständigung unmöglich ist. Die Berufung des Abbé auf Heinrich IV., dessen Absicht, Europa durch die Gründung einer allgemeinen Conföderation den Frieden zu geben, nur durch seinen vorzeitigen Tod vereitelt worden sei, kann ihn in dieser Ueberzeugung nicht irre machen. Allerdings hat es der treffliche Fürst verstanden, die meisten europäischen Mächte für seine Absicht zu gewinnen; es ist aber nicht zu übersehen, daß es sich damals keineswegs blos um das

allgemeine Wohl, sondern zunächst und vorzugsweise um die Demüthigung eines gemeinschaftlichen Gegners, des übermächtigen Hauses Habsburg handelte.

Ueberdies, welche Um- und Vorsicht hat Heinrich anwenden, mit welcher Gewandtheit die vieljährigen geheimen Verhandlungen fortführen, welche Geschicklichkeit entfalten müssen, um jede einzelne Macht durch Hervorhebung ihrer besondern Interessen zu captiviren. Nimmt man die rastlose, besonnene und ausdauernde Thätigkeit hinzu, die er viele Jahre hindurch darauf verwandt hat, seinem Volke Gedeihen und Wohlstand zu sichern, sich selbst aber ein wohlgerüstetes Heer und die Mittel zu seiner Erhaltung zu schaffen, so sieht man wohl, mit wie großen Kräften und reichen Mitteln von diesem Monarchen das angestrebt worden ist, was der Abbé durch „ein Buch" zu erreichen hofft. Jedenfalls ist es thöricht, auf Fürsten, wie Heinrich IV., und Minister, wie Sully, Bezug zu nehmen, da sie eben nirgendwo zu finden sind. Gäbe es solche, so würde damit das Friedensprojekt allerdings wieder ein vernünftiges werden; gegenwärtig ist es absurd. „Bewundern wir," so schließt Rousseau, „den schönen Plan, aber trösten wir uns, wenn wir ihn nicht ausgeführt sehen, denn das würde nur durch Anwendung gewaltsamer Mittel möglich sein. Noch nie hat man Conföderationen anders, als in Folge von Revolutionen sich bilden sehen. Ist dem aber so, wer möchte es wagen, zu entscheiden, ob der europäische Bund zu wünschen oder zu fürchten ist? Er könnte vielleicht in einem einzigen Augenblicke mehr Unheil anrichten, als er für Jahrhunderte verhindern würde."

Es ist gewiß ein recht leidiger Trost, mit welchem hier die Leser entlassen werden. Doch Rousseau hatte keinen andern. Ihm schien es unmöglich, daß die heillosen öffentlichen Zustände durch die bloße Macht der vernünftigen Einsicht wesentlich verbessert werden könnten. Eine gewaltsame Umwälzung aber hielt er für sehr bedenklich, weil sie seiner Ansicht nach dem leidenden Staatskörper eben so wohl den Tod, wie die Genesung bringen mochte, und jedenfalls eine Menge von sehr reellen Uebeln im Gefolge hat, während ihre wohlthätigen Wirkungen zweifelhaft bleiben müssen. Ob er sich in diesen Voraussetzungen irrte, steht noch dahin; wenigstens hat ihn, was die hier speziell vorliegende Frage betrifft, die Geschichte bisher nicht widerlegt. Ohne Zweifel ist die Ueberzeugung, daß ein gesicherter Friede dem beständigen Kriegsstande vorzuziehen sei, gegenwärtig in weitaus größeren Kreisen verbreitet, als vor hundert Jahren. Auch hat es inzwischen nicht an Revolutionen gefehlt, die den nöthigen freien Raum für durchgreifende Neuerungen schufen. Es ist sogar geschehen, was Rousseau als ein ganz undenkbares Wunder ansah:

die mächtigsten Fürsten Europa's haben sich in ihrem und ihrer Völker Namen feierlich verpflichtet, fortan mit einander in Frieden zu leben. Und doch ist in unsern Tagen noch weit weniger an die Verwirklichung der frommen Wünsche des Abbé zu denken, als zur Zeit, in welcher sie ausgesprochen und beurtheilt wurden.

Die Ansicht freilich, daß lediglich die Fürsten an der Fortdauer des Krieges schuld sind, würde Rousseau wohl selbst, wenn er die Verhältnisse der Gegenwart vor Augen gehabt hätte, zurückgenommen, oder doch erheblich modificirt haben. Für seine Zeit war sie wenigstens insofern wohl begründet, als damals die fürstliche Gewalt die ganze Aktivität des Staatslebens in sich begriff und darum auch für Richtung und Ziel derselben verantwortlich gemacht werden durfte. Wie aber die Inhaber dieser absoluten Gewalt ihre Stellung auffaßten und ohne Rücksicht auf das Wohl ihrer Völker, ausschließlich für ihre persönlichen, meist recht kleinen und elenden Interessen ausbeuteten, das ist wohl nirgendwo anders mit solcher schneidenden Schärfe gesagt worden, wie in dieser beiläufigen Würdigung einer unschuldigen Chimäre. Die Darstellung Rousseau's macht um so größeren Eindruck, da sie nicht nur die Dinge ohne alle Umschweife schildert, wie sie sind, sondern zugleich andeutet, daß sie der Natur der Sache nach gar nicht anders *sein können*. Natürlich hatte er zunächst die französischen Zustände im Auge, als er seine Charakteristik der Fürsten und ihrer Minister niederschrieb. Sie trifft aber nicht blos hier, sondern überall zu, wo — und das war damals in manchen monarchischen Staaten der Fall — der Absolutismus dem Träger der Krone eine schrankenlose Macht verleiht. Wenn es, was nicht zu leugnen ist, und auch der Verfasser nicht in Abrede stellt, Ausnahmen giebt, so dienen diese doch nur dazu, die Regel zu bestätigen.

Was Rousseau in seiner Abhandlung speziell über den „ewigen Frieden" sagt, will nicht viel bedeuten. Er adoptirt in der Hauptsache den Gedankengang des Abbé, ohne etwas wesentlich Neues hinzuzufügen. Auch beurtheilt er die Frage aus demselben Standpunkte, welchen der Urheber des Planes einnahm. Beide sind darin einig, daß das Projekt selbst gut und die fürstliche Gewalt das einzige Hinderniß seiner Verwirklichung ist. Sie weichen aber darin von einander ab, daß der Abbé dieses Hinderniß durch vernünftiges Zureden entfernen zu können meint, während Rousseau dasselbe für unübersteiglich hält. Dieser Unterschied ist eben so unerheblich, wie es die Ansicht Rousseau's sein würde, hätte sie nicht jene scharf eindringende Analyse der fürstlichen Gewalt veranlaßt, welche den eigentlichen Inhalt seines „Urtheils" ausmacht. Aehnlich verhält es sich mit der Kritik, die er dem Referate über eine zweite Arbeit

des Abbé hinzufügt. Auch hier haftet das Interesse weniger an dem Gegenstande selbst, als an den allgemeinen Erörterungen, zu welchen er anregt.

Als der Herzog von Orleans nach dem Tode Ludwigs XIV. die Regentschaft an sich riß, suchte er den einigermaßen revolutionären Ursprung seiner Regierung durch mannigfache populäre Maßregeln vergessen zu machen. Unter Anderem hob er die Ministerien, deren Vorstände bis dahin in ihren Departements mit unbeschränkter Macht und deßhalb auch mit grenzenloser Willkür gewaltet hatten, auf, und setzte an deren Stelle für die einzelnen Zweige der Verwaltung collegialisch geordnete Conseils ein, die unter der Aufsicht eines höchsten Regentschaftsrathes standen. Diese im Allgemeinen sehr beifällig aufgenommene Neuerung veranlaßte den Abbé zur Abfassung einer Schrift [13]), in welcher er die neue Institution prinzipiell als eine preiswürdige Verbesserung anerkannte und gegen die Angriffe ihrer Gegner in Schutz nahm, zugleich aber in der Absicht, sie möglichst zu vervollkommnen, für die Durchführung so viele und so tiefgreifende Aenderungen in Vorschlag brachte, daß Rousseau meint, der Verfasser habe sich auf die Einrichtungen des Regenten nur berufen, um zu zeigen, wie sie nicht beschaffen sein dürften, wenn sie ihrem Zwecke entsprechen sollten. Der wesentliche Unterschied zwischen seinem Plane und dem des Regenten bestand darin, daß jener in den zu gründenden Verwaltungsräthen ein relativ selbständiges Organ der Staatsgewalt schaffen wollte, welches die fürstliche Omnipotenz wenigstens in etwa einzuschränken geeignet war, während dieser in der veränderten Form das alte System festzuhalten gedachte. Es begreift sich so, daß der Regent von seinem zweideutigen Lobredner wenig erbaut war, und ihn im Stiche ließ, als die Akademie auf Grund der heftigen Angriffe, welche der Abbé gegen die Regierung des verstorbenen Königs und seiner Günstlinge, wie des Herzogs von Maine, des Cardinals Polignac 2c. erhoben hatte, feierlich aus der Zahl ihrer Mitglieder ausschloß [14]).

Diese Abhandlung über „die Polysynodie“ ist es nun, welche Rousseau nächst dem Vorschlage zum ewigen Frieden den größten Anspruch auf eine neue Bearbeitung zu haben schien. Er fand, daß sie sich vor allen übrigen Schriften des Abbé durch Gründlichkeit, treffende Beweisführung und eine der Sache angemessene gedrängte Darstellung auszeichne. Freilich werden diese formellen Vorzüge seine Wahl nicht ausschließlich bestimmt haben. Die Vorschläge des Abbé mochten ihm immerhin auch hier wieder unausführbar erschei-

nen; es war am Ende doch grade jetzt zeitgemäß, sie dem Publikum in Erinnerung zu bringen. Er stellte sie daher in einem „Auszuge" zusammen, welcher dem vorhin besprochenen zwar nicht an bündiger Kürze und durchsichtiger Klarheit, wohl aber insofern nachsteht, als er die einzelnen Punkte in besondern Kapiteln ziemlich lose an einander reiht [15]). Da der Verfasser selbst sich schon einer gedrängten Entwicklung seiner Ansichten befleißigt hatte, so bedurfte es zu diesem Behufe keiner eignen Durcharbeitung. Auch hat der Referent weniger Bedenken getragen, seinen Bericht gelegentlich durch persönliche Bemerkungen zu unterbrechen, ja ihn hin und wieder so abgefaßt, daß er uns mehr in seinem, als im Namen eines Andern zu sprechen scheint.

Namentlich dürfte dies von dem einleitenden Abschnitte gelten. Derselbe enthält eine pikante Variation desselben Themas, welches in „dem Urtheil über den ewigen Frieden" angeschlagen worden war. Nochmals schildert der Verfasser die Fürsten, wie sie in der Regel sind oder doch damals waren. Seine Feder ist stellenweise wie in Galle getaucht; Zorn, Haß und Verachtung erfüllen seine Seele, wenn er die Herren der Erde in ihrer nackten Erbärmlichkeit bloßstellt. Auch übt das Gemälde, welches er von ihnen entwirft, eine um so größere Wirkung aus, da er ihm das Bild eines Fürsten, wie er sein soll, zur Seite stellt. Wir haben schon öfter bemerkt, daß Rousseau kein unbedingter Gegner der Monarchie ist; ein Fürst, der sich mit seinem Staate oder Volke identifizirt, und das Wohl desselben selbstthätig fördert, würde in seinen Augen nicht nur Gnade finden, sondern der Mann nach seinem Herzen sein. Er hält es aber für unmöglich, daß ein Regent, auch mit dem besten Willen, seinen Beruf erfüllen kann, wenn er allein mit unbeschränkter Gewalt ein großes Reich beherrscht. Ein Fürst dieser Art muß, so scheint es ihm, allmählig inne werden, daß die ihm gestellte Aufgabe für die Kraft eines einzelnen Menschen zu schwer ist. Dann aber wird die Folge sein, daß er die Dinge gehen läßt, wie sie eben wollen und können, damit die eigentliche Leitung der Geschäfte Anderen anheim giebt, welche sie ihren besondern Zwecken und Interessen dienstbar machen, und sich selbst lediglich in dem Genusse der äußeren Ehren und Vergnügungen befriedigt, die seine Macht und Stellung in reicher Fülle darbietet. Selbst bei größerer Begabung würde ein absoluter Monarch in der Regel diesem Schicksale anheimfallen. Wie sollten ihm „die zahllosen Schwachköpfe entgehen, welche das bestehende Erbrecht auf den Thron setzt?" Nur „ein weiser Mann könnte ihm ausweichen, denn er würde entweder der Herrschaft entsagen, oder sie theilen, das Maß seiner Leistungen nach dem Maße seiner Kraft normiren, und um ein wahrhaft großer König

zu sein, sich nicht mit der Regierung eines großen Königreichs befassen."

Leider „werden, was ein Weiser thun würde, die Fürsten nicht thun." Steht es aber fest, daß sie, wie die Dinge einmal liegen, nur in seltenen Fällen im Stande sind, selbst zu regieren, meist also durch Andre regieren müssen, so fragt es sich, wie die secundäre Regierung im Interesse des Landes am Besten einzurichten ist. Dieselbe kann eine dreifache Form haben, indem sie entweder von einem Einzigen, dem der Fürst sein volles Vertrauen schenkt und die gesammte Verwaltung des Staates überläßt, oder von Mehreren, die dann, Jeder in dem ihm zugewiesenen Geschäftszweige, als Mandatare oder Stellvertreter des Fürsten fungiren, oder endlich von Collegien geführt wird, deren es natürlich so viele geben muß, als unterschiedene Zweige der Staatsverwaltung vorhanden sind. Jeder dieser Formen sind besondere Vorzüge eigen, welche den übrigen mehr oder weniger fehlen. So wird bei der ersten oder, wie der Abbé sie nennt, dem Visirat, die Regierung in der Regel größere Kraft und Schnelligkeit entfalten, während sie bei der zweiten oder dem Halbvisirate die Geschäfte mit mehr Pünktlichkeit und Sorgfalt betreiben, bei der dritten oder der Polysynodie sich durch Gerechtigkeit und Beharrlichkeit auszeichnen wird. Die verschiedenen Regierungsweisen entsprechen in dieser Beziehung durchaus den drei Hauptformen, in welchen die höchste Staatsgewalt sich darzustellen pflegt. Auch folgen sie, fügt Rousseau hinzu, einander in derselben Ordnung. Wie die Demokratie zur Aristokratie und diese zur Monarchie hinstrebt, so sucht die Polysynodie stets in das Halbvisirat und dieses in das Visirat überzugehen. Die zunehmende Erschlaffung der dem Gemeinwesen eigenthümlichen Lebenskraft bedingt eine stetige Verstärkung der Hebel und Triebfedern, durch welche sie in Bewegung gesetzt wird. Es ist deßhalb unthunlich, die spätere Form durch eine der früheren zu ersetzen; erst wenn diese verbraucht sind, drängt sich jene, dann aber auch mit unabweisbarer Nothwendigkeit auf. Rousseau nimmt daher keinen Anstand, den Vorschlag des Abbé als ein „schlecht ersonnenes Projekt" zu bezeichnen. Doch zweifelt er andererseits nicht, daß an sich die Polysynodie unter allen Formen der Regierung die beste ist, zumal wenn sie im Sinne ihres Vertreters und seinen Anweisungen gemäß durchgeführt wird.

Freilich laufen diese Vorschriften darauf hinaus, neben der fürstlichen Allgewalt eine andere zu schaffen, durch welche sie zwar nicht direkt beschränkt wird, wohl aber mit der Zeit eine wesentliche Abschwächung erfahren würde. Die Conseils des Abbé, von welchen jedes einen besondern Zweig des öffentlichen Dienstes zu verwalten hat, sind allerdings nur berathende Behörden, deren

Maßnahmen die Sanction des Staatsoberhauptes erfordern. Ihre Mitglieder aber werden nicht vom Fürsten ernannt, sondern von ihnen selbst gewählt, und zwar aus den Unterbeamten der betreffenden Departements, für welche zu dem Ende eine bestimmte Rangfolge festgestellt wird. Auch der vom Fürsten präsidirte Staatsrath, welcher über den einzelnen Conseils stehend, die allgemeinen Angelegenheiten des Reiches zu leiten hat, ergänzt sich aus den übrigen Räthen. Offenbar wird durch diese Umgrenzung des Wahlkreises dem an sich aristokratischen Charakter der Institution ein demokratisches Element zugesellt. Ein Gleiches geschieht durch die weitere Bestimmung, daß nicht nur in jedem einzelnen Conseil die laufenden Geschäfte unter den Mitgliedern, sondern auch die verschiedenen Dienstzweige unter den Räthen beständig wechseln. Eine solche Einrichtung aber hat, abgesehen von ihrer prinzipiellen Bedeutung, auch einen großen praktischen Nutzen. Der stete Wechsel giebt dem Einzelnen Gelegenheit, sich allmählig mit allen Zweigen der Staatsverwaltung vertraut zu machen. Er beseitigt somit die bornirte Geschäftsroutine, welcher man zwar einen gewissen Werth nicht absprechen kann, der aber doch, wenigstens für die höheren Beamten, eine umfassende Kenntniß des gesammten Staatslebens bei Weitem vorzuziehen ist.

Ueberhaupt bietet, so scheint es dem Abbé, die von ihm befürwortete Institution so viele und so unläugbare Vortheile, daß ihre Annahme unter vernünftigen Menschen keinem Zweifel unterliegen sollte. Sie beseitigt seiner Ansicht nach so ziemlich alle Uebelstände, an welchen die Staatsverwaltung gegenwärtig leidet, und giebt der Regierung nicht nur die naturgemäßeste Form, sondern auch die Fähigkeit, das Wohl des Volkes, wie das des Fürsten, in jeder Rücksicht auf das Wirksamste zu fördern. Rousseau stellt die wunderbaren Erfolge, welche der politische Heilkünstler von dem Gebrauche seines Arkanums erwartet, möglichst in's Licht, zeigt dann aber in seiner „Beurtheilung", daß dasselbe nicht anwendbar, und selbst wenn die Anwendung möglich, sie nicht wünschenswerth sei, da sie unter den gegenwärtigen Verhältnissen einer Revolution gleichkomme. Der „gute Mann" nehme auf dem erhabenen Standpunkte seiner souveränen Vernunft, wie gewöhnlich, keine Rücksicht auf Ort und Zeit, noch auch auf die vorhandenen Menschen und Verhältnisse. Er glaube daher einen alten verkommenen Staat durch Heilmittel regeneriren zu können, die nur bei einem jungen kräftigen Gemeinwesen am Orte sind. Es sei das ungefähr so, wie wenn man einem lendenlahmen Greise empfehle, sich Motion zu machen. Der Staat, mag er nun gut oder schlecht sein, ist — das wird von Rousseau auch hier wieder nachdrücklich betont — was er ist, geworden

und eben deßhalb unverbesserlich. Jede Aenderung, die man mit ihm vornimmt, bringt ernste Gefahren mit sich. Namentlich gilt dies von großen Reichen, und ganz besonders dann, wenn die Neuerung, wie in dem hier in Rede stehenden Falle, eine größere Theilnahme des Volkes an der Regierung bezweckt. Wer kann wissen, wohin die einmal wachgerufene Bewegung des großen Haufens führen wird? Ueberdies ist gerade das französische Volk so ohne allen ernsten Sinn für das öffentliche Leben, so befangen in leeren, nichtigen Tändeleien, daß es fast unmöglich scheint, dasselbe am Staate aktiven Antheil nehmen zu lassen, ohne die Lage der Dinge erheblich zu verschlimmern.

Man sieht, der Apostel der Freiheit und Gleichheit führt hier eine Sprache, die einem eingefleischten Reaktionär alle Ehre machen würde. Freilich hat er ganz andere Motive, wie dieser zu haben pflegt; er hält das Schlechte immer noch für besser, als das Schlimmere, welches er nicht ohne Grund erwarten zu müssen glaubt. Jedenfalls täuschte er sich nicht, wenn er die Ueberzeugung aussprach, daß ohne eine gewaltsame Revolution die Bildung von aristokratischen Körperschaften, wie der Abbé sie im Sinne hatte, in einer unbeschränkten Erbmonarchie nicht durchzuführen sei. Der Fürst werde sich Zwischenbehörden, durch welche seine Macht eine wirkliche Beschränkung erleide, niemals freiwillig zur Seite stellen lassen. Haben sie aber nur eine scheinbare Bedeutung, sind sie lediglich Schatten ohne Leben, so legen sie durch ihre Existenz dem Staate nur eine neue, sehr überflüssige Last auf. Und diese zweite Eventualität wird voraussichtlich eintreten: weil der Fürst an die Entscheidungen seiner Räthe nicht gebunden ist, wird er sie ignoriren, seine Günstlinge und Minister aber vor wie nach schalten lassen, wie es ihnen beliebt.

Uebrigens, fährt unser Kritiker fort, halte auch er dafür, daß wenigstens das allgemeine Regierungssystem von einer Körperschaft besser, als von einem Einzelnen bewahrt und gehandhabt werde. Es gewinne so einen festeren Bestand und sei weniger dem Wechsel unterworfen, ein sehr wesentlicher Vortheil, der, weil er der Aristokratie überhaupt eigen, diese als die beste Form der Regierung erscheinen lasse. Der Abbé freilich habe von der Aufgabe der höchsten Regierung keine richtige Vorstellung. Ihm zufolge habe jedes Conseil in dem ihm zugewiesenen Geschäftskreise ein besonderes System zu vertreten, und die oberste Staatsbehörde nur dafür zu sorgen, daß diese verschiedenen Systeme, jedes an seiner Stelle, möglichst entwickelt und durchgeführt würden. Dem sei aber keineswegs so, denn das eigentlich so zu nennende politische oder gouvernementale System habe nicht diesen oder jenen einzelnen Zweig der Staatsverwaltung, sondern die gegenseitige Beziehung und die verbindende Harmonie

aller zu seinem Inhalte und müsse eben deßhalb auch für alle die bestimmende Norm abgeben.

Ohne Zweifel hat Rousseau dem Abbé gegenüber vollkommen Recht; die Isolirung der Geschäftskreise, wie dieser sie, vermuthlich um ihre oft so störenden Collisionen zu vermeiden, durchführen möchte, hebt die nothwendige Einheit der Regierung auf. Die Form aber, in welcher er selbst diese Einheit zu sichern sucht, hat, scheint es, einen etwas abstracten Charakter. Es genügt nicht, daß die höchste Regierungsbehörde leitend und bestimmend über den Verwaltungen der einzelnen Dienstzweige steht, sie muß auch aus ihnen organisch als ihre einheitliche Spitze hervorgehen. Daß sie von einem Collegium gebildet werde, hält Rousseau, wie schon bemerkt wurde, mit dem Abbé für zweckmäßig. Dagegen glaubt er, daß die complicirte Weise, in welcher der Letztere seine Conseils vermittelst Skrutinien, Graden der Befähigung und eines steten Wechsels in den Stellen zusammensetze, wie schön und gut das Alles auch ausgedacht sei, in der Praxis doch große Verwirrung anrichten werde. Zwar der Wechsel, namentlich des Vorsitzes, habe Manches für sich. Indeß werde er schwerlich länger beobachtet werden, als bis sich ein Präsident finde, der sich dazu eigne, die Rolle des Veziers zu spielen. Denn wer wolle den Fürsten hindern, ihm das Amt und die Macht eines solchen zu übertragen, falls er es für angemessen erachte?

Rousseau hatte schon früher hervorgehoben, daß die Fürsten auf die Vorschläge des Abbé freiwillig niemals eingehen würden. Hier weist er darauf hin, daß, auch wenn die neue Institution eingeführt werden sollte, sie doch nicht die geringste Garantie für ihren Fortbestand biete, weil derselbe vom Willen der Fürsten abhängig bleibe. Zwar berufe sich der Abbé auf die Liebe zum Vaterlande, auf das öffentliche Wohl und dergleichen. Als ob so etwas, abgesehen von einigen kleinen Republiken, heut zu Tage noch irgendwo zu finden wäre. Auch spreche er von einer Garantie des europäischen Reichstages, wobei er nur vergesse, daß es einen solchen nicht gebe. Er meint ferner, die Einrichtung könne unter die Grundgesetze des Staates aufgenommen und mit diesen von den Fürsten bei der Krönung beschworen werden. Doch „die Feder fällt Einem aus der Hand, wenn man solche Dinge von einem verständigen Manne im Ernste vorschlagen hört.“

Das Resultat dieser Erörterungen springt von selbst in die Augen. Die Polysynodie ist in einer wirklichen Monarchie weder möglich, noch von Nutzen. Sie ist nur ausführbar bei einer gemischten Verfassungsform, nach welcher der Fürst, persönlich machtlos, im Grunde nur Präsident des Staates und Träger der Executive ist. Gefährlich bleibt sie aber auch hier, weil auch die Corporationen

Sonderinteressen haben, und diese selbst mit größerer Consequenz zu verfolgen pflegen, als einzelne Personen. „Eben dies macht die Aristokratie zur schlechtesten von allen souveränen Gewalten; vielleicht würde derselbe Umstand die Polysynodie zur schlechtesten aller Regierungsformen machen."

III.

Mit dem „Urtheile über die Polysynodie" brach Rousseau eine Arbeit ab, die er nach seinem eigenen Geständnisse niemals hätte unternehmen sollen. Daß er sie fallen ließ, begreift sich schon; es war doch recht mühsam und wenig anziehend, aus so vieler Spreu den dürftigen Weizen zu sammeln, und diesen dann schließlich noch für ungenießbar erklären zu müssen. Dazu kam die Einsicht, daß die etwaigen Früchte seiner Anstrengungen am Ende nicht einmal verwerthet werden könnten. Der Abbé hatte in seinen Erörterungen die gegebenen staatlichen Zustände vielfach einer scharfen Kritik unterworfen; er hatte weder die Machthaber, noch ihre Werkzeuge geschont, und das heillose Treiben der einen, wie der anderen, gelegentlich rücksichtslos gegeißelt. Ihm selbst war das ungestraft hingegangen, weil man wußte, daß seine Schriften doch von Niemandem gelesen wurden. Erschienen dieselben aber in der Bearbeitung Rousseau's von Neuem vor dem Publikum, so war ohne Zweifel eine größere Theilnahme der Lesewelt, und damit auch eine größere Strenge der Behörden zu erwarten.

Wie sollten sie ruhig hinnehmen, was besonders in der prägnanten, schlagenden Kürze, in welcher es hier auftrat, eine große, für die bestehende Staatsordnung in hohem Grade gefährliche Wirkung haben mußte? Es war nicht nur ihr Recht, sondern selbst ihre Pflicht, solchen Angriffen und dem, von welchem sie ausgingen, hemmend und strafend entgegen zu treten. Rousseau aber war entschlossen, ihnen dazu keine Gelegenheit zu geben. Er wollte die kaum gewonnene Lebensruhe nicht wieder auf das Spiel setzen und sich für den Fall, daß sie dennoch in Zukunft gestört würde, mit dem Bewußtsein beruhigen können, daß er dazu keinen gerechten Anlaß gegeben. Auch hielt er es für seine Pflicht, die Gesetze des Landes, in welchem er lebte, gewissenhaft zu beobachten, und deßhalb nichts zu thun oder zu schreiben, wodurch er mit ihnen in Conflikt gerathen könnte. Er durfte nicht erwarten, daß die Censur den Druck oder die Verbreitung der in Rede stehenden Schriften gestatten werde. Ohne ihre Erlaubniß aber mußten sie, wie er über die Sache dachte, unbenutzt im Pulte liegen bleiben. Natürlich schien es nun besser, sie ungeschrieben zu lassen [16]).

Die übrigen Arbeiten aber, mit welchen er sich trug, interessirten ihn doch nicht so sehr, daß er irgend eine mit Ernst und Eifer hätte unternehmen mögen. Vielmehr überließ er sich für's Erste ohne Rückhalt der geistigen Muße, deren er sich jetzt erfreuen durfte. Freilich fiel mit der Thätigkeit des Geistes auch die Schranke weg, welche sie bisher dem unruhigen Drange des Gemüthes entgegengestellt hatte. Je weniger der denkende Verstand die persönliche Kraft in Anspruch nahm, um so intensiver wurde die Gluth, die das Herz verzehrte und die Phantasie in steter Bewegung erhielt. Es war doch auffallend, daß Rousseau, wiewohl er so ziemlich Alles erreicht hatte, was ihm selbst zu seiner Befriedigung erforderlich schien, sich keineswegs zufrieden fühlte. Ohne den Werth der glücklichen Lage, in welcher er sich befand, irgendwie zu unterschätzen, mußte er sich gestehen, daß sie ihm nicht genüge. Das heiße Verlangen nach einem Etwas, von dem er sich selbst keine genaue Vorstellung bilden konnte, verleidete ihm fast den Genuß der Güter, welche die Gegenwart darbot. Im Grunde verloren sie nur deßhalb ihren Reiz, weil er sie allein genießen mußte. Die Einsamkeit, die er so sehnlich herbeigewünscht, beengte ihn; es fehlte ihm Jemand, mit dem er in liebevoller Gemeinschaft hätte verkehren mögen. Das Bedürfniß, ungestört nur sich und seinen Neigungen zu leben, war befriedigt. Doch gehörte zu diesen Neigungen auch die stets wache Sehnsucht nach einem vertrauten Umgange mit Menschen, auf deren Verständniß und Theilnahme er rechnen durfte. Und sie gerade regte sich um so mächtiger, je mehr alle andern Wünsche erfüllt schienen.

Nun hatte er freilich die Geliebte in unmittelbarer Nähe; Therese war ihm bereitwillig in die ländliche Einsiedelei gefolgt und stand ihm, wie immer, treu und ergeben zur Seite. Auch hatte es eine Weile den Anschein, als ob das Verhältniß zu ihr in dieser Abgeschiedenheit von der Welt einen noch intimeren Charakter gewinnen werde, als ihm bis dahin eigen gewesen war. Ausschließlich auf einander angewiesen, verkehrte man natürlich öfter und länger, als vordem; es fehlte nicht an gemeinsamen Spaziergängen, und manche Stunde wurde im Schatten des Waldes oder einer einsamen Grotte in traulichem Gespräche verbracht [17]). Indeß zeigte sich doch bald, daß die Gunst der äußeren Umstände nicht ersetzen konnte, was die innere Beziehung der Personen nun einmal vermissen ließ. Zwar ist Rousseau geneigt, die Störungen, welche bald genug eintraten, auf ganz zufällige Vorgänge zurückzuführen, doch wenn diese auch wirklich den nächsten Anlaß zu ihnen gaben, so war das eben nur möglich, weil persönliche Verhältnisse, die des zureichenden Grundes entbehren, auch durch unbedeutende Zwischenfälle verwirrt werden können.

Die geistige und gemüthliche Bildung Theresen's stand zu tief unter der des Geliebten, als daß eine wahre innere Gemeinschaft unter ihnen hätte stattfinden können. Sie mochten zuweilen miteinander scherzen und kosen, sich über Haus und Garten unterhalten oder in Fraubasereien über Bekannte und Nachbarn ergehen, von einem gegenseitigen Austausch ernster Gedanken und tieferer Empfindungen konnte nicht die Rede sein. Was nützte es der guten Gouvernante, wenn sie sich bemühte, dem Geistesfluge Rousseau's zu folgen? sie kam doch nicht über den beschränkten Horizont ihres engen Gedankenkreises hinaus. Und wie gerne sie ihn auch auf seinen kühnen Wanderungen in das Reich der Phantasie begleitet hätte, ihre prosaische Natur hielt sie an den Boden der trivialen Wirklichkeit gefesselt. Es half auch wenig, daß Rousseau seinerseits sich möglichst zu ihr herabließ und der Selbsttäuschung Raum gab, als könne die forcirte Gleichstellung die wirkliche Gleichheit ersetzen. Beide mußten bald fühlen, und zwar um so deutlicher, je näher sie sich äußerlich standen, daß sie innerlich wenig oder nichts mit einander gemein hatten.

Auf die Dauer war es sogar unvermeidlich, daß ein persönlicher Verkehr, bei welchem es an jedem lebendigeren Austausche gemeinsamer Gedanken und Empfindungen fehlte, für die Betheiligten langweilig wurde und sie sich gedrängt fühlten, in einem anderweitigen Umgange Ersatz zu suchen. Rousseau flüchtete sich in seine Phantasiewelt, um hier mit den verklärten Geliebten früherer Tage eine Gemeinschaft so intimer Art zu unterhalten, daß sie zuweilen einem geistigen Ehebruch nicht unähnlich sah. Therese dagegen zog sich mehr und mehr auf den Boden der materiellen Wirklichkeit zurück, wo sie ohne Zweifel ihrer Natur nach heimisch war und überdies in der Denk- und Sinnesweise der Mutter die ihrige in einem prononcirteren Ausdrucke wiederfand. Es rächte sich doch jetzt, daß Rousseau das einzige Band, welches bei der einmal vorhandenen Verschiedenheit der Bildungsstandpunkte ein innigeres Zusammenleben möglich machen konnte, durch die Aussetzung der Kinder selbst zerrissen hatte. Auch erntete er nur die Frucht der eigenen Schwäche, wenn er immer deutlicher die nachtheiligen Einflüsse erkannte, welche die Anwesenheit der Mutter auf Sinn und Benehmen der Tochter ausübte. Es hätte lediglich eines energischen Entschlusses bedurft, um sie aus seiner Nähe zu entfernen, und damit des steten Aergers und Verdrusses enthoben zu sein, den ihre Gegenwart ihm bereitete. Freilich, daß das Treiben dieser Alten ihn so ernstlich beschäftigen und so stark afficiren konnte, ist auffallend genug. Derselbe Mann, der, wenn er zur Feder greift, um sich über Fragen von allgemeiner Bedeutung vernehmen zu lassen, eine seltene Kraft, Kühnheit und Größe

des Geistes verräth, wie schwach, wie kleinlich reizbar erscheint er, wenn man ihn innerhalb seiner vier Wände in den Verhältnissen seines Privatlebens beobachtet. Indeß, diese Schwäche gehört nicht minder zu seinem Wesen, wie jene Stärke; man muß, um ein Gesammtbild desselben zu gewinnen, die eine wie die andere im Auge behalten.

Die Alte aber that im Grunde nur, was sie nicht füglich lassen konnte und auf ihrem Standpunkte für durchaus gerechtfertigt halten mochte. Ihr Streben war ausschließlich darauf gerichtet, sich das Leben möglichst angenehm zu machen, und sich alle die kleinen Genüsse zu verschaffen, die ihrem sehr materiellen Geschmacke zusagten. Nun gab Rousseau zwar bereitwillig her, was zur Führung eines anständigen Haushaltes erforderlich war. Doch reichte das zur Befriedigung der vielen gelegentlichen Bedürfnisse nicht aus, welche sich bei Frauen der ungebildeten Stände mit den Jahren einzustellen pflegen. Dazu kam noch, daß auch die Geschwister Theresen's, welche sämmtlich in die Kategorie der Vagabunden gehört zu haben scheinen als Lieblinge der Mutter, unterstützt und von Zeit zu Zeit bewirthet werden mußten. Zwar hatte sich Rousseau die Besuche dieser saubern Verwandtschaft verbeten; er konnte es aber nicht hindern, daß sie sich, wenn er zufällig abwesend war, auf seine Kosten gütlich that. Eben so wenig ließ sich verhüten, daß die Alte auf den Namen ihres berühmten Schwiegersohnes hin und wieder Schulden machte, die er dann wohl oder übel bezahlen mußte.

Mehr noch verdroß es ihn, wenn er gelegentlich erfuhr, daß das schlaue Weib seine pariser Bekanntschaften in ihrem Interesse ausbeute. Es wurde ihr dies um so leichter, da die Freunde und Freundinnen Rousseau's ohnehin geneigt waren, an den Mangel und die Entbehrungen zu glauben, auf welche sie anspielen mochte. Wie sie selbst zu leben pflegten, konnte ihnen seine Lebensweise, obgleich dieselbe alle einfachen, naturgemäßen Bedürfnisse ausreichend befriedigte, nur ärmlich und dürftig erscheinen. Ihre Versuche, ihn auf direktem Wege zu unterstützen, waren an seiner schroff abwehrenden Haltung gescheitert. Um so mehr mochten sie sich verpflichtet glauben, seinen Angehörigen heimlich zuzuwenden, was diese ihrer Meinung nach doch bedurften. Natürlich durfte er von solchen kleinen Geschenken nichts erfahren. Indeß merkte er doch, bei seinem stets wachen Argwohn, nicht selten, was vorging. Auch machte ihm Therese wohl in Augenblicken der Hingebung selbst vertrauliche Mittheilungen darüber. In der Regel freilich war der Einfluß der Mutter groß genug, um sie, wenn auch nicht zur Theilnahme an diesen versteckten Manövers, so doch zum schweigenden Geschehenlassen zu bestimmen. So aber gerieth sie dem Geliebten gegenüber

allmählig in ein unsicheres Verhältniß, dessen Halbheit eine wachsende Entfremdung zur Folge hatte. „Auch in der innigsten Gemeinschaft," sagt Rousseau, „fühlte ich noch, daß sie mir fehlte, und der bloße Gedanke, daß sie nicht Alles für mich sei, bewirkte, daß sie mir fast gar nichts mehr war."

Von ähnlicher Art war die Beziehung zu den Freunden, die sonst wohl hätten gewähren können, was die Geliebte nicht zu bieten vermochte. Es fehlte zu dieser Zeit noch nicht an näheren Bekannten, mit welchen sich Rousseau durch gegenseitige Achtung und Zuneigung verbunden wußte. Doch war unter ihnen Niemand, zu welchem er in ein Verhältniß wahrer Freundschaft, wie es ihm als Ziel seiner Wünsche beständig im Sinne lag, hätte treten können. Wie nahe sie ihm auch standen, er blieb ihnen im Grunde doch fremd; sie nahmen an ihm und seinem Schicksale ohne Zweifel aufrichtigen Antheil, aber das Bedürfniß nach persönlicher Intimität, den Liebesdrang, welcher ihn erfüllte, konnten sie nicht theilen, weil sie ihn weder empfanden, noch auch nur begriffen. Man kam so über einen gelegentlichen äußeren Verkehr kaum hinaus, und selbst dieser wurde immer seltener, seitdem Rousseau Paris verlassen hatte. Zwar erschienen die Freunde hin und wieder, um ihn in seiner Einsamkeit aufzusuchen. Doch geschah das eben nur zuweilen, und in der Regel gerade dann nicht, wenn er es am sehnlichsten wünschte. Sie kamen, wenn es ihnen eben einfiel, sich für eine Weile aus dem bewegten Leben der Hauptstadt, an welches sie durch ihre Thätigkeit, wie durch ihre Neigung gebunden waren, loszureißen und zur Abwechselung frische Landluft einzuathmen. Nicht das Herz trieb sie hinaus, sondern irgend ein zufälliges Motiv, oder im besten Falle der oberflächliche Wunsch, den alten wunderlichen Freund einmal wiederzusehen.

Es läßt sich denken, wie wenig sich dieser durch Besuche solcher Art befriedigt fand. Was er erwartete, oft vielleicht Tage lang ersehnt hatte, eine innige persönliche Gemeinschaft, ein liebevolles Eingehen auf seine Gedanken und Empfindungen, eine lebendige Theilnahme an seinen Leiden und Freuden, davon war nur ganz ausnahmsweise die Rede. Meist bewegte sich die Unterhaltung auf einem Gebiete, welches ihm kein Interesse, sondern eher Abneigung einflößte. Hatte er doch der Hauptstadt gerade deshalb den Rücken gewandt, weil ihm das Treiben der dortigen literarischen und gesellschaftlichen Kreise unerträglich geworden war. Die Freunde aber lebten und webten in dieser Sphäre; sie hatten daher nichts Dringenderes zu thun, als ihn mit den Vorgängen und Verhältnissen bekannt zu machen, welche für sie von der größten Wichtigkeit waren. Sie versetzten ihn so aus seiner Klause in die verhaßte Hauptstadt zurück,

während er nichts sehnlicher wünschte, als daß sie mit ihm Paris in seiner Einsiedelei vergessen möchten. Schlimmer noch war, daß sie nicht müde wurden, ihm seine ländliche Abgeschiedenheit in Scherz oder Ernst verleiden zu wollen, wie es ihn denn überhaupt immer unangenehmer berührte, daß sie, wenn sie einmal auf persönliche Beziehungen eingingen, ihn mit Vorstellungen, Mahnungen oder gar Vorwürfen behelligten. Mochten sie auch vorzugsweise durch wohlwollende Theilnahme dazu bewogen werden, es erschien ihm doch mehr und mehr als eine unleidliche Anmaßung, daß sie ihn nicht in seiner, sondern nach ihrer Weise glücklich machen und besser wissen wollten, als er selbst, was für ihn gut und angemessen sei. Noch war die Zuneigung stark genug, um den Unwillen über diese steten Eingriffe in seine Selbständigkeit in Schranken zu halten. Sie reichten aber aus, ihm die Freude an dem persönlichen Verkehre mit seinen Freunden wenn nicht ganz zu rauben, so doch in hohem Grade zu verbittern.

Es gilt dies selbst von denjenigen unter ihnen, welche ihm damals ohne Zweifel am nächsten standen, von Diderot und Mad. d'Epinay. Man kann nicht verkennen, daß Rousseau seinem alten Freunde eine große und tiefe Anhänglichkeit bewahrte. Diderot war ihm nicht, wie einer der übrigen Bekannten, sondern der bevorzugte Liebling seines Herzens, dem es auch dann noch treu blieb, als die Divergenz der Ansichten und Bestrebungen immer deutlicher hervortrat. Ihn wünschte er vor Allem in seiner Nähe zu haben [18]; nach ihm sehnte er sich nicht selten, wie nach einer Geliebten. Die Briefe, welche er ihm schreibt, sind voll von starken, selbst von zärtlichen Aeußerungen seiner Zuneigung; als hinge das Glück seines Lebens davon ab, mahnt und beschwört er ihn fort und fort, ihn doch wieder zu lieben. Auch ließ er sich von Diderot mehr gefallen, als von irgend einem Andern, weil er im Grunde fest an ihn und seine Freundschaft glaubte, und deshalb geneigt war, jede Kränkung, die er von seiner Seite erfuhr, auf ein Mißverständniß oder auf fremde Einwirkung zurückzuführen. Im ersten Augenblicke freilich mochte sie ihn tief schmerzen oder heftig erbittern. Er brauste dann wohl auf, steifte sich auf sein gutes Recht und replicirte dem Freunde in bittern Klagen und scharfen Vorwürfen. Nicht lange aber, und der Zorn weicht dem Verlangen, sich auszusöhnen. Jede Gelegenheit dazu wird bereitwillig ergriffen; er entschuldigt sich, wenn er heftig geworden, bittet um Verzeihung, daß er zu weit gegangen, und gesteht zuweilen selbst da sein Unrecht, wo er offenbar im Rechte gewesen. Kommt es dann endlich zur Aussöhnung, so macht die Freude, die er empfindet, das Glück, welches sie ihm bereitet, nicht selten einen fast rührenden Eindruck [19].

Als Rousseau seine Einsiedelei bezog, hoffte er, daß gerade Diderot recht oft Gelegenheit nehmen werde, sie mit ihm zu theilen. Hatte er selbst doch vor Zeiten keine Mühe und Anstrengung gescheut, um dem Freunde in seiner einsamen Haft zu Vincennes Gesellschaft zu leisten. Aber Diderot zeigte sich wenig geneigt, ihm das jetzt zu vergelten. Er kam wohl zuweilen, aber im Ganzen doch sehr selten, und meist nur nach wiederholten Bitten und Mahnungen. Oft erschien er selbst dann nicht, wenn er Ort und Zeit zu einer Zusammenkunft bestimmt hatte. Niemand war in dieser Beziehung unzuverlässiger und rücksichtsloser, als er, und Niemand empfand es schmerzlicher als Rousseau, wenn er sich Wochen lang auf seine Ankunft gefreut hatte, und nun ganze Stunden vergeblich warten, dann allein und enttäuscht zurückkehren mußte. Ohne Zweifel war Diderot weit davon entfernt, den schmerzlichen Eindruck zu ahnen, welchen sein Verhalten bei dem Freunde hinterließ. Gutmüthig und wohlwollend, wie er war, dachte er nicht daran, ihm absichtlich wehe zu thun. Seine rastlose Thätigkeit gestattete ihm nicht, ihren Schauplatz Paris oft und für längere Zeit zu verlassen, und wenn er seine Zusagen nicht erfüllte, so unterblieb das nur, weil er sie bei seinem unruhigen, zerstreuten Wesen in dem Strudel des Pariser Lebens vergaß. Freilich war dies nur möglich, weil er, obgleich ihm Rousseau ohne Frage lieb war, dessen Zuneigung in ihrem prägnant persönlichen Charakter nicht erwiederte. Er ließ sie sich gefallen, da er ihre Intensität doch fühlte und sie ihm auch schmeichelte. Ihr entgegen zu kommen, eine gleiche Hingebung an den Tag zu legen, kam ihm nicht in den Sinn, weil er dazu unfähig war. Vielmehr trat auch er, wenn er mit Rousseau zusammentraf, ihm meist wie eine fremde oder doch als eine besondere, eigenartige Persönlichkeit gegenüber. Statt des intimen Freundes, den er zu umarmen gedachte, fand Rousseau auch in ihm nur den vielbeschäftigten Gelehrten und Schriftsteller, oder aber einen unbequemen Hofmeister, der sich für berechtigt hielt, seinem vermeintlichen Zöglinge gute Lehren oder gar Verweise zu ertheilen.

So weit ging nun Mad. d'Epinay in ihren Ansprüchen zwar nicht. Indeß nahm auch sie keineswegs die Rücksichten, auf welche ihr Freund ein Recht zu haben glaubte, und sie störte so allmählig ein Verhältniß, welches eine Zeit lang für die Betheiligten recht erfreulich zu werden versprach. Rousseau fühlte sich ihr zu herzlichem Danke verpflichtet; sie hatte es verstanden, seinen sehnlichsten Wunsch auf eine zarte Weise zu erfüllen, und durch diesen Beweis einer nicht gewöhnlichen Theilnahme seine volle Zuneigung gewonnen. Auch verfehlte er nicht, dieselbe, so oft sich ein Anlaß dazu bot, an den Tag zu legen. Die zahlreichen Briefe und Billets, die er um diese

Zeit an sie richtete, sind eben so viele Zeugnisse für die freundschaftliche Gesinnung, welche ihn beseelte [20]). Indem er beständig Nachricht über sein Thun und Treiben, über Befinden und Stimmung giebt, wird er nicht müde, in den wärmsten Ausdrücken der ihm bewiesenen Güte zu gedenken. An Allem, was sie persönlich betrifft, nimmt er den innigsten Antheil. Er wird unruhig, wenn sie längere Zeit nichts von sich hören läßt; ist sie leidend, so äußert er eine fast zärtliche Sorge. Immer bereit, jeden ihrer Wünsche zu erfüllen, wird er nur unwirsch, wenn sie ihm Gefälligkeiten erzeigen will, die er nicht verlangt hat. Zwar trägt er kein Bedenken, von ihr Geschenke anzunehmen, die er bei jedem Andern zurückweisen würde. Sie dürfen aber doch nicht zu oft wiederholt werden, auch keinen erheblichen Werth haben. Hatte es nur irgendwie den Anschein, als sollten sie eine Unterstützung maskiren, so ließ sich der Ausbruch des Unwillens nur durch eine schleunige Zurücknahme abwenden. Mad. d'Epinay versah es wohl zuweilen in diesem Punkte, doch wußte sie im Ganzen recht geschickt die gefährliche Klippe zu umgehen, indem sie Rousseau durch seine Umgebung zufließen ließ, was sie ihm selbst nicht bieten durfte.

Bedenklicher war, daß sie ihn in anderer Weise, freilich ohne es zu wollen, in dem Genusse seines ländlichen Stilllebens störte. So lange die schöne Jahreszeit andauerte, verließ sie nicht selten die Hauptstadt, um für kürzere oder längere Zeit auf ihrem Landsitze la Chevrette zu leben. Natürlich mußte dann auch Rousseau dort erscheinen, und er kam Anfangs nicht ungern, weil es ihm Vergnügen machte, in der Nähe der Freundin zu weilen. Allmählig aber änderte sich das. Zwar die größeren Gesellschaften, welche Madame um sich versammelte und ihr Schützling höchst unbequem fand, ließen sich leicht vermeiden. Die Freundin hatte nichts dagegen, daß er wegblieb, wenn sie nicht allein war. Dafür aber schien es billig, daß er ihr Gesellschaft leistete, so oft sie keine Gäste oder nur einige vertraute Freunde bei sich hatte. Und dieser Fall trat für ihn doch bald zu oft ein. Wie bereitwillig er auch war, den Einladungen der Freundin Folge zu leisten, sie erfolgten nicht selten zu einer Zeit, wo er weit lieber daheim geblieben wäre. Sein körperliches Leiden, wenn auch meist unbedenklich, forderte doch manchmal ungestörte Ruhe. Auch duldete die Arbeit, welche ihm die nöthigen Subsistenzmittel lieferte, keine so häufigen Unterbrechungen.

Die vornehme Dame nahm darauf begreiflicher Weise keine Rücksicht. Wünschte sie, den Klausner bei sich zu sehen, so blieb diesem nichts übrig, als Alles liegen zu lassen und sich auf den Weg zu machen. Versuchte er es zuweilen, sich etwa mit Krankheit zu entschuldigen, so wurde er durch theilnehmende Anfragen und sorgliche Bemühungen

so sehr belästigt, daß es immer noch besser schien, sich sogleich zu fügen. Es ging eben nicht wohl anders; die Freundin hatte sehr begründete Ansprüche an ihn, die er um so weniger abweisen konnte, da in der That auch das Herz ihn drängte, ihnen gerecht zu werden. Dennoch fühlte er den Druck der Fesseln, die er selbst seiner Freiheit angelegt, und die Wahrnehmung, daß er nur scheinbar sein eigener Herr, in Wahrheit aber über keinen einzigen Tag nach Belieben verfügen könne, ließ ihm das Geschenk der Freundin in einem minder günstigen Lichte erscheinen. Indeß wußte er sehr wohl, daß sie bei dem, was sie that, nichts Arges dachte. Auch gefiel er sich vor wie nach in ihrer Nähe, so oft er sie allein traf. War dann auch die Unterhaltung nicht besonders lebhaft, der gemüthliche, ungezwungene Verkehr befriedigte doch beide Theile.

Ueberhaupt fühlte sich Rousseau nur im Tête à Tête behaglich, weil er da, unbestritten Herr des Terrains, sich frei gehen lassen konnte. Traten Andere hinzu, die nicht gerade auf dem intimsten Fuße mit ihm standen, so verlor er sofort mit der Sicherheit auch alle Kraft, sich geltend zu machen. Er wurde dann schweigsam, zog sich schüchtern und doch in seinem Stolze verletzt zurück, um eine höchst unbedeutende Rolle zu spielen. Nun fand er zwar bei Mad. d'Epinay nur alte Bekannte, wie Grimm, Holbach und Andere. Aber auch diese standen ihm schon zu ferne, als daß ihre Gegenwart ihn nicht beengt hätte. Grimm namentlich, welcher vordem sein vertrautester Freund gewesen, wurde ihm immer unleidlicher. Nicht mit Unrecht, wie es scheint, denn dieser Abentheurer, dem er früher manchen Dienst geleistet und theilweise den Weg in die einflußreichen Kreise der Hauptstadt gebahnt hatte, trat ihm nun, wo er in der Gesellschaft festen Fuß gefaßt, wenn nicht feindlich, so doch rücksichtslos entgegen. Noch bestand zwar die freundschaftliche Beziehung zu ihm äußerlich fort; innerlich aber war sie bereits gelöst, denn Rousseau hatte schon seit längerer Zeit das Gefühl, daß Grimm sein geheimer Feind, der „böse Dämon" seines Lebens sei. Er schloß dies besonders aus dem Umstande, daß Grimm ihm die Freunde, mit welchen er durch ihn erst bekannt geworden, allmählig abwendig machte, während er es sorgfältig vermied, ihn mit seinen persönlichen Bekannten in nähere Verbindung zu bringen. Und allerdings, verrieth diese Unterlassung die Abwesenheit jeder tieferen Zuneigung, so ließ sich jenes Bestreben, die gemeinsamen Freunde gegen ihn einzunehmen, nur aus einer wirklichen Abneigung erklären.

Daß Grimm eine solche hegte, scheint uns gewiß, wenn wir auch nicht mit Rousseau glauben, daß sie ihn schon damals bestimmte, den früheren Vertrauten, dem er doch viel zu verdanken hatte, mit bewußter Absicht herabzusetzen. So viel wir sehen, vermied er es

nur, ihn, wenn er etwa angegriffen wurde, in Schutz zu nehmen, trug auch wohl kein Bedenken, die im Ganzen ungünstige Meinung, welche er sich über seinen Charakter gebildet hatte, schonungslos auszusprechen. Diese Aeußerungen blieben aber nicht ohne Wirkung, weil sie in der That mehr oder weniger begründet waren, oder doch nicht ganz grundlos zu sein schienen. Grimm besaß ohne Zweifel einen nicht geringen Scharfblick, und sah die Schwächen Rousseau's um so deutlicher, da er, herz- und gemüthlos wie er war [21]), sich nicht bewogen fand, sie mit dem Mantel der Liebe zu verhüllen. Auch war er unfähig, das Wesen seines Freundes ganz zu verstehen; weil er ihn eben nicht liebte, ging er auch nicht tiefer auf ihn ein, sondern stand ihm als ein kalter Beobachter gegenüber. Er hatte vielleicht nicht Unrecht, wenn er von seinem Standpunkte aus sein Urtheil in den Worten resumirte: „dieser Mann ist unwahr oder falsch“. Und doch war dieses Urtheil nur scheinbar richtig; es sprach im Grunde eine sehr oberflächliche Ansicht aus, die bei einem Fremden entschuldigt werden mochte, im Munde eines Freundes aber eine empörende Verleumdung enthielt.

Jedenfalls wirft es ein ungünstiges Licht auf den Charakter Grimm's, daß er mit Jemandem, der ihm nothwendig als ein verächtlicher Mensch erscheinen mußte, in näherem Verkehre blieb. Vermuthlich wagte er es noch nicht, einen offenen Bruch herbeizuführen, denn noch stand die Zuneigung, welche die gemeinschaftlichen Freunde mit Rousseau verband, zu fest, als daß er sich ohne Gefahr für die eigene Verbindung mit ihnen von diesem hätte trennen können. Allerdings hatten auch Diderot, Mad. d'Epinay, Duclos u. s. w. nicht selten Anlaß, in den Charakter Rousseau's Zweifel zu setzen und sich durch sein Benehmen verletzt zu fühlen, doch bestand zwischen ihnen und Grimm der wesentliche Unterschied, daß ihr Herz mehr oder weniger für den Freund Partei nahm, selbst wenn ihre unzureichende Einsicht ihn verurtheilte. Eben deßhalb konnten auch ernste Zerwürfnisse, wenn man sich nur rückhaltslos aussprach, leicht ausgeglichen werden. Es bedurfte einer längeren Unterbrechung des unmittelbaren Verkehrs, so wie der steten Einflüsterungen des Dämons, um nach und nach eine wirkliche Entfremdung herbeizuführen.

Rousseau täuschte sich nicht, wenn er Grimm für den vornehmsten Urheber der Störungen hielt, welche seine freundschaftlichen Beziehungen erlitten. Seine Antipathie gegen ihn war der unwillkürliche Reflex der Abneigung, die auch den früheren Freund erfüllte. Daß sich dieser aber nicht blos gleichgültig, sondern selbst feindlich verhielt, das hatte doch manche Gründe. Zum Theil war ihm wohl das zwiespältige Wesen Rousseau's, welches er nicht verstand und

darum als Falschheit ansah, wirklich widerwärtig. Auch mochte ihn die eigenthümliche Gefühlsweise des Freundes, welche ihm selbst vollkommen fremd war, wenn er auch zuweilen den sentimentalen Schwärmer zu affektiren suchte, unangenehm berühren. Vor Allem aber ist für Emporkömmlinge seiner Art die Gegenwart derer höchst unbequem, welche Gelegenheit hatten, sie im Beginne ihrer Laufbahn zu beobachten, besonders wenn sie ihnen für etwaige Förderungen verpflichtet sind. Mehr noch störte es ihn, daß Rousseau nicht geneigt schien, sich ihm zu fügen oder seine Ueberlegenheit anzuerkennen

Seitdem er es in der Gesellschaft zu einem gewissen Ansehen gebracht hatte, liebte er es, überall den Ton anzugeben und das große Wort zu führen. Der scherzhafte Beiname „Tyrann", welchen ihm seine näheren Bekannten beilegten, hatte doch auch eine ernstere Bedeutung. Die ihm eigene Weise, in scharfen, schneidenden Ausdrücken seine Ansichten und Urtheile wie Orakel von sich zu geben, duldete keinen Widerspruch. Rousseau nun mochte zwar nur selten opponiren, um so mehr aber durch seine Haltung zu erkennen geben, was er von einer so unberechtigten Anmaßung denke. Gestattete er selbst einem geistig ebenbürtigen Freunde, wie etwa Diderot, nicht, die ihm gebührende Rücksicht aus den Augen zu setzen, so ließ er so etwas einem relativ unbedeutenden Menschen, wie Grimm, noch viel weniger hingehen. Dieser aber glaubte in seiner Eitelkeit, Rousseau ebenso, wie alle anderen Zeitgenossen übersehen zu dürfen, während doch zugleich das Bewußtsein von seiner Inferiorität sich nicht ganz unterdrücken und den Mann in etwa beneiden ließ, dessen passiver Widerstand als ein steter Protest gegen die eigene Autorität fühlbar wurde. Kein Wunder daher, daß er ihn gerne aus den Gesellschaften entfernt sah, in welchen er selbst verkehrte, und ebenso begreiflich, daß Rousseau sich da nicht wohl fühlte, wo er mit dem alten Freunde zusammentraf. Im Hause der Mad. d'Epinay durfte er aber ziemlich sicher sein, ihm zu begegnen, denn Grimm war dort nicht blos gelegentlicher Gast, sondern der leitende Herr. Er hatte es verstanden, die Gunst der Dame zu gewinnen, so daß sie ihn zum Stellvertreter ihres anderweitig liirten Gemahls erkor. Die natürlichen Wirkungen dieses Verhältnisses sollten für Rousseau bald verhängnißvoll werden. Vorläufig trug es wesentlich dazu bei, ihm den Umgang mit der Freundin mehr und mehr zu verleiden.

Ueberhaupt aber fand, was von der Geliebten galt, auch auf die Freunde Anwendung: weil er ihnen nicht Alles war, waren sie für ihn im Grunde nichts. Alle seine persönlichen Beziehungen litten an einer Halbheit, welche sie unfähig machte, ihn zu befriedigen. Indeß die Sehnsucht nach einer vollen und wahren Hingebung bestand

vor wie nach fort. Sie mußte auf irgend eine Weise gestillt werden, und war das in der wirklichen Welt unmöglich, so konnte nur die freischaffende Phantasie dem Bedürfnisse abhelfen. In der That gestaltete sich die Idealwelt, mit welcher sie den einsamen Wanderer in Wald und Flur umgab, immer bestimmter zu einem Zauberreiche, in welchem die Wünsche des Herzens persönliches Leben gewannen.

„Ich stellte mir," erzählt er selbst, „Liebe und Freundschaft, die beiden Idole meines Herzens, unter den entzückendsten Bildern vor, und schmückte sie mit allen Reizen des schönen Geschlechtes, welches ich stets verehrt hatte. Ich dachte mir lieber zwei Freundinnen, als Freunde, weil, wenn sie sich seltener finden, sie dann auch um so liebenswürdiger sind. Ich theilte ihnen ähnliche und doch verschiedene Charaktere zu, und stattete sie mit Gestalten aus, die zwar nicht vollkommen, aber nach meinem Geschmacke waren, und, durch einen wohlwollenden Sinn, wie durch zarte Empfindungen belebt wurden... Ich gab der Einen einen Geliebten, welchem die Andere eine zärtliche Freundin und selbst noch etwas mehr war. Ich duldete aber weder Eifersucht, noch Zwistigkeiten, weil es mir schwer wird, mir irgend eine peinliche Empfindung vorzustellen, und ich das reizende Gemälde durch Nichts beflecken wollte, was die Natur hätte herabsetzen können. Bezaubert von meinen beiden lieblichen Vorbildern, identifizirte ich mich mit ihrem Geliebten und Freunde so viel wie möglich. Ich machte ihn aber jung, liebenswürdig, und gab ihm überdies alle Tugenden und Fehler, die ich mir selbst eigen wußte."

Natürlich bedurften diese holden Kinder der Phantasie nun auch eines angemessenen Wohnsitzes. Indeß war es schwer, einen Ort zu finden, dessen Reize den ihrigen in etwa entsprochen hätten. Ihn selbst zu schaffen, fühlte die Einbildungskraft sich doch zu erschöpft; die bekannten Landschaften aber, wie schön sie auch sein mochten, ließen doch Manches vermissen. Eine Weile wurden die borromäischen Inseln in Aussicht genommen, doch schien der künstliche Schmuck, welchen man überflüssiger Weise zur Erhöhung ihrer natürlichen Schönheit verwandt hat, zu Wesen so einfacher Art nicht zu passen. Mußte aber auf sie verzichtet werden, ein „See" war unentbehrlich, und dieses Requisit die Ursache, daß der Dichter den Blick auf die Heimath lenkte, und sie zum Schauplatze seines idealen Stilllebens ausersah. „Ich versetzte es," sagt er, „in die Partie des Seeufers, wohin meine Wünsche schon seit langer Zeit meinen Wohnort verlegt hatten. Die Geburtsstätte meiner „Mama" hatte noch keineswegs ihre Anziehungskraft für mich verloren. Der Kontrast in der Lage, die reiche Mannigfaltigkeit im Charakter der einzelnen Punkte, die Pracht und Majestat des Ganzen, das die Sinne entzückt, das Herz rührt, die Seele erhebt, bestimmte mich

vollends, den Kindern meiner Muse ihren Wohnsitz in Vevay anzuweisen."

Rousseau hatte ohne Frage nicht schlecht gewählt. Es mochte sich in dieser reizenden Gegend in so anziehender Gesellschaft recht glücklich leben lassen. Bevor er indeß dazu kam, sich mit seinen Lieblingen in dem neuen Paradiese vollständig einzurichten, wurde er plötzlich auf die triste Erde zurückversetzt. Die Hitze des Sommers führte, wohl in Verbindung mit dem aufgeregten Zustande, in welchem er sich fortwährend befand, einen heftigen Anfall der gewohnten Krankheit herbei, in Folge dessen er eine Zeit lang das Zimmer hüten mußte. Mit der Bewegung im Freien nahmen aber auch die Spaziergänge in das Reich der dichterischen Träume ein Ende, denn im geschlossenen Raume war die Phantasie keines lebendigen und dauernden Aufschwunges fähig. Auch gab der leidende Zustand seinen Gedanken stets eine ernstere Richtung, und dies Mal nahmen sie eine solche um so eher, da sie von Außen her dazu veranlaßt wurden. Während er noch in der Genesung begriffen war, wurden ihm zwei vor Kurzem erschienene Dichtungen Voltaire's zugestellt. Die Lektüre derselben befriedigte ihn nur theilweise; der Inhalt des einen entsprach zwar im Wesentlichen den eigenen Ueberzeugungen, der des andern aber erregte so mannigfachen Anstoß, daß er es für nöthig hielt, dem Dichter selbst in einem ausführlichen Briefe seine abweichende Ansicht mitzutheilen.

IV.

Bekanntlich wurde am Allerheiligentage des Jahres 1755 die Stadt Lissabon zum größten Theile durch ein heftiges Erdbeben zerstört, und Tausende ihrer Bewohner theils unter den Trümmern der einstürzenden Gebäude begraben, theils von den ausgetretenen Fluthen des Meeres verschlungen. Das furchtbare Ereigniß erregte in ganz Europa die lebhafteste, aus Schrecken und Mitleid gemischte Theilnahme. Die Gemüther waren auf das Tiefste erschüttert, und Jeder suchte sich das entsetzliche Verderben, welches so plötzlich in den ruhigen Gang des Lebens hereingebrochen war, in seiner Weise zu deuten. Nur Wenige mochten sich mit der objektiven Erwägung beruhigen, daß es sich hier von der Wirkung einer bestimmten Naturkraft handle. Im Allgemeinen war man zu sehr gewohnt, den Menschen als den Mittelpunkt des Daseins zu betrachten, als daß nicht auch in diesem Falle die Beziehung des Vorganges zu seinem Schicksal, wie zu der höheren Macht, durch welche dasselbe geleitet wird, in den Vordergrund hätte treten sollen. Die Resultate aber, zu welchen man bei dieser Auffassung gelangte, waren sehr verschieden.

Namentlich ließ das Verhältniß, in welchem die Einzelnen zur Religion standen, ganz entgegengesetzte Ansichten hervortreten. Die Theologen und wer sich ihnen in Denk- und Sinnesweise anschloß, sahen in dem traurigen Ereignisse eine Offenbarung der göttlichen Strafgerechtigkeit, und eben darum einen neuen schlagenden Beweis nicht nur für das Dasein der Gottheit, sondern auch für die unmittelbare Einwirkung, welche sie auf das Wohl und Wehe der Menschen ausübe. Die Philosophen dagegen, sofern sie den christlichen Standpunkt verlassen, oder doch den Glauben an die christlichen Dogmen aufgegeben hatten, fanden in dem namenlosen Unglück, das so unerwartet und scheinbar willkürlich eine blühende Stadt und ihre doch nicht mit einer besondern Schuld behafteten Einwohner betroffen, eine Bestätigung ihrer Annahme, daß nicht die liebevoll waltende Vorsehung eines persönlichen Gottes, sondern das blinde, herzlose Spiel dunkler Naturgewalten die Geschicke der Menschheit bestimme. Natürlich ließen sie so wenig, wie ihre Gegner, es an Streitschriften fehlen, welche die Frage in Prosa oder in Versen, mit all dem Eifer behandelten, welchen man damals bei solchen Erörterungen an den Tag zu legen pflegte.

Auch Voltaire griff zur Feder, um in einem längeren Gedichte sein Votum abzugeben [22]). Dasselbe lautete trostlos genug. Allerdings ging er nicht so weit, wie manche seiner philosophischen Freunde; als Anhänger des deistischen Systems bekannte er sich Zeit seines Lebens zu dem Glauben an einen persönlichen Gott. War aber auch dieser „angebliche" Gott nicht gerade der „leibhaftige Teufel, ein böses Wesen, das nur Vergnügen daran findet, zu schaden," so hatte er doch noch weniger mit dem guten und weisen Lenker aller Dinge gemein, den die gläubige Christenwelt verehrt. Die Gottheit des Deismus, ein ganz abstrakter Verstandesbegriff, steht dem wirklichen Leben der Welt als sein abgeschiedener Geist gleichgültig gegenüber. Sie kümmert sich nicht um das, was geschieht, greift nicht leitend und bestimmend in den Gang der Dinge ein; ihre einzige Thätigkeit ist eine thatlose Existenz. Die Welt aber erscheint auf diesem Standpunkte im Grunde als ein geist- und zweckloses Chaos; sie läuft und bewegt sich, wie sie eben kann und mag. Zwar sind in ihr zahlreiche Kräfte wirksam, aber es fehlt die lebendige Einheit, welche die Summe ihrer Wirkungen zu einem bestimmten Zwecke zusammenfaßt. Eben darum gewinnt es den Anschein, als seien sie nur thätig, um sich gegenseitig aufzuheben, und als existire alles Lebendige lediglich, damit es, wie ein werthloser Spielball, von ihnen hin und hergeworfen und schließlich vernichtet werde. Wenn die Welt weder von einem höheren vernünftigen Willen geleitet wird, noch auch einen einheitlichen vernünftigen Zweck in sich selber trägt,

so waltet in ihr nothwendig eine zwecklose Unvernunft, welche für die einzelnen existirenden Wesen nur einen Zustand beständigen Leidens zur Folge haben kann.

Voltaire hatte daher auf seinem Standpunkte nicht Unrecht, wenn er in der Ordnung und Bewegung des Weltganzen eine durchgreifende Zweckmäßigkeit vermißte, und das Loos der Menschen, wie sie dem Spiele des Zufalls, der Gewalt feindlicher Mächte preisgegeben sind, im Allgemeinen für ein höchst trauriges und beklagenswerthes hielt. Auch war es natürlich, daß ihm der Optimismus eines Leibnitz und Pope [23]), demzufolge die vorhandene Welt die möglichst beste, und alles Einzelne, wie unvollkommen es an sich auch sein mag, doch im Zusammenhange mit dem Ganzen durchaus gut ist, als eine grundlose Chimäre erschien, die zu dem Schaden auch noch den Spott hinzufüge. Denn freilich klingt es wie Hohn, den Menschen zu sagen, daß ihre zahlreichen und schweren Leiden eigentlich keine, sondern eher das Gegentheil sind, und mochte es deshalb durch die Humanität geboten erscheinen, einer Lehre entgegen zu treten, welche der Wahrheit des unmittelbaren Gefühls ein so verletzendes Dementi gab. In der That ging Voltaire zunächst von diesem Gesichtspunkte aus, als er sie in seiner Dichtung zu bekämpfen unternahm. Natürlich machte er, um die Optimisten zu widerlegen, den entschiedensten Pessimismus geltend. Wenn jene zu zeigen suchten, daß Alles, wie es eben ist, gut sei, so bemühte er sich seinerseits nachzuweisen, daß es nicht füglich schlechter sein könne.

Rousseau aber fand es sehr auffallend, daß „ein Mann, welcher unter der Last des Glückes und Ruhmes fast erlag," sich veranlaßt sah, „über das Elend des menschlichen Lebens so heftig und in so bitteren Worten zu deklamiren." Er hätte sich freilich sagen sollen, daß man gerade im Zustande der Gesundheit nicht selten am Ersten geneigt ist, sich die Natur und die Wirkungen der Krankheit zu vergegenwärtigen, und selbst mit einem gewissen Behagen in den schwärzesten Farben auszumalen. Der Pessimismus ist, ernstlich gemeint, immer ein Kind des Uebermuthes oder der Verzweiflung, und wenn er bei Voltaire als unwillkürliche Denkweise aus der letztern entsprang, so hatte doch erstere an seiner absichtlichen Betonung nicht geringen Antheil. Rousseau durfte es insofern mit Recht für „empörend" halten, daß dieser Günstling des Glücks „sich bemühe, seine Mitmenschen durch eine outrirte Schilderung aller möglichen Leiden, von welchen er selbst frei sei, zur Verzweiflung zu bringen." Darin aber irrte er sich, daß er meinte, ihn eines Besseren belehren zu können. Er glaubte dies, weil ihm in der That daran lag, Voltaire für seine entgegengesetzte Ansicht zu gewinnen. Hatte sich auch seine begeisterte Verehrung für seinen früheren Abgott in etwa abgekühlt

erloschen war sie noch nicht. Vor wie nach sah und bewunderte er in ihm den genialen Denker und ausgezeichneten Schriftsteller. Wenn ihm überhaupt Jemand imponirte, so war es Voltaire; keine Autorität galt ihm so viel, wie die seinige. Wie bedenklich ihm auch der Charakter des Mannes schon erschien, er hielt ihn doch noch für besser, als er war. Immer noch fühlte er sich geneigt, was ihm in seinem Verhalten nicht zusagte, als eine Verirrung aufzufassen, von welcher er zurückkommen könne.

Viel trug ohne Zweifel zu dieser Vorliebe der Umstand bei, daß die Ansichten und Bestrebungen Voltaire's im Wesentlichen mit den seinigen übereinstimmten, wie sie auf diese ja auch vielfach einen bestimmenden Einfluß ausgeübt hatten. Die Hauptsache aber war wohl, daß Voltaire, welcher schon frühe sein Vorbild gewesen, ihm auch später als der einzige ebenbürtige Geist erschien, dessen Gemeinschaft für ihn erstrebenswerth sei. Daß zu diesem Wunsche die Eigenliebe mitwirkte, daß es seinem Stolze schmeichelte, dem berühmtesten Manne seiner Zeit als ein Gleicher zur Seite zu treten, ist kaum zweifelhaft. Entscheidend indeß war doch das unwillkürliche Gefühl, daß Voltaire ihm an innerer Bedeutung näher stehe, als irgend ein Anderer. Er hätte sich deshalb auch gerne enger an ihn angeschlossen, wenn das ohne Beeinträchtigung der eigenen Persönlichkeit möglich gewesen wäre. Und wenn er zuweilen, wo ihre Ansichten auseinander gingen, versuchte, ihn auf seine Seite herüberzuziehen, so entsprangen diese Bemühungen aus dem ernsten und lebhaften Wunsche, mit ihm möglichst in Uebereinstimmung zu bleiben.

In dem vorliegenden Falle wirkte freilich noch ein anderes Motiv. Die von Voltaire behandelte Streitfrage hatte für Rousseau nicht blos eine allgemeine sachliche Bedeutung, sondern auch ein direktes persönliches Interesse. Es war ihm durchaus nicht gleichgültig, wie sie entschieden wurde, weil von ihrer Lösung seine innere Ruhe und Zufriedenheit abhing. Zwar hatte sich seine Ansicht längst festgestellt, und die Aeußerungen der Gegner waren nicht mehr im Stande, sie zu erschüttern. Aber eben der Umstand, daß sie in letzter Instanz in dem persönlichen Bedürfnisse wurzelte, verstärkte noch den Wunsch, sie anerkannt zu sehen, und legte das Bestreben nahe, auch Andere von ihrer Wahrheit zu überzeugen. Ließ sich doch nicht läugnen, daß manche nicht unerhebliche Einwendungen gegen sie erhoben werden konnten, die dem Verstande mehr oder weniger imponirten, obgleich sie den Glauben des Herzens nicht störten. Rousseau hatte selbst einen zu scharfen Blick für die Mängel und Unvollkommenheiten des physischen, wie des moralischen Lebens, er hatte sie persönlich zu oft und zu schmerzlich erfahren, als daß ihm die Realität

des Uebels nicht hätte einleuchten sollen. Sie war für ihn sogar eine weit gewissere, begründetere Thatsache, wie für Voltaire, weil er sie nicht äußerlich abstrahirt, sondern erlebt hatte.

Auch brachte es sein idealer Sinn mit sich, daß er die Unvollkommenheiten sowohl der äußeren Welt, wie des individuell menschlichen Lebens deutlicher bemerkte und tiefer empfand, als dies bei einer realistischen Denkweise möglich ist. Zugleich aber ließ es dieser Idealismus nicht zu, die mangelhafte Wirklichkeit als ein Gegebenes und nicht zu Aenderndes mit fatalistischem Gleichmuthe hinzunehmen. Wie unvollkommen Welt und Leben dem Idealisten erscheinen, er wird nie zugeben, daß sie nothwendig so sind, vielmehr sich zu der Ueberzeugung gedrängt fühlen, daß ihre gegenwärtige Beschaffenheit die Folge von Ursachen ist, die auch nicht stattfinden konnten und künftig aufhören mögen, wirksam zu sein. Die bestehende Unvollkommenheit kann für ihn nur eine relative Wahrheit haben; sie existirt, aber im Grunde nur als ein realer Schein, dessen Existenz einen bestimmten Anfang gehabt hat, und ein eben so gewisses Ende nehmen wird. Die Vollkommenheit ist ein nothwendiges Postulat der idealen Denkweise, die sich daher, je ausgebildeter sie ist, um so entschiedener dem Optimismus in irgend welcher Form zuwenden muß.

Sehr begreiflich also, daß Rousseau die pessimistische Ansicht Voltaire's als eine „Absurdität" bezeichnet. Er hielt sie aber nicht blos für widersinnig, sondern mehr noch für trost- und herzlos. Und allerdings, wenn das Uebel als schlechthin wirklich und damit auch als nothwendig betont wird, fällt jede begründete Aussicht auf eine Beseitigung oder Ausgleichung desselben hinweg. Rousseau aber war keineswegs geneigt, sich und Andern diese Hoffnung rauben zu lassen. Er konnte sie nicht entbehren, denn er fühlte sich unglücklich, und hatte gerade deshalb ein tiefes Bedürfniß, glücklich zu sein. Diese Sehnsucht nach persönlicher Beglückung sagt in der Sprache des Herzens und mit Rücksicht auf das einzelne Individuum dasselbe, was der Geist im Gedanken des Optimismus allgemein ausdrückt. Sie ist das praktische Correlat der theoretischen Anschauung und geht, wie diese, aus der idealen Grundrichtung hervor, welche die Vollkommenheit des individuellen Lebens nicht minder, wie die des allgemeinen Weltlebens anstrebt. Auch nimmt Rousseau keinen Anstand, in seiner Entgegnung neben dem objektiven auch den subjektiven Gesichtspunkt geltend zu machen. Er kämpft nicht nur mit den Gründen, welche ihm seine Einsicht an die Hand giebt, er beruft sich zugleich auf die unabweislichen Bedürfnisse des menschlichen Herzens.

Uebrigens hatte Voltaire alle Ursache, mit dem Tone, welchen der Gegner in seiner Epistel anschlug, wohl zufrieden zu sein. Rous-

seau behandelt ihn so achtungs-, ja ehrfurchtsvoll, daß der ergebenste Anhänger sich nicht freundlicher hätte aussprechen können. Auch war es ihm Ernst mit dieser bewundernden Anerkennung, obgleich manche etwas outrirte Wendungen mit unterlaufen. Er hat in den beiden Gedichten „Vergnügen und Belehrung gefunden, und die Hand des Meisters wiedererkannt." Zwar sagt ihm nicht Alles, was sie enthalten, gleich sehr zu; wenn er aber Einiges nicht recht goutiren kann, so zollt er dem Uebrigen um so größeren Beifall. Er will eben nicht All und Jedes bewundern, damit die Bewunderung der Leistungen würdig sei. Er gedenkt sogar noch weiter zu gehen, will dem Verfasser nicht etwa die Schönheiten, die er gefunden, noch auch die Fehler, welche er entdeckt hat, andeuten, sondern ihn mit der unangenehmen Störung bekannt machen, welche die bisherige Vorliebe für seine Lehren in diesem Augenblicke erfahren hat. „Ich werde das thun," fügt er hinzu, „noch ergriffen von der ersten Lektüre, bei welcher mein Herz begierig auf das Ihrige lauschte, indem ich Sie liebe wie einen Bruder, Sie ehre als meinen Lehrer, und mir schmeichle, daß Sie in meinen Absichten den Freimuth eines geraden Sinnes, und in meinen Worten den Ton eines Freundes der Wahrheit finden werden, welcher zu einem Philosophen spricht." Er trägt aber um so weniger Bedenken, gegen das eine der beiden Werke Partei zu nehmen, jemehr ihn das andere — über „das Gesetz der Natur" — entzückt hat, und je sicherer er annehmen zu dürfen glaubt, daß der Verfasser „nicht an Ansichten festhalten wird, die von ihm selbst so gut widerlegt worden sind."

Diese Hinweisung auf den Widerspruch, in welchen der Dichter zu sich selbst getreten, war freilich ein sehr zweideutiges Kompliment. Es klingt doch eine leise Ironie durch, die aber der „Philosoph" über dem rückhaltlosen Lobe, in welches sie eingehüllt war, wohl überhören mochte. Ebensowenig konnten ihn die ernsten Argumente, mit welchen Rousseau seine Ansicht bekämpft, verletzen, denn wie bestimmt und entschieden sie auch geltend gemacht werden, sie treten durchgängig in einer Form auf, welche die Einsicht und die Gesinnung des Gegners unangetastet läßt. So ist Rousseau gleich im Eingange freundlich genug, vorauszusetzen, daß Voltaire durch die ihm eigene Humanität zur Abfassung seines Gedichtes gedrängt worden sei. Er habe es wohl nicht länger mehr ruhig ansehen können, daß die Optimisten durch ihr „Alles ist gut, wie es ist," der Menschen und ihrer Leiden spotten, und sich zugleich der Hoffnung hingegeben, daß eine eindringliche Schilderung der existirenden Uebel die Menschen von ihrer Nothwendigkeit überzeugen und so beruhigen werde. Diese Hoffnung aber, fährt er fort, ist leider unerfüllt geblieben; der Zweck, welchen der Dichter im Auge hatte, ist nicht

erreicht worden; vielmehr hat er das gerade Gegentheil von dem bewirkt, was er wollte. Indem er nachweist, daß Alles schlecht ist, und das wirkliche Elend in seiner einseitigen scharfen Darstellung noch übertreibt, läßt er es den Leidenden nur noch tiefer und schmerzlicher empfinden, steigert er in ihm das Gefühl seines Unglücks, und nimmt er ihm allen Trost, durch welchen dasselbe bis dahin gemildert wurde. Ist dies aber die Wirkung der neuen Lehre, so verdienen die des Optimismus ohne Frage den Vorzug. Denn wie anders es auch Manchem scheinen mag, sie lindern das Leid, versüßen den Schmerz, und flößen mit der Hoffnung der Seele des Leidenden auch die Geduld ein, deren er vor Allem bedarf.

Freilich muß auch der Optimismus das Uebel als ein nothwendiges Resultat der bestehenden Weltordnung anerkennen. Indem er es aber als unvermeidlich bezeichnet, hebt er zugleich hervor, daß die Summe desselben auf ein möglichst geringes Maß beschränkt, und es nur insoweit zugelassen sei, als der Schöpfer seiner nicht habe entbehren können, wenn er überhaupt eine Welt schaffen wollte. Nun sieht Rousseau zwar wohl, daß durch diese Auffassung der Begriff der Gottheit als des vollkommensten Wesens alterirt wird, weil sie ihm im Grunde die Allmacht abspricht. Indeß scheint ihm dies weniger bedenklich, als die Leugnung der göttlichen Güte, zu welcher eine Ansicht, wie die Voltaire's, nothwendig hinführe. Denn wer die Existenz eines allmächtigen Gottes voraussetze und auch die durchgängige Herrschaft des Uebels behaupte, der sage damit doch aus, daß die Gottheit, was sie hindern konnte, nicht habe hindern wollen. Er seinerseits gestehe, daß, wenn zur Erklärung des Uebels nur dieses Dilemma übrig bleibe, er einem so böswilligen Wesen einen in seiner Macht beschränkten Gott vorziehe.

In der That hat Rousseau später da, wo er seine religiösen Ueberzeugungen im Zusammenhange vorträgt, sich für diese Auskunft entschieden [24]). Weil es ihm widerstrebte, die Quelle des Uebels in der Gottheit selbst zu suchen, verlegte er sie in die Materie, deren sich dieselbe bei der Weltschöpfung als eines gegebenen Stoffes habe bedienen müssen. Zudem war für ihn die Realität des Uebels eine zu ausgemachte Sache, als daß er es sich ohne eine reale Basis hätte denken können. Während er ihm aber eine gewisse Selbständigkeit vindizirte, suchte er seinen Umfang möglichst einzuschränken und seine Bedeutung, soweit das anging, zu schwächen. Zu dem Ende beruft er sich Voltaire gegenüber auf seine Abhandlung über „die Ursachen der Ungleichheit.“ Auch er habe in dieser Schrift die Leiden der Menschen geschildert, aber nur, um zu zeigen, daß sie keineswegs nothwendig sind, sondern die Menschen selbst sie herbeigeführt haben, und deshalb auch wieder beseitigen können. Er halte

vor wie nach dafür, daß der Ursprung des moralischen Uebels in dem freien, sich vervollkommnenden, aber gleich Anfangs verderbten Menschen zu suchen sei. Was aber die physischen Uebel angehe, so seien diese, „wenn die sensible und die impassible Materie, wie es ihn allerdings bedünke, mit einander in Widerspruch stehen, in jedem Systeme unvermeidlich, welchem der Mensch als ein integrirendes Glied angehöre.“ Indeß, sehe man vom Tode ab, dessen größte Schrecken auch nur in den Vorbereitungen liegen, die man seinetwegen treffe, so müßten auch sie meist als das Werk der Menschen betrachtet werden. Daß z. B. bei dem in Rede stehenden Erdbeben so Viele umgekommen, sei doch eine Folge des Umstandes, daß man sich auf einem engen Raume in himmelhohen Häusern zusammengedrängt, und später vielfach nicht habe entschließen können, sein Hab und Gut im Stiche zu lassen. Gewiß würde, wie Voltaire meine, das unglückliche Ereigniß keine so schlimmen Wirkungen gehabt haben, wenn es sich etwa in einer Wüste zugetragen hätte. Das berechtige aber doch nicht, die Natur anzuklagen, weil sie sich für ihre Thätigkeit keinen andern Schauplatz ausgewählt habe. Man könne nicht verlangen, daß sich die Weltordnung den menschlichen Einfällen und die Natur unsern willkürlichen Einrichtungen accommodire.

Wohl aber steht es, nach der Ansicht Rousseau's, in der Macht des Menschen, den meisten physischen Uebeln aus dem Wege zu gehen. Giebt es deren, die sich nicht abweisen lassen, so stellt sich bei genauerer Betrachtung heraus, daß dieselben nicht so schlimm sind, wie es auf den ersten Blick scheinen mag. Man täuscht sich, wenn man etwa den plötzlichen Tod, wie er die Bewohner Lissabon's überrascht hat, für ein so großes Unglück hält. Für die Meisten, die er betroffen, war er ohne Zweifel eher ein Glück; die Natur hat sie durch ihn mit milder Hand den vielen und schweren Leiden entzogen, welche bei längerem Leben nicht gefehlt haben würden. Aehnlich verhält es sich mit allen andern Uebeln, welche die Natur über uns verhängt. Sie sind an sich leicht zu ertragen und jedenfalls weniger hart und grausam, als die, welche wir ihnen selbstthätig hinzufügen.

Indeß wären sie auch so groß und schwer, wie man sie zu schildern liebt, wir hätten doch keinen Grund, über sie zu klagen, da sie den Genuß des Daseins, die Freude am Leben keineswegs aufheben. So lange aber das Sein für uns besser ist, als das Nichtsein, ist unsere Existenz hinlänglich gerechtfertigt, selbst wenn sie für die Leiden, welche sie mit sich bringt, keinen Ersatz böte. Zwar glaube Voltaire, wie schon vor ihm Erasmus, daß Niemand wünschen werde, unter denselben Bedingungen ein zweites Mal zu leben. Doch das sei ein Irrthum; einzelne Menschenklassen, wie die Reichen, die Gelehrten &c. möchten vielleicht zu Zeiten so denken; die große Mehrzahl

der Menschen denke nicht so. Man werde unter einfachen Bürgern, Handwerkern und Landleuten, falls sie nicht etwa durch besondere Umstände zur Verzweiflung getrieben würden, nur selten Jemanden finden, der im gewöhnlichen Laufe der Dinge mit dem Leben sonderlich unzufrieden sei. Im Allgemeinen freuen sich die Menschen ihres Daseins, und mit Recht, denn das Leben ist, Alles in Allem genommen, kein so übles Geschenk, und wenn man den Tod nicht immer für ein Unglück halten darf, so ist das Leben nur sehr selten als ein solches anzusehen. Auch vergessen Diejenigen, welche die Freuden und Leiden desselben miteinander vergleichen, in der Regel „die süße Empfindung des Daseins, die unabhängig von jedem andern Gefühle in allen Menschen lebt," mit in Anschlag zu bringen.

Die nothwendigen Uebel, so scheint es Rousseau, sind im Ganzen von geringer Bedeutung, und jedenfalls kein zu hoher Kaufpreis für das an sich so werthvolle Leben, welches ohne sie nun einmal unmöglich bleibt. In einem noch milderen Lichte erscheinen sie, wenn die einzelnen Vorgänge und Zufälle nicht isolirt, sondern in ihrem Zusammenhange mit der gesammten Weltordnung betrachtet werden. Voltaire freilich stellt diesen durchgreifenden Connex alles Seins und Geschehens, der die bestehenden Dissonanzen in einer umfassenden Harmonie ausklingen läßt, in Abrede. Die Gründe aber, welche er für seine Ansicht und gegen die Lehre der Optimisten geltend macht, wollen nicht viel bedeuten. Rousseau trägt kein Bedenken, sie ohne Umschweife als leere Sophismen zu bezeichnen. Die Behauptung, daß „die Natur niemals streng nach der Regel verfahre, daß sie keinen genau bestimmten Zahl- und Maßverhältnissen unterworfen, und der Bestand des Ganzen keineswegs von der Existenz jedes einzelnen Theiles abhängig sei," scheint ihm durchaus willkürlich und unwahr. Er ist im Gegentheil überzeugt, daß gerade in der Natur Maß und Form an möglichst präcise Verhältnisse gebunden sind, weil sie allein ihre Mittel nach den Zwecken und die Kraft am Widerstande genau abmesse. Allerdings finden sich anscheinend manche Abweichungen von diesen strengen Normen, aber nur darum, weil uns die Gesetze noch unbekannt sind, nach welchen auch solche Ausnahmen sich einer allgemeinen Regel unterordnen. Wäre es anders, so müßte man sich zu der widersinnigen Annahme verstehen, daß es Wirkungen ohne Ursachen und ebenso Ursachen ohne Wirkungen gebe. Wenn sich aber Voltaire darauf berufe, daß kein einziger Naturkörper eine mathematisch regelmäßige Gestalt aufweise, so übersehe er, daß die mathematischen Figuren lediglich Abstraktionen sind, welche eben deshalb in der lebendigen Wirklichkeit nicht angetroffen werden. Hier werde vielmehr die Gestalt jedes einzelnen Körpers durch seine Beziehung zu andern Körpern, sowie durch

die ihnen gemeinsamen Bewegungen bedingt. Es sei daher natürlich, wenn sie uns unregelmäßig erscheine; nur das Weltall, als ein erfülltes und begrenzte Ganze gedacht, würde, wenn es in das Bereich unserer Anschauung fiele, ihr eine durchaus regelmäßige Form darbieten. Uebrigens bestehe die anscheinende Regellosigkeit der einzelnen Körpergestalten nur für unsere Auffassung; an sich, in den Augen der Natur, sei jede, auch die seltsamste und verwirrteste Form, gleich regelmäßig.

Man sieht, die Einwendungen Rousseau's sind wohl im Stande, den Argumenten des Gegners die Waage zu halten. Ueberzeugend freilich sind sie nur für den, dessen Ueberzeugung bereits feststeht. Aber die Wahrheit der optimistischen Anschauungsweise einmal vorausgesetzt, genügen sie allerdings, um die Beweiskraft der von Voltaire angeführten Thatsachen und Gründe aufzuheben. Rousseau hat ohne Zweifel Recht, wenn er die Versicherung, es geschehe Manches, ohne irgend welche Wirkung zu hinterlassen, durch die andere zurückweist, dem sei nicht so, denn wenn die Wirkung zu fehlen scheine, fehle sie in der That nicht; sie entziehe sich nur unserer Wahrnehmung. Man muß ihm ebenso zustimmen, wenn er es bei einem „Skeptiker" fast komisch findet, daß dieser „die Bewegung der Himmelskörper in einer widerstandslosen Materie" für ausgemacht hält. Von größerem Interesse ist, was er gegen Voltaire da bemerkt, wo derselbe, um die Ansicht der Optimisten, daß „das Wohl des Ganzen dem seiner Theile vorzuziehen sei," zu widerlegen, darauf hinweist, wie doch „der Mensch als ein freies und denkendes Wesen für die Gottheit größeren Werth haben müsse, als etwa die Planeten." Handle es sich blos von der materiellen Welt, so, meint er, seien die Ansprüche des Menschen gerechtfertigt. Fasse man aber das ganze System des Universums, welches die Gesammtheit der denkenden und empfindenden Wesen in sich begreift, in's Auge, so verlieren sie ihre Bedeutung. Was speziell die Planeten angehe, so hoffe er zwar, in der Schätzung Gottes mehr zu gelten, als die stoffliche Natur eines solchen Himmelskörpers. Wie aber, wenn auch sie von ähnlichen Wesen, wie wir, bewohnt sind? Und warum sollten sie es nicht sein? Die Analogie spricht dafür, und es ist im Grunde nur der menschliche Stolz, der sich dagegen erklärt. Bei dieser Annahme aber wird die höhere Berechtigung, namentlich des einzelnen Menschen, sehr zweifelhaft. Auf alle Fälle ist es nur in der Ordnung, daß das Individuum der Gattung geopfert wird, wenn die Erhaltung derselben es fordert. „Bedarf es dazu eines Stoffwechsels unter Menschen, Thieren und Pflanzen, so trägt der Untergang des Einzelnen zum allgemeinen Besten bei; ich sterbe und werde von Würmern verzehrt, aber meine Kinder, meine Brüder werden leben,

wie ich gelebt habe; mein Körper düngt die Erde, von deren Erzeugnissen sie sich nähren, und ich thue kraft der Ordnung der Natur und für alle Menschen, was Kodrus, Dezius, Curtius und tausend Andere für einen kleinen Theil der Menschheit gethan haben."

Diese Auffassung des natürlichen Todes hat, wie die meisten andern Behauptungen Rousseau's, einen hypothetischen Charakter. Sie findet Anwendung, wenn gewisse Voraussetzungen zutreffen, die zwar möglich sind, sich aber nicht evident nachweisen lassen. Dasselbe gilt seiner Ansicht nach von der eigentlichen Grundlage des optimistischen System's. Dieses leugne nicht, wie Voltaire zu glauben scheine, das besondere, sondern nur das allgemeine Uebel; die Formel: „Alles ist gut" sei daher nicht ganz genau; richtiger wäre „das Ganze ist gut" oder „Jedes ist gut in Rücksicht auf das Ganze." Ob es sich aber wirklich so verhalte, könne nicht endgültig entschieden werden, so lange man den Bau des Universums und die Absichten seines Schöpfers nicht genau und vollständig kenne. Werde die Frage dennoch bejaht, so setze man voraus, was man eben nicht wisse, sondern nur aus anderweitigen Prämissen erschließen könne. In der That ist, wie Rousseau mit Recht glaubt, der Optimismus eine Consequenz aus dem Glauben an die Vollkommenheit Gottes. Weit entfernt, daß er einen Beweis für das Dasein Gottes abgeben kann, setzt er dasselbe vielmehr voraus. Ebenso geht die Untersuchung über den Ursprung des Bösen auf die Frage nach der Vorsehung zurück. Dieses „große und trostreiche Dogma" aber ist von den Theologen, wie von den Philosophen auf eine so widersinnige Weise erklärt und angewandt worden, daß auch die weiteren Folgerungen, zu welchen es hinführt, in hohem Grade entstellt und verwirrt werden mußten.

Niemand hat die Sache der Vorsehung mehr kompromittirt, als „die Priester und die Frommen, welche die göttliche Gerechtigkeit auch in rein natürliche Vorgänge eingreifen lassen, und um dessen gewiß zu sein, je nach dem Ausgange mit Freuden und Leiden sowohl die Guten belohnen, wie die Bösen bestrafen." Rousseau will nicht entscheiden, ob das eine gute Theologie ist; er findet aber einen bedenklichen Mangel an Logik darin, wenn man „die Beweise für die Vorsehung so ohne Unterschied auf das Für und Wider stützt, und ihr ohne Auswahl Alles zuschreibt, was ohne sie ebenso gut geschehen könnte." Nicht weniger unverständig sind die Philosophen, welche den Himmel für alles große und kleine Mißgeschick, von welchem sie und Andere betroffen werden, verantwortlich machen, und was auch geschieht, stets darauf ausgehen, zu zeigen, daß es nicht gut ist oder doch besser hätte eingerichtet werden können. Bei ihnen hat die Vorsehung immer Unrecht, während sie in den Augen der Frommen stets im Rechte ist. Rousseau dagegen meint, daß in der Ordnung

der menschlichen Dinge weder das Eine, noch das Andere der Fall sein dürfte, sondern hier vielmehr Alles dem gemeinsamen Gesetze folge, und es für Niemanden eine Ausnahme gebe. Die göttliche Vorsehung ist seiner Ansicht nach eine „allgemeine; sie begnügt sich damit, die Arten und Gattungen zu erhalten und das Ganze zu leiten, kümmert sich aber nicht um die Weise, in welcher jedes Einzelwesen sein kurzes Dasein hinbringt."

Daß er auf diesen allerdings nahe liegenden Ausweg eingeht, ist in etwa auffallend. Streng genommen ist er nur da zulässig, wo Wesen und Leben des Individuums in das der Gattung aufgeht. Nun hat zwar Rousseau eine gewisse Neigung, die Einzelwesen lediglich als Erscheinungen ihrer Gattung aufzufassen; sie ist aber doch schwächer, als der Drang, die Selbständigkeit der Individualität zu wahren. Auch unterläßt er in dem vorliegenden Falle nicht, dieselbe, nachdem er sie eben erst preisgegeben, auf einem Umwege wieder sicher zu stellen. „Wenn die Vorsehung sich nicht speziell um das Individuum kümmert, so vermeidet sie es nur, weil es im Grunde überflüssig ist. Alle *materiellen* Dinge sind so gut, als es *ihre Beziehung zum Ganzen* gestattet, alle *geistigen* und empfindungsfähigen Wesen sind aber so vollkommen, als sie es *an sich selbst* sein können." Man sieht, die Bedingtheit, welche Rousseau in der sinnlichen Sphäre anerkennt, muß auf dem geistigen Gebiete einer absoluten Selbständigkeit aller Individuen den Platz räumen. Freilich kann diese ihre unbedingte Natur in dem bedingten irdischen Leben nicht zur vollen Geltung kommen. Es ist daher ganz folgerecht, wenn Rousseau ihnen die Unsterblichkeit vindizirt, an die „er das Glück hat, zu glauben, wiewohl er weiß, daß der Verstand sie in Zweifel ziehen kann."

Der Glaube an die Unsterblichkeit resultirt nothwendig aus dem Glauben an die Vorsehung, der seinerseits wieder die Existenz und die Vollkommenheit Gottes zur Voraussetzung hat. „Wenn Gott existirt", schließt Rousseau, „so ist er vollkommen, dann auch weise, mächtig und gerecht; ist er weise und mächtig, so ist alles Existirende gut; ist er gerecht und mächtig, so ist die Seele unsterblich." Diese Folgerungen sind unabweisbar, wenn die erste Prämisse zugegeben wird; wer sie aber in Abrede stellt, mit dem ist nicht weiter zu streiten. Man kann die Frage nach dem Dasein Gottes ebensowenig, wie die übrigen, welche sich an sie anschließen, vermittelst der nur vernünftigen Einsicht lösen. „Wenn der Deist seine Theorie nur auf Wahrscheinlichkeiten stützt, so scheint der Atheist die seinige nur auf entgegengesetzte Möglichkeiten zu basiren." Der bloße Verstand kommt hier nicht über den Zweifel hinaus; nur der unmittelbare Glaube giebt die erforderliche Gewißheit. Dieser aber ist von dem

Willen unabhängig, man kann ihn willkürlich sich weder geben, noch auch nehmen. Rousseau nimmt seinerseits keinen Anstand, unbefangen zu gestehen, daß derselbe für ihn unerschütterlich feststehe und er sich in seinem Besitze allein wohlfühlen könne.

Da Voltaire, fügt er hinzu, diesen Glauben theile, so werde er leicht einsehen, wie sich mit seiner Hülfe der Optimismus vertheidigen und die Vorsehung rechtfertigen lasse. Die Philosophen aber, welche das Prinzip leugnen, werden auch die Consequenzen nie anerkennen, die sich aus ihm ergeben. Man darf nicht hoffen, sie eines Andern zu belehren, weil die Beweiskraft des Gefühls für sie nicht entscheidend sein kann, und es unvernünftig wäre, ihnen aufdrängen zu wollen, was ihrer Denkweise nun einmal nicht entspricht. Wohl aber kann von ihnen verlangt werden, daß auch sie sich der Polemik enthalten, weil die Fragen, um welche es sich handelt, alle auf die eine nach der Existenz Gottes zurückgehen, diese aber nicht füglich ein Gegenstand der Discussion werden kann. Gewiß ein seltsames Motiv, das nur erklärlich wird, wenn man sich erinnert, daß damals noch Niemand wagte, sich rückhaltlos zum Atheismus zu bekennen oder diesen bei einem Gegner vorauszusetzen. Ueberdies hält Rousseau es für inhuman, die Ruhe friedlicher Seelen zwecklos zu stören, indem man die Menschen zu lehren sucht, was weder gewiß, noch von Nutzen ist. Wie zweckmäßig es auch sein mag, den Aberglauben, welcher das gesellschaftliche Leben verwirrt, aus allen Kräften zu bekämpfen, es ist doch nicht weniger nothwendig, die Religion zu achten, welche ihm zur Grundlage dient.

Auch in diesem Punkte setzt Rousseau die Zustimmung Voltaire's als selbstverständlich voraus, zum Theil ohne Zweifel, um sie so sicherer zu gewinnen. Doch war er auch insofern dazu berechtigt, als Voltaire in der That einen wesentlich gleichen religiösen Standpunkt einnahm; er bekannte sich zu demselben Deismus, welchen Rousseau vertrat. Freilich bestand ein sehr erheblicher Unterschied darin, daß die deistischen Grundlehren für Voltaire lediglich Theoreme, die den Geist befriedigten, nicht Herzenssache waren, wenigstens dies nur wurden, wenn ihr Gegensatz, wie er in den Dogmen und Satzungen der bestehenden Religionsgenossenschaften sich vorfand, zum Kampfe aufforderte. Für ihn war der Deismus vorzugsweise die Verneinung des religiösen Positivismus; für Rousseau hatte er selbst zunächst und vor Allem eine positive Bedeutung. Es war daher ein vergebliches Bemühen, als er am Schlusse seines Briefes Voltaire bewegen wollte, gewissermaßen, das Apostolat des Deismus zu übernehmen. Er stellte ihm damit eine Aufgabe, die nur er selbst zu lösen im Stande war.

Immerhin mußte es aber der Eitelkeit des „Patriarchen“ nicht

wenig schmeicheln, daß ihm ein solches Vertrauen bewiesen wurde, zumal sich dasselbe in einer Weise aussprach, die seine Aufrichtigkeit außer Zweifel stellte. Es ist Rousseau unverkennbar voller Ernst damit, wenn er Voltaire für fähig und würdig hält, jenes sittlich religiöse Grundgesetz zu formuliren, dessen Erlaß ihm im Interesse der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung nothwendig zu sein schien. Ueberzeugt, daß der religiöse Glaube ebensowenig aufgezwungen, wie da, wo er besteht, angegriffen werden darf, meinte er, um die volle Gewissensfreiheit und die gegenseitige Duldung sicher zu stellen, sowohl die Fanatiker des Glaubens, wie die des Unglaubens, durch gesetzliche Bestimmungen in Schranken halten zu müssen. Zu dem Ende wünschte er ein allgemein verbindliches Gesetzbuch, in welchem neben den anerkannten Principien der Moral und des Naturrechtes, auch das Verbot der Intoleranz, sowie aller Grundsätze und Meinungen, die eine solche einschließen, enthalten wäre. Es versteht sich von selbst, daß dieser Codex, was die religiöse Seite angeht, nichts mehr und nichts weniger sein konnte, als ein Glaubensbekenntniß des Deismus. Rousseau selbst war sich darüber schwerlich vollkommen klar. Jedenfalls merkte er nicht, daß er den Teufel durch Belzebub, die Intoleranz durch Unduldsamkeit zu beseitigen gedachte, wenn er freilich auch nicht die Gedanken, sondern nur das öffentliche Bekenntniß fixiren wollte. Ihm schien es ausgemacht, daß das Werk, in seinem Sinne ausgeführt, das für die Menschen nützlichste, vielleicht das „allein nothwendige" Buch sein werde. Eben darum legte er auch die Abfassung desselben Voltaire so dringend an's Herz. Es ist sein „sehnlichster Wunsch", daß gerade er sie übernehmen möchte, damit „die milde, humane Gesinnung, welche in seinen Schriften überall so glänzend hervortritt, aber von Niemandem in der Praxis bethätigt wird, im schönen Gewande der Poesie schon von Kindheit an in alle Herzen Zugang finde." Freilich ist dieser „Katechismus des Bürgers" eine Aufgabe, die einer langen und sorgfältigen Erwägung bedarf. Vielleicht wäre es passend, wenn Voltaire sie als die letzte seines Lebens betrachten wollte; er würde so „die glänzendste Laufbahn, welche jemals ein Schriftsteller zurückgelegt hat, durch eine dem ganzen Menschengeschlechte erwiesene Wohlthat in würdiger Weise beschließen."

Voltaire mochte nicht wenig überrascht sein, als ihm dieses Sendschreiben mit seiner vernichtenden und doch so wohlwollenden Kritik zu Gesichte kam. Daß er sie nicht ungnädig aufnahm, beweist die kurze, freundliche Antwort, mit welcher er sie erwiederte [25]). Auf

die Sache selbst geht er zwar nicht weiter ein; er bittet seinen „theuern Philosophen", es mit seiner und seiner Nichte Krankheit zu entschuldigen, daß er „diese Erörterungen, die nur zur Unterhaltung dienen," bei Seite lasse. Er müsse doch die Herstellung seiner Gesundheit abwarten, bevor er es „wagen könne, mit ihm zu denken." Dieser ironischen Aeußerung folgen andere, die eine aufrichtige Achtung und selbst eine gewisse Zuneigung verrathen. Es sind keine leeren Phrasen, wenn er sagt: „Seien Sie überzeugt, daß von Allen, welche Sie gelesen haben, Sie Niemand, trotz meiner schlechten Witze, höher achtet als ich, und daß von Allen, welche Ihre Bekanntschaft machen werden, Niemand mehr geneigt ist, Sie herzlich zu lieben." Ebenso aufrichtig ist ohne Zweifel der Wunsch, ihn, wenn er demnächst nach Genf übersiedle, möglichst oft in seinem kleinen Landhause bei sich zu sehen [26]). Auch Voltaire stand unter dem Einflusse derselben Anziehungskraft, welche er seinerseits auf Rousseau ausübte. Wäre zwischen Beiden ein persönlicher Verkehr von längerer Dauer möglich gewesen, so hätte sich vielleicht ein näheres Verhältniß bilden können. Da es aber bei gelegentlichen Berührungen blieb, mußten die doch sehr eingreifenden Unterschiede in Charakter und Ansichten, trotz ihres in mancher Rücksicht gleichartigen Geistes, immer schärfer heraustreten. Statt der Freundschaft, welche die beiden Coryphäen der französischen Literatur unter andern Umständen hätte verbinden mögen, entzweite sie bald eine erbitterte Feindschaft. Die hier erwähnten Briefe sind die letzten, welche zwischen ihnen gewechselt wurden [27]). Fortan standen sie nur in einem indirekten Verkehre, der schon in den nächsten Jahren einen durchaus feindseligen Charakter annahm.

V.

Als Rousseau die Antwort Voltaire's gelesen, mußte er sich wohl gestehen, daß der Versuch, den geistreichen Alten zu seinen Ansichten zu bekehren, mißlungen sei. Doch mochte ihn das gerade jetzt wenig grämen. Er hatte, sobald er sich hergestellt fühlte, die unterbrochenen Spaziergänge wieder aufgenommen und sich in den traulichen Verkehr mit den Kindern seiner Phantasie von Neuem so eingelebt, daß er die Gemeinschaft mit der übrigen Welt füglich entbehren konnte. Die luftigen Bilder der Einbildungskraft wurden immer mehr zu lebendigen Gestalten, welche sich in den reizenden Umgebungen des heimathlichen Sees mit voller Freiheit bewegten. Sie gewannen allmählich solche Consistenz, die Aeußerungen ihrer Gefühle und Stimmungen wurden so vernehmlich, die Situationen, in welchen sie auftraten, so anschaulich, daß sich das Bedürfniß geltend machte, die

einen wie die andern schriftlich zu fixiren. Doch geschah das zunächst nur sehr fragmentarisch, auf zerstreuten Blättern, an deren Verbindung zu einem, nach bestimmtem Plane geordneten Ganzen noch keineswegs gedacht wurde. Es kam Rousseau nicht in den Sinn, mit den Schöpfungen seiner Phantasie vor die Oeffentlichkeit treten zu wollen. Vorläufig suchte und fand er in ihnen nur, was zur Befriedigung des persönlichen Bedürfnisses, aus welchem sie hervorgegangen waren, dienen konnte.

In diesem Herz und Sinn beglückenden Traumleben gingen ihm die letzten Tage der schönen Jahreszeit schnell genug vorüber. Sie waren um so genußreicher, da sie zugleich Gelegenheit zu einer leichten und angenehmen Beschäftigung boten. Mad. d'Epinay besaß in nächster Nähe der Eremitage einen großen rings ummauerten Garten, in welchem an Spalieren, wie im Freien, treffliches Obst in reicher Fülle gezogen wurde. Rousseau, um doch in etwa die Güte der Freundin durch eine Gegenleistung zu vergelten, hatte sich erboten, die Aufsicht über den Garten, wie über den Gärtner, dem die Pflege desselben oblag, zu führen. Natürlich wurde ihm das Amt bereitwillig anvertraut, und er verwaltete es mit der gewissenhaften Sorgfalt, die er auch in geringfügigen Dingen anzuwenden pflegte. Den Sommer über hatte diese Beschäftigung nichts, was die Freude an ihr hätte stören können, zumal ihm der Gärtner, in Folge der wiederholten Unterstützungen, die er der bedrängten Familie desselben angedeihen ließ, völlig ergeben zu sein schien. Als indeß mit dem beginnenden Herbste das Obst zu reifen anfing, zeigte sich doch, daß auch das kleinste Amt seine Bürde mit sich bringt. Der Intendant bemerkte zu seinem Erstaunen, daß das Obst, wenn es eingesammelt worden, über Nacht spurlos verschwand. Von seinem Gehülfen belehrt, daß die Diebe in den zahlreich vorhandenen Ratten zu suchen seien, hielt er es für seine Pflicht, gegen diese unschuldigen Thiere einen unerbittlichen Vernichtungskampf zu führen. Aber wie viele er ihrer auch tödtete, das Obst verlor sich vor wie nach, bis denn endlich eine genauere Untersuchung ergab, daß es der Gärtner selbst war, der mit seiner Familie die am Tage gesammelten Vorräthe zur Nachtzeit einheimste, um sie am nächsten Morgen auf dem Pariser Markte zu verkaufen. Der unverschämte Bursche wurde nun sofort entlassen und erhielt einen Nachfolger, mit dessen Beihülfe Rousseau dann die noch immer reiche Ernte glücklich in die Keller der rechtmäßigen Eigenthümerin brachte.

Indeß hatte die Sache doch ihre unangenehmen Folgen. Der verabschiedete Dieb schien sich an seinem gestrengen Aufseher rächen zu wollen. Man sah ihn wiederholt, wie er in der Dämmerung mit einigen verdächtigen Genossen in der Nähe des Hauses umherstrich.

Die beiden Frauen wurden ängstlich, und Rousseau hielt es für angemessen, gegen einen etwaigen Angriff Vorsichtsmaßregeln zu treffen. Er ließ deshalb den neuen Gärtner in seiner Wohnung schlafen, stellte ihm auch eine Flinte zur Verfügung und schaffte sich selbst einen Hund an, der zur Nachtzeit Wache halten sollte. Wir meinen, jeder verständige Mensch hätte an seiner Stelle dasselbe gethan. War auch die Gefahr vielleicht nicht so groß, wie sie ihm oder seinen ängstlichen Hausgenossen erschien, sie war doch erheblich genug, um bei der einsamen Lage der Wohnung gewisse Vorkehrungen zu rechtfertigen. Die Pariser Freunde Rousseau's dachten anders. Als sie von seinen kriegerischen Maßnahmen hörten, begnügten sie sich nicht damit, über sie zu scherzen. Sie warfen ihm in allem Ernste vor, daß er sich eine Verleugnung seiner Grundsätze habe zu Schulden kommen lassen, eine Anklage, die ohne Zweifel eben so albern war, wie die Vertheidigung, welche Rousseau, obgleich er das Kleinliche der Sache sehr wohl fühlte, ihr gegenüber für nothwendig hielt.

Während man es ihm fast zum Verbrechen machte, sich gegen die drohende Gefahr zu schützen, suchte man sie ihm doch zugleich größer darzustellen, als sie wirklich war. Mad. d'Epinay namentlich sprach die lebhaftesten Besorgnisse aus. Sie schien selbst für das Leben ihres Freundes zu fürchten, und bat ihn deshalb dringend, durch eine baldige Rückkehr nach Paris dem möglichen Angriffe auszuweichen. Wir glauben gerne, daß sie in der That eine gewisse Unruhe empfand. Mehr jedoch bestimmte sie der Wunsch, Rousseau aus seiner Einsamkeit in das gesellschaftliche Leben der Hauptstadt zurückzuführen. Sie traf in diesem Bestreben mit seinen übrigen Freunden zusammen, die, wie sie sich gleich Anfangs mit seiner Zurückgezogenheit nicht hatten befreunden können, auch später fortfuhren, ihm dieselbe, so viel an ihnen lag, zu verleiden. Doch war ihnen dies bisher nicht gelungen; Rousseau ließ sich durch ihre gelegentlichen Bemerkungen nicht irre machen, sondern blieb bei dem einmal gefaßten Entschlusse, Paris für immer zu meiden. Er hielt auch dann daran fest, als die gute Jahreszeit zu Ende ging, und nun Jedermann erwartete, daß er seine Villeggiatur aufgeben werde. Niemand dachte, daß es ihm einfallen könne, auch den Winter in seiner einsamen Klause verleben zu wollen. Als man aber erfuhr, daß dem doch so sei, wurden von Neuem alle guten und schlechten Gründe aufgeboten, um ihn von seinem, wie es schien, thörichten Vorhaben abzubringen.

Natürlich war das ein vergebliches Bemühen. Daß aber die Freunde sich es unausgesetzt so angelegen sein ließen, ihn in ihre Mitte zurückzuführen, ist doch in etwa auffallend. Gewiß thaten sie es nicht in der Absicht, welche er ihnen später unterlegte,

als er von einem zu seinem Verderben angezettelten Complotte träumte. Sie mochten wirklich dafür halten, daß der Winteraufenthalt auf dem Lande für seine und der Frauen Gesundheit nachtheilig sein, daß die völlige Abgeschlossenheit vom gesellschaftlichen Leben seinen Sinn umdüstern und verbittern werde. Auch hegten sie wohl den Wunsch, ihn im Interesse eines regeren persönlichen Verkehrs, in ihrer unmittelbaren Nähe zu haben. Indeß war persönliche Theilnahme schwerlich ihr einziges Motiv; ihr Verhalten zeigt das deutlich genug. Außer Stande, die gemüthlichen Antriebe, welche Rousseau zur Einsamkeit hindrängten, zu begreifen, wurde ihnen diese um so verdächtiger, je länger sie andauerte. Es schien ihnen kaum zweifelhaft, daß der wunderliche Einsiedler besondere selbstsüchtige Zwecke verfolge, die er ihrer Wahrnehmung und Controle zu entziehen wünsche. Was konnte ihn bewegen, sich aus der Gesellschaft zurückzuziehen, gewissermaßen ein apartes Leben für sich zu führen, wenn es nicht die Absicht war, sich so von ihnen zu unterscheiden und damit zugleich über sie zu erheben? Sie konnten dies auch um so eher glauben, da seine Berechtigung, eine eigenthümliche und ausgezeichnete Stellung einzunehmen, sich nicht wohl in Abrede stellen ließ. Sie ihm neidlos einzuräumen, dazu waren diese Leute doch nicht fähig; von kleinlicher Eifersucht gegen Alles erfüllt, was sie in den Schatten zu stellen drohte, ruhten sie nicht, bis sie es auf ihr eigenes Niveau zurückgebracht oder doch die Uebereinstimmung mit sich hergestellt hatten.

Auch bei Rousseau nahmen sie nicht sowohl an seiner hervorragenden Bedeutung, wie an dem Umstande Anstoß, daß er dieselbe lediglich auf sich selbst gestellt, frei und unabhängig auch von ihnen, zur Geltung bringen zu wollen schien. Zwar lag ihm in Wahrheit eine solche Absicht fern. Doch brachte es Charakter und Denkweise mit sich, daß er in seiner Eigenschaft als Schriftsteller, welcher dem Publikum gegenüber seine Ansichten ausspricht, auch ohne sein Zuthun eine selbständige Haltung anstrebte. Es bestand zwischen ihm und seinen Freunden darin ein wesentlicher Unterschied, daß er in seinem Verhältniß zu ihnen die rein menschliche Beziehung der gegenseitigen Anhänglichkeit betonte, während sie in ihm vorzugsweise den Mann von Geist und Ansehen an sich zu fesseln suchten. Der aber, so schien es ihnen, und nicht mit Unrecht, entfremdete sich mehr und mehr, je länger er der steten Einwirkung des persönlichen Umganges entzogen blieb. Gelang es, ihn in ihre Lebenskreise zurückzuführen, so mochte er immerhin den Sonderling spielen, auch sein Ruf und seine Bedeutung sich steigern. Er blieb doch einer der Ihrigen, und was noch wichtiger war, er galt auch in den Augen der Welt dafür.

Was sie aber bestimmte, auf die Rückkehr des Freundes zu dringen, konnte diesen nur bewegen, ihrem Drängen keine Folge zu leisten. Hätten sie an sein Herz appellirt, ihre persönliche Zuneigung geltend gemacht, so würde er ihren Bitten nicht lange widerstanden haben. Doch das geschah nicht und konnte nicht geschehen, da auf ihrer Seite ein persönliches Bedürfniß, wie er es wirklich empfand, nicht vorhanden war. Ihre wahren Motive aber, wenn sie sich ihrer auch bewußt gewesen wären, mußten natürlich verborgen bleiben. Sie stützten sich daher entweder auf Gründe und Rücksichten allgemeiner Art, die leicht zurückgewiesen werden konnten, oder sie wiesen auf persönliche Interessen und Pflichten hin, was dann als ein anmaßender Eingriff in das Recht der freien Selbstbestimmung erschien. Denn war auch Rousseau keineswegs für ernste Vorstellungen unzugänglich, er ließ sie sich doch nur gefallen, wenn er in ihnen den Ausfluß einer aufrichtigen freundschaftlichen Gesinnung fand, die mahnt und räth, ohne ihre Mahnungen und Rathschläge als maßgebend aufdrängen zu wollen. Diese achtungsvolle Zurückhaltung, welche er mit Recht auch von dem Freunde fordert, war aber den seinigen eben so unbekannt, wie der ernste, würdige Ton, den sie hätten anschlagen müssen, um auf seine Einsicht und seinen Willen einzuwirken. Sie wollten aber doch um jeden Preis ihren Zweck erreichen, und da das auf geradem Wege nicht anging, so suchten sie ihm indirekt, durch gelegentliche scharfe oder spöttische Bemerkungen, und selbst durch mancherlei kleine Intriguen näher zu kommen. Die Folge war, daß sie Rousseau, welcher den Glauben an sie noch immer nicht aufgeben konnte, in steter Unruhe und Aufregung erhielten, von der er sich nur von Zeit zu Zeit durch eine entschiedene Erklärung frei zu machen wußte. Man zerrte eben an dem ungefügigen „Bären" so lange herum, bis er sich auf die Hinterbeine stellte und brummend die Zähne wies.

So im Herbste, als er der fortgesetzten Versuche, ihn zur Rückkehr in die Hauptstadt zu bewegen, endlich müde wurde. „Ich bin", schreibt er der Freundin [28]), „entschlossen, fest entschlossen, was auch geschehen mag, den Winter in der Eremitage zu verleben. Nichts wird im Stande sein, diesen meinen Entschluß zu ändern. Auch Sie selbst haben kein Recht dazu, weil Sie sich dessen durch unsere frühere Uebereinkunft — nach welcher Rousseau so lange bleiben konnte, als es ihm gefiel — begeben haben. Sprechen wir also nicht weiter davon." Indeß glaubte er sich doch verpflichtet, ihr seine Gründe näher anzugeben. Vor Allem bedarf er einer ungestörten Ruhe, um in behaglicher Muße arbeiten zu können. Diese Arbeit ist für ihn von der größten Bedeutung, und er hat sich deshalb schon seit längerer Zeit bemüht, für Alles Vorsorge zu treffen, damit ihn später

nichts von ihr abziehe. Holz und Lebensmittel sind beschafft, die nöthigen Bücher und Papiere so geordnet, daß er sie in jedem Augenblicke bequem zur Hand hat. Auch ist dafür gesorgt, daß es im Falle einer ernsteren Krankheit an den nöthigen Bequemlichkeiten nicht fehlen wird. Ein Umzug aber würde nicht nur mit Kosten und Verlusten, die er zum zweiten Male nicht tragen kann, verbunden sein, sondern ihm auch für geraume Zeit die Ruhe rauben, welche für ihn in seiner gegenwärtigen Lage größeren Werth hat, als selbst das Leben. Uebrigens sei die Gefahr, die diesem von Seiten des Gärtners drohe, nicht so bedenklich; er werde sich schon zu schützen wissen. Auch verspreche er gerne, sich nicht unvorsichtig zu weit zu entfernen, sondern seine Spaziergänge auf den Garten beschränken zu wollen. Selbst dahin werde er, wenn die Freundin ihm Waffen schicken wolle, sich nicht wagen, ohne stets eine Pistole in Bereitschaft zu halten. Sie dürfe also unbesorgt sein, und möge deshalb nicht weiter in ihn dringen. Sie würde ihm damit wehe thun und doch nichts erreichen, denn „der Widerspruch greift mir ans Leben, und ich bin eigensinnig mit vollem Rechte."

In der That hatte er, auch abgesehen von seiner Antipathie gegen das Pariser Leben, genügenden Grund, zu bleiben, wo er war. Er durfte wirklich nicht hoffen, in der turbulenten Bewegung des gesellschaftlichen Verkehres auch nur die Zeit zu finden, welche ihm zur Ausarbeitung eines größeren Werkes, wie er es damals projektirte, unentbehrlich war. Die Copie nahm doch einen großen Theil des Tages in Anspruch, und der leidende Zustand brachte vielfache Störungen. Kamen nun noch die Abhaltungen hinzu, welche das gesellige Leben zur Folge hat, so blieb allerdings nur eine sehr beschränkte Arbeitszeit übrig, die um so weniger ausreichte, da mit Sicherheit auf sie nicht zu rechnen war, und er mit Erfolg nur arbeiten konnte, wenn er den geeigneten Augenblick abwarten und frei über ihn verfügen durfte. Seine Freunde, die gesund, an keine anderweitige Beschäftigung gebunden, lediglich ihrer literarischen Thätigkeit oder für die Gesellschaft lebten, nahmen auf diese Verhältnisse keine Rücksicht, weil sie ihnen selbst fremd waren. Rousseau aber war vollkommen befugt, sie zu betonen, zumal er an dem Grundsatze festhielt, seinen Lebensunterhalt weder von dem Ertrage seiner Schriften, noch von den milden Gaben Anderer abhängig zu machen, sondern durch seiner Hände Arbeit zu gewinnen.

Die scharf abweisende Antwort hatte übrigens den gewünschten Erfolg. Man ließ den eigenwilligen Eremiten wenigstens für die nächste Zeit in Ruhe. Er konnte sich ungestört seiner anziehenden Arbeit hingeben, und fühlte sich auch dann in seiner stillen Klause zufrieden und glücklich, als der Eintritt der rauhen und kalten

Jahreszeit ihn fast ausschließlich auf sie beschränkte. Hin und wieder freilich wurde er durch eine Verschlimmerung der körperlichen Leiden beunruhigt, die ihm dann wohl so bedenklich erschienen, daß er zweifelte, ob er den nächsten Frühling wiedersehen werde. Meist aber waren es leichte rheumatische Affectionen, mit welchen er zu kämpfen hatte. Sie gingen schnell vorüber und hinderten ebenso wenig, wie die sonstigen Unannehmlichkeiten, welche die ungewöhnliche Strenge dieses Winters mit sich brachte, daß er „die schlimme Jahreszeit hier doch nicht schlimmer fand, als anderswo." Nur daß der Verkehr mit den Freunden abgeschnitten war, wurde zuweilen schmerzlich empfunden. Doch „man tröstet sich mit der Hoffnung, sie im Frühling wiederzufinden"[29]).

Oder doch „wiederzusehen", wie er hinzufügt, denn daß sie so gar nicht daran dachten, ihn trotz seines kränklichen Zustandes in seiner Einsamkeit aufzusuchen, das kränkte und schmerzte ihn zu Zeiten doch. In der Regel mochte er sie wenig vermissen; die liebenswürdigen Wesen, welche ihn im Sommer auf seinen Spaziergängen begleitet hatten, waren ihm, als der Winter nöthigte, sich in die häuslichen Räume einzuschließen, auch dahin gefolgt. Sie umschwebten ihn beständig; „er sah überall nur die reizenden Freundinnen, ihren Freund, ihre Umgebungen, das Land, in welchem sie wohnten, lauter Gegenstände, welche die Phantasie für sie geschaffen oder ausgeschmückt hatte." Zwar bemühte er sich eine Zeit lang, dieser Traumwelt Herr zu werden. Indeß der Zauber, welchen er selbst so eifrig heraufbeschworen, übte nun auch an ihm seine Macht. Es war unmöglich, ihm zu widerstehen, und somit das Beste, sich ihm rückhaltlos hinzugeben. Der Dichter wider Willen beschloß, da die Gebilde seiner Einbildungskraft sich einmal nicht entfernen ließen, wenigstens einige Ordnung und einen gewissen Zusammenhang in sie zu bringen. Freilich entging es ihm nicht, daß dieses Unternehmen auf die Abfassung eines Romanes hinauslaufe, und er daher in Gefahr schwebe, mit sich und seinen bisher so entschieden und rücksichtslos vertretenen Grundsätzen in eklatanten Widerspruch zu gerathen. Es konnte wirklich nichts Unerwarteteres, nichts Auffallenderes geben, als daß er, der bis dahin gegen „die kraft- und saftlosen Bücher, welche nur Liebe und Weichlichkeit athmen", die strengsten Strafreden und die beißendsten Invectiven losgelassen, sich mit einem Male den Schriftstellern zugesellte, die er so unbarmherzig blosgestellt hatte. Wohl fühlte er „diese Inconsequenz in ihrer ganzen Stärke;" er „machte sie sich zum Vorwurfe, erröthete, ärgerte sich über sie." Doch „Nichts konnte ihn zur Vernunft bringen." Die Macht der Phantasie hatte ihn vollständig unterjocht, und es blieb ihm nur übrig, ihrem Antriebe auf jede Gefahr hin zu folgen. War diese doch auch vorläufig noch

nicht so groß; es stand ja bei ihm, ob er sein Werk demnächst Anderen mittheilen wolle oder nicht.

Man sieht, es wurde ihm nicht leicht, sein Gewissen zu beschwichtigen, oder vielmehr zu betäuben. Uns, die wir diesen inneren Kampf von einem höher gelegenen Standpunkte aus ansehen, mag er ein unwillkürliches Lächeln erregen. Für Rousseau hatte er doch eine sehr ernste Bedeutung. Der moralische Rigorismus, zu welchem er sich bekannte, war mit den Neigungen des Herzens und den Spielen der Phantasie, welchen er nicht zu widerstehen vermochte, allerdings unvereinbar. Er stand zu ihnen sogar in geradem Gegensatze. Die strenge Gesetzmäßigkeit des moralischen Wollens schließt die lose Willkür der individuellen Empfindung ebenso aus, wie sie selbst von dieser aufgehoben wird. Auch kann die abstrakte persönliche Freiheit, die Voraussetzung und der Zweck des vernünftigen oder verständigen Willens, da nur ein illusorisches Dasein haben, wo die Herrschaft des unmittelbaren, irrationalen Gefühls anerkannt wird. Rousseau hatte sich von Welt und Leben getrennt, um seine persönliche Unabhängigkeit gegen jede äußere Einwirkung sicher zu stellen. Jetzt mußte er erfahren, daß sie auch von inneren Einflüssen gefährdet, ja untergraben werden konnte. Frei von der Außenwelt, sah er sich in der Gefangenschaft des eigenen Herzens, und wenn er die Bande hätte sprengen können, mit welchen jene ihn umschlang, die Fesseln, welche das in der Einsamkeit erstarkte Gemüth ihm anlegte, vermochte er nicht zu brechen. Freilich sie waren mit Blumen umwunden, die zum Theil einen stark narkotischen Duft um sich verbreiteten. Er trug sie deshalb eine geraume Zeit, ohne ihren Druck sonderlich zu empfinden. Wenn er aber später seinem Lust und Liebe athmenden Romane eine moralische Wendung gab, so geschah dies doch keineswegs nur, um in den Augen des Publikums nicht inconsequent zu erscheinen, sondern vor Allem, um mit sich selbst in leidlicher Uebereinstimmung zu bleiben.

Allerdings hätte er sich diese Mühe insofern ersparen können, als es, streng genommen, nur ein scheinbarer Widerspruch war, wenn er mit Preisgebung der moralischen Reflexion den Eingebungen des Gefühles folgte. Er folgte damit immer nur sich selbst; die Gewalt, welche die Empfindung über ihn hatte, wurzelte ganz ebenso in seiner individuellen Natur, wie die Kraft, welche das abstrakte Denken und Wollen bei ihm entfaltete. Darum wirkte sie auch so unwiderstehlich; das sittliche Denken mochte sie perhorresciren, sie setzte sich doch, zwar in ihrer Weise unmittelbar, aber mit derselben Entschiedenheit durch, mit welcher früher der moralische Wille seine Herrschaft erlangt und behauptet hatte. Auch war es, weil sich in dieser Macht des Gemüthes eine wesentliche Seite seiner Persön-

lichkeit offenbarte, natürlich, daß er sich ihr, nachdem sie einmal das Uebergewicht gewonnen, mit voller und freudiger Hingebung überließ. Er hatte das schwere Joch der nüchternen Grundsätze zu lange getragen, als daß ihn das milde Walten der warmen Empfindung nicht hätte beglücken sollen. In der That lebte er wie in einem „seligen Rausche", als es ihm gelungen war, „die Vernunft zum Schweigen zu bringen", und er nun daranging, den Träumen seines Herzens eine bestimmte Form zu geben. Ein Plan, welcher dem Ganzen zu Grunde liegen konnte, war bald entworfen, da es vorläufig genügte, ihn in den allgemeinsten Umrissen festzustellen. Weit mehr interessirte das Detail der einzelnen Situationen, die meist schon früher, wie die Phantasie sie sich ausgemalt, schriftlich fixirt worden waren, und jetzt zu ihrer Vollendung noch mancher ergänzenden Züge bedurfte. Waren die nöthigen Aenderungen vorgenommen, so wurden die fertigen Abschnitte mit ganz besonderer Sorgfalt in's Reine geschrieben. Die innere Schönheit des Werkes und die „unaussprechliche" Freude, welche seine Ausarbeitung dem Verfasser bereitete, sollte, scheint es, auch in seiner äußeren Gestalt sichtbar werden. Nur das feinste Goldpapier galt für würdig, die reizenden Schilderungen aufzunehmen; die nasse Schrift wurde durch Silbersand getrocknet, und die einzelnen Bogen mit blauen Seidenfäden geheftet. Was so am Tage fertig geworden, wurde dann Abends den beiden Frauen vorgelesen. Es mochte dem Dichter, der für jetzt auf ein größeres Publikum verzichtete, doch zu einiger Genugthuung gereichen, daß „die Tochter, ohne etwas zu sagen, mit ihm vor Rührung schluchzte", während die Mutter wenigstens von Zeit zu Zeit ein stupides „Ach, wie schön das ist!" vernehmen ließ.

Im Grunde bedurfte er freilich der fremden Anerkennung nicht. Die Arbeit selbst erfreute, ja beglückte ihn so sehr, daß ihm ihre Wirkung auf Andere gleichgültig bleiben durfte. Auch würde ihn der intime Verkehr mit seinen Phantasiefreunden wohl noch lange vollständig befriedigt haben, hätten nicht seine wirklichen Bekannten wieder eine Störung herbeigeführt, durch welche er, und mit ihm zugleich der ruhige Fortgang des häuslichen Stilllebens für eine Weile unterbrochen wurde. — Gleich zu Anfang des Jahres 1757 erschien Diderot's Drama „Der natürliche Sohn", mit welchem die bis dahin unbekannte Dichtgattung des rührenden oder Familienschauspiels in die Literatur eingeführt wurde. In dem einleitenden Dialoge, in welchem der Dichter seine Neuerung aus ästhetischen und moralischen Gründen zu rechtfertigen suchte, hatte er u. A. in seiner scharfen, schneidenden Weise den Satz ausgesprochen: „Nur der böse Mensch ist allein." Als Rousseau diese Sentenz gelesen, schien es ihm, daß sie in ihrer allgemeinen und unbedingten Fassung unwahr sei. Mit

Recht, wie uns dünkt, denn Diderot hatte sie nicht in dem tieferen Sinne verstanden, nach welchem die sittliche Verderbniß mit der concentrirten Selbstsucht zusammenfällt, und darum die innere Vereinsamung des Menschen zur Folge hat, sondern nur sagen wollen, daß die äußere Absonderung vom gesellschaftlichen Leben das Zeichen und die Wirkung einer verwerflichen Denkweise sei. Daß sie dies nicht selten wirklich ist, unterliegt keinem Zweifel. Ebensowenig läßt sich aber bestreiten, daß die Flucht aus der Gesellschaft in vielen Fällen gerade umgekehrt einen Beweis für die Macht und die Reinheit des sittlichen Geistes abgiebt. Diderot hatte nicht Unrecht, wenn er in der lebendigen Gemeinschaft mit den Menschen die Gewähr des sittlichen Sinnes fand. Er übersah nur, daß diese Gemeinschaft nicht nothwendig in einem äußeren Verkehre zu bestehen braucht, vielmehr um so inniger sein kann, je ausschließlicher sie eben nur eine innere bleibt. Jedenfalls war Rousseau vollkommen befugt, daran Anstoß zu nehmen, „daß so viele hochgeachtete und weise Männer, die zu allen Zeiten in der Zurückgezogenheit Ruhe und Frieden gesucht haben, so mit einem Federstriche zu Bösewichtern erklärt wurden.“

Indeß war es nicht blos der Inhalt der Sentenz an sich, was sie ihm anstößig erscheinen ließ. Weit unangenehmer berührte sie ihn als der Ausspruch eines Mannes, der ihm von allen seinen Freunden der nächste und liebste war. Wie konnte es denn Diderot, als er sie niederschrieb und gar drucken ließ, entgehen, daß er in ihr auch über seinen, wie alle Welt wußte, in der Einsamkeit lebenden Freund öffentlich den Stab brach? Hatte er die Existenz dieses Freundes ganz vergessen, oder es für überflüssig gehalten, zu seinen Gunsten, etwa durch eine allgemein gefaßte Beschränkung seiner Thesis, eine Ausnahme zu statuiren? In dem einen wie in dem anderen Falle wurde seine freundschaftliche Gesinnung, die allerdings ohne persönliche Theilnahme und aufrichtige Achtung nicht füglich bestehen konnte, sehr zweifelhaft. Man kann Rousseau diese Zweifel um so weniger verargen, da sie durch das bisherige Verhalten Diderot's ohnehin schon vielfach angeregt worden waren. Auch glauben wir unsererseits, daß derselbe seine kühne Behauptung zwar nicht gerade in der Absicht aufstellte, um Rousseau durch sie zu treffen — er mochte in dem Augenblicke, wo der Gedanke ihm in die Feder fuhr, den fernen Freund wirklich vergessen haben —, daß es ihm aber ganz recht war, wenn er sich durch sie getroffen fühlte, und er deshalb jede Einschränkung bei Seite ließ. Er hielt in der That dafür, daß die Neigung zur Einsamkeit auch bei Rousseau geeignet sei, den Charakter zu korrumpiren, und hoffte vielleicht, ihn durch diese indirekte Mahnung umzustimmen. Gewiß aber war der eingeschlagene Weg

kein solcher, den er dem Freunde gegenüber betreten durfte, denn er führte allerdings dahin, diesen in den Augen des Publikums mehr oder weniger herabzusetzen. War doch damals alle Welt darauf aus, in solchen piquanten Aussprüchen bekannter Schriftsteller persönliche Beziehungen zu suchen, die auch oft genug in ihnen versteckt lagen. In dem vorliegenden Falle konnte man sie um so eher wittern, da die Lebensweise Rousseau's auffallend genug, und sein Verhältniß zu Diderot allgemein bekannt war.

Kein Wunder daher, daß unser Einsiedler, dem trotz seiner Weltentfremdung die Aufrechthaltung seines Rufes und Ansehens sehr am Herzen lag, über den unerwarteten Angriff empört war. Größer als der Zorn, war aber der Schmerz darüber, daß derselbe von seinem nächsten Freunde, oder doch von Jemandem ausging, den er noch immer nicht umhin konnte, dafür zu halten. Es ist fast ergreifend, die zuweilen krampfhaften Anstrengungen zu sehen, mit welchen er den Liebling des Herzens festzuhalten, oder wenn sich derselbe zu entfremden scheint, zu sich zurückzuführen sucht. Man bedauert unwillkürlich die Fülle von Liebe, die da verschwendet wird, und wundert sich zugleich, daß dieser scharfblickende Mann seinen Irrthum nicht früher erkannte. Freilich giebt es einen gewissen Eigensinn des Herzens, der an dem Gegenstande der Neigung auch dann noch festhält, wenn die Einsicht den Glauben an ihre Erwiederung für einen leeren Wahn erklärt. Wie Rousseau das Benehmen Diderot's auffaßte, hätte er ohne Frage schon jetzt die freundschaftliche Beziehung als definitiv gelöst betrachten müssen. Dazu aber war er nicht im Stande; die Ueberlegung mochte den Freund verurtheilen, das Herz protestirte gegen die Ausführung des Urtheils und gab sich vor wie nach der Hoffnung hin, daß sich dasselbe doch noch als ungerecht erweisen werde. Auch ließ sich nicht in Abrede stellen, daß der Vorwurf, welchen er gemacht, trotz seiner verletzenden Form sachlich nicht ganz unbegründet war.

Die Ansicht Diderot's, daß das einsame, zurückgezogene Leben den Anforderungen der Sittlichkeit widerstreite, wurde, selbst in ihrem beschränkten Sinne, auch von Rousseau getheilt. Er erkannte prinzipiell die Verpflichtung an, in persönlicher Gemeinschaft mit seinen Mitmenschen zu leben und zu wirken; er leugnete ebensowenig, daß dies auch seine Pflicht sei. Zwar glaubte er sich nicht in der Lage, sie erfüllen zu können. Doch empfand er diese Unterlassung stets als ein Unrecht, und wenn er in der Einsamkeit nie die volle Ruhe fand, welche sie ihm in Aussicht stellte, so hatte das zum Theil seinen Grund in dem störenden Bewußtsein, daß er ihren Genuß durch eine Schuld erkaufe. Schon in jüngeren Jahren, als er noch in den Charmettes lebte, hatte er das Bedürfniß gefühlt, seinen Rückzug aus

der Welt wenigstens vor sich selbst zu entschuldigen. Als er dann später ein öffentlicher Charakter geworden war, hielt er es für geboten, sich auch vor der öffentlichen Meinung, so gut das anging, zu rechtfertigen. Wiederholt berief er sich auf den schwankenden Zustand seiner Gesundheit, der ihm nicht erlaube, an dem gesellschaftlichen Leben unmittelbaren Antheil zu nehmen, so wie auf die Nothwendigkeit, die zu Gebote stehende Zeit und Kraft für den Erwerb des eigenen Unterhaltes zu verwenden. Andererseits hob er hervor, daß er auch in seiner Zurückgezogenheit kein unnützes Mitglied der menschlichen Gesellschaft sei. Er diene ihr durch das nachahmungswerthe Beispiel seines Lebens, durch die Wahrheiten, welche er in seinen Schriften vortrage, durch das Gute, welches er nach Kräften in seiner nächsten Umgebung übe [30]). Gewiß durfte er glauben, damit eine genügende Entschädigung für das zu bieten, was er nicht leistete, und jedenfalls erwarten, daß seine nächsten Freunde sie auch dann für ausreichend halten würden, wenn sie ihn selbst nicht immer vollkommen befriedigte.

Nun mußte er aber erfahren, daß diejenigen, welche ihn gegen eigene und fremde Vorwürfe hätten vertheidigen sollen, seine öffentlichen Ankläger wurden. Er begriff das nicht; es schien ihm fast unmöglich, daß dem wirklich so sein sollte. Vielleicht hatte sich Diderot, was ihm bei seinem ungestümen, zerstreuten Wesen leicht begegnen konnte, eine Uebereilung zu Schulden kommen lassen, die er, darauf aufmerksam gemacht, alsbald wieder gut machen werde. So schrieb er ihm denn, tief ergriffen, wie er war, und unter Thränen einen Brief, um ihm das Unrecht, welches er begangen, und die schmerzliche Kränkung, die er ihm zugefügt habe, vorzustellen. Die Antwort Diderot's war nicht geeignet, seinen verletzenden Ausspruch vergessen zu machen. Rousseau fand sie „empörend“, und auch wir müssen sie unter den gegebenen Umständen als hart und rücksichtslos bezeichnen [31]). Auch fällt der kleinliche Sinn auf, welchen der große Philosoph in ihr an den Tag legt. Er kann sich natürlich nicht dazu verstehen, seine Sentenz zurückzunehmen oder zu modifiziren. Es bleibt dabei, die Einsiedler sind durchgängig schlechte Subjekte. Die einzige Ausnahme, welche er allenfalls zugeben könne, bilde eben sein Freund Rousseau. Doch „auch darüber“, fügt er hinzu, „wäre noch Manches zu sagen, wenn man es sagen könnte, ohne Sie zu erzürnen. Eine Frau von achtzig Jahren 2c. — Man hat mir auch eine Stelle aus einem Briefe des jungen d'Epinay mitgetheilt, die Ihnen sehr schmerzlich gewesen sein muß, oder ich kenne Ihren Charakter schlecht.“

Es ist allerdings kaum begreiflich, daß Rousseau, wie er selbst sich später ausdrückt, nach solchen Aeußerungen seinem liebenswürdigen

Freunde nicht „in's Gesicht lachte" und sofort den Laufpaß gab. Ein Mann, der im Grunde nur, um seinen vermeintlichen Orakelspruch aufrecht zu erhalten, dem Freunde in einer so pedantisch hochfahrenden, und zugleich so kindisch albernen Weise entgegentrat, war seiner, wie groß die eigenen Schwächen auch sein mochten, doch nicht würdig. Der junge d'Epinay mochte sich immer die scherzhafte Bemerkung erlauben, „daß auf den pariser Boulevards zwanzig Bettler vor Hunger und Kälte umkämen, weil sie den Sou entbehren müßten, welchen Rousseau ihnen früher zu geben pflegte." Daß aber Diderot auf diese Aeußerung in vollem Ernste Bezug nahm, um dem Freunde den corrumpirenden Einfluß seines Einsiedlerlebens deutlich zu machen, stellt seinen Geist, oder aber seine Aufrichtigkeit in ein sehr zweifelhaftes Licht. Komisch ist auch die affektirte Wichtigkeit, mit welcher er die achtzigjährige Frau in Scene setzt. Diese würdige Matrone war keine andere, als die Mutter Theresens, welche Rousseau nach der Ansicht seines Freundes unverantwortlicher Weise nöthige, trotz ihres Alters und ihrer Kränklichkeit, sein tristes Leben in der abgelegenen Klause zu theilen.

Man muß sich freilich, um diesen Vorwurf richtig zu würdigen, an die schreckhaften Vorstellungen erinnern, welche der Winteraufenthalt auf dem Lande bei Großstädtern, namentlich wenn sie Franzosen und Pariser sind, zu erregen geeignet ist. Es kann für sie nichts Trostloseres und Langweiligeres geben; sie halten daher Jeden für unglücklich, der zu einem solchen Leben gezwungen ist; wer es aber freiwillig über sich nimmt, ist in ihren Augen entweder ein Narr, oder ein Arges sinnender Bösewicht. Rousseau selbst mochte damals, wie später, noch so ernstlich betheuern, daß er die Einsamkeit liebe, weil er sich in ihr zufrieden und glücklich fühle, Niemand glaubte ihm; die ihm wohlwollten, beklagten ihn[32]; seine offenen und geheimen Feinde aber fuhren fort, seine Lebensweise zu Spott oder Verleumdung zu benutzen. Man darf daher wohl glauben, daß der im Grunde sehr gutmüthige Diderot die Alte in der That bedauerte. Schlau und begehrlich wie sie war, hatte sie sich bei ihm, wie bei den übrigen pariser Freunden Rousseau's, die es nicht unter ihrer Würde hielten, mit ihr persönlich zu verkehren, gelegentlich über ihre traurige Lage beklagt, obgleich dieselbe an sich so gut war, daß sie recht wohl zufrieden sein konnte. Rousseau ließ es ihr an Nichts fehlen, was sie in gesunden oder kranken Tagen bedurfte, und mehr konnte billiger Weise nicht verlangt werden[33]. Es war daher in hohem Grade lächerlich, wenn Diderot es ihm fast zum Verbrechen machte, daß er dieser Person wegen nicht in die Hauptstadt zurückkehrte.

Wir haben schon früher bemerkt, daß und warum der Charakter Rousseau's es ihm so schwer, ja fast unmöglich machte, mit irgendwem

5*

in dauernder Freundschaft zu leben. Daraus folgt aber keineswegs, daß wenn er mit den Freunden, die er wirklich hatte, brach, die Schuld lediglich, oder auch nur vorzugsweise ihm beizumessen ist. Trifft ihn ein Vorwurf, so ist es im Gegentheil der, daß er zu lange an Menschen festhielt, die ihm, wie gut und bedeutend sie auch sein mochten, innerlich mit ihrem eigensten Denken und Wollen ferne standen. Verfolgt man diese Beziehungen genauer, so stellt sich heraus, daß, so weit in solchen Verhältnissen von wahrer Freundschaft die Rede sein kann, dieselbe auf Seiten Rousseau's zu finden ist. Es ergiebt sich nicht minder, daß er es war, der die bestehenden Verbindungen aufrecht zu erhalten suchte, daß nur fortgesetzte Kränkungen und eine Reihe von beleidigenden Angriffen auf seine persönliche Würde ihn bestimmen konnten, aus ihnen herauszutreten. Dies gilt ganz besonders von seiner Verbindung mit Diderot; man braucht nur die Art und Weise, wie Beide nach dem Bruche sich über einander äußern, zu vergleichen, um sofort zu erkennen, wer von ihnen, wir sagen nicht der bessere Mensch, wohl aber der aufrichtigere Freund gewesen [34]). Auch bei dem hier in Rede stehenden Zwiste benahm sich Rousseau so, daß es ihm allein zuzuschreiben ist, wenn derselbe nach einiger Zeit ausgeglichen wurde.

Zunächst freilich veranlaßte ihn die schroffe Antwort Diderot's zu einer heftigen Replik, wie sie von „einem rechtschaffenen Manne, der von seinem Freunde insultirt worden, erwartet werden durfte“ [35]). Dieselbe liegt uns nicht vor, wohl aber ein gleichzeitiger Brief an Mad. d'Epinay, welche ihm gerade im Laufe dieses Winters mannigfache Beweise ihrer freundschaftlichen Fürsorge gegeben hatte und deshalb seinem Herzen noch näher getreten war, als vordem. „Meine theure Freundin“, schreibt er ihr, „ich muß ersticken, wenn ich mein Leid nicht einem theilnehmenden Herzen klage. Diderot hat mir einen Brief geschrieben, der mir durch die Seele schneidet. Er giebt mir zu verstehen, daß es reine Gnade von ihm ist, wenn er mich nicht für einen Bösewicht hält. Und wissen Sie, warum? Weil Mad. le Vasseur bei mir ist.“ Er zeigt dann, wie viel, oder wie wenig dieser Umstand bedeute, erklärt, wie „lieben und nur undankbare Herzen finden“ das Einzige sei, was er nicht ertragen könne, und schließt mit den Worten: „Verzeihen Sie, meine Freundin, mein Herz ist schwer von Kummer, und die Augen voll von Thränen, die nicht fließen können. Könnte ich Sie einen Augenblick sehen und weinen, wie würde ich mich erleichtert fühlen.“ Man sieht, Zorn und Schmerz kämpfen in ihm; die Gnade, welche der Freund ihm will zu Theil werden lassen, hat seinen, hier allerdings berechtigten Stolz auf das Tiefste verwundet; sein ganzes Wesen empört sich gegen den, mindestens sehr leichtfertigen Angriff, welcher auf den innersten

sittlichen Kern desselben gerichtet worden war. Der Unwille hemmt den Ausbruch des Schmerzes, der aber doch allen Zorn in Thränen der Rührung auflösen würde, wenn ihm der Freund nur von Ferne die Hand zur Versöhnung bieten wollte.

In der That verspricht Diderot für einen der nächsten Tage seinen Besuch, aber leider in einem Briefe, den Rousseau „abscheulich" nennt. Diese andauernd unfreundliche Haltung hat denn doch endlich die entsprechende Wirkung. Rousseau antwortet nun auch seinerseits in einem kalten, stellenweise bittern Tone, welchem man aber doch noch die Gewalt anmerkt, die er seinem Herzen anthun muß [36]). „Sie wollen nach der Eremitage kommen? ich bitte Sie, thun Sie das nicht, ich bitte Sie inständig darum. In der Stimmung, in welcher wir uns beide befinden, ist es nicht rathsam, uns so bald zu sehen; es hat allen Anschein, daß es unsere letzte Zusammenkunft sein würde, und ich will die Freundschaft nicht gefährden, die mir auch in dieser Krise noch theuer ist." Er fühlt es, der Bruch ist unvermeidlich und unheilbar, wenn Diderot seinen Vorsatz ausführt. Diese Aussicht schreckt ihn; er kann es nicht darauf ankommen lassen, und ist deshalb fast ängstlich bemüht, den Besuch abzuwehren. Diderot aber, fürchtet er, wird doch kommen, sich selbst durch das kalte, unfreundliche Wetter nicht abhalten lassen. Er sagt es ihm geradezu, daß es ihm am Ende recht sein werde, wenn er sich bei dieser Gelegenheit eine Krankheit zuziehe; könne er dann ja doch den Freund dafür verantwortlich machen, und ihn so doppelt kränken. Man sieht, wessen er in der gereizten, argwöhnischen Stimmung, die ihn beherrscht, seinen Liebling fähig hält. Die bisherigen Erfahrungen berechtigen ihn, scheint es, zu solcher Annahme. Denn „Sie sind bei allen unseren Zwistigkeiten stets der angreifende Theil gewesen, und ich bin gewiß, daß ich Ihnen nie etwas Böses zugefügt habe, außer dadurch, daß ich nicht immer das Schlimme geduldig hinnahm, was Sie mir zuzufügen lieben. Ich war glücklich in meiner Einsamkeit, Sie haben es sich zur Aufgabe gemacht, mein Glück zu stören, und Sie lösen dieselbe sehr gut...." In diesem bittern Tone geht es fort, aber Rousseau nimmt ihn doch nur an, weil er ihm von dem Freunde aufgezwungen worden. „Ich habe Ihnen bis dahin nie ohne innere Bewegung geschrieben. Endlich aber geht die Kälte Ihrer Briefe auch auf mich über. Meine Augen sind trocken, mein Herz zieht sich zusammen, indem ich Ihnen schreibe." Doch ist er selbst jetzt noch weit davon entfernt, die Gesinnung des Freundes anzutasten, oder an seinem guten Herzen zu zweifeln. Nicht der Mensch, sondern der Philosoph Diderot trägt die Schuld dieser Irrungen. Nur weil die Ansichten und Maximen, die er einmal ausgesprochen hat, festgehalten werden sollen, müssen auch die berechtigtsten Empfin-

dungen schweigen. Das Herz wird dem Kopfe, die Wahrheit des Gefühls den Sophismen des Verstandes zum Opfer gebracht.

In dieser Unterscheidung traf Rousseau allerdings den Punkt, in welchem die Persönlichkeit Diderot's nicht nur, sondern auch die der übrigen Freunde von der seinigen am entschiedensten abwich. Die unmittelbaren Impulse des Gefühls, welche für ihn aller Reflexion zum Trotz stets maßgebend waren, hatten für sie eine nur sekundäre Bedeutung. Weil er aber die Schwäche ihrer Empfindung als eine Folge der überwiegenden Macht des Denkens ansah, konnte er den Glauben an ihre ursprüngliche Stärke auch dann noch festhalten, als sie ihm gegenüber ihre Ohnmacht an den Tag gelegt hatte. Es ist für einen gefühlvollen Menschen eben schwer, die Herzlosigkeit Anderer als eine ausgemachte Thatsache hinzunehmen. Bevor er sich dazu entschließt, erklärt er sie lieber für eine Selbsttäuschung, die auf Rechnung des irrenden Verstandes oder äußerer Umstände zu setzen ist, und früher oder später schwinden muß. Diderot mochte immerhin fortfahren, sich kalt und rücksichtslos zu zeigen; Rousseau glaubte doch nicht, daß es damit ein rechter Ernst sei. Vielleicht that er selbst dem Freunde Unrecht, wenn er seinen Aeußerungen eine so schlimme Deutung gab. Jedenfalls schien es bei dem eigenen heftigen und aufbrausenden Wesen sehr möglich, daß er ihm durch seine Erwiederung zu nahe trat. Er beschloß daher, bevor er sie abgehen ließ, sie der Freundin zur Prüfung vorzulegen.

„Da haben Sie", schreibt er an Mad. d'Epinay, „Diderot's Briefe und meine letzte Antwort; lesen und urtheilen Sie, denn ich bin zu gereizt, zu empört, um ruhig überlegen zu können" [37]). Die Freundin aber war der Meinung, daß er zu weit gegangen sei und bestimmte ihn leicht, seine Entgegnung zurückzunehmen. Sie wollte, scheint es, den drohenden Bruch um jeden Preis verhindern, und bemühte sich deshalb ernstlich, eine Vermittelung herbeizuführen. Zu dem Ende suchte sie Diderot persönlich zu größerer Milde zu bewegen, während sie gleichzeitig Rousseau gegenüber die guten Absichten des Freundes betonte. Indeß blieben ihre Bemühungen zunächst fruchtlos; der harte Sinn des Philosophen wollte sich nicht beugen, der gereizte Einsiedler aber konnte auch beim besten Willen nicht die Ueberzeugung gewinnen, daß er in den verletzenden Aeußerungen des Freundes den Ausdruck seiner freundschaftlichen Gesinnung zu sehen habe. In der Sache freilich, die zu seinen Vorwürfen den Anstoß geboten, gab er ihm theilweise Recht. Er fing auch seinerseits an zu glauben, daß die Mutter Theresens in Paris besser aufgehoben sein werde, und machte ihr deshalb den Vorschlag, mit der Tochter oder allein dorthin zurückzukehren, indem er zugleich versprach, zu ihrem Unterhalte ein bestimmtes Jahrgeld zu zahlen, dessen Betrag

die Freunde feststellen möchten. Therese weigerte sich natürlich, ihn zu verlassen, und die Mutter war so weit davon entfernt, auf das Anerbieten einzugehen, daß sie ihm „diesen Versuch, sie los zu werden“, zum heftigsten Vorwurfe machte. Rousseau sah sich somit außer Stande, dem Willen der Freunde zu genügen, hielt es aber zu seiner Rechtfertigung für geboten, diese Unmöglichkeit durch einen eigenhändigen Brief der Alten an Mad. d'Epinay constatiren zu lassen [38]).

War das eine offenbare Schwäche, so entsprang sie doch aus dem Zweifel an dem eigenen Rechte. Auch ging er in seiner Nachgiebigkeit nicht weiter; die Zumuthung der Freundin, Diderot entgegen zu kommen, wies er entschieden zurück. „Da ich mich schwer beleidigt fühle, würde in der Anerkennung eines Unrechtes, das ich nicht habe, eine Gemeinheit und Falschheit liegen, die ich mir nicht erlauben kann, und Sie selbst tadeln müßten. Das Evangelium befiehlt zwar dem, welcher einen Backenstreich erhalten hat, auch die andere Wange hinzuhalten, keineswegs aber, um Verzeihung zu bitten.“ Inzwischen schrieb Diderot, wahrscheinlich aufgebracht über die entschiedene Ablehnung seines Besuches, einen dritten Brief, welcher nicht gerade geeignet schien, das gute Einvernehmen herzustellen. Immer noch beharrte der Philosoph in seiner bisherigen Stellung und bei dem früheren, harten und hochfahrenden Tone. Er nannte den Freund „böse, ungerecht, grausam, undankbar;“ er erinnerte an die Dienste, die er ihm geleistet, und klagte über die Leiden, welche jener ihm selbst bereitet habe. Wie scharf und unbegründet diese Beschwerden und Vorwürfe auch sein mochten, es lag doch in ihnen eine Anerkennung des freundschaftlichen Verhältnisses, welche ihren Eindruck auf Rousseau nicht verfehlte [39]). In seiner Antwort weist er daher zwar die erhobenen Beschuldigungen bestimmt ab, findet aber stellenweise die eindringliche Sprache des bewegten Herzens wieder, die vor der bisherigen Kälte des Freundes hatte verstummen müssen.

Nachdem er ihm gesagt, daß er seine Dienste keineswegs vergessen, aber auch nicht höher angeschlagen habe, als die jedes anderen rechtschaffenen Mannes, fährt er fort: „Alle Ihre eifrigen Bemühungen, mir Dinge zu verschaffen, die ich nicht mag, rühren mich wenig. Ich will nur Freundschaft, und sie ist das Einzige, was man mir verweigert. Undankbarer! ich habe Dir keine Dienste geleistet, aber ich habe Dich geliebt, und Du wirst mir Zeit Deines Lebens nicht vergelten, was ich ein Vierteljahr lang für Dich empfunden habe.“ Er denkt an den Sommer, wo Diderot in Vincennes gefangen saß, und er weder die Weite des Weges, noch auch die heiße Gluth des Mittags beachtete, weil „der Freund des Trostes bedurfte.“ Und

nun! „Gefühlloser und harter Mensch! zwei Thränen, an meinem Herzen vergossen, wären mir mehr werth gewesen, als der Thron der Welt, aber Du verweigerst sie mir, und begnügst Dich damit, mir solche auszupressen. Sei es denn! behalte alles Andere, ich will nichts mehr von Dir." Nachdem er dann gesagt, warum er seinen Besuch abgelehnt, und Mad. d'Epinay von dem Vorgange Mittheilung gemacht habe, fügt er hinzu: „Was mich betrifft, so kann ich die Sache, jemehr ich über sie nachdenke, um so weniger begreifen. Wie? Weil Sie, ich weiß nicht recht warum, gesagt haben, daß der schlechte Mensch allein ist, muß ich unbedingt schlecht sein, muß der Freund nothwendig der Sentenz geopfert werden? Für andere Schriftsteller möchte die Alternative gefährlich sein, aber für Sie! Ueberdies ist sie nicht einmal nothwendig. Ihre Sentenz, obgleich dunkel und schief, ist in einem gewissen Sinne sehr richtig, und nimmt man sie so, dann gereicht sie mir nur zur Ehre. Denn was Sie auch sagen mögen, ich bin hier weit weniger allein, als Sie mitten in Paris." Man sieht, welche Bedeutung das ausgesprochene große Wort, seiner Ansicht nach, und auch wohl in der That für den Freund hatte, zugleich aber, wie hoch er ihn, trotz dieser lächerlichen Autoreitelkeit, noch hält. Dasselbe zeigt die Apostrophe, mit welcher er schließt: „Diderot, Diderot! ich sehe es mit bitterem Schmerze: beständig unter bösen Menschen, lernen Sie, ihnen ähnlich zu werden; Ihr gutes Herz verdirbt, und sie zwingen das meinige, sich allmählich von Ihnen abzulösen."

Uebrigens legte er diesmal seine Antwort der Freundin nicht zur Beurtheilung vor, wiewohl sie das gewünscht oder erwartet zu haben scheint. Ihre Einmischung mochte ihm allmälig unbequem werden; wenigstens lehnt er sie ziemlich entschieden ab. „Die Geschichte", erklärt er, „dauert schon zu lange; sie muß ein Ende haben; sprechen wir also nicht weiter davon." Ohnehin verstand Madame die Sache nicht so, wie er sie verstanden wissen wollte. In ihrem wohlgemeinten Eifer, den Zwist auszugleichen, stellte sie die Ursache desselben als geringfügig dar, womit sie dann im Grunde freilich Rousseau für den schuldigen Theil erklärte. Dieser verzieh ihr das zwar, weil er ihre Absicht kannte, vermerkte es aber doch übel, daß sie mehr die Partei des Freundes, als die seinige nahm. Auch hielt er es für nöthig, sie durch eine ausführliche Erörterung der Anforderungen, die er an seine Freunde stelle, über die Größe des ihm widerfahrenen Unrechtes zu belehren [40]. Madame mochte sich diesen Spiegel eines Freundes, wie er sein soll, nur immer vorhalten, wenn er auch keineswegs für ihren speziellen Gebrauch aufgestellt wurde. An sich aber ist er interessant genug, um einen raschen Blick hinein-

zuwerfen. Reflektirt er doch manche Züge, welche für seinen Urheber charakteristisch sind.

Vor Allem fordert Rousseau, daß seine Freunde eben Freunde sind, und nicht die Herren spielen wollen. Sie dürfen ihm Rathschläge, aber keine Befehle ertheilen; sie haben jedes Anrecht auf sein Herz, aber keines auf seine Freiheit. Ferner verlangt er, daß sie stets offen und rückhaltlos zu ihm sprechen. Sie können ihm unverhohlen sagen, was sie auf dem Herzen haben; er gestattet ihnen Alles, mit alleiniger Ausnahme der Geringschätzung. Denn ließe er sich diese von Seiten eines Freundes gefallen, so würde er sie verdienen. Hat Jemand „das Unglück", ihn zu verachten, so möge er das nicht ausdrücklich erklären, sondern ihn einfach aufgeben; er erfüllt damit nur eine Pflicht gegen sich selbst. Im Uebrigen darf er seine Beschwerden und Vorstellungen in jedem beliebigen Tone erheben; er macht so lediglich von seinem Rechte Gebrauch. Wenn aber der Freund, nachdem er sie angehört, nun doch seinem Willen folgt, so ist er nicht minder in seinem Rechte. Rousseau findet es sehr ungehörig, daß man immer wieder auf abgemachte Dinge zurückkomme. Ebenso unleidlich ist ihm das eifrige Bestreben, kleine Dienste zu leisten, die nicht verlangt werden. Er sieht darin die geheime Absicht oder Neigung, eine gewisse Ueberlegenheit geltend zu machen. Ueberdies kann ja alle Welt ebenso gut Gefälligkeiten erweisen, wie der Freund. Ihm geziemt es, zu lieben und sich lieben zu lassen, denn das kann nur er allein. Auch sind es lediglich die Beweise seiner Zuneigung, welche seine Wohlthaten erträglich machen, vorausgesetzt, daß er bei der Auswahl derselben nicht den eigenen, sondern den Geschmack des Freundes zu Rathe gezogen hat.

Tritt aber irgend ein Zerwürfniß ein, so müßte allerdings eigentlich der, welcher Unrecht hat, zuerst nachgeben. Da indeß in solchem Falle Jeder Recht zu haben glaubt, so hält Rousseau es für billig, daß, wer den Streit begonnen, ihn auch beendige, selbst wenn er im Rechte sein sollte. „Nehme ich den Tadel des Freundes schlecht auf, werde ich böse ohne Grund, gerathe ich zur Unzeit in Zorn, so soll er es nicht ebenso machen, vielmehr mich zu besänftigen suchen, was ihm schon bald gelingen wird. Später mag er mich dann schelten, mir die Wahrheit sagen; er wird gewiß mit mir zufrieden sein. Handelt es sich aber um eine Kleinigkeit, so lasse er sie fallen und setze nicht kindischer Weise eine Ehre darein, auf jeden Fall den Sieg davon zu tragen." Sind dies die Ansprüche, welche Rousseau, wie er sie an seine Freunde stellt, auch seinerseits zu erfüllen bereit ist, so fordert er doch, in Anbetracht seines persönlichen Charakters und seiner eigenthümlichen Lage, noch mehr von ihnen, mehr sogar, als sie von ihm verlangen dürfen. Allein und einsam ist er empfindlicher,

als Andere; wer in der Welt lebt, vergißt in den mannigfachen Zerstreuungen die Kränkung eines Freundes leicht und schnell; er aber, stets auf sich beschränkt, hat sie beständig im Sinne; sie beschäftigt ihn selbst die schlaflosen Nächte hindurch, und bereitet ihm so „an einem einzigen Tage Jahre des Schmerzes". Auch daß er krank ist und in dürftigen Umständen lebt, berechtigt ihn zu Schonung und Rücksichten. Freilich, daß er solche Rücksichten fordert, fällt ihm doch selber auf. Er gesteht, daß die Freundin sie stets aus eigenem Antriebe genommen hat, und weiß, daß wahre Freunde einer derartigen Mahnung nicht bedürfen. Doch, „wo sind denn diese wahrhaften Freunde? Wahrlich, es ist mir schwer genug geworden, sie entbehren zu lernen. Ich kenne viele Leute, die es nicht ungern sehen würden, wenn ich ihnen verpflichtet wäre, und manche, welchen ich es in der That bin. Aber Herzen, werth, dem meinigen zu entsprechen, es ist schon genug, deren eines zu kennen."

Sieht man davon ab, daß hier gefordert wird, was sich der Natur der Sache nach nur geben und nehmen läßt, so treten in dieser Auffassung freundschaftlicher Beziehungen manche freie und große, und nicht minder einige feine und zarte Züge hervor. Auf Mad. d'Epinay aber scheint sie in etwa verstimmend eingewirkt zu haben. Sie schwieg eine Zeit lang, und Rousseau, besorgt, seine Epistel möchte ihr irgendwie mißfallen haben, versichert ihr ausdrücklich, daß er mit derselben nur seine Rechtfertigung gegenüber dem Freunde Diderot und den Anderen, welche vormals diesen Namen trugen, im Auge gehabt habe [41]). Mit Diderot nämlich hatte er sich inzwischen ausgesöhnt. Sein letzter Brief war wohl nicht ohne eine entsprechende Wirkung geblieben. Auch bestand Mad. d'Epinay so nachdrücklich auf einer persönlichen Zusammenkunft, daß er, allmälig ruhiger geworden, seine Zustimmung nicht länger verweigerte. Diderot kam, und Rousseau konnte der Freundin melden [42]): „Sie hatten doch sehr Recht, zu wünschen, daß ich Diderot sehen möchte. Er hat den gestrigen Tag hier zugebracht, und ich habe lange keine so köstlichen Stunden verlebt. Es giebt doch keine Mißstimmung, die der persönlichen Nähe eines Freundes widerstehen könnte." Leider konnte sie aber die Erinnerung an das Geschehene nicht aufheben; es sollte sich bald genug zeigen, daß einige gemüthliche Stunden keineswegs ausreichten, um ein Verhältniß aufrecht zu halten, welches nicht mehr auf der Gemeinschaft der Ueberzeugungen und Bestrebungen ruhte. Doch vorläufig war der erste heftige Stoß, den es erfahren, glücklich abgewehrt. Für eine Weile kehrte die Ruhe in das Innere Rousseau's, wie in seine häusliche Umgebung zurück. Er konnte die unterbrochene Arbeit wieder aufnehmen und, wenigstens theilweise, zu einem vorläufigen Abschlusse bringen.

VI.

Vollendet wurde sie erst nach einigen Jahren, und wir müssen die Schilderung der begeisterten Aufnahme, welche dann die „Neue Heloise“ [43]) nicht nur in Frankreich, sondern in einem großen Theile des übrigen Europa fand, bis zu diesem Zeitpunkte verschieben. Das Werk selbst aber gehört seinem wesentlichen Inhalte nach in die hier in Rede stehende Periode. Nicht nur wurde in ihr der Plan des Ganzen entworfen und skizzirt, so daß die spätere Arbeit lediglich als die Ausführung eines feststehenden Gedankens anzusehen ist. Es sind auch die Theile des Romanes, welche vorzugsweise in dem persönlichen Wesen des Verfassers wurzeln, und mit zwingender Nothwendigkeit aus einem unmittelbaren Drange desselben geschaffen wurden, damals concipirt und vollendet worden. Wir leugnen damit nicht, daß selbst diese Parthien den Einfluß späterer Erlebnisse erfahren haben. Doch hat sich derselbe nur im Detail, in einzelnen leichten Zügen und schwachen Nuancen geltend gemacht. Im Ganzen und Großen sind sie der lebendige Ausdruck der Stimmung, welche in Rousseau nach und nach in Folge seiner Uebersiedlung in die Eremitage zum vollen Durchbruche kam, und ihn, so lange er dort verweilte, fast ausschließlich beherrscht hat. Wenn aber in ihnen das innere Gemüthsleben sich treu und rein abspiegelt, so enthalten die später hinzugefügten Abschnitte nichts, was seinem Inhalte nach nicht schon damals in dem Gedankenkreise des Dichters gelegen hätte. Es scheint uns daher angemessen, das ganze Werk schon hier in den verschiedenen Beziehungen zu erörtern, welche für seine volle und gerechte Würdigung von Wichtigkeit sind.

Vergegenwärtigen wir uns zunächst den Inhalt des Romanes. Einfach wie er ist, beschränkt in Handlung und Charakteren, lassen sich die bedeutsamen Situationen und entscheidenden Wendepunkte leicht übersehen, während ihre Motivirung und Verknüpfung weniger deutlich heraustritt [44]).

In Vevay, der kleinen Stadt, die am Fuße der Alpen und an den Ufern des Genfer See's so reizend gelegen ist, wohnt die Familie des Barons d'Etange. Er selbst, ein Mann von etwa sechszig Jahren, hat lange in militairischen Diensten gestanden, nun aber seinen Abschied genommen, um die noch übrigen Lebenstage im Kreise der Seinigen in behaglicher Muße zu verbringen. Einem alten Adelsgeschlechte angehörig, ist er auch persönlich ein Aristokrat vom reinsten Wasser. Vornehm in Wesen und Haltung, von edler, hochherziger Gesinnung, strenge in seinen Grundsätzen und durchaus ehrenhaft in seinem Wandel, ist er zugleich stolz auf seine Herkunft, durch-

drungen von dem höheren Werthe seines Standes und daher der bürgerlichen Welt gegenüber zwar bereit zu gnädiger Herablassung, aber auch stets der weiten, unausfüllbaren Kluft sich bewußt, durch welche er sie von sich geschieden glaubt. Die Ehre seines Hauses liegt ihm eben so sehr am Herzen, wie die eigene; er duldet nichts, was irgendwie einen Schatten auf sie werfen könnte. Sie gilt ihm selbst mehr, als das Wohlergehen seiner Familie, zu welcher er im Uebrigen eine große und tiefe Zuneigung hegt. Ernst und strenge, aber freundlich und liebevoll, waltet er im Kreise seiner Angehörigen. Sie können seiner beständigen Fürsorge und herzlichen Theilnahme gewiß sein, doch dürfen sie nicht vergessen, daß er der Herr im Hause ist. Sein stolzer, fester Sinn duldet keinen Widerspruch; durch seine frühere Stellung an blinden Gehorsam gewöhnt, fordert er ebenso von den Seinigen unbedingte Unterwerfung unter seinen Willen.

Auch vermißt sich keiner von ihnen, es daran fehlen zu lassen. Seine Gemahlin, eine Frau von sanfter, fügsamer Natur, hat bei dem strengen Regimente ihres Eheherrn längst alle Selbständigkeit verloren. Ihrem Gatten ergeben, erfüllt von Hochachtung und Vertrauen zu ihm, ordnet sie sich ihm bereitwillig unter, wenn sie auch seine Ansichten, und besonders seine Standesvorurtheile nur bis zu einem gewissen Grade theilt. In Folge dieser Abhängigkeit aber spielt sie in ihrem Hause eine ziemlich passive Rolle, zumal die natürliche Schwäche durch die Kränklichkeit des zunehmenden Alters noch erhöht wird. Gutherzig wie sie ist, sucht sie, wo das angeht, die Strenge des Gatten durch milde Nachsicht, die dann wohl in schwächliche Sorglosigkeit übergeht, auszugleichen. Vor Allem hat sich die Tochter, nach dem Tode des älteren Bruders, das einzige Kind und der angebetete Liebling der Eltern, ihrer mütterlichen Fügsamkeit zu erfreuen. Freilich ist nicht zu befürchten, daß das holde Mädchen ihre Güte mit Absicht mißbrauchen werde. Sie erwiedert die Zuneigung der Eltern in vollstem Maße; mit kindlicher Ehrfurcht blickt sie zu ihrem Vater auf, mit herzlicher Liebe hängt sie an der Mutter, wiewohl der eine ihr zu ferne, und die andere nicht so nahe steht, daß sie sich in jedem Falle mit unbedingtem Vertrauen an sie wenden möchte. Sie hat, trotz aller Hingebung, doch die Anlage und Neigung zu einem persönlichen Eigenleben. Wie es scheint, ist mit dem milden, sanften Wesen der Mutter zugleich etwas von dem festen, selbständigen Sinne des Vaters auf sie übergegangen. Und schon steht sie in dem Alter, wo dieser Trieb, die eigenen Wege zu gehen, eine bestimmte Richtung einschlagen mag.

Sie hat fast ihr zwanzigstes Lebensjahr, und damit die volle Blüthezeit der Jugend erreicht. Noch ist ihr schuldloses Herz zwar ruhig, aber die tiefe und reiche Empfindung, welche es in sich birgt,

bedarf nur des Anstoßes, um in Fluß zu gerathen. Ein rascher Sonnenblick der Liebe kann diese noch geschlossene, aber reife Knospe öffnen. Und sie ist wohl geeignet, den erregenden Lichtstrahl auf sich zu lenken. Ohne gerade eine blendende Schönheit zu sein, ist Julie doch eine reizende Erscheinung. Das blonde Haar, der weiße Teint, die Rosen der Jugend auf den blühenden Wangen, die zarten und doch vollen Körperformen, werden leicht einem empfänglichen Sinne begegnen. Die Anmuth aber, welche sie umschwebt, das sanft und innig blickende Auge, der weiche, rührende Klang ihrer Stimme zieht eben so mächtig an, wie die unveränderliche Milde und liebevolle Güte, welche sich in Miene und Wort ausspricht. Nehmen wir hinzu, daß sie auch einen für alle edlen und großen Eindrücke offenen Sinn, einen gebildeten, urtheilsfähigen Geist, einen feinen und sicheren Geschmack besitzt, so müssen wir es wohl der Abgeschlossenheit ihres häuslichen Lebens zuschreiben, wenn sie bisher die Aufmerksamkeit der Männer noch nicht auf sich gezogen hat. Unbekannt sind ihr diese aber doch nicht geblieben; eine schwatzhafte Amme hat sie, zum Theil wohl in der guten Absicht, ihr reizbares Pflegekind vor Gefahr zu sichern, vorzeitig mit den Beziehungen der Geschlechter in einer Weise bekannt gemacht, durch welche zwar ihr reiner Sinn nicht getrübt, sie aber doch in etwa mit bedenklichen Vorstellungen vertraut geworden ist. Noch ruhen diese, oder tauchen doch nur zuweilen in unbestimmter Gestalt vor ihr auf. Noch füllt die Liebe zu den Eltern ihr Herz aus, sofern es nicht von der Freundschaft zu ihrer Cousine in Anspruch genommen wird. Und das ist allerdings in hohem Grade der Fall.

Diese Cousine, Clara d'Orbe, ist aber auch ein recht liebenswürdiges Wesen. Zwei Jahre jünger, als ihre Freundin, ist sie nach dem frühen Tode der Mutter mit dieser erzogen worden und stets in unmittelbarer Verbindung geblieben. In ihrer eigenen Familie hat sie Niemanden, der sie sonderlich anziehen könnte; selbst zu dem Vater, wie gut er ist, und wie herzlich sie ihn liebt, vermag sie kein intimes Verhältniß zu gewinnen. Um so inniger darf sie sich an ihre Verwandte anschließen, mit welcher sie denn auch allmälig Ein Herz und Eine Seele wird. Natürlich kommt es dahin nur, weil das Wesen beider Mädchen dasselbe ist. Ihre Naturen stimmen in den Grundzügen vollkommen überein; beiden eignet dieselbe reine und zarte Empfindung, derselbe milde und wohlwollende Sinn, die gleiche Empfänglichkeit für ideale Eindrücke und geistige Bildung, nicht minder dieselbe Erregbarkeit des sinnlichen Temperaments. Die Uebereinstimmung schließt indeß nicht aus, daß doch auch sowohl im Charakter, wie in der äußeren Erscheinung mannigfache Unterschiede hervortreten. Es besteht zwischen ihnen selbst ein gewisser Gegensatz, der

freilich ihrer Verbindung stets neuen Reiz, und damit die Gewähr der Dauer giebt.

Man könnte nicht sagen, daß Clara weniger schön sei, als Julie, aber ihre Schönheit ist die einer reizenden Brünette. Lebhaft und beweglich, wie Solche zu sein pflegen, ist ihr Blick und Sinn mehr nach Außen gewandt, während er bei der ruhig sanften Freundin sich vorzugsweise nach Innen richtet. Sie empfindet eben so zart und fein, wie diese, doch weniger tief und nachhaltig. Die verzehrende Glut des concentrirten Gefühls ist ihr unbekannt, aber ihr Herz strömt beständig die gleichmäßige Wärme einer aufrichtigen Liebe aus. Weder die Freude, noch auch der Schmerz ergreifen sie so, daß ihr ganzes Wesen in ihnen aufginge; sie vermag auch unter Thränen noch zu lächeln. Wie erregt sie ist, sie bewahrt sich doch eine gewisse ruhige Besonnenheit, die ihr gestattet, die gegebenen Verhältnisse mit klarem Blicke aufzufassen, und mit Umsicht wohlthätig in sie einzugreifen. Sie ist verständiger als Julie, wenn auch ihr Verstand, was den Umfang und die Tiefe der Beziehungen angeht, welche er zu ergreifen im Stande ist, dem der Freundin vielleicht nachsteht. Gewiß ist, daß der Letzteren eine selbstständigere, eigenthümlichere Auffassung der Dinge eignet. Nicht als ob ihr Geist eine ursprüngliche schöpferische Kraft entfaltete; er verhält sich der Außenwelt gegenüber durchaus rezeptiv. Was aber in ihn eingeht, dringt eben tiefer, und gewinnt deshalb ein mehr persönliches Gepräge. Die Anschauungen Beider haben ungefähr denselben Inhalt; aber Clara sieht in hellerem Lichte, was Julien in einer wärmeren Färbung erscheint. Diese größere Intensität des Gefühls verräth sich auch in ihren Neigungen und Strebungen. Dieselben sind bei Beiden nur auf das Gute und Schöne gerichtet. Wenn sie aber bei Clara gleichmäßig, ohne bemerkbares Schwanken, fortwirken, so sind sie bei Julie in einer steten oscillirenden Bewegung, in welcher dem lebhaften Aufschwunge ein apathisches Zurücksinken zu folgen pflegt. Ist daher Clara weniger in Gefahr, das sittliche Gleichgewicht zu verlieren, so ist ihre Freundin dagegen mehr im Stande, die einmal gestörte Harmonie wieder herzustellen.

Man sieht, die beiden Mädchen sind einander so ähnlich, daß sie sich unmittelbar eins fühlen müssen, und doch auch wieder so verschieden, daß sie sich gegenseitig ergänzen können. Die Eine bedarf der Anderen, und ist zugleich befähigt, dem Bedürfnisse der Freundin zu genügen. Freilich sind sie das nicht in gleichem Grade, doch erhält eben dadurch ihre Verbindung die festeste Stütze. Der Schwerpunkt des Verhältnisses liegt nicht zwischen, und ebensowenig in Beiden, sondern auf einer Seite, in Julie. Es ist nicht das höhere Alter allein, was sie zur eigentlichen Trägerin dieser freundschaft-

lichen Beziehung macht. Weit mehr wirkt dahin die größere Selbständigkeit ihres Charakters, die mehr spontane Aeußerungsweise ihres Wesens. Wie schwach sie unter Umständen werden mag, es ist doch nur die augenblickliche Schwäche eines starken Gemüthes und eines festen Sinnes, auf welchen man mit aller Sicherheit bauen darf. Wenn ihre Freundin zu leicht, zu beweglich ist, um in sich den Stützpunkt ihres Lebens zu finden, so ruht sie dagegen so sehr auf sich selbst, daß sich jene mit vollem Vertrauen an sie anlehnen mag.

Und dies ist denn auch geschehen; Clara hat sich der stärkeren Freundin unbedingt hingegeben, und in ihr den Ausgangs- und Mittelpunkt des eigenen Daseins gefunden. Juliens Leben ist das ihrige, sie hat gleichsam auf ihre Seele verzichtet, um sie von der Freundin reiner und vollendeter zurückzunehmen. Eben darum befriedigt sie die Freundschaft vollkommen; sie füllt im Grunde ihr ganzes Wesen aus; was sie außer ihr noch wünschen und erstreben mag, hat nur eine untergeordnete Bedeutung. Sie verhält sich zu Julien, wie etwa das liebende Weib zu dem Manne ihres Herzens. Wie aber diesem die Gemeinschaft der Liebe auf die Dauer nicht genügen kann, so strebt auch Juliens Herz, wie sicher die Freundin an ihm ruht, doch über sie hinaus. Ihr kann die Freundschaft nur vorläufig die Liebe ersetzen. Indem sie das aber vermag, indem sie die tiefere Sehnsucht des Herzens stillt, facht sie zugleich die Gluth der Empfindung mehr und mehr an. Es bedarf nur des zündenden Funkens, damit dieselbe in helle Flammen ausschlage.

Diesen Funken trägt die Mutter selbst in ihre Nähe. Die gute Frau möchte die längere, durch Geschäfte veranlaßte Abwesenheit des Gemahls benutzen, um die noch unfertige Bildung der Tochter weiter zu fördern, und dem Vater so bei seiner Rückkehr eine angenehme Ueberraschung bereiten. Zu dem Ende nimmt sie einen Hauslehrer an, den der Ruf ihr als einen geistvollen Mann von ausgebreiteten Kenntnissen und ehrenhaftem Charakter empfiehlt. Gefahr kann das nicht haben. Wie sollte der niedrig geborne Magister zu dem hochadeligen Fräulein den Blick erheben, oder sie mit besonderem Interesse auf ihn herabsehen? Ueberdies ist sie selbst stets in der Nähe, und die verständige Cousine nimmt am Unterrichte Theil. Auch kommt es dem jungen St. Preux nicht entfernt in den Sinn, das ihm geschenkte Vertrauen mißbrauchen zu wollen. Er hat nur seine Aufgabe im Auge, und richtet sein ganzes Bestreben dahin, sie in würdiger Weise zu lösen. Ihm gilt es, die Geistes- und Herzensbildung der Mädchen, nicht etwa durch todte Kenntnisse zu ersticken, sondern durch Weckung aller guten und edlen Keime wahrhaft zu pflegen. Zwar ist er nicht viel älter, als die Tochter des Hauses, aber er hat doch schon ein reiches Leben hinter sich. Nicht als ob er

äußerlich viel erfahren hätte, auch hat ihn, was ihm etwa begegnet sein mag, nur oberflächlich berührt. Sein Interesse für Welt und Menschen geht nicht so tief, daß sie ihn mehr als vorübergehend zu fesseln vermöchten. Lieber weilt er bei sich selbst, im eigenen Innern, im Kreise der Vorstellungen und Gedanken, welche der lebhafte Geist anregt und das warme Herz nährt.

Ideal gestimmt, dem was groß und schön, zugewandt, ist er darum keineswegs ein phantastischer Schwärmer. Ein edler, feiner Sinn verbindet sich bei ihm mit einem klaren und scharfen Geiste, welcher durch ernstes Studium, namentlich der Alten, einen reichen, kräftigen Inhalt gewonnen hat. Gewohnt, sich nur mit würdigen Gegenständen, mit ernsten, hohen Gedanken zu beschäftigen, hat er für die kleinen Interessen und beschränkten Vorurtheile des täglichen Lebens weder Verständniß, noch Theilnahme. Dieser junge Mann wird sich nicht zu leeren Tändeleien mit seiner Schülerin herbeilassen. Er wird aber auch ihren Stand und Rang nicht sonderlich respektiren, sie, falls sie ihm näher tritt, nicht für ein Wesen höherer Art halten, dem er fern bleiben müsse. Er ehrt und achtet, was ihm vermöge seiner natürlichen Eigenschaften achtungswerth erscheint; die äußeren Vorzüge der Geburt, der Stellung oder des Besitzes gelten ihm wenig oder nichts. Ihm imponirt nur der innere Gehalt, der echt menschliche Werth. Diesen erkennt er bereitwillig an, wo er ihn bei Anderen findet. Doch erwartet er auch, daß ihm selbst die gebührende Anerkennung zu Theil werde. Bescheiden wie er ist, zurückhaltend, fast schüchtern, ist er dies doch nicht aus Mangel, sondern eher aus einem Ueberflusse an Selbstgefühl. Sein Stolz kann leicht verwundet, seine persönliche Ehre leicht verletzt werden. Jeden Angriff auf sie empfindet er lebhaft und tief, und er wird nicht zögern, ihn entschieden zurückzuweisen.

Wenn er aber keine Beeinträchtigung seiner Person duldet, so nimmt er auch jede Anerkennung derselben mit dankbarem Herzen auf. Wo man ihm achtungsvoll und wohlwollend entgegenkommt, da drängt es ihn, sich rückhaltlos hinzugeben. Denn wie selbständig und eigenartig er ist, das warme volle Herz sehnt sich nach vertraulicher Gemeinschaft mit Anderen. In steter Bewegung, ergeht es sich bald in zarten und sanften Gefühlen, bald tauchen starke, mächtige Empfindungen in ihm auf, die es mit der unwiderstehlichen Gewalt der Leidenschaft beherrschen. Dieser stille, in sich gekehrte Denker hat eine starke Natur, ein feuriges Temperament, das, wenn einmal erregt, stürmisch aufbraust und heiße Gluth durch seine Adern jagt. Kommt es zu einem solchen Ausbruche, so wird der freie, sich selbst bestimmende Wille schwerlich stark genug sein, ihn zu hemmen. Unabhängig von der Außenwelt, ist er es nicht ebenso von den An-

trieben, welche aus dem eigenen Innern stammen; statt seine Empfindungen mit souverainer Gewalt zu beherrschen, giebt er sich ihnen in der Regel gefangen. Er ist ihrer eben nicht Herr, und selbst außer Stande, sie zu verbergen. Bei seinem offenen, geraden Wesen ist seine äußere Erscheinung stets der treue Spiegel seines Innern. Sollte daher seine Schülerin Eindruck auf ihn machen, Wort, Miene und Haltung werden ihr das bald verrathen.

Diese Einwirkung aber läßt nicht lange auf sich warten, und sie macht sich um so entschiedener geltend, da die Umstände sehr geeignet sind, die Anziehungskraft zu steigern, welche das reizende Mädchen durch seine persönliche Erscheinung ausübt. Die Lehrstunden geben ihr nicht nur Gelegenheit, den vollen Zauber ihrer Schönheit und Anmuth in nächster Nähe zu entfalten; sie lassen auch die stärkeren Reize hervortreten, welche in der Unschuld und Reinheit ihres edlen, hochstrebenden Sinnes, in der Wärme und Innigkeit ihres liebevollen Herzens, in dem lebhaften Bildungsdrange ihres einfachen, gesunden Geistes liegen. Der Lehrer hat den Unterrichtsstoff so gewählt, daß die keimenden Gedanken und die schlummernden Empfindungen an's Licht treten müssen. Man lehrt und lernt eben nicht, man bildet sich, und zwar besonders durch angemessene Lektüre, welche nach und nach alle Meisterwerke der großen Dichter und Denker in ihren Kreis zieht. An ihnen erfreut und erhebt man sich; sie rühren und begeistern die empfängliche Seele, und rufen in ihr dieselben großen und schönen Regungen wach, aus welchen sie selbst entsprungen sind. Indem sich aber die jungen Leute auf diesem gemeinsamen idealen Boden bewegen, fallen allmälig die Schranken weg, welche sie persönlich trennen. Der Verkehr wird zwanglos und vertraulich; ihm Fesseln anzulegen, scheint um so weniger nöthig, da man ja immer zu Dreien ist. In den Beiden aber entsteht so unter dem Schutze der Freundschaft eine gegenseitige Neigung, die langsam, und bevor sie selber es ahnen, zu einer unwiderstehlichen Leidenschaft heranwächst.

Auch St. Preux weiß noch nicht, welcher Macht er unterthan geworden, als sie ihn, nachdem er etwa ein Jahr mit der Geliebten verkehrt, endlich zwingt, seinem Gefühle Ausdruck zu geben. Es geschieht in dem ersten der Briefe, aus welchen der Verfasser seinen Roman zusammensetzt. Wir befinden uns somit gleich im Anfange desselben in dem Stadium der Liebe, in welchem sie, bis dahin im einsamen Herzen gehegt und genährt, mit voller Kraft über die Schwelle desselben hinaustritt, um sich ihres Gegenstandes zu bemächtigen. Stürmisch, gewaltsam drängt sie hervor, wie dies ihr leidenschaftlicher Charakter, der Herz und Sinne gleich sehr in Bewegung setzt, erwarten läßt, doch nicht, ohne daß die letzten Spuren

des Widerstrebens noch bemerkbar wären, gegen welches sie bei den Betheiligten, in Folge ihres Charakters und ihrer Lebenslage, hat ankämpfen müssen. Der auf Freiheit und Unabhängigkeit gerichtete Sinn sträubt sich auf beiden Seiten noch gegen die Unterwerfung unter eine Macht, welche willenlose Ergebung fordert, und eine unbedingte Herrschaft in Aussicht stellt. Man fühlt, wie man sich einem Strome überläßt, dessen Fluthen die ganze Persönlichkeit mit sich fortreißen werden. Man fühlt nicht minder, daß, wie auch Natur und Gesinnung den Bund der Herzen bedingen, die gesellschaftliche Stellung eine Schranke aufrichtet, die von selbst schwerlich fallen wird, und doch auch nicht ohne äußeres Aergerniß oder innere Verschuldung übersprungen werden kann. Der Dichter hat diese Regungen des persönlichen Selbstgefühls und des socialen Gewissens, recht fein angedeutet. Auch ist es in der Ordnung, daß sie bei Julien stärker und nachhaltiger auftreten, als bei ihrem Geliebten, und erst dann dem Drange des Herzens weichen, als sie dessen Entfernung, ja seinen Tod befürchten zu müssen glaubt.

Daß sie so fürchtet, ist freilich ein Irrthum. St. Preux ist ebensowenig, wie sie selbst, im Stande, sich im Leben oder im Tode von einer Leidenschaft zu befreien, welche von seinem ganzen Wesen Besitz ergriffen hat, und um so berechtigter erscheint, da sie getheilt wird. Beide sind dem Schicksale, das in ihren Herzen wohnt, für immer verfallen; sie können seinen Fortgang aufhalten, aber nicht verhindern. Sie wissen nun, daß sie sich lieben; warum sollten sie sich ihrer Liebe nicht freuen? Noch ist sie schuldlos und rein, wenn sie auch gleich Anfangs nicht als eine sentimentale Schwärmerei, noch im Gewande des platonischen Idealismus, sondern als der naturkräftige Trieb jugendlicher Herzen und Sinne nach vollster Gemeinschaft des Lebens auftritt. Der Dichter schildert vortrefflich das freudige Entzücken, welches sie in den Herzen der Liebenden hervorruft. Er läßt nicht minder die selige Lust zu Worte kommen, welche sie den Sinnen einflößt. Ob er daran Recht gethan hat, das mag der Moralist bezweifeln; jedenfalls hat er nur dargestellt, was in ähnlichem Falle die Meisten empfinden, wenn auch vielleicht nicht aussprechen.

Uns scheint es naturgemäß, wenn die sinnliche und die geistige Seite der Liebe, zwar in untrennbarer Verbindung, aber doch so vorgeführt werden, daß bald die eine, bald die andere mit überwiegender Gewalt in den Vordergrund tritt. Ebenso natürlich ist, zumal bei Menschen von starker oder doch leicht erregbarer Sinnlichkeit, der stetig wachsende Drang nach leiblicher Vereinigung. Ihm wirken freilich andere Momente entgegen, so daß er nur nach und nach und unter Einwirkung günstiger Umstände sein Ziel erreichen kann. Auch

läßt der Dichter, bis es dahin kommt, eine entsprechend lange Zeit vorübergehen. Wichtiger ist, daß er die verschiedenen Stadien, welche die Leidenschaft durchläuft, nicht nur zeitlich auseinander hält, sondern von Innen heraus vorbereitet, und durch eine passende Gestaltung der äußeren Verhältnisse abschließt. Mit Recht geht die vorwärts treibende Bewegung von dem männlichen Theile aus. Auch findet sie hier den geringsten Widerstand, denn sie hat bei St. Preux nur das ideale Element der Liebe und die allerdings mächtige Rücksicht auf ihren Gegenstand zu überwinden. In Julie dagegen wird sie theils durch das sittlich ästhetische Scham- und Anstandsgefühl, theils durch das Bewußtsein gehemmt, daß jeder fernere Schritt sie weiter von dem Boden der Familie entferne, an welchen sie sich doch gebunden fühlt.

Auch hat sie Besonnenheit genug, um sich und ihren stürmischen Freund vor gefährlichen Ueberraschungen möglichst zu schützen. Sie dringt auf eine ernstere und consequentere Betreibung der gemeinsamen Studien. Sie ruft die verständige Freundin, deren zeitweilige Entfernung die verhängnißvollen Erklärungen erst möglich gemacht hat, in ihre Nähe zurück, und bestimmt mit deren Rath den weiteren Gang der Dinge, nachdem ihr St. Preux die gewünschte Initiative bereitwillig überlassen hat. Indeß alle Um- und Vorsicht dient schließlich nur dazu, die Illusion der Sicherheit so lange zu erhalten, bis sie sich im entscheidenden Augenblicke als eine Täuschung ausweist. Freilich weicht sie auch dann nur einem anderen Irrthume. Wenn St. Preux durch die liebevolle Rücksicht auf die Ruhe und das Glück der Geliebten sich in Schranken zu halten sucht, so ist es dieselbe Rücksicht auf ihn, welche sie über die bestehenden Schranken hinaushebt. Sie giebt nach, weil und wenn sie ihn durch die Entbehrung leiden sieht, indem sie hofft, ihn durch solche Zugeständnisse zu beruhigen und sich vor weiteren Ansprüchen zu sichern. Daß sie damit lediglich Oel ins Feuer gießt, kann sie nicht wissen. Der Dichter aber weiß es sehr deutlich zu machen; er zeigt mit großer Feinheit, wie jeder Beweis ihrer Gunst theils die Liebenden einander näher führt, indem er die Innigkeit ihres Verhältnisses steigert, theils die so immer tiefer dringende Leidenschaft zu ihrem letzten Ziele forttreibt.

Es gilt dies namentlich von dem ersten Kusse, zu welchem sich Julie nur nach geraumer Zeit entschließt, um die immer stärker und offener hervortretende Sehnsucht des Geliebten, und das geheime Verlangen des eigenen Herzens zu stillen. Das unschuldige Mädchen ahnt nicht, wie damit die heiße Gluth in lichten Flammen auflodern muß, die sie und ihn zu verzehren drohen. Zum Glück steht gerade jetzt die Ankunft des Vaters bevor, ein triftiger Grund, den Freund zu einer sofortigen Reise zu bewegen. Seine Gegenwart könnte bei

seiner Unfähigkeit, sich zu beherrschen, leicht zu dem bedenklichsten Rencontre führen, während man, wenn er sich ferne hält, den Vater inzwischen ruhig sondiren, vielleicht günstig stimmen mag. So geht er denn, und bald wird die Natur- und Menschenwelt, welcher er im Kanton Wallis begegnet, anziehend genug, um seine Aufmerksamkeit für eine Weile in Anspruch zu nehmen. Freilich können sie die innere Unruhe nicht bannen, zumal in den Briefen der Geliebten der Hoffnungsschimmer, welchen sie früher zu sehen meinte, immer mehr erbleicht und eine wehmüthige Trauer in leisen, matten Klängen sich aushaucht. Seine Abwesenheit hat dem Mädchen doch recht fühlbar gemacht, wie wenig sie ihn zu entbehren vermag. Ihre Sehnsucht steigert sich, je weiter er sich entfernt; nicht lange, und sie ruft ihn in ihre oder doch in die Nähe von Vevay zurück; er kann dann um so schneller erfahren, was vom Vater zu hoffen oder zu fürchten ist.

Natürlich läßt er nicht lange auf sich warten. Bald ist er in Meilleraie, auf dem gegenüberliegenden Ufer des Sees, wo er allein mit seinem düsteren Liebesgram, zwischen den schwarzen, wilden Felsen umherschweift. Der Ort und die Zeit -- es ist Winter, und der dämpft die innere Gluth nicht nur, er facht sie auch an — entsprechen seiner Stimmung, und wirken zugleich dahin, sie noch zu verschärfen. Ein dumpfer Schmerz bemächtigt sich seiner; die Geliebte ist so nahe und doch kann er sie nicht erreichen; ja, eben jetzt meldet sie ihm, selbst tief traurig, daß das Verhalten des Vaters jede Aussicht nehme. Das Gefühl des eigenen Leids steigert sich fast zur Verzweiflung, und die Geliebte leidet nicht weniger als er. Während ihn eine fieberhafte Unruhe umhertreibt, sinkt sie, von Sehnsucht und schmerzlicher Enttäuschung erschöpft, in fieberhafter Ermattung auf das Krankenlager. Die gemeinsame Freundin ruft ihn und das Fieber weicht allmälig. Langsam kehren die Kräfte wieder; bald sind sie hinlänglich erstarkt, um die Liebe von Neuem zu entzünden, aber noch nicht groß genug, um sie zu beherrschen. Die Genesende kann nicht widerstehen, und doch ist sie verführerischer, als zur Zeit, wo sie sich ihrer vollen Gesundheit erfreute. Selbst zu einer milden, weichen Hingebung geneigt, wie sollte sie dem steten Drängen des Geliebten nicht nachgeben? Die Gewalt, die er sich anthut, die beständigen Kämpfe, deren aufreibende Wirkung sie sieht, erregen ein tiefes Mitleid, dem nun fast geboten erscheint, was der Neigung gemäß ist. Ohnehin bleibt keine Hoffnung, daß die Zukunft gewähren wird, was die Gegenwart verweigern sollte. Ihre Familie zu verlassen, um dem Freunde zu folgen, wie dieser es dringend fordert, dazu kann sie sich bei ihrer kindlichen Liebe nicht entschließen. Bleibt sie aber, so wird der feste Wille des Vaters, sie mit einem Freunde zu vermählen, wohl durchgeführt werden. Sollte es da nicht gestattet sein,

so lange es noch angeht, wenigstens Einmal das volle Glück des Lebens zu gewähren und selbst zu kosten?

Jedenfalls ist es begreiflich, daß unter solchen Umständen Natur und Herz über Sitte und Verstand den Sieg davon tragen. Man kann nicht leugnen, daß der Dichter die Katastrophe auf natürlichen Wegen herbeigeführt, und innerlich, wie äußerlich, meisterhaft motivirt hat. Dasselbe gilt von den Situationen, die weiterhin folgen; man darf sich nur in die gegebenen Charaktere und Verhältnisse hinein versetzen, um das Denken, Empfinden und Handeln der auftretenden Personen vollkommen in der Ordnung zu finden. Freilich handelt es sich fast ausschließlich um Vorgänge des inneren Lebens. Diese verlaufen aber in einer so naturgemäßen, folgerichtigen Weise, daß man die psychologische Wahrheit bewundern müßte, wenn sie nicht eben die einfache Naturwahrheit wäre. Hier mag das eine Beispiel genügen; was in ihm genauer ausgeführt wurde, kann weiterhin nur kurz angedeutet werden. So die Entwicklung der näheren und entfernteren Folgen, welche die Erfüllung der Liebe nach sich zieht. Sie hat die letzte Schranke hinweggeräumt, welche die Liebenden bisher noch trennte; aus der unbedingten Hingebung der ganzen Persönlichkeit entspringt die volle Gemeinschaft des inneren Lebens. Dieselbe ist allerdings um einen theuern Preis erkauft; Julie namentlich empfindet schmerzlich, was sie verloren. Wehmüthig blickt sie zurück auf das reine Glück und die unschuldigen Freuden der früheren Tage, wo sie lieben und doch sie selbst sein durfte. Jetzt aber hat sie ihr eigenstes Selbst dahingegeben, und ist nun, innerlich haltlos, genöthigt, tastend und schwankend außer sich die Stütze zu suchen, welche sie bis dahin im eigenen Selbstgefühle zu finden vermochte.

Daß sie sich zunächst an die Freundin wendet, ist natürlich. Ihr allein, nicht dem Geliebten, kann sie seine und ihre Schuld, den Zorn über jene und den Schmerz über diese vertrauen. Nur sie ist im Stande, die gebeugte Seele über das Gefühl ihrer Erniedrigung hinauszuheben. Und sie thut das jetzt, wie später, in der einzig möglichen und erfolgreichen Weise. Sie beschönigt das Geschehene nicht, sie appellirt ebensowenig an die nicht vorhandene Kraft des sittlichen Bewußtseins, sie giebt vielmehr der Freundin das Vertrauen zu sich selbst dadurch allmälig zurück, daß sie *ihren* Glauben an sie vor wie nach, ohne ihn zu betonen, unbefangen an den Tag legt. Darf sich Julie so an der Hand der Freundschaft wieder aufrichten, so ist zugleich der Arm der Liebe bereit, sie zu stützen. St. Preux hat durch die Explosion der Leidenschaft seine innere Freiheit bis zu einem gewissen Grade wieder gewonnen; sie hat, was er an männlicher Kraft und Entschlossenheit besitzt, entbunden; sie hat nicht

minder, indem sie die egoistische Seite der Liebe zu ihrem vollen Rechte kommen ließ, seinem Herzen die Fähigkeit gegeben, sich mit uneigennütziger Hingebung der Geliebten zuzuwenden. Juliens Schwäche kann nun auf seine Stärke bauen, sein Reichthum ihre augenblickliche Armuth verdecken. Was sie in sich verloren, findet sie in ihm wieder; sie hat sich ihm nur darum rückhaltlos ergeben, damit sie ganz die Seinige werde.

Auch betrachtet er sie als solche; trägt sie auch nicht den Namen, sie ist fortan seine Gattin; die Erfüllung der Liebe ist der Anfang der Ehe, welcher zu ihrem vollen Bestande nur die äußere Anerkennung fehlt. Es erscheint daher ganz consequent, wenn der Dichter dem Verhältnisse Beider, soweit die äußere Lage der Dinge es gestattet, den Charakter eines ehelichen Zusammenlebens giebt. Die vertrauliche Intimität der Gatten ist hier ganz am Orte; mit Recht wird der Verkehr inniger, offener, aber auch zwang- und formloser. Man giebt sich unbefangen, wie man ist, läßt sich gehen, zuweilen wohl weiter, als man sollte. Es kommt vor, daß der Mann, der sich im gesellschaftlichen Leben mit größerer Freiheit bewegt, auch an anderen Frauen ein lebhafteres Interesse nimmt, und dadurch die Eifersucht der eigenen erregt. Es geschieht auch zuweilen, daß er, etwa im Rausche, die der Gattin gebührende Achtung in Wort und Benehmen hintansetzt, und sie damit zu einer berechtigten Zurückweisung veranlaßt. In der Regel lebt man in friedlicher Eintracht, tauscht ernste Gedanken und Empfindungen aus, macht Pläne für die gemeinsame Zukunft, oder freut sich unter heiteren Scherzen des gegenseitigen Besitzes. Meist genügt die Gemeinschaft der Herzen, wie sie sich in traulicher Wechselrede kundgiebt. Die Sinne sind ruhig, nur hin und wieder leuchtet die verborgene Gluth auf, und wie lange auch die züchtige Gattin ihrem Drange widersteht, er ergreift doch auch sie, und zwingt sie mit süßem Zwange, ihm nachzugeben. Dann folgt wohl eine Nacht, wie sie St. Preux in den Armen seiner Julie durchlebt, eine Nacht des Rausches zwar, aber mehr noch der innigsten Seelen- und Herzensgemeinschaft, welche aus der Trunkenheit der Sinne neues, fruchtbares Leben gewinnt.

Inzwischen hat dieser vertraute Umgang seine natürliche Wirkung, und sie ist es vorzugsweise, die Julie bestimmt, ihn fortzusetzen. Die Mutter sühnt die Schuld der Gattin, zumal wenn sie ihr Recht lediglich aus der Natur schöpft. An die Aussicht aber, es zu werden, knüpft sich in diesem Falle noch die Erwartung, daß ihre Verwirklichung den harten Sinn des Vaters erweichen, und so dem Bunde der Herzen die legitime Weihe geben werde. Vielleicht hat Julie nicht Unrecht, so zu hoffen; auch ist es natürlich, daß sie ihre Hoffnung, selbst dem Geliebten gegenüber, nur andeutet, ohne auf

ihren Grund und Inhalt bestimmter hinzuweisen. Doch die Scheu, ihren Zustand den Eltern zu vertrauen, verhindert die wohlthätige Wendung, welche er ihrer Lage hätte geben können. Sie zögert so lange, bis ein unglücklicher Zufall, oder die rächende Hand des Schicksals ihr das Rettungsmittel in eben dem Augenblicke nimmt, in welchem auch noch von anderer Seite her ein Stern der Hoffnung aufzuleuchten schien.

Seit einiger Zeit verkehrt in ihrem elterlichen Hause ein junger Engländer von vornehmem Stande, der, auf Reisen begriffen, auch nach Vevay gekommen und dem Baron dringend empfohlen ist. Es ist ein wunderlicher Kauz, dieser Lord Eduard Bomston, aber ein vortrefflicher Mensch. Vom Aristokraten hat er nichts, als den Namen und einen reichen Besitz; die Unterschiede der Geburt sind ihm gleichgültig, die Vorurtheile seines Standes, nicht die wirklichen Vorzüge, unbekannt. Er kennt und ehrt nur den Adel der Gesinnung, und läßt keinen Vorrang gelten als den, welchen persönliches Verdienst und echt menschlicher Werth verleihen. Gewohnt, nur den Antrieben seiner großen und freien Natur zu folgen, kümmert er sich wenig um die Formen und Gebräuche des gesellschaftlichen Lebens, wenn sie den Eingebungen des Geistes und Herzens widerstreiten. Er ist zu selbständig, zu eigenartig, als daß er sich durch die kleinen Maximen und Interessen, welche das Thun und Treiben der Menschen bestimmen, sollte binden lassen. Der innere Gegensatz aber, in welchem er zu der umgebenden Welt steht, giebt sich auch in seiner äußeren Erscheinung zu erkennen. Dieselbe ist keineswegs anziehend; man könnte sie vielmehr etwas rauh und abstoßend finden. Formlos in Haltung und Benehmen, spricht er ohne Rückhalt aus, was und wie er es denkt; schroff, wie seine Aeußerungen zu sein pflegen, verletzen sie überdies durch den scharfen Sarkasmus und die bittere Ironie, welche er in sie zu legen weiß. Wer sich freilich durch dieses scheinbar unfreundliche Wesen nicht abhalten läßt, ihm näher zu treten, wird bald bemerken, daß die rauhe Schaale einen milden Kern in sich birgt. In der That ist das Herz dieses Mannes jeder sanften Empfindung zugänglich, und wen er seiner Theilnahme für werth hält, der mag auf sein unbegrenztes Wohlwollen, auf eine der größten Opfer fähige Hingebung rechnen.

Der Größe des Sinnes entspricht bei ihm die Weite des Herzens, aber auch die intensive Kraft des Gemüthes. Man merkt es seiner kühlen Ruhe nicht an, daß sie in ungestüme Bewegung umschlagen kann, und man muß scharf zusehen, will man die Spuren der mächtigen Leidenschaft entdecken, welche ihn beherrscht hat, und auch jetzt noch Sinn und Urtheil, wenn nicht gefangen, so doch umstrickt hält. Leichter schon läßt sich wahrnehmen, daß er, vor Allem

ein eigenthümlicher Mensch, doch auch ein spleenhafter, excentrischer Engländer ist oder, sagen wir lieber, sein soll. Denn was bei ihm an seine Heimath erinnert, fällt ebenso, wie die Züge, welche ihn als Mitglied der hohen Aristokratie charakterisiren, doch besonders darum so in die Augen, weil es ziemlich an der äußeren Oberfläche liegt.

Daß dieser junge Mann an der Tochter seines Gastfreundes ein besonderes Interesse nimmt, ist nicht zu verwundern; ebensowenig, daß Julie sich zu seinen Aufmerksamkeiten, die fast die Absicht einer Bewerbung anzudeuten scheinen, mehr ablehnend verhält. Ihrem zarten Sinne sagt die rauhe Außenseite Mylord's, welche allerdings auch auf eine gewisse innere Disharmonie hinweist, nicht zu. Sie würde ihn noch weniger goutiren, wenn St. Preux sich nicht bemühte, ihr Wesen und Charakter des Sonderlings in einem besseren Lichte zu zeigen. Er ist mit ihm auf seinen einsamen Streifereien in den Bergen von Wallis bekannt geworden und, seitdem er, zum Theil durch diese Bekanntschaft veranlaßt, nach Bevay gekommen, in näheren persönlichen Verkehr getreten. Trotz aller Verschiedenheit ihres bisherigen Lebens- und Bildungsganges fühlen sich die Beiden, offenbar in Folge einer gewissen Verwandtschaft ihrer Natur und Denkweise, zu einander hingezogen. Mylord Eduard ist freilich um mehre Jahre älter, als St. Preux, aber gerade dieser Umstand, sowie seine höhere, oder vielmehr fortgeschrittenere geistige und gemüthliche Entwicklung befähigt ihn, zu dem jüngeren Manne in ein ähnliches Verhältniß zu treten, wie dasjenige ist, in welchem Julie zu ihrer Freundin steht. Noch ist es allerdings nicht so weit; im Gegentheil sind sie einander noch fremd genug, um in eine bedenkliche Collision zu gerathen.

Mylord, unbekannt mit ihren intimeren Beziehungen, liebt es auch in Gegenwart St. Preux' von Julien zu sprechen. Etwas piquirt durch ihre Zurückhaltung, läßt er in der Aufregung des Weines eine ziemlich unschuldige Aeußerung fallen, die den reizbaren Liebhaber sofort in Feuer und Flammen setzt. Eine Herausforderung ist die natürliche Folge des Zwistes. Julie, von tödtlichem Schrecken ergriffen, denn sie weiß, daß der Geliebte dem geübten Gegner nicht gewachsen ist, und außer Stande, ihn, dem ihre Ehre mehr gilt, als das eigene Leben, in seinem Entschlusse wankend zu machen, wendet sich an Mylord. Das rückhaltlose Geständniß ihrer Liebe, die ergreifende Schilderung ihrer Lage, der bestimmte Ausdruck ihres Willens, den Tod des Geliebten nicht zu überleben, verfehlen ihre Wirkung nicht. Der hochherzige Britte erklärt sich nicht nur in aller Form für den schuldigen Theil, er glaubt sich auch verpflichtet, für seine nunmehrigen Schützlinge bei dem alten Baron zu inter-

veniren. Leider fällt er, wie das so seine Art ist, mit der Thüre in's Haus. Der Baron, weit entfernt, auf die Vorstellungen seines Standesgenossen einzugehen, ist über dessen Vorschlag empört; Mylord muß sich, um Schlimmeres zu verhüten, schweigend zurückziehen. Die Lage des befreundeten Paares aber hat er wesentlich verschlimmert. Schon am nächsten Morgen erfolgt eine heftige Scene zwischen Vater und Tochter, die damit endet, daß der Baron in einer augenblicklichen Zornesaufwallung selbst die Hand gegen seinen Liebling erhebt. Zwar tritt gleich nachher die väterliche Liebe um so rührender hervor, doch zu einer Sinnesänderung führt sie nicht. Julie muß sich sagen, daß diese Abneigung zu tief gewurzelt ist, um jemals besiegt werden zu können. Ist ihr doch auch durch einen unglücklichen Fall, den sie bei diesem Zusammentreffen mit dem Vater gethan, die Hoffnung genommen worden, an welche sie die Möglichkeit einer Umstimmung knüpfte. Zugleich hat sie, wie die Dinge liegen, allen Grund, für ihren Geliebten zu fürchten. Der Vater hat den weiteren Verkehr mit ihm untersagt, und wird jeden Versuch einer Annäherung, wenn nöthig, selbst mit gewaffneter Hand, zu verhindern wissen. St. Preux aber kann es schwerlich über sich gewinnen, fern zu bleiben, so lange er in der Nähe ist. Eben darum muß er, wenigstens eine Zeit lang, Vevay verlassen, zumal die Sache doch auch allmälig anfängt, die Zungen der Kleinstädter in Bewegung zu setzen. Freilich ist es schwer, ihn zur Abreise zu bewegen; die letzten Vorgänge haben ihn in eine Stimmung versetzt, die an Verzweiflung grenzt. Betäubender Schmerz wechselt mit wilder Wuth; die Freunde müssen den Augenblick abwarten, wo er, von der inneren Aufregung erschöpft, milden Vorstellungen zugänglicher ist, um ihn, halb mit Gewalt, in den Wagen zu bringen, welcher ihn unter Obhut Mylord's rasch in die Ferne entführt.

Seinem Schmerze kann er ihn freilich nicht entreißen. Der wühlt und tobt in seinem Innern fort, und würde ihn vielleicht bestimmen, dem qualvollen Dasein ein Ende zu machen, zöge sich nicht durch alles Leid die süße Erinnerung an das genossene Glück und eine, wenn auch ganz schwache Hoffnung, daß dasselbe doch noch wiederkehren könne. Wie trostlos der Zustand auch ist, in welchen die Liebe ihn gebracht hat — und er fühlt sehr wohl, was er durch sie geworden ist, und was er ohne sie hätte sein können — sie wirkt auch jetzt noch so beseligend, daß er die gegenwärtige Lage mit keiner andern vertauschen möchte. Doch ist dieselbe darum nicht weniger unerträglich, und das peinliche Gefühl, sie weder ertragen, noch auch beherrschen zu können, wandelt sich in argwöhnische Erbitterung gegen die, welche sie herbeigeführt haben. Wie konnte die Geliebte ihn in diesen Abgrund des Elends stürzen, wenn sie nicht aufgehört hatte, ihn

zu lieben? wie der angebliche Freund ihn so aus der Seligkeit des Himmels in die Hölle der Verzweiflung mit sich fortreißen, wenn er nicht in Wahrheit sein Feind, sein vielleicht begünstigter Nebenbuhler war? Zum Glück kann Mylord dieses Mißtrauen, welches sich bald genug zu erkennen giebt, leicht und gründlich beseitigen. Er hat Julien eben erst den Vorschlag gemacht, sich der Tyrannei des Vaters durch eine heimliche Flucht zu entziehen, und sich nicht nur erboten, die Ausführung desselben zu sichern, sondern ihr auch auf einem seiner Landgüter ein Asyl zur Verfügung gestellt, in welchem sie, fern von der Welt und geschützt gegen jede Anfechtung, mit dem Geliebten in ungestörter Ruhe ihrer Liebe werde leben können. Sei doch diese Liebe der wahre Inhalt ihres Wesens, auf den sie nicht verzichten könne, ohne das Glück ihres Lebens zu zerstören, und sich zugleich der Gefahr einer anderweitigen Verbindung auszusetzen, welche sie entehren und vor sich selbst verächtlich machen würde.

Natürlich hat das so motivirte großmüthige Anerbieten eine sehr verführerische Wirkung. Läßt es doch, wozu das Herz ohnehin geneigt ist, als eine heilige Pflicht erscheinen, deren Nichtachtung Schuld und Verderben nach sich ziehen muß. Ueberdies, wie reizend weiß Mylord das stille, glückliche Leben zu schildern, welches in sicherer Ferne an der Seite des geliebten Mannes in Aussicht steht. Man begreift, daß Julie, zumal die Macht der Leidenschaft ihr längst die klare Einsicht und den entschiedenen Willen geraubt hat, sich außer Stande fühlt, einen bestimmten Entschluß zu fassen. Die Versuchung ist zu groß, zu lockend, als daß sie dieselbe abweisen könnte, wenn ihr auch die schwache, fast erstorbene Stimme des Gewissens sagt, daß sie diesen Lockungen nicht folgen dürfe. Sie befindet sich in einem jener kritischen Augenblicke, in welchen der Mensch der eigenen Schwäche erliegen muß, wenn er nicht außer sich eine Stütze findet, an die er sich mit vollem Vertrauen anlehnen kann. Auch dazu freilich ist noch eine gewisse Kraft und Besonnenheit erforderlich, und Julie mag sich Glück wünschen, daß ihr diese wenigstens geblieben ist. Zu schwach, um auf sich selbst zu vertrauen, ist sie noch stark genug, sich zu mißtrauen, und die Entscheidung über das, was zu thun ist, ihrer Freundin zuzuweisen.

Diese nun lehnt es zwar ab, einen irgendwie maßgebenden Rath zu ertheilen, da bei solcher Collision der Neigungen und Pflichten nur das eigene Herz den einzuschlagenden Weg vorzeichnen kann. Sie giebt aber durch ihren unbedingten Glauben an sie der Freundin das Selbstvertrauen zurück, dessen sie zu einem kräftigen, freien Entschlusse bedarf. Zugleich stellt sie ihr durch die bestimmte Erklärung, sich in keinem Falle von ihr trennen zu wollen, das Beispiel einer, alle persönlichen Ansprüche überwindenden Hingebung vor Augen,

und nicht minder den zuverlässigen Halt der Freundschaft in Aussicht. Julie weiß jetzt, was sie zu thun hat, und Mylord muß sich mit der vollsten Anerkennung seines hochherzigen Vorschlages begnügen. Wer den Zusammenhang mit seiner Familie gewaltsam löst, ist weder fähig, noch berechtigt, selbst eine solche zu begründen. Und wenn auch dem Kinde unter Umständen die Befugniß zusteht, sein Schicksal selbst zu bestimmen, so hat es deshalb doch keineswegs das Recht, die Eltern unglücklich zu machen. Mylord konnte das übersehen, weil er selbst nicht Vater ist, wird aber schwerlich versuchen wollen, diese natürlichen Ueberzeugungen einer Tochter zu erschüttern. Sie muß fortan den Leidensweg gehen, auf welchen Pflicht und Gewissen sie hinweisen; möge er denn seine ganze Theilnahme dem gemeinsamen Freunde zuwenden, der ihrer gerade jetzt so sehr bedarf.

Die Mahnung ist um so mehr am Orte, da die Bemühungen Mylord's nicht länger vergeblich sein werden. St. Preux kann nun nicht mehr an seiner Aufrichtigkeit zweifeln, und die Einsicht, daß er ihm bis dahin Unrecht gethan, vermehrt noch die Anhänglichkeit, welche sein edles, aufopferndes Benehmen begründet hat. Die herzliche Freundschaft aber, die ihn fortan mit Mylord verbindet, hebt ihn unwillkürlich über die Verzweiflung hinaus, die ihn dem Untergange zuzuführen drohte. Sie bietet dem gehemmten Strome der Empfindung einen Ausweg, auf welchem er wenigstens theilweise abfließen mag; sie flößt dem Herzen sanftere Gefühle ein, die es zur Wehmuth stimmen, und lindert den Schmerz, der sich rückhaltlos äußern darf. Die unausgesetzte Fürsorge des Freundes aber fordert die eigene thätige Theilnahme heraus, und weckt mit dem Entschlusse, es ihm in Gesinnung und That gleich zu thun, das fast erstorbene Selbstgefühl allmälig zu neuem Leben auf. Dasselbe gewinnt um so größere Stärke, da auch die Geliebte es nicht an Aufforderungen fehlen läßt, seiner männlichen Würde und Kraft eingedenk zu sein. Gebe diese ja doch die einzige Stütze, an welcher sie sich in ihrer trostlosen Lage aufrichten könne; nur sein Manneswerth könne ihre Liebe rechtfertigen; seine Ohnmacht aber sei ihre Schande. Möge er das thatlose Leiden ihr überlassen, selbst dagegen durch gewissenhafte Ausbildung seiner reichen Anlagen sich in den Stand setzen, demnächst eine ehrenvolle Stellung einzunehmen, die vielleicht auch in den Augen des Vaters den Unterschied der Geburt ausgleichen werde. Ohne dessen Zustimmung könne sie nun einmal nicht die Seinige werden; darauf aber dürfe er sich verlassen, daß sie eben so wenig ohne seine ausdrückliche Genehmigung jemals einem Andern angehören werde.

So beruhigt und in etwa gefaßt, begiebt sich der junge Mann nach Paris, wo er hoffen darf, seine noch recht mangelhafte Welt-

und Menschenkenntniß zu erweitern, und möglicher Weise Raum und Gelegenheit zu persönlicher Thätigkeit zu finden. Zwar die Liebe begleitet ihn mit ihrer Sehnsucht und ihrem Schmerze, und wie sehr er sich auch zusammennimmt, es gelingt nicht immer, die stillen Seufzer der Wehmuth und die heftigen Aufwallungen der Leidenschaft zu unterdrücken. Doch das bewegte Leben ringsum ist zu interessant und anregend, als daß es seine Aufmerksamkeit nicht auf sich lenken, und wenigstens in einem gewissen Grade fesseln sollte. Ueberdies werden die Freunde nicht müde, ihn durch ermunternden Zuspruch auf dem eingeschlagenen Wege weiter zu drängen und nebenbei eingehende Berichte über die Ergebnisse seiner Beobachtungen zu verlangen. Diese Schilderungen des pariser Lebens, welche allmälig alle interessanten Seiten desselben in ihren Kreis ziehen, sind höchst anziehend und reich an feinen und geistvollen Bemerkungen. Julie meint sogar, daß in ihnen zu viel des moquanten Esprit aufgewandt werde und sie mehr die trügerische, schillernde Oberfläche der Menschen und Dinge, als ihr wahres, inneres Wesen darstellen. Sie kann es sich freilich in ihrem einfachen und ernsten Sinne, welcher immer nur auf einen reichen und tiefen Gehalt gerichtet ist, nicht denken, daß anderswo das innere und äußere Leben der Menschen in mannigfach piquanten und doch im Grunde gehaltlosen Beziehungen verläuft. Auch hat sie nicht ganz Unrecht, wenn sie zu bemerken glaubt, daß die Denk- und Anschauungsweise des Geliebten unter dem Einflusse seiner nenen Umgebung an Ernst, Kraft und Tiefe verliere. Bleibt er auch wesentlich derselbe, er geht doch, wie das bei seiner Empfänglichkeit für äußere Eindrücke nicht anders sein kann, unwillkürlich auf das leichte, luftige Spiel des ihn umwehenden Geistes in etwa ein. Mit dem Ernste des Denkens schwindet aber auch die Festigkeit des Sinnes; dem dissoluten Geiste gehen wechselnde Neigungen und anspruchsvolle Sinne zur Seite. St. Preux merkt es nicht, daß seine sittliche Integrität allmälig erschüttert wird, und er Gefahr läuft, seiner Liebe untreu zu werden.

Freilich sind, damit es so weit komme, noch besondere Anregungen erforderlich. Und diese giebt theilweise Julie selbst, indem sie ihm ihr Portrait zuschickt. Der Anblick desselben läßt zwar seine Liebe in ihrer ganzen Kraft wieder aufleben, entflammt aber auch die alte Leidenschaft. Wenn jene zu einer rührend schwärmerischen Verehrung des Bildes treibt, in welchem sie ihren Gegenstand verkörpert sieht, so fordert diese eine reellere Befriedigung. Ob sie dieselbe finden wird, hängt nur davon ab, daß sich eine günstige Gelegenheit darbietet und die Ueberlegung für eine Weile zurücktritt. Eine Gesellschaft von Lebemännern, mit welchen St. Preux, der ja das Leben kennen lernen will, zu verkehren pflegt, der Besuch eines Hauses von

zweideutigem Rufe, den er nicht näher kennt, ein Rausch wider Willen, die Scheu, bei längerem Widerstreben lächerlich zu erscheinen, das sind so die allerdings mächtigen Faktoren, welche zusammenwirken müssen, damit die Sinne über das Herz den Sieg davon tragen. Zwar ist das Vergehen unter diesen Umständen nicht so groß, daß die Geliebte Anstand nehmen sollte, dem offenen Geständnisse und der tiefen Reue zu verzeihen. Dennoch ist es in der Ordnung, daß der innere Bruch der Liebe, welchen die selbständige Aktion der Sinne andeutet, die äußere Trennung der Liebenden zur unmittelbaren Folge hat.

Dieselbe wird durch einen unerwarteten Zufall herbeigeführt. Julie hat es nach der Vermählung ihrer Freundin mit der Würde einer Frau für unvereinbar gehalten, sie fernerhin zur Vertrauten ihres Liebesverkehrs zu machen, und deshalb die Briefe St. Preux', welche sie bis dahin aufbewahrt, wieder an sich genommen. Diese aber sind durch die Untreue einer Zofe, welche sie in Folge ihres unglücklichen Falles in ihr Vertrauen ziehen mußte, in die Hände der Mutter gekommen. Der Schmerz der durch Krankheit ohnehin schwer leidenden Frau ist eben so groß, wie ihr Zorn über die unwürdige Tochter, welche ihr liebevolles Vertrauen so schmählich verrathen hat. Daß diese tiefen Gemüthsbewegungen ihren körperlichen Zustand erheblich verschlimmern, begreift sich; nicht minder, daß die Wahrnehmung ihrer Leiden auf Julie einen erschütternden Eindruck macht, der um so stärker ist, da sie sich auch das zur Last legen muß, was vielleicht nur die natürliche Schwäche verschuldet. In der Anschauung seiner Folgen kommt ihr die Größe ihres Vergehens mit vernichtender Gewalt zum Bewußtsein. Kein Wunder, daß sich ihr Herz unwillkürlich von dem Urheber des Fehltrittes abwendet, und die leichtfertige Geliebte von dem ängstlich besorgten Kinde für jetzt ganz verdrängt wird. Nur die Beruhigung der Mutter, die Versöhnung mit ihr und mit sich selbst kann ihr noch am Herzen liegen, und diese ist nur möglich, wenn der Geliebte ihr förmlich entsagt. Sie selbst ist freilich außer Stande, ihn dazu aufzufordern; die Freundin muß die traurige Aufgabe übernehmen. Ihn aber ergreift abermals wilde Verzweiflung; fast erliegt er, indeß die Ruhe der Geliebten fordert das Opfer, und seine Kraft ist doch inzwischen wieder soweit erstarkt, daß er es zu bringen vermag. Auch findet es sofort den verdienten Lohn. Die Mutter, welche ihm früher schon wohlwollte, und selbst den Zugang zur Tochter geöffnet hat, wird durch diesen Beweis seiner Liebe vollends gewonnen. Ihre Versuche aber, den Gatten umzustimmen, bleiben bei ihrem geringen Einflusse fruchtlos. Sie hat nur den Trost, mit ihrem Kinde versöhnt sterben zu können.

Ihr Tod aber ist für Julie ein beständiger Vorwurf. Sie kann nicht umhin, ihn als ihr Werk zu betrachten, und glaubt die schwere Schuld, welche sie auf sich geladen, nur dadurch sühnen zu können, daß sie ihr Herz fortan der strafbaren Liebe verschließt und lediglich dem Andenken an die Verstorbene lebt. Wie schmerzlich sie auch die eigene Entsagung, wie tief sie das Leid empfindet, welches sie dem Geliebten bereitet, ein fernerer Verkehr mit ihm ist unmöglich. Mag die Freundin ihn trösten, ihn ermuntern, daß er sich in das Unvermeidliche füge und sich mit der herzlichen Theilnahme begnüge, die er in Zukunft allein erwarten darf. Er aber vergißt zwar über der Sorge um die Geliebte für eine Weile das eigene Mißgeschick, doch das Bewußtsein, Inhalt und Glück des Lebens unwiderbringlich verloren zu haben, erfüllt allmälig die Seele mit einer düsteren Schwermuth, die den Gedanken nahe legt, dem zwecklosen Dasein ein Ende zu machen. Nur die Dankbarkeit, welche er Mylord schuldet und dieser eben jetzt in Anspruch zu nehmen scheint, hält ihn zurück; er darf ein Leben nicht preisgeben, das, wenn nicht für ihn selbst, so doch für den Freund noch Werth hat. Daß die Freundschaft nur deshalb solche Macht übt, weil die Kraft der Liebe bereits gebrochen ist, weiß er freilich nicht. Jedenfalls ist sie am meisten geeignet, die drohende Leere des Herzens auszufüllen, sofern sie ihm ein anderes Interesse von persönlicher Art einflößt.

Kaum aber hat sie ihn zu dem Entschlusse vermocht, sich dem Freunde zu erhalten, als seine Festigkeit auf eine neue und schwere Probe gestellt wird. Bis dahin leuchtete immer noch ein, wenn auch schwacher Strahl der Hoffnung durch das Dunkel der Entsagung. Julien's Sinn mochte sich im Laufe der Zeit ändern, die äußere Lage der Dinge früher oder später eine günstige Wendung nehmen. Nun aber schwindet auch diese Aussicht; die Geliebte greift nur wieder zur Feder, um sich von ihrem früher gegebenen Worte, keine anderweitige Verbindung ohne seine Zustimmung einzugehen, entbinden zu lassen. Schon längst hat der Vater über ihre Hand zu Gunsten eines Freundes verfügt, dem er einst die Rettung des Lebens verdankte, und welchem er sich nicht nur tief verpflichtet fühlt, sondern auch die größte Achtung zollt. Ueberzeugt, daß dieser Mann das Glück seiner Tochter sichern werde, hat er sie bisher nur darum mit seinem Willen oder Wunsche noch nicht bekannt gemacht, weil die Zeit zu seiner Erfüllung noch nicht gekommen war. Jetzt steht nichts mehr im Wege; nur ihre Einwilligung fehlt noch, und die wird das folgsame Kind nicht versagen.

Doch in dieser Voraussetzung hat er sich getäuscht; sein Vorschlag erfüllt die Tochter mit Entsetzen. Sie kann, wenn die Umstände es gebieten, auf den Besitz des Geliebten verzichten, aber

der Gedanke, ihm und dem eigenen Herzen die Treue zu brechen, um sich einem Anderen preiszugeben, macht sie schaudern und treibt sie zu einem entschlossenen Widerstande. Vergeblich macht der Vater seine Autorität geltend; seine Befehle, seine Drohungen bleiben fruchtlos; seine Bitten selbst vermögen geraume Zeit nichts über sie. Als aber der alte stolze Mann sich vor ihr niederwirft, und sie unter Thränen anfleht, ihm die Schmach eines Wortbruches zu ersparen, da wird ihr klar, daß ein Beharren auf ihrer Weigerung die Tage seines Lebens mit bitterem Kummer erfüllen, vielleicht selbst einem frühen Ende zuführen werde. Schon lastet der Mutter Tod auf ihrer Seele; soll sie auch den des Vaters über sich nehmen? Das ist unmöglich; lieber doch bringt sie sich selbst zum Opfer. Mag denn der Vater seinen Wunsch erfüllt sehen; sie ist, wenn auch mit brechendem Herzen, zu Allem bereit, falls ihr der Geliebte ihre Freiheit zurückgeben will.

Freilich würde diesen die harte und schroffe Aufforderung des Barons dazu nicht vermocht haben. Den Vorstellungen Juliens muß er schon nachgeben, zumal sich in ihnen, trotz der scheinbaren Ruhe und Entschlossenheit, ihre tiefen Seelen- und Körperleiden nur zu deutlich verrathen. Hatten schon die Erschütterungen, welche den Tod der Mutter begleiteten, ihre Kraft auf das Aeußerste erschöpft, so bricht diese jetzt in Folge der letzten Vorgänge völlig zusammen. Es ist daher nicht zu verwundern, daß, als sie nun von den Blattern ergriffen wird, die an sich schon gefährliche Krankheit sie an den Rand des Grabes bringt. St. Preux aber, von Sehnsucht erfüllt nach dem, was er verloren, und von einer bangen Ahnung getrieben, die ihre letzten Mittheilungen wachgerufen, eilt hinzu und ruht nicht, bis die Freundin ihn an das Bett der Sterbenden führt, die, was wirklich geschieht, im Traume zu erleben meint. Nur wenige Augenblicke darf er verweilen; aber die Leidenschaft kennt keine Vorsicht, und sie genügen, um das Gift der tödtlichen Krankheit auch auf ihn zu übertragen. Möglich, daß er das gewünscht, gewollt hat. Unfähig, sich den Tod zu geben, ist er doch bereit, ihn so von der Hand und den Lippen der Geliebten hinzunehmen.

Indeß das Schicksal will es anders; der ersehnte Tod geht nach schweren Leiden an ihm vorüber. Auch Julie erholt sich allmälig, und wenn auch ihre Lage bleibt, wie sie war, trost- und hoffnungslos, um die langsam Genesende schwebt doch der milde Dämmerschein stiller Ergebung. Als sie hört, daß ihr Traum Wahrheit gewesen, daß der ferngeglaubte Freund sie bis in den Tod geliebt, da gelobt sie, ihm in ihrem Herzen die Treue zu bewahren, zu welcher sie sich nicht offen bekennen darf; denn dem Vater zu widerstreben, daran denkt sie nicht mehr; sie kann keinem von denen wehe thun, die sie lieb hat. Es ist

nicht ihre Schuld, wenn der Geliebte sie so sehr mißversteht, daß er eine Fortsetzung des persönlichen Verkehres auch nach der Ehe in Aussicht nimmt. Die pariser Atmosphäre hat ihn offenbar inficirt; auch stützt er seinen Antrag durch die Maximen und Sitten seiner dortigen Umgebung. Daß er Gehör finde, ist nicht zu befürchten. Zwar hält es Julie — bezeichnend genug für die damalige Geltung dieser Denkweise — für nöthig, dieselbe mit allen zu Gebote stehenden vernünftig-sittlichen Gründen zu bekämpfen. Doch liegt die Gewähr für die Reinheit ihrer Ehe nicht in diesen Argumenten, sondern in der inneren Umwandlung, welche sie in dem Augenblicke erfährt, in welchem der Bund für das Leben geschlossen wird.

Wie ein Opferlamm ist sie zur Kirche geführt worden, völlig ergeben zwar in ihr unabwendbares Schicksal, aber innerlich gebrochen und bis zum Tode erschöpft. Doch die Auflösung des persönlichen Lebens gestattet den höheren sittlich-religiösen Mächten, sich wirksam zu erweisen. Die große, festlich geschmückte Versammlung, die feierliche Handlung selbst, die erhabenen Klänge der Orgel, die ernsten, warmen Worte des Predigers — dies Alles wirkt zusammen, um in ihrem verödeten Herzen die religiösen Empfindungen, welche bisher im Sturm und Drang der Leidenschaft schlummerten, wach zu rufen. Die innere Erhebung aber, welche sie begleitet, läßt das Opfer, das sie willenlos zu bringen meinte, als eine heilige Pflicht erscheinen, die sie mit freiem und freudigem Sinne zu übernehmen und zu erfüllen hat. Die treue, liebevolle Gattin wird die Schuld der Jungfrau sühnen, und in dem Glücke, welches sie ihrer Umgebung bereitet, auch das ihrige finden. Schon jetzt empfindet sie es; die trostlose Verzweiflung ist gewichen und ein stiller, heiterer Seelenfriede an ihre Stelle getreten. Ihn kann die Liebe fortan nicht ernstlich mehr stören; sie ist zwar nicht erstorben, aber überwunden, und wenn sie im Herzen fortlebt, so äußert sie sich doch nur als jenes reine und innige Wohlwollen, das schuld- und gefahrlos dem Geliebten früherer Tage und dem künftigen Freunde geschenkt werden darf.

Freilich das Bewußtsein der Schwäche mahnt zur Vorsicht, und diese gebietet, für's Erste jeden Verkehr mit ihm zu meiden. Er aber wird solche Enthaltung schwerlich ertragen, wenn er in der Nähe bleibt. Schon tauchen, wie er sich auch vor dem hohen, festen Sinne der Geliebten beugen muß, nochmals verzweifelte Gedanken und Entschlüsse auf. Indeß der Freund hält ihn mit starker Hand, und die eigene Kraft ist doch inzwischen zu sehr gewachsen, als daß er seine strenge Mahnung überhören könnte. Halb willenlos zwar, und ziemlich gleichgültig gegen sein ferneres Schicksal, fügt er sich doch in die Anordnungen, welche Mylord getroffen hat. Er begiebt sich nach

England, um später den Commodor Anson auf seiner gefahrvollen Reise um die Erde zu begleiten.

VII.

Vier oder fünf Jahre sind verflossen, als er von dieser Expedition zurückkehrt. Die meisten seiner Gefährten hat Sturm, Krankheit oder irgend ein anderer Unfall hinweggerafft; an ihm ist der Tod, den er ersehnte oder doch zu finden meinte, vorübergegangen. Inzwischen hat Julie Zeit gehabt, sich in ihre veränderte Stellung völlig einzuleben. Die innere Erhebung, mit welcher sie in dieselbe eintrat, hat sich nachhaltig genug erwiesen, um sie auch in der Folgezeit dem hohen Ziele, das sie sich in freiem Entschlusse vorgesetzt, beharrlich und mit Erfolg zustreben zu lassen. Aus dem so tief gesunkenen Mädchen ist eine treffliche Gattin und Mutter geworden, deren mild verständiges Walten in Haus und Familie sie selbst, wie ihre Angehörigen, erfreut und beglückt. Diese Umwandlung wäre freilich unmöglich gewesen, hätte nicht Charakter und Sinnesweise ihren Gemahl befähigt, ihr bei der Lösung ihrer schwierigen Aufgabe fördernd zur Seite zu stehen.

Julie hat das Glück gehabt, in Herrn von Wolmar einen Mann zu finden, der sich eben so sehr zu ihrem Gatten eignet, wie St. Preux zu ihrem Geliebten. Als er sich entschloß, ihr seine Hand zu reichen, hatte er die Mitte des Lebens bereits überschritten, also die Zeit hinter sich, in welcher die Leidenschaft eine größere Gewalt über den Menschen ausübt. Er stand um so weniger unter ihrem Einflusse, da die angeborne Ruhe der Seele und eine natürliche Kälte des Herzens ihn auch in früheren Tagen vor jeder tieferen Erregung bewahrten. Starke oder heftige Empfindungen sind ihm stets fern geblieben; er hat an sich selbst weder die Qual des Schmerzes, noch das Entzücken der Freude erfahren, auch für das Schicksal Anderer nie eine aufregende persönliche Theilnahme gefühlt. Doch ist ihm dasselbe darum keineswegs gleichgültig; wenn ihn die Leiden der Menschen nicht sonderlich rühren oder erschüttern, so sieht er in ihnen dagegen Störungen der natürlich-sittlichen Ordnung des Lebens, zu deren Ausgleichung er nach Kräften beizutragen hat, und um so erfolgreicher mitwirken kann, da er, ohne eigene Interessen und Ansprüche, den Personen und Verhältnissen unbefangen gegenübersteht, und zugleich die nöthige Ruhe und Klarheit des Blickes besitzt, um sie richtig zu erkennen und zu würdigen. Eben weil ihm die Kraft und Tiefe der Empfindung fehlt, hat sich die natürliche Anlage zu scharfer und feiner Beobachtung in ungewöhnlichem Grade ausbilden

können. Auch ist sie durch die eigenthümlichen Lebensverhältnisse, in welchen er sich bewegt hat, nicht wenig gefördert worden.

Zwar ruht auf seiner Herkunft ein etwas mysteriöses Dunkel; doch lassen einige hindurchfallende Lichtstrahlen erkennen, daß er als der illegitime und verleugnete, oder doch nicht offen anerkannte Sprößling einer fürstlichen Persönlichkeit des Nordens, von frühester Jugend an gegen die Gefahren seiner zweifelhaften Stellung mit kluger Umsicht hat ankämpfen müssen. Stets genöthigt, auf seiner Hut zu sein, sich gegen Intriguen und verdeckte Angriffe sicher zu stellen, konnte er nicht umhin, seine Umgebung aufmerksam zu beobachten, um so ihre Absichten und Zwecke, ja selbst ihre geheimsten Gedanken zu erforschen. Wozu aber die Verhältnisse antrieben, das gewann allmälig in Folge der Uebung und Gewohnheit ein selbständiges Interesse, welches dann bei dem Mangel jeder anderen stärkeren Neigung im Laufe der Zeit einen fast leidenschaftlichen Charakter gewann. Bald gab es für ihn keinen größeren Genuß, als in der Seele Anderer zu lesen, und wie gleichgültig ihm die Menschen im Uebrigen waren, er bedurfte ihrer doch, um sie kennen zu lernen. Diejenigen freilich, welchen er in seiner nächsten Umgebung begegnete, konnten ihn nicht lange fesseln. Man sieht am Hofe eben nur Herren und Diener, die sich in Wesen und Erscheinung so sehr gleichen, daß die Kenntniß weniger Individuen die der ganzen Gattung einschließt.

Gelangweilt von dem einförmigen Treiben dieser Kreise, ist Wolmar, sobald es anging, aus ihnen heraus- und in den Militairdienst getreten. Hier wurde er mit dem Vater Julien's bekannt, den er durch rechtzeitiges Einschreiten vor einem Schritte bewahrte, welcher ihm voraussichtlich das Leben gekostet haben würde. Die aufrichtige und nachhaltige Dankbarkeit des Barons führt zu einer engeren persönlichen Beziehung. Wolmar fühlt sich zu einem Manne hingezogen, der ihm eine so herzliche Zuneigung beweist, und durch sein Verhalten eine bessere Vorstellung von menschlicher Art und Gesinnung vermittelt, als er in seinem früheren Umgange mit bornirt selbstsüchtigen Hofleuten hat gewinnen können. Ist er bis dahin geneigt gewesen, die Menschen insgesammt für schlecht zu halten, so lehrt ihn jetzt die Freundschaft, daß sie auch gut sein können. Diese Erfahrung, einmal gemacht, setzt natürlich in den Stand, sie vielfach bestätigt zu sehen. Nicht lange, und die Ueberzeugung stellt sich fest, daß der Mensch von Natur weder gut, noch böse sei, sondern was er *ist*, erst in Folge seiner äußeren und inneren Entwicklung, die von Erziehung, Stand, Beschäftigung ꝛc. abhängt, *wird*. Eben darum genügt es, um ihn kennen zu lernen, nicht, ihn von Außen und Oben

her zu betrachten; man versteht ihn nur, wenn man sich wirklich an seine Stelle setzt, mit ihm denkt, fühlt und lebt.

Wolmar hat sich, dieser Ansicht gemäß, den verschiedenen Klassen und Berufsständen des Volkes als thätiges Mitglied angeschlossen, und so allerdings Gelegenheit gehabt, sich eine genaue und umfassende Kenntniß menschlicher Charaktere und Zustände zu erwerben. Zugleich aber sind durch seine praktische Wirksamkeit die Bedürfnisse des Gemüthes, soweit das bei ihm möglich ist, lebendig geworden. Sie hat ihn aus der Sphäre allgemeiner Gedanken und objectiver Anschauungen in das Gebiet des subjectiven Lebens versetzt und mit dem lebhafteren Bewußtsein der Persönlichkeit auch das schmerzliche Gefühl der Einsamkeit wachgerufen. Er ist inne geworden, daß er allein steht in der Welt, und kann sich um so weniger einer gewissen Trauer erwehren, da er das Alter herannahen und den Freund in den Schooß seiner Familie zurückkehren sieht. Dieser aber, mit seinem inneren Zustande vertraut, weist auf die Tochter hin, die denn auch bei der ersten Begegnung einen tiefen Eindruck auf ihn macht. Zum ersten Male wird der kühle, nüchterne Mann von einer Neigung ergriffen, die an sich ohne besondere Stärke, doch dadurch eine große, fast beherrschende Macht gewinnt, daß sie von keinen anderweitigen Interessen oder Affektionen geschwächt oder abgelenkt wird. Auch lebt sie unverändert in seinem Herzen fort, als er nach einer mehrjährigen Abwesenheit in das Haus des Freundes zurückkehrt.

Freilich entgeht es seinem Scharfblicke nicht, daß Julie außer Stande ist, seine Neigung zu erwiedern. Er sieht gar bald, daß sie einen Andern liebt und diese Liebe jede andere ausschließt. Er kann daran um so weniger zweifeln, da er aus den Briefen St. Preux', die ihm der Vater mittheilt, die ganze Gewalt der Leidenschaft kennen lernt, welche die beiden jungen Leute gefangen hält. Natürlich erfährt er aus ihnen auch, wie weit ihre Beziehungen bereits gediehen sind. Daß sie Bedenken erregen, versteht sich von selbst; doch ebenso begreiflich ist, daß der Anstoß leicht überwunden wird. Die bloße Thatsache, daß Julie sich schon einem Andern hingegeben, kann für ihn keine große Bedeutung haben; sein Alter, seine Denkweise, die Natur seiner Neigung machen das unmöglich. Ihn treibt keine jugendliche Leidenschaft, die den ganzen Menschen ausschließlich für immer besitzen will; er sucht lediglich eine treue Gefährtin des Lebens, mit welcher ihn aufrichtige Achtung und gegenseitiges Wohlwollen verbinden mag. Daß Julie ihm dies sein kann, unterliegt keinem Zweifel. Ihre erste Liebe bürgt dafür, daß keine zweite Macht über sie gewinnen wird, und die persönliche Kraft, von welcher ihre Leidenschaft zeugt, läßt hoffen, daß sie dieselbe wird überwinden können.

Dies aber ist nöthig, wenn sie die innere Ruhe, den Frieden des Herzens wiederfinden soll. Wolmar kennt den Baron hinlänglich, um zu wissen, daß auch seine Fürsprache erfolglos bleiben würde. Dächte er anders, er würde es an ihr wohl nicht fehlen lassen, wenn ihn auch die eigene Neigung vielleicht in der Ansicht bestärkt, daß Julien's Glück am Ende an seiner Seite mehr gesichert sei, als in der Verbindung mit dem Geliebten.

Fragt es sich doch sehr, ob dieser als ihr Gatte sie befriedigen könnte und würde. Die leidenschaftliche Liebe verbürgt keineswegs eine glückliche Ehe; sie ist an sich sogar unfähig, eine solche zu begründen, weil ihre subjective Natur dem objectiven Charakter der ehelichen Gemeinschaft widerspricht. Wie es scheint, liegt dieser Gedanke auch dem alten Baron nicht ferne; die liebevolle Rücksicht auf das wahre Wohl der Tochter mochte so in seinen eigenen Augen die rücksichtslose Härte des aristokratischen Sinnes rechtfertigen. Jedenfalls hat Wolmar nicht Unrecht, wenn er glaubt, daß Julie sich aus ihrer traurigen Lage nur durch eine innere Erhebung befreien könne. Er sieht eben so richtig voraus, daß sie die dazu erforderliche Kraft in sich finden werde, wenn die Uebernahme einer hohen und heiligen Pflicht sie nöthige, dieselbe geltend zu machen. Freilich wird sie, in die neue Stellung eingetreten, der rücksichtsvollsten Schonung und einer milden, verständigen Leitung bedürfen. Die aber ist er fähig und entschlossen, ihr zu widmen; sein fester Glaube an ihren inneren Werth wird auch ihr Vertrauen zu sich selbst erhalten und nähren; seine ruhige Umsicht, sein gleichmäßiges Wohlwollen aber Alles darbieten, was sie auf ihrem Wege fördern mag, und fernhalten, was sie stören könnte. Kein Zweifel, daß sie so allmälig sich wiederfinden, das Glück ihres Lebens neubegründen und auch dem Manne, an dessen Seite ihr dies möglich geworden, eine achtungsvolle und herzliche Theilnahme schenken wird.

In der That sind die Hoffnungen Wolmar's in vollstem Maße erfüllt worden. Julie ist in der Verbindung mit ihm so glücklich, wie sie es nach ihrem verfehlten Jugendleben sein kann; die Vergangenheit mit ihren Irrungen und Leiden liegt abgeschlossen hinter ihr; Herz und Sinn befriedigen sich in den süßen Pflichten und schuldlosen Freuden, welche die Gegenwart in ihrem ruhigen, gleichmäßigen Verlaufe der geehrten Gattin und geliebten Mutter darbietet. Freilich merkt man es dieser Befriedigung an, daß sie die Entsagung zu ihrer Voraussetzung hat. Sie entspringt nicht aus der frischen, sprudelnden Quelle des persönlichen Lebens, und entbehrt daher der energischen Freude, welche die Erfüllung der eigensten Wünsche und Neigungen zu begleiten pflegt. Sie erscheint aber andererseits, weil sie frei ist von der unmittelbaren Beziehung auf

die eigene Person, um so höher und reiner. Wenn sie auf eine gewisse Schwächung der ursprünglichen Lebenskraft hinweist, so verräth sie doch zugleich eine seltene Erstarkung des idealen Sinnes, der sich über die persönlichen Interessen erhebt, um lediglich in der thätigen Fürsorge für Andere den Zweck und die Aufgabe des Daseins zu finden.

Das Glück, dessen sich Julie erfreut, fließt ihr allein aus der Beglückung ihrer Angehörigen zu, die zu steigern sie unausgesetzt bemüht ist. Sich selbst gleichsam abgestorben, führt sie ein Leben uneigennütziger Hingebung, welches sie, obgleich es sich in einem bestimmten Kreise irdischer Interessen bewegt, doch fast der Erde entrückt und in eine höhere Sphäre hinaufhebt. Nicht als ob sie irgend geneigt wäre, sich sentimentalen Träumen oder einer schwärmerischen Himmelei zu überlassen. Davor bewahrt sie ihr einfach gesunder Sinn, der zur verständigen Reflexion geneigte Geist, wie der angeborene Trieb zu einer geordneten praktischen Thätigkeit. Sie ist im Grunde zu fromm, zu tief durchdrungen von den ernsten großen Wahrheiten der Religion, um an den leeren Spielereien der frömmelnden Phantasie Gefallen zu finden. Auch ist es die religiöse Vertiefung, aus welcher ihre sittliche Erhebung hervorging, die ihr die Kraft giebt, sich auf der erreichten Höhe zu behaupten. Ihr fester Glaube an die höhere Natur und Bestimmung des Menschen setzt sie in den Stand, die Anwandlungen persönlicher Schwäche zu überwinden, und die lebendige Hoffnung des himmlischen Lebens läßt sie das irdische mit heiterem Gleichmuthe hinnehmen, zugleich aber Alles aufbieten, um dasselbe in ihrem Kreise seinem ewigen Ur- und Vorbilde gemäß zu gestalten.

Indeß wie sehr es ihr auch gelungen ist, sich ein neues und würdigeres Dasein zu begründen, die natürlichen Wirkungen ihres früheren Lebens hat sie doch nicht ganz aufheben können. Die Leidenschaft ist zwar erstorben, lebt aber in der Erinnerung wenigstens noch fort; sie hat ihre Macht verloren, doch die Furcht vor ihr ist zurückgeblieben. Und diese unterhält ein gewisses Mißtrauen in die eigene Kraft, welches Julie zu keiner vollen, freudigen Sicherheit kommen läßt. Eben darum hat sie bisher nicht gewagt, ihrem Gatten, den sie nur unvollständig unterrichtet glaubt, mit dem ganzen Umfange ihrer Verirrung bekannt zu machen. Oft schon hat es sie gedrängt, ein rückhaltloses Geständniß abzulegen. Doch sie hat sich nicht dazu entschließen können; stets ist ihr im entscheidenden Augenblicke das Wort auf den Lippen erstorben. Daß sie damit den Mann, welcher ihr selbst ein unbegrenztes Vertrauen beweist, in beständiger Täuschung über sich erhält, empfindet sie schmerzlich genug. Indeß ist die natürliche Scheu um so wirksamer, da sie durch die verständige

Ueberlegung unterstützt wird. Auch die Freundin hält dafür, daß ein offenes Geständniß das bestehende glückliche Verhältniß nicht fördern, wohl aber ernstlich stören könne. Julie beschließt daher immer wieder, dasselbe auf eine spätere Zeit zu verschieben, wiewohl das Geheimniß fort und fort schwer auf ihrer Seele lastet.

Eine andere, nicht minder drückende Sorge, welche sie als ein Erbtheil der Vergangenheit durch das Leben begleitet, ist die um den fernen Geliebten. Er hat, seitdem er sich vor vier Jahren einschiffte, nichts mehr von sich hören lassen. Die unbestimmten und bedenklichen Nachrichten aber, welche über die Expedition von Zeit zu Zeit in Europa umliefen, waren wohl geeignet, die ernstesten Besorgnisse um das Schicksal ihrer Theilnehmer zu erregen. Man erfuhr, daß die kleine Flotille im Kampfe mit den Elementen den größten Theil ihrer Schiffe und ihrer Bemannung verloren habe; man durfte mit Recht befürchten, daß auch der Rest einem sicheren Untergange entgegengehe. Jedenfalls hatte Julie keinen Grund zu der Hoffnung, daß, wo so Viele zu Grunde gegangen, St. Preux sich unter den Geretteten befinden werde. Vielmehr mußte ihr sein Tod um so wahrscheinlicher dünken, da er bei der verzweifelten Stimmung, in welcher er die Reise antrat, sich schwerlich bemüht haben werde, ihn abzuwehren. Auch zweifelt sie kaum daran, daß Sturm, Krankheit, vor Allem Schmerz und Gram die Tage seines Lebens verkürzt haben. Gewiß ist das freilich nicht, aber eine geheime Ahnung sagt ihr, daß dem so sei. Ist doch der Geliebte für sie wirklich todt, auch wenn er noch lebte; er kann ihrem Herzen, das sich von ihm frei gemacht und doch mit ihm verbunden bleibt, nur noch wie ein Abgeschiedener gegenwärtig sein. Daß er ihm so in einem verklärenden Lichte erscheint, ist natürlich, und mag den Schmerz über seinen Verlust in etwa mildern. Doch je höher der Werth ist, welchen sie ihm in liebender Erinnerung beilegt, um so peinlicher wird zugleich der Vorwurf, daß der treffliche, vielversprechende junge Mann, wenn nicht durch ihre Schuld, so doch um ihretwillen einem frühen und vorzeitigen Tode zugeführt worden.

Zum Glück hat dies Mal die innere Stimme Unrecht. Eben erst hat Julie die Freundin, welche inzwischen Wittwe geworden, nochmals gebeten, sie mit ihrem schwankenden Sinne und ihren trüben Gedanken nicht länger allein zu lassen, und diese ihr mitgetheilt, daß sie bereits die nöthigen Anordnungen getroffen habe, um sich mit der einzigen Tochter ihrem Familienkreise für immer anzuschließen, da meldet auch St. Preux seine Rückkehr. Er ist so glücklich gewesen, auf dem einzigen Schiffe der Expedition, welches sich dem Untergange zu entziehen vermochte, wohlbehalten die heimathliche Küste zu erreichen, und bittet nun um die Erlaubniß, Julie, für die er nur noch

die Gefühle eines Freundes zu haben glaube, wiedersehen zu dürfen. Wolmar ist sofort bereit, dieselbe zu ertheilen. Julie widerstrebt zwar eine Weile; sie erschrickt vor der drohenden Nähe des Geliebten, dessen frühere Macht über sie der Gatte doch nicht in ihrem ganzen Umfange kennt, jetzt aber nothwendig kennen lernen muß. Es wird Wolmar indeß nicht schwer, sie zu beruhigen und für die Erfüllung ihrer eigenen geheimen Wünsche zu gewinnen. St. Preux mag kommen; man vertraut ihm, wenn er selbst seinem Herzen trauen darf; man möchte ihn glücklich sehen, um es selbst ganz sein zu können. In der That ist Wolmar überzeugt, daß eine Trennung der beiden jungen Leute ihnen wesentlichen Nachtheil bringen, ihre Gemeinschaft dagegen, wenn sie anders gefahrlos bestehen könne, für sie, wie für ihn selbst, eine reiche Quelle reinen Lebensglückes erschließen werde. Er sieht sehr wohl, daß sie zu innig mit einander verbunden sind, als daß sie sich getrennt nicht stets vermissen sollten, und er weiß, wie sehr die tiefe Liebe, welche in ihren Herzen wohnt, nun die Gluth der Leidenschaft erloschen ist, sie erheben und erfreuen kann. Er zögert daher nicht, St. Preux bei sich aufzunehmen. Darf er doch Julien's vollkommen sicher sein; ob auch ihres Freundes, das ist freilich eine andere Frage, die nur die nächste Zukunft beantworten kann, aber auch, er zweifelt vorläufig nicht daran, bejahen wird.

Der Ausgang beweist, daß seine Zuversicht wohl begründet war. Zwar kann sich St. Preux einer gewaltigen Aufregung nicht erwehren, als er sich der Wohnung seiner Geliebten nähert. Eine unbeschreibliche Angst ergreift ihn; es ist, als schrecke die tiefe, langgenährte Sehnsucht vor dem Augenblicke zurück, in welchem sie erfüllt werden soll. Ebensowenig ist er im Stande, das namenlose Entzücken zu mäßigen, mit welchem er die in die Arme des geliebten Freundes sinkende Julie geraume Zeit umfangen hält. Doch bald kehrt die Ruhe zurück; die Frau an der Seite des Gatten, vor Allem die Mutter in Mitten ihrer Kinder drängt die Geliebte in den Hintergrund. Wird er auch bei ihrem Anblicke schmerzlich an das erinnert, was er verloren hat, das offene Vertrauen, die herzliche Freundschaft, welche man ihm von allen Seiten entgegen bringt, nimmt doch dem Schmerze seine Bitterkeit und bietet für den Verlust einen reichen, wenn auch ungenügenden Ersatz. Auch sind Zeit und Leben an dem eigenen Herzen nicht wirkungslos vorübergegangen. Zwar liebt er Julie ebenso innig, wie früher, doch ist diese Liebe eine andere geworden. Sie fällt nicht mehr unmittelbar mit ihrem Gegenstande zusammen, ist nicht mehr so unbedingt eines mit ihm, daß er nicht zum Object einer freien, selbständigen Beobachtung werden könnte. St. Preux ist schon unbefangen genug, die Julie der Gegenwart mit dem Bilde

zu vergleichen, welches er von ihr aus früheren Tagen in sich trägt; er kann sich die Geliebte bereits verändert vorstellen. Damit ist aber die unwiderstehliche Macht, welche sie vordem über ihn ausübte, gebrochen, zumal sie dieselbe mit seinem Freunde Mylord theilen muß.

Wolmar darf mit den nächsten Wirkungen des Zusammentreffens zufrieden sein. Er sieht, daß St. Preux im Grunde Herr seiner Empfindungen, wenn auch noch keineswegs im Stande ist, sie mit bewußter Sicherheit zu beherrschen. Kein Zweifel, daß auch das erreicht werden wird, wenn nur die nunmehrigen Freunde sich entschließen, ohne allen Zwang offen mit einander zu verkehren. Ein zurückhaltendes Benehmen, ein ängstliches Heimlichthun würde vielleicht die Gefahr heraufbeschwören, welche es abwehren soll. Geben sie sich, wie sie sind, so ist nichts zu befürchten; es kommt eben nur darauf an, daß sie selbst des Vertrauens gewiß werden, welches sie zu sich haben dürfen. In dieser Ueberzeugung bietet Wolmar Alles auf, dem persönlichen Verkehre der Beiden eine möglichst freie, ungezwungene Bewegung zu geben. Es stört ihn dabei nicht, daß St. Preux ihm gegenüber ein kaltes, zurückhaltendes Benehmen beobachtet. Er würde es im Gegentheil mit Recht verdächtig finden, wenn der junge Mann schon jetzt gegen den Räuber seines Glückes eine freundschaftliche Gesinnung hegen oder erheucheln könnte.

Nicht ganz so unbedenklich erscheint der Freundin Julien's das neue Verhältniß. Sie hat zwar aus ihren Mittheilungen die durchgreifende Aenderung erkannt, welche in ihren Gefühlen für St. Preux eingetreten ist, und darf ihr daher mit gutem Gewissen eine größere Zuversicht empfehlen. Indeß hält sie es doch, zumal sie selbst noch nicht zur Stelle sein kann, für rathsam, daß die Freundin ihr den jungen Mann für eine kurze Zeit überläßt. Vielleicht bedarf er in seiner immerhin schwierigen Lage der Ermunterung und des Rathes; vielleicht auch — denkt sie, ohne es grade zu sagen — hat er das Bedürfniß, sich auszusprechen und dem gepreßten Herzen, das vielleicht von schmerzlichen Erinnerungen an die Vergangenheit erfüllt ist, Luft zu machen. Vor der Geliebten darf er diesem natürlichen Drange nicht nachgeben; geschähe es dennoch, und der zwanglose, trauliche Umgang könnte leicht dazu Anlaß geben, wer weiß, ob nicht das Mitgefühl seine frühere verderbliche Macht wiedergewinnt? Was aber Julien verborgen bleiben muß, die Freundin kann es ohne Gefahr anhören. Auch wird sie den gemeinsamen Liebling schon zu trösten wissen. War er ihr doch stets noch etwas mehr als Freund, und nun ihr Gatte nicht mehr ist, steht er ihr näher, als irgend ein Anderer. Ja, es scheint fast, als ob die reizende junge Wittwe, freilich ohne es zu wissen und zu wollen, an ihm doch auch ein selbständiges Interesse nimmt. Gewiß hat sie nur die Absicht, der Freundin gleichsam als Schild zu

dienen, der die sie bedrohenden Liebespfeile auffangen soll. Die Vermuthung liegt aber nahe, daß die herzliche Zuneigung, welche sie früher für den gemeinsamen Freund hegte, damals aber gerne und leicht überwand, auch in ihrer ehelichen Verbindung, die ohne tieferen Herzensantheil geschlossen und bald wieder gelöst wurde, nicht erloschen ist, und sich jetzt, wo sie ohne Beeinträchtigung der Freundin aufleben darf, unwillkürlich geltend macht. Wenn sie aber im Geheimen mitwirkt, so wird, was Clara selbst nicht ahnt, schwerlich ein Anderer als die Freundin errathen, am wenigsten St. Preux, der nur für die Geliebte und für Mylord fühlt und lebt. Ihm ist der ungestörte Verkehr mit der Vertrauten früherer Tage nur deshalb erwünscht, weil er ihm Gelegenheit bietet, den mannichfachen Empfindungen und Erinnerungen, welche ihn erfüllen, ungehemmten Ausdruck zu geben. Auch kehrt er mit leichterem Herzen, freieren und offneren Sinnes zu Julien zurück. Die Vergangenheit beunruhigt ihn nicht weiter; er kann sich fortan des reinen Glückes freuen, welches ihm die Gegenwart im vertraulichen Umgange mit seiner Freundin gewährt. Was noch von der alten Liebe und ihrem leidenschaftlichen Drange übrig ist, das verliert sich in der Achtung, ja Bewunderung, die er der Mutter und Hausfrau in um so höherem Grade zollen muß, je länger und aufmerksamer er ihr sorgliches Walten in Haus und Familie beobachtet. Verdient doch auch dieses Hauswesen, wie es von Julien und ihrem Gatten geschaffen worden und geleitet wird, schon um seiner selbst willen, daß man ihm bis in das geringfügigste Detail eingehende Beachtung schenkt. Da ist Alles nach so einfachen natur- und vernunftgemäßen Grundsätzen, und doch zugleich so praktisch angemessen geordnet, daß der Zweck einer solchen Einrichtung, das allseitige Wohlbefinden sämmtlicher, auch der dienenden Hausgenossen, vollständig erreicht wird. Man begreift, daß St. Preux sich gedrängt fühlt, dem Freunde eine warme, lebendige Schilderung dieser schönen Häuslichkeit zu entwerfen, zumal Mylord die Absicht hat, sich demnächst einen eigenen Herd zu gründen.

Wolmar aber sieht mit Vergnügen, wie gut sich sein einstiger Rivale in die neuen Verhältnisse zu finden weiß. Er zweifelt nicht länger, daß die Liebe der Beiden sich in eine rein freundschaftliche Beziehung umgewandelt hat, und ihre intime Gemeinschaft für sie durchaus gefahrlos ist. Sie selber indeß sind dessen noch nicht eben so gewiß; das zeigt die fortdauernde Unsicherheit ihres Benehmens, die auch schwerlich schwinden wird, so lange die stete Gegenwart des Barons sie hindert, der Entbehrlichkeit jeden äußern Schutzes inne zu werden. Bleiben sie eine Weile sich selbst überlassen, so werden sie schon die Einsicht gewinnen, daß sie sich unbedingt vertrauen dürfen. Dahin aber muß es kommen, denn schon längst trägt sich Wolmar

mit dem Plane, den jungen Freund dauernd an Haus und Familie zu fesseln. Seine wohlwollende Sorge für ihn ist nicht so ganz uneigennützig, wie es den Anschein hat. Es entspricht seiner Denkweise, die Begründung des fremden Glückes zu einem, zwar nicht mit Absicht ergriffenen, wohl aber von selbst wirksamen Förderungsmittel der eigenen Interessen zu verwenden. Nichts aber liegt ihm mehr am Herzen, als die Erziehung seiner Kinder. Und wer könnte mehr geeignet sein, diese zu leiten, als St. Preux, welcher, abgesehen von seiner pädagogischen und wissenschaftlichen Befähigung, in seinen Zöglingen stets die Mutter sehen und sie mit gleicher Liebe umfassen wird? Gewiß ist die Absicht des Barons ebenso vernünftig, wie edel und hochherzig. Ob sie aber ausführbar sein wird, hängt zum Theil von dem Ausfalle der Probe ab, auf welche er das Selbstvertrauen der jungen Leute schon jetzt stellen zu dürfen glaubt.

Julie erschrickt zwar, als sie hört, daß ihr Gatte durch dringende Geschäfte genöthigt ist, auf kurze Zeit zu verreisen. Doch ihre Versuche, ihn zum Bleiben zu bewegen, sind fruchtlos; sie muß sich mit ihren neuerwachenden Besorgnissen an die Freundin wenden. Zweifelt sie auch nicht an ihrem Herzen, so mißtraut sie doch vor wie nach ihrer Einsicht; der Glaube an sich selbst, einmal erschüttert, entbehrt für immer der festen Zuversicht. Leider ist Clara noch immer nicht in der Lage, der Freundin Gesellschaft zu leisten. Sie muß sich noch eine Zeit lang gedulden; ihre Furcht aber mag sie nur immer ablegen. Doch ist es vielleicht rathsam, daß sie dem Tête à Tête mit ihrem Freunde, wenigstens zu Hause, möglichst ausweicht; draußen, in der freien Natur, wo Menschen und Dinge beständig den Blick ablenken, wird sie sich sicherer fühlen. Da ist ja der reizende See in nächster Nähe; was könnte angenehmer und zugleich zweckmäßiger sein, als seiner Aufforderung zu Spazierfahrten recht oft Folge zu leisten?

Der Rath ist gut, und Julie versäumt nicht, ihn zu befolgen. Daß sie damit die Gefahr heraufbeschwört, welcher sie zu entgehen glaubt, ist eben eine jener ironischen Wendungen, in welchen das Schicksal oder der Zufall mit den Menschen zu spielen liebt. Man hat sich auf einer dieser Fahrten recht weit von dem heimathlichen Ufer entfernt; an dem eben noch so heiteren Himmel ziehen Wolken auf, und die glatten Wellen des See's fangen an, in eine bedenkliche Aufregung zu gerathen; ein Unwetter ist im Anzuge, wie es nicht selten über diese sonst so stille, freundliche Gegend plötzlich hereinbricht. Noch ist es wohl Zeit, ihm zuvorzukommen, wenn nur die Rückfahrt schleunigst angetreten wird. Doch man hat sich getäuscht; kaum auf der Mitte des See's, hat das leichte Fahrzeug bereits mit der vollen Gewalt der empörten Elemente zu kämpfen. Sie scheinen

der Anstrengungen zu spotten, in welchen St. Preux, seinen und der Geliebten Untergang vor Augen, seine Kräfte erschöpft. Es bleibt am Ende nur übrig, sich willenlos dem Spiele der Winde und Wellen zu überlassen. Sie können das Boot jeden Augenblick zerbrechen oder mit sich in die Tiefe reißen. Zum Glück treiben sie es dem Lande zu, und es gelingt, den festen Boden des Ufers zu erreichen. Die Stelle aber, an welcher man landet, hat für St. Preux wenigstens ein besonderes Interesse. Er sieht sich am Fuße jener wildromantischen Felsen von Meillerah, unter welchen er einst, von hoffnungsloser Sehnsucht fast zur Verzweiflung getrieben, umherirrte. Der Wunsch, diese Leidensstätte früherer Tage nochmals an der Seite der Freundin zu durchwandern, erwacht, und er mag um so eher erfüllt werden, da der Sturm zwar vorüber, der See indeß noch keineswegs beruhigt ist.

Man steigt hinauf, nachdem man sich kaum von der Aufregung und dem Schrecken der eben bestandenen Gefahr in etwa erholt hat. Die wilde, einsame Felsenwüste ringsum ist in ihrer ernsten Größe nur geeignet, die abgespannten Lebensgeister noch tiefer herabzudrücken. In St. Preux weckt sie mit der Erinnerung an die leidvollen Tage, die er vor Zeiten in ihr verlebt, auch alle die Empfindungen wieder auf, welche ihn damals beherrschten. Ist doch seine Lage dieselbe geblieben; immer noch liebt er Julie mit der gleichen Kraft und Innigkeit, und wieder ist sie ihm nahe, ja näher als damals, nicht blos dem Raume nach, sondern auch innerlich. Denn er ist in letzter Zeit mehr wie je der Vertraute ihrer Seele geworden; sie hat ihm selbst gestanden, daß sie, wie anders das auch scheine, doch nicht glücklich ist, daß sie beständig trauert um den Gatten, dessen Unglauben sie beklagen muß, und doch nicht beseitigen kann. Nichts aber schärft mehr das Gefühl des eigenen Unglücks, als die Wahrnehmung, daß auch der Geliebte leidet. Und wie glücklich hätte man sein können, wären Vorurtheil und Eigensinn nicht hemmend in den Weg getreten. Kein Wunder, daß St. Preux dem Sturme in seiner Brust nicht mehr gebieten kann, daß er in laute Klagen voll bitteren Schmerzes ausbricht. Auch Julie ist tief erschüttert, doch bleibt sie ruhig und besonnen genug, zum schleunigen Aufbruche von einem Orte zu mahnen, wo längeres Verweilen die Frucht vieljähriger Mühen zu vernichten droht. Willenlos folgt der Freund, und wenn auch auf der Heimfahrt verzweifelte Gedanken und Entschlüsse in ihm auftauchen, bei dem Anblick der Geliebten, die nicht weniger leidet als er selbst, müssen sie dem stummen, in Thränen ausbrechenden Schmerze weichen.

Die Gefahr ist vorüber; daß sie aber Julie mit neuer Besorgniß erfüllt, läßt sich denken. Sie ruft den Gatten, der sie nicht hätte ver-

lassen sollen, alsbald in ihre Nähe zurück. St. Preux aber findet, trotz, wohl auch wegen der maßlosen Heftigkeit, mit welcher die alte Leidenschaft auftrat, seine Ruhe schnell genug wieder. Bald sieht er in dem Vorgange den Eintritt einer nothwendigen Krisis, die er nun glücklich bestanden, und deren Wiederkehr er kaum noch zu fürchten habe. Indeß ist es doch gut, daß der Freund ihn gerade jetzt ernstlich mahnt, seinem Denken und Leben einen anderen Inhalt zu geben. Es ist allerdings für ihn an der Zeit, ein „Mann und Herr seines Herzens“ zu werden, sich einer objectiven Betrachtung der Menschen und Dinge hinzugeben, und statt immer nur in persönlichen Empfindungen und Vorstellungen, zu eigener Qual und ohne Nutzen für Andere, seine Tage zu verträumen, sich endlich einmal zu einem frischen, werkthätigen Leben aufzuraffen. Mylord selbst bedarf seines Beistandes, und zweifelt nicht, daß der Freund bereit sein werde, wenn er demnächst erscheine, um ihn mit sich zu nehmen.

Auch wird er sich in dieser Erwartung nicht getäuscht finden. St. Preux kann jetzt mit voller innerer Freiheit dem Freunde seine aufopfernde Liebe durch eine gleich unbedingte Hingebung vergelten. Wolmar hat ihn über den Zustand seines Innern vollständig aufgeklärt, und seine bisher noch schwankende Meinung zur Gewißheit erhoben. Er weiß jetzt, daß er Julie nur noch in der Erinnerung liebt, und der Schmerz um ihren Verlust lediglich in der Phantasie fortlebt. Damit sind auch die Schranken gefallen, welche ihn bis dahin von dem „Räuber seines Glückes“ getrennt hielten. Fortan erkennt er in ihm den hochherzigen Förderer seines wahren Wohles, dem er sich in aufrichtiger Freundschaft verbunden fühlt. Natürlich gewinnt nun der häusliche Kreis, in welchen auch Clara endlich eingetreten, erhöhten Reiz, denn mit dem einzigen störenden Elemente, welches er in der Person des alten Barons d'Etange in sich schließt, söhnt sich St. Preux leicht und gerne aus. Wolmar bemerkt mit Vergnügen, daß sein junger Freund auch diese bedenkliche Probe seiner Sinnesänderung glücklich besteht. Das nächste Ziel, welches er bei seiner Aufnahme in's Auge faßte, ist erreicht, und er darf hoffen, daß auch sein weiterer Plan sich werde ausführen lassen. Den ersten Anspruch hat freilich Mylord, den St. Preux auf seiner bevorstehenden Reise nach Italien wird begleiten müssen. Da sich dessen Ankunft indeß verzögert, kann sich sein Gefährte noch längere Zeit der beglückenden Gemeinschaft mit Julien und ihren Angehörigen erfreuen, und die früher begonnenen Schilderungen ihres häuslichen Lebens durch neue reizende Bilder vervollständigen.

Doch endlich schlägt die Stunde der Trennung. Mylord trifft ein, und der Freund, wie schwer es ihm auch wird, sich loszureißen, ist bereit, ihm zu folgen. Weiß er ja, daß ihm die Rückkehr zu jeder

Zeit offen steht. Auch mag ihn die Aussicht auf sie um so eher ermuthigen, da Mylord, von den Absichten Wolmars unterrichtet, ihn bald nach der Abreise mit der ehrenvollen Stellung bekannt macht, welche dieser ihm in seiner Familie zugedacht hat. Ein Zufall aber regt nochmals für eine Weile alle die schmerzlichen Empfindungen auf, welche er für immer überwunden glaubte. In Villeneuve, wo man übernachtet, wird ihm dasselbe Zimmer angewiesen, welches er einst nach der ersten Trennung von Julien bewohnte. Noch ergriffen von dem vorausgegangenen Abschiede, bewegt auch durch die Mittheilungen des Freundes, erfährt er von Neuem den mächtigen Einfluß, welchen der Ort durch die Erinnerungen, die sich an ihn knüpfen, auf ein tieferes Gemüth ausübt. Wieder übermannt ihn das Gefühl seines Unglücks; es ist um so bitterer, da er nicht einmal das Recht hat, sich ihm hinzugeben. Julie ist zufrieden, glücklich; wie dürfte er um ihren Verlust trauern? Ihm bleibt auch der Trost versagt, welchen der Leidende in seinen Klagen und Thränen zu finden pflegt. Der Schmerz, verhindert, sich Luft zu machen, geht momentan in eine Wuth über, die selbst seinen Gegenstand trifft. Wäre Julie todt! er könnte dann doch der Trauer um sie ohne Rückhalt nachgeben, und den Leidenskelch mit der Lust des Schmerzes austrinken.

Ein frevelhafter Wunsch, dem die Erfüllung bald genug zu folgen scheint. Was er sich wachend vorgestellt, St. Preux sieht es im Traume verwirklicht. Wiederholt taucht das Bild der Geliebten vor ihm auf, wie sie leblos da liegt, das Antlitz und die ganze Gestalt mit dem weiten, weißen Todesschleier verhüllt. Eine unüberwindliche Angst überfällt ihn; was er gesehen, es war zu deutlich, zu lebendig, als daß es ein bloßes Traumgebilde sein könnte. Mylord versucht ihn zu beruhigen, doch vergeblich; es bleibt nur übrig, schleunigst die Rückfahrt anzutreten, damit er sich durch den Augenschein von den Schrecken der Vision befreie. Sie weichen denn auch sofort, als er, ohne selbst bemerkt zu werden, Julien in Gesellschaft der Freundin, wie immer gesund und munter wiedersieht. Vollkommen beruhigt, aber auch der grundlosen Besorgniß sich schämend, entfernt er sich, wie er gekommen. Clara aber, welcher er diese Vorgänge mittheilt, macht es ihm zum Vorwurfe, daß er in seiner vermeintlichen Stärke so schwach gewesen, nicht einzutreten; so nur habe er den bösen Zauber des Traumgesichtes völlig brechen können, das sie nunmehr bis zu seiner Rückkehr verfolgen werde.

Inzwischen setzen die beiden Freunde ihre Reise ohne weitere Störung fort. Schon ist St. Preux mit dem Zwecke derselben bekannt; Mylord will die bedenklichen Beziehungen, welche ihn seit längerer Zeit an Rom fesseln, unter Mitwirkung des Freundes zu lösen suchen. Es sind allerdings recht wunderliche, romantische Ver-

hältnisse, in die sich der anscheinend so kühle und verständige Lord verstrickt hat[45]). Als er sich vor Jahren zum ersten Male in Rom befand, lernte er dort eine neapolitanische Marquisin kennen, die durch Schönheit und Geist seine Neigung gewann, während sie selbst für ihn in leidenschaftlicher Liebe entbrannte. Da das reizende Weib, obwohl ihr im Auslande weilender Gatte noch lebte, sich hingerissen von ihrem sinnlichen, durch keine edleren Empfindungen oder sittlichen Grundsätze gezügelten Temperamente, als Wittwe gerirte, nahm er keinen Anstand, mit ihr in die intimste Gemeinschaft zu treten. Sobald er indeß erfährt, daß sie einem Anderen angehört, entsagt er dem leiblichen Umgange, ohne deßhalb den persönlichen Verkehr abzubrechen. Natürlich versucht sie, das frühere Verhältniß herzustellen, doch alle ihre Künste, die sie in reichstem Maße aufzubieten hat, scheitern an der Festigkeit seines Willens. Sie muß sich am Ende, will sie ihn nicht ganz von sich entfernen, mit seiner platonischen Liebe begnügen, deren reinerer und zarterer Charakter allmälig doch auch die eigene Leidenschaft mäßigt, und selbst ihren, von Hause aus gemeinen Sinn zu veredlen scheint. Wenigstens geht sie zu einem Schritte über, der eben so sehr für eine gewisse Größe der Denkweise, wie für die innere Kraft ihrer Liebe zeugen kann.

Darf sie nun einmal den Geliebten nicht selbst besitzen, so soll er darum den Genuß des Weibes, welcher ihm doch auch wohl Bedürfniß ist, nicht entbehren. Mag er sich der Reize einer Anderen erfreuen, wenn nur sie es ist, die ihm dieselben vermittelt. In der That führt sie ihm eine junge, hübsche Courtisane zu, und erreicht damit beinahe, was sie, mit dem Charakter Mylords hinlänglich vertraut, vielleicht erreichen w o l l t e. Das großmüthige Anerbieten verfehlt nicht, auf ihn einen tiefen Eindruck zu machen; er fühlt sich gedrängt, eine so liebevolle Entsagung durch eine volle Hingebung zu vergelten. Doch der sittliche Wille ist stärker, als die neubelebte Neigung; die Versuchung, wenn es eine war, geht vorüber. Die Folge aber hat sie doch, daß die Marquise, spielte sie wirklich ein falsches Spiel, für ihre Tücke empfindlich bestraft wird. Mylord kann auf die Dauer den Kampf des Triebes mit dem Gewissen, welchen er in ihrer Nähe beständig zu kämpfen hat, nicht ertragen, und entschließt sich, von dem zu Gebote stehenden Expediens Gebrauch zu machen. Laura aber, die Tochter der Freude, weist, als er sich ihr nahen will, seine Umarmung entschieden zurück. Sie ist in die Rolle, welche sie nur spielen sollte, mit vollem Ernste eingegangen; sie hat den wahren und lebendigen Ausdruck der Liebe, der im Verkehre der Beiden auch in ihrer Gegenwart unverhüllt hervortrat, nicht wahrnehmen können, ohne selbst von ihr ergriffen zu werden. Mit der Liebe aber erwacht in ihr das Bewußtsein ihrer edleren

Natur, die auch durch das schimpfliche Gewerbe, welchem sie sich in Folge äußerer Einwirkungen gewidmet hat, keineswegs zerstört worden ist.

Mylord sieht sich von ihr zurückgewiesen, weil sie ihn wahrhaft liebt, und wiewohl er diese Neigung nicht erwiedern kann, ist er doch weit davon entfernt, sie entweihen zu wollen. Vielmehr sucht er die Gefallene, nun sie sich an ihm wieder aufrichten möchte, auf jede Weise zu stützen. Sie darf sich in dem Kloster, zu welchem sie bald ihre Zuflucht nimmt, unter seinem Schutze, vor den Anfechtungen ihrer früheren Verehrer gesichert glauben. Die Marquise aber, unfähig, die wahre Sachlage auch nur für möglich zu halten, sieht in der neuen Verbindung Mylords einen Beweis seiner Untreue. Die Eifersucht steigert ihre Leidenschaft, zumal die Aussicht auf Befriedigung, welche sich für eine Weile eröffnete, rasch wieder verschwindet. Ihr Gatte, den man von ihren verdächtigen Beziehungen unterrichtet hat, erscheint in Rom, um den Räuber seiner Ehre zur Rechenschaft zu ziehen. Er wird in einem Duelle verwundet, und stirbt bald nachher, vielleicht in Folge dieser Wunde. Mylord wenigstens glaubt sich als seinen Mörder betrachten, und deßhalb auf die nun mögliche Verbindung mit der Wittwe für immer verzichten zu müssen.

Natürlich sucht die Marquise das wahre Motiv dieser Resignation in seiner Beziehung zu Laura. Abermals in ihrer Hoffnung getäuscht, glaubt sie um so fester an den Verrath des Geliebten. Die Wallungen der Leidenschaft wechseln mit Ausbrüchen der Wuth, und neben der glühenden Liebe, welche das eigene Leben für den Besitz des Geliebten hinzugeben bereit ist, wohnt in ihrem Herzen der Haß, welcher in seinem Untergange das Verlangen nach Rache befriedigen möchte. Mylord bedarf seiner ganzen Umsicht und Energie, um alle die gefährlichen Anschläge zu pariren, welche sie gegen ihn und seine Klientin schmiedet. Gewinnt er so einen immer klareren Einblick in das böse, dämonische Wesen dieses Weibes, das Herz kann sich doch nicht trennen von dem, was die Einsicht zu fliehen gebietet. Die tief gewurzelte Neigung will nicht weichen, und der freundschaftliche Verkehr mit der geheimen Feindin besteht unverändert fort. Freilich kann das Herz keinen rechten Antheil mehr an ihr nehmen. Um so leichter wendet es sich Laura zu, die das Interesse Mylord's mit Recht in steigendem Maße an sich fesselt. Liebt er sie auch nicht, so ist doch ihre Liebe zu innig und rührend, als daß sie ihm nicht schmeicheln und sein herzliches Mitgefühl erregen sollte. Die Läuterung des Sinnes, die innere Erhebung, welche sie bewirkt, erfüllen ihn mit Achtung, bald mit Ehrfurcht, vielleicht auch mit einigem Stolz, denn sie ist im Grunde sein Werk, vollzieht sich wenig-

stens in dem Glauben und der Hingebung an ihn. Man begreift, daß er der neuen Magdalena eine immer wärmere Theilnahme widmet. Ob dieselbe am Ende zu einem engeren Anschlusse führen wird, steht dahin. Noch liegt ihm der Gedanke an eine Verbindung ferne; sie wäre ja unstatthaft, wenn auch das Herz sie befürworten könnte.

So befindet sich Mylord ohne Zweifel in einer eigenthümlichen und höchst peinlichen Lage. Er muß eine Liebe nähren, die er nicht zu erwiedern und einer anderen entsagen, die er nicht zu ertödten vermag. Es hilft ihm wenig, daß er zeitweilig Rom verläßt, um sich auf längeren Reisen zu zerstreuen. Er kann die Bande, welche ihn dort fesseln, nicht lösen; sie ziehen sich nur fester zusammen. Zwar vermindert sich im Fortgange der Zeit die Anziehungskraft der Marquise, während Laura immer größere Macht über sein Herz gewinnt. Aber er schwankt doch vor wie nach zwischen Beiden, mag sich weder für die Eine, noch für die Andere entscheiden, möchte zuweilen Beiden entsagen, und kann sich doch von Keiner trennen. Manche Jahre gehen so vorüber, ohne einen Abschluß zu bringen, den das zunehmende Alter doch wünschenswerth macht. Mylord wird des unsteten Lebens allmälig müde; das Bedürfniß, sich einen eigenen Herd zu gründen, macht sich geltend. Es wird fast unwiderstehlich, seitdem er in Julien's Nähe den Reiz und den Segen eines glücklichen Familienlebens kennen gelernt hat. Je dringender aber der Wunsch des Herzens auftritt, um so leichter wird jede Möglichkeit der Erfüllung ergriffen. Unwillkürlich richtet sich sein Blick auf die Büßerin im Kloster. Ihre unbegrenzte Liebe ist dieselbe geblieben, ihre innere Bildung, die des Geistes, wie die des Gemüthes, unausgesetzt fortgeschritten. Er darf mit Recht erwarten, daß sie an seiner Seite ein Leben voll beglückender Hingebung, in ernstem, reinem Streben führen werde.

Freilich sieht er zugleich sehr wohl die weite Kluft, welche sie von ihm scheidet. Ist auch der Pair von England Mensch genug, um die Unterschiede des Standes für gleichgültig zu halten, der Mann von Ehre und Grundsätzen kann es doch mit seiner persönlichen Würde nicht verträglich finden, eine Dienerin gemeiner Lust zu seiner ebenbürtigen Gemahlin zu erheben. Wohl ist er sich dessen bewußt, doch der Zug des Herzens ist zu mächtig, als daß er ihm widerstehen könnte. Maskiren läßt er sich indeß; es pflegt nicht an vernünftigen Gründen zu fehlen, wenn eine unzulässige Neigung ihre Ziele erreichen will. Mylord gesteht sich keineswegs, daß er vorzugsweise Laura's wegen die gegenwärtige Reise antritt. Sie soll vielmehr dazu dienen, den Freund auf eine verfängliche Probe zu stellen. Noch ist ihm fraglich, ob St. Preux einer wahren Freund-

schaft fähig ist, ob er im Stande sein wird, nicht blos das eigene Glück dem des Freundes zu opfern, sondern auch die edlere, bessere Seite im Wesen desselben gegen die Ansprüche einer verderblichen Schwäche nachdrücklich zu vertreten. Er macht ihm daher kein Hehl aus seiner Neigung für Laura, und läßt sogar die Absicht, sich mit ihr zu verbinden, so bestimmt und deutlich hervortreten, daß St. Preux sie als feststehend annehmen muß.

Widersetzt er sich ihrer Ausführung, so läuft er Gefahr, sich den Freund zu entfremden. Auch zerstört er damit die frohe Aussicht auf die eigene glückliche Zukunft, welche ihn im Schooße der Wolmar'schen Familie erwartet. Denn entschlossen, wie er es ist, sich nicht mehr von Mylord zu trennen, darf er nur in dem Falle die Erfüllung seiner Wünsche hoffen, wenn dieser sich wirklich vermählt und seinem Plane gemäß in der unmittelbaren Nähe Wolmar's niederläßt. Die Versuchung zu billigen, was er nicht gutheißen kann, liegt also sehr nahe. Es wird um so schwieriger, sie zu überwinden, da Mylord, welchen er nach der Ankunft in Rom aus den Fesseln der Marquise bald völlig gelöst hat, sich nun um so mehr zu Laura hingezogen fühlt. In der That umstrickt ihn das Netz immer fester, in welchem er den Freund zu fangen meinte. St. Preux sieht mit steigender Besorgniß, wie die Liebe Mylord's stets größere Macht über ihn gewinnt. Schon beherrscht sie ihn in einem Grade, daß er fürchten muß, die Gefühle des Freundes gar zu schmerzlich zu berühren, wenn er ihnen geradezu entgegentreten wollte. Auch kann er nicht umhin, die Achtung und Verehrung zu theilen, welche Mylord dem unglücklichen, edlen Mädchen zollt. Die aufrichtige Anerkennung aber, die er ihr auch in Gegenwart des Freundes zu Theil werden läßt, ist diesem eben so verdächtig, wie die Connivenz, mit welcher er seiner wachsenden Leidenschaft zusieht.

Bedenklicher noch erscheint der nähere Verkehr, den er seit einiger Zeit mit Laura unterhält. Mylord kann bald nicht mehr zweifeln, daß zwischen den Beiden ein geheimes Einverständniß besteht, dessen Grund und Zweck ihm verborgen bleibt. Sollte der Freund gar hinter seinem Rücken das Mädchen für sich zu gewinnen suchen? Schon liebt er sie leidenschaftlich genug, um der Eifersucht Raum zu geben. Inzwischen benutzt St. Preux die Krankheit und den bald folgenden Tod der Marquise, um ihn zu einem Abstecher nach Neapel zu bewegen. Hier erhält er dann den Schlüssel zu dem räthselhaften Benehmen des Freundes. Laura schreibt ihm, wie seine Absicht, ihr die Hand zu reichen, sie beglücke, daß sie aber der Pflicht gehorchend, welche der Freund sie gelehrt, ihm für immer entsage. Eine Aenderung dieses Entschlusses ist unmöglich; sie hat bereits den Schleier genommen. Mylord muß sich die vollendete Thatsache gefallen lassen;

verdrießt sie ihn auch eine Weile, so söhnt er sich doch um so leichter mit ihr aus, da sie im Grunde der eigenen Ueberzeugung entspricht, und der treu erfundene Freund, welcher ihm nochmals Herz und Leben weiht, für die Geliebte ausreichenden Ersatz bietet.

Der Rückkehr nach Vevay steht nun nichts mehr im Wege. Mylord wird den Freund, der sich von ihm nicht trennen mag, dorthin begleiten, und entschlossen, Laura's letzte Bitte, keiner Anderen die Stelle zu gönnen, welche sie selbst nicht habe einnehmen können, zu erfüllen, sich für immer dem Wolmar'schen Familienkreise anschließen. St. Preux darf die freudige Hoffnung hegen, fortan in engstem Verkehre mit Allen, die ihm lieb und werth sind, die Tage seines Lebens in einer erwünschten und ehrenvollen Thätigkeit, ohne Furcht vor weiteren Störungen zu verbringen. Möglich selbst, daß ihn auch das Glück noch erwartet, auf welches er für alle Zeit verzichten zu müssen glaubt. Schon hat der verständige Wolmar den Gedanken an eine Verbindung mit Clara laut werden lassen, Julie aber ihn eifrig ergriffen und sich bemüht, ihn der Verwirklichung näher zu führen. Sie kennt die mehr als freundschaftliche Zuneigung, welche die Beiden verbindet, und ist überzeugt, daß die Ehe ihnen nicht blos eine Quelle dauernden Glückes erschließen, sondern auch ein entschiedenes persönliches Bedürfniß befriedigen werde. Das Wohl der Freunde scheint ihre Vereinigung zu fordern, und die Theilnahme für sie ist groß genug, um den leisen Widerspruch zu beseitigen, welchen das eigene Herz erheben mag.

Ueberdies fühlt sich Julie doch nicht so sicher, daß die in Aussicht stehende beständige Nähe des Geliebten ihre schlummernden Besorgnisse nicht wieder wecken sollte. Ohne Zweifel darf sie ruhiger sein, wenn St. Preux einer Anderen angehört. Ist diese Erwägung auch nicht bestimmend, so wirkt sie doch unwillkürlich mit, als sie nun die Betheiligten für ihren Plan zu gewinnen sucht. Indeß wie klar und vollständig sie auch die Gründe entwickelt, welche ihn der Einen, wie dem Anderen annehmbar machen können, es läßt sich doch erwarten, daß Beide zunächst mit gleicher Entschiedenheit den Vorschlag zurückweisen werden. Auch ist es natürlich, daß St. Preux sich durch ein solches Ansinnen verletzt fühlt, und erst wieder beruhigt, als die Geliebte wenigstens anscheinend den Gedanken aufgiebt. Was aber für jetzt unmöglich, die Zukunft kann es — man fühlt das selbst aus den ablehnenden Antworten heraus — vielleicht doch möglich machen. Freilich sieht Julie nicht, daß sie selbst, ihr eigenes Dasein das vornehmste Hinderniß für die Erfüllung ihres Lieblingswunsches ist. Und sähe sie es auch, sie wäre nicht im Stande, dasselbe hinwegzuräumen. Nur ein unmittelbares Eingreifen des Schicksals kann die

Aenderung herbeiführen, ohne welche die engere Verbindung der Freunde undenkbar bleibt.

Auch läßt dieser Eingriff nicht lange auf sich warten. Noch sind die Freunde auf der Heimreise begriffen, als sie die Nachricht von einer gefährlichen Erkrankung Julien's ereilt, der die erschütternde Kunde von ihrem Tode fast auf dem Fuße folgt. Sie ist das Opfer ihrer mütterlichen Liebe geworden. Auf einem Spaziergange hat eines ihrer Kinder das Unglück gehabt, in's Wasser zu fallen; sie ist ihm sofort nachgesprungen, um es zu retten, hat sich aber dabei ein Fieber zugezogen, welches sehr bald einen tödtlichen Charakter annimmt. Alle Bemühungen der Aerzte und Hausgenossen, sie dem Leben zu erhalten, sind fruchtlos geblieben. Sie hat nur noch die Zeit gehabt, ihre schmerzerfüllten Angehörigen mit dem Tode, welchen sie selbst gleich Anfangs für unvermeidlich gehalten, möglichst auszusöhnen. Bei ihrem festen Glauben an das Jenseits ist für sie die Erwartung der letzten Stunde um so weniger schreckhaft gewesen, da sie ihrer in gesunden Tagen stets eingedenk geblieben. Sie hatte sich mit dem Gedanken an ihren Tod längst vertraut gemacht, und konnte ihm nun in voller Fassung, mit ruhigem und selbst heiterem Sinne entgegensehen.

Auch hat es für sie keiner besonderen Vorbereitung bedurft, und der befreundete Pastor, mit welchem sie in den letzten Tagen gern in gewohnter Weise verkehrte, hat nur Anlaß zu eigener Erhebung gefunden. Solche Ruhe und Klarheit des Geistes, ein so einfacher, selbstgewisser Glaube, eine so kindliche Hingebung an den Gott der Liebe ist ihm selten oder nie vorgekommen. Er hat sich gestehen müssen, daß diese Frau in Wahrheit den Tod nur als den Uebergang zu einem höheren Leben ansehen darf, und mit ihrem inneren Sein und Wesen bereits jenen reinen Sphären angehört, in welche sie einzutreten im Begriffe ist. Eben deßhalb ist sie im Stande gewesen, die letzten Lebenstage, frei von jeder ängstlichen Sorge um ihr persönliches Heil, der traulichen Gemeinschaft mit den Ihrigen zu widmen. Sie hat sich bemüht, Alles fern zu halten, was den Tod für den Sterbenden, wie für seine Angehörigen, noch vor seinem Eintritte so bitter zu machen pflegt. Der gewöhnliche triste Apparat des Sterbezimmers hat in das ihrige keinen Zugang gefunden; die äußere Umgebung ist, wie sie selbst, bis zum letzten Augenblicke freundlich und heiter geblieben. Die Schrecken des Todes haben keinen der Anwesenden in ihrer Nähe ergreifen können, und selbst der tiefe Schmerz über den drohenden Verlust ist in ihnen durch die Fortdauer des unbefangenen Verkehres gemildert worden.

Soweit und so lange die körperlichen Leiden es gestatteten, hat Julie in ernster und heiterer Unterhaltung, in unausgesetzter Theil-

nahme an den Vorgängen des häuslichen Lebens, in aufopfernder Fürsorge für das Wohl und die Beruhigung der Angehörigen diesen die schweren Abschiedsstunden zu erleichtern gewußt. Sie ist dann, als der Tod an sie herantrat, sanft und ruhig in den Armen der Freundin gestorben. Wie aber vor ihrem Ende der fortdauernde Antheil am Leben bei den Ihrigen wiederholt trügerische Hoffnungen weckte, so hat auch nach demselben der lebendige Ausdruck ihrer Züge sie noch eine Weile an die Verwirklichung ihrer Herzenswünsche glauben lassen. Sie lebt so, auch äußerlich, in und nach dem Tode noch fort; wenigstens trägt ihr Tod an sich, wie in den begleitenden Umständen, entschieden das Gepräge des Lebens, so daß er kaum als dessen Verneinung empfunden wird. Vielmehr erscheint er als der fast unmerkliche Uebergang aus einer Phase des Daseins in eine andere, als der dem Leben selbst angehörige Schluß und Anfang desselben.

Man könnte ihn mit jenem rasch vorübergehenden Dunkel vergleichen, das zur Sommerzeit im hohen Norden den beständigen Tag momentan unterbricht. Allerdings wird es einen Augenblick Nacht, wenn die Sonne am westlichen Himmel verschwindet. Doch kaum eingetreten, weicht sie schon wieder dem neuen Lichte, welches im Osten heraufsteigt. Sie hat nicht einmal Zeit, sich der Erde in ihrem dunklen Gewande so recht eigentlich zu zeigen, denn das Dämmerlicht des scheidenden und des kommenden Tages erhellt und zerstreut ihre Schatten. Man merkt ihre Anwesenheit fast nur an der plötzlichen Abkühlung, welche sie mit sich bringt, und die um so empfindlicher ist, je schneller sie eintritt und vorübergeht. Auch Julie empfindet diese kalten Schauer des Todes wohl; doch sind es eben nur flüchtige Augenblicke, in welchen ihr das Abreißen des Lebensfadens fühlbar wird. Innerlich dem Leben schon längst, zwar nicht entfremdet, aber doch entrückt, kann die äußere Trennung von ihm sie kaum schmerzlich berühren. Sie weiß ja, daß es ihr Alles geboten hat, was sie füglich von ihm erwarten konnte, und bei längerer Fortdauer keine Steigerung, sondern eher eine Verminderung ihres persönlichen Glückes in Aussicht steht. Ist doch auch dieses Glück selbst im Grunde nur ein scheinbares, ein dürftiger, nicht wahrhaft befriedigender Ersatz für die reine, ungebrochene Lebensfreude, auf welche sie hat verzichten müssen. Die pflichttreue Gattin und Mutter hat die Ansprüche des liebenden Weibes wohl zum Schweigen bringen, nicht aber aufheben können.

Dieselben machen sich auch in den letzten Stunden noch geltend, zumal sie sich da ohne weitere Gefahr äußern dürfen. Die Zeilen, in welchen Julie im Angesichte des Todes von dem fernen Geliebten Abschied nimmt, verhehlen ihm nicht, daß ihr Herz ihm auch jetzt

noch angehört. Ob sie, wenn er beständig in ihrer Nähe weilte, ihm dies stets würde verbergen können, es ist doch natürlich, wenn sie selbst daran zweifelt. Jedenfalls ist gewiß, daß sie den Zweck ihres Lebens erreicht und die Aufgabe vollständig gelöst hat, welche es an sie stellte. Die Schuld früherer Tage ist gesühnt; was sie in selbstsüchtiger Leidenschaft einst gefehlt, sie hat es in selbstloser Liebe mehr als gut gemacht. Sie kann ohne Vorwurf und ohne Bedauern aus einem Leben scheiden, welches keine Anforderung mehr an sie zu erheben, und ihr nichts zu bieten hat, was sich den reinen Freuden des Jenseits vergleichen ließe. Eines nur trübt den inneren Frieden, der sie am Rande des Grabes erfüllt, der Gedanke an den namenlosen Schmerz, welchen ihr Tod den Angehörigen bereiten wird. Doch wie groß er auch sein, und wie lange er nachwirken muß, sie darf sich mit der Erwägung trösten, daß er vorüber gehen, und gerade ihr Heimgang für die Zurückbleibenden eine Quelle neuen Glückes erschließen wird.

Vielleicht hat sie nicht ganz Unrecht. Ihr Tod ist der Preis, um welchen sie das Leben ihres Kindes erkauft. Er scheint auch die Bedingung zu sein, an welche das wahre Glück des Gatten, wie sie es wenigstens auffassen muß, und eine befriedigende Zukunft ihrer beiden Lieblinge geknüpft ist. Sie hat es stets schmerzlich empfunden, daß Wolmar ihren religiösen Glauben nicht zu theilen vermochte. Weil sie selbst sich der inneren Beseligung, welche dem gläubigen Gemüthe einwohnt, in so reichem Maße erfreute, that es ihr doppelt wehe, daß eben der Mann, den sie durch Gesinnung und Leben ihrer so würdig glaubte, sie für immer entbehren sollte. Auch hat sie das nie für ausgemacht halten können, vielmehr stets gehofft, es werde bei ihm früher oder später die erforderliche Sinnesänderung eintreten. Indeß, so lange sie lebte, ist, vielleicht gerade deshalb, ihre Hoffnung unerfüllt geblieben. Erst ihr Tod giebt Aussicht, daß sie sich verwirkliche; denn er erschüttert nicht nur den nun wieder einsam dastehenden Mann auf das Tiefste, er macht ihn auch an seinem bisherigen Unglauben irre. Er kann sich nicht verhehlen, daß ein Glaube, welcher den Menschen in den Stand setzt, so zu sterben, wie er Julie hat sterben sehen, die Bürgschaft seiner Wahrheit in sich trägt. Sollte er aber auch grundlos sein, das schmerzerfüllte Gemüth drängt doch, sich zu ihm zu bekennen, denn er allein befreit von der unerträglichen Vorstellung, das für immer verloren zu haben, was größeren Werth hat, als selbst das eigene Dasein. Freilich werden die Einwürfe des Verstandes nicht so schnell verstummen. Doch warum ihnen Gehör geben? Ohne positiven Inhalt, bestreiten sie nur, was vielleicht nicht bewiesen, aber ebensowenig widerlegt werden kann. Die Raisonnements des Unglaubens sind nicht über-

zeugender, als die des Glaubens; der Unglaube selbst aber ist eine triste, trostlose Denkweise, während der Glaube beruhigt, erhebt und beglückt. Kein Zweifel daß, wer einmal angefangen hat, so das Für und Wider abzuwägen, sich bald der Seite zuwenden wird, nach welcher das Bedürfniß des Herzens, die Sehnsucht des Gemüthes ihn hindrängt.

Weniger gewiß ist die Erfüllung ihres zweiten Wunsches, wiewohl Julie ihn auch noch in ihren Abschiedsworten den Betheiligten an's Herz gelegt hat. Für's Erste wenigstens wird die Beiden nur die tiefe Trauer um den Verlust der Freundin, und die gemeinsame Sorge für die Erziehung ihrer Kinder verbinden können. Man darf indeß erwarten, daß gerade in dieser innigen und beständigen Gemeinschaft allmälig auch die persönliche Zuneigung, welche sie stets für einander gehegt, sich mit selbständiger Kraft und Wirkung geltend machen werde. Das Licht der Liebe und die Schatten der Trauer sind gleich sehr geeignet, den Bund verwandter Herzen zu besiegeln. Noch geraume Zeit wird Julien's Bild zwischen die Beiden treten, und ihre Blicke auf sich ablenken. Jemehr aber seine Farben verbleichen, je matter und unbestimmter die Züge werden, um so öfter und leichter müssen sich ihre Augen und Herzen begegnen. Es kommt dann wohl der Augenblick, wo die Gestalt der abgeschiedenen Freundin sich so weit vergeistigt und verklärt hat, daß sie für die Zurückgebliebenen keine Schranke mehr, sondern nur noch der Schutzgeist ist, welcher sie segnend einander in die Arme führt.

VIII.

Mit dieser erfreulichen Perspektive in eine lichtere Zukunft entläßt uns der Dichter. Man muß gestehen, daß er die dunkle Nacht, welche er am Schlusse seines Werkes hereinbrechen läßt, nicht schöner und wirksamer hätte erhellen können. Julien's Tod erscheint als ein frei und freudig dargebrachtes Opfer der Liebe, und zugleich als die Quelle eines glücklicheren Lebens für sie selbst, wie für ihre Angehörigen. Wir glauben kaum, daß Rousseau, als er seiner Erzählung diesen Ausgang gab, sich der Bedeutung desselben vollkommen bewußt war. Derselbe ging vielmehr aus einem unwillkürlichen Drange hervor, der Vorstellung des Todes ihre schreckhaften, unheimlichen Züge zu nehmen, und das Licht des Lebens auch in das schauerliche Dunkel des Grabes leuchten zu lassen. Rousseau war seiner Natur nach außer Stande, sich den Tod als das Knochengerippe mit der vernichtenden Sense zu denken. Ihm mußte er als ein freundlicher Genius mit der gesenkten, noch nicht erloschenen Fackel erscheinen, wenn er ihn erträglich finden sollte. Das Bedürfniß,

seine Schrecken zu überwinden, begleitete ihn durch sein ganzes Leben, und er hat es auf mannigfache Weise versucht, sich und Anderen ihre Grundlosigkeit nachzuweisen. Wenn er das Leben des Naturmenschen als das normale empfiehlt, so geschieht es doch auch besonders deßhalb, weil dasselbe ohne beängstigende Vorempfindungen, langsam und unmerklich seinem Ende zufließt. Im Zustande der Civilisation aber, das sieht er sehr wohl, ist eine so einfache Auflösung unmöglich; man stirbt da nicht mit ruhiger Fassung, und weniger noch mit ungetrübt heiterem Sinne, ohne sich zuvor mit dem Tode versöhnt, ihn in irgend einer Weise aufgehoben zu haben.

Das Leben des Geistes, sobald es einmal erwacht ist, kann sich nicht selbst negiren; er glaubt trotz aller Einwendungen des endlichen Verstandes an seine Unendlichkeit, weil sie zu seinem Wesen gehört. In wie weit diese Fortdauer als eine persönliche gefaßt wird, hängt lediglich von der größeren oder geringeren Entschiedenheit ab, mit welcher der Geist sich isolirt oder auch concentrirt. Rousseau konnte bei dem individuellen und zugleich idealen Gepräge seines Geistes nicht umhin, die persönliche Unsterblichkeit als ein nothwendiges Postulat des Gemüthes, wie des sittlichen Willens anzuerkennen. Er steht in dieser Beziehung durchaus auf dem Standpunkte des gläubigen Christen, unterscheidet sich aber von diesem, wie er in der Regel auftritt, dadurch, daß er nicht blos die Verachtung des irdischen und die Erwartung des himmlischen Lebens als die Brücken betrachtet wissen will, welche über den Abgrund des Todes hinwegführen, sondern auch die tiefe Kluft zwischen dem Dies- und Jenseits möglichst auszufüllen, und so eine unmittelbare Verbindung der beiden Welten herzustellen strebt. Auch läßt sich nicht leugnen, daß das Bild der sterbenden Julie dem Ideale, welches ihm vorschwebte, recht nahe kommt. Sie nimmt bis zum letzten Augenblicke am Leben vollen, freudigen Antheil, und wenn sie stirbt, so ist der Tod ein fast verschwindender Moment, an welchen der Beginn des in Aussicht stehenden neuen Lebens sich unmittelbar anschließt.

Was aber von ihrem Schlusse, das gilt auch von der Dichtung überhaupt: sie hat einen durchaus subjectiven Charakter. Nicht nur insofern, als die zahlreichen Reflexionen und mehr oder weniger eingehenden Erörterungen über Menschen und Leben, welche sie enthält, eben nur die eigenthümlichen Ansichten und Gedanken des Verfassers wiedergeben, als die lebendigen, ebenso feinen, wie glänzenden Schilderungen von Land und Leuten, welchen wir in ihr begegnen, auf seinen persönlichen Anschauungen und Beobachtungen beruhen, und

manche der thatsächlichen Vorgänge, die sie erzählt, von ihm selbst erlebt worden, manche von den Personen, welche handelnd eingeführt oder genannt werden, ihm im Leben nahe getreten sind. Wichtiger als diese äußere, von Rousseau selbst beabsichtigte Einfügung persönlicher Elemente, ist die innere Uebereinstimmung, in welche er, ohne sich dessen überall bewußt zu sein, den wesentlichen Inhalt des Romans mit der eigenen Persönlichkeit gebracht hat. Die Charaktere der Hauptpersonen stimmen in den Grundzügen nicht nur mit einander, sondern auch mit dem seinigen überein. Sie sind mehr oder minder variirte Copien ein und desselben Urbildes, zu welchem das eigenthümliche Wesen des Dichters die Linien und Farben hergegeben hat. In allen wiederholt sich die dualistische Form des Rousseau'schen Geistes, nur daß bald die eine, bald die andere Seite desselben in den Vordergrund tritt. Eben dieser Dualismus macht sich auch in Ton und Haltung, ja selbst in der äußeren Anlage des Werkes geltend.

Wir haben in unserer Uebersicht des Inhaltes die beiden Hauptabschnitte, in welche der Roman zerfällt, äußerlich angedeutet, ohne indeß die durchgreifenden Unterschiede, welche in ihnen, was die Auffassung und Behandlung des Stoffes angeht, hervortreten, schärfer markiren zu können. Dieselben sind aber groß genug, um jeden der beiden Theile als ein fast selbständiges Ganze erscheinen zu lassen. Die erste Hälfte trägt das unverkennbare Gepräge der unmittelbar aus sich herauswirkenden Persönlichkeit. Das zur intensiven Leidenschaft sich steigernde Gefühl ist die treibende Kraft, die bewegende Seele der Darstellung; Gluth der sinnlich angeregten Empfindung, die Wärme des liebevoll sich hingebenden Herzens, der Aufschwung einer lebendigen, farbenreichen Phantasie zeichnen sie aus. Das Gemüth, wie es wurzelt in der sinnlichen Naturbasis des Menschen und gipfelt in der unbedingten Hingebung an seine selbstgeschaffenen Ideale, herrscht so entschieden vor, daß, wenn auch nicht selten die verständige Reflexion, oder die Stimme des welt- und menschenkundigen Beobachters hörbar wird, dadurch seine prädominirende Geltung nicht ernstlich beeinträchtigt wird. Dagegen muß es im zweiten Theile dem denkenden Geiste den Vorrang überlassen, um selbst in die zweite Linie zurückzuweichen.

Man sollte es auf den ersten Blick kaum für möglich halten, daß zwei so durchgreifend verschiedene Werke fast zu gleicher Zeit aus der Feder desselben Mannes hervorgehen konnten. Das eben noch hoch auflodernde Feuer der Jugend ist, scheint es, fast erloschen, und die besonnene Weisheit des Alters an seine Stelle getreten. Dem Dithyrambus der Leidenschaft folgt die ruhige, gleichmäßig fortschreitende Betrachtung, und wenn die Phantasie noch thätig ist, so

wird sie doch nicht mehr durch die überströmende eigene Empfindung, sondern durch die Erscheinungen der Außenwelt in Bewegung gesetzt. Auf diese, soweit sie in das Bereich der auftretenden Personen fällt, ist vorzugsweise der Blick gerichtet, um sie, wie sie ist oder der idealen Auffassung erscheint, anzuschauen und darzustellen. Aber auch da, wo die Zustände und Vorgänge des inneren Lebens zur Sprache kommen, geschieht es weniger aus dem Gefühle persönlicher Theilnahme, als von dem Standpunkte einer objectiven, über dem Gegenstande stehenden Betrachtung. Der zweite Theil des Romans erhält so in Form und Inhalt einen vorwiegend didaktischen Charakter, während der erste ein entschieden lyrisches Gepräge trägt. Doch hindert das nicht, daß auch die Lehre meist im Gewande der Phantasie, und belebt von dem warmen Hauche der Empfindung auftritt, die Ergüsse des Gefühls aber vielfach durch die Lichtblitze des Geistes erhellt, oder durch ein kühles, abschweifendes Raisonnement gehemmt werden. Eben darum läßt, wenn man schärfer zusieht, der scheinbar unversöhnliche Gegensatz doch auch eine gewisse Einheit durchblicken, welche auf eine nähere Verbindung und einen gemeinsamen Ursprung der heterogenen Elemente hinweist. Dieselben sind im Romane im Grunde eben so geschieden und vereinigt, wie in der Person seines Verfassers. Auch entspricht es durchaus dem Wesen desselben, daß die Macht des Gemüthes der Herrschaft des Geistes voraus-, und ohne merkliche Vermittlung gleichsam sprungweise in sie übergeht.

Aehnlich, wie die beiden Theile des Romanes, verhalten sich die Charaktere der beiden männlichen Personen, welche in ihnen die Hauptrolle spielen. Jeder von ihnen trägt die eigenthümliche Signatur des Abschnittes, welchem er vorzugsweise angehört. Sie stehen nicht minder in demselben scharfen Gegensatze, in welchem die eine Hälfte der Dichtung der anderen gegenübertritt, und sind sich, wie diese, doch auch wieder verwandt genug, um eine engere Verbindung eingehen zu können. St. Preux wird nur deshalb Wolmar's Freund, weil die Natur Beider bei aller wirklichen Verschiedenheit wesentlich oder ideell dieselbe ist. Man könnte sagen, daß St. Preux in Wolmar seine Zukunft sieht, während dieser an jenem seine Vergangenheit hat. Wolmar würde nicht sein, was er ist, wäre er nicht zuvor ein St. Preux gewesen; andererseits wird dieser ein Wolmar werden, wenn er erst aufgehört hat, er selbst zu sein. Freilich wird es dazu in der Wirklichkeit nicht kommen, wie ja auch thatsächlich Wolmar den Standpunkt und die Denkweise seines jüngeren Freundes nie getheilt hat. Beide setzen sich gegenseitig voraus, ohne daß deshalb eine eigentliche Entwicklung des Einen aus oder zu dem Andern stattfindet. Vielmehr stehen sie durchaus selbständig neben einander, obgleich sie innerlich verbunden sind und dieser innere Zu-

sammenhang auch in ihrer äußeren Gemeinschaft hervortritt. Sie bedingen und ergänzen sich, schließen sich aber gleichzeitig aus, nicht anders, wie die beiden Seiten im Wesen Rousseau's, welche in ihnen verkörpert erscheinen.

Daß St. Preux nur ein anderer Rousseau ist, sieht man leicht; die Aehnlichkeit springt von selbst in die Augen. Auch war sie von vornherein beabsichtigt; Rousseau selbst gesteht, daß er sich mit seinem jungen Lieblinge möglichst identifizirt und bestrebt habe, ihn zu seinem idealen Ebenbilde zu gestalten. In der That können die charakteristischen Züge, welche wir an ihm hervorgehoben haben, seine Vorzüge wie seine Schwächen, ohne wesentliche Aenderung auch Rousseau beigelegt werden. Er ist, wie dieses sein Urbild, eine leidenschaftliche, leicht entzündliche, heftig aufbrausende Natur, die, so lange die stürmische Aufregung andauert, widerstandslos von ihr fortgerissen wird, aber bald wieder zu stiller, heiterer Ruhe zurückkehrt. Auch bei ihm geht der Allmacht des Gefühls die Schwäche des Willens zur Seite, sind die unmittelbar wirkenden Regungen und Antriebe stärker, als die geistig vermittelten Gedanken und Grundsätze. Dieselbe anspruchsvolle Sinnlichkeit, welcher wir bei Rousseau begegnen, ist auch ihm eigen: sie wird aber hier wie dort durch die unwillkürliche Antipathie eines idealen Sinnes gegen Alles, was der rohen, nackten Materie angehört, in Schranken gehalten. Die Gluth der Sinne erlischt bei Beiden in der tiefdunkeln Fluth des Gemüthes, und wenn sie zuweilen eine mehr oder minder versteckte Lüsternheit, oder auch eine gewisse derbe Natürlichkeit verrathen, so sind doch ihre Empfindungen meist eben so fein und zart, wie rein und lauter.

Daß St. Preux auch nach der geistigen Seite die Verwandtschaft mit Rousseau nicht verleugnet, läßt sich erwarten. Er hat dieselbe Neigung und dieselbe Fähigkeit, sich sinnend und denkend mit den Erscheinungen des persönlichen, wie des allgemeinen Welt- und Menschenlebens zu beschäftigen, und er folgt diesem Triebe, sobald er nicht von seinen Gefühlen beherrscht wird. Freilich erlauben ihm diese selten, die Menschen und Dinge objectiv zu betrachten. Es ist doch vorwiegend ihre Beziehung zu der eigenen Person, die ihm in die Augen fällt und den Gegenstand seines Raisonnements abgiebt. Ueberhaupt spielt das Ich bei ihm, wie bei Rousseau, eine große Rolle; es drängt sich stets mit seinen Ansprüchen vor, weicht nur widerwillig den Hindernissen, die ihrer Anerkennung entgegentreten, und verzichtet im Grunde nur dann auf sie, wenn es durch die Macht der ihm einwohnenden Hingebung, durch die unwiderstehliche Gewalt eines edlen Aufschwunges über sich selbst hinausgehoben wird. Im gewöhnlichen Laufe der Dinge ist St. Preux ebenso reizbar und empfindlich, ebenso leicht verletzt und verstimmt, wie Rousseau, der ihm denn

auch seine angeborne Schüchternheit und das unsichere Auftreten im gesellschaftlichen Verkehre, welches aber zu Zeiten in sein Gegentheil, in ein dreistes, selbstgefälliges Benehmen umschlägt, mit auf den Weg gegeben hat.

Rousseau selbst war der Ansicht, er habe sich in seinem St. Preux so dargestellt, wie er in jüngeren Jahren gewesen. Auch hat er nicht ganz Unrecht; er übersieht nur, daß er in einem gewissen Sinne beständig jung, und was ihn in einer früheren Periode seines Lebens charakterisirt, ihm im Wesentlichen auch in höherem Alter eigen blieb. Wie er aber in St. Preux das geläuterte Abbild seiner Jugend erblickte, so war er geneigt, und auch in etwa berechtigt, in Wolmar das Ideal seiner reiferen Jahre zu finden. Der Charakter Wolmar's ist dem seinigen nicht so fremd, wie es auf den ersten Blick scheinen mag. Rousseau trug die Anlage zu demselben in sich; sie hatte sich selbst in einem beschränkten Maße ausgebildet, freilich nicht, ohne in ihrer Entwicklung durch die widerstreitenden Elemente seines Wesens beständig gehemmt zu werden. Er kannte sehr wohl die gleichmäßige innere Ruhe, welche die Freiheit von jeder persönlichen Leidenschaft bei Wolmar zur Folge hat. Sie trat eben nothwendig ein, sobald die stürmische Aufregung wich, mußte aber selbst nach kurzem Bestande vor der stets sich erneuernden inneren Bewegung wieder verschwinden. So lange sie indeß andauerte, erfreute er sich auch des hellen, sicheren Blickes, welcher Wolmar befähigt, Menschen und Dinge zu durchschauen und nach ihrem wahren Werthe richtig zu schätzen.

Er empfand dann nicht minder das Bedürfniß, die Eintracht und Harmonie in der umgebenden Außenwelt zu erhalten, oder wo sie gestört erschien, herzustellen, weil er so, nicht anders wie Wolmar, das allgemeine, und mit ihm auch das persönliche Wohlbefinden am Besten zu sichern glaubte. Zugleich mochte er auch der Mängel inne werden, welche die Abwesenheit eines tieferen Gemüthslebens mit sich bringt. Wer so frei und ungebunden den Menschen und Dingen gegenübersteht, ohne von ihnen irgendwie persönlich gefesselt zu werden, muß sich, wie Wolmar, nicht selten recht einsam und selbst verlassen fühlen. Er kann diesem Gefühle um so weniger entgehen, da ihm mit dem religiösen Glauben die freudige Gewißheit des eigenen unbedingten Werthes fehlt. Man darf wohl zweifeln, ob die Denkweise Wolmar's, da sie ihm zur andern Natur geworden, eine Bekehrung im Sinne Rousseau's zuläßt. Jedenfalls ist sie nur unter der Voraussetzung möglich, daß bei ihm der Zustand des Zweifels und der religiösen Indifferenz das Leben und die Ansprüche des Gemüthes nur zurückgedrängt, nicht erstickt hat.

Bei Rousseau selbst war dem wirklich so; wenn der Unglaube zeitweilig Macht über ihn gewann, so geschah das nur, weil sein

gläubiger Sinn durch die vorherrschende Thätigkeit des beobachtenden oder denkenden Geistes gehindert wurde, sich wirksam zu erweisen. Latent war er stets in ihm gegenwärtig, daher er nicht umhin konnte, ihn auch seinem Wolmar, wenigstens der Anlage nach, einzupflanzen. Daß sich dieser Keim entwickeln werde, stellt er aber mit Recht in eine ungewisse Aussicht, die sich auch nicht verwirklichen mag. Sein Wunsch war es gewiß, daß die objective Denk- und Handlungsweise Wolmar's sich mit dem religiösen Glauben St. Preux', wie überhaupt mit dem reichen Gemüthsleben desselben, möchte vereinigen lassen. Auch nähert er die Beiden einander, soweit das angeht, bringt sie in eine möglichst enge Verbindung. Zu einer Verschmelzung aber, zu einer wirklichen Einheit kommt es nicht. Sie bleiben gesonderte, für sich bestehende Personen, ganz ebenso wie die beiden Seiten im Wesen Rousseau's, welche sie repräsentiren, neben und nacheinander auftreten, ohne sich jemals harmonisch durchdringen zu können.

Es giebt in dem Romane nur einen Charakter, welcher mit dem seines Verfassers nichts gemein hat. Der bornirte Adelstolz, das unerschütterliche Bewußtsein einer exclusiven Standesehre, wie es dem alten Baron d'Etange eigen ist, liegt dem Wesen Rousseau's durchaus fern. Auch begnügt er sich damit, die ihm ganz fremde Persönlichkeit in wenigen Zügen zu skizziren, ohne sie redend oder handelnd einzuführen. Abgesehen von dem kurzen Billet an St. Preux, läßt er sie lediglich hinter den Coulissen agiren — mit richtigem Takte, wie uns scheint, denn ihre Denkweise ist mit dem Geiste des Ganzen unvereinbar, und würde, falls sie Gelegenheit fände, sich unmittelbar zu äußern, wahrscheinlich mit sich selber in Widerspruch gerathen. Rousseau liebt es zwar, sich in Leben und Dichtung in den aristokratischen Kreisen zu bewegen, aber er mag und kann doch nur mit solchen Mitgliedern der Noblesse verkehren, die ihre freie, unabhängige Stellung auch über die Beschränktheit des eigenen Standes zu einer wahrhaft humanen, weltbürgerlichen Gesinnung erhoben hat. Wo dies, wie bei Mylord Eduard, der Fall ist, tritt freilich der Adelige hinter den Menschen so entschieden zurück, daß er kaum noch in Betracht kommt und füglich wegfallen könnte. In der That erinnert Mylord an den englischen Aristokraten nur durch seinen Namen, durch sein Vermögen, wie durch sein rücksichtsloses, excentrisches Benehmen. Nimmt man diese Aeußerlichkeiten weg, so hat man einen Menschen, der eben so gut jedem andern Volke und Stande angehören kann, und was den Kern seines Wesens angeht, auch nur ein Abbild dessen ist, der ihn in's Leben rief.

Man irrt doch sehr, wenn man Rousseau damit vollständig charakterisirt zu haben meint, daß man ihn als „eine durchaus sensi-

tive, schwache weibliche Natur" bezeichnet [46]). Wie ähnlich er seinem St. Preux war, er glich doch auch nicht selten Mylord Eduard, welcher zwar mit seinem Freunde und Doppelgänger in manchen Grundzügen des Charakters übereinstimmt, sich aber zugleich wesentlich von ihm unterscheidet. Aus einem festeren, derberen, wenn man will roheren Stoffe gebildet, ist er offenbar eine kräftigere, männlichere Erscheinung, als St. Preux. Wie dieser vorwiegend von den unmittelbaren Erregungen des Gefühls bestimmt, empfindet er nachhaltiger und stärker, aber weit weniger zart und innig. Die Macht der Leidenschaft ist bei Beiden gleich groß, aber während sie bei St. Preux vorzugsweise Herz und Seele ergreift, tritt bei Mylord ihre sinnliche Naturgewalt in den Vordergrund. Eben deshalb ist er trotz des größeren Ungestüms, mit welchem sie ihn momentan fortzureißen vermag, im Stande, ihr erfolgreichen Widerstand zu leisten. Indem sie zu den Anforderungen des Geistes und des sittlichen Bewußtseins in einen direkten, unverhüllten Gegensatz tritt, gewinnen die moralischen Antriebe und Grundsätze eine Kraft, welche ihnen da abgeht, wo die Leidenschaft die edleren und reineren Regungen der menschlichen Natur in sich aufnimmt oder sich dienstbar macht. St. Preux erliegt vor Allem deshalb, weil er keinen rechten Grund hat, gegen seine Neigung anzukämpfen. Mylord dagegen überwindet die seinige, weil er ihr nur im Widerspruche mit seinem eigenen Wesen nachgeben kann. Wie sehr ihn auch die Marquise und Laura fesseln, er ist doch eine zu edle, zu stolze Natur, als daß ihn ein lüsternes Weib oder ein gefallenes Mädchen unbedingt und dauernd beherrschen könnte. Die angeborne Würde, der Adel seiner Seele empört sich gegen die subjective Verworfenheit der Einen, wie gegen die gleichsam objective Gemeinheit der Anderen. Dennoch kann er die Bande nicht sprengen, welche ihn gefangen halten; gelingt es ihm auch, sie insoweit zu lockern, daß die freie Bewegung im Grunde erhalten bleibt, er vermag doch nicht, sie abzuwerfen. Der beständige Kampf aber, welchen er so mit sich selbst zu führen hat, macht ihn innerlich fried- und haltlos, gestattet ihm wenigstens eine nur scheinbare Ruhe und läßt ihn zugleich nach Außen schroff und abstoßend, oder barock eigenartig erscheinen.

Ganz ebenso erschien Rousseau, wenn sein sittliches Bewußtsein sich gegen die Corruption auflehnte, welche er in und außer sich wahrnahm. Er zeigte dann dieselbe männliche Kraft, denselben stolzen, von dem Gefühle persönlicher Würde erfüllten Sinn, dieselbe Entschiedenheit in der Anerkennung und Geltendmachung fester moralischer Grundsätze, wie sie bei Mylord Eduard begegnen. Er bewies dann nicht minder die Fähigkeit, sich über die eigene Schwäche zu einer gewissen sittlichen Größe zu erheben, aber auch das Unvermögen,

sich wahrhaft von ihr zu befreien. Auch er kam über den Conflikt der natürlichen Antriebe mit den sittlichen Anforderungen nicht hinaus, und wenn in diesem Kampfe die Natur zeitweilig erlag, so unterlag sie darum doch nicht. Mußte sie sich dem sittlichen Geiste fügen, so war das die Dienstbarkeit eines Sclaven, welcher stets zur Empörung geneigt ist. Die Macht über sie stützte sich auf den Zwang, weshalb denn auch sowohl die innere Stimmung, wie die ihr entsprechende äußere Erscheinung den Charakter des Gewaltsamen und Erzwungenen an sich trug.

Der abstrakte Gegensatz der sinnlich-egoistischen Naturmacht mit dem sichselbstbestimmenden sittlichen Willen ist, wie bei Rousseau selbst einer der wesentlichen Grundzüge, so bei Mylord Eduard die Basis und der eigentliche Inhalt des Charakters. Doch geht das Wesen Mylord's keineswegs in dieses eine Moment auf; als das unwillkürliche Abbild des Dichters stellt er die ganze Persönlichkeit desselben dar, freilich so, daß sie vorwiegend von einer Seite in die Augen fällt, während die andere nur hin und wieder, in der Ferne und wie verhüllt, sichtbar wird. Die sensible, reiz- und bestimmbare Natur St. Preux' ist im Grunde auch ihm eigen; auch er steht, trotz seiner mehr aktiven Haltung, unter der Herrschaft des passiven Gefühls; die Macht des Herzens, welche bei St. Preux der bewegende Mittelpunkt des Lebens ist, kommt auch bei ihm zur Geltung. Er läuft schließlich selbst Gefahr, ihr zu unterliegen, sofern sie es ist, die ihn im Widerspruche mit seinen Grundsätzen, und selbst mit seiner sinnlichen Neigung, zur Verbindung mit Laura drängt. Dabei ist die Wahrnehmung von Interesse, daß er ihr nur mit Hülfe des Freundes, welcher doch diese Macht des Herzens recht eigentlich vertritt, erfolgreichen Widerstand leisten kann. Das Herz muß, scheint es, auf die Seite der höheren sittlichen Motive treten, wenn diese durchschlagen sollen; sie erweisen sich, wie stark sie auch sind, doch am Ende ohnmächtig, wenn es in Verbindung mit ihrem Gegner, der sinnlichen Natur, gegen sie ankämpft. Bei Rousseau war dies in der That so; bei ihm giebt das Herz, auch wenn es ihn nicht unbedingt beherrscht, doch insofern den Ausschlag, als sich in dem beständigen Kampfe zwischen seiner höheren und niederen Natur der Sieg stets auf die Seite neigt, welcher es sich in seinem unwillkürlichen Drange zuwendet.

Wie aber Mylord Eduard des Freundes bedarf, so kann auch dieser seines Beistandes nicht entrathen. Sie sind eben Beide auf einander angewiesen, weil ihre Charaktere sich ergänzen und voraussetzen. Unbeschadet seiner Selbständigkeit ist doch Jeder von dem Anderen abhängig, da er dessen Wesen, wenigstens der Anlage nach, in sich trägt. Wie verschieden sie erscheinen und wirklich sind, wie

eigenartig sie auftreten, der gemeinsame Ursprung giebt ihnen eine unverkennbare Aehnlichkeit, während die verwandte Natur zu einer möglichst innigen Verbindung treibt. Sie repräsentiren so die beiden charakteristischen Seiten im Wesen des Dichters, wie sie zwar selbständig neben einander hergehen, doch aber, weil sie ein und derselben Persönlichkeit angehören, in gegenseitiger Bedingtheit und vielfacher Wechselwirkung stehen. Es verräth von Seiten Rousseau's einen richtigen Takt, ist aber auch bezeichnend für den durchgreifenden Dualismus seiner Natur, daß er die Momente desselben durch zwei persönliche Träger vertreten läßt, welche durch das sie verknüpfende Freundschaftsband an ihre innere Zusammengehörigkeit erinnern.

Was bis dahin an den männlichen Personen des Romans nachgewiesen wurde, dürfte in gewissem Sinne auch von seinen weiblichen Figuren gelten. Auch sie scheinen nicht sowohl die objectiv aufgefaßte Natur des Weibes, als die Form auszudrücken, in welcher sie dem Dichter selbst in seinem Gefühle, wie in seiner Vorstellung gegenwärtig war. Jedenfalls offenbart sich der ihm eigene Dualismus schon in ihrer äußeren Gruppirung. Sie treten uns in zwei Paaren entgegen, von welchen jedes eines der beiden constitutiven Elemente der weiblichen Natur repräsentirt[47]. Wie aber die Paare selbst sich gegensätzlich zu einander verhalten, so auch innerhalb derselben die beiden Glieder. Deutlicher noch springt der Widerspruch in die Augen, an welchem jeder einzelne Charakter leidet, ohne daß er deshalb die nothwendige Einheit entbehrte. Es würde zu weit führen, wollten wir diese mannigfachen Gegensätze in den verschiedenen Personen und ihren gegenseitigen Beziehungen genauer verfolgen. Im Allgemeinen sind es dieselben, welche im Charakter Rousseau's und seiner männlichen Ebenbilder neben und gegen einander spielen. Auch bei seinen Frauen liegt die höhere Natur des Menschen mit der niederen in Kampf, streiten die Sinne mit dem Herzen oder dem Geiste, und der Drang nach persönlichem Glück mit dem Bewußtsein der Pflicht, welche Entsagung gebietet.

Man darf vielleicht zweifeln, ob Kämpfe dieser Art mit der weiblichen Natur verträglich sind. Gewiß ist, daß sie dem Ideale widersprechen, welches wir von dem harmonischen, in sich befriedigten Wesen des Weibes in uns tragen. Wie die männlichen Figuren Rousseau's in manchen Zügen an das andere, zartere und schwächere Geschlecht erinnern, so haben seine Frauen mehr oder weniger, vor Allem in ihrer geistigen Reife und in einer gewissen Energie des Willens, Eigenschaften, welche wesentlich dem Manne angehören. Doch verleugnen sie darum ihre weibliche Natur keineswegs. Dieselbe bewährt sich namentlich darin, daß ihr inneres Leben ausschließ-

lich in persönlichen Beziehungen verläuft, daß ihr Denken und Wollen, ihre Kämpfe und Leiden stets durch das Verhältniß zu der bestimmten Person des Geliebten, der Freundin, des Vaters rc. bedingt werden. Auch die redselige Weise, in welcher sie sich auszusprechen lieben, darf auf ihr Geschlecht zurückgeführt werden, während sie allerdings durch die Form der gründlichen, allseitigen Erörterung, in welcher sie die Gegenstände ihres Interesses behandeln, in etwa aus der Rolle fallen. Diese Methode der eingehenden Erwägung und verständigen Deduktion ist das Eigenthum des Dichters. Er hat sie seinen beiden Lieblingen octroyirt, und zwar um so leichter und unbefangener, da sich doch auch in ihnen die beiden Seiten seines persönlichen Charakters offenbaren. In Beiden begegnet dieselbe Mischung von Geist und Gemüth, die auch für ihn charakteristisch ist, so aber, daß bei Julien, dem weiblichen St. Preux, die gemüthliche Kraft und Innigkeit, bei ihrer Freundin, welche eben deshalb mit Wolmar verwandt erscheint, die geistige Ruhe und Klarheit überwiegend hervortritt. Fügen wir hinzu, daß auch die römischen Frauen, wie wenig sie auf den ersten Blick mit Rousseau gemein zu haben scheinen, in den Elementen ihres Charakters doch mit dem beiderseitigen Geliebten übereinstimmen, und darum auch dem schöpferischen Urbilde desselben innerlich recht nahe stehen.

Subjectiv, wie die Personen des Romanes, sind auch die Lebensverhältnisse, in welchen sie vorgeführt werden. Sie haben keine Gemeinschaft mit dem Staate; sie stehen außerhalb jedes kirchlichen Verbandes; sie entziehen sich selbst einem weiteren gesellschaftlichen Verkehre. Ohne inneren Antheil an den Beziehungen des öffentlichen Lebens, gehen sie in dieselben nur insoweit ein, als es unumgänglich nöthig ist. Findet sich zuweilen Anlaß, sie aufmerksamer zu beobachten und ausführlicher zu besprechen, so führt das doch nur zu ungünstigen Urtheilen, welche der Neigung, sich von ihnen fern zu halten, zur Stütze dienen. Man fühlt sich in ihnen eben nicht heimisch und kehrt deshalb, sobald es angeht, in die engeren Kreise des Privatlebens zurück, in welchen man allein zu Hause ist. Ist aber die Sphäre, in welcher sich, abgesehen von seinen zahlreichen Excursen, der Roman bewegt, eine beschränkte, so wird sie dafür auch in ihrem ganzen Umfange und nach allen Seiten durchmessen. Freundschaft und Liebe, Ehe und Familie, das Sein und Wirken im häuslichen Kreise, kurz alle die Verhältnisse, welche das persönliche Leben im engeren Sinne umfaßt, treten in ausgeführter Darstellung hervor.

Freilich haben auch diese Schilderungen durchgängig einen subjectiven Charakter: sie entnehmen ihren Inhalt nicht der gegebenen Wirklichkeit, sondern sind freie Schöpfungen der Phantasie, welche in ihnen den Wünschen und Bedürfnissen des Herzens Ausdruck giebt. So ist es die Sehnsucht Rousseau's nach einer wahren, aufrichtigen Freundschaft, die ihn diese persönliche Beziehung so liebevoll eingehend und in mannigfach wechselnder Form darstellen läßt. Man verfolgt mit Interesse die immer neuen Variationen, in welchen er sein Lieblingsthema ausführt, ohne daß doch der Grundton eine wesentliche Aenderung erleidet. Die freundschaftlichen Verbindungen, in welche er uns einführt, setzen alle die persönliche Selbständigkeit der Betheiligten voraus, und beruhen auf der freien Hingebung, in welcher verwandte Naturen von idealem Gepräge sich begegnen. Aeußere Unterschiede, wie die der gesellschaftlichen Stellung, haben auf ihren Abschluß keinen Einfluß; sie bedingen ihn weder, noch mögen sie ihn aufhalten. Der bürgerliche Hauslehrer ist der Freund des englischen Lord, wie des russischen Barons. Selbst die Verschiedenheit des Alters und Geschlechtes kommt nicht in Betracht; dieselbe intime Beziehung verbindet St. Preux mit dem soviel älteren Wolmar, wie mit seiner früheren Schülerin. Es sind eben rein persönliche Verhältnisse, die, neben einem gewissen Gleichmaß geistiger Bildung, lediglich eine übereinstimmende Denkweise und Gesinnung erfordern. Eines bestimmten Kreises gemeinsamer Thätigkeit bedürfen sie nicht; vielmehr mag jeder Theilnehmer, was das äußere Leben angeht, auf eigenen Wegen seine besonderen Zwecke verfolgen. Ebensowenig aber handelt es sich in ihnen nur um eine innere Gemeinschaft, um den gegenseitigen Austausch von Gedanken und Empfindungen.

Die Freundschaft im Sinne Rousseau's unterscheidet sich doch wesentlich von derjenigen, welcher in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bei uns ein so ausgebreiteter Kultus geweiht wurde. Ist sie weniger tief und innig als diese, so ist sie andererseits auch frei von ihrer weichlichen Sentimentalität und gefühlsseligen Schwärmerei. Sie bethätigt sich vor Allem in einer herzlichen Theilnahme, die stets rege und immer bereit ist, das Wohl des Freundes mit verständiger Einsicht zu fördern. Ohne seiner Eigenthümlichkeit irgend wie zu nahe zu treten, ohne jemals die Achtung, welche auch in der engsten Verbindung die freie, selbständige Persönlichkeit zu beanspruchen hat, aus den Augen zu verlieren, begleitet sie ihn auf seinem Lebenswege, aufmerksam auf jeden seiner Wünsche, und empfänglich für die Mittheilung seiner Freuden und Leiden. Sie drängt ihren Rath und ihre Hülfe nicht auf; wird dieselbe aber in Anspruch genommen, oder durch den Verlauf der Dinge nothwendig, so scheut

sie weder Mühe, noch Opfer. Was sie hat und vermag, Zeit und Kraft, Besitz und Einfluß, stellt sie unbedingt zur Verfügung. Doch sorgt sie nicht nur für das äußere Wohlergehen des Freundes; mehr noch liegt ihr seine innere Ruhe und Zufriedenheit am Herzen.

Wenn er leidet, klagt und weint sie mit ihm, ist aber zugleich bemüht, ihn zu trösten und aufzurichten. Sie hält und stützt ihn in Zeiten der Schwäche; sie mahnt zur Umkehr, wenn er einen Ab- oder Irrweg eingeschlagen hat. Wie frei er sich im Uebrigen bewegen mag, sie duldet nicht, daß er seine persönliche Ehre, seine sittliche Würde preisgiebt. Wo die eine oder andere in Gefahr steht, tritt sie ihm als sein verkörpertes Gewissen, im Namen seines eigenen bessern Selbst mit unnachsichtlicher Strenge entgegen. Wollte er ihrem Rufe nicht folgen, den Anforderungen nicht genügen, welche sie an die Kraft seines sittlichen Willens erhebt, sie würde sich, wenn auch zögernd, zurückziehen. Denn obgleich an keine andere Schranke gebunden, ist ihr Fortbestand doch an die Bedingung geknüpft, daß die innere Freiheit, die Fähigkeit, den selbstsüchtigen Leidenschaften zu gebieten, und das persönliche Interesse dem fremden Wohle zum Opfer zu bringen, gewahrt bleibe. Sie wacht daher über ihre Erhaltung mit einer Sorge, die hin und wieder gar zu ängstlich scheint. Wie liberal sie im Allgemeinen verfährt, sie ist doch in etwa mit der engherzigen Pedanterie des Sittenrichters behaftet. Ihr Glaube an die sittliche Integrität steht nicht so fest, daß es überflüssig würde, sie beständig für bedroht zu halten und immer von Neuem auf die Probe zu stellen. Mißtrauisch wie sie ist, hält sie es für ihre Pflicht, fortwährend zu mahnen und zu drängen, und wenn auch die Moral, welche sie zu predigen liebt, aus einem erleuchteten Geiste und hochstrebenden Sinne entspringt, die Predigt selbst wird doch zuweilen etwas unbequem und langweilig.

Uebrigens hat Rousseau es sehr wohl verstanden, diesen allgemeinen Charakter seiner freundschaftlichen Beziehungen den Personen und Verhältnissen, von und unter welchen sie eingegangen werden, anzupassen, so daß die gemeinsamen Grundzüge überall in eigenthümlicher Ausführung erscheinen. Trotz aller Aehnlichkeit ist die Verbindung St. Preux' mit Wolmar doch eine andere, wie die mit Mylord Eduard, und die Freundschaft, welche zwischen ihm und Clara besteht, von der intimen Beziehung der beiden Mädchen erheblich verschieden. Auffallend aber ist, daß Rousseau gerade diese letztere mit besonderer Vorliebe behandelt. Ohne Zweifel hat er in ihr seinem Ideale den reinsten und schönsten Ausdruck gegeben. Auch glauben wir kaum, daß sich diesem reizenden Gemälde weiblicher Freundschaft ein zweites von gleicher Anmuth und Feinheit zur Seite stellen läßt. Ueberhaupt dürften sich in alter und neuer Dichtung

nur wenige Parallelen finden. Wo sie den Bund der Freundschaft feiert, sind es immer Männer, die er vereint. Sie sind es auch, die jene berühmten Verbindungen schließen, von welchen Sage und Geschichte zu erzählen wissen. Die Freundschaft der Frauen ist in der Ueberlieferung, wie in der Poesie, eine sehr seltene Erscheinung, vielleicht weil sie auch im Leben nicht häufig begegnet. Das Herz des Weibes, bestimmt, in der Liebe den Reichthum seiner Empfindungen zu erschöpfen, scheint im Allgemeinen für sie keinen Raum zu haben. Insofern möchte der Versuch Rousseau's, auch auf diesem Gebiete dem schönen Geschlechte den Vorrang zu vindiciren, auf einer Verkennung der weiblichen Natur beruhen. Andrerseits freilich ist gerade sie bei ihrer vorwiegend subjectiven Anlage und Richtung ganz besonders geeignet, die Idee der Freundschaft, namentlich in der Gestalt, in welcher sie ihm vorschwebte, zu verwirklichen. Gewiß war es nicht die Sucht, neu und originell zu erscheinen, sondern ein unwillkürliches Gefühl, wodurch er bestimmt wurde, die eigentlichen Träger seines Gedankens im Kreise der Frauen zu wählen. Mochte er darin nun Recht haben oder nicht, jedenfalls hat er eine Schilderung entworfen, welche gleichgestimmte weibliche Herzen wohl erfreuen und zur Nacheiferung anregen könnte, wäre sie nicht untrennbar mit der Darstellung eines anderen Verhältnisses verbunden, welchem man ihre Theilnahme nicht wünschen darf.

Auch Rousseau selbst wünschte diese nicht, vielmehr erklärt er es geradezu für ein Verbrechen, sein Buch jungen Mädchen in die Hand zu geben. Und mit vollem Rechte, denn die Wirkung würde in den meisten Fällen eine verderbliche sein. Warum aber, fragen wir, behandelte er den Gegenstand nicht so, daß sie eine heilsame sein konnte? Daß er dazu im Stande war, unterliegt keinem Zweifel. Man darf sogar hinzufügen, daß es im Grunde in seiner Absicht lag [48]). Empört über die Corruption der ehelichen Verhältnisse, welche ihm auf Schritt und Tritt entgegentrat, wollte er seinen Zeitgenossen einen Spiegel vorhalten, der ihnen die Beziehungen der Geschlechter in einer natur- und vernunftgemäßen, darum auch reineren und würdigeren Gestalt zeigen sollte. Was lag da näher, als der verbrecherischen Liebe der Gattin die schuldlose Liebe der Jungfrau, und der herrschenden liebeleeren, Trug und Untreue bergenden Ehe eine andere gegenüber zu stellen, in welcher die wahre Liebe, aus der sie hervorgegangen, die sichere Bürgschaft gegenseitiger Treue bot? Statt dessen schildert er eine Liebe, die in ihrem Ursprunge rein und berechtigt, in ihrer Entwicklung dem sittlichen Geiste Hohn spricht, und

neben ihr eine Ehe, welche, wie sie einmal ist, wenig zu wünschen übrig lassen würde, hätte die Macht und nicht die Ohnmacht der Liebe sie geschlossen. Freilich ist der Fall eines Mädchens nicht so bedenklich, wie der einer Frau, und die Excesse der Leidenschaft vor der Ehe verzeihlicher, als nach derselben. Auch mag die Ansicht, daß die Ehe der Liebe entbehren kann, wenn sie auf dem sicheren Grunde des Pflichtgefühles ruht, Manches für sich haben. Indeß, das Bessere ist des Guten Feind, und was weniger schlimm, darum noch nicht preiswürdig. Kein Zweifel, daß vom sittlichen Standpunkte aus die Rousseau'sche Schilderung nur verwerflich erscheinen kann. Mag sie immerhin den Patienten, welche von dem Giftstoffe der durch sie bekämpften socialen Krankheit inficirt sind, ein zweifelhaftes Antidoton bieten; für gesunde, unverdorbene Naturen enthält sie selbst ein Gift, dessen Genuß leicht zerstörend einwirken mag.

Nun ist allerdings ein Dichtwerk keine moralische Abhandlung und darf sein Werth nicht lediglich an dem sittlichen Maßstabe gemessen werden. Wenn wir ihn im Obigen anlegten, so geschah es, weil Rousseau selbst ihn betonen zu müssen glaubt. Er hebt wiederholt mit großem Nachdruck die moralische Wirkung hervor, welche er von seinem Werke erwartet, offenbar in der Absicht, die geheimen Skrupel zu beschwichtigen, die das eigene sittliche Bewußtsein hervorruft. Es ist ihm indeß schwerlich gelungen, die Stimme des Gewissens zum Schweigen zu bringen; der Inhalt seiner Dichtung steht mit den Anforderungen seines moralischen Standpunktes in einem zu schroffen Widerspruch. Eben dieser Gegensatz mußte ihn hindern, des höheren Werthes, auf welchen sie, trotz ihrer wesentlichen Mängel, selbst in ethischer Beziehung Anspruch hat, inne zu werden. Man kann vielleicht der Ansicht sein, daß jede naturwahre Schilderung der Leidenschaft vom Uebel ist, doch wird man zugeben müssen, daß Rousseau über die seinige einen hinreißenden Zauber ausgebreitet hat, dessen Macht den Leser fast widerstandslos mit sich fortreißt. Schon durch ihren Ursprung erregt sie ein ungewöhnliches Interesse. Erscheint sie doch als eine rein menschliche Empfindung, die ohne Rücksicht auf die socialen Verhältnisse, lediglich aus der Sympathie der Seelen, aus einer inneren Verwandtschaft des Geistes und Wesens hervorgeht. Uns freilich ist diese Auffassung geläufig; zu Rousseau's Zeiten war sie neu, und zu welchen Irrungen sie auch geführt haben mag, sie bezeichnet doch einen unleugbaren Fortschritt.

Man darf wohl sagen, daß sie die freie, naturkräftige Liebe, welche unter der Herrschaft der conventionellen Sitte und eines flachen, moralisirenden Verstandes so ziemlich erstorben war, in ihre Rechte wieder einsetzte. Daß dabei auch die sinnliche Seite zur Geltung kam, war in der Ordnung. Es giebt eben keine starke Leiden-

schaft ohne jene intensive Gluth, welche Rousseau in so brennenden Farben zu malen weiß. Man darf sie ihm ebensowenig zum Vorwurfe machen, wie seinem Vorgänger Shakespeare, zu dessen „Tragödie" sein „Roman der Liebe" in manchen Parthien ein nicht unwürdiges Seitenstück bildet. Wir erinnern an die Scene im Bosquet des Gartens (I, 14), die verhängnißvolle Hingebung Julien's (I, 26), vor Allem an die Schilderung des nächtlichen Liebesrausches (I, 55). Lebendiger kann, dünkt uns, der Taumel der Sinne, der heiße Drang der Leidenschaft, die verzehrende Sehnsucht und die Seligkeit des Genusses nicht dargestellt werden. Auch möchten wir nicht behaupten, daß dabei die Grenze der natürlichen Wahrheit überschritten werde. Wohl aber dürfte die gar zu große Treue dem feineren Gefühle anstößig erscheinen. Man braucht nicht grade an Prüderie zu leiden, um es unschön zu finden, wenn hin und wieder die Materie aus der Hülle, die Herz und Sinne um sie weben, nackt und lüstern herausblickt.

Die Berechtigung des sinnlichen Momentes in der Liebe versteht sich von selbst. Wenn Rousseau dasselbe vielleicht zu stark hervorhebt, so liegt dies, abgesehen von persönlichen Neigungen, doch auch daran, daß, wo die Liebe auf den Boden der Natur zurückgeführt wird, ihre Naturseite eben zunächst in die Augen fällt. Sie kommt aber deshalb nicht ausschließlich zur Geltung; die Emancipation des Fleisches in dem Sinne, in welchem sie von Rousseau vertreten wird, thut der Macht des Geistes keinen Eintrag. Sie läßt ihn vielmehr im unbestrittenen Besitze des Vorranges, welcher ihm gebührt. Wie wichtig die Rolle auch ist, welche die Sinne im Leben der Liebe spielen, dasselbe bewegt sich doch vorzugsweise auf dem Gebiete des Geistes und Herzens. Aus ihm schöpft es seine reichste Nahrung, auf ihm treibt es seine schönsten Blüthen, und diese Blüthen, Rousseau weiß sie mit ihren zarten und feinen Formen, in dem Schmucke ihrer glänzenden Farben, mit dem lieblichen Dufte, welchen sie aushauchen, meisterhaft nachzubilden. Ihm ist nicht nur der vorübergehende Rausch der Sinne bekannt; er ist eben so vertraut mit dem stillen Glücke, welches die innige Gemeinschaft der Herzen beständig und gleichmäßig um sich verbreitet. Und wenn er den Sturm und Drang der Leidenschaft bis zu dem Punkte verfolgt, wo sie ihre Opfer in jähem Falle mit sich in den Abgrund reißt, so begleitet er andrerseits die Liebe auf den freundlicheren Pfaden ihrer läuternden und erhebenden Wirksamkeit. Sie ist ihm nicht nur eine Macht, die beherrscht und beglückt, sondern zugleich eine Kraft, welche stärkt und reinigt. Sie entfesselt die Sinne, um sie durch festere Schranken zu binden; sie erweitert das Herz, indem sie es concentrirt; sie treibt die Phantasie zu einem kühneren Fluge, und giebt der Seele

erhöhten Schwung; sie unterdrückt die Regungen der Selbstsucht und setzt alle edleren Antriebe in Bewegung; sie spornt den Geist zu ernster, angestrengter Thätigkeit, und weckt den Sinn für die reale, praktische Seite des Lebens. Indem sie so die mannigfaltigen Anlagen und Fähigkeiten des Menschen zu reicherer Entfaltung und größerer Reife bringt, ist sie ein höchst wirksames Förderungsmittel persönlicher Herzens- und Geistesbildung.

Diese bildende, in höherem Sinne erziehliche Kraft der Liebe macht sich überall in der Rousseau'schen Schilderung geltend. Ohne daß man von einer bewußten Tendenz sprechen könnte, geht sie darauf aus, zu zeigen, daß, wer wahrhaft liebt, besser, edler, in jeder Beziehung vollkommener wird. Gelingt es ihr nun auch nicht, diese ethische Wirkung rein und in würdiger Weise in's Licht zu stellen, so ist doch der Versuch, die Liebe von dieser Seite in's Auge zu fassen, durchaus berechtigt und von selbständigem Werthe. Jedenfalls liegt der Gesichtspunkt, von welchem er ausgeht, höher, als die Ansicht, welche in der Liebe nur eine Bedingung und Vorstufe der Ehe erblickt. Auch führt er zu einer gehaltvolleren Anschauung, als die romantische Vorstellung, welche das Wesen derselben in dem reizenden Genusse der persönlichen Gemeinschaft erschöpft sieht. Man darf ihn um so eher gelten lassen, da er keineswegs Anspruch darauf macht, allein gelten zu wollen. Es ist freilich wahr: die Liebe hat in der Darstellung Rousseau's vielfach eine gar ernste Haltung; sie trägt nicht selten das Barett des Predigers oder den Mantel des Philosophen. Doch ist ihr deshalb das heitere Spiel der Minne nicht fremd; sie weiß anmuthig zu tändeln und liebreich zu kosen; man hört sie zuweilen fast in deutscher Weise das „o zarte Sehnsucht, süßes Hoffen“ anstimmen. Nicht minder empfindet sie das „Hangen und Bangen in schwebender Pein“, wiewohl sie es im Allgemeinen nicht gerade liebt, dem stillen Monde melancholische Seufzer zuzuhauchen. Meist weich und gefühlvoll, wird sie doch nur selten sentimental; die angeborene Energie gestattet kein passives Hindämmern. Auch denkt und spricht sie zu viel, um ihren Phantasien lange nachhängen, in ihren Gefühlen schwelgen zu können. Ideale Stimmungen liegen ihr indeß nicht fern, und sie würde sich in ihnen vielleicht mit Vorliebe ergehen, drängte ihre reizbare sinnliche Natur nicht ungestüm nach realer Befriedigung. Unfähig, diesem Drange zu widerstehen, reißt er sie fort zu höchster Lust, aber auch zu tiefstem Schmerze. Die Lust geht schnell vorüber, doch der Schmerz dauert fort, und so erscheint sie, wenn auch zuweilen umflossen vom heiteren Lichte der Freude, doch meist im dunkeln Gewande der Trauer. In der That lebt sie, um zu leiden. Zu stark, um sich selbst aufzugeben, ist sie doch zu schwach, um aus dem Kampfe mit einem feindlichen Schicksale

siegreich hervorzugehen. Ohne ihm zu erliegen, weicht sie vor ihm zurück; sie stirbt nicht, sie entsagt.

Unwillkürlich fragt man sich, ob dieser traurige Ausgang sich nicht hätte abwenden lassen. Es scheint doch, daß eine Liebe von solcher Kraft und Innigkeit den starren Eigenwillen brechen konnte, oder falls das nicht anging, ihn ignoriren durfte. Ohne Zweifel giebt Rousseau dem Begriffe der kindlichen Pflicht eine zu weite Ausdehnung. Das Kind ist allerdings nicht befugt, sein persönliches Glück mit dem Unglücke der Eltern zu erkaufen, aber ebenso wenig verbunden, seine und des Geliebten Zukunft einem unmotivirten Eigensinne zum Opfer zu bringen. Eine Liebe, welche sich dazu entschließen kann, verräth einen bedenklichen Mangel an Selbstvertrauen, der bei allem Anschein von Stärke auf eine große innere Schwäche schließen läßt. Freilich hat sie in dem vorliegenden Falle ihre sicherste Stütze, die Unschuld, bereits verloren. Wer die Ehe anticipirt, kann sie am Ende entbehren und ist in der Regel nicht würdig, in sie einzutreten. Vielleicht darf man im Sinne Rousseau's hinzufügen, daß er sich für sie auch nicht eignet. Wenn die Ehe vielfach der Tod der Liebe, so ist umgekehrt die Liebe nicht selten unfähig, eine wahre Ehe zu begründen. Je entschiedener sie als solche, als die freie persönliche Beziehung der Liebenden auftritt, um so heftiger widerstrebt sie dem objectiven ehelichen Bande. Sie wird dasselbe selbst dann noch wieder zu lösen streben, wenn es geschlossen ist.

Freilich schließt der unläugbare Gegensatz die Vermittelung nicht nothwendig aus; im normalen Verlaufe der Dinge pflegt schon das Leben sie, unter mehr oder minder harten Kämpfen, herbeizuführen. Für Rousseau aber ist es charakteristisch, daß er sie nicht zu finden weiß. Ihm fallen die beiden Verhältnisse völlig auseinander; weder geht die Liebe in die Ehe über, noch diese aus jener hervor. Er ist vielmehr der Ansicht, daß die Ehe nur dabei gewinnt, wenn die Gatten das Stadium der Liebe hinter sich, oder auch gar nicht durchlaufen haben. Der Strom des ehelichen Lebens fließt eben milder und ruhiger dahin, wenn die Stürme der Leidenschaft ihn nicht in Aufregung versetzen. Innerlich, scheint es, mag selbst die Zuneigung zu einem Anderen fortbestehen; Rousseau findet sie mit der Würde und Heiligkeit der Ehe nicht unvereinbar, vorausgesetzt, daß die gelobte Treue durch sie nicht gefährdet wird. Denn die Treue, namentlich der Gattin, gilt ihm als die wahre, unverletzliche Basis der Ehe. Ohne diese Grundlage kann sie nicht bestehen; auf derselben ruht sie fest und sicher. Natürlich bedingt die Treue einen gewissen Grad

gegenseitiger Achtung, und diese wieder die Uebereinstimmung in Charakter, Denk- und Empfindungsweise. Nicht aber bedarf es einer intensiven persönlichen Neigung, die sich in zärtlichen oder leidenschaftlichen Herzensergüssen gefällt. Hat doch die Ehe, wie Rousseau glaubt, nicht den Austausch persönlicher Empfindungen zum Zweck. Vielmehr ist sie eine Gemeinschaft des Lebens, die sich in herzlicher Theilnahme und beständiger Fürsorge bewährt. Schließt sie auch den Genuß nicht aus, welchen der intime gemüthliche und geistige Verkehr darbietet, so fordert sie doch in erster Linie die unausgesetzte gewissenhafte Erfüllung der zahllosen Pflichten, welche sie auflegt. Es handelt sich in ihr zunächst nicht um die persönliche Befriedigung des Einzelnen, sondern um die würdige Erfüllung der Aufgabe, die ihm als Theilnehmer an der bestehenden Verbindung obliegt. Das eigene Glück resultirt hier erst aus dem allgemeinen Wohlbefinden; seine Quelle fließt um so reicher, je größer die Hingebung ist, mit welcher sich Jeder dem Dienste des Anderen weiht.

Zu dieser ernsten und hohen Auffassung der Ehe bekennt sich Rousseau überall, wo er näher auf sie eingeht. Sie liegt auch der Schilderung zu Grunde, welche er im zweiten Theile seines Romans entwirft. In der That, sieht man ab von ihrem zweideutigen und, für unser Gefühl selbst unsittlichen Ursprunge, so kann Julien's und Wolmar's Ehe recht wohl als das nachahmungswerthe Vorbild gelten, wofür sie Rousseau gehalten wissen wollte. Das Verhältniß der beiden Gatten, ihre Beziehungen zu den Kindern, ihr Benehmen den dienenden Hausgenossen gegenüber, der Verkehr im engeren Familienkreise, das Leben und Treiben in Haus und Hof, in Feld und Garten — dies Alles findet hier eine meisterhafte Darstellung, welche eben so anziehend, wie natur- und vernunftgemäß, den Wunsch nahe legt, ihre Ideale verwirklicht zu sehen und die Möglichkeit seiner Erfüllung in Aussicht stellt. Freilich nicht für Jeden; sie ist doch an gewisse Voraussetzungen geknüpft, welche einzeln vielleicht öfter, in ihrer Gesammtheit aber nur selten gegeben sind.

Rousseau hatte, als er sein reizendes Gemälde entwarf, vorzugsweise die Landedelleute und Gutsbesitzer im Auge, welche, unabhängig und wohlhabend wie sie sind, zwar die äußeren Mittel, nicht aber die Fähigkeit haben, sich auf ihren ländlichen Besitzungen eine schöne, menschenwürdige und zugleich behagliche Existenz zu schaffen, und es deshalb vorziehen, sich und ihr Vermögen in den Zerstreuungen der großen Städte zu Grunde zu richten. Er hält es mit Recht für heilsam, ihnen an einem ausgeführten Beispiele zu zeigen, wie sie daheim in einfacherer Weise sich und ihrer Umgebung ein genußreicheres und schuldloseres Leben bereiten können. Auch heute noch mögen sie und ihres Gleichen zu ihrer wahren Befriedigung versuchen, die poetische

Schöpfung Rousseau's in die Wirklichkeit zu verpflanzen. Freilich wird ihnen das nur gelingen, wenn Geist und Sinn des Dichters in ihnen lebendig sind, der feine, empfängliche Sinn für die einfache Schönheit der Natur, wie für den stillen Reiz der unscheinbaren Vorgänge des täglichen Lebens, und der freie, hohe Geist einer durchgebildeten Humanität, welche nur aus der seltenen Vereinigung einer gereiften, umfassenden Einsicht mit einem warmen, liebevollen Herzen entspringt.

Der verführerische Zauber, welchen Rousseau der Leidenschaft verleiht, ist vielleicht gefährlich, der Reiz aber, welchen er dem häuslichen Familienleben zu geben gewußt hat, kann nur wohlthätig wirken. Man widersteht ihm um so weniger, da er dasselbe nach allen Seiten gleichmäßig durchdringt, und es keines besondern Aufwandes künstlicher Mittel bedarf, um ihn hervorzurufen. Was da ist und geschieht, verläuft und gestaltet sich auf die einfachste Weise. Es ist, scheint es, lediglich die Natur der Dinge, welche ihre Form und ihren Inhalt bestimmt. Die äußere Einrichtung ist hübsch und geschmackvoll, aber weder prächtig, noch luxuriös. Man zieht das Nützliche dem kostspieligen Tande und die Bequemlichkeit dem Glanze vor. Was wirklich schön und zweckmäßig, ist erwünscht, aber die Schöpfungen der wechselnden Laune und der willkürlich schaltenden Mode, welche ihren scheinbaren Werth lediglich der grundlosen Meinung verdanken, bleiben ausgeschlossen. Auch sucht man nicht in der Ferne, was in der Nähe zu finden ist. Das Neue und Auffallende hat als solches keinen Werth, und nichts wird deshalb begehrt, weil es selten und ungewöhnlich ist. Man kann die Erzeugnisse des raffinirten Luxus um so leichter entbehren, da man das Glück hat, inmitten einer schönen und reichen Natur zu leben, und eben so fähig wie geneigt ist, sich ihrer zahllosen und stets wechselnden Genüsse zu erfreuen. Weit entfernt, ihr nach der französischen Sitte jener Zeit Gewalt anzuthun, sie durch Anwendung menschlicher Kunst zu einem künstlichen Zerrbilde umzuschaffen, nimmt man sie, wie sie ist, oder beschränkt sich doch darauf, was sie im Einzelnen bietet, sorgsam zu pflegen, und mit sicherem Takte zu einem harmonischen Ganzen zu verbinden. Indem sie so ihre eigenthümliche Kraft und Frische bewahrt, ist sie für Sinn und Herz eine unversiegliche Quelle reiner und stärkender Freude.

Zugleich giebt sie den Boden ab, auf welchem sich eine gesunde, angenehme und lohnende Thätigkeit entfalten kann. Feld und Garten, Weinberg und Baumhof nehmen abwechselnd Zeit und Sorge in Anspruch und fordern beständig zu Arbeiten auf, die leicht und im Freien ausgeführt, die Kräfte erfrischen, ohne sie zu erschöpfen. Auch sind sie, wie die Räume des Hauses, nicht selten der Schauplatz

ländlicher Feste, welche durch aufrichtige Freude und gemüthliches Behagen ersetzen, was sie an eitlem Glanz und leerem Prunk vermissen lassen. Man heißt sie um so willkommener, da man die rauschenden Vergnügungen der vornehmen Welt weder liebt, noch nachahmt. Die Unruhe und Aufregung, welche sie mit sich bringen, scheinen die Unlust und Langeweile, die sie zur Folge haben, keineswegs aufzuwiegen. Man meidet die großen Gesellschaften und hält sie von sich ferne; sie erfordern einen Aufwand, der ruinirt oder doch in Verlegenheit bringt, und was schlimmer ist, sie legen den Theilnehmern Fesseln an, welche die Freiheit ihrer Bewegungen auf Schritt und Tritt hemmen. Besser doch, man beschränkt sich auf einen gewählten Kreis vertrauter Freunde, in welchem man sich zwanglos, ohne Gene und Rückhalt geben darf, wie man ist. Vor Allem aber ist man bestrebt, sich im eigenen Hause eine wahre Heimath zu gründen. Die innigste Gemeinschaft verbindet Alle, die zur Familie gehören; doch auch zu den Fremden, deren Dienste man nicht entbehren kann, besteht ein näheres herzliches Verhältniß. Dasselbe ist möglich, weil man ihre Anzahl auf das unumgängliche Bedürfniß beschränkt und bei der Auswahl mit der größten Vorsicht verfährt. Es kann sich erhalten, weil man sie durch aufrichtige Theilnahme zu gewinnen und durch eine thätige Fürsorge für ihre berechtigten Interessen an sich zu fesseln weiß.

So lebt man, einsam zwar und abgeschieden, aber glücklich und zufrieden. In ruhigem, schönem Gleichmaß fließen die Tage dahin; nichts stört den heiteren Frieden eines Kreises, der, weil er sich selbst genügt, den verwirrenden Einflüssen der Außenwelt unzugänglich bleibt. Es kann nicht Wunder nehmen, daß, wer mit ihm näher vertraut wird, sich ihm anzuschließen, oder einen ähnlichen Verein treuer und liebevoller Menschen um sich zu sammeln wünscht. Freilich sind diese nicht so leicht zu finden; überhaupt dürfte es schwer sein, das innere Leben, welchem wir im Landhause von Clarens begegnen, zu erneuern. Eher schon läßt sich die Außenseite copiren, und das ist denn auch im Laufe der Zeit vielfach geschehen. Wenn gegenwärtig die reizenden Ufer des Genfer Sees mit zahllosen kleineren und größeren Villen, die nach allen Seiten hin die reizendste Aus- und Fernsicht darbieten, bedeckt sind, so verdanken sie diesen Schmuck vorzugsweise der Anregung, welche die Schilderung Rousseau's gegeben hat. Allerdings fehlte es auch früher weder auf den Höhen, noch in der Ebene an wohlgebauten, bequem und hübsch eingerichteten ländlichen Wohnungen. Doch waren sie meist ohne alle Rücksicht auf die schöne Naturumgebung, und zuweilen, wie es fast scheint, in der Absicht

errichtet, ihre erfreuliche Wirkung zu verhindern. „Unveränderlich“, sagt ein genauer Kenner der örtlichen Verhältnisse [49]), „wenden diese älteren Gebäude ihren Rücken der Seite zu, nach welcher sich die Aussicht eröffnet. Sie erheben sich meist in Vertiefungen, die den Horizont auf einen sehr mäßigen Umfang beschränken. Die Salons liegen nach Norden, und wo die höhere Lage dem Blick eine ausgedehnte Landschaft darbietet, hat man Sorge getragen, zwischen dem See und der Façade Ulmen und Kastanien zu pflanzen.“

Man verstand es noch nicht, zu sehen, was in seiner reizenden Schönheit unmittelbar vor Augen lag, und sah man es auch, man empfand nicht viel dabei, und hatte deshalb kein besonderes Interesse, es sich näher zu bringen. Erst als Rousseau mit dem Zauberstabe seiner Dichtung den Schleier hob, welcher bis dahin das weite, farbenreiche Rundgemälde verhüllte, trat es in seiner ganzen Pracht und Anmuth, warm und lebendig hervor. Fortan wurden die Menschen nicht müde, den freudig erstaunten Blick auf ihm ruhen, seinen Glanz und Duft in Sinn und Seele eindringen zu lassen. Die Genfer zunächst, mit dem Paradiese bekannt geworden, welches vor ihren Thoren lag, zögerten nicht, sich dort Hütten zu bauen, oder doch vorübergehend ihre Zelte aufzuschlagen. Rousseau hatte ihnen gezeigt, daß und wie sie sich auch mit beschränkten Mitteln eine Fülle der reinsten und köstlichsten Genüsse bereiten könnten. Sie folgten seiner Anweisung, und zwar nicht blos die reichen Patrizier, welche früher ausschließlich in der Lage waren, sich in ihren Schlössern den kostspieligen Luxus einer Villeggiatur zu erlauben, sondern auch die wohlhabenderen Bürger, die nun in immer größerer Zahl mit ihren Familien die schöne Jahreszeit in kleineren Land- und Gartenhäusern ganz oder theilweise verlebten. Wem es aber an den bescheidenen Mitteln gebrach, sich und den Seinigen eine solche Ruhestätte zu schaffen, der wanderte nun doch den lieblichen Ufern des Sees entlang, oder schaukelte sich im Nachen auf seinen glänzenden Wellen, oder fuhr frischen Muthes hinüber, um über die Berge und durch die Thäler der herrlichen Alpenwelt zu streifen.

Denn auch in diese hatte Rousseau, vor Allem durch seinen Doppelgänger St. Preux, die Wege gewiesen. Freilich gehörten rüstige Beine und gesunde Lungen dazu, um ihn auf den anstrengenden Fußwanderungen, wie er sie zuerst unternahm, folgen zu können. Es war und ist nicht Jedermann's Sache, steile Höhen hinauf- oder jähe Tiefen hinabzusteigen, über wildes Felsgestein zu klettern und über klaffende Abgründe wegzusetzen. Wer aber die nöthige Kraft und den erforderlichen Muth besaß, mochte körperlich gestärkt, und durch den Anblick der erhabenen Größe und wildromantischen Schönheit, welche ihn rings umgab, innerlich gehoben heimkehren. Ihm

hatte sich die Natur seiner Heimath, wie früher in ihrer lieblichen Anmuth, so jetzt in ihrer hehren Majestät offenbart. Dennoch durfte er nicht meinen, sie nunmehr ganz zu kennen, falls er nicht etwa über die Grenze, bis zu welcher sein Führer vorgedrungen, hinausgegangen war. Das Interesse, welches Rousseau selbst an den Alpen nahm, und nicht nur seinen Landsleuten, sondern der gesammten europäischen Lesewelt einzuflößen wußte, hat doch seine bestimmte Schranke. Offenbar verweilt er am Liebsten an ihrem Fuße, auf den heiteren Seen oder in deren nächster Umgebung. Von dort aus macht er dann nicht selten Excursionen in die Vor- und Mittelgebirge, wo sich das Große mit dem Schönen, das Starke mit dem Milden paart, und der vorherrschende Charakter der Wildheit die sanfteren Züge nicht ausschließt. Weiter hinauf, in die Regionen der Gletscher und des ewigen Schnees, steigt er nicht. Es scheint, die eisigen Winde, die dort oben wehen, berührten ihn zu kalt; er wich zurück vor der schauerlichen Oede, in welcher alles organische Leben erstirbt.

Es ist ohne Frage eines der größten Verdienste Rousseau's, daß er die Freude an der Natur, den Sinn und Geschmack für die landschaftliche Schönheit in den weitesten, und selbst in den Kreisen geweckt hat, in welchen die Theilnahme der Menschen über das Bereich des täglichen Lebens und Wirkens nicht hinaus zu gehen pflegt. Er vermochte das, weil er die Natur nicht mit dem kalten Blicke des Forschers, noch auch lediglich mit dem scharf, aber ruhig fixirenden Auge des Zeichners, sondern vor Allem mit bewegtem Herzen und lebhaft erregter Phantasie auffaßt. Seine Darstellung enthält weniger eine objectiv richtige Beschreibung — sie ist sogar nach dieser Seite hin, wenn auch im Ganzen treu, doch im Einzelnen mehrfach ungenau — als eine subjective Schilderung, die nicht sowohl die Natur als solche, wie ihre Beziehung zum Menschen, den Eindruck wiedergiebt, welchen sie auf Einbildungskraft und Gemüth zu machen geeignet ist. Gerade dadurch aber brachte er sie dem allgemeinen Bewußtsein so nahe; das zauberische Licht einer idealen Phantasie umleuchtete, die Wärme eines tiefen und innigen Gefühls durchdrang sie; sie schien bewegt und getragen von einer Seele, welche sich dem verwandten Menschengeiste offenbaren und seines theilnehmenden Verständnisses gewiß sein mochte. Eben die Beseelung der Natur ist es, welche den Schilderungen Rousseau's ihren unwiderstehlichen Reiz verliehen hat, und ihnen eine bleibende Wirkung sichert.

Uebrigens sind die Naturbilder, welchen wir in unserem Romane begegnen, nicht die einzigen geblieben; Gemälde ähnlicher Art und von gleicher Schönheit finden sich auch in den späteren Schriften. Rousseau wußte sie noch in seinen letzten Lebensjahren mit derselben

Meisterschaft auszuführen, welche er gleich Anfangs in seiner Heloise bewährte. Hier aber feierte sie, schon weil sie zum ersten Male und doch in ihrer ganzen Vollendung hervortrat, ihre schönsten Triumphe. Der begeisterte Beifall, mit welchem die Dichtung überall aufgenommen wurde, galt zu einem großen Theile ihren hinreißenden Naturschilderungen. Auch könnten diese nicht von ihr abgetrennt werden, ohne ihr viel von ihrem Werthe zu nehmen, und ohne den Zusammenhang des Ganzen, welcher auf der durchgängigen Verbindung von Natur- und Menschenleben beruht, wesentlich zu stören. Anders ist es mit den mannigfachen Excursen über Erziehung, Kunst, politische und sociale Verhältnisse, die Rousseau seinem Werke eingefügt hat. Sie bilden keine nothwendigen Bestandtheile desselben, und mögen deßhalb an anderer Stelle die verdiente Berücksichtigung finden. Hier bleibt indeß noch ein Punkt hervorzuheben, weil er dem Verfasser als einer der Zielpunkte seiner Dichtung besonders am Herzen lag.

Ohne Zweifel war es ein löbliches Bestreben, die beiden Parteien, welche sich damals auf dem religiösen Gebiete in erbittertem Kampfe gegenüberstanden, durch das lebendige Beispiel einer echten, aus gegenseitiger Achtung entspringenden Toleranz mit einander versöhnen, oder doch zu einem minder feindseligen Verhalten bestimmen zu wollen. Ob dasselbe einen entsprechenden Erfolg gehabt hat, steht dahin; die Fanatiker des Glaubens sind in der Regel ebenso, wie die des Unglaubens, zu bornirt und engherzig, um eine so hohe und freie Denkweise, eine so humane und liebevolle Gesinnung, wie Julie und Wolmar sie besitzen, auch nur verstehen, geschweige denn sich aneignen zu können. Sie begreifen die aufrichtige Anerkennung nicht, welche, unbeschadet der eigenen Ueberzeugung, einer anderen gezollt wird; sie kennen noch weniger das Gefühl der höheren Einheit, in welcher sich, trotz aller Verschiedenheit der Meinungen, edle, redlich strebende Menschen verbunden wissen. Ihr zelotischer Eifer treibt sie beständig, für ihre Ansicht auf jede Weise Proselyten zu werben, wo sie aber auf Widerstand stoßen, zu Spott und Hohn, oder zu Haß und Verfolgung zu greifen. Es ist vergeblich, Leuten dieses Schlages Milde und Mäßigung zu predigen. Wer aber hellen Geistes und reinen Herzens ist, dem kann die Duldung, welche Rousseau üben läßt, ein anregendes oder bestärkendes Vorbild sein, zumal sie keineswegs auf einem schalen Indifferentismus beruht.

Julie ist, ebenso wie ihr Freund, von der Wahrheit ihres religiösen Glaubens durchdrungen, da sie dessen tröstende und beglückende Macht beständig an sich erfährt. Wie sollte sie nicht wünschen, daß

auch der Gatte, den sie ehrt und liebt, ihn theilen möchte, nicht versuchen, ihm nahe zu bringen, worin für sie die Quelle des irdischen Glücks und die Bürgschaft des ewigen Heils gelegen ist? Als sie aber sieht, daß ihre Mühe vergeblich, drängt sie sich nicht weiter auf, quält und belästigt nicht mit Klagen und Vorstellungen, sondern beschränkt sich darauf, durch treue Pflichterfüllung, durch ein Leben voll Liebe und einen Tod voll Zuversicht, Zeugniß abzulegen für den Geist, der sie beseelt. Gewiß die beste und wirksamste Weise der Bekehrung. Niemand wird an ihr Anstoß nehmen, noch sich versucht fühlen, ihr feindlich entgegen zu treten. Auch Wolmar ist weit davon entfernt, seine Gattin in der Bethätigung ihres frommen Sinnes zu stören. Er denkt ebensowenig daran, sie in ihrem heilbringenden Glauben wankend machen zu wollen. Macht er auch aus seinen Ansichten und Grundsätzen kein Hehl, so genügt es ihm doch, sie als die seinigen zu bekennen; er vertheidigt sie weder, noch giebt er sich Mühe, sie bei seiner Umgebung zur Geltung zu bringen. Es liegt ihm ferne, die Ueberlegenheit seines Geistes zu mißbrauchen, um mit den Waffen des Verstandes die Macht des Gemüthes zu bekämpfen. Es kommt ihm noch weniger in den Sinn, das mit Spott und Hohn zu verfolgen, was Anderen heilig ist. Er sucht keine Ehre darin, den einfach gläubigen Sinn zu verwirren und ihm den inneren Frieden zu rauben. Vielmehr läßt er ihn gerne sich frei und ungestört entfalten, sieht mit Vergnügen die stille Freude, welche ihn begleitet, und betrachtet mit Rührung die Opfer und die Werke der Liebe, welche von ihm ausgehen. Die Andacht der frommen Seele erfüllt ihn mit heiliger Scheu, ihr begeisterter Aufschwung reißt ihn zur Bewunderung fort. Er bedauert es fast, daß er an der einen nicht theilnehmen, und dem anderen nicht folgen kann. Indeß wird er darum dem eigenen Standpunkte nicht untreu. Er bleibt bei seiner negativen Ansicht, die freilich bei solcher Zurückhaltung nicht verletzen kann, und um so unbedenklicher erscheint, da ihr eine noble, humane Handlungsweise zur Seite geht. Ein Leben, welches Achtung, ja Verehrung gebietet, versöhnt auch mit dem Unglauben. Jedenfalls ist es die beste, und vielleicht die gefährlichste Waffe, deren sich die Vertreter desselben im Kampfe mit ihren Gegnern bedienen können.

IX.

Doch es ist Zeit, daß wir die Dichtung verlassen und zum Dichter zurückkehren. Noch war er mit der Vollendung seines Romanes eifrig beschäftigt, als er in die Lage kam, selbst eine Weile die Rolle des Haupthelden zu spielen.

Schon im Herbste des vorigen Jahres war er in seiner Einsiedelei durch einen seltsamen Besuch überrascht worden. Unter lautem Lachen erschien in großen Stiefeln und einem etwas derangirten Anzuge eine Dame, in welcher er alsbald zu seiner Verwunderung die Gräfin d'Houdetot erkannte. Sie hatte das Unglück gehabt, sich auf dem Wege nach der Eremitage zu verirren. Ihr Wagen war im Kothe stecken geblieben, und sie selbst von dem gleichen Schicksale betroffen worden, als sie versuchte, zu Fuß das nahe Reiseziel zu erreichen. Nur mit Mühe hatten ihre Leute sie wieder auf festen Boden gebracht, auf welchem sie dann bald, freilich nicht leichten Fußes, da die zarte Chaussure preisgegeben werden mußte, zu der Pforte des Klausners gelangte. Die rosige Laune, in welcher sie dort eintraf, ging auch auf diesen über. Therese mußte herbeischaffen, was die Gräfin zur Herstellung ihrer Toilette bedurfte. Bald war auch ein einfaches Mahl bereit, das sie ebenso zwanglos annahm, wie es geboten wurde. Natürlich ließ es der Wirth an der Würze einer heiteren, geistreichen Unterhaltung nicht fehlen. Er erschien so liebenswürdig, daß die Gräfin beim Abschiede die baldige Erneuerung ihres Besuches in Aussicht stellte.

Allerdings war sie schon seit geraumer Zeit mit Rousseau bekannt gewesen. Eine Schwester des Herrn d'Epinay, war sie ihm bei den Festen, welche die Schwägerin in ihren Landhäusern zu veranstalten pflegte, nicht selten begegnet. Rousseau hatte sie stets sehr liebenswürdig, und an ihrem Umgange um so mehr Geschmack gefunden, da sie ihm, der sich in größerer Gesellschaft meist recht einsam fühlte, freundlich und wohlwollend entgegen kam. Sein Interesse für sie wurde noch dadurch erhöht, daß sie mit einem seiner näheren Bekannten in einem intimen Verhältnisse stand. War dasselbe auch kein legitimes, so entsprach es doch der herrschenden Sitte, und mochte in diesem Falle leichter entschuldigt werden, wie in manchem anderen. Die Ehe, in welcher die Gräfin lebte, war ohne ihr Zuthun geschlossen worden. Sie hatte lediglich den Zweck gehabt, den zerrütteten Finanzen einer alten normännischen Adelsfamilie aufzuhelfen, und die nach vornehmer Verwandtschaft lüsterne Eitelkeit eines reichen Generalpächters zu befriedigen. Die Weise, in welcher dieser Handel zu Stande kam, ist in der That empörend. Ein Abgesandter der gräflichen Mutter, Herr de Rinville, bringt bei dem Vater des Mädchens, Herrn de Bellegarde, die Parthie in Vorschlag. Der gute Alte, höchlich geschmeichelt, geht sofort auf den Antrag ein. Doch scheint es billig, zunächst zu ermitteln, ob die jungen Leute, über deren Lebensglück entschieden werden soll, sich auch in etwa conveniren. Zu dem Ende veranstaltet der Finanzmann ein Diner, bei welchem sie zwar Gelegenheit, sich zum ersten

Male zu sehen, aber keineswegs Zeit finden, mit einander zu sprechen. Der gewandte Vermittler weiß das schon zu hindern; er hat so viele zweideutige Späße zur Hand, daß an eine ernste Behandlung der Sache nicht zu denken ist. Aeußert der Vater, dem bei aller Beschränktheit das Wohl seines Kindes nicht gerade gleichgültig ist, noch gewisse Bedenken, so scherzt er sie mit einigen schlechten Witzen hinweg. Kurz, man lacht und amüsirt sich, und steht schließlich von der Tafel nur auf, um sich zum Notar zu begeben. Daß die Hochzeit der Verlobung auf dem Fuße folgt, läßt sich denken; es wäre ja möglicher Weise Gefahr im Verzuge gewesen.

Man darf es Madame d'Epinay schon glauben, wenn sie versichert, daß die achtzehnjährige junge Frau an dem Morgen, welcher ihrem Ehrentage folgte, „sehr traurig war und viel geweint hatte". Ihr Gemahl war zwar nur vier Jahre älter, als sie, aber „häßlich, wie der Teufel", überdies, darin seiner edlen Mutter gleich, „ein Spieler von Profession, unbekannt in der Gesellschaft, und allem Anscheine nach geschaffen, es zu bleiben" [50]). Möglich, daß die ihm abgeneigte Schwägerin seine äußere Erscheinung etwas carikirt, und seine geistige Begabung unterschätzt hat. Ist indeß auch nur zur Hälfte wahr, was sie über sein Benehmen bei und nach dem Tode des Schwiegervaters erzählt, so genügt das vollkommen, um die Gemeinheit seines Charakters in das hellste Licht zu stellen [51]). Andrerseits spricht es für eine gewisse Intensität des Gefühls, daß er seiner Geliebten bis zu ihrem Tode fast ein halbes Jahrhundert treu blieb. Leider war sie die Frau eines Anderen, und schon im Besitze seines Herzens, als er die eigene heirathete. Diese mußte daher auf die Liebe ihres Gemahls verzichten und sich mit der Achtung begnügen, die er ihr allerdings bewiesen zu haben scheint. Auch war er, als sie einige Jahre nach Abschluß der Ehe anfing, die fehlende Befriedigung außerhalb derselben zu suchen, unbefangen und gerecht genug, ihr nicht zu verargen, was er sich selber gestattete. Er erwiederte den Leuten, welche ihn von der Liebschaft der Gräfin in Kenntniß setzten, daß er „kein Recht habe, von ihr mehr zu fordern, als die Beobachtung des Anstandes". In der That durfte sie ungestört der Neigung ihres Herzens folgen. Dieselbe steigerte sich bald zu einer heftigen und nachhaltigen Leidenschaft, welche, wie es scheint, von dem Manne ihrer Wahl vollkommen erwiedert wurde. Nicht lange, und der Marquis von St. Lambert — denn dieser bekannte atheistische Dichter und Philosoph war der Glückliche, dem die Gräfin ihre Liebe zuwandte — nahm die Stelle ein, welche der Gatte ihm freiwillig überließ. Fortan lebten die Drei im besten Einvernehmen, ein Verhältniß, das, charakteristisch wie es ist für die Sitte der Zeit, doch weniger auffallend sein würde, wenn

es nicht eine lange Reihe von Jahren unverändert fortbestanden hätte [52]).

Zur Zeit, als die Gräfin Rousseau mit ihrem Besuche überraschte, hatte es bereits die Probe bestanden. Auch war es ein Auftrag des abwesenden Geliebten, welcher sie damals zu unserm Eremiten hinführte. St. Lambert, den sein militairischer Beruf beim Ausbruche des siebenjährigen Krieges in's Feld rief, hielt ihn, scheint es, für geeignet, der Freundin die bitteren Stunden der voraussichtlich längeren Trennung zu versüßen. Er veranlaßte sie daher, die bis dahin sehr lose Verbindung mit ihm enger zu knüpfen. Daß damit eine Gefahr für die eigene Beziehung zu ihr verbunden sein könnte, kam ihm, trotz seiner entschiedenen Neigung zur Eifersucht, nicht in den Sinn. Vermuthlich war er der Geliebten zu sicher, und ohne Argwohn gegen den Freund, dessen strenge Grundsätze er kannte, und dessen persönliche Anziehungskraft er unterschätzen mochte. Indeß wir sahen schon, daß die letztere stark genug war, um der Gräfin die Erfüllung seines Wunsches als eine angenehme Aufgabe erscheinen zu lassen. Zunächst hinderte freilich der hereinbrechende Winter, daß der Verkehr eine größere Lebhaftigkeit gewann; es blieb bei einigen freundlichen Zuschriften und dem einen oder anderen gelegentlichen Besuche [53]). Erst der nächste Frühling brachte die neuen Freunde einander näher. Um die schöne Jahreszeit auf dem Lande zu verbringen, miethete sich die Gräfin in Eaubonne ein, das in der Mitte des Thales von Montmorency gelegen, von der Eremitage nur etwa eine Stunde entfernt war. Von dort aus machte sie dann, sobald sie sich häuslich eingerichtet, ihrem nunmehrigen Nachbarn einen weiteren Besuch, welcher für sie, und mehr noch für ihn, verhängnißvoll werden sollte.

Dies Mal erschien sie zu Pferde und in männlicher Kleidung. Gewiß war das nicht die gewöhnliche Weise, in welcher der schelmische Gott der Liebe sich seinem Opfer zu nahen pflegt. Vielleicht aber war sie grade deßhalb um so wirksamer. Kaum hatte Rousseau die neue Amazone erblickt, als er sich auch schon von dem geflügelten Pfeile, den ihre lachenden Augen, allerdings ohne es zu wissen und zu wollen, herniederschossen, im Innersten getroffen fühlte. Der zündende Funke war in einen Brennstoff gefallen, welcher ihn nur erwartet zu haben schien, um in heiße Gluth aufzulodern, die dann ihrerseits schnell in helle Flammen ausschlug. Daß aber die schuldlose Reiterin solches Unheil anzurichten vermochte, war doch sehr auffallend. Madame d'Houdetot war nicht mehr jung, sie näherte sich bereits den Dreißigen. Auch war sie keineswegs schön, man durfte sie im Gegentheil häßlich nennen. Die Blattern hatten auf ihrem Gesichte braune und gelbe Flecken zurückgelassen, und ihrem

Teint eine unreine Färbung gegeben. Sie war überdies sehr kurzsichtig, und die rund geschnittenen Augen schielten stark. Fügen wir dem Bilde eine dicke Nase und eine sehr niedrige Stirne hinzu, so läßt sich nicht leugnen, daß dasselbe eher abstoßen, als anziehen mochte. Freilich war die Gräfin, um mit ihrem Verehrer St. Lambert zu reden, „nur häßlich von Gesicht". Das volle, schwarze Haar fiel in natürlichen Flechten über den schönen Nacken auf die graziöse Taille herab; Hals und Brust — für Rousseau, wir wissen das schon, ein wesentlicher Punkt — waren schön, und den hübschen Armen und Händen entsprachen die zierlichen Füße, die, wenn sie sich im Tanze bewegten, selbst einen Prinzen Conti entzücken konnten. Der berühmte Marcel hatte an der Gräfin eine gelehrige Schülerin gefunden; sie galt für eine der besten Tänzerinnen ihrer Zeit. Auch fehlte es ihrer Haltung nicht an Anmuth, die um so reizender erschien, da ihre Kurzsichtigkeit den Bewegungen etwas Unsicheres und Linkisches gab.

Mehr aber als die äußere Erscheinung, fesselte der leichte, muntere Sinn, welcher sie belebte, das kindliche, naiv sorglose Wesen, dem sie sich hinzugeben pflegte. Wenig geneigt zu bedächtiger Ueberlegung, mochten Andere sie zu Zeiten für unvorsichtig und leichtfertig halten. In Wahrheit folgte sie nur den unmittelbaren Eingebungen ihres Geistes und Herzens. Was ihr grade durch den Kopf ging, nahm ihr volles Interesse in Anspruch. Das leicht erregte Gefühl war jedem Eindrucke zugänglich; sie lachte und weinte in einem Athem. Eben so absichtslos erschienen die geistreichen Einfälle und die treffenden Bemerkungen, mit welchen sie nicht selten ihre Umgebung überraschte. Daß sie auch eine gewisse Anlage zur Poesie besaß, beweisen ihre kleineren Gedichte, welche nicht blos St. Lambert der Zusendung an Voltaire, sondern dieser selbst des Behaltens werth achtete. Rousseau freilich fand ihre Verse nur „ziemlich hübsch," wie er denn überhaupt ihre geistige Begabung weniger stark betont, als manche ihrer übrigen, auch weiblichen Bekannten. Um so lauter preist er „ihren engelgleichen Charakter, dessen Grundzug eine unveränderliche Milde und Sanftmuth bildete, und der außer der Kraft und Klugheit, alle Tugenden in sich vereinigte". Besonders hebt er, dem die Medisance der vornehmen Welt hinlänglich bekannt geworden, ihre Zuverlässigkeit im Umgange und die Sicherheit hervor, mit welcher man unter allen Umständen auf ihre Treue und Zurückhaltung rechnen durfte. Nie sprach sie Böses von irgend wem, auch nicht von ihren Feinden. Außer Stande, ihre Gedanken und Empfindungen zu verbergen, zerstreut und unvorsichtig, wie sie es nicht selten in hohem Grade war, entfuhr ihr wohl manche Aeußerung, die ihr selbst, aber keine, welche für Andere nachtheilig sein

konnte. Haß und Feindschaft waren ihr fremd; sie kannte ebensowenig Neid oder Eitelkeit. Obgleich selbst häßlich, machte es ihr doch ein aufrichtiges Vergnügen, die fremde Schönheit zu rühmen. Sie freute sich an den Vorzügen und Talenten Anderer, ohne die eigenen irgendwie auf den Scheffel zu stellen. „Es genügte ihr, daß sie geliebt wurde; sie wünschte nichts weiter." Auch ist alle Welt in der Anerkennung ihrer liebreichen Herzensgüte einig; sie wird selbst von Denjenigen gepriesen, welche ihre übrigen Vorzüge herabzusetzen geneigt scheinen [54]).

Ohne Zweifel war es diese natürliche Güte, in Verbindung mit ihrem kindlich unbefangenen und zugleich kecken Wesen, was der Gräfin die Zuneigung Rousseau's gewann. Daß sich dieselbe zu einer leidenschaftlichen Liebe steigerte, lag freilich an der empfänglichen Stimmung, welche ihn damals beherrschte. Er hatte so lange in der Einbildung geliebt, daß der Uebergang zur wirklichen Liebe nicht schwer sein konnte. Die weiblichen Wesen, welche seine Phantasie geschaffen, waren allmälig so lebendig geworden, daß sie gar leicht Fleisch und Bein annehmen mußten. Auch hatte der beständige Verkehr mit ihnen die Sehnsucht des Herzens, welche in ihm Befriedigung suchte, nur vertiefen, die Reizbarkeit der mitbetheiligten Sinne nur erhöhen können. Es bedurfte lediglich einer gewissen äußeren Entsprechung und inneren Verwandtschaft, und das wirkliche Weib trat nothwendig an die Stelle des idealen Bildes. Mochte Madame d'Houdetot der glänzenden Schönheit Julien's entbehren, die reizende Anmuth und die liebenswürdige Naivetät derselben waren doch auch ihr eigen. Sie hatte sich, in Mitten einer raffinirten Gesellschaft, die natürliche Einfachheit des Sinnes, und obgleich nicht unberührt geblieben von den corrumpirenden Einflüssen der Umgebung, doch, wie Julie, im Grunde die Unschuld des Herzens bewahrt. Sie besaß nicht minder die Kraft und Innigkeit des Gefühls, welche zu einer tiefen und dauernden Zuneigung befähigt. Sie glich auch darin ihrer poetischen Vorgängerin, daß sie den aristokratischen Kreisen angehörte, und mit der feinen Grazie des Benehmens, welche in ihnen zu Hause ist, jene höhere geistige und gemüthliche Bildung verband, die sie durch Leben und Erziehung zu vermitteln pflegen. Kein Wunder daher, daß Rousseau in ihr den Traum seines Herzens verwirklicht fand, und die ganze schwärmerische Neigung auf sie übertrug, die er bis dahin den Kindern seiner Phantasie zugewandt hatte.

Diese Neigung aber trug gleich Anfangs den Charakter einer jugendlichen Leidenschaft, die plötzlich in's Dasein tritt, und sofort ihre volle Macht entfaltet. Merkwürdig doch, wenn auch begreiflich, daß sie durch die Liebe der Gräfin zu St. Lambert, welche ihre Ent-

stehung voraussichtlich hindern mußte, zunächst in's Leben gerufen wurde. Madame d'Houdetot liebte natürlich von dem zu sprechen, was ihr zumeist am Herzen lag. Ihr Verhältniß zu dem abwesenden Geliebten bildete deßhalb auch bei dem vorhin erwähnten Besuche den Gegenstand der Unterhaltung. „Als ich ihr," erzählt Rousseau, „so in ihrer unmittelbaren Nähe zuhörte, wurde ich von süßen Wonneschauern ergriffen, wie ich sie nie zuvor empfunden hatte. Während sie sprach, fühlte ich mich tief bewegt; indem ich glaubte, an ihren Empfindungen Antheil zu nehmen, begann ich, ähnliche Gefühle zu hegen. Ich leerte in langen, gierigen Zügen die giftgefüllte Schale, die mir für jetzt nur Süßigkeiten zu bieten schien. Kurz, ohne daß ich oder sie es merkten, flößte sie mir für sich selbst alles das ein, was sie für ihren Geliebten aussprach." Uebrigens wurde ihm erst nach ihrer Entfernung deutlich, was mit ihm vorgegangen war. Die Wahrnehmung, daß er, wenn er an Julie denken wollte, nicht umhin konnte, an die Gräfin zu denken, öffnete ihm die Augen. Er begriff seine Lage vollkommen, doch war sie leider nicht mehr zu ändern.

Noch wußte er nicht, wie er sich ihr gegenüber verhalten solle, als die Gräfin ihn abermals durch einen Besuch überraschte. Dies Mal „machte die Schaam, die Gefährtin des Bösen, ihn stumm; zitternd stand er vor ihr; er wagte weder den Mund zu öffnen, noch die Augen aufzuschlagen." Die Unruhe und Verwirrung, in welcher er sich befand, konnte natürlich nicht unbemerkt bleiben. Er hielt es daher für das Beste, sie offen einzugestehen, und zugleich ihre Ursache insoweit anzudeuten, daß die Gräfin über sie nicht länger in Zweifel sein durfte. Sie nahm die Eröffnung ruhig hin, und beobachtete fortan ein Benehmen, welches Rousseau nicht mit Unrecht „klug und großmüthig" nennt. Sie mochte sich sagen, daß für sie selbst nichts zu befürchten sei; sie liebte St. Lambert treu und wahrhaft, und fühlte sich mit dem Geliebten so fest und innig verbunden, daß ihr eine Störung dieses Verhältnisses unmöglich erscheinen mußte. War die Liebe Rousseau's aber gefahrlos, so konnte sie sich dieselbe immerhin gefallen lassen. Obgleich der Eitelkeit wenig zugänglich, war sie doch am Ende Weib genug, um sich durch sie geschmeichelt zu fühlen. Durfte sie es doch als eine Auszeichnung empfinden, daß der berühmte, sonst so welt- und menschenscheue Mann ihr eine solche Zuneigung bewies. Ueberdies ehrte sie in ihm den Freund des Geliebten, der es vielleicht übel aufnahm, wenn sie die auf seinen Wunsch eingegangene Verbindung wieder löste, ohne ihn mit der Ursache bekannt zu machen. Ihm diese aber mitzutheilen, schien bedenklich. Er war einmal zur Eifersucht geneigt, und mochte selbst aus ihrer offenen Erklärung Argwohn schöpfen. Jedenfalls stand,

wenn er von der Sachlage unterrichtet wurde, eine Störung seines Verhältnisses zu Rousseau, und damit vielleicht eine Reihe von Widerwärtigkeiten in Aussicht. Daß die beiden Freunde um ihretwillen sich trennen sollten, war für sie ein peinlicher Gedanke. Lieber hielt sie an dem Wunsche fest, sie durch ihre Vermittlung noch enger zu verbinden. Konnte sie die Liebe Rousseau's nicht erwiedern, so lag ihr doch viel daran, sich seine Freundschaft zu erhalten. Der Umgang mit dem geist- und gefühlvollen Manne fesselte sie um so mehr, je genauer sie ihn kennen lernte. Auch empfand sie ein aufrichtiges Wohlwollen für ihn, welches sie hoffen und wünschen ließ, daß es ihr gelingen werde, zur Erheiterung seiner trüben Lebenstage beizutragen. Freilich war es ungehörig, daß er sich einer Neigung hingab, welche die Rücksicht auf den Freund hätte fern halten sollen. Doch wer vermag dem Herzen zu gebieten, wenn es vom Sturme der Leidenschaft fortgerissen wird? Gewiß war der Zustand, in welchen sie Rousseau gebracht, mehr geeignet, das Mitleid, als den Zorn der Gräfin zu erregen. Sie folgte denn auch dem natürlichen Zuge ihres liebevollen Herzens; sie beklagte die Verirrung, ohne ihr irgendwie zu schmeicheln, und ließ es sich zugleich angelegen sein, durch milde Nachsicht die Wunde zu heilen, welche sie absichtslos geschlagen hatte.

Daß dieselbe damit nur immer brennender und schmerzhafter wurde, ahnte sie nicht. In der That gab es, wie die Dinge lagen, nur ein wirksames Heilmittel, die persönliche Trennung. Rousseau aber, welcher das wohl einsah, konnte sich nicht entschließen, sie herbeizuführen. Er wußte und sagte sich allerdings, daß seine Leidenschaft hoffnungslos, und wenn sie wider Erwarten Gehör finde, ein Verrath am Freunde sei. Indeß schien es ihm gerade deßhalb überflüssig, ihr energischen Widerstand zu leisten. War er doch nicht so „eitel“, sich einzubilden, daß er, „der alte, gebrechliche Graubart“, im Stande sein werde, eine junge Frau voll frischen Lebens dem Manne ihres Herzens abwendig zu machen. Warum aber sollte er einer Neigung entsagen, die nur ihm selbst, und keinem Anderen verderblich werden konnte? War sie eine Thorheit, so war es gewiß eine noch größere, sie als eine ernste Sache von folgenschwerer Bedeutung behandeln zu wollen. Besser doch, er ließ sie, unbekümmert um die Zukunft, ihren ungestörten Verlauf nehmen. Freilich blieb auch nicht viel Anderes übrig; ihre Macht war eben zu groß, als daß irgend welche Ueberlegung sie hätte hemmen können. Im Gegentheil diente die Reflexion nur dazu, die Hindernisse wegzuräumen, welche ihr etwa noch entgegenstanden. Indem sie Vernunft und Gewissen zum Schweigen brachte, zwang sie Rousseau, dem Drange seines Herzens widerstandslos zu folgen. Vergessen wir indeß nicht, daß

dieser Drang an sich wohl berechtigt war, und sein Verhalten zwar nicht rechtfertigt, aber doch entschuldigt. Wenn er wiederholt versichert, die Liebe zu Madame d'Houdetot sei „die erste und einzige seines Lebens" gewesen, so ist dies, wenn auch nicht buchstäblich, so doch der Sache nach richtig. Die intimen Beziehungen, in welchen er bis dahin zu weiblichen Personen gestanden, waren theils sinnlicher Art, theils hatten sie ein vorwiegend gemüthliches, oder auch geistiges Interesse [55]). In der Gräfin begegnete ihm zum ersten Male eine Frau, die seinem ganzen Wesen nach allen Seiten die längst ersehnte Befriedigung zu geben versprach. Es war doch natürlich, daß es ihm schwer, ja unmöglich wurde, sich von ihr, nachdem er sie eben erst gefunden, wieder zu trennen.

Zudem kamen Zeit und Umstände der Fortdauer eines ungestörten traulichen Verkehres begünstigend entgegen. Man lebte auf dem Lande und war meist allein. Man wurde nur selten, und dann vorübergehend von Besuchen in Anspruch genommen. Um so öfter konnten sich die wiederholen, welche man einander zu machen liebte; die geringe Entfernung der Wohnorte erleichterte sie, die heiteren Frühlings- und Sommertage, die wunderschöne Gegend, das liebliche Thal mit seinen reizenden Hügeln, forderten fast zu ihnen heraus. Es kam bald dahin, daß kaum ein Tag vorüberging, an welchem man sich nicht gesehen hätte. Da die Gräfin nicht weniger, als Rousseau selbst, an Fußwanderungen Vergnügen fand, so geschah es nicht selten, daß, wenn er von Sehnsucht getrieben, zeitig seine Klause verließ, um in ihre Nähe zu eilen, er ihr schon auf dem Wege begegnete. Man kehrte dann selbander in die hübsche Landwohnung zurück, um hier in Haus und Garten die Zeit zu verbringen, oder sich auf weiten Spaziergängen in der anmuthigen Umgebung zu ergehen. Merkwürdig doch, daß diese steten und langen Zusammenkünfte nichts von ihrem ursprünglichen Reize verloren, obgleich sie mehrere Monate hindurch fortgesetzt wurden. Freilich beruhte das Interesse an ihnen auf ein und demselben mächtigen Gefühle, welches in Beiden gleich lebendig, eine nie versiegende Quelle vertraulicher Mittheilungen wurde.

„Wir waren", sagt Rousseau, „beide trunken vor Liebe, sie für ihren Geliebten, ich für sie; unsere Seufzer, unsere Thränen mischten sich beständig. Der Eine war der zärtliche Vertraute des Anderen, und fand in dessen Empfindungen die eigenen wieder." Natürlich nicht, ohne daß dieselben durch den gegenseitigen Austausch an Kraft und Innigkeit gewannen. Die Gräfin namentlich mochte das Glück ihrer Liebe doppelt empfinden, wenn ihr die des Freundes aus seinen flammenden Augen entgegenstrahlte, sich ihr im feurigen Strome begeisterter Rede, oder in den sanften Klängen zärtlicher Klagen offen-

harte. Ihre Leidenschaft wuchs mit der seinigen; an der Gluth seines Herzens erwärmte sich auch das ihrige; die süße Sehnsucht nach dem fernen Geliebten schöpfte immer neue Nahrung aus dem schmerzlichen Verlangen, welches sich in seinen Worten und Blicken beständig aussprach. Allerdings war es nicht so leicht, den Ansprüchen, die es zugleich an sie selbst erhob, in geeigneter Weise zu begegnen. Sie durfte dieselben weder schroff zurückweisen, noch auch durch unvorsichtige Anerkennung zu einer für sie gefährlichen Höhe steigern.

Man kann nicht leugnen, daß sie es im Allgemeinen wohl verstanden hat, die hier gebotene richtige Mitte einzuhalten. Sie behandelte Rousseau, als ihr sein Zustand klar geworden, mit der größten Milde und Rücksicht; sie ließ es sich angelegen sein, ihn durch die herzlichste Theilnahme für die Liebe zu entschädigen, welche sie ihm verweigern mußte. Anfangs freilich erregten die Aeußerungen ihrer zärtlichen Freundschaft seinen Argwohn. Sich selbst der Thorheit wohl bewußt, die ihn um so fester umstrickte, je länger er gegen sie ankämpfte, konnte er sich des Gedankens nicht erwehren, daß Madame seine Extravaganzen nur deshalb so unbefangen hinnehme, um sich hinterher, vielleicht in Gemeinschaft mit St. Lambert, über sie und ihn lustig zu machen. Die Verstimmung und üble Laune, welche ihn in Folge dieses Mißtrauens beherrschte, blieb der Gräfin nicht lange verborgen. Auch zögerte er nicht, ihr den Grund derselben offen anzugeben. „Sie wollte“, erzählt er selbst, „darüber lachen; doch dieses Mittel schlug nicht an; es hätte, länger angewandt, zu Ausbrüchen der Wuth führen können. Sie änderte den Ton; ihre milde Theilnahme war unerschütterlich; sie machte mir Vorwürfe, die mir tief zu Herzen gingen; sie zeigte wegen meiner ungerechten Besorgnisse eine Unruhe, die ich mißbrauchte. Ich forderte Beweise, daß sie meiner nicht spotte. Sie sah, daß es kein anderes Mittel gab, mich zu beruhigen. Ich wurde dringend, der Augenblick war kritisch. Vielleicht ist der Fall einzig in seiner Art, daß eine Frau, nachdem sie einmal dahin gebracht worden, zu markten, so wohlfeilen Kaufs davon kam. Sie bewilligte mir nichts, was sie treulos machen konnte; sie verweigerte mir nichts, was die zärtlichste Freundschaft bewilligen durfte.“

Uns will scheinen, daß sie in ihren Zugeständnissen doch etwas weit ging, wenn sie einen sehr intimen persönlichen Verkehr gestattete, ihre körperlichen Reize nicht zu verbergen suchte, und sich zuweilen selbst glühende Küsse gefallen ließ. Wohl mochte sie dabei ein gewisses Widerstreben empfinden; auch machte sie sich das Mitgefühl, von welchem sie so bis hart an die Grenze des Erlaubten, hin und wieder vielleicht einen Schritt über sie hinaus, geführt wurde, nicht selten zum Vorwurfe [56]). Indeß trug es immer wieder über die

aufsteigenden Bedenken den Sieg davon, und zwar um so leichter, da die Liebe Rousseau's nicht nur durch die schmerzlichen Ergüsse eines leidenden Herzens rührte, sondern auch durch ihren idealen Schwung zur Bewunderung hinriß.

Wie reizend erscheinen noch in der Schilderung späterer Tage die Stunden, in welchen diese Liebe ihren vollen Zauber entfaltete. Zuweilen geschah es, daß Rousseau, weil es zur Heimkehr zu spät geworden, in Eaubonne übernachtete. „Dann gingen wir wohl, nachdem wir im traulichen Tête à tête zu Abend gegessen, bei hellem Mondschein im Garten spazieren. In der Tiefe desselben befand sich ein ziemlich großes Gebüsch, durch welches wir uns hindurchwanden, um ein hübsches, mit einem kleinen Wasserfalle geschmücktes Bosquet aufzusuchen. Hier war es, wo ich, auf einer Rasenbank, unter einer blüthenreichen Akazie, ihr zur Seite sitzend, eine Sprache fand, würdig, die Bewegungen meines Innern wiederzugeben. Ich war erhaben, wenn man so die ganze verführerische Liebenswürdigkeit nennen darf, welche die heißeste Liebe in ein menschliches Herz zu legen vermag. Wie viele berauschende Thränen vergoß ich in ihren Schooß; wie viele ließ ich auch sie wider ihren Willen vergießen. Unwillkürlich rief sie dann wohl, in tiefster Erregung aus: „Nein, nie war ein Mensch so liebenswürdig; nie hat Jemand so geliebt, wie Sie. Aber Ihr Freund St. Lambert hört uns, und mein Herz kann nicht zweimal lieben." Ich schwieg seufzend, ich umarmte sie . . . Welche Umarmung! Doch das war auch Alles." Schwerlich aber wäre es ohne den festen, treuen Sinn, mit welchem die Gräfin ihrem Geliebten anhing, dabei geblieben.

Rousseau selbst gesteht, daß er, wenigstens in manchen Augenblicken, kaum im Stande war, die heiße Begierde zu zügeln. Die Gluth der Leidenschaft loderte zu mächtig, als daß er nicht zuweilen hätte wünschen sollen, sie um jeden Preis gelöscht zu sehen. Sie drohte in der That, ihn auch physisch aufzureiben. „Wenn ich mich," erzählt er, „auf dem Wege nach Eaubonne befand, träumte ich von ihr, die ich nun bald sehen, von dem liebreichen Empfange, den sie mir bereiten, von dem Kuß, den ich bei der Ankunft erhalten würde. Dieser Kuß allein, dieser verhängnißvolle Kuß, entflammte selbst, bevor ich ihn empfing, mein Blut in einem Grade, daß mein Kopf in Verwirrung gerieth; es flimmerte mir vor den Augen, ich war wie geblendet; die zitternden Knie konnten mich kaum tragen; ich mußte stehen bleiben, mich setzen; der ganze Körper schien sich aufzulösen, ich war nahe daran, ohnmächtig zu werden." Es half ihm wenig, daß er sich zu zerstreuen, an andere Dinge zu denken suchte. „Ich hatte kaum zwanzig Schritte gemacht, als dieselben Vorstellungen, und ebenso alle die Zufälle, welche sie nach sich zogen, wieder-

kehrten, ohne daß es mir jemals möglich war, mich von ihnen zu befreien." Kam er dann an, schwach, erschöpft, kaum im Stande, sich aufrecht zu erhalten, so war in dem Augenblicke, wo er die Geliebte sah, Alles wieder in Ordnung. In ihrer Nähe fühlte er nur „die unbequeme Last einer unerschöpflichen, und doch stets nutzlosen Kraft." Sie reichte freilich aus, um dem unreinen Verlangen beständig neue Nahrung zu geben. Doch wurde dasselbe durch eben die Macht, welche sie hervorrief, auch wieder in Schranken gehalten.

Gewiß, wäre die Gräfin schwach gewesen, Rousseau würde sie vor dem Falle nicht bewahrt haben; er hätte den Fehltritt ohne Zweifel gethan, um ihn hinterher wahrscheinlich bitter zu bereuen. Nun sie aber stark war, hatte sie nichts zu befürchten. Allerdings gossen die Liebkosungen, mit welchen sie den stürmischen Dränger zu beschwichtigen suchte, nicht nur Oel auf die rollenden Fluthen, sondern auch in die lodernden Flammen. Zugleich mußte der Widerstand, welchen sie ihm leistete, die Neigung zum Angriffe verstärken. Doch flößte er auch andrerseits die Achtung ein, welche den hochherzigen Gegner bestimmt, die Waffen zu senken. Weil die Gräfin ihm ihre Gunstbezeugungen nur zögernd und, was ihm nicht entgehen konnte, ungern bewilligte, trug Rousseau Bedenken, sie zu mißbrauchen. Er fühlte, daß sie für ihn that, was sie vermochte, und nahm deshalb Anstand, mehr zu fordern. Geschah es dennoch und trat sie ihm, wenn freundliche Vorstellungen fruchtlos blieben, mit einem ernsten „Nicht weiter!" entgegen, so wich vor ihrer Hoheit die eigene Schwäche scheu zurück. Es kam ihm doch nicht in den Sinn, ihr zu verargen, was er billigen mußte, sobald es sich geltend machte. Im Gegentheil stellte die berechtigte Weigerung sie in seinen Augen nur höher. Er fühlte sich ihr zu innigem Danke verpflichtet, wenn sie so sich selbst, wie ihm, ein schützender Schirm geworden. Was sie seinen Sinnen versagte, machte sie seinem Herzen theurer; die Niederlage der Leidenschaft war ein Triumph der Liebe.

Man darf deshalb nicht an die Fabel vom Fuchs und den Trauben erinnern wollen, wenn er wiederholt versichert, daß „er die Gräfin zu sehr geliebt habe, als daß er ihren Besitz in Wahrheit hätte wünschen mögen. Ihre Untreue würde sie in seinen Augen erniedrigt und damit den reinen Glanz der Tugend, welcher den Abgott seines Herzens umstrahlte, ausgelöscht haben. Jede Befleckung des göttlichen Bildes hätte nothwendig seine Vernichtung zur Folge gehabt." Wir glauben es ihm, daß die Vorstellung des höchsten Glückes, wenn sie je zuweilen lockend an ihn herantrat, ihn zugleich mit innerem Schrecken erfüllte; wir glauben ihm ebenso, daß er dasselbe, wie die Dinge einmal lagen, außer in einigen kurzen Augenblicken rasender Leidenschaft, würde zurückgewiesen haben, selbst wenn

die Geliebte sich ihm freiwillig zur Verfügung gestellt hätte. Gewährte es ihm doch auch einen hohen Selbstgenuß, die Pflicht der Entsagung zu üben. Er fühlte wohl, daß wenn er sie verletzte, er sich selbst verächtlich werde. Er fühlte nicht minder, daß „in dem Augenblicke, wo er von der verbotenen Frucht koste, das Paradies der wahren Liebe sich ihm verschließen werde. Und doch bot es der reinen Genüsse, der seligen Freuden so viele; gewiß war es nicht nur ein Verbrechen, sondern auch eine Thorheit, den vorübergehenden Rausch der Sinne mit ihrem Verluste zu erkaufen. Wie groß der Liebe Leid auch sein mochte, ihre beglückende Macht war doch noch größer. Rousseau fühlte sich durch sie verjüngt; sie schuf ihm ein zweites Leben, schöner und kostbarer als das erste. Sie gab seinen Sinnen, wie seinem Herzen, die Kraft und das Feuer der Jugend zurück; sie erhob und beflügelte den Geist; sie nährte und stärkte endlich das erhebende Bewußtsein der höheren Natur, indem sie beständig antrieb, die niedere zu überwinden.

Hätte sie ungestört fortwirken können, vielleicht wäre die verzehrende Gluth der Leidenschaft allmälig erloschen, um lediglich die milde Wärme einer herzlichen Freundschaft zurückzulassen. Freilich darf man zweifeln, ob selbst eine so robuste Constitution, wie Rousseau sie im Grunde besaß, ihrem zerstörenden Einflusse längere Zeit widerstanden haben würde. Gewiß ist, daß sich derselbe schon nach einigen Monaten in einer sehr fühlbaren Weise geltend machte. Die beständige Aufregung, welche den Körper fast ununterbrochen in gewaltsamer Spannung erhielt, erschöpfte seine Kraft in einem Maße, daß er mehrerer Jahre bedurfte, um sich von seiner Schwäche zu erholen. Ihre Zunahme würde Rousseau indeß, wiewohl sie ihm keineswegs entging, schwerlich sobald vermocht haben, sie durch Beseitigung der Ursache zu hemmen. Die Gräfin hatte natürlich noch weniger Grund, ein Verhältniß aufzulösen, welches, wie unbequem es auch zu Zeiten werden mochte, für sie doch vorwiegend angenehm und erfreulich war. Zum Glück ließ sich der Aufruf zur Trennung, welcher von ihnen selbst nicht füglich ausgehen konnte, bald genug von Außen her vernehmen.

X.

Wie sehr auch die Umstände den ungestörten Verkehr der Beiden begünstigten, er mußte doch allmälig die Aufmerksamkeit ihrer Umgebung auf sich ziehen. Sie sahen sich fast täglich; sie verbrachten den größten Theil der Zeit in traulicher Gemeinschaft; sie standen auch, abgesehen von ihren persönlichen Zusammenkünften, in einem

lebhaften Briefwechsel. Es kam hinzu, daß sie wenig geeignet waren, die eigenthümliche Natur ihres Verhältnisses, selbst in Gegenwart Anderer, zu verdecken. Außer Stande, ihre Gedanken und Empfindungen zu beherrschen, unfähig, sich in Haltung und Benehmen irgend welchen Zwang aufzulegen, offen und rückhaltlos bis zur Unvorsichtigkeit, ließen sie die herzliche Zuneigung, welche sie verband, das Bedürfniß und den Genuß ihres intimen Umganges, unverhüllt hervortreten. Hatten sie doch auch zu ängstlicher Vorsicht um so weniger Grund, da sie sich keiner Schuld bewußt waren, vielmehr bei dem Charakter, welchen ihre Beziehung angenommen, dieselbe für unverfänglich, selbst für berechtigt halten durften. Es war aber natürlich, daß Anderen bald auffiel, woraus sie selber kein Hehl machten.

Die Hausgenossen Rousseau's, wie die der Gräfin, konnten nicht wohl umhin, wahrzunehmen, was beständig unter ihren Augen vorging. Therese namentlich, wie wenig sie auch bei ihrem Charakter und ihrer Stellung zur Eifersucht disponirt sein mochte, mußte den steten vertraulichen Umgang mit einer anderen Frau, wenn nicht anstößig, so doch einer aufmerksamen Beachtung werth finden. Auch entging es ihr nicht, daß diese Verbindung für Rousseau ein tieferes persönliches Interesse hatte. Sie sah den leidenden Zustand, in welchem er sich befand, sie bemerkte sehr wohl seine innere Aufregung, und die schmerzlichen Empfindungen, welche ihn erfüllten, blieben ihr nicht verborgen. Sie hörte nicht selten, wie er nächtlicher Weile in seinem Zimmer ruhelos auf- und niederschritt und dem gepreßten Herzen in lautem Schluchzen Luft machte. Es lag nahe, diese Aeußerungen eines tiefen Leids mit seinem Verhältnisse zur Gräfin in Verbindung zu bringen. Doch war das gutmüthige, beschränkte Mädchen schwerlich im Stande, den Zusammenhang vollständig zu begreifen, noch auch geneigt, was sie etwa davon begriff, aus eigenem Antriebe Anderen mitzutheilen. Eher ließe sich das schon von ihrer Mutter glauben, die, schwatzhaft wie sie ohnehin war, überdies besorgen mochte, daß die neue Liebschaft den Fortbestand der alten Beziehung zu ihrer Tochter gefährden könne.

Indeß gab es noch einen anderen Kanal, durch welchen die Kunde von dem wunderlichen Verhältnisse in weitere Kreise drang. Mad. d'Epinay hatte, wie gewöhnlich, zu Anfang der schönen Jahreszeit ihre Landwohnung in La Chevrette bezogen, und es versteht sich von selbst, daß Rousseau sowohl, wie ihre Schwägerin, nicht selten bei ihr zu Besuche war. Da die Beiden auch in ihrer Nähe in gewohnter Weise mit einander verkehrten, konnte ihr die zwischen ihnen bestehende Verbindung nicht lange unbekannt bleiben. Das verliebte Wesen des Freundes offenbarte sich zu deutlich, als daß sie an der Existenz einer ernsten Neigung hätte zweifeln dürfen. Und wußte sie

auch nicht, ob und in wie weit dieselbe von der Gräfin getheilt wurde, ihre zärtliche Theilnahme für den leidenschaftlichen Verehrer ließ sich ebensowenig verkennen, wie die Befriedigung, welche ihr der vertraute Umgang mit ihm gewährte. Daß aber Mad. d'Epinay ihre interessanten Beobachtungen ihren etwaigen Gästen und näheren Bekannten nicht vorenthielt, begreift sich. Sie hatte eben keinen Grund, zu verschweigen, woran sie in mehr als einer Rücksicht persönlich Anstoß nahm. Zudem war die Sache so überraschend, so piquant, ein anziehenderer Unterhaltungsstoff mochte sich kaum auffinden lassen. Kein Wunder daher, daß er bald auch in den befreundeten Kreisen der Hauptstadt vielfach besprochen wurde.

Man hörte mit Erstaunen, hin und wieder auch mit einer gewissen Schadenfreude, wie der finstere Misanthrop sich in einen schmachtenden Liebhaber umgewandelt habe, und der strenge Sittenrichter nun selbst in die Sünde verfallen sei, welche er bis dahin so schonungslos bekämpfte. Wohl schien es Manchem unglaublich, daß er seinen stets so nachdrücklich betonten Grundsätzen mit einem Male untreu geworden. Doch der Augenschein beseitigte jeden Zweifel; man brauchte nur einen Abstecher nach La Chevrette zu machen, um sich von der Wahrheit der umlaufenden Berichte zu überzeugen. Waren die Betheiligten gerade anwesend — und sie trafen dort nicht blos gelegentlich, sondern auch oft nach Verabredung zusammen — so gab ihr Verhalten die erforderliche Gewißheit, und zwar um so eher, da sie in ihrer schuldlosen Unbefangenheit die beobachtenden Blicke kaum bemerkten, und sich ihnen keineswegs zu entziehen suchten.

Uebrigens störte sie diese spähende Neugierde zunächst ebensowenig, wie das medisante Gerede, welches hinter ihrem Rücken geführt wurde. Bedenklicher aber wurde die Lage, als dasselbe auch dem fernen Geliebten der Gräfin zu Ohren kam. Zwar hatte sie ihn beständig von ihrem Verkehre mit Rousseau in Kenntniß erhalten; es konnte ihm ja nicht unlieb sein, wenn die freundschaftliche Beziehung zu ihm, die er selbst eingeleitet hatte, sich mehr und mehr befestigte. Doch von der leidenschaftlichen Zuneigung des Freundes war in ihren Briefen nie die Rede gewesen. Die Hoffnung, daß er von seiner Verirrung bald zurückkommen werde, und die Besorgniß, St. Lambert's bekannte Eifersucht zu erregen, hatten sie bestimmt, diesen verfänglichen Punkt nicht zu berühren. Indeß erfuhr er von anderer Seite, was sie ihm verschweigen zu müssen glaubte. Daß diese Mittheilungen das Verhältniß weder in seinem wahren, noch in einem günstigen Lichte darstellten, war natürlich. Die Berichterstatter urtheilten nach dem äußeren Anscheine, der allerdings zu einer schlimmen Deutung fast herausforderte. Auch wurde dem Marquis in einem anonymen

Briefe gemeldet, daß Rousseau darauf ausgehe, ihm seine Geliebte abwendig zu machen. Wir glauben zwar, daß er diese Beschuldigung nicht einmal insoweit für begründet hielt, als sie es wirklich war. Ihre Wirkung aber verfehlte sie doch nicht. Die Verstimmung, welche sie zur Folge hatte, wurde der Gräfin bald fühlbar. St. Lambert ließ, ohne sich deutlich auszusprechen, merken, daß er mit ihrem Verhalten unzufrieden sei. Er mochte, und nicht grade mit Unrecht denken, daß sie Rousseau zu weit entgegenkomme, und so, wenn auch wider ihren Willen, dessen unzeitige Leidenschaft nähre.

Die leisen Vorwürfe des Geliebten machten auf die Gräfin einen tiefen Eindruck. Schon sah sie das Glück ihres Lebens in Gefahr, die Ruhe ihrer Tage bedroht. Wie lieb ihr der neue Freund auch war, sie erklärte ihm doch, daß ihre Verbindung gelöst werden müsse, wenn er seine thörichte Neigung nicht zu überwinden vermöge. Auch blieb sie keineswegs bei dieser Erklärung stehen. Als sie sah, daß Rousseau ihrer Mahnung nicht folgte, begann sie alsbald, ihr Benehmen zu ändern. Die unbefangene, zutrauliche Weise, in welcher sie bis dahin mit ihm verkehrte, hatte ein Ende; ein ernstes, zurückhaltendes Wesen trat an die Stelle. In größerer Gesellschaft schien sie seine Anwesenheit kaum zu bemerken; war man allein, so nahm sie eine verlegene, zerstreute Miene an. Es ließ sich nicht verkennen, daß seine Nähe ihr unbequem wurde, daß sie wünschte, er möge seine Besuche einstellen oder doch beschränken.

Rousseau wurde durch diesen plötzlichen Wechsel tief ergriffen. Die fast verzweifelte Stimmung, in welche ihn derselbe versetzte, spricht sich recht deutlich in einem Briefe aus, den er in diesen Tagen an die Gräfin schrieb. „So komme denn, Sophie“, so beginnt dieses „Meisterwerk beredter Leidenschaft“ [57]), „daß ich Dein ungerechtes Herz betrübe; lasse auch mich mitleidlos sein, wie Du es bist. Warum sollte ich Dich schonen, während Du mir Vernunft, Ehre und Leben nimmst? Warum sollte ich Deine Tage ruhig dahinfließen lassen, da Du mir die meinigen unerträglich machst? Ach! Du wärest doch weit weniger grausam gewesen, hättest Du mir einen Dolch in's Herz gestoßen, statt mich mit diesem tödtlichen Streiche zu treffen. Siehe, was ich war und was ich geworden bin; siehe, wie tief Du mich erniedrigt hast. Als es Dir gefiel, mich anzuhören, war ich mehr als ein Mensch; seitdem Du mich zurückstößest, bin ich der letzte der Sterblichen; ich habe Empfindung, Geist und Muth verloren, Du hast mir mit einem Worte Alles genommen.“ „Wie aber“, fährt er fort, „könne sie so ihr eigenes Werk zerstören? wie den Freund, welchen sie durch ihre Güte geehrt, ihrer Achtung unwürdig machen? Sei er ja doch ihr Eigenthum, von dem sie Besitz genommen und sich nicht mehr lossagen könne.“ Er erinnert sie dann

an „die Zeiten des Glückes, die ihm zu seiner Qual nie aus dem Gedächtnisse schwinden werden", und schildert die seligen Stunden, welche sie in trauter Gemeinschaft miteinander verlebt, in immer neuen, bald zarten und innigen, bald ergreifenden oder leidenschaftlich bewegten Wendungen. Rührende Klagen und Bitten wechseln mit leisen Vorwürfen und ernsten Mahnungen; alle Gründe und Beweise, die eine gewandte Dialektik an die Hand geben kann, werden aufgeboten, um auf die Einsicht der Gräfin zu wirken, nicht minder alle Hebel in Bewegung gesetzt, deren Anwendung ihr Herz zu erschüttern, ihren Willen umzustimmen verspricht. Wiederholt tritt der Gedanke auf, daß sie kein Recht mehr habe, ihm die Freundschaft zu entziehen, welche sie selbst ihm angeboten, daß sie zuviel gewährt, als daß sie jetzt noch etwas zurücknehmen könne, daß sie ihn zu glücklich gemacht, um ihn elend machen zu dürfen. Warum auch eine Verbindung lösen, die ihr nicht zum Vorwurfe, sondern nur zur Ehre gereiche? Die Güte, welche sie ihm bewiesen, habe ihre Treue nicht verletzt, und „wo ist das Verbrechen, der Liebe eines Anderen zu lauschen, wenn man keine Gefahr läuft, sie zu erwiedern?"

Die Gräfin aber ist in diesem Falle; sie hat die Probe ehrenhaft bestanden, und allen Grund, mit sich zufrieden zu sein. Den Geliebten selbst, wüßte er, was sie hat überwinden müssen, würde ihre Festigkeit mit Stolz erfüllen. Auch er kann bei der eingetretenen Aenderung nur verlieren, denn „die Liebe des Freundes, weit entfernt, die Gluth auszulöschen, welche im Herzen der Geliebten für ihn lodert, hat dieselbe nur noch stärker angefacht." Möge denn Sophie ihm, der über ihre Ehre nicht weniger eifersüchtig wacht, als sie selbst, eine Gunst wiederschenken, welche sie ohne Gefahr für sich gewähren kann. Zwar weiß er wohl, daß er schuldig, aber er tröstet sich darüber mit dem Gedanken, daß sie es nicht ist. Auch will er sich weder vor ihr, noch vor sich selbst rechtfertigen; vielmehr macht er sich Alles zum Vorwurfe, wonach sie ihn hat verlangen lassen. Vielleicht würde er auch, hätte es sich nur um Selbstüberwindung gehandelt, die Kraft dazu gefunden haben; aber „durch die Abneigung der Geliebten zu den Entbehrungen gezwungen zu werden, die man sich selbst hätte auflegen sollen, das kann ein gefühlvolles Herz nicht ertragen, ohne zu verzweifeln." Nein, die Freundin darf sie ihm nicht zumuthen, darf ihm nicht rauben, was für sie doch nur gleichgültige Zugeständnisse sind. „Wie? Deine feuchten Augen sollten sich nicht mehr senken mit jener süßen Scham, die mich in Lust berauscht? Wie? Meine glühenden Lippen sollten nicht mehr meine Seele an Deinem Herzen aushauchen? Ich sollte nicht mehr jene himmlischen Wonneschauer erfahren, jenes rasche und verzehrende Feuer, das schneller als der Blitz ... O unaussprechlicher Augenblick! wel-

ches Herz, welcher Mensch, welcher Gott kann Dich empfunden haben und auf Dich verzichten!“

Stets werden diese bittern und doch so süßen Erinnerungen dem Herzen, wie den Sinnen, die Ruhe rauben. Sind die Genüsse, welche sie in's Gedächtniß zurückrufen, nicht die, welche am meisten bedauert werden? „Ach nein! Sophie, es gab noch süßere für mich, die jenen erst ihren höheren Werth verliehen. Es gab eine Zeit, wo meine Freundschaft Dir theuer war, und Du mir das zu beweisen wußtest. Hättest Du mir auch nichts gesagt, auch keine Liebkosungen erwiesen, ein tiefes und sicheres Gefühl sagte mir, daß es mir in Deiner Nähe wohl sei. Mein Herz suchte Dich und das Deinige wies mich nicht zurück. Der Ausdruck der zartesten Liebe, die es je gegeben, hatte nichts Abstoßendes für Dich ... Du liebtest mich nicht, aber Du ließest zu, daß ich Dich liebte, und ich war glücklich. Jetzt aber ist Alles zu Ende; ich bin nichts mehr; das vergangene Glück macht mich eben so elend, wie das gegenwärtige Leid. Ja, hätte ich Dich nie ergriffen gesehen, ich würde mich trösten über Deine Gleichgültigkeit und Dich im Stillen verehren. Aber mir das Herz durch die Hand zerreißen zu sehen, die mich einst glücklich machte, von ihr vergessen zu sein, die mich früher ihren süßen Freund nannte! O Du, die Du Alles über mich vermagst, lehre mich diesen schrecklichen Zustand ertragen, oder ändere ihn, oder gieb mir den Tod.“ Den Schlägen des Schicksals hat er trotzen gelernt; sein Muth ist Allem gewachsen, nur nicht ihrer Geringschätzung. Er weiß, daß seine Liebe hoffnungslos ist, daß sie ihm nur Schmerzen und Leiden bereiten wird. Doch er will und kann sie ruhig ertragen, wenn die Geliebte ihm ihre Theilnahme nicht entzieht. „Beklagst Du mich, so bin ich nicht mehr zu beklagen.“ Es genügt schon, wenn sie es nur zum Scheine thut. „Hilf mir, ich bitte Dich, daß ich mich täuschen mag; mein tiefbetrübtes Herz wünscht nichts weiter; ich suche selbst unaufhörlich nach den Zeichen einer Theilnahme, die Du nicht hast; bei der Unmöglichkeit, wirkliche Beweise Deiner Zuneigung von Dir zu erlangen, genügt ein Nichts, um mir solche in der Einbildung zu schaffen.“ Und doch, wie leicht würde es ihr sein, ihm Ruhe, Glück und Kraft wiederzugeben. „Sähe ich nur jemals ein Zeichen aufrichtigen Mitleids, wäre mein Schmerz Dir nicht unbequem, fiele ein theilnehmender Blick auf mich, legte sich Dein Arm mir um den Nacken, drücktest Du mich an Dein Herz, sagtest Du mit Deiner sanften Stimme seufzend: Unglücklicher! wie beklage ich Dich! — ja, Du würdest mich über Alles trösten, meine Seele würde ihre Energie wiedergewinnen, und ich auch jetzt noch Deines Wohlwollens werth sein.“

Wohl mag es der Gräfin schwer geworden sein, diesen rühren-

den Klagen und dringenden Bitten zu widerstehen. Sie beharrte indeß auf dem einmal eingeschlagenen Wege, der auch unter den gegebenen Umständen der richtige war. Rousseau selbst mußte das im Grunde anerkennen; er konnte sich nicht verhehlen, daß die Mahnung der Freundin wohlbegründet und es nothwendig sei, ihr zu folgen. Statt aber mit aller Kraft die eigene Schwäche zu bekämpfen, überließ er sich einem maßlosen Zorne gegen die, welche die Geliebte in Trauer und Sorge versetzt, und ihm selbst die Demüthigung bereitet hatten, ihre sehr berechtigten Vorwürfe entgegennehmen zu müssen. Freilich wußte er nicht bestimmt, wer der Verräther gewesen. Sein Verdacht fiel aber gleich Anfangs auf Mad. d'Epinay. Es war ihm bekannt, daß sie mit St. Lambert in Briefwechsel und mit ihrer Schwägerin, trotz des anscheinend freundlichen Verhältnisses, nicht auf dem besten Fuße stand. Sie hatte schon früher versucht, den Marquis von dieser ab und zu sich herüberzuziehen; die Gelegenheit mochte ihr günstig erscheinen, um ihre bisher fruchtlosen Versuche mit größerer Aussicht auf Erfolg wieder aufzunehmen. War auch St. Lambert vielleicht nicht direkt von ihr benachrichtigt worden, so hatte sie doch gewiß ihren Vertrauten, Grimm, welcher, ebenfalls bei der Armee in Westphalen, mit dem Marquis nicht selten zusammentraf, von Allem, was sie sah und wußte, in Kenntniß gesetzt. Grimm aber, der sich vordem vergeblich um die Gunst der Gräfin beworben, war nicht der Mann, eine solche Kränkung jemals zu vergessen. Es machte ihm ohne Zweifel Vergnügen, sie an der Frau zu rächen, von welcher sie ausgegangen war.

Daß Rousseau mit seinen Vermuthungen nicht ganz auf falscher Fährte ging, wird sich bald zeigen. Für ihn wurden sie zur Gewißheit, als er von Therese hörte, daß Mad. d'Epinay sich wiederholt bemüht habe, durch ihre Vermittlung Einsicht von den Briefen der Gräfin zu nehmen. Es war allerdings stark, wenn sie, wie das Mädchen versicherte, um ihren Widerstand zu beseitigen, durch die Hinweisung auf den „ganz gewiß verbrecherischen Umgang" der Beiden ihre Eifersucht zu wecken suchte. Wir sehen keinen Grund, die sehr detaillirten Angaben Theresen's, obgleich sie später von Mad. d'Epinay entschieden desavouirt wurden, in Zweifel zu ziehen. Sie war weder gewandt, noch raffinirt genug, um Beschuldigungen dieser Art aus der Luft zu greifen. Ueberdies lag es durchaus nicht in ihrem Interesse, zu erfinden, was die für sie doch sehr vortheilhafte Beziehung zu Mad. d'Epinay voraussichtlich stören mußte. Auch war es am Ende gar nicht so auffallend, daß Madame um jeden Preis über ein Verhältniß klar zu werden wünschte, welches ihr verdächtig erschien. Freilich ziemte der Freundin Rousseau's weder der Argwohn, noch die perfide Weise, in welcher sie die Bestätigung desselben zu

erlangen strebte. Ihr Benehmen in diesem Falle giebt einen ferneren Beweis dafür, daß Rousseau vollkommen im Rechte war, wenn er ihr mehr und mehr mißtraute. Er ging nur insofern zu weit, als er ihr die bewußte Absicht zuschrieb, ihn und seinen guten Ruf zu Grunde zu richten. So etwas kam ihr damals wenigstens schwerlich in den Sinn. Man darf im Gegentheile annehmen, daß sie vor wie nach das gleiche freundliche Wohlwollen für ihn hegte. Fehlte ihr das volle und richtige Verständniß seines Wesens, und wurde sie deshalb mehr oder weniger an ihm irre, so war das nicht ihre Schuld. Rousseau täuschte sich, wenn er diese tiefere Kenntniß und Sympathie bei ihr voraussetzte. Eine Freundin in seinem Sinne war sie weder, noch war sie es jemals gewesen; sie konnte daher auch den Verrath nicht begehen, welchen er ihr zur Last legte.

Sie that im Grunde nur, was Frauen ihrer Art in solchem Falle nicht lassen mögen. Die Verbindung Rousseau's mit der Gräfin erregte ihre Neugierde, und es verdroß sie, daß dieselbe vor ihren Augen unterhalten, und sie doch nicht in's Vertrauen gezogen wurde. Je weniger sie aber den wahren Zusammenhang der Sache begriff, um so leichter mochte sie Anstoß an ihr nehmen. Kannte sie doch aus eigener Erfahrung den Grund und Zweck, welchen solche Verhältnisse in der Regel haben. Wie sollte sie dazu kommen, in diesem Falle eine Ausnahme zu statuiren? Es kam hinzu, daß sie sich durch die zunehmende Entfremdung Rousseau's verletzt fühlte. Ihre herzliche Theilnahme, ihre thätige Fürsorge für ihn wurde, so mußte sie wohl glauben, mit Undank vergolten. Sie hatte ohne Zweifel gehofft, den berühmten Mann an sich zu fesseln, vielleicht selbst erwartet, daß sich mit der Zeit eine intime persönliche Beziehung zu ihm bilden werde. Nun mußte sie sehen, daß er sich mehr und mehr von ihr entfernte, um sich immer enger an ihre Schwägerin anzuschließen. Es war doch ärgerlich und kränkend, daß dieser Frau, welcher sie sich an geistiger Bedeutung weit überlegen glaubte[58]), eine Eroberung gelang, die sie selbst nicht hatte machen können. In der That gehörte eine nicht geringe Ueberwindung dazu, sie ihr neidlos zu gönnen. Mad. d'Epinay aber, wie gut sie auch war, besaß keineswegs jenen freien, edlen Sinn, der sich über die Regungen der Selbstsucht zu erheben weiß. Sie folgte dem Hange gewöhnlicher Naturen, zum Schlimmen auszulegen, was sie nicht verstand, und da störend einzugreifen, wo sie sich persönlich verletzt fühlte.

Dennoch, glauben wir mit Rousseau, würde sie anders gehandelt haben, wäre sie lediglich durch die Antriebe des eigenen Herzens bestimmt worden. Dem war aber nicht so; vielmehr übte Grimm auf ihr Denken und Thun einen sehr maßgebenden Einfluß. Wir sagten schon früher, daß und warum dieser Mann ihr Verhältniß zu Rous-

seau, welches er nicht hatte hindern können, wieder zu lösen suchte. Er wurde nicht müde, sie zur Vorsicht, zu Argwohn und Mißtrauen gegen ihn zu mahnen, ihr seinen Charakter im schlimmsten Lichte zu zeigen, und den Eintritt des Bruches, auf welchen er hinarbeitete, mit prophetischem Geiste vorauszusagen. Auch kam er seinem Ziele immer näher; die Freundin sah allmälig mit seinen Augen, und bemerkte nun auch, was er längst wahrgenommen hatte. „Ihre Aeußerungen über diesen Mann", schreibt sie ihm, „haben mich veranlaßt, ihn genauer zu beobachten. Ich weiß nicht, ob es Vorurtheil ist, oder ob ich ihn richtiger beurtheile, aber dieser Mensch ist nicht wahr." Grimm ist offenbar erfreut, daß sie sich zu seinen Ansichten bekehrt. Er antwortet: „Ich denke wie Sie, daß Rousseau verrückt wird. Ich habe es stets vorausgesehen, und werde nicht aufhören, Ihnen zu sagen, daß Sie sehr Unrecht gehabt haben, an seinen Ausschreitungen durch die Schwäche, mit welcher Sie ihn behandelt, Theil zu nehmen"[59]). Man sieht, Mad. d'Epinay war bereits dahin gelangt, Rousseau für einen „verrückten Heuchler" zu halten. Dennoch fuhr sie fort, sich als seine ergebene Freundin zu geriren. Auch seine Beziehung zur Gräfin hatte keine Aenderung ihres Benehmens zur Folge. Sie that, als bemerke sie dieselbe gar nicht, und zeigte sich noch weit aufmerksamer und liebevoller gegen ihn, als früher. Dagegen behandelte sie ihre Schwägerin mit auffallender Kälte und Geringschätzung, obgleich sie dieselbe, Anfangs wenigstens, nach Außen in Schutz nahm. Was sie zu solcher Verstellung bewog, ist nicht recht abzusehen; gewiß aber, daß sie Grimm von den Vorgängen wiederholt, und zwar in einer Weise in Kenntniß setzte, die Rousseau als den vorwiegend schuldigen Theil erscheinen ließ. „Ich höre von Therese", meldet sie dem Freunde, „daß Rousseau und die Gräfin sich alle Tage im Walde sehen", eine Wendung, welche ihre nicht eben noble Auffassung der Sache deutlich genug verräth. Grimm aber wünscht weitere Auskunft: „Warum sprechen Sie mir nicht mehr von der Liebschaft Rousseau's? Sie haben gute Augen; sagen Sie mir, was Sie von der Gräfin denken. Sie halten sie für durchaus schuldlos; ich bin geneigt, sie ebenso zu beurtheilen; dennoch wäre es gut zu wissen, mit wem man zu thun hat."

Der heilige Eifer, mit welchem der Baron die Aufführung der Gräfin überwacht, erregt unwillkürlich Lächeln, wenn man sich erinnert, daß dieser Mann mit der Frau eines Andern im Ehebruche lebte. Seine Aufforderung aber trieb vermuthlich Mad. d'Epinay zu den Versuchen, mit Hülfe Theresen's hinter das Geheimniß zu kommen. Gelang es ihr nicht, sich die Briefe zu verschaffen, so war das um so schlimmer; sie würde sich aus ihnen von der Unschuld der Gräfin und von der Harmlosigkeit des ganzen Verhältnisses über-

zeugt haben. Nun bestanden ihre Zweifel fort, und sie sah und hörte doch Manches, was sie dem Geliebten zur Bestätigung seines Argwohnes berichten konnte. Grimm aber wird gewiß nicht verfehlt haben, den befreundeten Marquis auf geradem oder krummem Wege seine Nachrichten und Bedenken mitzutheilen. Ob er es war, der den vorhin erwähnten anonymen Brief schrieb oder schreiben ließ, steht dahin[60]. Uns scheint dies wenigstens glaublicher, als die spätere Versicherung Grimm's, er sei ohne Zweifel von Therese verfaßt worden. Davon abgesehen, daß diese zu einem solchen Schritte weder gewandt genug, noch auch bei ihrer bewährten Anhänglichkeit an Rousseau fähig war, spricht der Umstand dagegen, daß Grimm seiner Freundin bald nachher dringend räth, „ihr, die sehr bedenkliche Reden geführt habe, fortan die Thüre zu verschließen", denn er beweist, daß sie keineswegs mit den Gegnern Rousseau's gemeinsame Sache machte, vielmehr fest und treu auf seiner Seite stand.

Die Aeußerungen aber, auf welche Grimm Bezug nimmt, hatten wohl denselben Inhalt, wie die Eröffnungen, welche sie Rousseau selbst über die Umtriebe seiner Freundin machte. Allerdings gaben diese noch keinen vollen Beweis dafür, daß sie es gewesen, die St. Lambert unterrichtet habe. Die Vermuthung indeß, daß dem so sei, legten sie doch nahe, und kann man es Rousseau nicht verargen, wenn er an ihrem Verrathe kaum noch zweifelte. Daß er sich indignirt, empört fühlte, war natürlich. Auch begreift sich bei seiner ungestümen Weise, daß Zorn und Unwille ihn alsbald zu einer offenen Erklärung fortrissen. Mad. d'Epinay mochte nicht wenig überrascht sein, als „ihr lieber Freund" auf eine ihrer dringenden Einladungen zu öfteren Besuchen plötzlich erwiederte: „Ich kann Ihnen noch nichts sagen. Ich warte damit, bis ich besser unterrichtet bin, und das wird früher oder später der Fall sein. Inzwischen dürfen Sie sich versichert halten, daß die angeklagte Unschuld einen Vertheidiger finden wird, eifrig genug, um den Verläumdern, wer sie auch sein mögen, einige Reue einzuflößen." Das war allerdings ziemlich deutlich gesprochen. Dennoch nahm Mad. d'Epinay die Miene an, als begreife sie durchaus nicht, wovon es sich handle. Ihre Antwort enthält nur den herzlichen Ausdruck der Besorgniß um ihn, den sie so aufgeregt und leidend sehe, wie des Bedauerns darüber, daß sie bei ihrer Unkenntniß der Ursache außer Stande sei, ihn zu beruhigen. Hoffentlich werde er nicht zögern, ihr mit dem gewohnten Vertrauen den Grund seiner Verstimmung persönlich mitzutheilen. Erscheine er aber nicht sofort, so werde sie ihn gleich morgen aufsuchen. Inzwischen möge er sich vorsehen, und den Fortschritt zu hemmen suchen, welchen die Unruhe in der Einsamkeit zu machen pflege. Sie selbst habe oft

genug erfahren, daß da eine Mücke gar leicht zu einem Elephanten heranwachse.

Der Rath war ohne Zweifel gut, aber keineswegs an seiner Stelle. Man darf wohl glauben, daß Madame dem, was von ihrer Seite geschehen war, wirklich keine große Bedeutung beilegte. War es doch eben nicht ungewöhnlich, sich in die persönlichen Verhältnisse der Freunde forschend und richtend einzumischen. Rousseau aber hatte von seinem Standpunkte aus vollkommen Recht, ihr Benehmen für weniger unbedenklich zu halten. Wäre ihm übrigens, wie uns, bekannt gewesen, in welchen Ausdrücken sie in ihren Briefen an Grimm von ihm sprach, er würde die Versicherungen ihrer zärtlich besorgten Freundschaft gewiß in ganz anderer Weise zurückgewiesen haben, wie es nun geschah. Doch fehlte es dem Tone, welchen er anschlug, auch jetzt nicht an der nöthigen Schärfe und Entschiedenheit. „Ich kann", schreibt er ihr zurück, „Sie weder selbst besuchen, noch auch Ihren Besuch annehmen, so lange die Unruhe fortdauert, in welcher ich mich eben befinde. Das Vertrauen, von welchem Sie sprechen, besteht nicht mehr, und es wird Ihnen schwer werden, dasselbe wieder zu erlangen. Ich sehe gegenwärtig in Ihrem Eifer nur den Wunsch, aus den Geständnissen Anderer irgend einen Vortheil zu ziehen, der Ihren Absichten entspricht, und mein Herz, so bereit, sich zu öffnen, verschließt sich der List und Schlauheit." In der Schwierigkeit, welche sie gefunden, den Inhalt seines Billets zu verstehen, erkenne er ihre bekannte Verschlagenheit wieder. Ob sie ihn wirklich für so einfältig halte, das zu glauben? Schwerlich; dennoch will er sich mit gewohnter Offenheit deutlicher erklären, damit sie ihn noch weniger verstehe. Er erzählt nun, wie man den boshaften Versuch gemacht, die Eintracht zweier Liebenden, welche ihm gleich werth und theuer, dadurch zu stören, daß man sich seiner bedient habe, um die Eifersucht des einen Theils zu erregen, und sagt ihr dann geradezu, daß er sie dieser Bosheit schuldig glaube. Es empört ihn, wenn er denkt, daß die Frau, welche er am meisten achtet, die Infamie begangen haben soll, mit seinem Vorwissen ihr Herz und ihre Person unter zwei Liebhaber zu theilen, er aber die andere, einer dieser Elenden zu sein. Hätte Mad. d'Epinay auch nur einen Augenblick von ihm oder ihr das denken können, er würde sie bis in den Tod hassen. Indeß beschuldige er sie nicht, es wirklich gedacht, wohl aber, es gesagt zu haben. Freilich sehe er nicht, welchem von den Dreien sie damit habe schaden wollen; wenn sie aber die Ruhe liebe, so werde sie wohlthun, ein etwaiges Gelingen ihrer Pläne zu fürchten. Er wolle nicht, daß das Verhältniß der Beiden gestört werde, wenn er auch ihre unerlaubte Liebe in eine beständige Freundschaft umgewandelt zu sehen wünsche. „Ich, der ich nie

Jemandem Böses that, sollte unschuldiger Weise dazu mitwirken, einem Freunde so etwas zuzufügen? Eine solche Zumuthung würde ich Ihnen nie verzeihen; ich würde Ihr unversöhnlicher Feind werden."

Unzweideutiger konnte gewiß die Kriegserklärung nicht abgefaßt werden, wenn sie auch in hypothetischer Form auftrat, und am Schlusse die Möglichkeit des Irrthums offen, und für diesen Fall einen vollen Ersatz für das zugefügte Unrecht erwarten ließ. War Madame wirklich schuldlos, so durfte sie eine solche Zuschrift gar nicht, oder nur mit einem bündigen Absagebriefe beantworten. Indeß, traf sie auch die Anklage in dem Sinne, in welchem sie erhoben wurde, vielleicht nicht, sie hatte doch ein böses Gewissen, und mochte sich deshalb zu einem entschiedenen Bruche nicht entschließen. Vielmehr antwortete sie mit einigen Zeilen, welche zwar die schwere Beschuldigung mit geringschätzigem Bedauern und stolzer Entrüstung zurückwiesen, doch aber die Möglichkeit des Vergebens und Vergessens in Aussicht stellten. „Sie mögen kommen, wenn Sie wollen; Sie werden besser empfangen werden, als Sie es bei Ihren argwöhnischen Gedanken wünschen dürften." Auffallender noch als diese Erlaubniß, war es, daß Rousseau von ihr Gebrauch machte. Freilich konnte er nicht wohl anders, falls er nicht sofort jede Verbindung abbrechen wollte. Daran aber hinderte ihn die Rücksicht auf die Geliebte, welche ihm auf das Dringendste empfohlen hatte, sich ruhig zu verhalten und vor Allem jeden Schritt zu meiden, der Aufsehen erregen, oder gar zu einem Bruche führen könne. Nur die leidenschaftliche Aufregung, in welche ihn die Mittheilungen Theresen's versetzt, hatte ihn vermocht, so rücksichtslos mit der Sprache herauszugehen. Als er ruhiger geworden, fühlte er wohl, daß er zu weit gegangen sei. Nicht als ob er nachträglich an der Schuld der Freundin gezweifelt hätte. Ihm genügten die Beweise, die er gegen sie in Händen hatte. Sie waren aber nicht der Art, daß er sie der Angeklagten gegenüber geltend machen konnte, ohne Therese und die Gräfin ihrer Feindschaft Preis zu geben, und damit möglicher Weise ernsten Verlegenheiten auszusetzen. Eben darum hatte er in seinen Briefen lediglich von einem Verdachte gesprochen, der es, da er sich auf keine zureichenden Gründe stützte, Mad. d'Epinay leicht machte, ihn stolz und verächtlich zurückzuweisen. Wie die Dinge einmal lagen, mußte er sich diese Kränkung schon gefallen lassen; sie erschien als eine gerechte Strafe für sein rasches, unvorsichtiges Benehmen. Auch war es in der Ordnung, daß er die weiteren Consequenzen seines voreiligen Schrittes über sich nahm. Zwar zeugte es ohne Frage von großer Schwäche, wenn er sich der Frau, über deren Charakter und Gesinnung er den Stab brechen zu müssen

glaubte, wieder zu nähern suchte. Doch söhnen die Motive in etwa mit ihr aus; wer sich der Geliebten wegen einer persönlichen Demüthigung unterzieht, darf immerhin auf einige Nachsicht Anspruch machen. Rousseau war es in diesem Falle doch vorzugsweise darum zu thun, die Ruhe der Gräfin, nun sie in Folge seiner thörichten Leidenschaft bedroht zu werden schien, sicher zu stellen. Sie war, wenn er mit Mad. d'Epinay brach, ernstlich gefährdet; es mußte daher das freundliche Verhältniß zu ihr um jeden Preis hergestellt werden.

Ueberdies, wie schlimm er auch über sie dachte, das Herz hing doch noch an der alten Freundin, die ihm bis dahin so ergeben gewesen. Daß sie sich ihm jetzt mehr und mehr entfremdete, lag, wie er nicht mit Unrecht glaubte, weniger an ihr selbst, als an dem unheilvollen Einflusse, welchen Grimm auf sie ausübte. In der That, wäre sie von ihrem Galan nicht beständig gewarnt und aufgehetzt worden, ihre Zuneigung für Rousseau würde die Bedenken und Mißverständnisse, welche das freundschaftliche Verhältniß gelegentlich stören mochten, leicht überwunden haben. Sie erwies sich auch jetzt stark genug, die gewünschte Ausgleichung schnell und ohne weitere Umstände herbeizuführen. Als Rousseau bei der Freundin erschien, fiel sie ihm weinend um den Hals. Ergriffen von diesem unerwarteten Empfange, der sich unmöglich als ein Werk berechnender Heuchelei ansehen ließ, konnte auch er sich der Thränen nicht enthalten. Die Versöhnung war geschlossen, und zu näheren Erklärungen, welche dieselbe wieder hätten in Frage stellen können, kam es nicht. Mad. d'Epinay vermied es sichtlich, solche zu provociren, und Rousseau hielt mit ihnen um so lieber zurück, da er ohnehin nicht recht wußte, was und wie er es sagen sollte.

Man soupirte mit einander, unterhielt sich über gleichgültige Dinge, und trennte sich nicht anders, wie man früher zu scheiden gewohnt war. Ohne daß man grade darauf hinarbeitete, stellte sich das alte freundliche Verhältniß von selbst wieder her. Der störende Zwischenfall schien vergessen und Rousseau, ebenso leicht versöhnt, wie aufgebracht, und stets geneigt, den Druck gespannter Beziehungen möglichst bald von sich abzuwerfen, vergaß ihn wirklich. Die Billets, welche er in der nächsten Zeit an die Freundin richtete, beweisen durch Ton und Inhalt, daß Groll und Bitterkeit aus seinem Herzen geschwunden, und die freundliche Theilnahme von ehedem wieder an ihre Stelle getreten war.

Inzwischen traf im Anfange des Juni St. Lambert zu einem Besuche in Paris ein. Er kam ohne Zweifel, um sich persönlich von dem Stande der Dinge zu unterrichten, und demgemäß weitere Vorkehrungen zu treffen. Natürlich eilte die Gräfin sofort in seine Nähe. Rousseau mußte, wie er ihr klagend schreibt, auf die „reizenden Spaziergänge" verzichten, „wo wir uns von Allem unterhielten, was redliche und empfängliche Herzen interessiren konnte." Er hoffte indeß, daß er sich mit ihrem Geliebten bald verständigen, und das bestehende Verhältniß fortdauern werde. War er doch fest entschlossen, der Leidenschaft Schweigen zu gebieten, und in der Gräfin fortan nur die Freundin seines Herzens zu lieben. Er bat sie daher dringend, eine Zusammenkunft mit St. Lambert zu vermitteln, die denn auch bald nachher stattfand. Man sah sich zunächst bei Mad. d'Epinay und später in der Eremitage, wo der Marquis mit der Geliebten zum Diner erschien. Rousseau, der überhaupt von seinem glücklicheren Nebenbuhler immer nur in achtungsvollen Ausdrücken spricht, versichert, daß er sich auch bei dieser Gelegenheit als ein „ehrenwerther und einsichtiger Mann" benommen habe. „Da ich", fügt er hinzu, „der einzige Schuldige war, so wurde ich auch allein, und zwar mit Nachsicht bestraft. St. Lambert behandelte mich freilich etwas hart, aber doch freundschaftlich. Ich sah, daß ich etwas in seiner Achtung, aber nichts von seiner Freundschaft verloren hatte." Wir müssen gestehen, daß uns die wohlwollende Gesinnung eines Mannes, welcher die Scham des Freundes über eine im Grunde doch ziemlich bedeutungslose Schuld zu seiner Demüthigung mißbrauchte, sehr zweifelhaft erscheint. Jedenfalls wußte St. Lambert aus der Beichte, die ihm die Geliebte hatte ablegen müssen, ganz genau, worin das Vergehen Rousseau's bestand. Wenn er ihm trotzdem mit der Miene eines strengen und großmüthigen Richters entgegentrat, so zeugt das nicht nur für den Mangel jeder tieferen Zuneigung, sondern auch von einem beschränkten Geiste. Vermuthlich kränkte es den edlen Marquis, daß Rousseau gewagt hatte, mit ihm in die Schranken zu treten, und fand er die Befriedigung einer kleinlichen Rache darin, ihn in der Haltung des armen Sünders vor sich zu sehen. Man darf dies dem Manne schon zutrauen, der, als später eine seiner Schriften von der Kritik ungünstig beurtheilt wurde, nicht ruhte, bis er den Recensenten in die Bastille gebracht hatte [61]).

Rousseau empfand übrigens das Unwürdige der Rolle, die der vermeintliche Freund ihn spielen ließ, tief genug. Er ließ sie sich indeß gefallen, weil er ihm eine solche Sühne schuldig zu sein glaubte. Die Intensität seiner Liebe steigerte das Gefühl des Unrechtes, welches er durch sie begangen zu haben meinte, und wir zweifeln nicht, daß es ihm größer erschien, als dem Verletzten selbst. Zugleich aber

mochte er hoffen, daß man ihn, habe er erst Buße gethan, wieder zu Gnaden aufnehmen werde. Es kam ihm doch vor Allem darauf an, daß der fernere Verkehr mit der Geliebten nicht abgeschnitten wurde, und der Fortbestand desselben hing natürlich von der Zustimmung des Marquis ab. Diese zu erlangen, mußte jedes Mittel versucht, jedes Opfer gebracht werden; sie schien auch um den Preis der größten Demüthigung nicht zu theuer erkauft. Wie sollte der stolze Sinn sich nicht beugen, wenn das Herz zu brechen drohte? Rousseau war in diesem Falle. Er konnte sich von der Gräfin nicht getrennt denken, ohne sich tief unglücklich und der Verzweiflung nahe zu fühlen. Mochte sie immerhin einen Anderen lieben, wenn sie nur seine Liebe nicht zurückwies. Es freute ihn sogar, daß er sie mit St. Lambert in so gutem Einvernehmen, durch die Verbindung mit ihm so glücklich sah. Gewiß, hätte er ihm die Geliebte rauben können, er würde es nicht gewollt haben. Erschien sie ihm doch in ihrer Zuneigung für den Freund so liebenswürdig, daß er sich kaum vorstellen konnte, sie werde es in gleichem Maße sein, wenn sie ihm selbst ihre Liebe zuwende. Es kam ihm daher nicht in den Sinn, das beglückende Verhältniß stören zu wollen. Er wünschte lediglich, der Dritte im Bunde, der Freund und Vertraute Beider zu sein.

Kein Zweifel, daß er in allem Ernste so dachte und empfand. Konnte die Leidenschaft ihr Ziel nicht erreichen, so suchte sie doch, ihm möglichst nahe zu kommen; die intime Freundschaft bot eine bequeme Maske, hinter welcher die Liebe sich verbergen mochte. Ob sie nicht bei günstiger Gelegenheit ihr wahres Gesicht hervorgekehrt hätte, steht dahin. Wir glauben indeß doch, daß sie mit der Zeit wirklich geworden wäre, was sie für jetzt nur zu sein schien. Es kam nur darauf an, daß man sie beim Worte nahm, mit gläubigem Vertrauen auf die Rolle einging, welche sie zu spielen versuchte, und ihr nur dann zurechtweisend entgegentrat, wenn sie aus derselben zu fallen drohte. Freilich gehörte dazu ein tieferes Verständniß des Rousseau'schen Wesens und eine weit innigere Zuneigung zu seiner Person, als die Betheiligten, St. Lambert wenigstens, besaßen. Es ist überhaupt auffallend, daß Rousseau von diesem Manne so etwas erwarten mochte. Die vortheilhafte Meinung, welche er von ihm hatte, erklärt sich nur aus dem Umstande, daß der Reflex, den die Geliebte auf ihn warf, ihn in einem günstigeren Lichte erscheinen ließ. Der Marquis war im Grunde ein Mensch ohne größere Bedeutung. Ist ihm ein gewisses Maß von verständiger Einsicht und gutmüthigem Wohlwollen nicht abzusprechen, so fehlte es ihm doch entschieden an Kraft und Tiefe des Geistes, wie des Gefühles. Seine später veröffentlichten Dichtungen, besonders die poetische Beschreibung der „Jahreszeiten", welche ihm einen bald verklungenen literarischen Ruf verschaffte,

geben Zeugniß von dem beschränkten Umfange und Inhalte seiner Begabung. Es sind, abgesehen von einzelnen hübschen Stellen, ziemlich werthlose Machwerke. Schwung der Phantasie, Wärme der Empfindung, Gedanken von größerer Tragweite sucht man in ihnen vergeblich; dagegen sind sie überreich an jenen kalten und flachen Raisonnements, wie sie damals unter dem prunkenden Namen der Philosophie an der Tagesordnung waren [62]).

Man sieht, wie wenig die beiden Männer, welche sich Freunde nannten, in ihrer persönlichen Anlage, in Art und Eigenthümlichkeit ihres Wesens übereinstimmten. Weniger noch harmonirten sie in ihrer Denkweise, in ihren Ansichten und Grundsätzen. St. Lambert gehörte zu den entschiedensten Vertretern des Atheismus, den er offen und rückhaltlos zu predigen liebte. Er wollte die Religion des Geistes durch einen Cultus der Natur, die er übrigens vorzugsweise von ihrer materiellen oder sinnlichen Seite in's Auge faßte, ersetzt wissen. Dazu stimmte sein moralisches Credo, demzufolge Tugend, Gewissen, Sittlichkeit für leere Worte, welchen lediglich die Convenienz einen willkürlichen Inhalt gegeben, zu halten, die Interessen der Selbstsucht aber als die einzigen wahren Triebfedern der menschlichen Handlungen zu betrachten sind [63]). Daß diese Ansicht zu der religiös-sittlichen Ueberzeugung Rousseau's im schärfsten Gegensatze steht, braucht kaum bemerkt zu werden. Ebenso verschieden aber wie die Denkart, war die Lebensweise Beider. Ein weiter Abstand trennte den einsamen, fast menschenscheuen Eremiten von dem gewandten Weltmanne, welcher in den höheren Kreisen der Gesellschaft mit Vorliebe verkehrte, auf Ton und Haltung derselben vollständig einging, und kein Bedenken trug, einflußreichen Großen in persönlichem Interesse den Hof zu machen. Es war offenbar eine arge Selbsttäuschung, wenn Rousseau ihn zu einer Freundschaft, wie er sie im Sinne hatte, fähig oder geneigt glaubte.

Auch sollte er bald genug erfahren, wie sehr er sich geirrt. Als St. Lambert zur Armee zurückgereist war, trat die Entfremdung, welche die Gräfin schon vor seiner Ankunft in ihrem Benehmen an den Tag gelegt hatte, noch weit entschiedener hervor. Sie zog sich mehr und mehr zurück, vermied es möglichst, mit ihm zusammen zu treffen und gab, wenn er dennoch bei ihr erschien, immer deutlicher zu verstehen, daß er besser fern bliebe. Nicht lange, und sie forderte selbst ihre Briefe zurück, scheute sich auch nicht, als Rousseau sie ihr einhändigte, in Betreff ihrer Vollständigkeit argwöhnische Zweifel zu äußern. Dieselben entsprangen wohl aus der Besorgniß, daß von ihrer Verbindung mit ihm irgend eine Spur zurückbleiben möchte. Jedenfalls hatte sie die Zeugnisse, welche in ihren eigenen Händen waren, bereits selbst vernichtet. Rousseau täuschte sich, wenn er meinte, daß Niemand,

und gewiß keine Frau Briefe, wie die Gluth der Leidenschaft sie ihm dictirt, den Flammen übergeben werde. Die Gräfin hatte dazu wirklich den Muth gehabt, sich wenigstens nur eine einzige Ausnahme gestattet. Wunderlich aber ist es, daß Rousseau über die Ursache ihres Verhaltens nicht in's Klare kommen konnte. Sie lag doch, dünkt uns, ziemlich nahe, und zwar in den Anweisungen oder Rathschlägen, welche der Marquis ihr schon früher gegeben, und bei seiner Abreise auf's Neue nachdrücklich eingeschärft hatte. Wünschte er vielleicht auch, das Aufsehen zu vermeiden, welches ein sofortiger und vollständiger Bruch der bisherigen Beziehungen machen mußte, so war es ihm doch ohne Zweifel darum zu thun, ihre allmälige Lockerung und spätere Auflösung herbeizuführen.

Die Treue der Gräfin mochte noch so fest stehen, sie konnte doch wankend werden, wenn sie fort und fort auf die Probe gestellt wurde. Der Marquis, welcher selbst noch in hohem Alter eine lächerliche Eifersucht an den Tag legte[64]), war gewiß nicht der Mann, sich solcher Befürchtungen zu entschlagen. Beruhte ja doch das Verhältniß, in welchem er stand, lediglich auf der wandelbaren persönlichen Neigung. Die Weihe der Pflicht, die gesetzliche Berechtigung fehlte ihm, und Rousseau hatte bisher kein Hehl daraus gemacht, daß er es eben deshalb nicht billige. Um so mehr mußte sein Fortbestand gefährdet scheinen, wenn ihm erlaubt wurde, der Gräfin vor wie nach seine moralischen Bedenken mitzutheilen. Allerdings erklärte er, daß dieselben in dem vorliegenden Falle keine volle Anwendung fänden; lasse sich auch die illegitime Verbindung nicht rechtfertigen, so könne sie doch durch die tiefe und innige Liebe, aus welcher sie hervorgegangen, entschuldigt werden. Weit entfernt, sie, die so schöne Früchte trage und so großes Glück bereite, stören zu wollen, werde er nur dahin streben, ihr eine dauerhaftere Grundlage zu sichern, als die vergängliche Liebe zu geben vermöge. Indeß wird diese Unterscheidung, obgleich sie an sich nicht unrichtig und ohne Frage aufrichtig gemeint war, den Marquis nicht gerade beruhigt haben. Ihm mochte es wahrscheinlicher dünken, daß Rousseau sie nur geltend mache, um den Umgang mit der Gräfin fortsetzen zu können. Verdächtiger noch durfte der Tadel erscheinen, den er gegen das Verhältniß selbst aussprach, zumal er mit dem eigenen Bestreben, sich die Liebe der Gräfin zu gewinnen, in offenem Widerspruche stand. Für Jemanden, der das eigenthümliche Wesen Rousseau's nicht ganz genau kannte, lag doch die Vermuthung nahe, daß sein sittlicher Eifer aus sehr egoistischen Beweggründen entspringe. In der That war dem nicht so; er fühlte sich wirklich durch Einsicht und Gewissen gedrängt, zu verurtheilen, was die eigene Neigung, hätte sie sich ungehindert entfalten dürfen, dennoch erstrebt haben würde. Dieser Gegensatz aber mußte ihn noth-

wendig für einen oberflächlichen Beobachter in ein zweideutiges Licht stellen. Man kann es daher dem Marquis nicht eben verargen, daß er ihn von der Geliebten fern zu halten suchte.

Dies gelang ihm leicht, da seine Wünsche der Gräfin natürlich als Befehle galten. Ihre Kälte und Zurückhaltung aber machten auf Rousseau einen noch weit schmerzlicheren und niederschlagenderen Eindruck, als früher. Sie stürzten ihn mit einem Male von der Höhe herab, zu welcher das Bewußtsein edler und uneigennütziger Vorsätze ihn emporgehoben. Sie vernichteten mit einem Schlage die süßen Hoffnungen und reizenden Träume, in welchen das liebekranke Herz eine, wenigstens scheinbare Erfüllung seiner Sehnsucht fand. Fest entschlossen, auf die Liebe zu verzichten und sich mit der Freundschaft zu begnügen, mußte es ihn um so tiefer kränken, daß ihm nun auch diese verweigert, und das schwere Opfer, zu welchem er sich aufgerafft, verworfen wurde. Wie das möglich sei, er begriff es nicht; es schien undenkbar, daß die Gräfin seine selbstlose Hingebung so verschmähen, ihm das Vertrauen, welches sie bis dahin bewiesen, so ohne allen Grund entziehen könne. Er hätte ja an sich selbst irre werden müssen, wenn er sie dazu berechtigt glauben wollte. Gewiß war ihr Benehmen nur die Folge eines Irrthums, der sich aufklären, eines Mißverständnisses, das sich beseitigen ließ. Jedenfalls konnte er es nicht über sich gewinnen, ihre Gleichgültigkeit ruhig hinzunehmen. Die Liebe bedurfte ihrer Zuneigung, das Selbstgefühl ihrer Achtung; die eine wie die andere mußte um jeden Preis wiedergewonnen werden, sollte nicht das Leben allen Reiz verlieren.

Indeß sah er sehr wohl ein, daß es ihm wenig helfen würde, wenn er sich an sie selbst wendete. Nur durch die Vermittelung St. Lambert's durfte er hoffen, seinen Zweck zu erreichen, und er beschloß daher, dieselbe in Anspruch zu nehmen. Zu dem Ende schrieb er dem Marquis einen Brief, der in würdigem Tone gehalten, durch Form und Inhalt dem zu erreichenden Zwecke wohl angepaßt erscheint [63]). St. Lambert mochte sich nicht wenig wundern, als er diese ungewöhnliche Zuschrift erhielt. Sie ist in der That einzig in ihrer Art; einer so eigenthümlichen Mischung von Kraft und Schwäche, von stolzem Selbstgefühl und demüthigem Liebesbedürfniß wird man nicht leicht zum zweiten Male begegnen. Rousseau nimmt die Freundschaft der Gräfin als ein wohlbegründetes Recht, und zugleich als eine milde Gabe in Anspruch. Er fordert und erbittet, was er doch nur als das freie Geschenk einer aufrichtigen Zuneigung zu erlangen wünscht. Daß der Freund selbst ihm den Zugang zum Herzen der Geliebten öffnen, und die Stelle eines gleichberechtigten Theilnehmers am eigenen Herzensbunde vermitteln soll, ist gewiß eine ebenso seltene, wie

naive Zumuthung. Sie spricht sich indeß in einer so offenen, rührenden und liebenswürdigen Weise aus, daß eine schroffe Ablehnung nicht wohl statthaft erscheint. Auch St. Lambert konnte sich dem gewinnenden Eindrucke des Briefes nicht entziehen. Freilich wußte er, daß sein Verfasser den Charakter seiner Neigung, wie sie sich bis dahin geäußert, nicht ganz der Wahrheit gemäß darstellte. Er mochte aber doch fühlen; daß der Ausdruck, welcher ihr jetzt gegeben wurde, keineswegs erkünstelt, sondern durchaus aufrichtig war. Es kam hinzu, daß die fast unterwürfige Ergebenheit, welche Rousseau ihm persönlich gegenüber an den Tag legte, seinem Selbstgefühle schmeicheln, das liebevolle Vertrauen aber, mit welchem der Freund sich an ihn wandte, die noch nicht erloschene Theilnahme steigern, und zu einem wohlwollenden Entgegenkommen stimmen mußte. Er entschloß sich daher um so eher, auf das seltsame Anliegen einzugehen, da eine Zurückweisung wahrscheinlich zu einem entschiedenen und keineswegs wünschenswerthen Zerwürfnisse geführt haben würde.

Seine Antwort ließ indeß so lange auf sich warten, daß Rousseau die ängstliche Spannung, mit welcher er ihr entgegen sah, kaum noch zu ertragen vermochte. Die Sehnsucht nach der Geliebten wuchs mehr und mehr; zugleich drückte das Bewußtsein, dem Freunde zwar nicht die Unwahrheit, aber doch auch nicht die volle und reine Wahrheit gesagt zu haben. Vielleicht zögerte er gerade deshalb, in die dargebotene Rechte einzuschlagen. War er doch, wie gering die Schuld auch sein mochte, verletzt worden, und darum befugt, ein rückhaltloses Bekenntniß derselben zu erwarten. Wohl mochte der angeborne Stolz sich sträuben, es abzulegen; doch mächtiger, als er, erwies sich der Drang, ein wahrhaft freundschaftliches Verhältniß zu begründen. Schon war Rousseau im Begriffe, dem Marquis in einem zweiten Briefe sein ganzes Unrecht einzugestehen, sich ihm vollständig und ohne Rückhalt in die Arme zu werfen, als er erfuhr, daß die Ursache seines bisherigen Schweigens in einem bedenklichen Schlaganfalle zu suchen sei, der ihn genöthigt habe, die Armee zu verlassen und sich in die Bäder von Aachen zu begeben. War ihm diese Nachricht auch in hohem Grade peinlich, da er sich der Besorgniß nicht erwehren konnte, daß die durch ihn veranlaßte Beunruhigung des Freundes zu seiner Erkrankung beigetragen habe, so genügte sie doch, ihn vorläufig von der Ausführung seines Vorhabens zurückzuhalten. Inzwischen traf die langersehnte Antwort ein, und mit ihr der Beweis, daß der Zustand des leidenden Freundes nicht so schlimm, seine Gesinnung aber besser sei, wie er gedacht hatte.

Offenbar hatte St. Lambert den richtigen Ton getroffen; die freundliche Weise, in welcher er die Eröffnungen aufnahm und erwie-

derte, machte den besten Eindruck. Des Freundes gewiß, fühlte sich Rousseau getröstet und beruhigt. Zugleich fand er in den Versicherungen seiner achtungsvollen Zuneigung den Muth und die Kraft, dieselbe zu verdienen. Es ist fast rührend, zu sehen, wie ihn der Besitz des Briefes mit kindlicher Freude und fester Zuversicht erfüllt. Fortan kann ihm weder die Geliebte, noch die eigene Schwäche gefährlich werden; er hat ja einen Talisman, der ihn gegen die Reize der einen, wie vor den Anfechtungen der anderen schützen wird. „Ich bringe Ihnen," schreibt er der Gräfin, „ein ganz neues Herz, mit welchem Sie zufrieden sein werden, ich habe eine unüberwindliche Schutzwehr in der Tasche, die mich vor Ihnen sicher stellen wird. Sie war freilich nothwendig, um mich mir selbst zurückzugeben; nun aber bin ich auch wieder ich selbst, oder vielmehr ich gehöre ganz der Freundschaft, die Sie mir schuldig sind, welche Sie mir geschworen haben, und deren ich von diesem Augenblicke an würdig bin." Wirklich schien, als er dann mit ihr zusammentraf, die Leidenschaft erloschen. Die süßen Fieberschauer, welche ihn bis dahin in ihrer Nähe befallen, wichen „einer köstlichen Ruhe, die selbst, was den Genuß betrifft, bei Weitem vorzuziehen" war. Ohne Zweifel hatte die Gräfin neue Instruktionen erhalten, die ihr gestatteten, die bisherige Zurückhaltung aufzugeben. Sie kam dem alten Freunde mit herzlichem Wohlwollen entgegen, und bald verkehrte man wieder in der früheren traulichen Weise.

Rousseau war überglücklich und zögerte nicht, dem Marquis seine volle Befriedigung in warmen Dankesworten auszusprechen[66]). Seine sehnlichsten Wünsche waren erfüllt, und die Freundschaft, welche ihm für seine aussichtslose Liebe Ersatz bieten sollte, schien gesichert. Wieder wiegte er sich in Träumen einer schönen und glücklichen Zukunft. Für's Erste zwar war an einen beständigen Umgang mit der Gräfin nicht zu denken; sie stand, da der Sommer zu Ende ging, im Begriffe, in die Stadt zurückzukehren. Doch auch sie hatte an „dem reizenden" Plane Geschmack gefunden, künftig zu Dreien in engster, sich selbst genügender Gemeinschaft, ohne weitere Verbindung mit der Außenwelt zu leben. Und Rousseau zweifelte nicht, daß sich derselbe werde ausführen lassen. Beruhte ja die projektirte Verbindung auf „allen den Empfindungen, welche gefühlvolle und aufrichtige Herzen vereinigen können." Zudem besaß man Kenntnisse und Talente genug, um von jeder äußeren Ergänzung absehen zu dürfen. Leider zeigte sich bald, daß dieser Zusammenhang mit der Umgebung doch nicht so leicht zu lösen war. Er erwies sich im Gegentheile stark und fest genug, um eben den Bund zu sprengen, welcher ihn aufzuheben drohte.

XI.

Wir sagten schon, daß die Beziehung Rousseau's zu Madame d'Epinay, nachdem sie für einen Augenblick in Frage gestellt worden, ihren früheren freundschaftlichen Charakter wiedererlangte. Das Zerwürfniß, schien es, war vollständig ausgeglichen; man hatte den unangenehmen Zwischenfall beiderseits vergessen. Rousseau erschien gerne und oft im Landhause der Freundin, die den willkommenen Gast stets mit offenen Armen aufnahm. Galt es die Feier eines Familienfestes, so folgte er bereitwillig der Aufforderung, dieselbe etwa durch eine musikalische Composition, zu erhöhen. War Madame leidend, was damals nicht selten der Fall, so nahm er an ihrem Befinden herzlichen Antheil[67]). Er ging selbst so weit, sich ihr zu Liebe zu einem Schritte zu verstehen, gegen welchen sein Selbstgefühl sich sträubte, und den ihm Ehre und berechtigter Stolz hätten verbieten sollen. — Im Laufe des Septembers kehrte Grimm von der Armee zurück. Es versteht sich von selbst, daß er bei der Geliebten abstieg, und war bei dem Verhältnisse, in welchem er zu ihr stand, natürlich, daß er in ihrem Hause alsbald den Herrn und Meister spielte. Rousseau sah sich aus der bevorzugten Stellung, die er bis dahin in der Regel einnahm, mit einem Male verdrängt. Wenn ihn das verdroß, so ärgerte ihn zugleich das anmaßende und geringschätzende Benehmen, welches der ehemalige Freund ihm gegenüber mit auffallender Absichtlichkeit an den Tag legte. Rücksichtslos drängte er sich überall vor, nahm er bei jeder Gelegenheit den ersten Platz für sich in Anspruch. Rousseau war, so schien es, für ihn gar nicht vorhanden; behandelte er ihn auch nicht grade als seinen Untergebenen, so galt er ihm doch offenbar als eine reine Null, die nicht die mindeste Beachtung verdient. Kaum ließ er sich herab, seinen Gruß zu erwiedern; nie richtete er das Wort an ihn, und wenn er selbst angesprochen wurde, gab er keine Antwort.

Daß eine solche Begegnung Rousseau die Lust benahm, seine Besuche bei der Freundin fortzusetzen, begreift sich. Es konnte auch nichts nützen, daß Madame das Benehmen ihres Vertrauten mißbilligte; sie war außer Stande, es zu ändern. Dasselbe entsprang übrigens zum Theil aus dem Charakter des Barons, sodaß nicht blos Rousseau, sondern auch seine übrigen Bekannten mehr oder weniger darunter zu leiden hatten. Von Natur eitel und zu einem unfreundlichen Wesen geneigt, hatte sich diese Anlage in Folge seines näheren Verkehres mit der vornehmen Welt überraschend schnell entwickelt. Seitdem er mit den Großen umging, vergaß er ganz, daß er klein gewesen. Offenbar wünschte er, es ihnen gleichzuthun; indem er aber

ihre Gewohnheiten nachahmte, übertrieb er sie, und gab so statt des Grand Seigneur, den er zu spielen meinte, nur eine lächerliche Carikatur desselben ab. Schon seine äußere Erscheinung erregte bei Allen, die ihn früher in seinen bescheidenen, fast dürftigen Verhältnissen gekannt, billig Verwunderung. Er zeigte sich nur noch in gesticktem Kleide, mit seidenen Strümpfen und den Degen an der Seite; auch fehlte es weder an einem Lakaien, der ihn auf seinen Ausfahrten begleitete, noch an einem Kammerdiener, welcher das Amt eines Friseurs, und zugleich das eines Sekretairs versah. Bedenklicher, als diese ziemlich unschuldige Windbeutelei, war die wegwerfende und brutale Weise, in welcher er seine Untergebenen zu behandeln pflegte. Ihr entsprach die Kriecherei gegen Höherstehende, und nicht minder die selbstgefällige Protektormiene, die er im Verkehre mit Seinesgleichen aufsetzte [68]). Anderen mochte dieser Hochmuth komisch, und deshalb weniger anstößig erscheinen. Rousseau aber, dem es nicht eigen war, solche Albernheiten lächelnd zu übersehen, fand sie unerträglich. Auch hatte er nicht Unrecht, wenn er meinte, daß der Baron ihm gegenüber dieses rücksichtslose und anmaßende Wesen mit besonderem Nachdrucke hervorkehre. Grimm hielt es für überflüssig, seine Abneigung länger zu verbergen, und strebte zugleich noch eifriger, als früher dahin, ihn aus der Nähe der Freundin, wo er doch immer noch einen mehr oder weniger unbequemen Nebenbuhler abgeben konnte, ganz zu entfernen. Madame d'Epinay indeß war nicht ebenso geneigt, sich von ihrem alten Lieblinge definitiv zu trennen. Doch konnte sie die Verbindung mit ihm nicht wohl aufrecht halten, wenn das gespannte Verhältniß der Beiden in offene Feindschaft überging. Sie trat daher, als es dahin zu kommen drohte, vermittelnd zwischen sie.

Rousseau war in der That entschlossen, mit seinem ehemaligen Freunde entschieden zu brechen. Die steten Kränkungen, welche er ihm zugefügt, hatten nachgrade die alte Zuneigung völlig ertödtet. Er konnte sich nicht länger verhehlen, daß dieser Mann, weit entfernt, dieselbe zu erwiedern, ihm nicht nur gleichgültig, sondern selbst feindlich gegenüberstehe. Zwar pflegte er sich in Gesellschaft Anderer theilnehmend über sein trauriges Loos, auch wohl Bedauern darüber auszusprechen, daß der Freund seine Bemühungen, dasselbe besser zu gestalten, nicht anerkenne oder gar von der Hand weise. Rousseau indeß, der weder des Mitleids, noch der Unterstützung zu bedürfen glaubte, sah in solchen Aeußerungen nur das Bestreben, vor der Welt auf eine billige Weise mit Großmuth und Edelsinn zu paradiren, und ihn, den undankbaren Schützling, nebenbei in ein ungünstiges Licht zu stellen. Vielleicht ging er in dieser Annahme zu weit; der Baron hatte am Ende wirklich die Absicht, sein äußeres

Wohl zu fördern, freilich unter der Voraussetzung, daß er sich unbedingt seiner Leitung anvertrauen werde. Davon aber konnte natürlich nicht die Rede sein; vielmehr trug eben diese egoistische Tendenz seines Wohlwollens, welche dem auf seine Selbständigkeit so eifersüchtigen Freunde nicht entging, wesentlich dazu bei, daß derselbe überhaupt die Aufrichtigkeit seiner freundschaftlichen Gesinnung in Zweifel zog. Ihm schien es zudem unmöglich, daß ein Mensch, dem vor Stolz und Eitelkeit der Kopf schwindle, der sich beständig mit seiner eigenen kleinen Person beschäftige, tiefer und inniger Empfindungen fähig sei. Allerdings war er geraume Zeit anderer Ansicht gewesen, hatte er sich lange durch den Schein täuschen lassen. Nun aber der Glaube an den vieljährigen Freund einmal erschüttert, und die Stimme des Herzens, welche bis dahin für ihn gesprochen, verstummt war, erinnerte er sich an manche Vorgänge, die zu beweisen schienen, daß er von jeher mit seinem Herzen nur kokettirt, nur um Aufsehen und Interesse zu erregen, lebhaftere Gefühle affektirt habe. Er gelangte so zu einem ähnlichen Urtheile, wie Grimm im Geheimen über ihn fällte: er glaubte seinen Charakter für verdächtig und zweideutig, seine Freundschaft aber für unwahr halten zu müssen.

Jedenfalls war es in der Ordnung, daß er ein Verhältniß, welches sich innerlich bereits gelöst hatte, auch äußerlich aufzuheben beschloß. Man kann ihm nicht diese Absicht, wohl aber die Schwäche zum Vorwurfe machen, die ihn abhielt, sie durchzuführen. Es läßt sich denken, daß Madame d'Epinay, als sie seinen Entschluß erfuhr, Alles aufbot, um ihn davon zurückzubringen. Auch Grimm scheint nicht gewünscht zu haben, daß der Bruch schon jetzt und unter diesen Umständen erfolge. Er ließ es wenigstens geschehen, daß die Geliebte sein verletzendes Benehmen mit seinem eigenthümlichen „concentrirten" Wesen entschuldigte, und den Fortbestand seiner freundschaftlichen Gesinnungen versicherte. Dabei verfehlte sie nicht, dem Freunde wegen seines ungerechten Mißtrauens in's Gewissen zu reden, forderte ihn auch auf, seinerseits zuerst die Hand zur Versöhnung zu bieten. Rousseau aber ließ sich, wie gewöhnlich in solchem Falle, leicht zur Nachgiebigkeit bewegen. Die Bestimmtheit, mit welcher versichert wurde, daß er im Unrechte sei, machte ihn an dem eigenen Rechte irre. Es schien ihm nun doch möglich, daß er den alten Freund falsch beurtheilt habe. War dem aber so, dann hatte er ihn allerdings schwer verletzt, und die Pflicht, ihn durch ein herzliches Entgegenkommen zu versöhnen. Gewiß war eine so rasche und durchgreifende Umstimmung höchst auffallend; sie wird nur begreiflich, wenn man sich erinnert, wie fest ein liebebedürftiges Herz an dem Gegenstande seiner Neigung hängt, wie gerne und leicht es ihn, trotz

wiederholter Enttäuschungen, immer wieder in dem Lichte erblickt, in welches die eigene Phantasie ihn gestellt hat.

Rousseau freilich wurde seines Irrthums bald inne. Er hatte erwartet, daß Grimm die Empfindungen, welche ihn selbst erfüllten, theilen, und ihn daher mit den offenen Armen eines zärtlichen Freundes aufnehmen werde. Der Baron aber empfing ihn wie „ein römischer Imperator", in einer so „vornehm unzufriedenen" Haltung, wie sie ihm nie zuvor irgendwo begegnet. Nachdem er dann schüchtern und verlegen in wenigen Worten sein Pater peccavi gesprochen, hielt der zürnende Freund mit großer Würde eine lange einstudirte Anrede, in welcher er sich über seine zahlreichen und seltenen Verdienste, besonders in der Freundschaft, verbreitete. Namentlich hob er hervor, wie er sich stets dieselben Freunde bewahre, und wie ihm die gemeinsamen Bekannten den Vorzug gäben, Behauptungen, die im Allgemeinen nicht unrichtig waren, und Rousseau, wenigstens für den Augenblick, demüthigend treffen mochten. Zur Versüßung der Pille erhielt er dann endlich den Friedenskuß in einer leichten Umarmung „ähnlich derjenigen, welche der König den neuen Rittern zu gewähren pflegt". Rousseau stand da, stumm vor Erstaunen, wie aus den Wolken gefallen. Er kam sich vor wie ein Schulknabe, dem der Lehrer einen Verweis ertheilt, die Prügel aber aus Gnade geschenkt hat. Doch die Versöhnung war erfolgt, und damit dem unleidlichen Zwiste ein Ende gemacht. Das Benehmen Grimm's gegen ihn erfuhr zwar keine wesentliche Aenderung, wohl aber hatte er das Recht verloren, sich darüber zu beklagen. Auch hielt er es für das Beste, fortan Alles ruhig über sich ergehen zu lassen.

Nicht lange aber, und er fand von Neuem Anlaß, in Harnisch zu gerathen. Als er eines Tages in Folge ihrer Einladung zu Madame d'Epinay kam, theilte sie ihm mit, daß sie in nächster Zeit nach Genf reisen werde, um dort den bekannten Arzt Tronchin über ihr bedenkliches Brustleiden zu consultiren. Die Nachricht überraschte ihn in hohem Grade; war auch die Freundin schon seit längerer Zeit leidend, so hatte sie doch bisher von einem solchen Vorhaben nichts verlauten lassen. Auf seine Frage, wer sie begleiten werde, nannte sie ihren Sohn und dessen Erzieher, fügte dann aber, wie beiläufig, die Frage hinzu, ob er nicht auch mitreisen wolle. Rousseau in der Meinung, daß es ihr mit dieser Aufforderung keineswegs Ernst sei, wies scherzend darauf hin, daß er bei seinem gebrechlichen Zustande nur einen sehr unbequemen und durchaus nutzlosen Reisegesellschafter abgeben würde. In der That bestand Madame auf ihrem Verlangen nicht weiter; sie ließ die Sache fallen, und Rousseau

glaubte, sie für erledigt halten zu dürfen. Indeß erhielt er einige Tage später von Diderot ein Billet, welches allerdings geeignet war, ihn eines Anderen zu belehren.

Wir haben früher erzählt, daß er sich nach dem Zerwürfnisse im vorigen Winter mit diesem, seinem alten und liebsten Freunde wieder in etwa verständigt hatte. Im Laufe des Sommers kam es dann zu einer förmlichen Aussöhnung. Madame d'Houdetot, eine enthusiastische Verehrerin Diderot's, wurde nicht müde, ihm bei Rousseau das Wort zu reden. Der schwärmerische Anbeter aber konnte ihrem Drängen um so weniger widerstehen, da es sich vorzugsweise auf die Rücksichten stützte, zu welchen der Freund gerade damals berechtigt schien. Der Sturm, welchen die Herausgabe der Encyclopädie erregt, war eben in seiner ganzen Heftigkeit losgebrochen. Diderot hatte sich der zahlreichen Gegner zu erwehren, die von allen Seiten auf ihn eindrangen. Er schwebte selbst, da auch die staatlichen und kirchlichen Behörden gegen ihn einzuschreiten drohten, in persönlicher Gefahr. Zugleich wurde er an der empfindlichsten Stelle, an seiner Schriftstellerehre angegriffen, indem man ihn beschuldigte, seinen „natürlichen Sohn", ein Schauspiel, welches nicht geringes Aufsehen erregt, und ihm eine Stelle unter den hervorragenden Dramatikern seiner Zeit verschafft hatte, nach Form und Inhalt dem Italiener Goldoni entlehnt zu haben. Gewiß durfte er erwarten, daß zu einer Zeit, wo so viele Feinde sich gegen ihn erhoben, die Freunde sich nicht geringfügiger Differenzen wegen von ihm fern halten würden. Rousseau dachte nicht anders. Das Unglück des gekränkten und verfolgten Freundes ging ihm zu Herzen; vielleicht bedurfte er seiner Theilnahme, entbehrte er schmerzlich seine tröstende Nähe. Er glaubte sich um so mehr verpflichtet, zu ihm zu eilen, da bereits das Gerücht umlief, er habe mit dem Plagiator vollständig gebrochen. So entschloß er sich denn, trotz seiner Abneigung gegen die Hauptstadt, einen Abstecher dorthin zu machen. Diderot nahm ihn sehr freundlich auf, und wenige Erklärungen genügten, um die früheren Mißhelligkeiten völlig zu beseitigen. Man verlebte einige Tage in der alten cordialen Weise, theilte sich gegenseitig seine Arbeiten und Pläne mit, besuchte gemeinsame Bekannte, und trennte sich dann im besten Einvernehmen. Auch war dasselbe seitdem nicht wieder gestört worden. Daß es aber dennoch auf einer schwachen Grundlage ruhte, zeigte sich, als das vorhin erwähnte Billet Diderot's eintraf.

Diese Zuschrift erregte in Rousseau den heftigsten Unwillen. Zwar war sie in einem milden, freundlichen Tone gehalten; wenn aber die Form keinen Anstoß gab, so verletzte dagegen der Inhalt um so mehr. Er traf eben die Seite in Rousseau's Wesen, die auch nicht die leiseste Berührung ertragen konnte. Diderot wollte ihn zu

etwas drängen, wozu er weder Neigung hatte, noch auch sich verbunden glaubte. „Ich erfahre", schrieb er ihm, „daß Madame d'Epinay nach Genf reist; ich höre aber nicht, daß Sie dieselbe begleiten. Mein lieber Freund, zufrieden mit ihr, müssen Sie reisen; wenn unzufrieden, müssen Sie sich noch weit schneller auf den Weg machen." Eine passendere Gelegenheit, ihr seine Dankbarkeit zu beweisen, sein Herz von der Last der Verpflichtungen zu befreien, die er gegen sie habe, könne er nicht finden. Ueberdies gehe Madame in ein Land, wo sie sich wie aus den Wolken gefallen vorkommen werde; auch sei sie krank und bedürfe der Zerstreuung. „Freilich der Winter! Nun, mein Freund, der Einwand, welchen die Gesundheit erhebt, ist vielleicht stärker, als ich glaube. Sind Sie aber jetzt weniger wohl, als Sie es vor einem halben Jahre waren, oder im nächsten Frühlinge sein werden?" Er würde, wenn er den Wagen nicht ertragen könnte, den Wanderstab ergreifen, und ihr zu Fuße folgen. Auch sei immer zu besorgen, daß man sein Verhalten mißdeuten, es auf Undankbarkeit oder irgend ein geheimes Motiv zurückführen werde. Freilich wisse er, daß, was er auch thue, er stets das Zeugniß des eigenen Gewissens für sich habe. Doch das könne nicht in jedem Falle genügen, man müsse zuweilen auf das Urtheil Anderer Rücksicht nehmen. „Uebrigens", fügt er hinzu, „schreibe ich diese Zeilen nur, um mich einer Pflicht gegen Sie und mich selbst zu entledigen. Wenn sie Ihnen mißfallen, so werfen Sie sie in's Feuer. Es sei dann von ihnen nicht mehr die Rede, als wären sie nie geschrieben worden."

Rousseau aber war außer Stande, so schnell zu vergessen, was ihn in eine maßlose Aufregung versetzte. Die Wunde, welche der Freund seinem Selbstgefühle früher geschlagen, brach, eben erst geschlossen, von Neuem auf. Er fühlte sich abermals in seiner persönlichen Freiheit bedroht; wieder schien die Unabhängigkeit seines Denkens und Wollens in Frage gestellt zu werden. Wie vorsichtig und rücksichtsvoll Diderot sich aussprach, es war doch offenbar, daß er wieder den Hofmeister spielen, ihm seine Ansicht und seinen Willen als den allein richtigen aufdrängen wollte. Ohne die Lage der Dinge genau zu kennen, ohne ihn auch nur gehört zu haben, brach er, indirekt wenigstens, über sein Verhalten den Stab, gab er deutlich genug zu verstehen, daß im Falle er es nicht ändere, ihn seine und der Welt Mißbilligung treffen werde. Ein so vorschnelles Urtheil zeugte gewiß nicht von einer wahrhaft freundschaftlichen Gesinnung; es bewies vielmehr, daß der Freund sich ohne Weiteres auf die Seite der Gegner gestellt hatte, und mit ihnen gemeinsame Sache machte. Wie schon früher, ließ er sich auch jetzt wieder von Anderen gebrauchen, um in deren Interesse seinen Einfluß auf ihn geltend zu machen.

Grade dadurch aber fühlte sich Rousseau ganz besonders ver-

letzt. Man kann es ihm nicht verargen, wenn er einmal bei Diderot eine Freundschaft, wie er sie verstand, voraussetzte. Daß er freilich an dieser Täuschung nach den gemachten Erfahrungen noch festhielt, zeigt eben wieder, wie sehr die Klarheit der Einsicht durch die Schwäche des Herzens getrübt wurde. In der Sache selbst traf er ohne Zweifel das Richtige. Diderot hatte nicht aus eigenem Antriebe geschrieben, sondern war dazu durch Madame d'Epinay oder deren Freunde veranlaßt worden. Wir halten es selbst nicht für unmöglich, daß, wie Rousseau vermuthete, sein Billet in la Chevrette gelesen und gebilligt wurde, bevor es an seine Adresse gelangte. Es lag Madame doch sehr viel daran, daß Rousseau sie begleitete. Der berühmte Genfer war allerdings vorzugsweise geeignet, sie in seine Vaterstadt einzuführen; sie durfte einer ehrenvollen Aufnahme gewiß sein, wenn er in ihrem Gefolge erschien. Auch mochte sie mit Recht glauben, daß durch seine Nähe das wahre Motiv ihrer Reise am Besten verdeckt werde. Die Strenge seiner Grundsätze, namentlich in Bezug auf eheliche Verhältnisse, war bekannt. Wie hätte da Jemand vermuthen sollen, daß die Dame, welche sich seines Vertrauens und seines persönlichen Schutzes erfreute, nicht sowohl an der Brust, als an den Folgen eines außerehelichen Umgangs leide? Doch aber war dem so, und dies der eigentliche Grund ihrer Reise, zugleich auch wohl die Ursache, daß sie, nachdem Rousseau ihrer gelegentlichen Aufforderung nicht sogleich entsprach, Bedenken trug, weiter in ihn zu dringen. Hatte sie doch auch bis dahin ihm gegenüber ihren intimen Verkehr mit Grimm, obgleich derselbe ein öffentliches Geheimniß war, sorgfältig zu verbergen gesucht, und selbst, wenn darauf die Rede kam, gradezu in Abrede gestellt. Eine Zurückhaltung, die Rousseau mit Recht auffallend fand, und aus einem Mangel an Vertrauen erklärte, die aber wahrscheinlich aus natürlicher Scheu vor dem Manne entsprang, dessen Billigung sie nicht erwarten durfte, und den sie überdies, wenn wir nicht irren, ihrem Geliebten immer noch gerne substituirt hätte.

Wie dem aber auch sein mag, die indirekte Weise, in welcher sie den Freund für ihre Wünsche zu gewinnen suchte, mußte nothwendig die entgegengesetzte Wirkung haben. Ihm waren Intriguen und Umwege dieser Art im höchsten Grade widerwärtig. Sie gingen seiner Ansicht nach aus Zweifel und Mißtrauen hervor, und erregten ebendeshalb in ihm die gleichen Empfindungen. Sie schienen ihm ein böses Gewissen zu verrathen, auf geheime Absichten und schlimme Hintergedanken zu deuten. Wie mochte Jemand solche Schleichwege einschlagen, wenn er nicht Pläne verfolgte, die das Licht zu scheuen hatten? Gewiß war es da rathsam, auf seiner Hut zu sein, denn die Gefahr lag nahe, daß man mißbraucht, vielleicht selbst ernsten Ver-

legenheiten ausgesetzt wurde. Zudem sah Rousseau in jedem Versuche, ihn von Außen her, durch fremden Einfluß zu bestimmen, einen Druck, der auf seine eigene Ueberzeugung ausgeübt, einen Zwang, welcher seiner persönlichen Freiheit aufgelegt werde. Es verdroß ihn, daß man seine Selbständigkeit so gering anschlug, und es empörte ihn, daß man glaubte, ihn wie einen Spielball behandeln zu dürfen. In dem vorliegenden Falle aber schienen äußere Einwirkungen um so weniger am Orte, da es sich um etwas handelte, was nur auf Grund einer persönlichen Beziehung verlangt und gewährt werden konnte. Auch zweifeln wir nicht, daß, wenn die Freundin ihn ernstlich und dringend gebeten hätte, Rousseau ihren Wunsch, wenn auch mit einigem Widerstreben, erfüllt haben würde. Er wäre nicht im Stande gewesen, die Berufung an sein Herz zurückzuweisen. Den Gründen aber, mit welchen man an sein Pflichtgefühl appellirte, konnte er andere entgegenstellen, die ihn von dieser Verbindlichkeit befreiten.

In der That, war der Entschluß zur Reise nicht eine unmittelbare Folge der persönlichen Zuneigung, wurde sie ein Gegenstand abwägender Ueberlegung, so stieß sie auf zahlreiche und gewichtige Bedenken. Hatte auch Diderot vielleicht nicht Unrecht, wenn er den leidenden Zustand des Freundes für weniger schlimm hielt, als dieser selbst, schwach und kränklich war er doch, und deshalb wohl berechtigt, Allem aus dem Wege zu gehen, was, wie die Aufregungen und Beschwerden einer Reise, auf das körperliche Befinden nachtheilig einwirken konnte. Freilich stand zu erwarten, daß man sich bemühen werde, die Fahrt möglichst leicht und angenehm zu machen. Indeß die bösen Wirkungen der rauhen und kalten Jahreszeit, in welche man eben eintrat, ließen sich doch beim besten Willen nicht abwenden. — Ebenso wichtig, wie die Sorge für die Gesundheit, erschien die Rücksicht auf die ökonomische Lage. Da ein längerer Aufenthalt in Genf in Aussicht genommen wurde, so war die Reise für Rousseau mit einer Verlegung seines Wohnsitzes gleichbedeutend. Er mußte das vor Kurzem erst mit großer Mühe und vielen Kosten geordnete Hauswesen aufgeben, um sich anderswo von Neuem einzurichten. Dazu aber fehlten ihm die pekuniären Hülfsmittel; sie zu beschaffen, war schwer, führte zu lästigen Sorgen und Verlegenheiten, falls er nicht etwa zu der Unterstützung Anderer seine Zuflucht nehmen wollte. Das aber widersprach den Grundsätzen, an welchen er seit geraumer Zeit unverbrüchlich festhielt.

Andrerseits freilich bot sich ihm jetzt eine günstige Gelegenheit dar, die Uebersiedelung in seine Vaterstadt, welche er zwar wiederholt verschoben, aber keineswegs aufgegeben hatte, auszuführen. Es durfte selbst Verwunderung erregen, wenn er sie nicht benutzte, da sie

einem oft ausgesprochenen Wunsche entgegenkam. Indeß wenn auch der Wunsch vor wie nach in ihm fortlebte, er dachte doch grade jetzt durchaus nicht an die Erfüllung desselben. Die Gründe, aus welchen er früher schon von Genf fernbleiben zu müssen glaubte, wirkten unverändert fort. Wollte er sie aber auch unbeachtet lassen, so erschien der Wechsel doch so lange unzulässig, als er die gegenwärtige häusliche Einrichtung nicht aufheben oder ändern, namentlich die Mutter Theresen's nicht anderweitig unterbringen konnte [69]). Ueberdies, wenn seine Freunde die Gelegenheit für günstig hielten, so war er selbst doch anderer Meinung. Ihm, dem Vorkämpfer der republikanischen Freiheit und Gleichheit, dem Vertheidiger alter, strenger Sitte, ziemte es nicht, im Gefolge einer vornehmen Dame, der Gemahlin eines Generalpächters, die in offenkundigem Ehebruch lebte, in seine Heimath zurückzukehren. Was würden seine Mitbürger von ihm denken, wenn er, in offenem Widerspruch mit seinen politischen und moralischen Grundsätzen, die Aristokratie und ihr liederliches Treiben unter seinen persönlichen Schutz nähme? Und allerdings, die Zumuthung, welche man ihm machte, war stark; sie begreift sich nur unter der Voraussetzung, daß man ihn mit dem geheimen Motive der Reise unbekannt glaubte. Indeß kannte er dasselbe nur zuwohl. Auch gab es, sofern seine Weigerung auf bestimmten Erwägungen beruhte, die letzte Entscheidung. Freilich entschloß er sich um so leichter, zu bleiben, da auch das Herz wünschte, was die Einsicht anrieth. Wie hätte er sich von der Geliebten, der vertrauten Freundin trennen mögen, eben jetzt, wo der intime Verkehr mit ihr dauernd gesichert schien, und die reizende Freundschaft zu Dreien in Aussicht stand? That er es, er brachte ohne Zweifel ein großes, fast zu schweres Opfer, welches nicht einmal einen reellen Vortheil versprach. Mad. d'Epinay durfte nicht hoffen, daß er ihr bei seinem leidenden Zustande irgendwie nützliche Dienste werde leisten können. Auch mochte sie seines Beistandes sehr wohl entrathen; Sohn und Gemahl waren bereit, sie zu begleiten; die reichsten Mittel, die besten Empfehlungen standen ihr zu Gebote. Kein Zweifel, daß sie auch ohne ihn auf der Reise, wie in Genf, Alles finden würde, was sie zu ihrer Erleichterung oder Zerstreuung bedurfte [70]).

Es war, wie man sieht, eine stattliche Reihe von Gründen, welche Rousseau gegen die ihm angesonnene Reise geltend machte. Erscheinen sie auch nicht alle gleich stichhaltig, so kann man doch nicht umhin, manchen von ihnen ein größeres Gewicht, einigen sogar eine entscheidende Bedeutung beizulegen. Diese Geltung würden sie freilich verlieren, wenn die Ansicht richtig wäre, daß Rousseau überhaupt kein Recht hatte, den Vorschlag der Madame d'Epinay in nähere Erwägung zu ziehen. Die Behauptung indeß, daß er den

Wunsch der Freundin ohne Weiteres hätte erfüllen müssen, können wir nicht für begründet halten. Es wird dabei übersehen, daß die freundschaftliche Beziehung zu ihr innerlich schon seit längerer Zeit gelöst war, und im Grunde nur noch den Werth einer oberflächlichen Bekanntschaft hatte. Eine solche aber schließt selbstverständlich jene hingebende Zuneigung aus, welche in dem Wunsche des Geliebten das eigene Verlangen sieht und befriedigt. Auch sagten wir schon, daß Madame d'Epinay sich keineswegs, um Rousseau zu gewinnen, an seine persönliche Anhänglichkeit wandte, ohne Zweifel, weil sie dieselbe, wie sie ihr selbst fehlte, auch bei ihm erloschen glaubte. Vielmehr berief sie oder ihr Anhang sich lediglich auf die Pflicht der Dankbarkeit, welche er gegen sie, seine Wohlthäterin, zu erfüllen habe. Daß diese Pflicht wegfällt, sobald sie als solche hingestellt wird, daß die Forderung des Dankes ihn bereits vorwegnimmt, kam Niemandem in den Sinn. Rousseau aber fühlte es sehr wohl, und hielt sich deshalb für berechtigt, Schuld und Forderung gegeneinander abzuwägen.

Weit entfernt, zu leugnen, daß er der Freundin Vieles verdanke, stellte er nur in Abrede, daß sie durch ihre Wohlthaten irgend ein Anrecht an ihn gewonnen habe. Er konnte das um so eher, da er dieselben allerdings nicht nachgesucht, sondern nur, und zwar unter dem ausdrücklichen Vorbehalte angenommen hatte, daß ihm damit keine Verpflichtungen auferlegt würden. Natürlich glaubte er sich deshalb nicht jeder Gegenleistung entbunden. Wurde aber eine solche verlangt, so kam es doch auf Maß und Umfang derselben, zugleich auch darauf an, ob sie nicht mit anderen höheren Pflichten collidirte. Wir glauben nicht, daß Rousseau die Reise lediglich wegen der Beschwerden und pekuniären Verlegenheiten, welche sie nach sich ziehen mochte, abgelehnt hätte. Wirksamer war der Zauber, der ihn in die Nähe der Gräfin bannte, und wir sehen nicht ab, weshalb er diesen, wie jetzt das Verhältniß zu ihr sich zu gestalten schien, mit besonderem Nachdrucke hätte abwehren sollen. Den Ausschlag aber gab das unlautere Motiv der Reise, so wie die nicht weniger unlautere Absicht, in welcher man seine Begleitung anstrebte. Er hatte offenbar Recht, über den Umstand, daß man ihm die wahre Sachlage so sorgfältig verheimlichte, unwillig zu werden. Ebensowenig kann man es ihm verargen, daß er der unleugbaren Gefahr, sich persönlich zu compromittiren, aus dem Wege ging. War es für ihn schon bedenklich, als Schleppenträger der hohen Finanz zu erscheinen, und dafür, mußte er nicht ohne Grund besorgen, würden ihn die der Verhältnisse unkundigen Landsleute halten, so setzte er überdies Ehre, Ruf und Ansehen gradezu auf's Spiel, wenn in Genf die Dinge in ihrem wahren Zusammenhange bekannt wurden.

Wie begründet aber seine Weigerung war, sie hat ihm doch viel Leid bereitet, auch auf die Beurtheilung seines Charakters sehr nachtheilig eingewirkt. Auf sie stützt sich ganz besonders die Anklage der Undankbarkeit, welche schon zu seinen Lebzeiten mit überlauter Stimme erhoben, und seitdem bis auf die Gegenwart herab beständig wiederholt wurde. Unseres Erachtens wäre dieser Vorwurf nur dann gerecht, wenn jeder erwiesene Dienst unter allen Umständen zu jedem Gegendienste verpflichtete. Wir finden auch in dem vorliegenden Falle keine Schuld an ihm. Wohl aber sehen wir einen neuen Beweis seiner bekannten Schwäche darin, daß er an den sogenannten Freunden noch immer festhielt, und deshalb, zum Theil freilich auch aus anderen Nebenrücksichten, ihre ziemlich unverschämte Zumuthung nicht mit größerer Ruhe und Entschiedenheit zurückwies. Wie er sich jetzt ihnen gegenüber benahm, hatte er sich die unangenehmen Folgen seiner schwankenden Haltung selbst zuzuschreiben. Die Antwort freilich, welche er Diderot zugehen ließ, war angemessen; der Freund durfte sich über den heftigen Unwillen, der sich in ihr scharf genug aussprach, um so weniger beschweren, da er ihn provocirt hatte, und durch den unzweideutigen Ausdruck der alten Zuneigung entschädigt wurde. Er mußte sich zwar sagen lassen, daß er nicht wissen könne, wie groß und wie bindend seine Verpflichtungen gegen Madame in der fraglichen Sache seien, und daß es ihm nicht zustehe, bestimmte Vorschriften zu geben, so lange ihm die zu einem competenten Urtheile erfarderliche Kenntniß fehle. Er sei dazu um so weniger befugt, da seine Ansicht doch nicht von ihm selbst herstamme. Man habe aber durchaus keine Lust, sich unter seinem Namen von einem beliebigen Dritten leiten zu lassen. „Sie fürchten“, fährt Rousseau dann fort, „daß man mein Benehmen schlimm deuten werde. Nun, ich fordere ein Herz, wie das Ihrige, zu dem Wagniß heraus, von dem meinigen schlecht zu denken. Andere würden vielleicht besser von mir sprechen, wenn ich ihnen ähnlicher wäre. Doch Gott bewahre mich davor, daß ich deren Billigung suchen sollte. Mögen die Bösen mich ausforschen und an mir deuteln, Rousseau ist nicht der Mann, sie zu fürchten, noch auch Diderot der, auf sie zu hören.“ Wohl, fügt er hinzu, wünsche der Freund, daß er sein Billet, wenn es ihm mißfalle, in's Feuer werfen und vergessen möge. „Aber glauben Sie, daß man so vergißt, was von Ihnen kommt? Mein Lieber, Sie nehmen es eben so leicht mit dem Kummer, den Sie mir verursachen, wie mit meiner Gesundheit, trotz der Sorge, welche Sie mich auffordern, für sie zu tragen. Wenn Sie diesen Fehler ablegen könnten, so würde mir Ihre Freundschaft viel angenehmer, und ich selbst weniger zu beklagen sein.“

Worte, wie diese, konnten Diderot natürlich die vorausgehenden

bitteren Vorwürfe vergessen machen. Um so tiefer mußten sich Diejenigen verletzt fühlen, welche sie veranlaßt hatten, falls ihnen die sie treffenden Aeußerungen bekannt wurden. Und Rousseau selbst sorgte dafür, daß sie ihnen nicht fremd blieben. In seiner maßlosen Aufregung vergaß er alle Vorsicht so sehr, daß er alsbald zu Mad. d'Epinay eilte, um ihr und Grimm nicht nur Diderot's Zuschrift, sondern auch seine Antwort vorzulesen. Die Ueberraschung der beiden Zuhörer war groß; Rousseau hatte allerdings die Genugthuung, sich einen Augenblick an ihrer Verlegenheit weiden zu können. Doch dieser Triumph wurde theuer genug erkauft, denn er schloß auch den scheinbaren Fortbestand eines freundschaftlichen Verhältnisses aus. Rousseau konnte nicht füglich länger der Gast einer Dame sein wollen, die er so rücksichtslos angegriffen hatte. Es blieb ihm nur übrig, jede Verbindung mit ihr abzubrechen, und die Eremitage sobald wie möglich zu verlassen. Auch war er dazu entschlossen. Doch fielen die eben erzählten Vorgänge grade in die Zeit, wo die für eine Weile unterbrochene Verbindung mit Mad. d'Houdetot wieder angeknüpft wurde, und diese bemühte sich angelegentlich, den Freund von jedem entscheidenden Schritte zurückzuhalten. Konnte sie einmal ihren Wunsch, daß er auf den Antrag der Schwägerin eingehen möge, nicht erfüllt sehen — und sie mußte am Ende seine Ablehnung billigen — so verlangte sie doch, daß er dieselbe, so gut es gehen wolle, motivire, vor Allem aber jeden Eclat sorgfältig zu vermeiden suche. Sie fürchtete, und nicht ohne Grund, daß man seine Weigerung auf ihren Einfluß zurückführen, und wenn es zu einem offenen Bruche käme, sie als dessen Ursache ansehen werde. Rousseau aber war begreiflicher Weise grade jetzt am wenigsten im Stande, ihren Bitten zu widerstehen. Er erbot sich, Alles zu thun und zu ertragen, was mit seiner Ehre irgend verträglich sei, und erklärte sich bereit, selbst den eigenen Ruf auf's Spiel zu setzen, wenn der ihrige nicht anders sicher gestellt werden könne.

Auch hielt er Wort; die Weise aber, in welcher er es einzulösen suchte, war seltsam genug. Hatte er versprochen, seine Weigerung bei den Betheiligten zu entschuldigen, so lag es offenbar für ihn sehr nahe, sich zu dem Ende an Madame d'Epinay selbst zu wenden. Sie würde sich vermuthlich, wenn er ihr seine Gründe offen, aber in freundlichem Tone mitgetheilt hätte, dabei beruhigt, und nicht weiter von der Sache gesprochen haben. Er glaubte indeß — man sieht nicht recht, warum — daß er ihr gegenüber auf die interessanten Umstände, welche ihn vorzugsweise zurückhielten, Bezug nehmen müsse, was freilich nicht wohl geschehen konnte, ohne sie gröblich zu beleidigen. Er zog es daher vor, seine Apologie an Grimm zu richten, der sich bis dahin wenigstens von jeder direkten Einmischung fern gehalten

hatte. Erregt schon diese Adresse nicht geringe Verwunderung, so staunt man doch noch mehr über den Inhalt des Briefes selbst [71]). — „Sagen Sie mir, Grimm“, so beginnt die wunderliche Schutzschrift, „warum alle meine Freunde behaupten, daß ich verpflichtet sei, Mad. d'Epinay zu begleiten? Habe ich Unrecht, oder sollten sie Alle verführt, sollten sie Alle jener niedrigen Parteinahme schuldig sein, die stets bereit ist, sich zu Gunsten des Reichen zu erklären, und das Unglück mit tausend überflüssigen Pflichten zu belasten, welche es noch härter und unvermeidlicher machen?“ Rousseau will das nicht entscheiden; er stellt das Urtheil lieber dem Freunde anheim, der zwar ohne Zweifel auch, wie die Uebrigen, gegen ihn eingenommen ist, aber doch billig genug sein wird, um sich an seine Stelle zu setzen, und von da aus seine wirklichen Pflichten zu erkennen. Möge er denn seine Gründe erwägen und den Entschluß bestimmen, welchen er zu fassen hat; Rousseau wird, wie die Entscheidung auch ausfallen mag, ihr ungesäumt Folge leisten.

Nachdem er so demselben Manne, den er für seinen entschiedenen Feind halten zu müssen glaubte, das Amt des Richters über sein Thun und Lassen übertragen, geht er näher auf seine Rechtfertigung ein, die allerdings vielfach gradezu in eine Anklage umschlägt. „Was ist es denn“, fragt er, „was mich verpflichten könnte, Madame zu begleiten? Freundschaft, Dankbarkeit, der Vortheil, welchen sie etwa von mir haben möchte. Prüfen wir alle diese Gründe.“ Das Ergebniß versteht sich von selbst; sie werden sämmtlich zu leicht befunden. „Wenn Madame mir Freundschaft bewiesen hat, so habe ich ihr solche in noch reicherem Maße erzeigt. Die Theilnahme ist gegenseitig gewesen, und war von meiner Seite wenigstens ebenso groß, wie von der ihrigen.“ Rousseau kann nicht einsehen, daß, da sie beide krank, er ihr mehr schuldig sei, als sie ihm. Habe sie ja doch „andere Freunde — Grimm selbst mochte sich das gesagt sein lassen — die weniger leidend, weniger arm, weniger eifersüchtig auf ihre Freiheit, und weniger beschränkt in ihrer Zeit, ihr theuerer sind, als er.“ Warum man denn nicht diesen, sondern grade ihm eine Pflicht auferlege, die er am wenigsten zu erfüllen im Stande sei? Er wisse zwar nicht, ob er seine Begleitung hätte anbieten sollen; das aber wisse er, daß Madame sie nie hätte annehmen dürfen, es sei denn, „daß ihr jene Härte der Seele eigen wäre, welche der Reichthum in der Regel mit sich bringt, die ihr aber stets fremd zu sein schien.“

Schärfer noch werden diese wenig verhüllten Invectiven in der Erörterung des zweiten Punktes. „Was die Wohlthaten angeht, so liebe ich sie nicht; ich will deren keine und weiß Niemandem Dank für die, welche er mich mit Gewalt ertragen läßt.“ Er hat das Ma-

dame gradezu erklärt, bevor er irgend eine von ihr annahm. Und was hat sie denn für ihn gethan? Grimm weiß es besser, als er selbst: sie ließ ihm eine freundliche Wohnung bauen und diese hübsch einrichten. Was aber that er für sie? er nahm ihr Anerbieten an, obgleich er viele und dringende Gründe hatte, es nicht zu thun. Sie bat und drängte und intriguirte so lange, daß die eigenen Wünsche und Neigungen, wie die Mißbilligung der Freunde, endlich zurücktreten mußten. Er hat sich wider Willen in die Eremitage hineinziehen lassen, und seitdem kaum eine ruhige Stunde gehabt. Die ungestörte Einsamkeit, welche er hier suchte, fand er nicht. Es wurde nur zu bald offenbar, daß Madame ihn in ihrer Nähe festgehalten, damit er ihr Gesellschaft leiste. Auch hat er ihre Wünsche, soweit das anging, bereitwillig erfüllt, ihr zwei Jahre lang seine Freiheit und Muße geopfert. Möge Grimm die Wohlthaten der Freundin mit dem Verzicht auf das Vaterland und mit dieser Zeit der Sklaverei vergleichen, und dann sagen, welcher von Beiden dem Anderen am meisten verpflichtet sei.

Vielleicht hatte Rousseau der Sache nach nicht so Unrecht, wenn er meinte, das Facit der Abrechnung werde zu seinen Gunsten ausfallen. Daß er sie aber überhaupt aufstellte, macht doch einen sehr peinlichen Eindruck. Weniger anstößig ist der sehr in's Einzelne gehende Nachweis, daß seine Begleitung nutzlos und entbehrlich sei, obgleich er auch hier in wunderliche Uebertreibungen verfällt. „Freilich“, fährt er dann fort, „wird man sagen, daß es in diesem Falle auf bestimmte nützliche Dienstleistungen nicht ankomme. Madame wünsche seine Gesellschaft, weil sie ihn lieb habe und des Freundes bedürfe.“ Doch daran glaubt er nicht; er kennt die mannigfachen Bedeutungen des Wortes Freundschaft zu wohl, als daß es ihm imponiren könnte. „Es ist gar oft nur ein schöner Ausdruck für den Lohn der Knechtschaft; wo aber die Sklaverei anfängt, hört die Freundschaft sofort auf. Stets werde ich gerne einem Freunde dienen, vorausgesetzt, daß er eben so arm ist, wie ich; ist er reicher, so wollen wir beide frei sein, oder er diene mir, denn er hat die nöthige Muße, und nicht für seinen Unterhalt zu sorgen.“ Rousseau befindet sich nicht in dieser günstigen Lage. Ihm liegt es doch zunächst ob, an sich selbst und seine Angehörigen zu denken. Die Pflichten, welche er gegen sie zu erfüllen hat, sind ohne Zweifel dringender, unabweislicher, als die Verbindlichkeiten, die er Mad. d'Epinay gegenüber haben mag. Er würde die ersteren aber hintansetzen müssen, wenn er sich durch die letzteren bestimmen lassen wollte. Möge sich Grimm die Folgen vergegenwärtigen, welche die projectirte Reise für ihn in seinen Verhältnissen nach sich ziehen werde. Beruhen ja doch die seltsamen Anforderungen, welche man an ihn stellt, im Grunde darauf, daß

Alle, mit welchen er lebt und verkehrt, ihn nach ihrer Lage, und nicht nach der seinigen beurtheilen, daß Niemand sich an seine Stelle zu setzen weiß, noch einsehen will, daß er „ein Wesen für sich ist, welches keineswegs den Charakter, die Grundsätze, die Hülfsquellen der Anderen hat, und nicht nach den für sie gültigen Regeln beurtheilt werden darf.“

Allerdings traf Rousseau in dieser Aeußerung den springenden Punkt; er übersah nur, daß mit der exclusiven Stellung, welche er für sich in Anspruch nahm, persönliche Beziehungen, wie er sie eingegangen, unvereinbar sind. Auch war es seinerseits äußerst naiv, zu glauben, daß man auf eine Verbindung noch Werth legen werde, der er selbst so gradezu alle tiefere Bedeutung absprach, naiver noch, daß er es für möglich hielt, die Freunde würden, trotz der verächtlichen Weise, in welcher er sie behandelte, noch an ihm festhalten. Indeß war das wirklich seine Ansicht. Er glaubte nicht minder, daß man seine wiederholte Versicherung, er werde sich dem Ausspruche Grimm's fügen, auch wenn dieser für die Reise entscheide, in demselben guten Glauben aufnehmen werde, in welchem er sie gab. In der That, mochte er immerhin erwarten, daß man ihn mit Rücksicht auf seine Lage nicht beim Worte nehmen würde, mit dem nachträglichen Anerbieten meinte er es aufrichtig. Wie sehr er auch von seinem Rechte überzeugt war, er wußte doch nicht recht, ob er sich nicht im Unrechte befinde. Die Natur der Sache legte diese Zweifel nahe. Eine gewisse allgemeine Verpflichtung gegen Mad. d'Epinay stand fest; es fragte sich nur, ob sie in dem gegebenen Falle maßgebend sei. Diese Frage aber ließ keine endgültige Antwort zu, weil eine im Allgemeinen anerkannte Pflicht durch besondere Umstände, wie sie auch beschaffen sein mögen, ihre Geltung nicht verlieren kann. Rousseau vermochte ihr dieselbe um so weniger ganz abzusprechen, da sie von anderer Seite, namentlich durch Diderot, so entschieden verfochten wurde. Unfähig, sich selbst ein sicheres Urtheil zu bilden, zieht er es vor, sich mit dem Verdikte eines Anderen, den er, auffallend genug, für unpartheiisch halten zu dürfen glaubt, zu unterwerfen. Dieser soll entscheiden, was er zu thun hat. Denn er will vor Allem seine Pflicht erfüllen; der Gedanke, daß er sie möglicher Weise verletze, ist ihm unerträglich. Diese Vorstellung der Pflicht beherrscht ihn unbedingt; sie ist es auch, die ihn antreibt, so ausführlich und in einem so gereizten Tone nachzuweisen, daß ihm eben jetzt *keine* obliege.

Die Antwort Grimm's ließ eine Weile auf sich warten. Als sie endlich eintraf, brachte sie doch nicht die Entscheidung, welche Rousseau erwartet hatte. Sie verrieth ebenso wenig, daß das Vertrauen, welches er dem Freunde bewiesen, den gehofften tieferen Eindruck gemacht habe. Andrerseits zeigte sich aber auch keine Spur von Miß-

vergnügen, wozu die vielfach verletzenden Aeußerungen doch genügenden Anlaß gaben. Dagegen ließ sie erkennen, daß Grimm der Sache eine ganz besondere Wichtigkeit beilegte, und die ihm übertragene Rolle des Schiedsrichters mit geziemender Würde zu spielen gedenke. „Die Abreise der Mad. d'Epinay", schreibt er, „ist verschoben worden; ihr Sohn ist krank, man muß seine Herstellung abwarten. Ich werde über Ihren Brief nachdenken. Halten Sie sich inzwischen ruhig in Ihrer Eremitage. Ich werde Ihnen meine Ansicht rechtzeitig zugehen lassen." Inzwischen möge er, wenn es ihm gut scheine, Madame sein Anerbieten mittheilen. Freilich komme nicht viel darauf an, denn da sie seine Lage ebenso gut kenne, wie er selbst, so werde sie gewiß so antworten, wie es ihre Pflicht sei, doch könne ihm ihre Erwiederung bei Denjenigen, welche ihn, wie er sage, zur Reise drängen, als Rechtfertigung dienen. Da Grimm diesen Punkt nachdrücklich betonte, so lag ihm, scheint es, viel daran, daß Rousseau sich Mad. d'Epinay auch jetzt noch zur Verfügung stellte. Zu welchem Zwecke, sieht man nicht recht, denn er giebt deutlich genug zu verstehen, daß sie von seinem Erbieten keinen Gebrauch machen werde. Wurde dasselbe nur gewünscht, damit man sich rühmen konnte, den Sieg davongetragen zu haben, oder war es darauf abgesehen, Rousseau durch eine Zurückweisung um so tiefer zu demüthigen?

Jedenfalls kann man es diesem nicht verargen, wenn er die vornehme Zurückhaltung und die geheimnißvolle Miene des Freundes verdächtig fand, und in seinem unmaßgeblichen Vorschlage eine Schlinge zu sehen glaubte, vor welcher er sich zu hüten habe. Er vermied es daher, als er sich nun an Mad. d'Epinay selbst wandte, sorgfältig, irgend eine bindende Erklärung abzugeben. Vielmehr begnügte er sich damit, ihr unumwunden zu sagen, warum er auf ihren Wunsch nicht eingegangen sei. Er könne es nicht ertragen, daß eine Freundin durch den Einfluß Anderer zu erlangen suche, was Niemand besser, als sie selbst, hätte durchsetzen können. Die Wahrnehmung aber, daß Diderot, wie Mad. d'Houdetot, ohne auf seine Lage die mindeste Rücksicht zu nehmen, ihn zur Reise hätte drängen wollen, habe in ihm den Verdacht erregt, es bestehe eine gewisse Verbindung, als deren geheime Triebfeder er sie betrachten müsse. So ein verdecktes Spiel sehe gar sehr nach Tyrannei und Intrigue aus; sie dürfe sich daher nicht wundern, wenn es ihn mit Unwillen erfülle, und er diesem Unmuthe vielleicht zu scharfe Worte geliehen habe. Hätte sie, statt solche Nebenwege einzuschlagen, ihn freundschaftlich und dringend ersucht, ihm gesagt, daß sie seine Begleitung ernstlich wünsche, so würde er — dessen dürfe sie sich versichert halten — über jedes Bedenken hinweggegangen sein. „Uebrigens", fügt er hinzu, „was auch ferner geschehen mag, ich werde Ihre Güte für mich nie

vergessen, und wenn Sie mich nicht mehr zum Sklaven haben wollen, werden Sie mich stets zum Freunde haben." Seine alte und tiefe Zuneigung zu ihr ist keineswegs erloschen. Er hat sich aber der Ansicht nicht erwehren können, daß sie darauf ausgehe, ihn unmerklich ganz von sich abhängig zu machen, oder für ihre anderweitigen geheimen Zwecke zu benutzen. Er schwankt daher seit geraumer Zeit zwischen der Neigung für sie und den Zweifeln, welche ihr widersprechen. Indeß schließt er doch mit der Erklärung, daß es sein sehnlichster Wunsch sei, sie stets ehren, und ebenso viele Freundschaft für sie hegen zu können, als er ihr Dankbarkeit schulde[72]).

Die Erfüllung dieses Wunsches hing freilich seiner Ansicht nach nicht von ihm ab. Möglich aber war sie noch; Mad. d'Epinay brauchte nur die Hand, welche er ihr nochmals bot, zu ergreifen, nur mit einigen freundlichen Worten an sein Herz zu appelliren, und er würde ihr auch jetzt noch nicht nur den Willen gethan, sondern selbst die frühere Anhänglichkeit bewahrt haben. Auch folgte sie schwerlich ihrer eigenen Neigung, als sie den entgegengesetzten Weg einschlug. Es war Grimm endlich gelungen, den Widerstand zu beseitigen, welchen sie bis dahin seinen Mahnungen zu einem offenen Bruche geleistet hatte. Sie mochte sich außer Stande fühlen, den Waffen zu begegnen, die Rousseau ihm in seinen letzten Briefen allerdings selbst in die Hand gegeben, und er ohne Zweifel geschickt zu gebrauchen verstand. Daß ihn dabei eine bewußte Bosheit leitete, glauben wir nicht. Es scheint vielmehr, daß das Benehmen Rousseau's ihn wirklich empörte, und in seiner längst gehegten Ansicht von dem zweideutigen, falschen Charakter desselben bestärkte. Wenn er bald nachher schreibt: „Eines beunruhigt mich, was Sie mir von diesem Ungeheuer von Rousseau sagen. Sie können nicht glauben, welchen Eindruck solche Abscheulichkeiten auf mich machen; sie erschüttern meinen ganzen Organismus. Suchen wir diese Infamie zu vergessen!"[73]) — so sind das doch wohl Ausdrücke, die aus einem aufrichtigen Hasse und Widerwillen entspringen. Auch nahm er keinen Anstand, sich gegen Rousseau selbst in ähnlicher Weise auszusprechen.

Noch erwartete dieser in peinlicher Ungeduld das Ergebniß des reiferen Nachdenkens, welches der Freund seinem früheren Briefe zu widmen versprochen, als er erfuhr, daß Mad. d'Epinay bereits abgereist sei, und gleichzeitig von Grimm eine Zuschrift erhielt, die er, wie kurz sie war, vor zorniger Aufregung kaum zu Ende lesen konnte. Es war ein förmlicher Absagebrief, in Ausdrücken, wie sie nur „ein teuflischer Haß eingeben kann, und so maßlos beleidigend, daß sie fast albern erschienen". Rousseau aber befand sich nicht in der Stimmung, die Sache lächerlich zu finden. Sie brachte ihn aus aller Fassung, und ohne an die möglichen Folgen zu denken, schickte er

Grimm seinen Brief sofort mit einigen Zeilen zurück, in welchen er ihm die gewiß sehr erwünschte Möglichkeit bot, sein Verhalten in den Augen der Welt zu rechtfertigen und alle Schuld auf ihn zu werfen. Grimm hatte angedeutet, daß ihm dies, den Brief des Freundes in der Hand, sehr leicht sein würde, er aber aus großmüthiger Nachsicht von jenem Schriftstücke keinen Gebrauch zu machen denke. Freilich konnte er dasselbe ohne Genehmigung des Verfassers nicht wohl Anderen mittheilen. Rousseau glaubte daher, er habe ihm den gnädigen Verzicht nur deshalb in Aussicht gestellt, weil er vorausgesehen, daß er denselben zurückweisen werde.

Ob dem wirklich so war, mag dahin gestellt bleiben. Jedenfalls erreichte Grimm, was er vielleicht gewollt hatte, denn Rousseau, seines Zornes nicht mächtig, schrieb ihm: „Sie können meinen Brief der ganzen Welt zeigen und mich offen hassen; es wird das von Ihrer Seite eine Falschheit weniger sein." Er bedachte nicht, daß er damit dem Gegner eine sehr gefährliche Waffe in die Hand gab. Die vermeintliche Rechtfertigung enthielt doch den Stoff zu einer ernsten Anklage. Wer sie las, ohne die Sachlage genauer zu kennen, konnte kaum umhin, sich gegen ihn zu erklären. Jedem Unbefangenen mußte die anscheinend frivole Weise, in welcher hier die Ansprüche der Freundschaft und Dankbarkeit erörtert und abgewogen wurden, einen widerwärtigen Eindruck machen. Der Charakter eines Mannes, welcher sich über seine nächsten Freunde so verletzende Aeußerungen erlaubte, erschien nothwendig in einem höchst ungünstigen Lichte. Auch konnten die Gründe, mit welchen er seine Weigerung zu rechtfertigen suchte, da, wo man ihren Werth lediglich aus ihnen selbst beurtheilte, nur als die kleinlichen Motive eines schwächlichen Egoisten gelten. Wenn aber Rousseau unvorsichtig genug war, dem Baron die Mittel zu seiner Verdächtigung darzubieten, so kann das doch den Gebrauch, welchen dieser von ihnen machte, keineswegs entschuldigen. Weniger noch läßt sich die rücksichtslose Härte verzeihen, die er dem vieljährigen Freunde gegenüber an den Tag legte.

Mad. d'Epinay zögerte nicht, dem Beispiele ihres Vertrauten zu folgen. Auch sie kündigte Rousseau in unzweideutigen, wenn auch milderen Worten die Freundschaft auf. Es verstand sich von selbst, daß er nun nicht länger ihr Gast sein konnte. Fraglich blieb nur, ob er sein bisheriges Asyl schon jetzt, oder erst im nächsten Frühjahre zu verlassen habe. Schien die sofortige Entfernung durch die Verhältnisse geboten, so sprach doch auch Manches für ein vorläufiges Bleiben. Die beständige Aufregung der letzten Zeit hatte seine Kräfte so erschöpft, daß er sich zu jeder Anstrengung unfähig fühlte, und deshalb vor den Mühen und Beschwerden eines Umzuges zurückschreckte. Auch wußte er wirklich nicht, wo er für den Augenblick eine andere

passende Wohnung finden sollte. Dazu kam, daß die Gräfin sowohl, wie Diderot, ihn baten, zunächst wenigstens einen Schritt zu vermeiden, der nothwendig Aufsehen erregen müsse. Er beschloß daher, den Winter ruhig in seiner Klause zu verleben, um dann nach Ablauf desselben ebenso geräuschlos an den, inzwischen ermittelten neuen Wohnort überzusiedeln. Freilich bedurfte es dazu, wie die Dinge lagen, einer besondern Erlaubniß. Er zweifelte indeß nicht, daß Mad. d'Epinay dieselbe ohne Weiteres ertheilen werde. Es schien unmöglich, daß sie, selbst wenn der letzte Rest des früheren Wohlwollens erloschen war, die Gebote des Anstandes und der Menschlichkeit so weit aus den Augen verlieren könne, um den alten Freund in seinem leidenden Zustande mitten im Winter auf die Straße zu setzen.

Dennoch geschah, was man allerdings nicht hätte erwarten sollen; sie wies seinen Vorschlag in so schroffer Weise zurück, daß er nicht länger an ihm festhalten durfte. In etwa freilich mochte die Form, in welcher er gemacht worden, zur Ablehnung herausfordern. Wenn Rousseau schrieb: „Ich habe die Eremitage verlassen wollen, und ich war dazu verpflichtet. Man behauptet indeß, daß ich bis zum Frühjahre bleiben müsse; und da meine Freunde es so wollen, so werde ich bis dahin bleiben, wenn Sie damit einverstanden sind;" so lag die Antwort nahe: „Da Sie die Eremitage verlassen wollten, und dazu verpflichtet waren, so wundere ich mich, daß Ihre Freunde Sie davon zurückgehalten haben. Ich pflege die meinigen nicht über meine Pflichten zu befragen, und habe Ihnen über die Ihrigen nichts mehr zu sagen." Doch wie natürlich eine solche Erwiederung auch sein mochte, wir glauben der Versicherung ihres Stiefsohnes, daß Mad. d'Epinay sie nie gegeben haben würde, wäre sie nicht von Grimm dazu gedrängt worden. Daß der Baron sich in dieser Richtung bemühte, unterliegt keinem Zweifel. „Ihre Antwort an Rousseau", schreibt er der Freundin, „ist sehr gut, aber man sagt, daß er weniger pressirt sei, Ihr Haus zu verlassen. Was mich betrifft, so bin ich der Ansicht, daß Sie ihn nach Allem, was vorgegangen ist, da nicht länger dulden dürfen, ohne sich etwas zu vergeben" [74]). Man kann sich nicht wundern, wenn die Geliebte diesem so deutlichen Winke folgen zu müssen glaubte.

Für Rousseau aber blieb nur übrig, sich schleunigst nach einer anderen Wohnung umzusehen. Es gelang ihm, in dem nahen Montmorency ein leidliches Unterkommen zu finden. Schon nach acht Tagen konnte er Madame die Anzeige machen, daß er die Eremitage verlassen habe. „Mein Schicksal wollte", fügt er hinzu, „daß ich sie wider Willen betrat und ebenso verließ. Ich danke Ihnen für den Aufenthalt, den Sie mich veranlaßt haben, in ihr zu nehmen, und würde Ihnen noch dankbarer sein, wenn er mir weniger theuer zu

stehen gekommen wäre. Uebrigens haben Sie Recht, wenn Sie mich für unglücklich halten. Niemand weiß besser, als Sie, wie sehr ich es sein muß. Wenn es ein Unglück ist, sich in der Wahl seiner Freunde zu täuschen, so ist es doch noch ein weit größeres, von einem so süßen Irrthume zurückkommen zu müssen" [75]). Es klingt in diesen Worten, trotz ihrer großen Schärfe, ein schmerzlicher Vorwurf durch, welcher immer noch von der Fortdauer der alten Zuneigung Zeugniß gibt. Mad. d'Epinay scheint ihn wohl empfunden, und überhaupt gefühlt zu haben, daß sie zu weit und weiter gegangen, als es geschehen sein würde, wenn sie lediglich dem eigenen Ermessen hätte folgen können. Sie benutzte eine beiläufige Geldfrage zu einer ferneren Antwort, in welcher sie nicht nur einen milderen Ton anschlug, sondern selbst den Wunsch zu erkennen gab, das Vorgefallene einem Mißverständnisse zuschreiben zu dürfen. Rousseau irrt ohne Zweifel, wenn er darin nur die Wirkung seines raschen Umzuges erblickt, den man weder erwartet, noch gewünscht habe, da es nur darauf angekommen sei, ihn in Verlegenheit zu setzen und zu neuen demüthigenden Schritten zu zwingen. So überlegt raffinirte Pläne bestanden lediglich in seinem Kopfe, der sich die unmittelbaren Eingebungen des Augenblicks aus bewußten Absichten zu erklären suchte. Grimm mochte die Härte, zu welcher er gerathen, für ganz zweckmäßig halten; dem guten Herzen der Mad. d'Epinay mußte sie, sobald die gereizte Stimmung gewichen war, ungehörig erscheinen. Gewiß ist, daß sie dieselbe später bereute und ihrem Vertrauten wiederholt zum Vorwurfe machte [76]).

Rousseau aber war durchaus nicht geneigt, das frühere Verhältniß, nun es sich einmal gewaltsam gelöst hatte, wieder anzuknüpfen. Er hatte inzwischen erfahren, daß Grimm und seine Freunde sich eifrig bemühten, ihn als den alleinigen Urheber des Zerwürfnisses erscheinen zu lassen, und zu dem Ende in Paris mannigfache Beschuldigungen in Umlauf setzten, die geeignet schienen, sein Benehmen, wie seinen Charakter in das schlimmste Licht zu stellen. Die Thatsachen freilich, auf welche man Bezug nehmen konnte, wollten an sich nicht viel bedeuten. Der Aufenthalt auf dem Lande, der Umgang mit Mad. d'Houdetot, die Ablehnung der Reise nach Genf, der plötzliche Aufbruch aus der Eremitage — das waren so ziemlich die Punkte, welche sich hervorheben ließen. Doch wie unverfänglich sie im Grunde auch sein mochten, es kam vorzugsweise auf die Commentare an, mit welchen sie begleitet wurden. Und diese waren allerdings der Art, daß sie die Ehre und den guten Ruf Rousseau's ernstlich gefährdeten. Schwerlich hatten die Anklagen, abgesehen von dem Vorwurfe des Undankes, einen bestimmten Inhalt. Man begnügte sich damit, Gesinnung und Denkweise im Allgemeinen zu verdächtigen,

und so den übertreibenden Vorstellungen Raum zu geben. In der That galt Rousseau seit dieser Zeit bei Manchen für ein „moralisches Ungeheuer", dem man alle möglichen „Abscheulichkeiten" zutrauen dürfe. Daß er, als ihm dieses Gerede zu Ohren kam, von dem heftigsten Unwillen ergriffen wurde, begreift sich. Es verletzte ihn um so tiefer, da er weder Mittel, noch Gelegenheit hatte, ihm in wirksamer Weise entgegenzutreten. Mad. d'Epinay aber durfte sich nicht wundern, als sie am Schlusse seiner Antwort las: „Ich höre von den seltsamen Reden, welche Ihre Vertrauten in Paris über mich führen, und schließe daraus auf die, welche Sie selbst in Genf, vielleicht in etwas anständigerer Form, führen werden. Es macht also große Freude, zu schaden? und zwar den Menschen zu schaden, welche man zu Freunden gehabt hat? Mag es so sein. Was mich betrifft, so werde ich solchem Vergnügen nie Geschmack abgewinnen können, selbst dann nicht, wenn es meine Vertheidigung gilt. Handeln und sprechen Sie ganz nach Belieben; ich habe Ihnen keine andere Antwort zu geben, als Schweigen, Geduld und ein rechtschaffenes, tadelloses Leben. Wenn Sie mir übrigens irgend ein neues Leid zu bereiten gedenken, so mögen Sie sich beeilen, denn ich fühle, daß Sie das Vergnügen vielleicht nicht lange mehr haben dürften" [77]).

Mit diesen bitteren Worten, die doch zugleich eine tiefe verhaltene Trauer durchklingen lassen, schließt der letzte Brief, welchen Rousseau an seine vormalige Freundin richtete. Auch hat er sie persönlich nie wiedergesehen, obgleich das Ende seines Lebens nicht so nahe bevorstand, wie er damals glaubte. Es war wieder, wie schon öfter, das Gefühl einer äußersten Erschöpfung, aus welchem der Gedanke an den Tod unwillkürlich hervorging. Die Leiden des Körpers, die sich in der kalten, rauhen Jahreszeit ohnehin in erhöhtem Maße geltend machten, wurden durch die andauernden schmerzlichen Bewegungen der Seele noch erheblich gesteigert. Rousseau trennte sich nicht so leicht von seinen Freunden, wenn er auch glaubte, sie aufgeben zu müssen. Die Einsicht mochte sie verurtheilen, das Herz war doch mit fast unlöslichen Banden an sie gekettet; zerrissen sie, es blieb immer eine Wunde zurück, die noch lange nachblutete. Von Mad. d'Epinay gar nicht zu reden, der er persönlich kaum eine Schuld beimaß und stets ein dankbares Andenken bewahrte, erlosch selbst bei allem Haß und aller Verachtung, die er zu verdienen schien, die Neigung zu Grimm nicht ganz. Die Entfremdung dieser beiden Menschen, mit welchen er so lange in den intimsten Beziehungen gestanden, ging ihm sehr zu Herzen. Schmerzlicher freilich, ja wahrhaft erschütternd wirkte ein anderer Verlust, den er um dieselbe Zeit erfahren mußte.

Wir kennen die süßen Hoffnungen, mit welchen er von der Gräfin schied, als sie gegen Ende des Oktober nach Paris zurückkehrte. Durfte er auch für's Erste nicht daran denken, ihr dorthin zu folgen, so stand doch eine vertraute, herzliche Gemeinschaft mit ihr und St. Lambert in Aussicht. Das aber genügte, um ihn trotz der Widerwärtigkeiten, die sich von anderer Seite herandrängten, ruhig und gefaßt in die Zukunft blicken zu lassen. Blieben nur die neuen Freunde treu, so mochten die alten, wenn sie denn nicht anders wollten, ihre Wege gehen. Hielt die Geliebte an ihm fest, bewahrte sie ihm, wie sie es versprochen, Vertrauen und Zuneigung, so konnte er jeden anderen Trostes, jeder anderen Stütze entbehren. Auch spricht er sich in diesem Sinne gegen sie aus, als der Bruch mit Grimm und Mad. d'Epinay unvermeidlich geworden. „Ich finde", schreibt er ihr, „überall nur Ursache zur Verzweiflung. Eine einzige Hoffnung bleibt mir; sie kann mich über Alles trösten, mir den Muth wiedergeben. Beeilen Sie sich, sie zu bestätigen oder zu vernichten. Habe ich noch einen Freund und eine Freundin? Ein Wort, ein einziges Wort, und ich kann weiter leben". Gezwungen, die Eremitage zu verlassen, will er sich in der Ferne einen noch unbekannten Zufluchtsort suchen, den Winter aber, da sie ihm den Aufenthalt in Paris untersagt hat, in Montmorency verbringen. „Ich werde Sie", fährt er dann fort, „wohl nie wiedersehen; ich fühle das an der Traurigkeit, die mir das Herz zusammenschnürt. Aber ich werde mich in meiner Zurückgezogenheit mit Ihnen beschäftigen; ich werde denken, daß ich zwei Freunde in der Welt habe, und ich werde vergessen, daß ich allein in ihr bin"[78]).

Man sieht, der Glaube an die Freundin steht doch nicht so fest, daß er jeden Zweifel ausschlösse. Es scheint ihm nicht unmöglich, daß auch sie sich von ihm abwende. Freilich hatte er bei dem besten Willen ihre Wünsche nicht erfüllen können. Der Versuch, das Einvernehmen mit ihrer Schwägerin herzustellen, war mißlungen; er hatte nur dahin geführt, die Beziehungen, deren Lösung die Gräfin um jeden Preis zu verhindern wünschte, vollends zu zerreißen. Sie durfte nicht länger auf eine Ausgleichung hoffen, und mußte erwarten, daß der offene Zwiespalt bald in weiteren Kreisen bekannt sein werde. Die Besorgniß lag nahe, daß man auch sie in's Gerede bringen, ihr Verhältniß zu Rousseau hervorheben, vielleicht selbst als die Ursache des Zwistes bezeichnen werde. Sie kannte die Gegner hinlänglich, um zu wissen, daß sie von ihnen keine Schonung zu erwarten habe, wenn sie sich auf die Seite des Freundes stellte und mit ihm in Verbindung blieb. Mochte sie ihm daher auch im Stillen nicht ganz Unrecht geben, es schien ihr doch rathsam, sich von ihm fern zu halten. Ohne Zweifel war St. Lambert derselben Ansicht; man darf

selbst vermuthen, daß sie von ihm ausging, und er der Geliebten die Richtschnur ihres Benehmens vorzeichnete. Sie hatten eben beide allen Grund, ihre intimen Beziehungen der öffentlichen Besprechung möglichst zu entziehen.

Es kam hinzu, daß sie auf die Besonnenheit und Zurückhaltung Rousseau's nicht unbedingt rechnen konnten. Noch fehlten die Beweise für die Selbstbeherrschung, welche er gelobt hatte. Er mochte sich leicht zu Schritten fortreißen lassen, durch welche die Freunde noch mehr compromittirt wurden, als sie es schon waren. Wer bürgte dafür, daß er nicht von etwaigen vertraulichen Mittheilungen unter Umständen einen indiskreten Gebrauch machen werde? Wie geneigt die Gräfin auch war, sein Verhalten gut zu heißen, es erregte doch immer einigen Anstoß und leise Zweifel an seiner persönlichen Zuverlässigkeit. Sie hätte ihn noch genauer kennen, ja seine Denk- und Empfindungsweise unbedingt theilen müssen, wenn solche Bedenken ihr fern bleiben sollten. Jetzt machten sie sich um so stärker geltend, da es in ihrer Nähe wohl Niemanden gab, der den abwesenden Freund in Schutz nahm, vielmehr alle Welt sich mehr oder minder tadelnd über ihn aussprach.

Man kann es ihr daher nicht gar zu sehr verargen, daß sie Anstand nahm, auf den Mahnruf Rousseau's sofort zu antworten. Es war eben sein Unglück, wenn er ihrer Zuneigung eine Kraft und Innigkeit zuschrieb, die sie weder hatte, noch auch haben konnte. Ihr Schweigen aber machte auf ihn den schmerzlichsten Eindruck, zumal auch die ferneren Versuche, ihr ein Wort der Theilnahme zu entlocken, erfolglos blieben. „Dies ist", ruft er endlich aus, „schon der vierte Brief, den ich Ihnen schreibe, ohne daß Sie mir antworten. Wenn Sie fortfahren zu schweigen, so werde ich Sie nur zu gut verstehen. Denken Sie an meinen Zustand, und ziehen Sie Ihr gutes Herz zu Rathe. Ich kann es ertragen, wenn mich auch die ganze Welt verläßt, aber Sie! die Sie mich so gut kennen! Großer Gott! Bin ich denn ein Bösewicht? Ich? Ich erfahre das doch sehr spät. Freilich Grimm behauptet es; er, der alte Freund, der mir alle Freunde verdankt, die er mir nimmt, hat diese schöne Entdeckung gemacht. Ja! er ist der rechtschaffene Mann, und ich bin der Undankbare! War es denn aber nöthig, Grausame, den Lockungen der Falschheit nachzugeben, und den vor Schmerz sterben zu lassen, der nur lebte, um zu lieben?" Doch er will nicht weiter von sich sprechen; „wenn ich Sie aber nicht vergessen kann, so fordere ich Sie heraus, Ihrerseits dieses Herz zu vergessen, welches Sie verschmähen, und jemals ein anderes zu finden, das ihm gleicht!"[79])

Auch diese Herausforderung hatte nicht den gewünschten Erfolg. Es scheint zwar, daß die Gräfin hin und wieder von sich hören ließ,

doch schrieb sie nicht mehr in der früheren traulichen Weise, sondern schlug einen Ton an, der immer förmlicher und reservirter wurde. Rousseau mußte sich sagen, daß ihre Versicherungen andauernder Freundschaft nur leere Worte seien, an welchen das Herz keinen Antheil mehr habe. Vermuthlich griff sie nur zur Feder, wenn es nicht wohl länger unterbleiben konnte, und eben darum so selten wie möglich. Wie wenig ihre Briefe den Freund aber auch befriedigten, er erwartete sie doch mit schmerzlicher Sehnsucht. Vergingen dann Tage oder Wochen, ohne daß sein Verlangen gestillt wurde, so ergriff ihn eine peinliche Ungeduld, die sich endlich in einem neuen, von Schmerz und Zorn dictirten Ergusse Luft machte. „Ihre Barbarei", schreibt er im Januar (1758), „ist unbegreiflich. Dieses Schweigen ist eine raffinirte Grausamkeit, die ihres Gleichen nicht hat. Also auch Sie, Sie, Sophie, halten mich für einen Bösewicht? Ach Gott! wenn Sie so denken, auf wen soll ich mich berufen?" Diese Frage hat allerdings für ihn eine ernste Bedeutung. Er kann sich die Gleichgültigkeit der Freundin nur daraus erklären, daß auch sie ihn für schuldig hält, und die Geringschätzung theilt, welche Grimm und seine Genossen gegen ihn an den Tag legen. Freilich begreift er nicht, wie das bei ihrer genauen Kenntniß seines Charakters möglich ist. Aber es bleibt keine andere Erklärung übrig; er muß an ihre Verachtung glauben, und kann es doch nicht. Denn wäre sie wirklich vorhanden, so müßte er an sich selbst irre werden, obgleich er doch auch wieder außer Stande ist, sich für den bösen Menschen zu halten, welchen die Gegner in ihm finden wollen.

Wie fest aber der Glaube an den eigenen Werth steht, er wird wankend, wenn die Freundin ihn nicht theilt. Er achtet sie zu hoch, als daß er auf ihre Achtung verzichten könnte; leichter noch würde er ihre Zuneigung entbehren. Kann sie ihm aber fernerhin weder die eine, noch die andere gewähren, so braucht sie doch deshalb nicht die Humanität aus den Augen zu setzen. „Mag ich nun gut oder böse sein, welchen Vortheil erwarten Sie davon, Jemanden zur Verzweiflung zu treiben?" Möge sie seinen Vorschlag anhören, sie wird nicht wagen, ihn zurückzuweisen, falls sie nicht noch schlechter ist, als er selbst. Er will sie fortan nicht mehr sehen; „die Augen Sophien's dürfen nur auf Jemanden fallen, den sie achtet, und der Blick der Geringschätzung hat meine Person nie befleckt." Sie aber und St. Lambert sind die einzigen Menschen, an welchen sein Herz noch hängt, und die es nicht vergessen kann; es muß sich unaufhörlich mit ihnen beschäftigen, und kann sich nur im Tode von ihnen ablösen. Muß er auf ihre Gegenliebe verzichten, nun wohl, er verlangt kein Zeichen der Erinnerung von ihnen. „Sprechen Sie nicht mehr von mir, schreiben Sie mir nicht mehr, vergessen Sie, daß Sie mich mit

dem Namen eines Freundes beehrt haben, und daß ich seiner würdig war". Es genügt ihm, zu wissen, daß man ihn anhören, seine Briefe nicht in's Feuer werfen wird, ohne sie gelesen zu haben. Er hat den Freunden noch Manches zu sagen, was zu ihrem Wohle beitragen wird, er möchte zu ihnen die heilige Sprache der Wahrheit reden, welche sie doch vielleicht von keinem Andern hören werden. Mögen sie ihm denn gestatten, die noch übrigen Tage seines Lebens dieser theuren und letzten Aufgabe zu widmen. Hat er nur die Gewißheit, daß seine Mühe nicht verloren ist, so wünscht er nichts weiter.

Gewiß ein seltsamer Antrag, der wohl geeignet war, die Gräfin in Erstaunen zu setzen. Wie sie ihn aufnahm, erfahren wir nicht. Jedenfalls hielt sie zunächst noch an dem brieflichen Verkehre fest, ging auch auf die so oft und dringend verlangte Erklärung ihres gegenwärtigen Benehmens ein, wobei sie deutlich genug zu verstehen gab, daß Rousseau selbst die eingetretene Aenderung verschulde. Seine Antwort beweist, daß, wie abhängig er sich auch von der Freundin fühlte, er doch auch ihr gegenüber sein Selbstgefühl keineswegs verlor. „Ich habe mich", so läßt er sich vernehmen, „über Ihre letzten Zeilen zu beklagen, kann auch kaum glauben, daß Sie dieselben in der Erwartung geschrieben haben, ich werde mit ihnen zufrieden sein. Erklären wir uns näher; habe ich Unrecht, so sagen Sie es mir ohne Umschweife". Er geht dann auf die einzelnen Punkte, die sie ihm leise und schonend vorgerückt, genauer ein, und bittet schließlich, falls sie diesen zweideutigen, mißtrauischen Ton nicht aufgeben könne, künftig die Feder lieber ruhen zu lassen. „Besser keine Briefe, als solche, die Beleidigungen enthalten. Ich kann zur Noth Ihre Achtung entbehren, nicht aber die, welche ich für Sie hege; ich würde diese aber nicht festhalten können, wenn Sie sich gegen Ihren Freund verfehlen" [80]).

Wir glauben kaum, daß diese Zurechtweisung, wie scharf sie auch war, die Gräfin vermocht haben würde, die Verbindung mit ihm abzubrechen. Wenn die Schroffheit einiger Wendungen sie verletzte, so mußte der Hauch warmer, inniger Liebe, welcher das Ganze durchweht, sie wieder versöhnen. Indeß bewirkte die Rücksicht auf die äußeren Verhältnisse, wozu sie sich aus innerem Antriebe schwerlich entschlossen hätte. Nach längerem Schweigen theilte sie dem Freunde mit, daß seine Leidenschaft für sie in ganz Paris bekannt sei; ohne Zweifel hätten Leute, mit welchen er darüber gesprochen, sein Vertrauen mißbraucht. Auch St. Lambert habe von diesen Gerüchten Kunde erhalten, und sei es in Folge dessen zwischen ihnen zu einem Zerwürfnisse gekommen, welches ihr nahezu das Leben gekostet. Zwar habe sie sich seitdem mit ihm verständigt und ausgesöhnt, glaube aber, daß sie es ihm, wie sich selbst und der Sorge für ihren

Ruf schuldig sei, den persönlichen Verkehr mit ihm aufzugeben. Sie würden ihm indeß beide auch in Zukunft ihre aufrichtige Theilnahme bewahren, und ihn, so viel wie möglich, gegen etwaige Angriffe in Schutz nehmen. Sie selbst aber denke sich von Zeit zu Zeit bei ihm nach seinen persönlichen Verhältnissen erkundigen zu lassen.

War das abermals die Aufkündigung einer bestehenden Freundschaft, so erfolgte sie doch in einer Weise, daß Rousseau der nicht gram werden konnte, von welcher sie ausging. Sein Zorn entlud sich, wie wir später sehen werden, nach einer anderen Seite; die Liebe aber, welche unverändert in seinem Herzen fortlebte, suchte sich in dem einseitigen Ausdrucke ihrer Empfindungen zu befriedigen. Er begann jene schon früher in Vorschlag gebrachte Correspondenz, welche „ohne Beispiel ist, und kaum von Jemandem nachgeahmt werden wird“ [81]). Da das Herz der Geliebten dem seinigen nichts mehr zu sagen hat, so will er allein die Kosten eines Verkehres übernehmen, der für sie nur lästig sein, und in welchem sie nur Worte zu bieten haben würde. Daß ihre Freundschaft erloschen ist, verzeiht er ihr, weil sie aufgehört hat, eine solche zu affektiren. „Es ist eine verächtliche Falschheit, die Empfindungen durch höfliche Rücksichten zu ersetzen; nur der offene Freimuth erhebt die Seele, und giebt vermöge der Selbstachtung, die ihm zu Grunde liegt, gerechten Anspruch auf die Achtung Anderer.“ Er hat sie tausend Mal lieber, seitdem sie nicht mehr anders erscheinen will, als sie ist. Auch zweifelt er nicht an ihrer natürlichen Güte; diese eben ist es, welche ihn an sie fesselt. Aber das große ungetrübte Glück, dessen sie sich stets erfreut, hat ihr Herz nothwendig verhärten müssen. Sie hat selbst zu wenig Leid erfahren, als daß sie für fremden Schmerz sehr empfänglich sein könnte; das süße Gefühl des Mitleids ist ihr noch unbekannt. Weil sie aber an dem Unglücke Anderer so wenig Theil genommen, wird es ihr schwer werden, das eigene zu ertragen, wenn es jemals an sie herantreten sollte. Er will das nicht hoffen; doch „bedarf Ihr betrübtes Herz jemals der Tröstungen, die es nicht in sich selbst findet, dann kommen Sie zu mir zurück, und Sie werden erfahren, welchen Freund Sie verschmäht haben. Lebe ich nicht mehr, so lesen Sie meine Briefe; vielleicht wird die Erinnerung an meine Liebe Ihre Leiden mildern, vielleicht werden Sie in meinen Grundsätzen Tröstungen finden, an die Sie gegenwärtig nicht denken.“

Die eigenthümliche Mischung von liebevoller Hingebung und stolzem Selbstbewußtsein, welche in diesem Monologe eines einsamen, sehnsüchtigen Herzens hervortritt, läßt sich nicht verkennen. Ob ihm noch andere von ähnlicher Art gefolgt sind, wissen wir nicht. Wahrscheinlich ist es grade nicht, daß das Interesse Rousseau's an dieser Unterhaltung sich längere Zeit behauptet hat. Zudem gewann

sein Verhältniß zur Gräfin doch allmälig einen anderen, den Umständen mehr angemessenen Charakter. Auf eine kurze Unterbrechung aller Beziehungen folgte bald nachher eine neue, allerdings sehr beschränkte Verbindung. Rousseau überzeugte sich, daß die Gesinnungen der Freunde nicht so verändert waren, wie er geglaubt hatte. Auch begriff er endlich, daß, wenn St. Lambert die Geliebte von ihm fern zu halten suche, dies mehr aus Eifersucht, als aus Geringschätzung geschehe. Diese Einsicht beruhigte ihn; die Gewißheit aber, daß er vor wie nach die Achtung und das Wohlwollen Beider besitze, gab ihm Muth und Kraft, seinerseits Alles zu thun, was zu ihrer Sicherung dienen konnte. Er ließ es sich angelegen sein, den unberechtigten Wünschen des Herzens Schweigen zu gebieten, und wenn es ihm nicht gelang, die tief gewurzelte Leidenschaft ganz auszurotten, so brachte er es doch dahin, daß sie ihn zu keinen unvorsichtigen Schritten mehr verleitete.

Freilich würde ihm das kaum möglich geworden sein, hätte die Gräfin nicht eine vorsichtige Zurückhaltung beobachtet. Sie mied fortan seine persönliche Nähe, und gab den freundlichen Billets, die sie ihm von Zeit zu Zeit zuschickte, einen gleichgültigen Inhalt. Sie nahm dem Freunde so jeden Anlaß, auf das frühere Verhältniß zurückzukommen, während sie ihn zugleich durch den Ausdruck ihrer herzlichen Theilnahme den unwiederbringlichen Verlust möglichst vergessen machte. Es freut ihn, wenn sie an seiner persönlichen Lage Interesse nimmt; ließe dieselbe überhaupt eine Besserung zu, so würden die Beweise ihrer Freundschaft sie gewiß herbeiführen. Sie ist es doch allein, die ihm in seiner Einsamkeit Trost gewährt. Auch verlangt er nach keinem anderen, er möchte nur wünschen, daß ihm derselbe öfter und regelmäßiger zu Theil würde. Leider weiß er gegenwärtig nicht, ob nicht der Brief, welchen er eben schreibt oder erhält, der letzte sein wird. „Was aber auch geschehen möge, erinnern Sie sich, ich beschwöre Sie darum, daß Sie nie einen Freund gehabt haben, noch haben werden, der Ihnen so aufrichtig ergeben ist, wie ich. Glauben Sie mir auch, daß es keine gute Empfindung in der menschlichen Seele giebt, welche nicht auch in der Tiefe der meinigen lebt, und gerne von mir genährt wird." Möge die Freundin ihm bald Nachricht zugehen lassen; es ist das seine einzige Freude in der Welt [82]).

Mit diesen Worten schließt der letzte Brief an die Gräfin, der uns in der gedruckten Correspondenz vorliegt. Wir zweifeln nicht, daß ihm noch andere gefolgt sind. Auch die Gräfin fuhr wenigstens eine Zeit lang fort, gelegentlich von sich hören zu lassen. Sie that sogar, wie die Confessions sagen, „noch mehr"; doch erfahren wir darüber nichts Näheres. Gewiß aber ist, daß die gegenseitigen

Zuschriften immer seltener wurden, und der briefliche Verkehr allmälig ganz aufhörte. Die stürmischen Bewegungen der nächsten Jahre rissen Rousseau gewaltsam aus seinem gemüthlichen Stillleben heraus. Verhältnisse anderer Art nahmen Aufmerksamkeit und Interesse in Anspruch, und das Herz, vergaß es auch die alte Liebe nicht, wurde doch mehr oder weniger durch neue persönliche Beziehungen gefesselt. Die Gräfin sah sich natürlich nicht veranlaßt, der wachsenden Entfremdung entgegen zu treten. Nahm sie auch vor wie nach wohlwollenden Antheil an dem Leben und Schicksale des Freundes, die Zeit und eine fortgesetzte Trennung mußten ihr Interesse für ihn auf die Dauer erheblich schwächen. Ebendahin wirkte die Abhängigkeit von dem Geliebten, dessen Einfluß sich mit den Jahren steigerte, und bald ausschließliche Geltung gewann.

Wir sagten schon, daß der Charakter, und mehr noch die Denkweise St. Lambert's eine nähere Verbindung mit Rousseau kaum zuließ. In der That schloß er sich immer enger an dessen Gegner an; als die literarische Fortschrittspartei sich in zwei feindliche Heerlager spaltete, stand er entschieden auf der Seite Voltaire's und seiner Freunde. Es gereicht ihm zur Ehre, daß er in dem erbitterten Kampfe, welchen diese Partei gegen ihren früheren Bundesgenossen führte, sich keiner unedeln Waffen bediente, daß er nicht, wie Grimm, Diderot, Holbach, Marmontel, und vor Allem Voltaire selbst, die Person und den Charakter Rousseau's zum Gegenstande gehässiger Angriffe machte, sondern sich darauf beschränkte, seine Meinungen und Grundsätze zu bestreiten. Das Versprechen freilich, welches die Gräfin auch in seinem Namen gegeben, ließen sie Beide unerfüllt. Sie schwiegen zu den ungerechten und verläumderischen Beschuldigungen, welche gegen Rousseau in Umlauf gesetzt wurden, auch da, wo es, wie in Betreff seiner Beziehungen zu ihnen selbst, leicht und ihre Pflicht gewesen wäre, sie zu widerlegen [83]). Das Interesse der Partei und der Einfluß ihrer Umgebung waren, scheint es, doch stärker, als ihre Sympathie für den Freund und der Sinn für die Wahrheit. Es kann daher nicht befremden, daß der Marquis, wenigstens in der gesellschaftlichen Unterhaltung, zuweilen auf den moquanten, verächtlichen Ton einging, in welchem man in den Kreisen seiner näheren Bekannten über Rousseau zu sprechen pflegte [84]). Sind auch solche gelegentlichen Aeußerungen nicht hoch anzuschlagen, Rousseau wußte doch besser, was sich dem Freunde gegenüber ziemt, wenn die Trennung nothwendig geworden. Er hat von ihm, wie von der Gräfin, nie anders, als in den achtungsvollsten Ausdrücken gesprochen.

Rasch und gewaltsam zerriß das Band, welches Rousseau an die Freundin fesselte; sanft und allmälig löste sich das andere, welches ihn mit der Geliebten verknüpfte. Gewiß war der doppelte Verlust, den er so erfuhr, für den Menschen hart und schmerzlich; der Denker und Schriftsteller aber hat durch ihn nur gewonnen. Man darf doch zweifeln, ob er bei der ungestörten Fortdauer dieser gemüthlichen Beziehungen Zeit, Kraft und Neigung zu größeren literarischen Produktionen gefunden hätte. Wäre er Madame d'Epinay nach Genf, oder der Gräfin nach Paris gefolgt, es würde sich ihm dort schwerlich die Muße dargeboten haben, deren er zur Vollendung seiner Meisterwerke bedurfte. Er fand sie in dem stillen, einsamen Montmorency, wohin er sich zurückzog, als die Räumung der Eremitage unvermeidlich wurde. Ein günstiger Zufall eröffnete ihm hier in demselben Augenblicke, in welchem er sein bisheriges Asyl verlassen mußte, eine neue Zufluchtsstätte. Der Prokurator des Prinzen von Condé, Mathas, hatte von der Verlegenheit gehört, in welche ihn das plötzlich eingetretene Bedürfniß einer anderen Wohnung versetzte, und ließ ihm sein kleines, auf Mont Louis gelegenes Gartenhaus anbieten. Rousseau beeilte sich, auf seinen Vorschlag einzugehen; über die Bedingungen war man bald einig, und der Umzug konnte, nachdem die nöthigen Möbel beschafft worden, sofort stattfinden. Freilich wurde er diesmal nicht durch die zarte Fürsorge der Freundschaft erleichtert. Wohl deckten wieder, wie vor fast zwei Jahren, Schnee und Eis die winterliche Erde. Aber es fehlte der bequeme Wagen, welcher damals schnell und leicht über sie hinwegführte. Es fehlte auch die warme, trauliche Nähe der Freundin, wie die heitere Aussicht auf den nahenden Frühling und eine glücklichere Zukunft. Wie trügerisch hatten sich doch die Hoffnungen erwiesen, mit welchen er einst den Ort betrat, den er jetzt, einem Flüchtlinge gleich, zu verlassen eilte. Wohl mochten bittere, schmerzliche Empfindungen seine Seele bewegen, als er hinter dem Kärrner einherschritt, welcher die dürftige Habe der neuen Behausung zuführte.

Anmerkungen.

I.

1) L. à Msr. de Malesherbes vom 26. Jan. 1762. — Zum Gesammtinhalte des vorliegenden dritten Abschnittes vgl. das neunte Buch der Confessions.

2) Sie bestand aus fünf Zimmern, Küche und Keller; auch fehlte es nicht an einem Brunnen und einem ziemlich großen Gemüsegarten. S. Mémoires de Mad. d'Epinay II. p. 268.

3) 2000 Franken etwa, der Rest der Summe, welche der Devin de village eingetragen hatte. Daß sie noch zur Verfügung standen, ist ein Beweis für die umsichtige Sparsamkeit, mit welcher Rousseau in seiner prekären Lage etwaigen Bedürfnissen der Zukunft durch Anlage eines Reservecapitals Rechnung trug.

4) L. à Mad. d'Epinay vom April (1757).

5) Vgl. neben den Confessions die reizende Schilderung im dritten Briefe an H. de Malesherbes (vom 26. Jan. 1762).

6) S. Confessions L. 9. Sie lassen die materiellen Züge des idealen Bildes hervortreten, welches in dem schon angeführten (dritten) Briefe an Malesherbes entworfen wird, ohne doch die Wahrheit desselben in Frage zu stellen.

7) Charles Irénée Chastel, Abbé de St. Pierre, geb. am 18. Februar 1658 auf dem Schlosse St. Pierre Eglise bei Honfleur in der Normandie, starb zu Paris am 29. April 1743. Er widmete sich dem geistlichen Stande und erhielt 1702 die Stelle eines Almoseniers bei der Herzogin von Orleans. Seit 1695 Mitglied der franz. Akademie, stieß ihn diese erlauchte Körperschaft im Jahre 1718 (gegen die eine Stimme von Fontenelle) aus, weil er die Regierung Ludwig's XIV. mehrfach (besonders in dem Traité sur la Polysynodie) scharf getadelt hatte. — Von seinen Ouvrages de politique et de morale, in welchen er eine durchgreifende politische und sociale Reform anstrebte, und eine Reihe von wichtigen Fragen, wie den ewigen Frieden, Verbesserungen in der Verfassung und Verwaltung des Staates, den Pauperismus, die Abschaffung des Cölibats, die Beseitigung der Barbareskenstaaten u. s. w. zur Sprache brachte, gab er auf eigne Kosten eine Sammlung (in 16 Bänden, Rotterdam 1733—41) heraus, um sie dann an Freunde und Bekannte zu verschenken.

II.

8) Bekanntlich sollen schon Heinrich IV. und dessen Minister Sully den Plan verfolgt haben, Europa durch eine umfassende Conföderation seiner einzelnen Staaten den Frieden zu sichern. Gewiß ist, daß diese Frage seitdem vielfach und

um so eifriger ventilirt wurde, jemehr sich die Grundsätze der Aufklärung und Humanität Bahn brachen. Wir wollen hier nur daran erinnern, daß auch der große Denker von Königsberg, Imm. Kant, sich bewogen fand, sie in einer besondern Schrift („Zum ewigen Frieden", 1796) eingehend zu erörtern.

9) Es erschien unter dem Titel: Projet de rendre la paix perpétuelle en Europe (Utrecht 1713, Paris 1716). Ein Auszug aus diesem größeren Werke bildet den ersten Band der Anm. 7 erwähnten Ouvrages de politique et morale.

10) Extrait du projet de paix perpétuelle de l'abbé de St. Pierre. Man findet ihn O. c. de J. J. R., éd. Lahure (Paris 1862), vol. III. p. 74—92. — Im Druck erschien dieser Auszug 1761. Rousseau hatte ihn gegen ein Honorar von 12 Louisd'or an Herrn de Bastide überlassen, der ihn in sein Journal Le Monde aufnehmen wollte, dann aber doch, angeblich weil die Censur Schwierigkeiten gemacht hatte, als eine besondere Schrift veröffentlichte. Vgl. Confess. L. 11 im Anf., Correspond. Nr. 215, 227. (Wir citiren die Briefe Rousseau's fortan nach der Ed. Lahure, in welcher sie einen Theil des 6ten, dann den 7ten und 8ten Band füllen.)

11) Auch hat die Folgezeit bewiesen, daß seine Gedanken und Vorschläge nicht so ganz unpraktisch waren, wie sie den Zeitgenossen zu sein schienen. Die fünf Artikel seines Grundvertrags wurden in der deutschen Bundesakte fast wörtlich wiederholt, und die „Heilige Allianz" verfolgte im Wesentlichen dasselbe Ziel, auf welches er die Fürsten seiner Zeit hingewiesen hatte.

12) Das Jugement sur la Paix perpétuelle findet sich O. c. vol. III. p. 93 sqq. Gedruckt wurde es erst nach dem Tode des Verfassers.

13) Des Traité sur la Polysynodie (1718).

14) S. oben Anm. 7. Der Platz des Abbé blieb bis zu seinem Tode unbesetzt.

15) Extrait du Traité sur la Polysynodie, O. c. vol. III. p. 99—110 — Jugement sur le traité etc. Ibid. p. 110 sqq. Beide Aufsätze wurden erst nach Rousseau's Tode veröffentlicht.

III.

16) Auch die Biographie des Abbé, welche Rousseau den Werken desselben hinzuzufügen gedachte, blieb liegen. Wir sehen indeß aus einigen kurzen Notizen, die man neuerlich unter seinen Papieren aufgefunden hat, daß er sich wenigstens eine Zeit lang bemühte, das nöthige Material für diese Arbeit zu sammeln. Dieselben enthalten theils Thatsachen aus dem Leben des Abbé, theils charakteristische Aeußerungen von oder über ihn, sind aber zu unbedeutend, als daß es sich der Mühe verlohnen könnte, länger bei ihnen zu verweilen. Man findet sie in Oeuvres et Corresp. inédites publ. par Streckeisen-Moulton (Paris 1861) p. 301 sqq.

17) Vgl. Conf. 9. p. 329 (Lah. vol. VI. p. 13): Nous passions tête-à-tête sous les ombrages des heures charmantes, dont je n'avais jamais si bien senti la douceur. Elle me parut la goûter elle-méme encore plus, qu'elle n'avait fait jusqu' alors. Elle m'ouvrit son coeur sans réserve . . . . . .

18) S. z. B. L. à Mad. d'Epinay vom 12. April (Corr. Nr. 115).

19) Wir werden bald Gelegenheit haben, das im Texte Gesagte an bestimmten Vorgängen näher nachzuweisen.

20) Vgl. die Correspondenz aus dem Frühjahre und Sommer 1756.

21) Das nicht eben günstige Urtheil, welches hier und im Folgenden über Grimm ausgesprochen wird, ist keineswegs, wie man vielleicht glauben könnte, von der Rousseau'schen Auffassung seines Charakters abhängig, sondern beruht auf dem Eindrucke, welchen die Lektüre der eignen Schriften des Mannes bei uns hinterlassen hat.

IV.

22) Grimm meldet das Erscheinen des Gedichtes im Januar 1756 (Corresp. I. 1). Es werde, meint er, den Frommen nicht gefallen. In der That erregte es großen Anstoß, vor Allem in Genf, in dessen unmittelbarer Nähe Voltaire damals lebte. Auch sprach man dort gleich Anfangs den Wunsch aus, daß Rousseau die Widerlegung seines Inhaltes übernehmen möge. „Ihre Briefe", schrieb ihm der befreundete Geistliche Roustan, „werden von allen unseren Mitbürgern gelesen und verschlungen; werden Sie diese traurigen Dinge passiren lassen, ohne ein Wort zu sagen?" — Was Voltaire angeht, so legte er zwar in den Briefen an seine „betitelten" Correspondenten eine tiefe Trauer über das furchtbare Ereigniß an den Tag. Doch hinderte ihn dieselbe nicht, dem Pastor Vernes zu schreiben: On dit que vous avez fait sur l'événement un si beau sermon, qu'il serait en vérité fâcheux que Lisbonne n'eût pas été détruite, car ou aurait été privé d'un magnifique discours. (V. Gaberel, Rousseau et les Genevois p. 102).

23) Leibnitz entwickelt diese seine Ansicht in dem berühmten Essai de Théodicée sur la bonté de Dieu. la liberté de l'homme et l'origine du mal (2 Bde. Amsterdam 1710). Pope brachte sie dann später in seinem philosophischen Lehrgedichte Essay on Man (1733) in wohlklingende Verse.

24) So namentlich in der Profession de foi du Vicaire Savoyard (Emile L. IV).

25) S. L. de Voltaire vom 21. Sept. 1756 (Corresp. No. 124) — Rousseau's Brief (Corr. No. 123,) datirt vom 18. August. — Rousseau wagte es doch nicht, seine Epistel direkt an ihre Adresse zu befördern. Er schickte sie dem bekannten Arzte Tronchin, welcher ihm selbst zu dieser Zeit sehr nahe und auch mit Voltaire auf freundlichem Fuße stand, mit der Bitte, „doch ja zu erwägen, ob der Eifer, welcher diese Zeilen diktirt habe, nicht eine zu große Unbescheidenheit einschließe." Finde er, „daß der Verfasser weniger Recht habe, als er geglaubt, oder Herr von Voltaire weniger Philosoph sei, als er vorausgesetzt", so möge er den Brief bei Seite legen und, ohne ihn zu zeigen, zurückschicken. „Kann er aber meinen Freimuth ertragen, so bitte ich, ihn versiegelt zu übergeben, wobei Sie zugleich Alles hinzufügen wollen, was Sie für geeignet halten, ihn davon zu überzeugen, daß ich keinen Augenblick die Absicht gehabt habe, ihn zu beleidigen." (L. à Tronchin vom 18. Aug.) — In seiner Antwort spricht Tronchin zwar die große Befriedigung, mit welcher er selbst das Sendschreiben gelesen, aber zugleich die Befürchtung aus, daß es auf Voltaire nicht den gewünschten Eindruck machen werde. Auch meldete er gleich nachher: „Unser Freund Gauffecourt ist Zeuge des Auftritts gewesen, als er Ihren schönen Brief las. Wenn derselbe gar keine Wirkung hervorbrachte, so liegt es daran, daß man mit sechzig Jahren selten von den Uebeln geheilt wird, die mit achtzehn begonnen haben. Man hat ihn einmal verwöhnt, und uns bleibt nur übrig, ihn zu bedauern." (L. v. 1. Septbr.; s. Gaberel, l. c. p. 102 sqq.) — Man sieht übrigens aus dem, was im Texte gesagt wurde, daß Voltaire seinen Verdruß recht wohl zu verbergen wußte. Wie wenig ihn aber Rousseau eines Besseren belehrt hatte, beweist der zwei Jahre später (1758) erschienene Roman Candide, in welchem er die optimistische Weltanschauung schonungslos persiflirte.

26) Rousseau war von dieser Antwort sehr befriedigt. Er schrieb an Tronchin: J'ai été charmé de la réponse de M. de Voltaire; un homme qui à pu prendre ma lettre comme il a fait mérite le titre de philosophe, et l'on ne peut être plus porté que je le suis à joindre à l'admiration que j'eus toujours pour ses écrits l'estime et l'amitié pour sa personne. (Aus einem ungebr. Br. bei Sayous' Le 18ième siècle à l'Etranger I. p. 258.)

27) Die Zuschrift, welche Rousseau im Juni 1760 (Corresp. No. 228) an Voltaire richtete, steht mit der Angabe im Texte nicht in Widerspruch. Er verfaßte sie, um einen Vorwurf abzulehnen, den ihm sein damaliger Gegner möglicher Weise machen konnte. Es wurde ihm nämlich mitgetheilt, daß der Brief, welchen er Voltaire vor vier Jahren geschrieben hatte, in einem Berliner Journale abgedruckt worden. Die Vermuthung lag nahe, daß diese Veröffentlichung nicht ohne sein Zuthun erfolgt sei. Er hielt es daher für nöthig, sich gegen eine solche Annahme ausdrücklich zu verwahren und zugleich für seine Pflicht, sich zu Allem bereit zu erklären, was von seiner Seite etwa geschehen könnte, um die fernere Verbreitung des indiscreten Abdrucks zu hindern. Interessant ist die Offenheit, mit der er am Schlusse dem Manne, in welchem er zu dieser Zeit seinen schlimmsten Feind erblickte, ohne Umschweife sagt, was er von ihm hält und wie er zu ihm steht: Je ne vous aime point, monsieur; vous m'avez fait les maux qui pouvaient m'être les plus sensibles, à moi votre disciple et votre enthusiaste . . . . . . Je vous hais enfin, puisque vous l'avez voulu; mais je vous hais en homme, encore plus digne de vous aimer, si vous l'aviez voulu . . . . Si je ne peux honorer, en vous que vos talents, ce n'est pas ma faute; je ne manquerai jamais an respect que je leur dois, ni aux procédés que ce respect exige. Adieu, monsieur.

V.

28) L. à Mad. d'Epinay. Corresp. No. 126.
29) Vgl. Corresp. No. 128—32.
30) S. u. A. L. IV an Malesherbes (Corresp. No. 318).
31) Man findet sie in den Confessions L. 9.
32) Vgl. L. III an Malesherbes (Corresp. No. 317).
33) S. L. à Mad. d'Epinay (Corresp. No. 133).
34) Vgl. den nächstfolgenden vierten Abschnitt d. W. I.
35) L. à Diderot (Corresp. No. 142). — Der weiterhin benutzte Brief an Mad. d'Epinay Corresp. 133.
36) à Diderot (Corresp. 141).
37) S. Corresp. No. 135.
38) Corresp. No. 134 u. 136.
39) Diderot's Brief liegt nicht vor; sein Inhalt ergiebt sich indeß aus der Antwort Rousseau's (Corresp. 142).
40) Vgl. Corresp. No. 143.
41) L. vom Februar. Corresp. No. 145.
42) Corresp. No. 145.

VI.

43) La Nouvelle Héloise, oder, wie die ursprüngliche Aufschrift lautete, Julie ou les deux Amants, erschien im Jahre 1761. Das Werk besteht aus sechs Büchern oder Theilen von ungleichem Umfange. (Ed. Lahure, vol. III. p. 118—648.)

44) Der Umstand, daß der Verfasser für seine Darstellung die Briefform gewählt hat, bringt es mit sich, daß die einzelnen Momente, welche für das Verständniß der Charaktere und Vorgänge von Wichtigkeit sind, vielfach zerstreut und nicht selten nur gelegentlich zur Geltung kommen. Wir halten es deshalb für angemessen, sie durch eine zusammenhängende Erzählung zu ersetzen, welche die zerstreuten Charakterzüge zu einheitlichen Gesammtbildern verbindet, und den Fortgang der Begebenheiten in ihrer natürlichen Folge so darstellt, daß wenigstens für die bedeutsameren Wendungen die Motive klar und vollständig hervor-

treten. Unseres Erachtens kann ohne eine solche Reproduction weder der psychologische Gehalt, noch der ästhetische Werth des Romans richtig geschätzt werden.

VII.

45) Rousseau erzählt die früheren Vorgänge in einem besonderen Anhange, den er unter dem Titel Les Amours de Milord Edouard Bomston seinem Roman beifügte. (Vol. VI. p. 640—48. Ed. Lah.) Dagegen läßt er, was sich später während der Anwesenheit der beiden Freunde in Rom begiebt, von diesen selbst in einigen Briefen des sechsten Theiles berichten.

VIII.

46) Worte Karl Frenzels (in seinem Aufsatze „Louise d'Epinay und J. J. Rousseau" Dichter und Frauen, S. 265 fg.), der damit oft Gesagtes wiederholt.

47) Allerdings ist das zweite dieser Paare, welches von den beiden Römerinnen gebildet wird, von Rousseau nur flüchtig skizzirt worden. Dennoch glauben wir dasselbe hier erwähnen zu dürfen.

48) Vgl. die Seconde Préface zur N. H., in welcher sich Rousseau über die Gesichtspunkte ausspricht, welche ihn bei Abfassung des Romans geleitet haben, und denselben zugleich den Anklagen und Bedenken gegenüber, zu welchen er Anlaß geben kann, zu rechtfertigen sucht. Wir haben dieses ausführliche, in Form eines Dialogs verfaßte Plaidoyer (Vol. VI, p. 119—34, éd. Lah.), welches übrigens eine im Ganzen recht unbefangene Würdigung der Licht- und Schattenseiten des Werkes enthält, bei den im Texte folgenden Bemerkungen stets im Auge gehabt.

49) Gaberel, Rousseau et les Genevois p. 129 sqq.

IX.

50) S. Mémoires de Mad. d'Epinay I. p. 111 sqq., zu vgl. mit Musset-Pathay, Hist. de la vie et des ouvrages de Rousseau, II. p. 133.

51) S. Mémoires I. p. 320 sqq., p. 330 sqq. Die Rohheit und Habsucht, welche beim Begräbnisse, bei der Testamentseröffnung und Inventarisation zu Tage treten, übersteigen alle Begriffe.

52) Bis zum Tode der Betheiligten, welcher erst im höchsten Alter erfolgte. (St. Lambert starb im J. 1803, die Gräfin d'Houdetot zehn Jahre später. Die Ehe der letzteren aber fällt in das Jahr 1748, ihre Verbindung mit St. Lambert 1751, ihr Besuch bei Rousseau in den Herbst 1756. Vgl. Musset-Path. l. c.)

53) Die Confessions wissen davon nichts; s. aber L. à Mad. d'Epinay aus dem Januar. (Corresp. No. 144.)

54) Vgl. neben den Confessions die Memoiren der Mad. d'Epinay und die Angaben verschiedener Zeitgenossen bei Musset-P. im 2. Bande s. v. d'Houdetot.

55) Man denke an Frau v. Warens, an die Larnage, Therese, an Mad. Dupin u. s. w.

56) Vgl. L. à Sophie (Corresp. No. 154). Dieser Brief ist der einzige, welcher aus der Correspondenz Rousseau's mit der Gräfin, sofern sie der hier in Rede stehenden Zeit des intimen Verkehres angehört, auf uns gekommen ist. Wir werden auf das interessante Schriftstück bald noch näher eingehen; hier bemerken wir nur, daß es die persönliche Beziehung der Beiden im Wesentlichen ebenso darstellt, wie sie in den Confessions geschildert wird, also geeignet ist, die Erzählung Rousseau's zu bestätigen.



X.

57) L. à Sophie (s. die vorige Anm.), écrite avant le prochain retour de ton amant. Wir theilen den Brief an dieser Stelle mit, weil er einen klaren Einblick in den damaligen Seelen- und Herzenszustand Rousseau's gewährt und den eigenthümlich widerspruchsvollen Charakter seines Verhältnisses zur Gräfin in das hellste Licht stellt.

58) Ihre Memoiren lassen diese ihre Ansicht deutlich genug erkennen. Das Prädikat „gut", welches sie der Gräfin ertheilt, hat die Nebenbedeutung „bornirt".

59) Vgl. Mémoires de Mad. d'Epinay III. p. 8. 31. 44. 68.

60) Wie Morin glaubt (Essai sur la vie et le caractère de J. J. Rousseau, chap. II.) — Wir möchten es für wahrscheinlicher halten, daß die Mutter Theresen's die Rolle des Denuncianten gespielt habe.

61) S. Musset-Pathay l. c. vol. II. s. v. St. Lambert.

62) Schon die Zeitgenossen urtheilten zum Theil nicht günstiger. Mad. du Deffand schreibt ihrem Freunde Walpole (März 1769): Je ne vous enverrai point St. Lambert (d. h. seine Dichtung). Rien, selon mon goût, n'est plus fastidieux, excepté huit vers que voici . . . . . Ce St. L. est un esprit froid, fade et faux; il croit regorger d'idées, et c'est la stérilité même et sans les roseaux, les ruisseaux, les ormeaux et leurs rameaux, il aurait bien peu de choses à dire. — Walpole antwortet: Ah, que vous en parlez avec justesse! le plat ouvrage! point de suite, point d'imagination, une philosophie froide et déplacée . . . . en un mot c'est l'Arcadie encyclopédique. On voit des pasteurs, le dictionnaire à la main, qui cherchent l'article tonnerre, pour entendre cequ'ils disent eux-mêmes d'une tempête . . . . (Musset-P. II. p. 297.)

63) Zu diesen Ansichten bekennt er sich noch in seinem letzten Werke, dem prosaischen Catéchisme universel ou les principes des moeurs chez toutes les nations (1789). — Ueber seinen schamlosen Cynismus vgl. Band I. p. 494. Anm. 97.

64) Als die Gräfin im Jahre 1798 mit ihrem Gemahle das Fest der goldnen Hochzeit feierte, zeigte Saint-Lambert eine auffallend üble Laune, welche von allen Gästen bemerkt wurde. Und doch war die Frau damals 70, der Mann 80 und der Liebhaber 84 Jahre alt. — Um dieselbe Zeit hatte Mad. d'Houdetot ein junges Mädchen bei sich, dem sie zum großen Verdrusse des Marquis sehr zugethan war; die Aufmerksamkeiten, welche sie ihm erwies, waren für Saint-Lambert ebenso viele Dolchstiche." (Musset-P. II. p. 296.)

65) L. à Saint-Lambert vom 4. Septbr. (Corresp. No. 165).

66) An Denselben vom 28. Oktober (Corresp. 169).

XI.

67) Vgl. die Briefe und Billets aus dieser Zeit. (Corresp. No. 155 sqq.)

68) Ueber das Detail s. die Confessions, womit zu vgl. die Auszüge aus einem Briefe des Stiefsohnes der Mad. d'Epinay, welche Morin a. a. O. p. 37 mittheilt.

69) L. à Vernes vom Februar 1758 (Corresp. No. 176).

70) Neben den Confessions vgl. die Correspondenz, besonders die Briefe an Saint-Lambert (Corresp. No 169), an Grimm (Corresp. No. 166). — Wir wissen zwar, daß das im Texte mehrfach hervorgehobene geheime Motiv der Reise entschieden geleugnet worden ist. Auch geben wir zu, daß es schwer sein dürfte, die Existenz desselben außer Zweifel zu stellen. Doch kommt im Grunde wenig darauf an, ob es wirklich bestimmend war oder nicht; zur Rechtfertigung Rousseau's genügt es vollkommen, daß er an sein Vorhandensein glaubte.

71) Vgl. L. à Grimm (Corresp. No. 166).

72) L. à Mad. d'Epinay vom Oktober (Corresp. No. 167).

73) S. den Brief bei Morin a. a. O. p. 27.

74) Vgl. Morin p. 27, 37.

75) L. à Mad. d'Epinay vom 17. Decbr. (Corresp. No. 174.) — Ueber die im Folgenden erwähnte Zuschrift vom Januar s. die Confessions.

76) Vgl. den Brief des Stiefsohns bei Morin p. 37.

77) L. vom Februar 1758 (Corresp. No. 178). Der Brief beweist, daß die Confessions irren, wenn sie eine Antwort in Abrede stellen.

78) L. à Mad. d'Houdetot vom 8. November (Corresp. No. 171).

79) An dieselbe vom November (Corresp. No. 172).

80) An dieselbe vom März 1758 (Corresp. No. 181).

81) L. à Sophie vom 13. Juli 1758 (Corresp. No. 187).

82) A Mad. d'Houdetot a. d. J. 1760 (Corresp. No. 222).

83) So hätten sie allerdings den gehässigen Angaben, welche Marmontel noch zu ihren Lebzeiten in seinen Memoiren veröffentlichte, entgegentreten können und sollen. Vgl. Morin a. a. O. p. 44 fg., 84.

84) Einzelnes bei Morin, chap. 2, der indeß in der Verurtheilung St. Lambert's zu weit geht. — Die verächtliche Aeußerung, welche sich die Gräfin in späterer Zeit über Rousseau erlaubt haben soll (s. Morin p. 516), scheint uns nicht hinlänglich beglaubigt zu sein.

Rousseau's

Leben und Werke.

Vierter Abschnitt.

I.

Es war am 15. Dezember 1757, als Rousseau in die Gartenwohnung des Herrn Mathas einzog. Sie war klein und schlecht genug; man mußte sich, so gut es eben anging, einzurichten suchen. Die unteren Räume nahm Therese für sich und die Küche in Anspruch [1]); für Rousseau blieb ein einziges Zimmer im ersten Stock, welches sich überdies in einem sehr baufälligen Zustande befand. Zur Sommerzeit hätte für die Mängel der Wohnung der anliegende Garten in etwa Ersatz bieten mögen. Derselbe lief in eine Terrasse aus, auf welcher ein kleiner Pavillon stand, der eine hübsche Aussicht auf den Wald und die Teiche von Montmorency gewährte. Leider war er nicht heizbar und, ringsum offen, jedem Winde und Wetter zugänglich.

Uebrigens entsprach der triste Ort der traurigen Lage und Stimmung seines Bewohners. Rousseau erfuhr doch jetzt, daß „das Herz nicht ungestraft jung bleibt, wenn der Körper alt geworden". Die andauernde leidenschaftliche Erregung der letzten Monate, die stete Spannung des Gemüthes und der Sinne hatte auf den leiblichen Organismus höchst nachtheilig eingewirkt. Ihr war es theilweise zuzuschreiben, daß die alten lokalen Leiden mit verdoppelter Heftigkeit auftraten, und sich ihnen ein neues zugesellte, als dessen Ursache die Aerzte bald einen unheilbaren Bruch erkannten. Eine Reihe von sehr schmerzhaften Zufällen war die Folge dieser Uebel. Sie wichen nur, um einer völligen Erschöpfung Platz zu machen, die den Gedanken an eine bevorstehende Auflösung nahe legte. „Meine Krankheit", schreibt Rousseau seinem Genfer Freunde Vernes, „hat diesen Winter solche Fortschritte gemacht, ich habe so viele Schmerzen jeder Art empfunden, ich fühle mich so geschwächt, daß ich anfange, zu fürchten, es werde mir an Kraft und Mitteln fehlen, meine Absicht — es handelte sich von der Uebersiedlung in seine Vater-

stadt — auszuführen. Ich tröste mich indeß darüber, wenn ich den Zustand erwäge, in welchem ich mich befinde. Was könnte es mir nützen, in Eurer Mitte zu sterben? Was liegt daran, wo mein Körper seine Ruhestätte findet? ... Möglich allerdings, daß die gegenwärtige Lage noch geraume Zeit fortdauert, aber sie ist doch so, daß ich nicht weiß, ob dieser Brief nicht der letzte sein wird" [2]).

Ob Rousseau den Tod, wenn er ihm wirklich nahe getreten wäre, in der That so ruhig, ja freudig erwartet hätte, wie er damals glaubte? Freilich schrecken konnte er ihn nicht wohl. Grade in dieser Zeit wurde, scheint es, der Glaube an ein künftiges Leben, welchen er sich aus den Tagen der Kindheit bewahrt, und auch im Verkehre mit den philosophischen Starkgeistern nicht verloren hatte, einmal wieder recht lebendig in ihm. Wiederholt spricht er die Ueberzeugung aus, daß die Seele des Menschen unsterblich, und der Tod nur die Brücke sei zu einem besseren, glücklicheren Leben. Ihn erfüllt die feste Zuversicht, daß jenseits des Grabes die göttliche Gerechtigkeit für die Mühen und Leiden dieses irdischen Daseins entschädigen werde [3]). Wie hätte er den Tod fürchten sollen, da er ihm eine so trostreiche Aussicht eröffnete, und bei der Wendung, die sein Schicksal genommen, nichts rauben konnte, was für ihn von besonderem Werthe gewesen wäre? Lag doch die Zukunft öde und freudlos vor ihm; seitdem die Freundschaft sich als einen leeren Wahn erwiesen, hatte das Leben allen Reiz verloren. Freilich konnte die Erfahrung, daß die Zuneigung der Menschen keinen Bestand habe, die Sehnsucht nach liebender Gemeinschaft nicht aufheben. Das Herz verlangte immer noch nach einem Gute, dessen Besitz die Einsicht für eine Täuschung erklärte, und zuweilen selbst als ein Unrecht betrachten zu müssen glaubte. „Ist nicht die ausschließliche Liebe, welche wir unseren Freunden zuwenden, ein Raub, den wir an dem Vaterlande, an der Menschheit begehen? Die Menschen sind alle unsere Brüder, sie müssen alle unsere Freunde sein; wir büßen daher mit Recht für unsere exclusive Zuneigung, die uns blind und ungerecht macht, und das Weltall auf die geliebten Personen beschränkt" [4]).

Es liegt allerdings nahe, bei Aeußerungen dieser Art an den Fuchs zu denken, dem die Trauben zu sauer waren. Indeß gingen sie doch auch aus dem Bewußtsein hervor, daß die persönliche Hingebung an einzelne Individuen, wenn sie so unbedingt auftritt, wie das bei Rousseau der Fall zu sein pflegte, in der That jede anderweitige Theilnahme ausschließt, und insofern mit der allgemeinen Menschenliebe unvereinbar ist. Das Bedürfniß aber war stärker, als der Vorwurf, welchen das Gewissen erheben mochte, und der Wunsch darum nicht weniger lebhaft, weil er sich auf ein unberechtigtes Ziel zu richten schien. Rousseau hält vor wie nach dafür,

daß eine rückhaltlose persönliche Intimität das einzige wahre Glück im Leben ist. Zweifelt er auch, daß dieses Glück für ihn erreichbar sei, er kann doch nicht umhin, es stets von Neuem in Aussicht zu nehmen. Es hilft ihm wenig, daß er „täglich älter wird"; in dieser Beziehung „ist und bleibt er ein Kind". Mögen die übrigen Menschen ihn vergessen, wenn er nur einige wenige Vertraute hat, die seiner in Liebe gedenken. Er kennt kein Bedürfniß, dem er nicht selbst zu genügen vermöchte. Nichts fehlt ihm, als ein Freund, den er lieben darf, und der ihn wieder liebt. Findet er ein Herz, das sich ihm wahrhaft hingiebt, so fühlt er sich reich genug. Jede weitere Gabe ist überflüssig; sie kann weder die Leiden des Körpers, noch den Kummer der Seele mildern, und würde nur die Freude stören, die es ihm gewährt, „seinen Träumen von uneigennütziger Liebe und Freundschaft nachzuhängen". Ist aber der Glaube an sie ein Wahn, nun wohl, er wird sich seinerseits bemühen, ihn zur Wahrheit zu machen. Die Täuschungen, welche er bis dahin erfahren hat, halten ihn nicht von neuen Versuchen ab. Gelingen sie, so hat er Alles erreicht, was er zu einem glücklichen Leben bedarf. Stellt sich heraus, daß er sich abermals geirrt, so wird ihn das zwar betrüben, aber nicht weiter überraschen oder erschüttern. Wie erwünscht es ihm auch sein würde, seine Bemühungen mit Erfolg gekrönt zu sehen, er ist doch darauf gefaßt, daß sie ihren Zweck verfehlen[5]).

Gewiß eine seltsame Weise, Anderen seine Freundschaft anzutragen. Man kann sich nicht eben wundern, wenn aus dieser Saat des Mißtrauens später offener Zwiespalt hervorwuchs. Die hingebende Zurückhaltung aber, welche Rousseau den möglichen Freunden gegenüber bewies, gestattet einen klaren Einblick in den Zustand seiner Seele. Er möchte den Glauben an die Menschen festhalten, und kann doch den Zweifel an ihre Wahrheit nicht ersticken; er fühlt sich gedrängt, ihnen sein volles Vertrauen zuzuwenden, und ist doch außer Stande, den tief gewurzelten Argwohn gegen sie zu unterdrücken. Freilich läßt sich nicht leugnen, daß er in dem vorliegenden Falle Grund hatte, auf seiner Hut zu sein. Es stellte sich bald genug heraus, daß zwischen ihm und den jungen Leuten, welche sich damals an ihn anschlossen, ein intimes Verhältniß, wie er es wünschte, unmöglich war. Nicht als ob sie ihn absichtlich getäuscht hätten; vielmehr lag der Irrthum, sofern von einem solchen die Rede sein kann, auf seiner Seite. Auch läßt sich der Versuch, da ein wahrhaft freundschaftliches Verhältniß zu begründen, wo es durch die natürliche Verschiedenheit des Alters, wie der Denk- und Lebensweise ausgeschlossen wurde, nur aus dem unwiderstehlichen Drange eines liebebedürftigen Herzens erklären und entschuldigen. Rousseau hatte wirklich nicht so Unrecht, wenn er sich selbst ein „altes Kind" nannte.

Er war im Grunde immer noch geneigt, sich, wie vor Jahren in Turin seinem Freunde Bacle, Jedem in die Arme zu werfen, der ihm freundlich begegnete, und eine gewisse persönliche Anhänglichkeit an den Tag zu legen schien. Freilich ging jetzt dieser Neigung der nimmer ruhende Zweifel zur Seite, so daß sie fast in jeder ihrer Aeußerungen sofort wieder dementirt wurde.

Verständiger, als das Bestreben, neue Freunde in Menschen zu gewinnen, die es der Natur der Sache nach nicht werden konnten, war jedenfalls die Sorge, sich die alten zu bewahren. Allerdings konnte es sich nur noch um Diderot handeln, der aber in den Augen Rousseau's alle übrigen mehr als aufwog. Wir sahen, wie durch die Vorgänge in der Eremitage auch das Verhältniß zu ihm wiederholt erschüttert, doch aber in Folge persönlicher Besprechungen immer wieder hergestellt wurde. Auch jetzt, nachdem er mit Grimm und seiner Freundin entschieden gebrochen hatte, bestand es noch fort. Der Einfluß des Barons war, scheint es, nicht so groß, daß Diderot ihm zu Liebe den Verkehr mit dem vieljährigen Vertrauten hätte aufgeben mögen. Indeß gab er ihm doch mehr nach, als sich mit den Beziehungen, in welchen er bisher zu Rousseau gestanden, vertrug. Ohne das Verhalten desselben gradezu zu tadeln, ließ er doch merken, daß auch er es nicht billige, und wiewohl er die Vorwürfe und Anklagen der Gegner nicht zu den seinigen machte, deutete er doch an, daß er sie nicht für unberechtigt halte. Zugleich regte er den Freund, dessen leidenden Zustand und trübe Stimmung er kannte, statt ihn zu erheitern und zu beruhigen, durch seine dunkeln Mittheilungen über das, was in den Pariser Kreisen zu seinem Nachtheile gesprochen wurde, nur noch mehr auf[6]). Rousseau wußte nicht, was er von diesem zweideutigen Benehmen denken sollte. War Diderot noch sein Freund, oder war er es nicht mehr? Jedenfalls konnte er die qualvolle Ungewißheit, in welcher er schwebte, nicht länger ertragen. Sie mußte beseitigt, das unklare Verhältniß, welches ihn in beständiger Unruhe erhielt, zur Klarheit gebracht werden.

Die Zeilen, welche er zu dem Ende an den alten Freund richtete — es sind die letzten, die er ihm überhaupt schrieb — geben ein unzweideutiges Zeugniß von der tiefwurzelnden Anhänglichkeit, die er für ihn hegte, und nicht minder von dem aufrichtigen Wunsche, daß das Verhältniß zu ihm den Charakter der vertraulichen Intimität wiedergewinnen möge. Freilich war daran nicht zu denken, wenn Diderot fortfuhr, „die hämischen Anklagen böser Zungen nicht blos zu berichten, sondern ziemlich unverholen in sie einzustimmen." Es verstand sich von selbst, daß er nicht länger der Freund eines Mannes sein konnte, den er einer so niedrigen Gesinnung und so abscheulicher Handlungen fähig glaubte. Wie aber war es möglich,

daß auch er sich zu einer Ansicht bekannte, welche kaum bei einem erklärten Gegner begreiflich schien? Hat er doch den Freund sechszehn Jahre lang für einen guten, rechtschaffenen Menschen gehalten. Und nun hält er ihn mit einem Male für schlecht? Traut er denn dem eigenen Urtheile, welches auf einem langen, vertrauten Umgange basirt, und überdies durch das Zeugniß der übrigen Bekannten bestätigt wird, weniger, als den Einflüsterungen gewisser Leute, deren Charakter sich ihm keineswegs in gleicher Weise bewährt hat? Zwar eine Täuschung bleibt immer denkbar, doch ist es jedenfalls sehr unwahrscheinlich, daß ein Mann, wie Rousseau, der seine Gedanken und Empfindungen so wenig zu verbergen weiß, seinem scharfsichtigen Freunde gegenüber die Maske der Redlichkeit so lange hätte tragen können, ohne von ihm durchschaut zu werden.

War er aber nicht der schlechte Mensch, als welcher er jetzt gelten soll, warum hätte er es werden sollen? Niemand thut das Böse ohne Grund und Zweck. Gäbe es aber doch ein solches Ungeheuer, so würde es gewiß nicht vierzig Jahre warten, ohne seine unnatürlichen Gelüste zu befriedigen. Möge sich Diderot die Lebensweise des Freundes, seine Neigungen und Leidenschaften, seine Sympathien und Antipathien vergegenwärtigen, und sich dann fragen, welches Interesse ihn wohl hätte bestimmen können, den Weg der Rechtschaffenheit zu verlassen. Rousseau zweifelt nicht, daß es ihm schwer werden wird, ein solches Motiv aufzufinden. In der That, was hätte er bei seinem leider „nur zu gefühlvollen“ Herzen dabei gewinnen mögen, mit Denjenigen willkürlich zu brechen, die ihm theuer waren? Nie hat er nach Aemtern und Würden, nach Pensionen und Ehrenstellen getrachtet, und darum auch keine Concurrenten aus dem Wege zu räumen. Er, der nur die Einsamkeit und die Ruhe sucht, für den das höchste Gut in einem trägen Nichtsthun besteht, dem seine Indolenz und seine körperlichen Gebrechen kaum Zeit lassen, für seinen Unterhalt zu sorgen, hat wahrlich keine Veranlassung, sich in das ruhelose Getriebe des Verbrechens oder der Bosheit zu stürzen. Wie man auch über seinen Rückzug aus der Welt urtheilen möge, wahr bleibt doch, daß man die Menschen nicht flieht, wenn man ihnen zu schaden wünscht. Auch pflegt es einem Schurken nicht an Gewandtheit und Kaltblütigkeit zu fehlen; er hat sich stets in seiner Gewalt, geräth nie in leidenschaftliche Aufregung. Hat Diderot diese Charakterzüge etwa auch an seinem Freunde wahrgenommen? Rousseau glaubt es nicht; heftig und aufbrausend im Zorne, handelt er bei kaltem Blute oft leichtfertig und unüberlegt. Das aber sind nicht die Fehler des Bösewichtes; dagegen werden sie von diesem nicht selten benutzt, um Diejenigen, welchen sie eigen sind, zu Grunde zu richten.

Uebrigens wird es gut sein, daß Diderot auch über sich selbst etwas genauer nachdenkt. Vielleicht verläßt er sich zu sehr auf seine natürliche Güte, und vergißt, daß dieselbe durch Beispiel und Irrthum korrumpirt werden kann. Hat er nie gefürchtet, daß er von geschickten Schmeichlern umgeben sein könnte, die sich seiner mittelst des Köders einer scheinbaren Aufrichtigkeit bemächtigen? Es wäre doch möglich, daß „der beste der Menschen" eben in Folge seines offenen, graden Sinnes das Werkzeug fremder Hinterlist würde. Rousseau bittet, diesen, wie die übrigen Punkte, sorgfältig zu erwägen, und ihm dann zu antworten. Werden sie keiner Beachtung werth gehalten, so hat er nichts weiter zu sagen. Machen sie aber einigen Eindruck, so ist er gerne bereit, auf eine rückhaltlose Erörterung der schwebenden Fragen einzugehen. Kein Zweifel, daß Diderot dann einen Freund wiederfinden wird, der seiner würdig ist. Möge er die Hand nicht zurückstoßen, welche ihm jetzt zum letzten Male geboten wird; er dürfte es später bereuen. Der sie nach ihm ausstreckt, der trauert in seiner Einsamkeit, vergessen von Allen, die ihm lieb waren. Er kann in Verzweiflung fallen, kann am Ende sterben, den Undankbaren verfluchend, welcher ihm, als er im Unglücke war, so viele Thränen auspreßte, und ihn nun in einer so unwürdigen Weise beschimpft. Vielleicht treten doch früher oder später die Beweise für seine Unschuld an's Licht. Diderot wird dann genöthigt sein, das Andenken des Freundes zu ehren, der Gedanke an seinen Tod aber wird die Ruhe von seinem Lager verscheuchen [7]).

Ob und wie Diderot auf diese Zuschrift antwortete, wissen wir nicht. Es läßt sich indeß vermuthen, daß das stolze Selbstgefühl, welches sie athmet, ihn mehr verletzte, als er durch das sehnsüchtige Verlangen, welches sich zugleich in ihr ausspricht, gerührt wurde, und es deshalb vorzog, zu schweigen. Vielleicht aber hätte das schwankende Verhältniß doch noch länger fortbestanden, wäre nicht ein Zwischenfall eingetreten, der ihm nothwendig ein Ende machen mußte. Wir sagten schon, daß Rousseau von heftigem Zorne ergriffen wurde, als ihm die Gräfin mittheilte, daß seine Leidenschaft für sie in Paris allgemein bekannt, und das Gerede darüber auch St. Lambert zu Ohren gekommen sei, sie sich daher genöthigt sehe, vorläufig jede Verbindung mit ihm abzubrechen. Bald nachher kam St. Lambert nach Montmorency, um dem Freunde einen Besuch zu machen. Da er diesen nicht zu Hause traf, ließ er sich mit Therese in eine längere Unterredung ein, in welcher er ihr manche Einzelheiten über die Beziehungen Rosseau's zur Gräfin erzählte. Natürlich hatte sie nichts Eiligeres zu thun, als ihrem Freunde getreu zu berichten, was sie gehört. Hegte dieser schon vorher die Vermuthung, daß es Diderot sei, der St. Lambert unterrichtet habe, so wurde dieselbe jetzt für ihn

zur Gewißheit. Denn die näheren Umstände, um welche es sich handelte, waren außer ihm selbst nur Diderot bekannt gewesen, dem er sie unter dem Siegel der Freundschaft vertraulich mitgetheilt. Es stand also fest: der Freund hatte das ihm anvertraute Geheimniß verrathen, und zwar grade dem Manne, welchem er es vor Allem hätte verbergen sollen. Wirklich war dem so; auch in diesem Falle täuschte sich Rousseau nicht. Als Diderot einige Jahre später dem befreundeten Marmontel über die Ursache seines Zerwürfnisses mit Rousseau die erbetene Aufklärung gab, verfehlte er zwar nicht, die ganze Schuld auf seinen ehemaligen Freund zu werfen, hob aber doch selbst die Thatsache hervor, daß er, freilich in bester Absicht, St. Lambert von der Liebe Rousseau's in Kenntniß gesetzt habe [8]). Ob er deshalb den Namen eines Verräthers verdiente, steht dahin; können wir nicht an die gute Absicht glauben, in welcher er die Indiscretion begangen haben will, so möchten wir ihm doch ebenso wenig eine schlechte zuschreiben. Vermuthlich schwatzte er nur, weil er ein so piquantes Vorkommniß nicht verschweigen konnte. Wir haben schon öfter darauf hingewiesen, wie diese Heroen des Gedankens in ihrem häuslichen Negligé alten Weibern nicht unähnlich waren. Ein interessanter Unterhaltungsstoff übte auf sie eine zu große Anziehungskraft aus, als daß irgend welche Rücksicht sie hätte bestimmen sollen, ihn unbenutzt zu lassen. Diderot aber mochte sich um so weniger Zwang auflegen, da er nicht gewohnt war, über die Folgen von dem, was er sprach und schrieb, weiter nachzudenken.

Daß Rousseau mit einem Manne, der, wie er die Sache auffaßte, sein Vertrauen so gröblich mißbraucht, nicht länger verkehren wollte, war in der Ordnung. Dagegen erscheint es uns mindestens überflüssig, daß er geraume Zeit überlegte, wie das Verhältniß am besten zu lösen sein möchte. Unseres Erachtens hätte er ihn einfach ignoriren und davon, daß dies fortan geschehen werde, mit wenigen Worten benachrichtigen sollen. Indeß hatte auch er sich zu dieser Zeit von dem damals allgemein herrschenden Glauben, daß solche Privathändel, namentlich unter Männern von Ruf und Ansehen, nicht nur für den engeren Kreis der näheren Bekannten, sondern auch für das größere Publikum von ungemeiner Wichtigkeit seien, noch keineswegs frei gemacht. Er hielt es daher für nothwendig, Allen, die um seine freundschaftlichen Beziehungen zu Diderot gewußt, den Abbruch derselben förmlich zu notificiren. Seltsam, wie er sich dabei mit der Hoffnung schmeichelte, daß eine offene, feierliche Erklärung dieser Art allgemeinen Beifall finden, und so zu seinem Ruhme ausschlagen werde. Man muß eben Franzose, und überdies von einem outrirten Selbstgefühle erfüllt sein, um das große und doch so kleinliche Interesse zu begreifen, mit welchem selbst ein Mann vom Geiste und Cha-

rakter Rousseau's die Vorgänge des persönlichen Lebens zu effektvollen Theatercoups zu verwenden bemüht ist.

Zunächst freilich wußte er nicht, auf welchem Wege er den Absagebrief in die Welt schicken solle, da er in seiner Abgeschiedenheit außerhalb des literarischen Verkehres stand. Indeß fand sich eine Auskunft; die Vorrede zu einer kleinen Schrift, die er grade vollendet hatte, schien ein geeigneter Ort, dem zorn- und doch auch schmerzerfüllten Herzen Luft zu machen. „Man wird", so ließ er sich hier vernehmen, „in diesem Werke weder einen feinen Geschmack, noch einen gewählten Ausdruck, oder die nothwendige Feile finden. Da ich allein lebe, habe ich es Niemandem zeigen können. Früher stand mir ein strenger und scharfsichtiger Aristarch zur Seite; ich habe ihn nicht mehr, und mag ihn nicht länger, aber ich werde seinen Verlust stets bedauern, und er fehlt meinem Herzen weit mehr, als meinen Schriften". Schärfer noch traf die Note, welche diesen Worten unter dem Texte hinzugefügt wurde. Sie enthielt eine Stelle aus dem Ecclesiasten, welche lautet: „Hast Du gegen Deinen Freund auch das Schwert gezückt, verzweifle nicht; die Rückkehr zum Freunde ist möglich. Hast Du Deinen Mund zum Schelten geöffnet, fürchte Dich nicht; die Eintracht der Herzen besteht fort. Sie kann aber nicht bestehen bei Schmähungen, Beschimpfungen, bei Hochmuth, Offenbarung von Geheimnissen, und hinterlistigen Angriffen; bei dem Allen wird der Freund Dich fliehen" [9]).

Man sieht, daß Rousseau, wie entschieden er sich auch von Diderot lossagt, und wie deutlich er das Motiv für jeden Eingeweihten bezeichnet, sich doch sorgfältig aller anderweitigen persönlichen Vorwürfe enthält. Er ist weit davon entfernt, den Vertrauten früherer Tage zu schmähen, seinen Werth und Charakter irgendwie anzutasten. Er spricht im Gegentheile mit Achtung und Theilnahme von ihm, zollt seinem Geiste die gebührende Anerkennung, und giebt deutlich genug zu verstehen, wie sehr er die Nothwendigkeit der Trennung bedauert. Ganz ebenso hat er auch später, so oft sich eine Gelegenheit dazu bot, in Wort und That bewiesen, daß er den Menschen von seinen persönlichen Beziehungen zu ihm zu unterscheiden, und auch an dem abgefallenen Freunde die Rechte der Freundschaft zu ehren wußte. Als ihm Palissot, wahrscheinlich weil er glaubte, es werde ihm Vergnügen machen, seinem ehemaligen Freunde so mitgespielt zu sehen, durch seinen Verleger die Komödie der „Philosophen" zugehen ließ, in welcher Diderot heftig angegriffen und dem öffentlichen Gelächter preisgegeben wurde, erhielt er zur Antwort: „Ich kann dieses abscheuliche Geschenk nicht annehmen. Ich bin überzeugt, daß Sie, als Sie es mir zuschickten, mich nicht haben beleidigen wollen, aber Sie haben vergessen, daß ich die Ehre gehabt habe,

der Freund eines ehrenwerthen Mannes zu sein, der in dieser Schmähschrift auf eine unwürdige Weise angeschwärzt und verleumdet wird“ [10]). Unterhielt man sich mit ihm über die schriftstellerischen Leistungen Diderot's, so war er des Lobes voll, sprach seine Bewunderung aus über die Tiefe seiner Gedanken, wie über die Klarheit, mit welcher er die abstraktesten Gegenstände zu behandeln wisse, rühmte auch die glückliche Wahl des Ausdrucks, und seine Gabe, das bezeichnende Wort zu finden [11]). Als freilich Diderot nach sieben Jahren den Versuch machte, sich mit ihm auszusöhnen, lehnte er jede Annäherung entschieden ab; mit Recht, wie uns scheint, zumal sich Diderot nicht direkt, sondern durch Vermittlung eines Dritten an ihn wandte. Er „begreift nicht recht, was derselbe, nachdem er so lange geschwiegen, jetzt plötzlich von ihm will. Weit entfernt, ihm Böses zu wünschen, denkt er noch weniger daran, ihm solches zuzufügen, oder von ihm auszusagen. Er wird die Rechte der Freundschaft, auch wenn sie erloschen ist, bis an's Ende zu achten wissen, aber er wird sie in diesem Falle nie erneuern, das ist sein unwandelbarer Grundsatz“ [12]).

Auch in den Confessions beurtheilt Rousseau seinen alten Freund stets mit großer Milde. Zwar hält er ihn für schwach und indiscret, glaubt, daß er leicht in die Schlingen derer falle, die ihm geschickt den Hof zu machen wissen, stellt aber in Abrede, daß er geneigt und fähig sei, das Böse zu wollen, oder gar mit bewußter Absicht unter dem Deckmantel erheuchelter Freundschaft feindselige Pläne zu verfolgen. Erst in seinen letzten Lebensjahren drängte sich ihm die Vermuthung auf, daß er Diderot „doch wohl nicht recht gekannt habe“ [13]). Diese Besorgniß war in der That nur zu begründet. Wir wollen es Diderot nicht grade zum Vorwurfe machen, daß er die öffentliche Erklärung Rousseau's unbeantwortet ließ und sich damit begnügte, im Kreise seiner näheren Bekannten die Rolle eines in ungerechter und schmachvoller Weise angegriffenen Freundes zu spielen, wiewohl wir der Meinung sind, daß, wäre er wirklich unschuldig gewesen, die Rücksichten, welche er allerdings auf die übrigen betheiligten Personen zu nehmen hatte, ihn schwerlich abgehalten haben würden, den Angriff mit gleicher Waffe zurückzuweisen. Auch mag dahin gestellt bleiben, in wie weit die boshaften Invektiven, welche die Correspondenz von Grimm in den nächsten Jahren bei jeder Gelegenheit gegen Rousseau schleuderte, auf ihn zurückzuführen sind. Bekannt ist, daß er an der Redaktion dieser Briefe wesentlichen Antheil hatte, und daher in der Lage war, die hämischen Ausfälle auf seinen früheren Freund zu beseitigen oder doch zu mildern. Entscheidend für unser Urtheil über ihn ist das nichtswürdige Libell, welches er zu einer

Zeit gegen Rousseau veröffentlichte, als dieser sich nicht mehr vertheidigen konnte, weil er bereits im Grabe lag.

Gewiß ist selten oder nie das Andenken eines Mannes nach seinem Tode so beschimpft und beschmutzt worden. Diese „Noten zum Leben Seneka's“ [14]) sind in Wahrheit eine Schandsäule, welche Diderot seinem ehemaligen Lieblinge, aber auch seinem eigenen Charakter errichtet hat. Der Haß, welchen sie athmen, übersteigt alles Maß, und die Schmähungen, in die er ausbricht, überstürzen sich in einer Weise, daß sie gradezu abgeschmackt werden. Mit raffinirter Bosheit wird jede Schwäche, jede Irrung des Freundes an's Licht gezogen, um ihr die schlimmste Deutung zu geben. Die Geheimnisse seines Privatlebens, welche er einst in traulicher Stunde dem Manne seines Herzens offenbarte, werden hier ohne alle Scheu enthüllt, und rücksichtslos benutzt, um seinen Charakter in den dunkelsten Farben auszumalen. Wollte man Diderot glauben, so hätte es nie einen niederträchtigeren Menschen, ein größeres Scheusal gegeben, als diesen Rousseau, mit welchem er eine lange Reihe von Jahren hindurch auf dem vertrautesten Fuße stand. Er kann, um diesen Ausbund aller Schlechtigkeit zu kennzeichnen, nicht ehrenrührige Ausdrücke genug finden; er erschöpft sich förmlich in Schimpfworten, die ihm doch alle nicht zu genügen scheinen. Handelt es sich doch um einen „verschlagenen Bösewicht“, dem es auf „eine Schandthat mehr oder weniger nicht ankam“, von einem „feigen, abscheulichen Menschen“, der länger als fünfzig Jahre „ein Leben voll Schmach und Schmutz unter der dichten Maske der Heuchelei zu verbergen wußte“. Daß ein solches „Ungeheuer“ nichts wirklich Werthvolles hat schaffen können, versteht sich von selbst. Zwar nennt man ihn „den beredtesten unserer Schriftsteller“. Doch Diderot ist anderer Meinung; er werde auch aus dem Gesichtspunkte der Sprache und Darstellung „einige Seiten aus Büffon's Naturgeschichte allen Werken Rousseau's“ vorziehen. Jedenfalls wird seiner Ansicht nach alle Welt zugeben müssen, daß, „wenn er wirklich die Gabe der Rede besaß, nie Jemand einen schlechteren Gebrauch von ihr gemacht hat“. Was aber den Inhalt seiner Schriften angeht, so findet sich in ihnen „kein bedeutender Gedanke, den er nicht anderswoher entlehnt hätte“. Auch die vielen „Paradoxa und Phantastereien“, welche sie auftischen, sind, bei Lichte besehen, alter Kohl, der schon oft genug aufgewärmt worden. Die literarische Bedeutung des Mannes ist also ebenso gering, wie sein persönlicher Werth; wenigstens kann er kein anderes Verdienst in Anspruch nehmen, als das „der großen Koloristen in der Malerei, deren Werke trotz der ungenauen Zeichnung und der sehr nachlässigen Behandlung des Costümes in gewissen Kreisen gesucht sind“.

Ein schlechter, verworfener Mensch und ein sehr mittelmäßiger

Schriftsteller, das ist jetzt Rousseau in den Augen desselben Mannes, welcher einst sein intimster Freund und der eifrigste Lobredner seiner genialen Begabung war. Wir wollen nicht untersuchen, ob Diderot selbst glaubte, was er, von Haß und Wuth erfüllt, niederschrieb. Gewiß ist, daß sein elendes Machwerk sich auf keine Weise rechtfertigen oder auch nur entschuldigen läßt. Den Anlaß zur Veröffentlichung desselben gaben aber die Berichte, welche über den Inhalt der von Rousseau verfaßten „Bekenntnisse" umliefen. Rousseau hatte einzelne Parthien dieses Werkes, das erst geraume Zeit nach seinem Tode im Druck erscheinen sollte, befreundeten Personen vorgelesen, namentlich auch den Abschnitt, in welchem von seinen Beziehungen zu Grimm, Mad. d'Epinay 2c. die Rede ist. Natürlich erfuhren die Betheiligten bald, daß ihr Charakter und Benehmen hier nicht in dem vortheilhaftesten Lichte erschien, und es begreift sich, daß sie auf Mittel sannen, dem übeln Eindrucke zu begegnen, welchen das ungünstige Urtheil beim Publikum hinterlassen konnte. Ohne Zweifel war es am Einfachsten, die Wirkung desselben dadurch zu paralysiren, daß man den, von welchem es ausging, in der öffentlichen Meinung zu vernichten suchte. Daß Diderot dazu die Hand bot, ist freilich auffallend und erklärt sich nur aus dem großen Einflusse, den Grimm im Laufe der Zeit auf ihn gewonnen hatte. Grimm war im Grunde der Einzige, über den Rousseau unbedingt den Stab brach; er allein mochte sich daher mit einem gewissen Rechte für befugt halten, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Auch ist sehr wahrscheinlich, daß er sich bei der Abfassung des Pasquills unmittelbar betheiligte. Indeß die Ehre der Autorschaft gebührt doch Diderot; wir wollen sie ihm nicht streitig machen, zumal er nicht wenig stolz auf sie ist. Wiewohl er weiß, daß er selbst von Rousseau „mit Nachsicht und Milde" behandelt wird, hält er es doch für „seine Pflicht", den alten Freund im Interesse der neuen mit rücksichtsloser Brutalität niederzuwerfen, ihn, den leiblich Gestorbenen, auch geistig und moralisch zu tödten. Gewiß eine seltene Aufopferung, zu welcher er aber schwerlich fähig gewesen wäre, hätte nicht ein tiefer persönlicher Groll den äußeren Sporn verschärft.

Er konnte es doch dem Manne, welcher früher an Ruf und Ansehen tief unter ihm gestanden, nicht verzeihen, daß er ihm ebenbürtig geworden, ja über ihn emporgestiegen war. Die forcirte Geringschätzung, mit welcher er auf seine Werke herabzusehen sich den Anschein giebt, beweist am besten, wie sehr es ihn verdroß, daß die eigenen Leistungen durch sie in den Schatten gestellt worden. Mehr noch als der Schriftsteller, ärgerte ihn der Mensch, der, wie schwach er im Uebrigen auch sein mochte, seine stolze, unabhängige Haltung zu bewahren wußte, und dadurch zu einem lebendigen Vorwurfe für

Diejenigen wurde, welche es, wie Diderot selbst, mit ihren freisinnigen Grundsätzen vereinbar fanden, den Machthabern gelegentlich den Hof zu machen, und ihre Jahrgelder behaglich einzustreichen. Vor Allem aber, Rousseau hatte es gewagt, seinen alten Freunden, den Philosophen offen entgegenzutreten, den Atheismus und Materialismus, wie er namentlich von Diderot und seinen Genossen gepredigt wurde, entschieden zu bekämpfen. Wer den fanatischen Eifer kennt, mit welchem diese Apostel ihr Evangelium zu verkünden und ihre Gegner zu verfolgen pflegten, wird es natürlich finden, daß sie Rousseau um so gründlicher haßten, je länger sie geglaubt hatten, ihn als einen der Ihrigen betrachten zu dürfen. Auch scheint es uns nicht zweifelhaft, daß die grenzenlose Wuth Diderot's mehr dem Fanatismus des Parteihauptes, als persönlicher Feindschaft zuzuschreiben ist [15]).

Doch wir sind der Zeit, in welcher wir stehen, um eine Reihe von Jahren vorausgeeilt. Kehren wir nach Mont Louis zurück, um zunächst die Schrift, deren Vorrede zu unserem Excurse den Anlaß bot, etwas schärfer in's Auge zu fassen.

II.

Es war ein Glück für Rousseau, daß er sich grade in dieser Zeit äußerer und innerer Noth gedrängt und berufen fühlte, zur Feder zu greifen. Nichts konnte geeigneter sein, die Leiden des Körpers und Herzens vergessen zu machen, als eine geistige Thätigkeit, die von einem an sich interessanten und zugleich persönlich fesselnden Gegenstande herausgefordert wurde. Ein Stoff dieser Art fand sich in dem Artikel Genève, welchen d'Alembert für die von ihm redigirte Encyclopädie geliefert hatte. Inhalt und Zweck dieses Aufsatzes waren Rousseau bereits während seines Aufenthaltes in der Eremitage bekannt geworden. Er hatte schon damals von Diderot erfahren, daß es dem Verfasser darum zu thun gewesen, den Genfern die Errichtung eines Theaters zu empfehlen. Er wußte nicht minder, daß d'Alembert seinen Vorschlag in Uebereinstimmung mit Voltaire und manchen einflußreichen Genfern, die als dessen Freunde gleich ihm die Einführung des Schauspiels wünschten, gemacht [16]), derselbe also Aussicht habe, demnächst durchgeführt zu werden. Ueberzeugt von den verderblichen Folgen, welche diese Neuerung in mehr als einer Rücksicht nach sich ziehen werde, empört über die versteckten Manoeuvres, durch welche man seine Mitbürger in eine falsche Bahn zu verlocken suchte, vielleicht auch persönlich gereizt und besorgt, weil der steigende Einfluß Voltaire's den seinigen ganz zu vernichten drohte, erwartete er mit Ungeduld den betreffenden Band der Ency-

clopädie, um zu sehen, ob der beabsichtigte Coup nicht durch eine Gegenschrift parirt werden könne. Als er dann den Artikel gelesen, fand er zwar, daß derselbe „mit vielem Geschick abgefaßt, und der Feder würdig sei, aus welcher er geflossen". Doch konnte ihn diese Wahrnehmung natürlich in dem Entschlusse, zu antworten, nicht wankend machen, vielmehr nur noch bestärken. Die anerkannte Autorität des Mannes, von welchem der Vorschlag ausging, die gewandte, wohl überlegte Weise, in welcher er den Genfern plausibel gemacht wurde, ließen die Gefahr einer Annahme um so größer erscheinen. Sollte sie abgewandt werden, so mußte man ihr schleunigst entgegentreten. Auch ging Rousseau, trotz seiner mannigfachen Leiden, sofort an's Werk.

Man wundert sich doch über diesen „kranken Mann", der mitten im Winter täglich mehrere Stunden in seinem offenen Pavillon verweilt, um hier, ohne Schutz gegen Wind und Schnee, und „ohne anderes Feuer, als das des eigenen Herzens", seine Gedanken zu Papier zu bringen. Freilich hätte er sich das nicht erlauben dürfen, wäre seine Krankheit in der That so bedenklich gewesen, wie er glaubte. Eben so gewiß aber ist, daß er die wirklich vorhandenen Leiden, vor Allem seine trübe, gedrückte Stimmung nur überwand, weil ihn ein lebendiger Eifer für das Wohl seiner Vaterstadt erfüllte. Uns erscheint es vielleicht auffallend, daß er dasselbe durch eine Einrichtung in Frage gestellt sah, welche wir, wenn nicht für heilsam, so doch für ziemlich gleichgültig zu halten gewohnt sind. Rousseau indeß dachte anders; er fürchtete in allem Ernste, daß sie auf die Zustände seiner Heimath einen tiefgreifenden, unheilvollen Einfluß ausüben werde. Es galt ihm daher als eine heilige Pflicht, sich offen gegen sie auszusprechen, zumal es bei den engen Beziehungen, in welchen er bis dahin zur Encyclopädie und ihren Herausgebern gestanden, nahe lag, sein Schweigen für Zustimmung zu nehmen. Allerdings waren eben diese persönlichen und literarischen Verbindungen geeignet, ihn vou dem beabsichtigten Schritte zurückzuhalten. Noch dauerte das freundliche Verhältniß zu Diderot fort, und wenn er auch mit d'Alembert nie auf vertrautem Fuße gestanden, so gehörte er doch zu seinen näheren Bekannten. Indem er ihm entgegentrat, ließ er sich eine Rücksichtslosigkeit zu Schulden kommen, die man damals noch weniger verzieh, als heut zu Tage. Auch war zu erwarten, daß sein Angriff nicht blos den, welchem er zunächst galt, sondern zugleich die gesammte Partei der Philosophen treffen und verletzen werde.

Gewiß wurde es ihm nicht leicht, sich über diese Bedenken hinwegzusetzen. Er selbst war nur zu geneigt, den Widerspruch gegen seine Ansichten als eine persönliche Kränkung aufzunehmen, und eben

weil er so empfand, auch bemüht, jeden literarischen Kampf mit seinen Freunden zu vermeiden. Und wenn er gleich in manchen wesentlichen Punkten anders dachte, als d'Alembert und seine Genossen, so standen ihm diese Männer, was die allgemeine Richtung ihres Denkens und Strebens anging, doch weit näher, als ihre politischen oder kirchlichen Gegner. Es konnte ihm deshalb nicht grade lieb sein, den Letzteren dadurch, daß er sich ihnen zugesellte, voraussichtlich Gelegenheit zu einem erwünschten Triumphe zu geben. Daß er es dennoch that, daß er sowohl jede persönliche Rücksicht, wie das gemeinsame Parteiinteresse bei Seite setzte, um für die Wahrheit, oder was ihm als solche erschien, Zeugniß zu geben, das gereicht ihm ohne Zweifel zur größten Ehre. Wer will, kann freilich auch in diesem Falle unlautere Motive auffinden, und wir selbst haben angedeutet, in wie weit Ehrgeiz und Eifersucht mitwirken mochten. Entscheidend aber war seine aufrichtige Liebe zum Vaterlande. Sie drängte, die Gefahr, welche ihm seiner Ansicht nach drohte, nach Kräften abzuwehren. Sie gab auch seiner Seele jenen höheren Schwung, der ihn über alle Bedenken und Hemmnisse hinaushob, und den lebendigen Eifer entzündete, mit welchem er die Arbeit unternahm und in kurzer Zeit zu Ende führte.

In drei Wochen war das „Sendschreiben an d'Alembert über die Schauspiele" fertig, eine stattliche Abhandlung, die weit über das ihr ursprünglich zugewiesene Maß hinauswuchs [17]). Rousseau hatte Anfangs nur eine kurze Entgegnung von einigen Seiten beabsichtigt. Als er aber die Feder ansetzte, strömten die Gedanken in solcher Fülle zu, daß er sie sobald nicht wieder weglegen konnte. Auch war er dazu um so weniger geneigt, da es ihm Vergnügen machte, weiter zu schreiben. Bis dahin hatte er das Gefühl der Freude, welches den Schriftsteller bei Abfassung seiner Werke nicht selten begleitet, kaum gekannt. Das Denken war für ihn eine harte Arbeit, und es gelang ihm nur ausnahmsweise, für seine Gedanken leicht und mühelos den entsprechenden Ausdruck zu finden. Ueberdies, und das war am Ende die Hauptsache, hatte er die früheren Schriften, abgesehen von dem erst zur Hälfte vollendeten Roman der Liebe, in einer aufgeregten, bitteren, mit Welt und Menschen grollenden Stimmung verfaßt, und diese es natürlich zu keinem rechten Behagen an der Arbeit kommen lassen. Nun befand er sich zwar auch jetzt keineswegs in einer erfreulichen Lage, doch störten die Empfindungen, welche sie in ihm hervorrief, den Genuß der geistigen Thätigkeit so wenig, daß sie vielmehr dazu dienten, ihn zu erhöhen. Die frühere Bitterkeit war einer sanften Trauer gewichen, und an die Stelle von Zorn und Unwillen milde Wehmuth getreten. Das Gefühl der Schwäche stimmte zu einer Weichheit, die leicht in Thränen zerfloß, und der Glaube an

die bevorstehende Auflösung ließ im Gemüthe nur noch die zarteren, reineren Saiten anklingen. Die Liebe aber, welche in der Tiefe des Herzens fortlebte, sehnte sich, die Fülle ihres Inhaltes irgendwie zu offenbaren. Ihr nächster Gegenstand, die Gräfin, zog sich grade damals in eine unnahbare Ferne zurück. Es war natürlich, daß sie sich einem anderen, der doch auch stets Theil an ihr gehabt, dem Vaterlande zuwandte. So geschah es, daß die Arbeit, mit welcher er sich beschäftigte, nicht nur seinem Geiste eine zweckmäßige Zerstreuung, sondern auch dem vollen Herzen Gelegenheit bot, sich Luft zu machen. Eben darauf beruhte vorzugsweise der zauberische Reiz, durch welchen sie ihn an sich fesselte.

Natürlich spricht sich diese Theilnahme des Gemüthes nur auf indirekte Weise, in der Form, in Ton und Stimmung der Schrift aus. Ihr Inhalt gehört, mit Ausnahme einiger sehr anziehenden Schilderungen, dem Gebiete verständiger Erörterung an. Die Aufgabe, welche sich ihr Verfasser ursprünglich stellte, war von beschränktem Umfange; es galt, die Nachtheile in's Licht zu setzen, welche das projektirte Theater für seine Vaterstadt im Gefolge haben werde. Auch hat er diese bestimmte Beziehung auf Genf stets im Auge behalten, und sie darf nicht übersehen werden, will man anders seiner Arbeit eine gerechte Würdigung zu Theil werden lassen. Indeß trifft, was wir schon öfter zu bemerken Gelegenheit hatten, auch hier zu. Der besondere Fall, von welchem er ausgeht, gewinnt unter der Hand eine allgemeine Bedeutung, und die Polemik gegen das Genfer Theater führt zu einer Verurtheilung des Schauspiels überhaupt. Da aber das Drama mit Recht als die höchste und vollendetste Kunstgattung angesehen wird, so kann man in seiner Schrift nicht ohne Grund einen Protest gegen die Kunst im Allgemeinen erblicken. Sie schließt sich insofern den früheren Arbeiten, in welchen Wissenschaft, Staat und Gesellschaft bekämpft wurden, als ein gleichartiges Seitenstück an. Auch die Gesichtspunkte, aus welchen sie ihren Gegenstand auffaßt und negirt, sind im Wesentlichen dieselben. Es ist hier wie dort die Ethik, in Form der natürlich volksthümlichen Moral, welche das eigentliche Rüstzeug zum Kampfe darbietet. Das Schauspiel ist, ebenso wie die Wissenschaft und die bürgerliche Ordnung, eine Quelle der moralischen Corruption; es untergräbt die Sittlichkeit der Individuen, wie die Sitte des Volkes.

Gewohnt, wie wir es seit Schiller sind, an die ethische Kraft und Wirkung der Bühne zu glauben, wird uns diese Ansicht vielleicht kaum einer ernsten Beachtung werth erscheinen. Doch handelt es sich bei Rousseau nicht um das Schauspiel, wie es in idealer Vollendung sein kann und soll, sondern wie es in der Regel wirklich ist. Ebensowenig beschäftigt er sich mit der Geltung, welche die Bühne

für ästhetisch gebildete Kreise haben mag; es ist ihm vielmehr lediglich um den Einfluß zu thun, welchen sie auf Menschen und Völker im Allgemeinen auszuüben pflegt. Er betrachtet sie nicht aus dem idealen, sondern aus dem realen, nicht aus dem Standpunkte exclusiver Kunstfreunde und Kenner, sondern aus dem des großen schaulustigen Publikums. Ob es heut zu Tage noch nothwendig und rathsam ist, diese Seite hervorzuheben, mag dahin gestellt bleiben. Uns scheint, daß die Bühne der Gegenwart den Forderungen Schiller's weit weniger entspricht, als dem Bilde, welches Rousseau von der seiner Zeit entwirft.

Auffallender Weise eröffnet Rousseau seine Philippika gegen das Theater mit einer Schutzrede für die Genfer Geistlichkeit. Anlaß dazu gab eine Stelle in dem Artikel d'Alembert's, an welcher den religiösen Zuständen in Genf, und namentlich dem dortigen Clerus eine eigenthümliche Anerkennung gezollt wurde. Es gebe da, hieß es, manche Pastoren, deren Glaubensbekenntniß auf den reinen Socinianismus hinauslaufe. Die sogenannten Mysterien der Religion seien ihnen vollkommen gleichgültig; sie glaubten nichts, woran die Vernunft irgendwie Anstoß nehme. Zwar ließen sie die Offenbarung gelten, aber nicht, weil sie dieselbe für wahr und nothwendig hielten, sondern weil sie mannigfachen Nutzen gewähre. Auch würden nicht wenige kirchliche Lehrsätze von ihnen mehr oder minder entschieden bestritten. Die Ewigkeit der Höllenstrafen z. B. scheine ihnen unzulässig, und eine Art von Fegfeuer den Vorzug zu verdienen. Selbst die Gottheit Christi sei für Manche eine sehr problematische Sache, wie denn überhaupt in Genf so ziemlich Alles, was nicht grade zum großen Haufen gehöre, sich mit der Anbetung Eines Gottes begnüge. Der dort herrschende Protestantismus stimme somit im Wesentlichen mit dem rationellen Deismus überein. Der einzige nennenswerthe Unterschied bestehe in einer gewissen Verehrung, welche man für den Stifter und die heiligen Urkunden des Christenthums an den Tag lege. Daß dem aber so sei, gereiche der Republik und in's Besondere ihrem aufgeklärten Klerus zur höchsten Ehre. Gewiß verdienten die Genfer Geistlichen, dieses religiösen Freisinnes wegen, allen ihren Amtsbrüdern in der protestantischen Welt als nachahmungswerthe Vorbilder empfohlen zu werden. Nicht minder könne man sich ihren exemplarischen Lebenswandel, ihre Eintracht und Toleranz, sowie die preiswürdige Mäßigung zum Muster nehmen, mit welcher sie sich von jeder Einmischung in das, was nicht ihres Amtes sei, fern hielten, und den Gesetzen des Staates stets bereitwillig unterordneten.

Kein Zweifel, daß diese Lobsprüche aufrichtig gemeint waren. Daß aber der Pariser Akademiker sie nicht ohne Absicht ertheilte, läßt sich denken. Wollte er mit seinem Plane durchdringen, so mußte er vor Allem die Geistlichkeit zu gewinnen suchen, denn von ihr, die selbst bei persönlicher Vorliebe oder Gleichgültigkeit nicht umhin konnte, von Amtswegen für die strengen Satzungen Calvin's einzutreten, war der heftigste und wirksamste Widerstand zu erwarten. Eine Captatio Benevolentiae mochte daher um so mehr am Orte erscheinen, da sie zugleich Gelegenheit gab, die Thatsache öffentlich zu constatiren, daß die philosophische Denkweise auch bereits in der festen Burg des Calvinismus, unter den Wächtern des Heiligthums selber, Wurzel gefaßt habe. Vermuthlich wußte d'Alembert sehr wohl, daß sie die allgemeine Geltung, welche er ihr zuschrieb, noch keineswegs hatte. Es konnte aber ihre Verbreitung nur fördern, wenn sie vorausgesetzt wurde. Auch entfernte er sich nicht allzusehr von der Wahrheit; der Deismus zählte in der That in den gebildeten Kreisen Genf's viele Anhänger, und es fehlte nicht an Geistlichen, die sich wenigstens im Stillen zu ihm bekannten. Denn sich offen für ihn zu erklären, erlaubte doch weder die streng-kirchliche Richtung mancher Collegen, noch die bis dahin unerschütterte Anerkennung, welcher sich der orthodoxe Lehrbegriff und der überlieferte Kultus bei der Bürgerschaft, wie von Seiten des Staates, erfreute. Vermuthlich wußten die geheimen Gesinnungsgenossen d'Alembert's es ihm am wenigsten Dank, daß er ihr Lob so laut gesungen, und sie drangen jedenfalls am meisten darauf, daß dem ärgerlichen Aufsehen, welches sein Artikel hervorrief, durch einen feierlichen Protest ein Ende gemacht wurde. Für ihn aber war es kein kleiner Triumph, daß die gesammte „Corporation der Pastoren und Professoren der Genfer Kirche und Akademie" sich herbeiließ, in einer gemeinsamen Erklärung ihre Rechtgläubigkeit zu betheuern [18]).

Rousseau nun wußte um diesen Schritt seiner geistlichen Landsleute, noch bevor er gethan wurde. Es scheint sogar, daß man ihn über die Zweckmäßigkeit desselben zu Rathe zog, oder doch ersuchte, d'Alembert von dem zu erwartenden Dementi in Kenntniß zu setzen. Wenigstens kann der „Auftrag" seines Freundes Vernes, welchen er als unausführbar ablehnt, weil er mit d'Alembert und den Pariser Kreisen überhaupt in keiner Verbindung mehr stehe, nicht wohl einen anderen Inhalt gehabt haben. Aus der Art und Weise aber, in welcher er sich über die Absicht, dem Philosophen zu antworten, ausspricht, geht hervor, daß er sie nicht unbedingt guthieß. Man dürfe, sagt er, den Artikel allerdings indiskret und tadelnswerth nennen, beleidigend sei er ganz gewiß n i c h t. Könne derselbe indeß der geistlichen Corporation schaden, so werde man vielleicht gut daran thun,

eine Entgegnung zu erlassen, obgleich er, die Wahrheit zu gestehen, einen Widerwillen vor dem Detail empfinde, zu welchem das führen könne, und es im Allgemeinen nicht liebe, daß man in Glaubenssachen das Gewissen an bestimmte Formeln binde. — Als dann freilich die Gegenerklärung wirklich veröffentlicht wurde, versichert er, daß er ihr auch, ohne sie gelesen zu haben, die gebührende Verehrung zolle [19]). Auffallend aber ist, daß er zu einer Zeit, in welcher seine Replik bereits vollendet war, dieselbe mit keiner Silbe erwähnt, und ebenso wenig die Absicht, auch seinerseits eine Lanze für den Genfer Klerus einzulegen, irgendwie andeutet. Wahrscheinlich fühlte er, daß seine Vertheidigung dem Clienten nicht minder bedenklich erscheinen mußte, als der schmeichelhafte Angriff, zu dessen Abwehr sie dienen sollte.

Konnte doch Niemand, der den Eingang seines Sendschreibens las, verkennen, daß er in der Hauptsache ebenso dachte, wie d'Alembert. Auch er zweifelte nicht, daß die Genfer Geistlichkeit das ihr ertheilte Lob verdiene, und zwar aus eben dem Grunde, aus welchem es ihr gespendet worden. Er war aber der Meinung, daß man ihren Ruhm hätte verkündigen sollen, ohne das verfängliche Motiv ausdrücklich hervorzuheben. Die Behauptung, daß sie sich in ihrer Mehrheit zum Socinianismus bekenne, stemple sie zu Sektirern und Ketzern. Und das könne ihr nur schaden, denn es werde sie voraussichtlich mit ihren Glaubensgenossen und Gemeinden in Conflikt bringen. Auch sei d'Alembert zu einer solchen Versicherung durchaus nicht berechtigt; der Genfer Clerus habe das Credo, welches er ihm zuschreibe, niemals abgelegt. Möglich zwar, daß einzelne seiner Mitglieder dasselbe anerkennen. Doch dürfe man dies nicht behaupten, so lange man es nicht bestimmt wisse, und wenn vielleicht der Eine oder Andere dem Verfasser davon Mittheilung gemacht habe, so sei das jedenfalls im Vertrauen geschehen. Wie dem aber auch sein möge, es stehe fest, daß die fragliche Doktrin in der Genfer Kirche nicht gelehrt werde. Rousseau ist weit entfernt, sie deshalb tadeln zu wollen. Er macht es Niemandem zum Vorwurfe, wenn er nicht glaubt, was er zu glauben außer Stande ist, etwa die Ewigkeit der Höllenstrafen nicht gelten lassen will. Er giebt sogar zu, daß Ansichten dieser Art Denjenigen, welche sie haben, nicht selten zur Ehre gereichen, weil sie Toleranz und Humanität mit sich zu bringen pflegen. Sofern sie aber die einer besondern Sekte sind, welche für häretisch gilt, darf man sie Niemandem beilegen, der sie nicht ausdrücklich als die seinigen anerkannt hat.

Indeß Rousseau erinnert sich, daß das theologische Gebiet eigentlich außerhalb seiner Kompetenz liegt. Er geht daher zu einem

anderen Gegenstande über, dessen Erörterung ihm, wie er glaubt, schon eher zustehen dürfte. Die Aufforderung, welche d'Alembert an seine Vaterstadt gerichtet, in ihrer Mitte ein Theater zu gründen, hat ihn nicht wenig überrascht. Er findet es sonderbar, daß ein Fremder, welcher dem Genfer Staate und Volke im Grunde ganz ferne steht, und mit den dortigen Lebensverhältnissen kaum hinlänglich vertraut sein kann, sich veranlaßt sieht, einen solchen Rath zu ertheilen. Doch will er die Motive, welche ihn dazu bestimmt haben mögen, nicht näher untersuchen. Gewiß ist, daß es vor d'Alembert keinem Philosophen in den Sinn gekommen, einem freien Volke, einer kleinen Stadt und einem armen Staate die Errichtung einer Bühne zu empfehlen. Ein Mann, wie Tacitus, würde — Rousseau zweifelt nicht daran — andrer Meinung gewesen sein, als das berühmte Mitglied der Pariser Akademie. Aber auch er selbst kann sich mit dessen Vorschlage nicht befreunden; vielmehr erregt ihm derselbe manche ernste Bedenken, die er um so weniger verschweigen darf, da es sich nicht blos um eine abweichende theoretische Ansicht, sondern um eine praktische, das Wohl und Wehe des Vaterlandes unmittelbar berührende Frage handelt. Zwar wird man es in gewissen Kreisen vielleicht für überflüssig halten, die Berechtigung des Theaters noch jetzt einer eingehenden Prüfung zu unterziehen. Aber wie bestimmt die Ansichten über ihren Werth oder Unwerth auch auftreten mögen, die wahren Wirkungen der Bühne sind noch keineswegs genügend ermittelt und festgestellt worden. Auch ist das nicht zu verwundern; bis dahin haben sich nur Weltleute oder Männer der Kirche mit dieser Frage beschäftigt, die für die Einen wie für die Anderen schon vor Beginn der Untersuchung entschieden war. Von vorn herein für oder gegen das Theater eingenommen, konnten und können sie sich damit begnügen, dasselbe einfach als eine preiswürdige Institution anzuerkennen, oder aber als eine fluchwürdige Einrichtung zu verwerfen. Eine unbefangene Erörterung seines Werthes und Einflusses, des Verhältnisses, in welchem es zur Moral und Politik, zu den Sitten und öffentlichen Institutionen steht, der guten oder schlimmen Wirkungen, die es sowohl immer und überall, wie in einem gegebenen Staate und Volke zu haben geeignet ist, war und ist von ihnen nicht zu erwarten.

In der That ist der Versuch Rousseau's, die ethische Seite der Bühne, ohne Rücksicht auf religiöse Motive, in einem weiteren, Leben und Sitte des gesammten Volkes einschließenden Umfange zu behandeln, soviel wir wissen, der erste seiner Art. Verdient er schon deshalb Beachtung, so hat doch auch die Ausführung nicht geringen Werth, obgleich sie durch das negative Resultat, zu welchem sie hinführen soll, von allem Anfange an bedingt und beschränkt wird. —

Zunächst, so beginnt Rousseau, springt in die Augen, daß das Schauspiel der Unterhaltung dient, ein Vergnügen ist. Nun sind Vergnügungen für den Menschen zwar gut und heilsam, aber nur, sofern er ihrer nothwendig bedarf. „Jeder nutzlose oder überflüssige Zeitvertreib wird für ein Wesen, dessen Leben so kurz und dessen Zeit so kostbar ist, zu einem Uebel“.

Daß auch der Besuch des Theaters in die Kategorie der unnöthigen Unterhaltungen gehört, unterliegt keinem Zweifel. Die wahren Freuden und Genüsse des Menschen, die einzigen, welche seiner Natur entsprechen, sind nicht auf der Bühne zu suchen. Sie entspringen aus seinen Arbeiten, seinen Bedürfnissen, aus den Beziehungen, welche ihn mit der Natur und mit Seinesgleichen verknüpfen. Auch wird, wer sie kennt und sich ihnen unbefangen hingiebt, bei dem gesunden Sinne, welchen er sich eben damit bewahrt, für Vergnügungen anderer Art wenig empfänglich sein. Eltern, Kinder, Freunde, Bürger haben als solche so theure Pflichten zu erfüllen, daß ihnen kein Augenblick übrig bleibt, um sich zu langweilen. Je besser man die Zeit benutzt, um so weniger ist man geneigt, sie zu vergeuden. Die Gewohnheit der Arbeit macht die Unthätigkeit unerträglich, und ein gutes Gewissen ertödtet den Hang zu frivoler Unterhaltung. Es ist die Unzufriedenheit mit sich selbst, die schwere Last des Müssigganges, der Verlust aller einfachen und natürlichen Neigungen, was den Menschen antreibt, in der Ferne zu suchen, was er in nächster Nähe finden kann und soll. Auch das Interesse am Schauspiele hat in der Regel keine besseren Motive. Man geht in's Theater, um sich selbst zu entfliehen; weil man weder geneigt, noch fähig ist, seine Theilnahme dem Nächsten, den Angehörigen, Freunden und Mitbürgern zuzuwenden, schenkt man sie eingebildeten, in Zeit und Raum fernstehenden Wesen. Man beweint das Unglück der Todten, um die Leiden der Lebenden zu vergessen; und wenn man sich mit diesen überhaupt noch beschäftigt, so geschieht es, um über sie zu lachen.

Wer könnte sagen, daß Rousseau Unrecht hat? Die große Mehrheit des Theaterpublikums besucht das Schauspiel wirklich nur, weil sie nichts Besseres zu thun weiß, und die müssigen Stunden durch einen amüsanten Zeitvertreib auszufüllen strebt. Auch läßt sich nicht leugnen, daß, wer seine ganze Kraft und Theilnahme der Familie, dem Staate, der Gesellschaft, kurz dem wirklichen Leben widmet, für das Abbild desselben auf der Bühne nur ein geringes Maß von Zeit und Interesse übrig behalten wird. Die Neigung, sich in einer fremden oder eingebildeten Welt zu bewegen, entsteht nur da, wo die gegebene Wirklichkeit nicht befriedigt. Eben die Mangel-

haftigkeit des Daseins, die Leere und Noth des inneren und äußeren Lebens, zwingt den Menschen, sich eine ideale Welt zu schaffen, welche ihn wenigstens vorübergehend über den Druck und die Misère der realen Zustände hinaushebt. Freilich würde Rousseau, wäre ihm auch dieser wirksamste Entstehungsgrund der dramatischen, wie überhaupt jeder Kunst klar gewesen, die Berechtigung derselben darum doch schwerlich anerkannt haben. Er hätte es ohne Zweifel, und von seinem Standpunkte aus mit Recht, als eine wunderliche Verirrung bezeichnet, die Mängel der Wirklichkeit nicht wahrhaft und unmittelbar, sondern auf einem Umwege, durch die Substituirung einer künstlichen Welt des Scheines, beseitigen zu wollen. Er hätte vielleicht hinzugefügt, daß die Zeit und Kraft, welche man gegenwärtig darauf verwende, dem Ideale ein apartes Dasein zu geben, weit besser dazu benutzt würde, es im Leben selbst zu verwirklichen, und am Ende gar behauptet, daß die Unvollkommenheit der realen Welt vorzugsweise eine Folge der scheinbaren Befriedigung sei, die man in ihrem idealen Gegenbilde zu finden sich gewöhnt habe.

Ist er auch weit entfernt, das irdische Leben des Menschen für unbedingt vollkommen zu halten, so gilt es ihm doch als wesentlich gut. Eben darum glaubt er, daß es in seiner unmittelbaren Wirklichkeit Jeden befriedigt, der sich ihm ohne Rückhalt liebevoll hingiebt, und daß es sich um so schöner gestaltet, je inniger Geist und Herz des Menschen sich ihm verbinden. Seine geringe Sympathie für die Werke der Kunst entspringt keineswegs aus Abneigung oder Gleichgültigkeit gegen das Ideal. Im Gegentheil hat sie darin ihren Grund, daß ihm die abstrakte Verwirklichung, welche es in ihnen findet, nicht genügt, weil seiner Ansicht nach das Leben selbst von ihm erfüllt werden kann und soll. Freilich werden Sein und Idee sich nie vollständig decken; Rousseau kann das um so weniger glauben, da der Dualismus von Geist und Stoff für ihn außer Zweifel steht. Er leugnet daher auch nicht, daß der Mensch, wie sehr ihn das unmittelbare Leben fesselt, doch der Erhebung über dasselbe bedarf. Diese aber soll er nicht in der Kunst, sondern in der Religion suchen und finden; der Aufschwung zu der reinsten und höchsten aller Ideen macht ihm die Verehrung des doch immer nur abgeleiteten, und in seiner Erscheinung mangelhaften Ideals entbehrlich, ja läßt sie selbst unstatthaft erscheinen. Wer die geistige Wesenheit Gottes so stark betont, wie Rousseau, sie so scharf dem natürlichen Dasein entgegenstellt und überordnet, kann in dem Kultus der Kunst, welche darauf ausgeht, den Geist in die Materie hinab zu ziehen, nur eine Art von Abgötterei erblicken. Es ist bekannt, daß Calvin ihn nicht anders ansah, und eben deshalb überall da, wo seine Lehre die herrschende wurde, die Pflege der Kunst keine Stätte fand. Rousseau aber hebt das religiöse Motiv zwar nicht

ausdrücklich hervor, doch ist es nicht zweifelhaft, daß er grade durch seinen Einfluß verhindert wurde, ein tieferes Verständniß vom Wesen der Kunst zu gewinnen, und an ihren Schöpfungen ein lebendiges Interesse zu nehmen. Sie war und blieb ihm, die Musik etwa ausgenommen, innerlich fremd, daher er auch, wo er näher auf sie eingeht, nicht sowohl sie selbst, als ihre äußeren Beziehungen in's Auge faßt.

So auch in dem vorliegenden Falle. Die Frage, was das Schauspiel an sich, ob es seiner Natur nach gut oder schlecht sei, wird zwar aufgeworfen, aber als zu vage und unbestimmt sofort beseitigt. „Die scenischen Darstellungen werden für das Volk veranstaltet; ihr absoluter Werth kann daher nur nach den Wirkungen bestimmt werden, welche sie auf dasselbe ausüben.“ Diese aber sind eben so verschieden, wie die Arten des Schauspiels selbst, die ihrerseits wieder je nach dem eigenthümlichen Charakter, den Neigungen und Sitten der einzelnen Völker mannigfach variiren. „Ein unerschrockenes, ernstes, grausames Volk fordert mörderische und gefahrvolle Feste, bei welchen man durch Muth und Kaltblütigkeit glänzen kann. Ein üppiges Volk verlangt Musik und Tänze; eine galante Nation will Liebe und feine Formen; ist sie munteren Sinnes, so wünscht sie Scherz und Stoff zum Lachen.“ Weil aber das Schauspiel immer und überall durch die Denk- und Lebensweise der Zeiten und Völker bedingt wird, kann es auch nur in dem Maße Geltung und Einfluß gewinnen, in welchem es den jedesmal herrschenden Interessen und Neigungen zu entsprechen, oder vielmehr zu schmeicheln weiß. Der sehr verbreitete Glaube an eine reformatorische Wirksamkeit der Bühne ist deshalb ein eitler Wahn. Weit entfernt, die Bewegung des öffentlichen Geistes irgendwie zu leiten, wird sie von ihr stets mit fortgerissen. Sie folgt dem Strome, in dessen Mitte sie gestellt ist; wollte sie sich ihm entgegenstemmen, er würde über sie hinweggehen. Indem sie ihm aber nachgiebt, verstärkt sie die Gewalt, mit welcher er seinem Ziele zurauscht. Im Allgemeinen ein Abbild der menschlichen Leidenschaften, deren Original in Aller Herzen lebt, ist sie durch die ihr wesentliche Tendenz, zu gefallen, genöthigt, dieselben in einem möglichst anziehenden und vortheilhaften Lichte erscheinen zu lassen. Niemand sieht sich gerne in einer Gestalt, welche ihm Widerwillen oder Verachtung gegen sich selbst einflößt; wollte die Bühne die Menschen darstellen, wie sie sind, es würde ihr bald an Zuschauern fehlen. Wahr ist freilich, daß sie einzelne Leidenschaften in dunkle, abschreckende Farben kleidet. Doch sind das solche, die nur ausnahmsweise auftreten, und ohnehin bei Jedermann einen natürlichen Abscheu erregen. Auch dienen sie stets dazu, an-

dere, die eben so wenig berechtigt, aber mehr nach dem Sinne des Publikums sind, zu größerer Geltung zu bringen. So weiß die Bühne selbst das, was allgemein perhorreszirt wird, für ihre Zwecke zu verwenden. Nur die Vernunft ist auf ihr nichts nütze; ein Mensch, welcher von keiner Leidenschaft beherrscht wird, würde Niemanden interessiren, und ein Stoiker in der Tragödie eine unerträgliche Figur, im Lustspiele höchstens einen Gegenstand des Gelächters abgeben.

Wie mit den Neigungen und Leidenschaften, so ist es auch mit den Ansichten und Sitten. Die Bühne kann sie nicht ändern, sondern nur copiren; sie darf sie nicht naturgetreu wiedergeben, sondern muß sie in einem verschönernden Spiegel reflektiren. Sie wirkt daher im Allgemeinen dahin, den Nationalcharakter schärfer auszuprägen, die natürlichen Neigungen zu steigern, und die Energie aller Leidenschaften zu erhöhen. Eben darum hängt ihr Werth oder Unwerth von dem der Triebe und Strebungen ab, welche grade vorherrschen. Sind diese schlecht, so ist ihr Einfluß jedenfalls verderblich; sind sie an sich gut, so könnte man geneigt sein, ihn für wohlthätig zu halten. Indeß fragt sich doch, ob die an sich guten Neigungen nicht, wenn sie zu heftig erregt werden, in Laster ausarten. Zwar behauptet die ästhetische Theorie, daß ihre Erregung durch die Bühne den Zweck habe, sie zu reinigen. Doch will das Rousseau nicht recht einleuchten; es kommt ihm vielmehr seltsam vor, „daß man, um besonnen und verständig zu werden, damit anfangen soll, rasend und närrisch zu sein". Sagt man aber, daß die Bühne im Zuschauer keineswegs immer die Affektionen ihres jedesmaligen Helden hervorrufe, sondern im Gegentheil meist die entgegengesetzten Empfindungen anrege, so erscheint ihm diese Versicherung ebenso grundlos, wie die andere, daß die unmittelbare Anschauung der Leidenschaften und ihrer Folgen genüge, um dieselben abzuwehren oder zu mäßigen. „Läßt etwa die Aufregung und die tiefe Bewegung, von welcher das Herz am Schlusse einer Tragödie, und noch geraume Zeit nachher erfüllt zu sein pflegt, eine besondere Disposition zur Beherrschung der eigenen Gefühle erwarten? Oder sind die lebhaften und ergreifenden Eindrücke, welche sich so oft wiederholen und uns zur Gewohnheit werden, geeignet, unsere Empfindungen und Affekte zu mildern? Ohne Zweifel kann das Gemälde der Leiden und Mühen, welche aus der Leidenschaft entspringen, von ihr zurückschrecken. Es ist aber nicht minder gewiß, daß das Abbild der Freuden und Genüsse, welche doch auch aus ihr hervorgehen, in weit stärkerem Maße zu ihr hinzieht. Auch übersieht man, daß alle Leidenschaften Geschwister sind, daß eine einzige ausreicht, um tausend andere in Bewegung zu setzen, und daß, wer die eine vermittelst der anderen zu bekämpfen meint, in Wahrheit das

Herz für alle empfänglich macht. Das einzige Werkzeug, um sie zu reinigen, ist die Vernunft; die Bühne aber, welche von diesem Läuterungsmittel keinen Gebrauch machen kann, reinigt nur die, welche man nicht hat, während sie die, welche man hat, schürt und anfacht."

Auch gegen diese Ansichten Rousseau's dürfte sich, glauben wir, was den Kern betrifft, kaum etwas Erhebliches einwenden lassen. Niemand zweifelt heut zu Tage daran, daß das Drama, wie jedes andere Kunstwerk, ein Produkt des herrschenden Zeit- und Volksgeistes ist, und nur in so weit auf Erfolg und Wirksamkeit rechnen kann, als es den Inhalt dieses Geistes zum Ausdrucke bringt. Auch wird Jeder, der an der sittlich bildenden Kraft der Bühne festhält, zugeben, daß die Bethätigung derselben durch den möglichst engen Anschluß an die allgemeine Denk- und Lebensweise bedingt wird. Man mag die weiteren Konsequenzen, zu welchen ihn seine Auffassung hinführt, in Frage stellen; jedenfalls bleibt es das Verdienst Rousseau's, dieselbe geltend gemacht, nachdrücklich auf den inneren Zusammenhang der Bühne mit dem Volksleben hingewiesen zu haben. Freilich erscheint ihm dieser Connex zunächst und vorzugsweise als ein Verhältniß der Abhängigkeit. Doch leugnet er deshalb nicht, daß die Bühne die Entwicklung der gegebenen Zustände weiter treibe. Er stellt im Grunde nur in Abrede, daß sie geeignet sei, dieselbe in ethischer Beziehung zu fördern. Weil sie gezwungen ist, sich der schlechten Wirklichkeit zu accommodiren, kann sie seiner Ansicht nach das sittliche Ideal nicht zur Anerkennung bringen. Es würde nicht eben schwer sein, diese Behauptung prinzipiell mit Erfolg zu bestreiten. Indeß würde man dann nur gegen Windmühlen kämpfen. Denn Rousseau denkt nicht daran, die bloße Möglichkeit einer sittlich veredelnden Bühnenwirkung in Zweifel zu ziehen. Er leugnet aber, daß, was an sich denkbar und vielleicht auch hin und wieder, unter besonders günstigen Umständen, ausführbar sei, da in Betracht komme, wo es gelte, eine öffentliche Institution nach ihrer allgemeinen thatsächlichen Wirksamkeit zu würdigen.

Ebenso würde es ihn schwerlich in seiner Ueberzeugung irre gemacht haben, hätte ihm Jemand zu beweisen versucht, daß er den Begriff der Katharsis keineswegs in seiner ganzen Tiefe und Bedeutung erfaßt habe. Bereit, die erhebende und befreiende Wirkung der Tragödie einzuräumen, wäre er doch vermuthlich der Meinung gewesen, daß sie nur unter Voraussetzungen statthabe, die äußerst selten zutreffen, und wenn dies der Fall, sie entbehrlich machen. In der That konnte er bei seiner Stellung zur Sache mit Recht erinnern,

daß, wer vermöge seiner geistigen und sittlichen Bildung im Stande sei, die Höhen und Tiefen der tragischen Weltanschauung auf- und niederzusteigen, einer Reinigung seiner Leidenschaften nicht weiter bedürfe. Er konnte nicht minder hinzufügen, daß der große Haufe Derer, für welche eine solche am Orte sein möchte, sie im Theater schon deshalb nicht findet, weil er demselben, wollte es mit Ansprüchen dieser Art an ihn herantreten, den Rücken kehren würde. Die leeren Bänke bei der Aufführung classischer Dramen von idealem Gepräge beweisen zur Genüge, wie wenig die Besucher des Schauspiels im Allgemeinen für die Eindrücke empfänglich sind, welche seine gebildeten Verehrer hervorheben, wenn sie seine wohlthätigen Wirkungen preisen. Die große Masse verlangt Anregung und Nahrung für ihre meist trivialen oder unreinen Neigungen, und da die Bühne ohne sie nicht bestehen kann, so finden sie auch, was sie suchen. Diese Thatsache, die heute ebenso gilt, wie vor hundert Jahren, und wohl auch künftig gelten wird, kann zwar die Berechtigung des Schauspiels nicht aufheben, stellt aber seine ethische Wirksamkeit sehr in Frage. Rousseau ist vollkommen befugt, sie den Lobrednern des Theaters gegenüber als eine entscheidende Instanz zu betonen. Denn es ist ziemlich gleichgültig, ob irgend ein einzelnes Drama von tieferem Gehalte auf einen beschränkten Kreis von höherer Bildung einwirkt. Es kommt vielmehr auf den Einfluß an, welchen die Gesammtheit der Bühnenwerke, wie sie eben sind und sein können, auf das große Durchschnittspublikum zu üben geeignet ist.

Rousseau geht indeß noch einen Schritt weiter. Er meint, daß, selbst wenn die Bühne den Grad der Vollendung erreichen könnte, dessen man sie fähig glaubt, und das Publikum ihr eine möglichst große Empfänglichkeit entgegen brächte, ihre Wirkungen doch nur sehr geringfügig sein würden, weil es ihr an Mitteln fehle, sie fühlbar zu machen. „Es giebt nur drei Wege, auf welchen man die Sitten eines Volkes modifiziren oder umbilden kann: die Kraft der Gesetze, die Macht der öffentlichen Meinung und der Reiz des Vergnügens.“ Die Gesetze aber finden im Theater keinen Raum, sich geltend zu machen; der geringste Zwang würde in eine Qual verwandeln, was seiner Natur nach ein Genuß sein soll. Daß die öffentliche Meinung in diesem Falle machtlos ist, versteht sich von selbst; sie hängt nicht von der Bühne, sondern diese von ihr ab. Was endlich das Vergnügen betrifft, welches der Besuch des Schauspiels gewährt, so „hat er eben nur die Folge, daß man ihn öfter wiederholt.“ Der Bühne steht somit keines der Werkzeuge zu Gebote, mittelst deren Geist und Sinn der Menschen in der Regel bearbeitet wird. Eben so wenig verfügt sie über andere, die ihr dieselben ersetzen könnten.

Freilich behauptet man, daß sie, gut geleitet, Liebe zur Tugend und Haß gegen das Laster einflöße. Doch ist das nur eine Täuschung. „Hat man nicht die Guten geliebt und die Bösen gehaßt, als es noch keine Schauspiele gab? Und sind diese Empfindungen etwa schwächer an Orten, welche der Bühne entbehren?" Was die Natur dem Herzen des Menschen eingepflanzt hat, braucht die Kunst nicht erst hinein zu legen, und die Liebe zum Guten und Schönen ist ein ebenso natürliches Gefühl, wie die Abneigung gegen das Schlechte und Häßliche. Der dramatische Dichter weckt sie nicht; er findet sie vor, und regt sie nur an, weil und sofern sie bereits vorhanden ist. Er kann diese angebornen Empfindungen nicht in's Leben rufen; wohl aber ist er im Stande, ihre Kraft abzuschwächen. Rousseau zweifelt nicht, daß Jemand, den man mit den Verbrechen einer Phädra oder Medea zum Voraus bekannt macht, sie am Anfange der betreffenden Dramen mehr verabscheut, als am Schlusse derselben.

„Wäre die Schönheit der Tugend das Werk der Kunst, so würde dieselbe sie wahrscheinlich schon längst entstellt haben." Gewiß ist, daß sie wenig oder nichts dazu beiträgt, sie zu erhöhen. Selbst die an sich guten und heilsamen Anregungen, welche die Bühne zu bieten vermag, sind nicht nur nutzlos, sondern sogar schädlich. Sie bleiben unfruchtbar, weil sie nur den eingebildeten Wesen zu Gute kommen, durch welche sie vermittelt werden. Es fehlt ihnen die Kraft, auf den Sinn des Menschen, der zwar das Gute ehrt und liebt, aber nur so lange, als es mit seinem persönlichen Interesse nicht collidirt, so einzuwirken, daß er sich veranlaßt sieht, sie im wirklichen Leben zu bethätigen. Sie wirken nachtheilig, weil sie die Theilnahme, welche der Mensch seinem Nächsten zuwenden sollte, durch das Interesse für bloße Chimären vorwegnehmen. Die Bewunderung der großen und schönen Thaten, welche die Bühne vorführt, enthebt der Mühe, selbst groß und würdig zu handeln, und wer über erdichtetes Unglück Thränen vergießt, mag an dem wirklichen Elende trockenen Auges vorübergehn. Die Huldigung, welche er der Tugend durch seine Rührung dargebracht, befreit ihn von jeder weiteren Verpflichtung gegen sie; seiner schönen Seele sich bewußt, hat er weder Lust, noch Anlaß, von dem leidigen Jammer dieser Welt Notiz zu nehmen. Beweisen doch die sublimen Empfindungen, welche das Drama in ihm wachgerufen, hinlänglich, daß er fähig ist, sich für alles Große und Schöne zu begeistern. Was will man mehr? Etwa daß er das Gute, welches solche Macht über ihn hat, auch selbst ausübe? Das wäre zu viel verlangt. Ist er doch kein Schauspieler!

Man mag diese Aeußerungen Rousseau's übertrieben und einseitig finden; ganz unwahr sind sie nicht. Die Bühne bietet dem

Menschen in der That Gelegenheit, sich der besseren und edleren Regungen seiner Natur mühelos zu erfreuen. Ist das vielleicht einer ihrer wesentlichen Vorzüge, so läßt sich doch auch nicht leugnen, daß dieser Selbstgenuß des noblen Gefühls, wenn er zur Gewohnheit wird, das thatkräftige Interesse an der äußeren Umgebung abschwächt. Man bemerkt oft genug, wie gut sich die lebendige und innige Theilnahme für die Helden der Bühne mit einer gefühllosen Gleichgültigkeit gegen die wirklichen Menschen verträgt, und Rousseau hat am Ende nicht so Unrecht, wenn er die eine als die Ursache der anderen ansieht. Das Theater ist, wenngleich ein Abbild der wirklichen Welt, doch auch eine Welt für sich; es hat seine besondere Sprache und Tracht, seine eigenthümlichen Regeln und Maximen. Kein Wunder, daß auch die Moral, welche es etwa predigt, die Grundsätze und Tugenden, welche es feiert, nur ihm angehörig erscheinen, nur innerhalb seiner Räume Werth und Geltung haben, und eben deshalb außerhalb derselben unbedenklich verleugnet werden. Wer sie im gemeinen Leben zur Richtschnur seines Verhaltens nehmen wollte, würde sich ebenso lächerlich machen, als wenn es ihm in den Sinn käme, „in Versen zu sprechen, oder sich in eine römische Toga zu hüllen.“ Ist aber das Gute und Edle, wie es auf der Bühne erscheint, eine bloße Spielerei, so liegt es allerdings nahe, dasselbe auch im Leben als solche zu behandeln.

Nothwendig ist dies freilich nicht, und Rousseau geht offenbar zu weit, wenn er meint: „Die vortheilhafteste Wirkung der besten Tragödie besteht darin, alle Pflichten des Menschen auf einige vorübergehende und unfruchtbare Regungen zu beschränken.“ Zwar bemerkt er sehr richtig, daß „Alles, was auf der Bühne zur Darstellung gelangt, uns nicht näher tritt, sondern im Gegentheil ferner rückt.“ Dies ist sogar um so mehr der Fall, je vollendeter die Schöpfungen sind, welche sie vorführt. Das ideale Abbild des Lebens hat mit diesem nur die Grundzüge gemein, und es kann deshalb leicht geschehen, daß, wer sich der Betrachtung desselben hingiebt, seinen Gegenstand darüber aus dem Auge verliert. Andrerseits aber verleiht grade das Ideal der Wirklichkeit einen höheren Werth, welcher unwillkürlich dazu drängt, ein innigeres und nicht selten zugleich thätiges Interesse an ihr zu nehmen. Rousseau sieht nur den Schatten, in welchen ein schönes Bild das Original zu stellen pflegt, nicht das hellere und reinere Licht, welches es über seinen Gegenstand ausgießt. Wenigstens hält er dafür — denn das eigene Auge ist nicht so blöde — daß die Sehkraft der meisten Menschen nicht ausreiche, die zwiefache Wirkung gleichzeitig wahrzunehmen. Und darin irrt er sich schwerlich. Es scheint, daß das Licht der Idealität die Menge, falls sie sich ihm überhaupt aussetzt, mehr blendet,

als erleuchtet. Ob es deshalb rathsam ist, dasselbe unter den Scheffel zu stellen, ist eine andere Frage. Geben wir auch Rousseau zu, daß die ethisch fördernde Wirksamkeit der Bühne keineswegs so groß ist, wie ihre Verehrer zu seiner Zeit behaupteten, so ist sie doch auch nicht so geringfügig, und jedenfalls ihr positiv schädlicher Einfluß nicht so durchgreifend, wie er selbst annehmen zu müssen glaubt.

Wenn ihm aber die höhere Gattung des Drama's, die ideale Tragödie, schon so ernste Bedenken erregt, so läßt sich erwarten, daß das gewöhnliche Schauspiel noch weniger Gnade vor seinen Augen findet. Allerdings „schließt sich dasselbe an die realen Lebensverhältnisse näher an, und kann es insofern leichter auf sie zurückwirken. Doch indem es Ton und Sitte der Welt wiedergiebt, verbessert es sie nicht, es schildert sie nur, und ein häßliches Gesicht erscheint dem, welchem es angehört, eben nicht häßlich“. Will man aber durch Uebertreibung den Eindruck verstärken, so giebt man Natur und Wahrscheinlichkeit preis, und das Gemälde bleibt wirkungslos. Auch macht die Carikatur ihren Gegenstand nicht verhaßt, sondern nur lächerlich. Und das hat die schlimme Folge, daß man aus Furcht, lächerlich zu erscheinen, vor dem Schlechten nicht mehr zurückschreckt. „Denn die guten Menschen lachen nicht über die schlechten; sie vernichten sie durch ihre Verachtung, und nichts gleicht weniger dem Scherze, als der Unwille der Tugend. Dagegen ist das Lächerliche die Lieblingswaffe des Lasters. Indem es vermittelst derselben die der Tugend gebührende Hochachtung in der Tiefe des Herzens angreift, ertödtet es schließlich die Liebe, welche man zu ihr hegt“. Es bedient sich ihrer aber nicht blos, „weil sie die wirksamste ist, sondern mehr noch, weil es ihm an sich Vergnügen macht, sie zu gebrauchen.“ Die Freude am Lächerlichen entspringt nach Rousseau's Ansicht aus einem sittlichen Gebrechen des menschlichen Herzens und ist daher, weil seinem Wesen verwandt, vorzugsweise dem schlechten Menschen eigen. Eben deshalb hält er das Lustspiel für unbedingt verwerflich; je anziehender und vollendeter es ist, um so nachtheiliger ist es auch.

Natürlich in sittlicher Rücksicht, denn, um hier nochmals daran zu erinnern, es handelt sich nicht um den ästhetischen, sondern lediglich um den moralischen Werth des Drama's. Gewohnt, wie wir es sind, bei der Würdigung der Bühne und ihrer Leistungen den letzteren gar nicht, oder doch nur insofern in Betracht zu ziehen, als er durch den ersteren bedingt und motivirt wird, macht eine Erörterung, welche ihn als die entscheidende Instanz in die erste Linie stellt, auf uns einen etwas fremdartigen Eindruck. Für Rousseau verstand sich diese Auffassung, auch abgesehen von seiner persönlichen

Sympathie, von selbst; die Denkweise seiner Zeit brachte es mit sich, daß die Berechtigung der Bühne von ihrer ethischen Bedeutung abhängig erschien. Wer für sie eintrat, machte vor Allem geltend, daß sie eine allgemein zugängliche Schule der sittlichen Bildung sei oder doch sein könne. Wollte man sie mit Aussicht auf Erfolg bekämpfen, so mußte man eben diese Eigenschaft in Frage stellen. Der Tragödie gegenüber hatte das seine Schwierigkeit; in Bezug auf das Lustspiel war es schon deshalb eher thunlich, weil auch die Freunde desselben seinen moralischen Einfluß nicht grade betonten. In der That fiel es, und fällt es auch gegenwärtig kaum Jemandem ein, das Komische als eine ethische Potenz von positiv bildender Kraft zu betrachten. Die Einsicht, daß es dennoch eine solche ist, liegt nicht so nahe; man begnügt sich daher im Allgemeinen damit, sein Verhältniß zur Ethik dahin gestellt zu lassen, oder doch als irrelevant zu bezeichnen. Daß Rousseau es in den Vordergrund rückt, verdient um so mehr Beachtung, da er es in seinem innersten Kerne ergreift. Ihm gilt das Prinzip des Komischen, sein immanenter Grund und Zweck, als ein an sich Böses. Mit welchem Rechte, wollen wir nicht untersuchen. Ohne Zweifel ist es seine negative, auflösende und zersetzende Kraft, welche ihm diese entschiedene Antipathie einflößt. Er hat auf seinem subjektiven Standpunkte ein zu direktes Interesse an dem Bestande der individuellen Lebenserscheinungen, als daß er in das vernichtende Gelächter der komischen Bühne einstimmen, oder es auch nur gleichmüthig anhören könnte. Es bedarf eines hohen Grades von innerer Freiheit, und eines durchaus objektiven Sinnes, um die Schöpfungen echter Komik mit reiner Freude hervorzubringen und zu genießen. In der Regel, das läßt sich nicht leugnen, entspringt das Vergnügen, welches sie gewähren, aus sehr unlauteren Motiven, aus einer wenn auch unbewußten Schadenfreude an der fremden Nichtigkeit einer-, und aus einer ebenso unwillkürlichen Selbstüberhebung andrerseits. Rousseau wußte, wie schwer der Fluch der Lächerlichkeit auf dem lastet, welchen er trifft. Er hatte an sich selbst erfahren, auf welche Abwege die Furcht vor ihm den Menschen bringen kann. Um so eher begreift sich, daß ihm, was so leicht den sittlichen Sinn trübt und verwirrt, auch an sich unsittlich zu sein schien.

Uebrigens leidet das Lustspiel an demselben Gebrechen, an welchem auch die Tragödie krankt. Wenn diese „die wahren Beziehungen der Dinge über das Niveau der Menschheit hinaushebt, so drückt jene sie unter dasselbe herab". Beide stellen dar, was *nicht* ist; beide lassen die Wirklichkeit zwischen Mangel und Uebertreibung als eine nutzlose Sache zur Seite liegen. Kein Wunder, daß diese

wunderliche Nachahmung nicht die Kraft hat, die Natur der Menschen und Dinge zu ihrem Vortheile zu ändern. Hätte sie freilich nur diese negative Wirkung, so könnte man sie am Ende als eine unschuldige Spielerei ruhig hinnehmen. Indeß, während das Gute, welches sie schaffen soll, sehr problematischer Art ist, unterliegt das Schlimme, welches sie wirklich im Gefolge hat, keinem Zweifel. Rousseau hält damit die Frage nach dem Werthe oder Unwerthe der Bühne bereits für entschieden. Doch will er zum Ueberflusse durch ein näheres Eingehen auf ihre faktisch vorliegenden Leistungen zeigen, daß die Ergebnisse seiner prinzipiellen Untersuchung auch durch die Erfahrung bestätigt werden. Natürlich entnimmt er seine Belege der französischen Dramatik. Nur sie war ihm bekannt genug, um eine eingehende Analyse zu gestatten. Auch verdiente sie schon deßhalb den Vorzug, weil das projektirte Genfer Theater, falls es wirklich zu Stande kam, sich in Betreff seines Repertoires lediglich auf sie angewiesen sah. Rousseau selbst betont den zweifellosen Vorrang, welchen die französische Bühne vor jeder anderen behaupte. Sie ist nach seiner Ansicht „ohne Widerrede die vollendetste und regelmäßigste, welche jemals bestanden; sie hat sowohl was die Annehmlichkeit betrifft, wie in Bezug auf den Nutzen, fast den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht". Möglich allerdings, daß ein genialer Kopf eine neue Gattung der dramatischen Dichtkunst erfindet, die denjenigen vorzuziehen ist, welche gegenwärtig allgemein anerkannt und im Gebrauche sind. Sie wird aber, da sie sich nur durch die ungewöhnliche Begabung ihres Urhebers halten kann, voraussichtlich mit diesem zu Grunde gehen, und seinen Nachfolgern, wollen sie anders gefallen und Interesse erregen, nichts übrig bleiben, als auf die gewöhnlichen Bühnenmittel zurückzugreifen. Und „diese bestehen für die Tragödie in berühmten Thaten, in großen Namen, Verbrechen und Tugenden, für das Lustspiel in Intriguen, oder scherzhaften Situationen und Charakteren, endlich für beide in der Liebe, welche in unserer Zeit ein fast unumgängliches Erforderniß jedes Bühnenwerkes geworden ist".

Vermuthlich hat Rousseau bei dem neuen Genre, welchem er eine gewisse, freilich nur vorübergehende Geltung zuschreibt, das bürgerliche oder Familiendrama im Auge, welches damals, besonders von Diderot gepflegt und empfohlen, für eine Weile in Aufnahme kam. Er sah richtig voraus, daß dasselbe keine durchgreifende und dauernde Anerkennung finden werde; von der französischen Bühne wenigstens ist das zweideutige Horoskop, welches er ihm stellte, nicht dementirt worden. Er ist daher in seinem Rechte, wenn er in der Würdigung ihrer Produktionen von ihm absieht, und sich auf die beiden Hauptgattungen des classischen Dramas beschränkt. Daß seine

Charakteristik derselben weder erschöpfend, noch allseitig gerecht sein kann, versteht sich bei dem beschränkten Gesichtspunkte, welchen sie unverrückt festhält, von selbst. In dieser Beschränkung aber ist sie vortrefflich; sofern es der dramatischen Kritik zusteht, den Maßstab der einfachen, allgemein gültigen Moralgesetze anzulegen, kann sie kaum schärfer treffen und tiefer eindringen. Die gefeiertsten Dichter, die gepriesensten Meisterwerke erliegen ihren vernichtenden Streichen. Wir wollen auf das Detail ihrer Angriffe hier nicht eingehen; es genügt, die Bemerkungen allgemeiner Art hervorzuheben, zu welchen sie Anlaß giebt.

Was zunächst die Tragödie angeht, so pflegen die Vertreter ihrer ethischen Bedeutung besonders den Umstand hervorzuheben, daß die Tugend in ihr stets belohnt, das Laster aber bestraft werde. Indeß träfe diese Voraussetzung auch allgemein zu, das Gericht, welches auf der Bühne über Gute und Böse gehalten wird, würde doch ohne Wirkung bleiben. Die Zuschauer wissen sehr wohl, daß es nur erdichtete Personen und Handlungen sind, welche von ihm betroffen werden, und sie denken um so weniger daran, das Walten der Nemesis auf das wirkliche Leben auszudehnen, da sie im Schauspiele ihr Ziel meist auf sehr ungewöhnlichen Wegen erreicht, die der natürliche Lauf der menschlichen Dinge nicht kennt. Doch davon abgesehen, entbehrt die obige Annahme in der Regel auch der thatsächlichen Begründung. Und sie muß ihrer entbehren, denn es ist eben nicht die Aufgabe des tragischen Dichters, über Tugend und Laster zu Gericht zu sitzen. Er würde sogar, wollte er sich dazu berufen glauben, nicht selten Gefahr laufen, seinen eigentlichen Zweck zu verfehlen. Für ihn ist der sittliche Werth der darzustellenden Personen und Handlungen gleichgültig; gut oder schlecht, er kann sie verwerthen, wenn sie nur durch einen gewissen Anschein von Größe imponiren. Es ist daher nicht zu verwundern, daß die Bühne große Bösewichter ebenso feiert und verherrlicht, wie die wahrhaft preiswürdigen Heroen der Menschheit.

Allerdings, fügt Rousseau hinzu, ist es nicht die Katastrophe allein, welche über die moralische Wirkung einer Tragödie entscheidet. Gelingt es ihr, der leidenden Tugend eine größere Theilnahme zuzuwenden, als dem triumphirenden Laster, so genügt sie den Anforderungen, welche vom sittlichen Standpunkte aus an sie zu stellen sind. Doch ist das leider nur selten der Fall; Dramen, wie der Britannikus Racine's, in welchen der verfolgte Held zwar untergeht, sich aber die allgemeine Sympathie zu gewinnen und zu erhalten weiß, bilden die Ausnahme. Weit öfter erscheint der Schuldige, wenn ihn auch schließlich das Verhängniß ereilt, in einem so günstigen Lichte, daß

er das ganze Interesse des Publikums auf sich concentrirt. Ein kühner, unerschrockener Sinn, hohe geistige Begabung, Kraft und Festigkeit der Seele dienen dazu, die nichtswürdigsten Schurken, Betrüger und Verbrecher, einen Katilina, Mahomet, Atreus ꝛc., der Achtung und Theilnahme der Zuschauer zu empfehlen. Der verworfene Bösewicht spielt die Rolle eines großen Mannes, und die Frevel eines Banditen werden bewundert, weil sie den Thaten des Helden gleichen. Die schändlichsten Gräuel, selbst Eltern- oder Verwandtenmord, weiß man mit Hülfe gewisser Voraussetzungen so darzustellen, daß sie erlaubt oder doch verzeihlich erscheinen. Wer fühlte sich nicht geneigt, eine Phädra zu entschuldigen, obgleich sie einer ruchlosen Leidenschaft fröhnt und unschuldiges Blut vergießt? Syphax, der seine Gattin vergiftet, Horatius, der die Schwester erdolcht, Agamemnon, wenn er die Tochter opfert, Orest, der die eigene Mutter erwürgt, sind nichtsdestoweniger interessante Persönlichkeiten. Das Parterre mag sich an ihnen um so mehr erbauen, da sie zugleich bemüht sind, ihre Gedanken und Grundsätze, in das glänzende Gewand schöner Verse gekleidet, in einem ausdrucksvollen und imponirenden Tone vorzutragen.

Daß die Bühne darauf ausgeht, die öffentliche Achtung, welche allein dem rechtschaffenen Menschen gebührt, der gewandten Bosheit zuzuwenden, findet Rousseau nicht grade auffallend. Sie folgt eben nur dem Geschmack und der Denkweise einer Zeit, in welcher das Wissen, Geist und Muth allein Bewunderung erregen, während die sanfte, bescheidene Tugend unbeachtet und ungeehrt bleibt. Mehr befremdet es ihn, daß sie sich zur Unterhaltung eines Volkes, welches sich vor allen anderen durch einen milden, humanen Sinn auszeichnet, mit Gräueln schmückt, deren bloße Vorstellung schaudern macht. Giebt es doch kaum irgend eine nennenswerthe Tragödie, in welcher nicht moralische Ungeheuer und scheußliche Handlungen vorgeführt werden. Möglich, daß ihr diese ein größeres Interesse verleihen; sie sind aber jedenfalls insofern gefährlich, als sie die Augen der Zuschauer an Verbrechen und Schandthaten gewöhnen, welche sie gar nicht kennen, ja nicht einmal für denkbar halten sollten. Man kann die Wahl solcher Stoffe nicht damit rechtfertigen, daß sie auch von der klassischen Bühne benutzt wurden. Wenn die Griechen sich Darstellungen dieser Art gefallen ließen, so geschah es, weil sie ihnen den Inhalt ihrer nationalen Ueberlieferungen, die zu jeder Zeit unter dem Volke umliefen, vergegenwärtigten. Was aber für sie natürlich und zweckmäßig war, paßt darum noch keineswegs für uns. Indeß ist glücklicher Weise der verderbliche Einfluß dieser unzeitigen Nachahmungen weniger durchgreifend, als man erwarten sollte. Die Tragödie, wie sie gegenwärtig besteht, liegt uns so ferne, sie führt uns so

gigantische, so durchaus chimärische Wesen vor, daß das Beispiel ihrer Laster kaum in höherem Grade ansteckend wirkt, als das ihrer Tugenden zur Nacheiferung reizt.

Anders verhält es sich mit dem Lustspiele. Weil es in Sitten und Menschen dem wirklichen Leben weit näher steht, wirkt es durch seinen unsittlichen Inhalt auf Geist und Sinn der Zuschauer höchst nachtheilig ein. Gewiß hat die komische Bühne keine vollendeteren Schöpfungen aufzuweisen, als die Lustspiele Molière's. Rousseau bewundert die geniale Begabung des Mannes, und steht nicht an, ihn „den größten komischen Dichter aller Zeiten und Völker" zu nennen. Seine Werke aber sind eine Schule der Laster und schlechten Sitten, und selbst gefährlicher, als die Bücher, in welchen die Sittenlosigkeit offen gepredigt wird. Denn er geht überall darauf aus, die schlichte Einfalt und Güte lächerlich, List und Lüge dagegen interessant zu machen. Die guten Menschen, welche uns in seinen Stücken begegnen, schwatzen nur, während die schlechten handeln und meist die glänzendsten Erfolge davontragen. Nur selten wird die Ehre des Beifalls dem Achtbarsten zu Theil; in der Regel fällt sie Denjenigen zu, welche die größte Schlauheit beweisen. Untersucht man diese Komik genauer, so wird man finden, daß ihre Hebel und Werkzeuge stets *moralische* Gebrechen, Fehler des Charakters, ihr Gegenstand aber *natürliche* Mängel und Schwächen sind. Ueberall wird die Einfalt von der Malice düpirt, der beschränkte Kopf das Opfer des bösen Herzens. Freilich ist das so der Welt Lauf. Doch dürfte es deshalb noch nicht rathsam sein, mit einem Anscheine von Billigung auf die Bühne zu bringen, was perfide Menschen ermuntern muß, die arglose Offenheit der redlichen Leute für ihre selbstsüchtigen Zwecke auszubeuten.

Auch übersehe man nicht, daß Molière, um für seine Späße einen möglichst mannigfaltigen Stoff zu gewinnen, die gesammte sociale Ordnung stört und verwirrt. Alle jene unantastbaren Beziehungen, die ihre sichere Grundlage bilden, werden von ihm rücksichtslos in Frage oder auf den Kopf gestellt. Er scheut sich nicht, die geheiligten Rechte der Eltern über ihre Kinder, wie die der Männer über ihre Frauen, der Herren über ihre Diener, dem Gelächter Preis zu geben. Je besser ihm das gelingt, um so größer ist seine Schuld. Schlimm genug, wenn man ihm zum Ruhme nachsagt, daß er selbst den ernsten, verständigen Mann durch den unwiderstehlichen Zauber seiner Darstellung zwingt, an Witzen und Spöttereien Gefallen zu finden, die seinen Unwillen erregen sollten. Nun wird zwar behauptet, daß er in seinen Dichtungen die menschlichen Laster züchtige. Vergleicht man indeß die, welche er angreift, mit denjenigen, welche er in Schutz nimmt, so dürfte sich herausstellen, daß

die letzteren weit schwerer in's Gewicht fallen, als die ersteren. Rousseau geht zur Begründung seines Urtheils auf einzelne Stücke näher ein, wobei er namentlich den Misanthropen, welcher auch von ihm als das bewunderungswürdige Meisterwerk Molière's anerkannt wird, einer ausführlichen, ebenso feinen, wie geistvollen Analyse unterwirft. Vielleicht ist es nicht blos der höhere Werth dieser Dichtung, was ihn bestimmt, grade sie einer genaueren Erörterung werth zu halten. Der Charakter ihres Helden hat mit dem seinigen eine zu große Aehnlichkeit, als daß er nicht hätte anziehen, und zu dem Versuche reizen sollen, ihn, wie überhaupt, so gegen den Dichter selbst in Schutz zu nehmen. Alceſt ist seiner Ansicht nach ein höchst achtbarer, durchaus rechtschaffener Mann; der Dichter aber macht ihn zu einer komischen Figur, indem er gewisse Eigenheiten, die allerdings geeignet sind, Heiterkeit zu erregen, so geschickt zu benutzen und in den Vordergrund zu rücken weiß, daß darüber der gediegene Inhalt, der tüchtige Kern seines Wesens ganz zurücktritt. Er geht selbst so weit, diesen Charakter, welcher, in seiner einfachen Wahrheit aufgefaßt, die allgemeinste Verehrung finden würde, absichtlich zu entstellen und herab zu ziehen, damit er in den Augen der Zuschauer lächerlich erscheine. Leider hat er diesen Zweck vollständig erreicht; es ist ihm nur zu wohl gelungen, die Tugend zu einem Gegenstande des lachenden Spottes zu degradiren.

Im Grunde hat er damit nur dem Werke, an welchem er in seinen sämmtlichen Dichtungen arbeitet, die Krone aufgesetzt. Von dem Bestreben geleitet, dem größten und einflußreichsten Theile des Publikums zu gefallen, machte Molière es sich zur Aufgabe, alle die Fehler und Schwächen zu verspotten, welche zu den Eigenschaften eines gewandten und liebenswürdigen Weltmannes im Gegensatze stehen. Nachdem er zu dem Ende in seinen übrigen Stücken eine Menge von Lächerlichkeiten bloß gestellt, blieb ihm nur noch übrig, auch die, welche die Welt am wenigsten verzeiht, die Tugend, dem öffentlichen Spotte preiszugeben. Und eben dies hat er in seinem Misanthropen gethan. Natürlich kann unter diesen Umständen von einer sittlichen Tendenz seiner Dichtungen nicht die Rede sein. Sie machen keinen Anspruch darauf, einen guten, redlichen Menschen zu bilden, oder die herrschenden Irrthümer und Laster zu beseitigen. Nur der Mann von Welt, dem es darum zu thun ist, in der Gesellschaft eine Rolle zu spielen, mag aus ihnen lernen, wie er sich vor dem Fluche der Lächerlichkeit zu hüten und zu schützen hat. Da sie lediglich den Beifall verderbter Herzen und Geister suchen, so ist ihre Moral entweder gradezu auf das Böse gerichtet, oder falls sie etwa das Gute predigt, nur um so gefährlicher, weil sie dasselbe in einer unwahren, heuchlerischen Fassung vorführt. Sie besticht durch den

Schein des besonnenen Verstandes, mit welchem sie ihre Maximen zu umkleiden weiß; sie setzt an die Stelle der strengen Rechtschaffenheit die laxen Grundsätze der Weltleute; sie versichert, daß die wahre Weisheit zwischen Tugend und Laster in der Mitte liege, und überredet die Zuschauer zu ihrer Befriedigung, daß man, um für einen redlichen Menschen zu gelten, nur eben kein ausgemachter Schurke zu sein brauche.

Sind das die moralischen Früchte, welche der grüne Baum der Molière'schen Komödie zeitigt, so läßt sich von dem ziemlich dürren Holze seiner Nachahmer natürlich noch weit weniger erwarten. Sie haben weder seinen Geist, noch seine Redlichkeit, streben aber nur um so eifriger und erfolgreicher dem Ziele zu, welches auch er im Auge hatte. Einige von ihnen bemühen sich, der ausschweifenden Jugend oder den sittenlosen Weibern zu schmeicheln. Sie haben zuerst jene trivialen Zweideutigkeiten in Umlauf gebracht, die der gute Geschmack ebenso verwirft, wie die Ehrbarkeit, gewisse Kreise aber auch jetzt noch als eine Würze der Unterhaltung ansehen. Andere, die in ihren Ausfällen eine größere Zurückhaltung beobachten, ermuntern die Spitzbüberei. Zu ihnen gehört Regnard, der es meisterhaft versteht, selbst für die gemeinen Verbrechen seiner Helden die Sympathie des Publikums zu gewinnen. Zwar haben die neueren Dichter, von besseren Absichten geleitet, Stücke von reinerem Inhalte geliefert. Doch fehlt es diesen an echter komischer Kraft, und eben darum an aller Wirkung. „Sie lehren viel, wenn man will, aber sie langweilen noch mehr; man könnte ebenso gut in die Predigt gehen". Rousseau hält es daher für überflüssig, sich eingehender mit ihnen zu beschäftigen. Er wendet sich lieber zu einem anderen Punkte, der für das gesammte moderne Drama charakteristisch und von durchgreifender Bedeutung ist.

Ohne Zweifel hat er Recht, wenn er die Liebe als das vornehmste Motiv, als den überall wiederkehrenden Angel- und Mittelpunkt des neueren Schauspiels bezeichnet. Auch ist es nicht unrichtig, wenn er den Grund dieser Thatsache in dem Umstande findet, daß das Interesse an einfachen, natürlichen Empfindungen, und, mit dem öffentlichen Volks- und Staatsleben, auch der Sinn für die großen Charaktere und Situationen, welche es zu schaffen pflegt, erloschen ist. Wo die Liebe zum Vaterlande und zur Menschheit ihre Kraft verloren hat, muß die persönliche Liebe zu einem dürftigen Ersatze dienen. Kein Wunder daher, daß die tragischen, wie die komischen Dichter sich um die Wette bemühen, diese Leidenschaft in immer neuen Formen und Farben darzustellen, daß die moderne Bühne von Sehnsucht und Zärtlichkeit überfließt, und unter dem Namen dramatische

Dichtungen nur noch Romane Beifall finden. Nun ist Rousseau zwar weit entfernt, die Liebe schlechtweg zu verwerfen, und unbedingt von der Bühne zu verbannen. Wie gut und berechtigt sie aber auch, gleich jedem anderen wohlgeordneten Affekte, sein mag, ihre Ausschreitungen sind gefährlich und doch nicht zu vermeiden. Es ist deshalb keineswegs rathsam, sie um ihrer selbst willen zuzulassen und ohne Weiteres als eine an sich gute Empfindung zu behandeln. Sie darf vielmehr nur in zweiter Linie zur Ergänzung anderer Gefühle von allgemeinem, objectivem Gehalte verwandt werden. Gewinnt sie auf der Bühne eine selbständige Geltung, wird sie sogar, wie das heut zu Tage der Fall ist, zur allmächtigen Beherrscherin derselben, so zieht diese Uebertreibung die bedenklichsten Folgen nach sich.

„Die Liebe ist das Reich der Frauen;“ sie sind seine geborenen Herrscherinnen, von ihnen erhält es seine Gesetze. Die Macht der Liebe ist daher gleichbedeutend mit der des weiblichen Geschlechtes; wächst die eine, so erweitert sich auch die andere. Eben deshalb führt der excentrische Cultus, welchen die Bühne der Liebe weiht, nothwendig dahin, die Geltung des Weibes über die gebührenden Grenzen auszudehnen. Er macht die Frauen und jungen Mädchen zu Lehrern des Publikums, giebt ihnen über die Zuschauer dieselbe Gewalt, welche sie über ihre Anbeter zu haben pflegen. Im Leben zwar wissen sie, obgleich sie über Alles urtheilen, im Grunde wenig oder nichts; im Theater aber schlagen sie, ausgerüstet mit dem Geiste und den Kenntnissen des Dichters, die Männer mit ihren eigenen Waffen aus dem Felde. Man gehe nur die Mehrzahl der neueren Dramen durch; stets sind es die Frauen, die Alles wissen und über Alles Aufschluß geben; nie fehlt auf der Bühne die Bonne, welche den Kindern im Parterre die Bissen mundgerecht macht. Als ob es unmöglich wäre, das schöne Geschlecht zu ehren, ohne das eigene zu erniedrigen. In Wahrheit freilich ist die Ehre, welche ihm so erwiesen wird, ein bitterer Spott. Jede verständige Frau wird diese Huldigung, weil sie eine kindische Eitelkeit voraussetzt, mit Unwillen zurückweisen und die Sitte der Alten vorziehen, welche ihre Hochachtung vor dem weiblichen Geschlechte dadurch bekundeten, daß sie es vermieden, dasselbe vor das Forum der Oeffentlichkeit zu ziehen. Jedenfalls liegt es nicht in ihrem Interesse, daß man sie auf der Bühne eine Rolle spielen läßt, welche sie im Leben nicht durchführen kann. Für die jungen Männer aber ist diese Täuschung gradezu verderblich. Gefesselt von dem Zauber, den die reizenden Gestalten der Bühne auf sie ausüben, haben sie nichts Eiligeres zu thun, als sich nach einer entsprechenden Geliebten umzusehen. Sie findet sich natürlich bald, doch die Wunder der Weisheit und Tugend dienen meist nur dazu, in den Sumpf der Thorheit und des Lasters zu locken.

Aus demselben Grunde aber, aus welchem in unseren Dramen die Frauen vor den Männern den Vorrang haben, haben ihn auch die jungen Leute vor den älteren. . Und diese Verkehrung der natürlichen Ordnung ist ebenso tadelnswerth, wie jene. Es versteht sich von selbst, daß da, wo die Liebe den eigentlichen Gegenstand der Darstellung bildet, das Interesse sich vorzugsweise den Verliebten zuwendet, und die bejahrteren Personen sich mit einer untergeordneten Stellung begnügen müssen. Ist das schon an sich schlimm genug, zumal wenn es zur Gewohnheit wird, so erscheint es noch weit anstößiger, daß die ihnen zugewiesene Stelle sie in der Regel entweder verhaßt oder lächerlich macht. Sind sie nicht selbst verliebt und damit eine Zielscheibe des allgemeinen Spottes, so stellen sie der Liebe der jungen Leute Hindernisse entgegen, und ziehen dadurch den Unwillen des Publikums auf sich. In der Tragödie läßt man sie als Tyrannen oder Usurpatoren auftreten, im Lustspiele als Wucherer, Pedanten oder unerträgliche Väter, die alle Welt hinter's Licht zu führen sucht. Allerdings giebt es einige Stücke, in welchen dem Alter eine würdigere Stellung zu Theil wird — Rousseau nimmt hier, wie öfter, Gelegenheit, seines persönlichen Gegners Voltaire ehrenvoll zu gedenken — doch können sie nicht genügen, um die Erniedrigung abzuwehren, in welcher die meisten dramatischen Dichter die Jahre der Weisheit, Erfahrung und Autorität zu zeigen lieben. Die Gewohnheit aber, im Theater das Alter stets in einem gehässigen Lichte, verhöhnt und verachtet zu sehen, trägt wesentlich dazu bei, daß es auch im Leben mit Geringschätzung behandelt wird.

Indeß sind diese Wirkungen nicht die einzigen, welche das Interesse an der Bühne, sofern es auf der Liebe beruht, hervorbringt. Es giebt deren noch andere von ernsterer Art, auf welche namentlich von Seiten der Geistlichkeit oft und mit Nachdruck hingewiesen worden. Zwar sagt man, daß die Gefahren, welche die Darstellung einer so verführerischen Leidenschaft im Gefolge haben könne, dadurch abgewandt würden, daß die Liebe auf der Bühne in einer berechtigten Form auftrete, daß sie hohe und edle Zwecke verfolge, auch nicht selten der Pflicht und Tugend weichen müsse, wo sie aber strafbar werde, der verdienten Züchtigung nicht entgehe. Indeß wäre dem auch so, und zuweilen ist es allerdings der Fall, so würde damit der in Rede stehende Vorwurf keineswegs entkräftet. Es kommt nicht darauf an, ob das Theater geradezu strafbare Leidenschaften erregt; die Hauptsache ist, daß es Herz und Seele zu zärtlichen Gefühlen und Neigungen disponirt, welche dann später auf Kosten der Tugend befriedigt werden. Vielleicht sind in dieser Beziehung die Bilder unschuldiger Liebe, welche es vorführt, sogar gefährlicher, als die Schilderungen einer zügellosen und verbrecherischen Leidenschaft. Bei diesen hebt

der Abscheu vor dem Laster die Wirkung mehr oder weniger auf; die Vorstellung der Unschuld aber verschönert die Empfindung, welche sie begleitet, und läßt den Eindruck derselben auch dann noch fest in der Seele haften, wenn sie selbst längst aus der Erinnerung verschwunden ist.

Die Behauptung ferner, daß der Anblick ihrer Schwächen geeignet sei, vor der Liebe zu schützen, ist völlig grundlos. Die Erfahrung beweist, daß die Zuschauer stets für den verliebten Schwächling Partei nehmen, und es nicht selten bedauern, wenn er schließlich seiner Neigung doch noch Herr wird. Auch ist durch die Schilderung ihrer traurigen Folgen noch nie Jemand vor einer maßlosen Leidenschaft bewahrt worden. Die Bilder der Liebe machen eben stets mehr Eindruck, als die Lehren der Weisheit, und wie man sie auch darstellen mag, sie wirkt verführerisch, oder sie ist nicht sie selbst. Ihre Kämpfe und Leiden machen sie rührender, als wenn sie keinen Widerstand zu besiegen hätte, und ihre traurigen Wirkungen, weit entfernt abzuschrecken, stellen sie nur in ein interessanteres Licht. Man sagt sich unwillkürlich, daß ein so köstliches Gefühl für Alles entschädigt; das Herz wird weich, ohne daß man es merkt; man nimmt von der Leidenschaft, was zur Freude führt, und läßt, was Schmerz bereitet, unbeachtet. Niemand glaubt sich verpflichtet, ein Held zu sein, und so führt die Bewunderung der ehrbaren Liebe dahin, daß man sich ohne Bedenken der strafbaren Neigung in die Arme wirft. Trägt doch auch die Bühne Sorge, daß die Zärtlichkeit immer nur im Geleite der Tugend auftritt. Stets sind die beiden Anbeter wahre Muster von Vollkommenheit; wie sollte man sich nicht für die Gefühle zweier Herzen interessiren, welche schon an sich eine gewisse Theilnahme einflößen? Rousseau zweifelt, daß sich unter allen Dramen der französischen Bühne auch nur ein einziges findet, in welchem nicht die gegenseitige Liebe den Beifall der Zuschauer gewinnt. Man geht sogar so weit, die Achtung oder die Geringschätzung, welche namentlich dem männlichen Theile zufällt, von dem größeren oder geringeren Erfolge seiner Bewerbung abhängig zu machen. Wird seine Neigung nicht erwiedert, so ist er für das Parterre ein Gegenstand des Mißfallens oder der Abneigung, während Gesinnung und Benehmen der Geliebten seiner Billigung gewiß sein können. Es gewinnt so fast den Anschein, als ob ein rechtschaffener Mann nothwendig verliebt, und ein verliebtes Mädchen zugleich auch tugendhaft sein müsse. Jedenfalls bleibt es sehr bedenklich, den jungen Leuten im Widerspruche mit der Wahrheit einzureden, daß Tugend und Liebe stets Hand in Hand gehen. Besser doch, man lehrt sie, der Illusion der Liebe zu mißtrauen, den Irrthum der blinden Neigung, welche sich stets auf Achtung zu stützen meint, zu fliehen, und der Besorgniß einigen Raum zu geben, daß

ihr tugendhaftes Herz sich einem, seiner unwürdigen Gegenstande hingeben könnte.

Rousseau ist demnach überzeugt, daß die Schilderungen der Liebe, was man auch thun möge, um sie nützlich oder doch unschädlich zu machen, nie aufhören werden, gefährlich zu sein. Er glaubt nicht minder gezeigt zu haben, daß die moralische Wirkung des Schauspiels weder gut, noch heilsam sein kann, weil jeder Nutzen, welchen es etwa bietet, durch die begleitenden Nachtheile mehr als aufgewogen wird. Während es aber nichts vermag, um die Sitten zu verbessern, wirkt es vielfach dahin, sie zu verschlechtern. „Wer daher das Schauspiel an sich nicht mißbilligt, hat Unrecht". Ohne Zweifel ein richtiger Schluß, wenn man die Prämissen zugiebt. Und diese dürften sich vielfach kaum mit Erfolg bestreiten lassen. Freilich könnte die Theorie den Spieß umkehren, den sittlichen Nutzen der Bühne ebenso einseitig betonen, wie Rousseau den moralischen Schaden. Wir fürchten indeß, daß die Thatsachen der Erfahrung sie dementiren würden. Auf alle Fälle hat Rousseau, scheint uns, bewiesen, daß es nicht so leicht ist, das Drama vom Standpunkte der Ethik aus zu rechtfertigen, und eben damit dargethan, daß die Berechtigung desselben zunächst auf seinem eigenen Boden, auf dem Boden der Aesthetik, festgestellt werden muß. Freilich ist das Schöne auch das Gute; doch tritt, was seinem Wesen nach zusammenfällt, in der Erscheinung nicht selten weit auseinander. Ob und in wie weit in unseren Tagen das ästhetische Ideal mit dem sittlichen übereinstimmt, mag dahin gestellt bleiben. Gewiß ist, daß die Verkörperungen des einen den Anforderungen des andern meist ebenso wenig entsprechen, wie vor hundert Jahren.

Uebrigens, fährt Rousseau fort, giebt es neben den Wirkungen des Theaters, welche durch die dargestellten Gegenstände bedingt werden, deren noch andere, die unmittelbar von der Bühne und den darstellenden Personen ausgehen. Zunächst ist es keine Frage, daß der regelmäßige Besuch des Schauspiels das Wohlgefallen an äußerem Glanz und Schmuck, und die Neigung zu Luxus und verschwenderischem Aufwand weckt und nährt. Es steht eben so fest, daß er den Gang der bürgerlichen und häuslichen Geschäfte zu bestimmten Stunden unterbricht, und dem Müßiggange einen stets bereiten Zeitvertreib darbietet. Wo aber die Menschen tagtäglich bequeme Gelegenheit haben, sich selbst in der Beschäftigung mit fremden Dingen zu vergessen, nehmen sie nothwendig andere Sitten und Gewohnheiten an. Diese Veränderungen sind für Alle so ziemlich dieselben. Ob sie aber

vortheilhaft oder nachtheilig wirken, hängt vorzugsweise davon ab, was Diejenigen, welche sie erleiden, vorher waren. Die Zweckmäßigkeit des Theaters kann daher weder unbedingt bejaht, noch auch verneint werden; es kommt eben auf die gegebenen Verhältnisse, auf den jedesmaligen Charakter und Zustand von Land und Leuten an.

Natürlich betrachtet Rousseau das Schauspiel, welchem er einen erziehlichen Einfluß nicht zugestehen kann, nur noch als ein, an sich vielleicht gleichgültiges Mittel zur Unterhaltung, und fragt es sich von diesem Gesichtspunkte aus für ihn lediglich, wann und wo der Gebrauch desselben am Orte ist. Im Allgemeinen geht nun seine Ansicht dahin, daß ein Amüsement gut oder schlecht ist, je nachdem die Beschäftigungen, welche es unterbricht, schädlich oder nützlich sind. „Die Vernunft fordert, daß man die Vergnügungen der Leute befördere, deren Thätigkeit Nachtheil bringt; sie gebietet nicht minder, daß man die Menschen, welche eine wohlthätige Wirksamkeit ausüben, von störenden Amüsements möglichst zurückhalte". Es ist nicht rathsam, müssigen und verdorbenen Menschen die Wahl ihrer Unterhaltungen selbst zu überlassen, denn es steht zu besorgen, daß die, auf welche sie verfallen, ihren schlechten Neigungen nur zu sehr entsprechen. Dagegen darf man es einem einfachen, arbeitsamen Volke ruhig anheimstellen, sich von seinen Mühen zu erholen, wann und wie es ihm beliebt. Es wird diese Freiheit nicht mißbrauchen, und die ihm angemessene Zerstreuung auch ohne fremdes Zuthun und ohne besondere Vorkehrungen schon zu finden wissen. In einer großen Stadt, voll gewissen- und glaubensloser Intriganten und Müssiggänger, wo Ehre und gute Sitten wenig oder nichts mehr gelten, mag die Behörde sich immerhin berufen glauben, die Zahl der erlaubten Vergnügungen zu vermehren, und dieselben möglichst anziehend zu machen. Solche Fürsorge ist zweckmäßig und selbst nothwendig, denn jeder Augenblick, welcher der Thätigkeit des Lasters durch Ablenkungen dieser Art entzogen wird, ist ein Gewinn für die redlichen Leute.

Anders ist es mit kleinen Orten; hier hat die Regierung nach ganz entgegengesetzten Grundsätzen zu verfahren. Treiben die Bewohner Gewerbe, pflegen sie Handel und Industrie, so hüte man sich, der rastlosen Gewinnsucht, welche ihre Freude in der Arbeit findet, und das Gemeinwesen durch die Habgier der Einzelnen bereichert, hemmende Zerstreuungen darzubieten. Beschäftigen sie sich aber mit dem Ackerbau, so muß man, weit entfernt, dem Müssiggange, zu welchem ihre einfache, relativ bequeme Lebensweise sie ohnehin geneigt macht, Vorschub zu leisten, sie vielmehr durch die Langeweile zwingen, die Zeit, welche sie doch nicht mißbrauchen können, nützlich

zu verwenden. Auch ist es, meint Rousseau, ein Irrthum, zu glauben, daß die Bewohner der kleinen Land- und Provinzialstädte einer besondern An- oder Aufregung bedürfen. Der Anschein von stupider Lethargie, welchen man allerdings auf den ersten Blick an ihnen wahrnimmt, erweist sich als trügerisch, wenn man sie bei längerem Aufenthalte genauer kennen lernt. Ohne Zweifel ist ihre Thatkraft und Rührigkeit auch relativ geringer, als die der Großstädter; ihre Leidenschaften und Bedürfnisse sind eben weniger groß und dringend. Dagegen trifft man unter ihnen weit öfter Menschen von eigenthümlichem, originellem Gepräge, auch mehr industriellen Erfindungsgeist und wirklich neue Erzeugnisse einer sinnreichen Thätigkeit. Rousseau selbst will nicht behaupten, daß dieses Lob überall in gleichem Maße zutreffe. Er hat zunächst die gewerbfleißige und intelligente Bevölkerung seiner Vaterstadt und ihrer Umgebung im Auge. Doch was hier, gilt im Allgemeinen auch anderswo. Jedenfalls werden die Nachtheile, welche die Einführung neuer Vergnügungen für Menschen zur Folge hat, die in ihrer stetigen Arbeit die Mittel zu einem zufriedenen Dasein und die Quelle ihrer Freuden zu finden gewohnt sind, im Wesentlichen überall dieselben sein.

Was in's Besondere die Errichtung einer stehenden Bühne betrifft, so würde diese ihnen nicht nur die Zeit rauben, welche der Besuch des Schauspiels doch immer in Anspruch nimmt, sondern auch, was weit wichtiger ist, das Interesse an der Arbeit schwächen, und damit ihren Werth und Ertrag erheblich vermindern. Dies wäre aber um so bedenklicher, da sie zugleich eine Vermehrung der Ausgaben mit sich bringt. Wie gering der Eintrittspreis auch sein mag, man zahlt doch immer, wenn man allein oder mit seiner Familie in's Theater geht. Mehr noch kostet der Aufwand, zu welchem diese Ausgänge theils unmittelbar, dann auch in sofern Anlaß geben, als der glänzende Schein und Schimmer der Bühne, namentlich bei den Frauen, den Hang zu äußerem Prunk weckt oder steigert. Dazu kommt noch, daß der Bestand eines Theaters auch dem Gemeinwesen mannigfache Lasten auflegt, die natürlich eine Erhöhung der öffentlichen Abgaben nöthig machen.

Man sieht, daß wenn auch das Schauspiel an sich nicht verwerflich wäre, es doch für das Volk, welchem man es bestimmt, verderblich werden kann. Rousseau leugnet den Nutzen nicht, den es an gewissen Orten haben mag, sofern es dazu dient, „die Fremden anzulocken, den Umlauf des Geldes zu steigern, die Künstler anzuregen, den Wechsel der Moden zu fördern, die reichen Leute, oder die es werden wollen, zu beschäftigen, den großen Haufen von seinem Elende abzuziehen, das Volk durch den Anblick seiner Hanswurste seine Führer und Fürsten vergessen zu machen, den Geschmack auszu-

bilden, wenn die Ehrbarkeit verschwunden ist, die Häßlichkeit des Lasters durch den Firniß eines anständigen Benehmens zu verdecken, mit einem Worte, zu verhindern, daß die schlechten Sitten in brutale Gewaltthätigkeiten ausarten." Er behauptet aber nicht minder, daß es anderswo nur dahin wirkt, „die Freude an der Arbeit zu nehmen, den Gewerbfleiß zu entmuthigen, die Einzelnen zu Grunde zu richten, das gesammte Volk träge und feige zu machen, seine Aufmerksamkeit von den öffentlichen und Privatangelegenheiten, mit welchen es sich beschäftigen sollte, abzulenken, den Jargon des Theaters an die Stelle der praktischen Tugend zu setzen, die ganze Moral auf einige metaphysische Redensarten zu reduciren, die Bürger in Schöngeister, die Familienmütter in Maitressen und die jungen Mädchen in Theaterliebhaberinnen zu verkehren". Allerdings wirkt die Bühne auf alle Menschen in gleicher Weise; die Veränderungen aber, welche sie durch dieselbe erfahren, machen sie für ihre Heimath mehr oder weniger geeignet. „Indem sie einander ähnlich werden, gewinnen die Schlechten und verlieren die Guten noch mehr; Alle aber nehmen einen schlaffen, schwächlichen Charakter an, verfallen jenem Geiste des Müssigganges, welcher den Einen die großen Tugenden nimmt, während er die Anderen davor bewahrt, auf große Verbrechen zu sinnen."

Demnach sind die Schauspiele gut, wenn ein Volk bereits corrumpirt, schlecht, wenn es selber noch gut ist. Um daher beurtheilen zu können, ob es zweckmäßig ist, irgendwo ein Theater zu errichten, muß man zuvor wissen, ob die Sitten dort gut oder schlecht sind. Rousseau glaubt nicht, daß es ihm zustehe, diese Frage in Beziehung auf seine Vaterstadt zu entscheiden. Er kann nur sagen, daß wenn den Genfern die Bühne wirklich nicht schadet, ihnen überhaupt nichts mehr schaden kann. Jedenfalls dürfen sie nicht meinen, daß die nachtheiligen Folgen des Schauspiels sich durch gesetzliche Anordnungen fern halten oder paralysiren lassen. Gesetz und Regierung sind auf dem Gebiete der Moral fast ohnmächtig; hier herrscht lediglich die öffentliche Meinung, und diese wird nicht durch Gesetz und Vernunft, noch auch durch Strafen und Zwangsmittel geleitet. Sie hängt vielmehr vom Zufalle, von mannigfachen kleinen Ursachen und unvorhergesehenen Umständen ab. Eben darum besteht ihr gegenüber die ganze menschliche Weisheit darin, jeder Veränderung vorzubeugen, und Alles fern zu halten, was zu einer solchen führen kann. Gestattet man sie, so ist man nur selten Herr ihrer Wirkungen, und kann nie dafür einstehen, daß man es bleibt. Einmal errichtet, wird auch die Bühne ihren unheilvollen Einfluß fort und fort mit Nothwendigkeit ausüben; die besten Gesetze werden außer Stande sein, ihn abzuwehren.

Sie vermögen ebensowenig, die zucht- und sittenlosen Schau-

spieler in achtbare Menschen umzuwandeln. D'Alembert hatte in seiner Empfehlung des Theaters das Gegentheil behauptet. Er wußte, daß man demselben in Genf vielfach nur deshalb abgeneigt war, weil man in dem unsittlichen Leben und Treiben der Schauspieler eine ernste Gefahr für die öffentliche Moral erblickte, und er bemühte sich daher, nachzuweisen, daß bei der dort herrschenden Sittenstrenge diese Gefahr durch den Erlaß zweckmäßiger Gesetze leicht abgewandt werden könne. Er ging sogar noch weiter, indem er mit prophetischem Schwunge voraussagte, es werde der Republik zu ihrem unsterblichen Ruhme gelingen, das lose Völkchen der Schauspieler durch ihre Zucht und Leitung der sittlichen Regel und Ordnung zu unterwerfen, damit ihren allgemein verachteten Stand zu Ehren zu bringen, und so Geschmack und gute Sitten, Kunst und Moral mit einander zu versöhnen. Gewiß eine Aussicht, die, wenn sie begründet war, manchen Gegner des Theaters verleiten konnte, seinen Widerspruch aufzugeben. Rousseau hält es daher, obgleich ihm die Frage im Grunde durch die bisherigen Erörterungen bereits entschieden scheint, doch für angemessen, sie einer besondern Prüfung zu unterziehen.

Zu dem Ende stellt er zunächst die Thatsachen fest. Niemand kann sich seiner Ansicht nach der Wahrnehmung verschließen, daß der Stand des Schauspielers im Allgemeinen überall mit sittlicher Zucht- und Haltlosigkeit verbunden erscheint, daß die Männer, welche ihm angehören, sich der Ausschweifung ergeben, die Frauen ein anstößiges, nicht selten skandalöses Leben führen, und die Einen, wie die Anderen, habgierig und verschwenderisch zugleich, in ihren Ausgaben ebensowenig zurückhalten, wie in der Wahl der Mittel, welche ihre Bestreitung erfordert, bedenklich sind. Auch läßt sich nicht leugnen, daß ihre Beschäftigung bei allen Völkern zur Unehre gereicht, und Die, welche sich ihr widmen, überall verachtet werden. Man bemerkt nicht minder, daß diese Geringschätzung um so größer ist, je reiner die Sitten sind, daß in Gegenden, in welchen noch Einfachheit und Unschuld herrschen, das Metier des Komödianten nahezu Abscheu erregt. Möglich, daß Diejenigen Recht haben, welche dieses ungünstige Urtheil als ein Vorurtheil bezeichnen. Gewiß aber ist, daß dasselbe, weil es eine so allgemeine Geltung hat, auch auf einen allgemeinen Grund zurückgeführt werden muß. Es hilft wenig, zu sagen, die Schauspieler machen sich nur deshalb verächtlich, weil sie verachtet werden. Warum hätte man sie verachtet, wären sie nicht zuvor verächtlich gewesen? Warum sollte man von ihrem Stande schlechter denken, als von den übrigen, wenn er sich von diesen nicht wesentlich unterschiede? Die Ursache der Mißachtung, welche er erfährt, kann nur in ihm selbst liegen. Auch tritt sie deutlich genug heraus, wenn man seinen eigenthümlichen Charakter etwas schärfer in's Auge faßt.

Besteht ja doch die Aufgabe des Schauspielers darin, „sich zu verstellen, einen anderen Charakter anzunehmen, als den, welcher ihm wirklich eignet, verschieden zu scheinen von dem, was er ist, bei kaltem Blute in Leidenschaft zu gerathen, anders zu sprechen, als er denken würde, wenn er seiner Natur gemäß dächte, kurz, sich selbst und die eigene Stellung aufzugeben, um eine fremde einzunehmen". Ueberdies bringt es sein Geschäft mit sich, daß er sich für Geld zur Schau stellt, seine Person öffentlich zum Verkaufe anbietet, sich der Schmach und den Beschimpfungen unterwirft, die man ihm anzuthun das Recht hat. Rousseau zweifelt nicht, daß, wer unbefangen und aufrichtig sein will und kann, fühlen wird, wie in diesem Handel mit der eigenen Persönlichkeit etwas Niedriges und Gemeines liegt. Jedenfalls „ist der Geist, mit welchem den Schauspieler sein Stand erfüllt, ein Gemisch von Falschheit, lächerlichem Stolze und unwürdiger Erniedrigung, das ihn zu jeder Rolle befähigt, nur nicht zu der edelsten von allen, zu der eines Menschen".

Auch wäre es sehr auffallend, wenn dieser Standesgeist auf sein persönliches Leben ohne bestimmenden Einfluß bliebe. Zwar ist sein Spiel nicht das eines Schurken, der darauf ausgeht, Andere zu seinem Vortheile hinter's Licht zu führen. Die Schauspieler sind nicht eigentlich Betrüger, aber sie üben doch beständig die Kunst, die Menschen zu täuschen, und sich Ansichten, Sitten und Gewohnheiten anzueignen, die nur auf der Bühne unschuldig sind, während sie überall anderswo verderblich wirken. Kein Wunder daher, wenn sie zuweilen auch im Leben versuchen, was sie auf der Bühne so meisterhaft darzustellen wissen. Stets wächst die Versuchung, Böses zu thun, mit der Fähigkeit, es auszuüben, und die Schauspieler, falls sie nicht verderbter sind, als die übrigen Menschen, müssen nothwendig weit tugendhafter sein. Ihnen das Laster verbieten, hieße dem Menschen das Kranksein untersagen. Gilt das überhaupt, so findet es namentlich auf den weiblichen Theil der Bühnenmitglieder seine Anwendung. Das sittenlose Leben, welchem sich die Schauspielerinnen in der Regel ergeben, ist unvermeidlich; nur durch ein Wunder können sie der Verführung entgehen, welche sie beständig im eigenen Innern, wie von Außen bedroht. Ihr Beruf verträgt sich nicht mit der Stellung und Bestimmung, welche die Natur dem Weibe angewiesen hat. Es giebt für die Frau keine guten Sitten mehr, sobald sie aus der Zurückgezogenheit des häuslichen Lebens heraustritt. Die Würde ihres Geschlechtes liegt in ihrer Bescheidenheit; Scheu und Scham sind bei ihr von der Ehrbarkeit unzertrennlich. Sie darf sich nicht öffentlich zeigen, wenn sie sich nicht entehren will, und sucht sie die Blicke der Männer auf sich zu lenken, so ist sie bereits gefallen. Es versteht sich daher von selbst, daß jede Frau, welche sich der Bühne widmet,

der Corruption anheimfällt, eine Regel, deren allgemeine Geltung durch einige seltene, und doch immer problematische Ausnahmen keineswegs beeinträchtigt wird.

Die Sittenlosigkeit der weiblichen Schauspieler zieht aber die der männlichen nothwendig nach sich, zumal die beiden Geschlechter durch ihre Beschäftigung gezwungen sind, miteinander in der größten Vertraulichkeit zu leben. Doch sind es nicht die sexuellen Beziehungen allein, in welchen die moralische Verwilderung der Bühnenhelden zu Tage tritt. „Ein entehrender Stand hat naturgemäß eine ehrlose Gesinnung und Denkweise zur Folge, und die Laster verfeinden diejenigen, welche das gemeinsame Interesse vereinigen sollte". Rousseau erinnert an die stete Zwietracht, an den nimmerruhenden Zank und Hader, welchen die Wahl der Stücke, die Vertheilung der Rollen, die Eifersucht auf den Beifall des Publikums erregen. Zugleich weist er auf die unsittlichen Wirkungen hin, welche der unvermeidliche Wechsel von Mangel und Ueberfluß, von Luxus und Elend nothwendig hervorruft. Ein Beruf aber, der seiner Natur nach der Sittlichkeit so viele und so große Gefahren bereitet, kann nicht als unbedenklich oder gar als ehrenhaft gelten; er ist verächtlich und verdient eben deshalb die allgemeine Geringschätzung, welche ihm zu Theil wird. Auch darf man nicht hoffen, ihn durch irgendwelche gesetzliche Maßregeln reformiren zu können. Die Gebrechen, an welchen er leidet, sind unheilbar, weil sie aus seinem Wesen entspringen. Es giebt nur ein Mittel, ihn unschädlich zu machen; man sorge dafür, daß er aufhört, zu existiren.

Die bisherigen Erörterungen hatten einen allgemeinen, prinzipiellen Charakter. Es galt, nachzuweisen, daß die Institution des Theaters als solche wenig oder nichts nütze, dagegen viel und erheblich schade, und eben darum eine verwerfliche Einrichtung sei. Rousseau hätte sich, scheint es, bei diesem Ergebnisse beruhigen können; die Verurtheilung des Theaters überhaupt traf natürlich auch die projectirte Genfer Bühne. Er hielt es indeß bei seiner gründlichen Weise, Fragen dieser Art zu behandeln, für nothwendig, das gewonnene allgemeine Resultat durch Anwendung auf den besonderen Fall sicher zu stellen. Er bemüht sich daher, zu zeigen, daß grade die eigenthümlichen Verhältnisse seiner Vaterstadt die Gründung eines Theaters durchaus unzulässig machen. Zunächst: Genf ist seiner Ansicht nach nicht groß, reich und bevölkert genug, um eine stehende Bühne lediglich aus ihren eigenen Einnahmen unterhalten zu können. Es fehlt dort an müssigen Leuten, die Zeit und Geld zum

regelmäßigen Besuche des Schauspiels haben. Diejenigen aber, welchen beides etwa zu Gebote steht, werden durch die Gewohnheit, einen großen Theil des Jahres auf dem Lande zu verleben, Andere durch ihre religiösen oder moralischen Grundsätze zurückgehalten werden. Was dann von Zuschauern übrig bleibt, kann unmöglich die Kosten decken. Man wird deshalb entweder den Beutel reicher Kunstfreunde oder, da diese schwerlich lange aushelfen werden, den Säckel des Staates in Anspruch nehmen müssen, der sich indeß für solchen Zweck doch nicht so leicht öffnen dürfte.

Gesetzt aber, es gelänge, der Bühne eine allgemeine thatkräftige Theilnahme, und damit einen festen Bestand zu sichern, was würde die Folge sein? Ohne Zweifel eine durchgreifende Umwandlung der herrschenden Sitten, welche früher oder später selbst die Existenz der Republik in Frage stellen muß. „Es giebt keinen wohlgeordneten Staat, in welchem sich nicht Gebräuche finden, die mit den bestehenden Verfassungsformen eng zusammenhängen und zu ihrer Aufrechthaltung dienen". Auch in Genf giebt es solche, und eben sie würden nothwendig allmälig verschwinden, wenn das Theater in Aufnahme käme. Dasselbe „würde in kurzer Zeit die täglichen Zerstreuungen verdrängen, welche dort von Altersher üblich sind, und, ohne den heiteren Frohsinn auszuschließen, eine gewisse Einfachheit und Unschuld haben, die Republikanern wohl ansteht". Rousseau schildert diese kleinen Gesellschaften, in welchen sich Männer und Frauen, und zwar, was er für einen wesentlichen Vorzug hält, gesondert zu vereinigen pflegen, in sehr anziehender Weise. Er ist nicht blind gegen ihre Mängel und beklagt die Mißbräuche, zu welchen sie Veranlassung geben. Aber er findet doch, daß sie sehr geeignet sind, den republikanischen Geist in den Bürgern lebendig, die alte Sittenstrenge aufrecht, die persönliche Theilnahme am Gemeinwesen und den Sinn für Freiheit, Manneskraft und Mannesehre wach zu erhalten.

Jedenfalls kann man sie, die, ein Erzeugniß des Genfer Volks- und Staatslebens, mit diesem auf das Engste verwachsen sind, nicht antasten, ohne zugleich ihre natürliche Grundlage zu untergraben. Tritt das Theater an ihre Stelle, so wird das heimische Wesen dem fremden, die eigene Sitte und Denkart der französischen Anschauungs- und Lebensweise weichen müssen. Daß aber „Pariser in Genf" sich die Anhänglichkeit an die dortige Verfassung lange bewahren werden, glaubt Rousseau bezweifeln zu dürfen. Man bedenke es wohl: die Freiheit wird nur erhalten durch den Fortbestand der Sitten, welche sie gegründet haben. Man hüte sich daher, die Geltung der überlieferten Gewohnheiten noch mehr zu schwächen, als es ohnehin schon durch den natürlichen Lauf der Dinge geschieht. Es läßt sich nicht

verkennen, daß die Sitten Genf's sich dem Verfalle zuneigen, und seine Bewohner bereits von Weitem den Staaten folgen, deren Schicksal sie doch fürchten. Schon hat das Neue und Fremde einen viel zu weiten Spielraum gewonnen; namentlich greift die modische Erziehung, welche mit der alten Strenge und Rauhheit auch die gesunde Kraft des Körpers und der Seele zu beseitigen droht, mehr und mehr um sich. Noch ist freilich die Gefahr nicht so groß, die Macht des Herkommens bei der großen Mehrzahl der Bürger noch zu lebendig, als daß sie durch die modernen Richtungen und fremden Einflüsse wesentlich geschwächt werden könnte. Sucht man sie aber absichtlich zu brechen, beschleunigt man, was man auf jede Weise aufhalten sollte, so geht die Freiheit und Unabhängigkeit der Republik ernsten Gefahren entgegen.

Es ist dies um so mehr zu befürchten, da das Theater die Genfer Verfassung nicht blos indirekt, durch seinen Einfluß auf Sitte und Denkweise, sondern auch direkt angreift, sofern es das zu ihrem Bestande nothwendige Gleichgewicht der einzelnen Glieder des Staatskörpers stört. Das moderne Schauspiel, dessen Besuch an ein Eintrittsgeld geknüpft ist, wirkt überall dahin, die Ungleichheit des Vermögens zu befördern, eine Wirkung, die in großen Städten allerdings weniger fühlbar wird, als in kleinen. Nun kann diese Ungleichheit zwar, falls sie ein angemessenes Maß nicht überschreitet, ihre Vortheile haben. Gewiß aber ist, daß sie, besonders in einer Republik von beschränktem Umfange, ihre bestimmten Grenzen haben muß. Ob sie diese in Genf bereits erreicht hat, will Rousseau nicht entscheiden; er bemerkt nur, daß es bei der natürlichen Tendenz aller gesellschaftlichen Entwicklung, die Unterschiede in Besitz und Vermögen mehr und mehr zu erweitern, eine große Unvorsichtigkeit ist, sie noch überdies durch besondere Institutionen zu begünstigen.

Während aber die bloße Errichtung einer Bühne für Genf so nachtheilige Folgen hat, ist der Gewinn, welchen seine Bewohner aus den darzustellenden Stücken schöpfen können, höchst unbedeutend. Man darf sogar behaupten, daß der Nutzen, welchen die in Rede stehenden Dramen den Völkern, für welche sie verfaßt wurden, bringen mögen, für sie gradezu in Schaden umschlägt. „Die Tragödie wird ihnen Tyrannen oder Helden vorführen, die sie weder nachzuahmen, noch zu dulden berufen sind. Sie wird ihnen eine leere Bewunderung der Macht und Größe einflößen, welche, für sie werth- und nutzlos, sie nur veranlassen kann, die eigenen Pflichten zu vernachlässigen, während sie die der Bühnenkönige studiren, und die Ausübung der einfachen Tugenden, welche den guten Bürger ausmachen, durch ein unfruchtbares Anstaunen der Theaterhelden zu ersetzen". Das Lustspiel aber wird, statt sie von ihren eigenen Lächer-

lichkeiten zu heilen, diesen noch fremde hinzufügen. Auch „wird es sie überreden, daß sie Unrecht haben, Laster zu verachten, die man anderswo hochhält. Welche Extravaganzen ein Marquis sich auch erlaubt, es ist doch immer ein Marquis. Und dieser Titel hat in einem Lande, welches glücklich genug ist, deren keine zu haben, einen um so volleren Klang". Rousseau zweifelt nicht, daß es unter seinen reicheren Landsleuten, wenn sie erst mit den vornehmen Roués der französischen Bühne vertraut geworden, bald zum guten Tone gehören wird, es ihnen möglichst gleich zu thun. Ueberdies, der Spott und Hohn, welchen die Komödie über die schlichte Einfalt und Redlichkeit auszugießen pflegt, die Triumphe, welche schlaue List und gewandte Bosheit in ihr beständig davon tragen, die gemeinsten Handlungen und die ärgsten Frevel in das Gewand heiteren Scherzes gekleidet — welche Lehren für ein Volk, dessen ganze Denk- und Empfindungsweise noch ihre natürliche Geradheit bewahrt, das in seiner Einfachheit jeden Schurken ohne Weiteres für verächtlich hält, und nicht glaubt, daß ein rechtschaffener Mann jemals lächerlich erscheinen könne!"

Fügen wir hinzu, daß die Schilderungen der Liebe, welche im modernen Drama eine so hervorragende Rolle spielen, wie sie überhaupt vom Uebel sind, so ganz besonders in Genf sehr nachtheilig einwirken würden. „Ohne Frage ist es weit besser, eine Geliebte zu haben, als lediglich sich selbst zu lieben. Wer aber seine Verwandten und Freunde, das Vaterland und die Menschheit aufrichtig liebt, degradirt sich durch eine maßlose Zuneigung, die alle anderen beeinträchtigt und ihnen stets vorgezogen wird. Giebt es Länder, wo die Sitten so schlecht sind, daß man sich glücklich schätzen müßte, wenn man zur Liebe aufsteigen könnte, so finden sich deren andere, in welchen sie noch so gut sind, daß es zu bedauern wäre, wenn man zu ihr herabstiege". Und diesen letztern glaubt Rousseau seine Heimath zuzählen zu dürfen. Indeß weiß er auch, daß ihre Bewohner von Natur nur zu geneigt sind, sich durch die Schilderung leidenschaftlicher Vorgänge und Zustände fortreißen zu lassen. „Unter einem phlegmatischen, kalten Aeußeren birgt der Genfer eine gefühlvolle, glühende Seele. An diesem Wohnsitze der Vernunft ist die Schönheit weder unbekannt, noch machtlos; sind die Männer fähig, von heftigen Leidenschaften ergriffen zu werden, so sind die Frauen nicht weniger geeignet, solche einzuflößen". Die traurigen Wirkungen, welche sie zuweilen hervorgebracht haben, beweisen nur zu deutlich, wie gefährlich es sein würde, sie durch Schauspiele voll rührender Zärtlichkeit anzuregen.

Aber, wird man sagen, wenn auch die Bühne in jeder andern Beziehung nachtheilig einwirken sollte, eine wohlthätige Folge hat

sie gewiß: die größere Bildung des Geschmacks. Rousseau indeß stellt auch diesen Gewinn in Abrede; nach seinem Dafürhalten kann der Geschmack, welchen das von Außen importirte Schauspiel zu vermitteln geeignet ist, nur ein falscher sein. Derselbe wird stets des Taktes und der Feinheit entbehren, und verdient deshalb nicht, dem soliden Verstande, welcher gegenwärtig in Genf vorherrscht, substituirt zu werden. Zudem ist es ein Irrthum, zu meinen, daß das Theater allein die Bildung des Geschmackes mehr als anregen könne. „Damit derselbe zu seiner vollen Entwicklung gelange, müssen mannigfache Umstände zusammenwirken. Es bedarf dazu großer Städte, des Luxus und der schönen Künste, eines intimen Verkehres und der gegenseitigen Abhängigkeit der einzelnen Bürger; es bedarf nicht minder der Galanterie und selbst der Ausschweifung, ja auch der Laster, die man zu verschönern genöthigt ist. Zum Glück wird Genf nie in der Lage sein, einem Theile dieser Bedingungen zu entsprechen. Möge es auch nie in den Fall kommen, die übrigen erfüllen zu können".

Rousseau sieht, um allen diesen Uebelständen zu begegnen, nur ein wirksames Mittel. Wollen die Genfer eine Bühne, die ihnen wahrhaft eigen und angemessen ist, so müssen sie die aufzuführenden Stücke selbst verfassen. Es ist nicht gut, daß ihnen alle möglichen Stoffe und Charaktere vorgeführt werden; nur was sittlich tadellos und mit der Denkweise freier Männer verträglich ist, darf ihre Blicke auf sich ziehen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Schauspiele, wie die griechischen, welche die gemeinsamen Leiden und Schicksale der Vergangenheit, oder die gegenwärtigen Fehler und Thorheiten des Volkes zum Inhalte haben, den Zuschauern nützliche Lehren darbieten können. Nun fehlt es zwar in der Genfer Geschichte weder an Heroen, noch an Tyrannen, doch entbehren die Einen, wie die Anderen, jenes Nimbus von äußerer Größe und Macht, welcher in unserer Zeit nun einmal das nothwendige Erforderniß eines tragischen Helden geworden ist. Was aber die nationale Komödie angeht, so würde sie ein Werkzeug der Faktionen und Parteien, damit aber für Staat und Volk eine Quelle inneren Unfriedens und wachsender Zerrüttung werden. Die Stadt Genf ist zu klein, als daß nicht auch die Schilderung der allgemein geltenden Sitten den Charakter der persönlichen Satyre annehmen sollte. Hat sich selbst in dem volkreicheren Athen die komische Bühne von dieser unheilvollen Verirrung nicht fern halten können, so werden die etwaigen Genfer Dichter noch weniger im Stande sein, sich ihrer zu erwehren. Sie thun gut daran, gar nicht zu versuchen, was ihnen doch nicht gelingen kann. Wie sehr sich auch die ehrenwerthen Bürger der Republik bemühen mögen, die Rolle von literarischen Schöngeistern zu spielen, das

Talent, französische Verse und Dramen zu machen, ist nicht das ihrige, und wird es nie werden.

Mit der Aussicht auf eine nationale Bühne aber schwindet jede Hoffnung, daß die ernsten Gefahren, welche das Theater mit sich bringt, abgewandt werden könnten. Die Gründung desselben ließe sich daher nur dann rechtfertigen, wenn sie durch eine dringende Nothwendigkeit geboten wäre. Eine solche liegt aber nicht vor; noch ist Genf keineswegs so tief gesunken, daß es zu einem so verdächtigen Expediens seine Zuflucht nehmen müßte. Zwar hebt man hervor, daß dort scenische Darstellungen auch bisher nicht ganz unbekannt gewesen, vielmehr nicht selten dramatische Spiele aufgeführt würden, welche den guten Geschmack und die guten Sitten gleichsehr beleidigen. Rousseau bemerkt indeß, daß es weit weniger bedenklich ist, schlechte Sitten zu copiren, als die guten anzugreifen, und sieht nicht ab, wie man in dieser Beziehung einige gelegentliche Possen mit einem stehenden Schauspiele, die rohen Witze eines Charlatans mit den regelmäßigen Aufführungen dramatischer Dichtwerke, und eine Marktbühne, die zum Ergötzen des großen Haufens dient, mit einem geachteten Theater vergleichen kann, in welchem die gebildeten Leute sich zu unterrichten denken. Freilich würde auch er es für besser halten, wenn man dieser modernen Thespiskarren ganz und gar entrathen könnte. „Wenn man aber die Possenreißer vielleicht verjagen sollte, so folgt daraus doch nicht, daß man die Komödianten herbeirufen muß". Diese dürfen vielmehr nicht einmal versuchsweise, etwa mit dem Vorbehalte zugelassen werden, sie wieder zu entfernen, falls sich nachtheilige Folgen herausstellen. Die Uebelstände, welche das Theater mit sich bringt, verschwinden nicht mit ihm; sobald sie sich einmal fühlbar gemacht, sind sie unheilbar. Die Corruption der Sitten und die Verirrungen des Geschmacks können nicht rückgängig gemacht werden; den Reiz, welchen die Bühne den unschuldigen Vergnügungen früherer Tage genommen, werden sie niemals wiedergewinnen. Der beständigen Thätigkeit entwöhnt, wird man die müssigen Stunden nicht auszufüllen wissen, und die Langeweile, welche dem Abzuge der Schauspieler folgen muß, wird bald genug nöthigen, dieselben zurückzurufen.

Man sieht, Rousseau sperrt sorgfältig jeden Weg, auf welchem das Theater in Genf seinen Einzug halten könnte. Indem er aber dem Schauspiele im engeren Sinne den Zugang zu seiner Vaterstadt wehrt, meint er nicht, daß sie überhaupt keine Schauspiele haben dürfe. Im Gegentheil hält er dafür, daß diese in einer Republik recht eigentlich an ihrer Stelle sind, weil wahre Volksfeste nur auf dem Boden der Freiheit entstehen und sich in ihrem vollen Glanze entfalten können. Feste solcher Art haben freilich nichts gemein mit

„jenen exclusiven Vorstellungen, welche eine geringe Anzahl von Menschen in einen düsteren Raum einsperren, sie furchtsam und unbeweglich, in Schweigen und Unthätigkeit halten, und ihren Augen nur Gefängnisse und Dolchspitzen, Tyrannen und Söldlinge, Bilder der Knechtschaft und Ungleichheit vorführen". Unter freiem Himmel, im heiteren Lichte der Sonne, müssen sie das ganze Volk zum frohen Genusse des Daseins vereinigen; nichts Weibisches oder Erkauftes darf ihnen anhaften, kein Zwang oder Interesse sie vergiften. Fragt man aber, was sie bieten oder zur Schau stellen sollen, so antwortet Rousseau: „Nichts, wenn man will. Wo die Freiheit herrscht, geht dem Menschenstrome stets ein Strom der Freude und Lust zur Seite". Sie zu wecken, bedarf es keiner besonderen Vorkehrungen; „errichtet eine blumenbekränzte Stange in der Mitte eines freien Platzes, versammelt das Volk und ihr habt ein Fest". Besser noch ist es, wenn „die Zuschauer selbst zum Schauspiele dienen, selbst als handelnde Personen auftreten, wenn Jeder sich in dem Anderen sieht und liebt, und so Alle sich fester und inniger zusammenschließen".

Sucht man übrigens nach Vorbildern für Feste, wie sie einem freien Gemeinwesen ziemen, so findet man sie im alten Griechenland, vor Allem in Sparta. Die spartanischen Feste empfehlen sich nicht nur durch ihren Zweck und Gegenstand, sondern auch durch ihre Einfachheit; ohne Pracht und Aufwand vereinigte sich in ihnen mit dem geheimen Zauber des Patriotismus, welcher sie interessant machte, ein gewisser kriegerischer Geist, wie er freien Männern wohl ansteht. Rousseau glaubt, daß sie grade in Genf um so leichter nachgebildet werden können, da ähnliche Einrichtungen dort bereits bestehen. Es würde nur darauf ankommen, diese zweckmäßig zu erweitern, etwa den Vertheilungen militärischer Preise andere für gymnastische Kämpfe, sowie für tüchtige Leistungen auf dem Gebiete der Arbeit, den üblichen Königsschießen Wettfahrten der Schiffer hinzuzufügen. Im Winter aber veranstalte man von Staatswegen öffentliche Tanzfeste, die unter der Leitung eines vom Rathe ernannten höheren Beamten, der ganzen heirathsfähigen Jugend, und ebenso den älteren Leuten, welche als Zuschauer Antheil nehmen wollen, zugänglich sind. Rousseau ist überzeugt und bemüht sich, nachzuweisen, daß man damit nicht nur Gelegenheit zu einer anständigen und heiteren Unterhaltung bieten, sondern eine Institution schaffen werde, welche in mancher Rücksicht zur Erhaltung der guten Sitten und zur Förderung des Gemeinwohles wesentlich beitrage. Wie man aber auch über seine Vorschläge urtheilen möge, er glaubt jedenfalls gezeigt zu haben, daß der Republik andere, ihrem Geiste und Wesen angemessenere Vergnügungen zu Gebote stehen, als das Theater, und sie eben deshalb dieses gefährlichen Institutes ganz wohl entrathen kann.

III.

Gewiß sagt d'Alembert nicht zu viel, wenn er in seiner Antwort auf das an ihn gerichtete Sendschreiben rühmend zwar, aber doch zugleich hämisch bemerkt: „Nichts kann hinfort dem Theater mehr schaden, wenn das Ihrer Schrift nicht gelingt, denn man muß gestehen, keiner unserer Prediger hat dasselbe mit soviel Kraft und Scharfsinn bekämpft, wie Sie" [20]). In der That läßt die Beweisführung Rousseau's als solche wenig zu wünschen übrig. Eben so gründlich, wie umfassend, hebt sie alle Argumente, welche ihr dienen können, hervor, um sie in das wirksamste Licht zu stellen. Stets ihres Zieles eingedenk, verfolgt sie dasselbe mit unerbittlicher Consequenz, indem sie die verschiedenen Seiten, welche der Gegenstand darbietet, aus ein und demselben Gesichtspunkte in's Auge faßt, und mit gleicher Schärfe beleuchtet. Ueberall weiß sie die Dinge und Verhältnisse so darzustellen, daß die Ergebnisse, zu welchen sie gelangen will, wie von selbst in die Augen springen, und sich um so weniger abweisen lassen, da sie zugleich Sorge trägt, die möglichen Einwendungen zu widerlegen, oder als unerheblich zu beseitigen. Der Weg freilich, auf welchem sie fortschreitet, ist nicht der grade; er biegt vielmehr gar oft von seiner ursprünglichen Richtung ab, um in einem mehr oder minder weiten Bogen zu ihr zurückzukehren. Wir sagten schon, daß und warum Rousseau sich nicht eben beeilte, sondern es vorzog, sich, einem gemüthlichen Spaziergänger gleich, behaglich gehen zu lassen. Nicht selten verweilt er länger an einer Stelle, als die Sache selbst es erfordert. Wiederholt kommt er auf einen Punkt zurück, den er bereits verlassen hat, und wenn sich Gelegenheit zu einem weiteren Excurse bietet, so steht er nicht an, sie im vollsten Umfange zu benutzen. Sind nun auch die Episoden, welche so eingeflochten werden, nicht ohne Interesse und selbständigen Gehalt, so halten sie doch den Gang der ohnehin etwas breiten und wortreichen Darstellung mehr als billig auf. Indeß thut dieses Zuviel dem formalen Werthe der Schrift keinen sonderlichen Eintrag; sie gehört ohne Zweifel zu den besten, die aus der Feder ihres Verfassers geflossen sind [21]).

Rousseau selbst beurtheilt sie weniger günstig. Zwar er „liebt sie mehr, als alle anderen, weil sie ihm das Leben gerettet hat, und Zerstreuung gewährte in Augenblicken des Schmerzes, wo er ohne sie aus Verzweiflung gestorben sein würde" [22]). Doch hindert ihn diese persönliche Vorliebe nicht, sie „matt und kraftlos" zu nennen, ja als „ein Werk der äußersten Schwäche" zu bezeichnen, welches überall an den Zustand der Ohnmacht und Niedergeschlagenheit erinnere, in welchem es vollendet worden. Im Grunde freilich vermißte er nur den herben und scharfen Ton, den er bis dahin anzuschlagen pflegte;

„die Bösen werden hier nicht mehr gescholten;" der Zorn, die Erbitterung über sie und ihr Treiben, hat, fern von ihnen, in der Einsamkeit freundlicheren Empfindungen Platz gemacht; an die Stelle der früheren Strenge ist milde Nachsicht getreten, und eine zarte Hand schiebt sanft zur Seite, wo vordem die derbe Faust mit Kolbenschlägen niederwarf. Ob diese veränderte Stimmung, die allerdings für die vorliegende Schrift charakteristisch ist und sie von anderen, namentlich von der Abhandlung über die Ursachen der Ungleichheit durchgreifend unterscheidet, dem Publikum ebenso auffiel, wie Rousseau selbst, möchten wir bezweifeln. Jedenfalls erwartete er zuviel, wenn er hoffte, daß die Wahrnehmung derselben beweisen werde, wie er doch nicht der böse Unhold und grimme Menschenhasser sei, als welchen seine persönlichen Gegner ihn schilderten. Für die Freunde und Solche, die ihn näher kannten, bedurfte es dieses Zeugnisses nicht; wer ihm aber ferner stand oder gar übel wollte, mochte es unbeachtet lassen.

Uebrigens fand das Sendschreiben, welches, in Holland gedruckt, zu Anfange des Oktober (1758) in Paris ausgegeben wurde, großen Anklang und eine rasche Verbreitung. Rousseau kam zu spät, als er seinen Bekannten die gebührenden Exemplare zustellte; sie waren bereits versehen. Natürlich ließ die Kritik nicht auf sich warten; bei der glänzenden Aufnahme, welche der Schrift zu Theil geworden, erschien es um so mehr geboten, ihre Wirkung durch die Widerlegung ihres Inhaltes zu paralysiren. Es galt, einen Angriff abzuwehren, dem nicht unähnlich, welchen derselbe Mann vor Jahren gegen Wissenschaft und geistige Bildung gerichtet hatte. Wieder wurde in Frage gestellt, was man als ein unantastbares Besitzthum anzusehen gewohnt war, und der Werth einer Errungenschaft geleugnet, die man mit freudigem Stolze die seinige nannte. Wer die Sympathie kennt, welche die Franzosen, dieses Volk von Schauspielern, für die Bühne hegen, und sich erinnert, wie sie mit Recht grade im Drama die Blüthe ihrer nationalen Poesie verehren, und damals wenigstens zugleich eine der vornehmsten Quellen nationalen Ruhmes und Ansehens erblicken durften, der muß sich wundern, daß die Bewegung, welche Rousseau hervorrief, nicht lebhafter war und für ihn selbst bedrohlicher wurde, als sie es wirklich gewesen.

Freilich hatte er nur angegriffen, weil und sofern das sein eigentlicher Zweck, die Abwehr, erforderte. Man konnte es dem Genfer Bürger nicht verargen, wenn ihm das französische Schauspiel vom Standpunkte seiner Heimath aus in einem minder günstigen Lichte erschien, zumal er nicht sowohl den eigenthümlichen Werth und Gehalt desselben, als vielmehr seine Uebertragung auf einen ihm fremden Boden bekämpfte. Ueberdies trat seine Polemik in einer

milden, gemäßigten Form auf; auch schloß sie keineswegs die volle Anerkennung der Vorzüge aus, deren die nationale Bühne sich rühmte. Mochte ihre sittliche Kraft und Wirkung immerhin bestritten werden, ihre Geltung an sich, die ästhetische Vollendung, auf welche es im Grunde doch ankam, wurde nicht geleugnet, sondern im Gegentheil ausdrücklich hervorgehoben. Dazu kam, daß das Theater, wenn es auch vor wie nach ein Gegenstand des allgemeinen Interesses war, damals doch keine so unmittelbare, begeisterte Theilnahme einflößte, daß man sich durch einen Angriff auf dasselbe sonderlich hätte verletzt fühlen sollen. Das Ansehen, in welchem es stand, beruhte vorzugsweise auf seiner Vergangenheit; die Gegenwart bot wenig oder nichts, was tiefer und nachhaltiger fesseln konnte. Es ließ sich nicht verkennen, daß die Bühne dem Verfalle entgegen ging, und mochte eben deßhalb weniger überraschen, daß sie auch prinzipiell in Frage gestellt wurde.

Dennoch war die Aufregung, in welche die literarische Welt gerieth, keine geringe. Zahlreiche Federn setzten sich in Bewegung, um das bedrohte Heiligthum der nationalen Poesie zu schützen. Abgesehen von kritischen Journalartikeln und Briefen, welche öffentlich oder privatim an den Verfasser des Sendschreibens gerichtet wurden, erschien auch eine ganze Reihe von ausführlichen Gegenschriften, die indeß spur- und wirkungslos vorübergingen. Die bedeutendste unter ihnen war, scheint es, die von Marmontel, dem bekannten Verfasser des Belisar [23]). Da wir sie nicht eingesehen haben, können wir nicht beurtheilen, mit welchem Rechte Voltaire das Werk seines ergebenen Schützlings als „eine Antwort" rühmt, „welche keine weitere Entgegnung zulasse". Andere räumen zwar ein, daß es der Schrift „nicht an Geist fehle", finden es aber doch begreiflich, daß sie „kein Aufsehen machte". Rousseau selbst glaubt zu bemerken, daß sie, obwohl in einem höflichen Tone gehalten, eine „unverkennbare Gereiztheit" verrathe. Den Grund derselben sucht er in einer persönlichen Beleidigung, die er dem Autor unabsichtlich zugefügt habe. Schon seit längerer Zeit mit Marmontel näher bekannt [24]), habe er es für seine Pflicht gehalten, ihm ein Exemplar seiner Abhandlung zuzustellen. Weil er es sich aber zum Gesetz gemacht, seine Schriften nie an Journalisten zu schicken, und Marmontel damals die Redaction des Mercure de France geleitet, habe er die Sendung ausdrücklich „Nicht an den Redakteur des Mercur, sondern an Herrn Marmontel" adressirt. Diese dem Menschen gebrachte Huldigung nun sei von dem Schriftsteller übel vermerkt, und die Ursache einer unversöhnlichen Feindschaft geworden. Möglich, daß dem wirklich so ist, obgleich wir dem sonst doch verständigen Manne eine solche Albernheit nicht zutrauen möchten. Die feindselige Gesinnung,

welche er allerdings später beständig gegen Rousseau an den Tag legte, dürfte sich einfacher aus seinen Beziehungen zu Voltaire, Diderot u. s. w. erklären lassen.

Daß d'Alembert selbst die Zuschrift Rousseau's nicht schweigend hinnehmen würde, ließ sich erwarten. Wir haben seiner Antwort schon beiläufig gedacht. Erheblich ist sie nicht; sie beweist vielmehr, wie richtig der Verfasser seine Befähigung zu Arbeiten dieser Art schätzte, als er von vornherein darauf verzichtete, mit der Feder seines Gegners wetteifern zu wollen. Die trockene, farb- und leblose Darstellung ist in der That wenig geeignet, dem lebendigen, geist- und gemüthvollen Vortrage Rousseau's an die Seite gestellt zu werden. Weniger noch kann der dürftige Inhalt und das oberflächliche Raisonnement mit dessen ebenso gehaltreicher, wie gründlicher Erörterung sich irgendwie vergleichen. Ist das am Ende natürlich, da der berühmte Mathematiker sich hier auf einem Gebiete bewegte, welches ihm im Grunde ziemlich ferne lag, so hätte er sich doch in Ton und Haltung seiner Schrift mit seinem Gegner auf gleicher Höhe halten mögen. Von Rousseau war keine der Rücksichten, welche in solchem Falle geboten erscheinen, außer Acht gelassen worden. Er hatte d'Alembert, noch bevor sein Brief im Drucke erschien, von der Abfassung desselben auf eine würdige Weise in Kenntniß gesetzt [25]); er hatte nicht minder in dem Briefe selbst der Persönlichkeit des Mannes, dessen Ansicht er bekämpfen zu müssen glaubte, durchgängig die gebührende Hochachtung erwiesen, und sorgfältig Alles vermieden, was irgend wie hätte verletzen können. Von d'Alembert läßt sich nicht das Gleiche sagen. Zwar spricht er im Eingange seiner Schrift den Vorsatz aus, eine objektive Haltung zu bewahren, und in dem Gegner den Menschen und Schriftsteller zu ehren. Aber die löbliche Absicht wird nur zu bald vergessen; die sachliche Erörterung nimmt überall, wo es eben angeht, eine persönliche Wendung, und wenn es an Gründen und Beweisen fehlt, müssen indirekte Vorwürfe und versteckte Angriffe aushelfen. Es liegt etwas Gehässiges in dem leichten, spöttischen Tone, welcher in der ganzen Arbeit wiederklingt, und auf den Charakter ihres Verfassers ein keineswegs günstiges Licht wirft. Er hat, scheint es, den Aerger über den unerwarteten Widerspruch, wie über seine Unfähigkeit, dem Gegner die Spitze zu bieten, nicht zu überwinden vermocht. Jedenfalls war Rousseau vollkommen berechtigt, die eigene noble Kampfesweise der hämischen Vertheidigung d'Alembert's mit einem gewissen Selbstgefühle gegenüber zu stellen [26]).

Auch that er ganz wohl daran, die Discussion nicht weiter fortzuführen. Treu seinem Grundsatze, keine Kritik seiner Schriften zu lesen, wurde es ihm um so leichter, sie unbeantwortet zu lassen. Die

zahlreichen Briefe freilich, welche ihm von allen Seiten zugingen, konnten nicht ebenso unberücksichtigt bleiben. Und ihre Beantwortung nahm mehr Zeit und Mühe in Anspruch, als die Abfassung der Epistel, durch welche sie veranlaßt wurden. Ob manche von ihnen wirklich so „sehr gefährlich" waren, wie Rousseau behauptet, steht dahin. Wir haben „die Schlingen", welche man ihm „sichtlich legte", und die er durch „eine eben so schnelle, wie vorsichtige Entgegnung" beseitigen zu müssen glaubte, nicht entdecken können. Wahrscheinlich handelte es sich um Fragen und Bemerkungen, die sich auf sein Verhältniß zur Religion bezogen. Indem er den Genfer Clerus und die Aufrichtigkeit seines religiösen Bekenntnisses in Schutz nahm, hatte er sich anscheinend wenigstens auf die Seite des positiven Christenthums gestellt. Auch hatte er sich den Gläubigen insofern angeschlossen, als er in der Bekämpfung des Theaters mit ihnen gemeinsame Sache machte. Sie mochten daher hoffen, ihn zu weiteren günstigen Erklärungen bestimmen, oder gar ganz zu sich herüberziehen zu können [27]). Andrerseits lag es im Interesse ihrer Gegner, die ihn bisher als einen der Ihrigen betrachtet, ihm Aeußerungen zu entlocken, welche entweder bewiesen, daß sein Abfall ein nur scheinbarer gewesen, oder aber ihn zu einem erklärten Renegaten stempelten. Es war allerdings nicht leicht, diesen beiden Parteien, welchen er im Grunde gleich nahe und gleich ferne stand, gerecht zu werden, ohne sich doch mit der einen oder anderen zu identifiziren. Machte es ihm doch schon Mühe genug, sich der Zumuthungen der näher befreundeten Genfer Theologen zu erwehren, die nicht undeutlich merken ließen, daß sie gar gerne den Vorkämpfer der Religion zu einem Streiter für den Glauben, und den Vertheidiger der christlichen Moral zu einem Bekenner der kirchlichen Dogmen fortentwickelt hätten. Wieder und wieder mußte er ihnen sagen, daß man ja im Wesentlichen einverstanden sei, und eben darum von den unwesentlichen Punkten, über welche man abweichende Meinungen hege, füglich absehen könne [28]).

Uebrigens waren die geistlichen Kreise Genf's natürlich sehr erfreut, daß sie einen so beredten und schlagfertigen Bundesgenossen gefunden. Die Besorgniß Rousseau's, er möchte als unberufener Anwalt ihrer delikaten Sache nicht das Richtige getroffen, oder irgend welchen Anstoß gegeben haben, wurde ihm zu seiner großen Beruhigung bereitwillig genommen. Ueberhaupt durfte er mit der Aufnahme, welche seiner Schrift in der Heimath zu Theil wurde, wohl zufrieden sein. Fand sie auch nicht die allgemeine, begeisterte Anerkennung, welche er gewünscht, vielleicht im Stillen erwartet haben mochte, so ließ sich doch manche gewichtige Stimme billigend vernehmen. Voltaire freilich nahm die Zusendung eines Exemplars

wie eine persönliche Beleidigung auf, und war unhöflich genug, sie dem Verfasser gegenüber zu ignoriren. Aber auch Solche, die ihm näher standen, wie der bekannte Arzt Tronchin, sprachen wenigstens in der Hauptsache ihre volle Zustimmung aus[29]). Dagegen wollte die idyllische Schilderung, welche Rousseau von dem Genfer Leben entworfen hatte, ihnen ebensowenig einleuchten, wie die Empfehlung spartanischer Sitten und Feste, die er auf Grund derselben hinzufügte. Auch kam er selbst bald zu der Ansicht, daß die Wirklichkeit dem Bilde, welches er sich in der Ferne von ihr gemacht, keineswegs entspreche. Nicht lange und er gestand: „Ich habe mich in meinem Briefe an d'Alembert geirrt; ich hielt unsere Fortschritte nicht für so groß, unsere Sitten nicht für so vorgerückt. Fortan giebt es für unsere Leiden kein Heilmittel mehr; wir bedürfen nur noch der Palliative, und das Theater ist ein solches" [30]). War das wirklich seine Ueberzeugung, so mußte er allerdings bedauern, seinen energischen Protest erhoben zu haben. Denn derselbe trug ohne Zweifel wesentlich dazu bei, daß es den Bemühungen Voltaire's und seiner Freunde für's Erste wenigstens nicht gelang, die Genfer Bürgerschaft für den Vorschlag d'Alembert's zu gewinnen.

Die aufregende Thätigkeit aber, welche die Veröffentlichung der Schrift mit sich brachte, scheint auf das persönliche Befinden Rousseau's recht wohlthätig eingewirkt zu haben. Verstummen in der nächsten Zeit die gewohnten Klagen auch nicht ganz, so sind sie doch weniger laut und nachhaltig, als bisher. Zwar machten sich beim Eintritte des Winters die körperlichen Gebrechen wieder fühlbar. Sie ließen sich indeß um so leichter ertragen, da die Leiden der Seele, welche sie bis dahin begleitet und verschärft hatten, inzwischen gewichen waren. Die Liebe, wenn auch keineswegs erstorben, hatte doch aufgehört, eine Quelle innerer Kämpfe und Schmerzen zu sein. Die tiefe Wunde, welche sie dem Herzen geschlagen, hatte sich im Fortgange der Zeit allmälig geschlossen, und der freundliche Verkehr, zu welchem die Geliebte nach längerer Entfremdung die Hand bot, hinderte sie, von Neuem aufzubrechen. Zugleich war durch die definitive Auflösung der alten freundschaftlichen Verhältnisse dem langen und schmerzlichen Kampfe, welcher ihr vorausging, ein Ende gemacht worden. Rousseau fühlte sich frei von dem Drucke der Fesseln, die eine zu lebhafte Zuneigung ihm bis dahin angelegt; seine persönliche Unabhängigkeit war nicht mehr bedroht von dem bevormundenden Einflusse, welchen die Freunde ausgeübt, und er nur mit Widerstreben aus gutmüthiger Schwäche ertragen hatte. Er durfte fortan

ungestört die Wege gehen, welche der eigene Sinn und die persönliche Ueberzeugung ihn einschlagen ließ.

So in jeder Beziehung ruhig geworden, benutzte er die zu Gebote stehende Muße und Freiheit, um die unterbrochenen Arbeiten wieder aufzunehmen. Namentlich wurde der Roman der Liebe, welcher im vorigen Jahre erst zur Hälfte fertig geworden, in diesem Winter (1758—1759) vollendet. Zugleich begann er die Vorarbeiten zu einem größeren Werke über Erziehung. Wenigstens sagt er schon jetzt, daß er „manche Gedanken über diesen Gegenstand habe, die er wohl zu Papier bringen möchte, falls man ihn in etwa unterstützen wollte". Die Dame freilich, welcher er das mittheilt [31]), mochte nicht recht wissen, ob er im Ernste oder Scherze rede, als er sie aufforderte, ihm „statt der Produkte ihres Hühnerhofes lieber die Resultate ihrer pädagogischen Erwägungen zuzuschicken". Nebenbei machte er für die „Literarische Blumenlese", welche sein Genfer Freund Vernes herausgab, und gerne durch einen Beitrag von seiner Hand bereichert sah, eine kleine Abhandlung druckfertig, die „leider kaum dem Geschmacke der Genfer Leser und Philosophen zusagen wird, weil sie aus Plato entnommen ist" [32]). In der That enthält dieser Aufsatz über „die scenische Nachahmung" nur einen Auszug aus den verschiedenen Stellen, an welcher der griechische Denker in seiner Republik Wesen und Wirkung wie der nachbildenden Kunst und Poesie überhaupt, so namentlich der dramatischen Dichtung verurtheilt, und nimmt er kein weiteres Verdienst in Anspruch, als daß er, was dort zerstreut und in Form des Dialogs vorgetragen wird, in einer gedrängten, zusammenhängenden Darstellung wiedergiebt. Vielleicht sind die Gedanken Plato's auf Rousseau's eigene Ansicht nicht ohne bestimmenden Einfluß geblieben. Doch dürfte er ihnen kaum mehr verdanken, als die Anregung, das gleiche Ziel auf einem wesentlich verschiedenen Wege zu erstreben. Gewiß ist, daß er die Absicht hatte, sie seinem Briefe an d'Alembert einzufügen, dazu aber keine passende Stelle finden konnte.

Man sieht, die literarische Thätigkeit Rousseau's war keineswegs unerheblich. Sie erscheint um so bedeutender, wenn man sich erinnert, daß er ihr nur seine Mußestunden widmen konnte, der größte Theil des Tages vor wie nach der ernährenden Kopie zugewandt blieb. Nicht wenig Zeit nahm auch die ausgedehnte Correspondenz in Anspruch, mehr noch die mannigfachen Besuche, welche gemacht oder empfangen wurden. Die früheren Freunde Rousseau's waren doch sehr im Irrthume, wenn sie glaubten oder zu glauben vorgaben, daß er seit seiner Trennung von ihnen überhaupt den geselligen Verkehr fliehe, um in finsterer Einsamkeit über seinen menschenfeindlichen Gedanken und Entwürfen zu brüten. Wahr ist nur, daß er fortan

freundschaftlichen Verhältnissen intimerer Art, zu welchen es übrigens auch an Gelegenheit fehlte, aus dem Wege ging, und sich mit Verbindungen begnügte, die „lediglich auf gegenseitiges Wohlwollen basirt, den Reiz des Lebens erhöhen, ohne die persönliche Freiheit zu beengen". An solchen Bekanntschaften fehlte es ihm weder später, noch zu der Zeit, von welcher hier die Rede ist. Sowohl in Montmorency selbst, wie in seiner nächsten Umgebung gab es Leute genug, die sich durch schlichten, graden Sinn und Verstand, oder auch durch Geist und Kenntnisse zu einem näheren Umgange empfahlen [33]). Waren sie stets zur Hand, wenn das Bedürfniß nach zwangloser Unterhaltung rege wurde, so brachten alte Bekannte aus der Pariser oder einer noch früheren Zeit, wenn sie hin und wieder auf ihren benachbarten Landhäusern oder bei Rousseau selbst einsprachen, in den gewohnten Lebensgang eine zwar nicht immer erwünschte, aber doch wohlthätige Unterbrechung.

Uebrigens verkehrte Rousseau nicht blos in den höher stehenden gebildeten Kreisen; er suchte auch die Wohnungen des Volkes auf, pflog gemüthlichen Umgang mit ihm, und bemühte sich, wo das in seiner Macht stand, seinen Bedürfnissen und Verlegenheiten mit Rath und That abzuhelfen. Ein schönes Zeugniß für diese stille, menschenfreundliche Wirksamkeit giebt die allgemeine Verehrung, welche die Landleute in und um Montmorency ihrem Wohlthäter auch dann noch bewahrten, als er bereits aus ihrer Mitte geschieden war. „Vor Kurzem", erzählt eine spätere Freundin Rousseau's [34]), „ersuchten zwei Engländer den Marquis von Mihigan, einen genauen Bekannten des berühmten Genfers, sie zu dessen Wohnung in Montmorency zu geleiten. Es geschah. Kaum aber hatten die Bauern, welche sich zufällig in der Nähe befanden, den Marquis erkannt, als sie ihn von allen Seiten umdrängten und sich mit stürmischem Eifer nach dem Befinden seines Freundes erkundigten. Wir sind doch, riefen sie aus, recht unglücklich, daß man ihn uns genommen hat. Er war so mildthätig! ja er war unser Aller Vater; er schickte uns Wein, wenn wir dessen bedurften; es giebt keine Wohlthat, die er uns nicht erwiesen hätte; wir werden ihn nie vergessen. Er war unser Beschützer und Fürsprecher bei dem Gutsherrn; mit ihm haben wir Alles verloren; wir werden ihn bis zum letzten Athemzuge bedauern. — Es wurde dem Marquis nicht grade leicht, die guten Leute zufrieden zu stellen. Als er dann im Gasthofe den Vorfall erzählte, versicherte der Wirth, daß es so jedem Bekannten Rousseau's ergehe, der sich in Montmorency blicken lasse; man könne sich die Liebe und Verehrung der Bewohner nicht groß genug vorstellen; es gebe unter ihnen nicht Einen, der nicht sein Leben für ihn hingeben würde".

Mag dieser Bericht immerhin die ausschmückende Hand der

Freundschaft verrathen, er beweist doch, daß Rousseau die Grundsätze, welche er in seinen Schriften vertrat, auch im Leben bethätigte. Er ließ es sich nicht minder angelegen sein, dieselben, wo sich dazu eine passende Gelegenheit bot, durch persönliche Einwirkung, namentlich auf jüngere Leute von tieferer Anlage und ernsterem Streben, zur Geltung zu bringen [35]). Dagegen war er weit entfernt, sie ohne bestimmten Anlaß im geselligen Verkehre zu betonen, aus ihrem Vortrage ein Geschäft, oder sich zum Mittelpunkte einer Schule oder Sekte machen zu wollen. Als ihn ein junger Pariser Beamter um die Erlaubniß bat, sich in seiner unmittelbaren Nähe niederlassen und durch den Umgang mit ihm geistig und sittlich ausbilden zu dürfen, wies er den Vorschlag, dankend zwar für die Ehre, welche ihm damit erwiesen wurde, und unter Anerkennung des löblichen Motivs, aus welchem der Antrag hervorgegangen, aber bestimmt und entschieden zurück. Er habe, sagt er dem angehenden Jünger, nicht nöthig, die Grundsätze der Moral in so weiter Ferne aufzusuchen. „Kehren Sie in Ihr Herz ein, dort werden Sie sie finden; ich werde Ihnen über diesen Gegenstand nichts sagen können, was Ihr Gewissen Ihnen nicht besser sagen wird, wenn Sie dasselbe zu Rathe ziehen wollen. Die Tugend ist keine Wissenschaft, zu deren Erlernung es so vieler Umstände bedarf; um tugendhaft zu *sein*, reicht es aus, es sein zu *wollen*. Haben Sie diesen ernsten Willen, so ist damit Alles gethan und Ihr Glück sicher gestellt“. Er giebt ihm dann den Rath, sich der Neigung zu einem contemplativen Leben, welche er bei sich bemerkt haben wolle, nicht hinzugeben. „Sie ist nur eine Trägheit der Seele, verwerflich in jedem Alter, und besonders in dem Ihrigen. Der Mensch ist nicht zum Grübeln, sondern zum Handeln geschaffen, und die Kraft der Jugend ist Ihnen nicht verliehen worden, um sie in müssigen Betrachtungen zu vergeuden“. Möge er daher arbeiten, in dem Stande, in welchen die Vorsehung und die Eltern ihn gestellt; das sei die erste Vorschrift der Tugend, der er zu folgen wünsche. Glaube er, daß seine Stellung und der Aufenthalt in Paris mit seinem besseren Wollen sich nicht vertrage, nun wohl, so möge er in die Provinz zurückkehren, dort im Schooße seiner Familie leben, die ehrenwerthen Eltern achten und pflegen; so werde er wahrhaft die Pflichten erfüllen, welche die Tugend ihm auflege. Er dürfe sich nicht für unglücklich halten, wenn er lebe, wie sein Vater; „es giebt kein Loos, welches Arbeit, Wachsamkeit, Unschuld und Zufriedenheit mit sich selbst nicht erträglich machen, wenn man sich ihm in der Absicht unterwirft, seine Pflicht zu erfüllen“. Das seien Rathschläge eben so viel werth, wie die, welche er sich in Montmorency holen könne. Möglich, daß sie nicht nach seinem Geschmacke, und er wenig

geneigt sei, ihnen zu folgen. Doch werde er es sicherlich einst bereuen, wenn er sie unbeachtet lasse [36]).

Freilich würde auch die stete Nähe eines wißbegierigen Zöglings mannigfache Störungen herbeigeführt haben. Und Rousseau war nicht gemeint, sich den Genuß der freien Muße, deren er sich eben jetzt erfreute, ohne Noth rauben zu lassen. Vielmehr hielt er Alles fern, was ihm irgendwie Fesseln anlegen, und den ruhigen, gleichförmigen Gang des Lebens ohne oder wider seinen Willen unterbrechen konnte. Gelang es ihm aber, sich für eine Weile wenigstens die äußere Ruhe zu sichern, so vermochte er doch auch in dieser Zeit nicht, jede innere Aufregung abzuwehren. — Wir haben früher erzählt [37]), wie ihm, in Folge seines Briefes über die französische Musik, von der Direktion der Pariser Oper das ihm vertragsmäßig zustehende Recht des freien Eintritts willkürlich genommen, und seine desfallsige Beschwerde bei der Aufsichtsbehörde nicht einmal einer Antwort gewürdigt wurde. Er hatte seitdem, der Gewalt weichend, die Sache auf sich beruhen lassen. Als er nun aber erfuhr, daß man beabsichtige, seinen Devin de village, welcher inzwischen längere Zeit geruht, von Neuem zur Aufführung zu bringen, glaubte er daran erinnern zu müssen, daß die Direktion der Oper dazu nicht befugt, vielmehr verpflichtet sei, das Werk, an welchem sie das Eigenthumsrecht durch den Bruch der Uebereinkunft verloren habe, dem Verfasser zurückzugeben.

Indeß blieb diese Vorstellung ebenso erfolglos, wie die frühere; auch der neue Intendant, Herr von St. Florentin, hielt es nicht für der Mühe werth, zu antworten. Nicht weniger rücksichtslos benahm sich die Direktion. Zwar gab sie Duclos, welcher einst den Vertrag vermittelt, und jetzt durch Rousseau von seiner erneuerten Mahnung Kenntniß erhalten hatte, zu verstehen, daß sie die von ihren Vorgängern verletzten Bedingungen einhalten würde. Dabei hatte es aber auch sein Bewenden; von irgend einer Erklärung an Rousseau selbst, von einer Anerkennung seines Rechtes, einer Entschuldigung wegen der früheren Vorgänge oder einer freundlichen Mittheilung über die Wiederaufnahme seines Stückes war nicht die Rede. Kein Wunder, daß er sich bei dem so späten und gegenwärtig für ihn ziemlich werthlosen Zugeständnisse nicht beruhigen mochte, sondern mit aller Entschiedenheit auf der Rückgabe seines Werkes bestand. Durchsetzen konnte er sie freilich nicht; die Zähigkeit, mit welcher er an seinem Rechte festhielt, hatte nur zur Folge, daß ihm draußen kleinlicher Eigensinn oder gar schmutzige Habsucht vorgeworfen, und er selbst, innerlich empört über die Willkür, welche mit fremdem Eigenthum nach Belieben schalten durfte, geraume Zeit in zorniger Aufregung gehalten wurde [38]).

Abgesehen von diesem Zwischenfalle, erlitt das friedliche Still-

leben Rousseau's im Laufe des in Rede stehenden Winters keine weitere Störung. Mit dem Frühlinge aber traten Beziehungen ein, die demselben ein Ende zu machen drohten.

„In der unmittelbaren Nähe des Städtchens Montmorency lag, und liegt auch noch heute, ein einzelstehendes Haus, welches an Pracht mit den glänzendsten Schlössern wetteifert, darum auch den Namen eines solchen trägt und verdient. Der imposante Anblick dieses schönen Gebäudes, die Terrasse, auf welcher es errichtet ist, die Aussicht, die anderswo vielleicht ihres Gleichen nicht findet, der weite, von der Hand eines ausgezeichneten Künstlers gemalte Saal, der Garten, angelegt von dem berühmten Le Nôtre, das Alles bildet ein Ganzes, dessen imponirende Größe dennoch mit einer gewissen Einfachheit verbunden ist, welche die Bewunderung stützt und erhält“. Schloß und Park gehörten damals der Herzogin von Choiseul. Doch hatte sie der Marschall von Luxembourg, ein Sprößling jenes alten, mächtigen Geschlechtes, welches einst im Besitze des Herzogthums Montmorency gewesen war, auf Lebenszeit an sich gebracht. Auch kam er jährlich zweimal — um die Osterzeit und mitten im Sommer — in das Land, wo seine Väter vordem die Herren waren, um hier, zwar als einfacher Bewohner, aber mit einem Glanze, welcher die alte Größe und Herrlichkeit seines Hauses keineswegs verleugnete, fünf oder sechs Wochen zu verweilen.

Daß Rousseau in Montmorency lebte, war dem Marschall natürlich nicht unbekannt geblieben. Es nimmt ebensowenig Wunder, daß er den berühmten Schriftsteller und wunderlichen Menschen näher kennen zu lernen wünschte. Doch war das nicht so leicht zu erreichen. Schon im vorhergehenden Jahre hatte er sich, als er in seinem Landhause eingetroffen, Rousseau empfehlen, und ihm eine unbeschränkte Einladung zum Souper zugehen lassen. Dieselbe war indeß, zwar höflich und achtungsvoll, aber entschieden zurückgewiesen worden. Der leidende Zustand, in welchem er sich befand, bot Rousseau einen passenden Vorwand, abzulehnen, worauf er bei seiner damaligen Stimmung und Denkweise nicht eingehen mochte. Es schien ihm bedenklich, sich Personen zu nähern, welche durch ihren Rang in der Gesellschaft so hoch über ihm standen. Er sagte sich, daß ein sicherer Verkehr nur auf dem Boden der socialen Gleichheit möglich ist, und er wußte nur zu wohl, daß der Umgang mit den Großen dieser Erde für den Niedriggebornen, mag er nun von ihnen fetirt oder zurückgesetzt werden, persönliche Kränkungen und Demüthigungen nach sich zu ziehen pflegt.

Auch trat er selbst dann nicht aus seiner Zurückhaltung heraus, als der Marschall später die Einladung wiederholt erneuerte. Ebensowenig wich er dem Drängen einzelner Hofleute, welche ihn, nachdem sie näher mit ihm bekannt geworden, zu einem Besuche im Schlosse zu bestimmen suchten. Hier aber war man nicht gemeint, auf den widerwilligen Gast zu verzichten. Kaum hatte der Marschall zu Ostern des nächsten Jahres (1759) seine Villa bezogen, als er, begleitet von fünf oder sechs Personen seines Gefolges, in der Wohnung Rousseau's erschien, um ihm seine Aufwartung zu machen. Natürlich konnte sich dieser, wollte er anders nicht für grob und anmaßend gelten, nun nicht länger der lästigen Gegenvisite entziehen, zumal der Marschall sich nicht blos selbst überaus freundlich bewiesen, sondern ihm auch im Namen und Auftrage seiner Gemahlin die verbindlichsten Dinge gesagt hatte. Er machte sich daher auf den Weg, freilich nicht ohne ein gewisses Bangen. Stets schüchtern und ängstlich, wenn er in die Nähe fremder Menschen trat, war er es in diesem Falle um so mehr, da ihm die Dame, welcher er sich vorzustellen im Begriffe stand, nicht geringe Scheu einflößte. Er hatte sie vor manchen Jahren, als sie noch durch ihre blendende Schönheit die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog, öfter im Theater, hin und wieder auch im Salon der Madame Dupin gesehen, und er erinnerte sich noch recht wohl der wenig günstigen Urtheile, die ihm damals über ihren Sinn und Charakter zu Ohren gekommen.

In der That stand die Marschallin, namentlich in ihren jüngeren Jahren, nicht grade im besten Rufe. Dem hochadeligen Hause der Villeroi angehörig, hatte sie sich, kaum 14 Jahre alt (1721), mit dem Herzoge von Boufflers, dem sie auch einen schon früh verstorbenen Sohn gebar, vermählt. Sie war dann später an den Hof gekommen, wo sie als Dame der Königin eine glänzende Rolle spielte und viel von sich reden machte. „Sie dominirt," sagt Madame du Deffand, welche zu dieser Zeit näher mit ihr bekannt wurde, „überall, wo sie sich befindet, und macht stets den Eindruck, welchen sie eben machen will. Dabei übt sie ihre Macht fast wie Gott selber; sie lenkt und bestimmt uns, während sie uns glauben läßt, daß wir unseren freien Willen haben. Auch könnten Diejenigen, welche sie für ihre Abneigung bestraft, ihr mit Recht sagen: wir würden Dich geliebt haben, wenn Du es gewollt hättest. Sie ist so scharf und rücksichtslos, daß man vor ihr zittert; sie wird deshalb mehr gefürchtet, als geliebt. Sie selbst weiß das sehr wohl, hält es aber unter ihrer Würde, ihre Feinde durch eine Schonung zu entwaffnen, welche der Aufrichtigkeit und dem Ungestüm ihres Charakters zu sehr widersprechen würde"[39]). Von anderer Seite erfahren wir, daß sie „nicht nur sehr hübsch und maliziös, sondern auch dem

Vergnügen in hohem Grade ergeben" war. Es fehlte nicht an galanten Verehrern, die, wie es scheint, ein nur zu geneigtes Gehör fanden. Vornehme Dichterlinge sahen und priesen in ihr „die Mutter der Liebe", und selbst ihr Biograph gesteht, daß „sie unter dem Einflusse eines mehr als galanten Hofes, ein mehr als leichtfertiges Leben führte".

Allerdings war diese Zeit der Jugendblüthe und gesellschaftlichen Triumphe jetzt vorüber. Die Herzogin hatte inzwischen (1747) ihren Gatten verloren, und die neue Verbindung, welche sie drei Jahre später mit dem Marschall von Luxembourg einging, sie zu einer mehr zurückgezogenen Lebensweise veranlaßt. Zwar nahm der Marschall, vermöge seines Ranges und persönlichen Ansehens, im Staate, wie am Hofe, eine hervorragende Stellung ein. Befehlshaber der Gardes du Corps und Gouverneur der Normandie, erfreute er sich zugleich der besonderen Gunst des Königs, welcher ihn nicht selten in wichtigen Angelegenheiten zu Rathe zog. Doch war er kein Freund der großen Welt und ihres geräuschvollen Treibens; ein schlichter Mann von einfachem Wesen, wie es scheint, ohne hervorstechende Begabung, aber auch frei von schlimmen Neigungen und Leidenschaften, trat er aus seiner gewohnten Ruhe nur heraus, wenn die amtliche Pflicht oder das Vertrauen des Fürsten seine Thätigkeit in Anspruch nahm[40]). Als er zum zweiten Male heirathete, stand er schon in einem zu vorgerückten Alter — er war 1702 geboren — als daß seine junge Gemahlin hätte hoffen dürfen, ihn zu ihrer ganz verschiedenen Sinnesweise zu bekehren. Sie zog es daher vor, sich der seinigen soviel wie möglich anzubequemen, und es gereicht ihr zur Ehre, daß sie, so lange der Marschall lebte, ihren eigenen Wünschen und Neigungen zu gebieten wußte. Freilich mochten ihr die zunehmenden Jahre diese Selbstbeherrschung nicht wenig erleichtern; die glänzende Schönheit von ehedem war verblichen, und die Huldigung schwärmerischer Anbeter nicht länger zu hoffen.

Uebrigens kehrte sie nach dem Tode ihres Gemahls (1765) ihrem natürlichen Hange folgend, in die Welt zurück, wo sie fortan die hervorragendsten Personen des Hofes, wie der Hauptstadt, um sich zu versammeln pflegte. H. Walpole, welcher sie damals wiedersah, bemerkt in seiner feinen und sarkastischen Weise: „Ihre Schönheit ist hin, sie hat keine Liebhaber mehr und fürchtet die Annäherung des Teufels. Diese Situation hat ihren Sinn milder, und sie selbst angenehmer gemacht, denn sie hat Geist und ein gefälliges Benehmen. Sieht man indeß ihre beständige Aufregung und die Unruhe, welche sie nicht zu verbergen weiß, so ist man versucht, zu glauben, daß sie einen Pakt mit dem bösen Geiste geschlossen hat und befürchtet, ihn schon in den nächsten acht Tagen erfüllen zu müssen". Der

gewandte englische Tourist mochte sich in der Nähe einer Dame dieser Art immerhin an seinem Platze fühlen. Einem Manne wie Rousseau aber mußte die Aussicht, ihr zu begegnen, einen leisen Schrecken einflößen. Wie konnte er, dem in solcher Lage stets das „rechte Wort im richtigen Augenblicke“ fehlte, hoffen, einen günstigen und seiner würdigen Eindruck hervorzurufen? Er hatte vielmehr alle Ursache, zu fürchten, daß er der geistreichen und redefertigen Weltdame gegenüber, die sich ihrer Ueberlegenheit wohl bewußt und gewohnt war, dieselbe rücksichtslos geltend zu machen, eine traurige, vielleicht gradezu lächerliche Figur abgeben werde.

Doch zeigte sich bald, daß seine Besorgnisse grundlos gewesen. War nun die Marschallin wirklich besser, als ihr Ruf, oder legte sie es absichtlich darauf an, ihn durch ihre Liebenswürdigkeit zu gewinnen, Rousseau hatte sie kaum gesehen, als er sich auch schon gefesselt fühlte. Er fand sie „reizend, und zwar von jenem zauberhaften Reize, welcher der Zeit Trotz bietet, und mehr als jeder andere geeignet war, auf sein Herz zu wirken“. Er hatte erwartet, daß ihre Unterhaltung sich in beißenden Ausfällen und scharfen Epigrammen ergehen werde. Aber er sah sich angenehm enttäuscht. „Ihre Rede sprudelte keineswegs von Geist; sie glänzte nicht durch geistreiche Wendungen oder überraschende Aperçüs; man konnte ihr selbst nicht eigentlich Feinheit nachrühmen. Dagegen verrieth sie jenen exquisiten Zartsinn, welcher nie frappirt oder anstößt, und stets gefällt“. Natürlich ließ es Madame an Schmeicheleien nicht fehlen. Und diese berauschten um so mehr, je einfacher und ungezwungener sie sich gaben. „Hatte es doch den Anschein, als ob sie der Sprechenden ohne ihr Wissen und Zuthun über die Zunge glitten, als sei es lediglich ihr Herz, das überströme, weil es eben gar zu voll“. Man kann sich denken, daß Rousseau solchem Zauber nicht zu widerstehen vermochte. Die Scheu, mit der er gekommen, war bald gewichen; er fühlte sich frei und behaglich, zumal er zu bemerken glaubte, daß auch er, trotz seines linkischen Wesens, nicht mißfalle. Freilich sagte er sich, daß „alle Damen vom Hofe, wenn sie grade wollen, bei ihrer Umgebung diesen Glauben zu erregen verstehen“. Doch wußte die Marschallin „so süß zu überreden“, daß man gar nicht daran dachte, zweifeln zu wollen.

Bot die Dame vom Hause Alles auf, was ihren Gast anziehen konnte, so that die freundliche Bonhomie ihres Gemahls das Uebrige, um ihn vollends zu gewinnen. Rousseau durfte nicht länger zweifeln, daß die herzliche Güte, mit welcher man ihm entgegenkam, eine aufrichtige sei, und er überließ sich gern und ganz den angenehmen Empfindungen, welche sie in ihm hervorrief. Auch konnte und mochte

er sich nicht ablehnend verhalten, als ihm nun ein Vorschlag gemacht wurde, dessen Ausführung einen öfteren und näheren Verkehr in Aussicht stellte. Er hatte den Marschall, als ihn dieser in Mont-Louis aufsuchte, in dem einzigen Zimmer, welches ihm dort zur Verfügung stand, nicht ohne Bedenken empfangen, weniger weil er genöthigt war, den vornehmen Herrn mitten unter schmutzigen Tellern und zerbrochenen Töpfen Platz nehmen zu lassen, als weil er fürchtete, daß der angefaulte Fußboden unter dem Gewichte seiner Begleitung zusammenbrechen möchte. Die Gefahr schien ihm so dringend, daß er sich beeilen zu müssen glaubte, den hohen Gast aus ihrem Bereiche zu entfernen. Er führte ihn daher, wiewohl es noch ziemlich kalt war, in den offenen, ungeheizten Pavillon, welcher hinter dem Hause im Garten lag, verhehlte ihm auch den Umstand nicht, welcher ihn veranlaßt, diesem luftigen Raume den Vorzug zu geben. Der Marschall hatte das kleine Abenteuer seiner Gemahlin erzählt, und Beide forderten ihn nun auf, für die Zeit, welche die doch nothwendige Reparatur erfordern würde, seine Wohnung im Schlosse oder, falls er das lieber wolle, in einem einzelstehenden Gebäude zu nehmen, welches in der Mitte des Parkes gelegen war und das „Schlößchen" genannt wurde.

Rousseau glaubte, wie gesagt, das freundliche Anerbieten nicht zurückweisen zu dürfen, zögerte aber doch, von ihm Gebrauch zu machen. Seine Zurückhaltung bewog, scheint es, den Marschall, ihn an die Erfüllung seiner Zusage erinnern zu lassen. Wir schließen das aus einem Briefe, den Rousseau in diesen Tagen zur Erklärung seines Benehmens an ihn richtete. Er hat, sagt er hier, weder die Güte, mit welcher der Marschall ihn überhäuft, noch die Verpflichtung vergessen, die er aus Hochachtung und Dankbarkeit eingegangen ist. Auch hat er weder den Willen, Wort zu halten, noch auch die Gefühle verloren, mit welchen es ihm geziemt, die erwiesene Ehre aufzunehmen. Aber das Versprechen konnte doch nur ein bedingtes sein, und würde er sich bei dem weiten Abstande, welcher den Marschall von ihm trennt, einer unverzeihlichen Kühnheit schuldig machen, wenn er es wagen wollte, dessen Haus zu bewohnen, ohne zu wissen, ob er und seine Gemahlin ihn dort mit demselben Wohlwollen sehen werden, welches sie bestimmt hat, es ihm anzubieten. Er kann es nicht leugnen, die Güte des Marschalls bringt ihn in große Verlegenheit, die durch den Wunsch, ihrer nicht unwürdig zu erscheinen, noch vermehrt wird. Er begreift, wie man die Anträge der Großen, welche man nicht achtet, kalt und schroff von sich weist. Doch wie vermöchte er das einem Manne gegenüber, den sein Herz hochhält, und dessen Umgang er suchen würde, wenn er seines Gleichen wäre? Da er stets nur mit seinen Freunden hat leben wollen, so

kennt er nur eine Sprache, die der vertrauten Gemeinschaft. Und er weiß sehr wohl, wie sehr er diese, bei der großen Verschiedenheit des Standes, wird modifiziren müssen, da die Achtung für die Person des Marschalls ihn nicht von derjenigen entbindet, welche er seinem Range schuldet. Aber er weiß auch, daß die Dürftigkeit, welche sich erniedrigt, bald verächtlich wird, daß auch sie ihre Würde hat, und die Liebe zur Tugend sie verpflichtet, sich dieselbe zu bewahren. Er ist daher stets in Zweifel, ob er nicht Anderen zu nahe tritt oder sich selbst etwas vergiebt; er fürchtet beständig, vertraulich oder kriechend zu werden, und grade diese Gefahr, welche ihn befangen macht, hindert ihn, das Schickliche zu thun oder zu sagen. Schon hat er sich vielleicht, ohne es zu wollen, irgend ein Versehen zu Schulden kommen lassen, eine Besorgniß, die nur zu natürlich ist für einen Mann, welcher nicht weiß, wie man mit den Großen dieser Erde umgehen muß, der es auch nie für der Mühe werth gehalten, das zu lernen, und nur einmal in seinem Leben bedauern wird, es nicht zu wissen. Möge deshalb der Marschall die Schüchternheit verzeihen, welche ihn zaudern läßt, von einer Gunst Gebrauch zu machen, die er so wenig erwarten durfte, und um keinen Preis mißbrauchen möchte. Er hat seinen Entschluß nicht geändert, aber er fürchtet, daß er ihm Anlaß gegeben, anderen Sinnes zu werden. Ist dem nicht so, heißt ihn der Marschall und seine Gemahlin noch immer willkommen, so werden sie aus dem Eifer, mit welchem er ihrer Aufforderung folgen wird, ersehen, daß ihn nicht die Besorgniß, undankbar zu erscheinen, hat schwanken lassen[41]).

Es wurde dem Marschall nicht schwer, diese nachträglichen Skrupel zu beseitigen. Schon am 15. Mai meldet Rousseau seiner Gemahlin, daß er unter ihrem gastlichen Dache Wohnung genommen. Das kurze, aus dem „Schlößchen" datirte Billet ist charakteristisch genug. „Mein ganzer Brief", schreibt er, „ist schon in seinem Datum enthalten. Wie ehrt mich dieses Datum! wie gerne schreibe ich es nieder. Ich lobe Sie nicht, Madame, ich danke Ihnen nicht, aber ich wohne in Ihrem Hause. Jeder hat seine eigene Sprache, ich habe in der meinigen Alles gesagt". Man sieht, er fühlt lebhaft die Güte und die Ehre, welche ihm erwiesen wird; aber er ist auch ängstlich bemüht, seine Würde zu wahren. Er hat es nicht über sich vermocht, den freundlichen und ehrenvollen Antrag abzulehnen, aber er weiß doch nicht recht, ob er gut daran gethan, der süßen Lockung zu folgen. „Die Marschallin", schreibt er einige Tage später[42]), „fürchtet, daß ich mich nicht wohl befinde. Sie hat Recht; man befindet sich niemals wohl, wenn man nicht an seiner natürlichen Stelle ist; sobald man diese einmal verläßt, weiß man nicht mehr, wie man zu ihr zurückkehren soll. Indeß kann ich den Fehler

nicht bereuen, welchen ich vielleicht begangen habe; sollte ich mich auch an ein Wohlbefinden gewöhnen müssen, für welches ich nicht geschaffen bin, so würde ich doch, selbst wenn die Ruhe meines Lebens auf dem Spiele stände, nicht wünschen, die ehrenvollen Gunstbezeugungen des Marschalls und seiner Gemahlin in anderer Weise aufgenommen zu haben". Zu bedauern ist nur, daß ihm Beide so ferne stehen. Er macht und will Niemandem den Hof machen, auch ihnen nicht. Er hat seine bestimmte Weise, seine eigenthümlichen Maximen und Gewohnheiten, die er nicht aufgeben kann, aber alle Empfindungen, welche Beweise von Achtung und Wohlwollen in einem empfänglichen Herzen erregen können, sie werden sie in dem seinigen wiederfinden. „Ich sehe, daß sie bemüht sind, mich ihren Rang vergessen zu machen; gelingt es ihnen, so werden sie mit mir zufrieden sein".

Mit gleicher Offenheit spricht er sich gegen den Marschall selbst aus. „Ihre Wohnung ist reizend, der Aufenthalt in ihr köstlich. Er würde es in noch höherem Grade sein, wenn die Pracht, die ich hier finde, und die Aufmerksamkeiten, welche mir hierhin folgen, mich weniger wahrnehmen ließen, daß ich nicht zu Hause bin. Davon abgesehen, fehlt zu dem Vergnügen, mit welchem ich hier lebe, nur das andere, Sie zum Zeugen desselben zu haben". An diese zarte Andeutung schließt sich eine ernstere Mahnung, die aber in einer höchst feinen und verbindlichen Form auftritt. Der Marschall weiß, daß die Einsiedler alle wunderliche Käuze, und ihre Köpfe voll phantastischer Grillen sind. Auch ihn beseelt dieser romantische Geist; er fühlt es und grämt sich darüber nicht. Warum sollte er sich auch von diesem holden Wahnsinne zu heilen suchen, der zu seinem Glücke so wesentlich beiträgt? Mögen die Welt- und Hofleute nur nicht glauben, daß sie klüger sind, als er; ihre Chimären sind eben nur andere. Er aber will die seinigen dem Marschall nicht vorenthalten. „Ich denke, daß, wenn wir beide so sind, wie ich es gerne glauben möchte, wir der Welt ein seltenes, und vielleicht gar einziges Schauspiel darbieten werden in dem auf Achtung und Freundschaft beruhenden Verkehre zweier Männer von so verschiedenem Range, daß sie nicht dazu angethan scheinen, die mindeste Beziehung zu einander zu haben. Doch damit das möglich werde, müssen Sie bleiben, was Sie sind, und mich so lassen, wie ich bin. Wollen Sie nur nicht mein Patron und Beschützer sein; ich verspreche Ihnen meinerseits, nicht Ihr Lobredner zu werden. Zugleich verheiße ich Ihnen, daß unsere Verbindung für den Einen, wie für den Anderen, wenn ich mich dieses Ausdruckes bedienen darf, einen Ruhmestitel abgeben wird, der allen Lobreden, mit welchen die Schmeichelei so verschwenderisch um sich wirft, bei weitem vorzuziehen ist. Wollen Sie mich

dagegen protegiren, mir Geschenke machen oder Gnaden auswirken, mich aus meinem Stande herausziehen, so würden Sie, falls ich mir diese Wohlthaten gefallen ließe, in mir nur einen Phrasenmacher gesucht haben, und in meinen Augen nichts weiter sein, als eben ein vornehmer Herr".

Rousseau fürchtet nicht, daß das Wohlwollen des Marschalls darauf hinauslaufen werde. Doch kann er nicht umhin, ihn noch mit einer anderen Verlegenheit bekannt zu machen. Er sieht die Möglichkeit nicht ab, wie er mitten in der Menge von Menschen, welche sie beständig umgiebt und von ihrem Range unzertrennlich ist, den Marschall und seine Gemahlin allein treffen kann. Und doch ist das eine Bedingung, die er nicht wohl aufzugeben vermag. Er möchte sich weder der Neugierde gefällig erweisen, noch selbst auf Augenblicke andere Menschen sehen, als solche, die ihm zusagen. Seine Stimmung, die durchaus keine Gene duldet, seine körperlichen Gebrechen, welche sie noch weniger ertragen, die Grundsätze, in Betreff deren er sich keine Gewalt anthun will, und die ohne Zweifel jedem Anderen Anstoß geben würden, vor Allem der äußere Friede und die Ruhe seines Lebens, legen ihm die Pflicht auf, zu endigen, wie er angefangen hat. Er wünscht dringend, den Marschall zu sehen, sich seine Achtung zu bewahren und von ihm zu erfahren, wie er dieselbe verdienen möchte; aber seine Zurückgezogenheit kann er ihm nicht zum Opfer bringen. Uebrigens würde er es sich nie verzeihen, so mit ihm capitulirt zu haben, bevor er sich in seine Gewalt begeben. „Ich weiß wohl, daß mein Aufenthalt hier für Sie ohne Bedeutung, für mich von der größten Wichtigkeit ist. Ich weiß, daß wenn ich auch nur eine Nacht unter Ihrem Dache geruht hätte, das Publikum, vielleicht selbst die Nachwelt über diese einzige Nacht Rechenschaft von mir fordern würde. Gewiß ist, daß sie dieselbe von meinen noch übrigen Lebenstagen verlangen werden. Doch die Antwort macht mir keine Sorge, denn ich bin es nicht, der sie zu geben hat. Wenn Ihr Name mich nicht rechtfertigt, so wüßte ich nicht, was mich überhaupt rechtfertigen könnte" [43]).

Der Marschall war weit davon entfernt, diese zwar achtungsvolle, aber rückhaltlose Erklärung übel aufzunehmen. Rousseau hatte auch nach seinem Umzuge allen Grund, mit dem Benehmen seiner neuen Gönner zufrieden zu sein. Es kam ihnen nicht in den Sinn, ihre höhere sociale Stellung irgendwie hervortreten zu lassen. Im Gegentheil war der Marschall bemüht, sich, wie er es gleich Anfangs versprochen, mit seinem Gaste auf den Fuß der Gleichheit zu stellen. Auch hütete man sich wohl, ihn im Genusse der Freiheit, über deren Erhaltung er so eifersüchtig wachte, zu stören. Er kam und ging wie es ihm grade beliebte; man drängte ihn nicht durch Einladun-

gen, welchen zu folgen er weder Zeit, noch Lust hatte, und veranlaßte ihn noch weniger, sich an Gesellschaften zu betheiligen, von welchen er lieber fern blieb. Die Zudringlichkeit, mit der die früheren Freunde sich in seine persönlichen Angelegenheiten einzumischen pflegten, fiel hier weg. Man zeigte stets eine herzliche Theilnahme, und man war auch in jedem Augenblicke bereit, dieselbe zu bethätigen. Aber sie offenbarte sich nur dann, wenn er sie wünschte, und überschritt nie die Grenze, welche sein stolzer Unabhängigkeitssinn einzuhalten gebot. Man vermied es namentlich, sich um seinen Geldbeutel zu kümmern, oder mit der Verbesserung seiner Lage zu beschäftigen, sprach weder von Aemtern, die man ihm verschaffen, noch von dem Einflusse, welchen man zu seinen Gunsten aufbieten werde. Wie mißtrauisch er war, er sah und hörte nichts, woran er hätte Anstoß nehmen können. Er durfte sich unbedenklich dem Verkehre mit seinen neuen Freunden hingeben, und mit vollem Behagen der schönen Umgebung erfreuen, in welche ihre Güte ihn versetzt hatte.

Es war in der That ein reizender Aufenthalt, dieses „Schlößchen", in welchem er seine Wohnung genommen. Hören wir, wie er selbst ihn schildert. „Der Park oder Garten von Montmorency ist keine gleichförmige Fläche; uneben und hügelig, besteht er aus einer wechselnden Folge von Erhebungen und Vertiefungen, welche die Kunst mit großem Geschick benutzt hat, um die Bosquets, die Wasserpartien, die Aus- und Fernsichten mannigfach zu variiren, und so den an sich ziemlich beschränkten Raum gleichsam zu vervielfachen. Auf der Höhe von Schloß und Terrasse gekrönt, bildet er in der Tiefe eine Schlucht, die sich nach dem Thale hin öffnet und erweitert, und deren Ecke von einem großen Teiche ausgefüllt wird. Derselbe ist rings von Hügeln umgeben, die mit Buschwerk und Bäumen schön geschmückt sind. Zwischen ihm und der Orangerie, welche den breiteren Raum einnimmt, liegt das Schlößchen, ein zwar kleines und einfaches, aber elegantes Gebäude. Der Maler Lebrun, welchem es sammt dem umliegenden Terrain vor Zeiten angehörte, hatte es mit dem auserlesenen Geschmacke, welcher diesem berühmten Künstler eignete, aufführen und ausschmücken lassen. War es seitdem auch mehrfach umgebaut und erneuert worden, man hatte doch immer an dem Plane des ersten Besitzers festgehalten. Betrachtet man es von der Anhöhe aus, welche ihm in freier Perspektive gegenüber liegt, so erscheint es ganz von Wasser umgeben; man glaubt ein Zaubereiland oder die schönste der drei Inseln zu sehen, die den Lago maggiore schmücken. Freilich ist es bei dieser Lage der Feuchtigkeit ausgesetzt, die von allen Seiten aufsteigt. Man hat ihren nachtheiligen Einfluß indeß zu beseitigen gewußt; ein offener Säulengang, der das

Gebäude in der Mitte durchbricht, gestattet der Luft stets Zugang, so daß sie frei in ihm spielen kann und es vollkommen trocken erhält".

Ueberhaupt war die innere Einrichtung eben so hübsch, wie die äußere Umgebung. Das Erdgeschoß enthielt neben der Küche einen Ball- und Billardsaal; im oberen Stocke aber befanden sich vier vollständige Wohnungen, unter welchen Rousseau die Wahl freigestellt wurde. Er entschied sich für die kleinste und einfachste, die über der Küche gelegen, sich durch eine tadellose Reinlichkeit empfahl, und mit ihrem weißblauen Meublement gar freundlich in's Auge fiel. Kein Wunder, daß er sich in und außer ihr bald heimisch fühlte, zumal ihm die umgebende Landschaft in den heiteren Frühlingstagen in ihrem reinsten und schönsten Schmucke entgegen lächelte. „Umgeben von Gebüsch und Wasser, durch den Gesang zahlloser Vögel erfreut, und angehaucht von dem süßen Dufte der blühenden Orangen, lebte er in dieser tiefen und köstlichen Einsamkeit, wie in einem irdischen Paradiese". Man begreift „die Hast, mit welcher er beim Aufgange der Sonne auf den offenen Altan eilte, um die balsamische Morgenluft einzuathmen". Auch zweifeln wir nicht „an der Güte des Milchkaffees, welchen er hier in trautem Verein mit seiner Therese einzunehmen pflegte". Aber mochten auch „Hund und Katze" Gesellschaft leisten, es steht doch dahin, ob ihn diese Umgebung, wie er glaubte, „für immer" befriedigt hätte. Vorläufig genügte sie ihm allerdings.

Freilich fand er die geistige Unterhaltung, welche ihm seine Hausgenossen doch nicht zu bieten vermochten, anderswo, vor Allem in seinen Arbeiten. Zwar trug er sich schon seit längerer Zeit mit dem Plane, der Literatur zu entsagen, wenigstens sich nicht mehr selbstthätig an ihr zu betheiligen. Die Erfahrungen, welche er in den letzten Jahren gemacht, hatten ihm den Umgang mit ihren Vertretern gründlich verleidet. Und doch war es — das sah er wohl ein — nicht möglich, die gleiche Laufbahn zu verfolgen, ohne mit ihnen mehr oder minder intime Verbindungen zu unterhalten. Ueberdies brachte es die Stellung des Schriftstellers mit sich, daß er sich auch einem weiteren gesellschaftlichen Verkehre nicht füglich entziehen konnte. Der Umgang mit Leuten aber, die meist den höheren Ständen angehörten und über bedeutende Geldmittel verfügten, war der Natur der Sache nach nicht blos lästig, sondern auch kostspielig. Brauchte man es ihnen auch nicht grade gleich zu thun, man sah sich doch zu manchen Ausgaben genöthigt, welche das beschränkte eigene Vermögen nicht erlaubte. Rousseau namentlich, entschlossen, wie er es war, was er zum Leben bedurfte, lediglich sich selbst und seiner

freien Thätigkeit zu verdanken, mußte sie um so drückender finden, da der ohnehin geringe Ertrag seiner Arbeiten durch den Zeitverlust, welcher sich dem Geldaufwande zugesellte, noch vermindert wurde. Es erschien ihm doch nachgrade sehr thöricht, „sich zu ruiniren, um sich zu langweilen“, und er beschloß deshalb, die zurückgezogene Lebensweise, der er eben jetzt folgen durfte, nicht wieder aufzugeben, vielmehr der Gesellschaft und allem literarischen Verkehre auf immer den Rücken zu wenden, und sich für die noch übrigen Lebenstage auf die enge und friedliche Sphäre zu beschränken, für welche er sich geschaffen fühlte.

Natürlich bedurfte es, wenn dieser Vorsatz ausgeführt werden sollte, eines gewissen, wenn auch mäßigen pekuniären Rückhaltes. Rousseau hoffte, ihn an dem Ertrage der Schriften, welche er bereits veröffentlicht oder schon vorbereitet hatte, finden zu können. Der Brief an d'Alembert war anständig honorirt worden; die Neue Heloise lag fertig da, und stellte eine noch größere Summe in Aussicht. Auch rückte das Werk über Erziehung (Emile), welches er nach ihrer Vollendung in Angriff genommen, schneller vor, als er gedacht hatte. Er durfte erwarten, daß er mit der Zeit im Stande sein werde, aus den verfügbaren Fonds eine kleine Leibrente zu gewinnen, die dann in Verbindung mit der Copie zum Lebensunterhalte ausreichen konnte. Es kam eben nur darauf an, daß die begonnenen Werke zu Ende geführt wurden. Erforderten sie freilich zu ihrer Vollendung noch mehrere Jahre, so war es rathsamer, sie, vielleicht mit Ausnahme des einen oder anderen Abschnittes, der vom Ganzen getrennt und ohne besondere Mühe zu einem befriedigenden Abschlusse gebracht werden konnte, fallen zu lassen. So wurde die morale sensitive, in welcher er den wechselnden Einfluß der sinnlichen Umgebung auf das innere, namentlich sittliche Leben des Menschen zu behandeln gedachte, weil sie bis dahin Skizze geblieben, definitiv aufgegeben. Mehr zu bedauern ist, daß er auch die „politischen Institutionen“, für welche er schon manche Jahre denkend und schreibend thätig gewesen, nicht vollenden mochte. Doch schied er wenigstens einen Theil zur ferneren Bearbeitung aus, den Entwurf einer formalen Staatsordnung, welcher später unter dem Titel des Contrat social an's Licht trat. Mehr als dieser interessirte ihn der Emile, dem denn auch die günstige Lage und Stimmung zunächst zu Statten kam. Wie es mit dem projektirten „Wörterbuche der Musik“ werden solle, blieb vorläufig dahingestellt. Es war eine Taglöhnerarbeit, die nur des pekuniären Gewinnes wegen in Betracht kam, und falls die anderweitigen Hülfsquellen nicht ausreichten, zu jeder Zeit erledigt werden konnte. Dagegen schien es zweckmäßig, schon jetzt mit der Sammlung der Briefe und Papiere zu beginnen, welche zur Hand sein mußten,

wenn es später mit der, für die einsamen Mußestunden vorbehaltenen Abfassung der Memoiren Ernst wurde.

Man sieht, Rousseau war weit entfernt, sich in seinem reizenden Asyle dem süßen Nichtsthun hinzugeben. Die Hoffnung, sich aus eigener Kraft eine sorgenfreie Zukunft zu sichern, spornte ihn in der Gegenwart zu einer erhöhten Thätigkeit an. Dieselbe hatte um so größeren Erfolg, da er sich, von Außen ungestört und innerlich ruhig, ganz dem belebenden und erfrischenden Einflusse überlassen durfte, welchen die schöne Umgebung auf Geist und Herz auszuüben geeignet war. So vergingen einige Monate in glücklicher Ruhe und rasch fortschreitender Arbeit, als gegen Ende des Juli der Marschall zu seinem Landsitze zurückkehrte, um hier den gewohnten Sommeraufenthalt zu nehmen. Er hatte seinen Gast nicht vergessen und kam ihm alsbald in derselben freundlichen Weise entgegen, durch die er ihn bei seinem früheren Besuche zu fesseln gewußt. Auch seine Gemahlin ließ es an Beweisen ihrer Achtung und Zuneigung nicht fehlen, und Rousseau war bald außer Stande, der herzlichen Theilnahme, welche man zwanglos an den Tag legte, sowie den zarten Aufmerksamkeiten und Liebkosungen, die ihm erwiesen wurden, zu widerstehen. Gebot schon die Rücksicht auf ihre Güte, und nicht minder der Umstand, daß er bei ihnen wohnte, seine Wirthe durch öfteren Besuch zu erfreuen, so kam er doch dieser Pflicht um so bereitwilliger nach, da ihre Gesellschaft ihm stets lieber und angenehmer wurde. Nicht lange, und der Umgang mit ihnen ward zum Bedürfniß; es kam dahin, daß er den größten Theil des Tages in ihrer Nähe verlebte. Schon am Morgen begab er sich zum Schlosse, um der Marschallin seine Aufwartung zu machen. Später dinirte er dann dort, worauf er in den Nachmittagsstunden mit dem Herrn des Hauses in der Umgegend spazieren ging. Zum Souper aber blieb er nicht; die größere Gesellschaft, welche sich dabei zu versammeln pflegte, beengte ihn; auch hielt er es im Interesse seiner Gesundheit für nöthig, sich zeitig der Ruhe zu überlassen.

Ohne Zweifel hatte der hohe Rang seiner Gönner nicht geringen Antheil daran, daß der Verkehr mit ihnen so stetig und lebhaft wurde. Es schmeichelte ihm, sich von so hervorragenden Personen geehrt und anerkannt, ja als ihres Gleichen behandelt zu sehen. Aber die Hauptsache war doch die Befriedigung, welche ihm ihre höhere Geistes- und Herzensbildung gewährte. Dem Marschalle namentlich zollte er eine aufrichtige Verehrung. Er fühlte sich hingezogen zu dem Manne, der, trotz seiner Größe und Macht, sich einen schlichten und wohlwollenden Sinn bewahrte. Schwerlich würde der Herzog ihm lange imponirt haben; der Mensch aber gewann bald sein

volles Vertrauen. Seine Gemahlin konnte sich dessen nicht ebenso rühmen. Wie freundlich und zuvorkommend sie war, es wollte Rousseau in ihrer Nähe doch nicht recht wohl werden. Ihr Charakter flößte ihm vor wie nach ein gewisses Mißtrauen ein. Doch mehr als ihn fürchtete er ihren Geist. Er wußte, daß sie in der Unterhaltung nicht leicht zu befriedigen, und wohl berechtigt war, in dieser Beziehung größere Ansprüche zu machen. Auch mochte er aus den scharfen Bemerkungen, welche sie gelegentlich über die Tölpeleien Anderer fallen ließ, entnehmen, was sie von seinen eigenen Sottisen denke. Er hielt es daher für rathsam, sich nach einem Expediens umzusehen, welches ihn ihr gegenüber der Nothwendigkeit des Sprechens entheben konnte. Zum Glück fand sich ein solches. Madame hatte von seinem Romane gehört, und wünschte dringend, das Werk, welches eben gedruckt werden sollte, näher kennen zu lernen. Er erbot sich, es ihr vorzulesen, und sie nahm den Vorschlag mit Vergnügen an. Fortan stellte er sich jeden Morgen gegen zehn Uhr in ihrem Gemache ein; war dann der Marschall erschienen und die Thüre geschlossen, so setzte er sich neben ihr Bett und las — langsam genug und nicht zu lange, denn es lag viel daran, daß der vorhandene Lesestoff nicht sobald erschöpft wurde.

Der Erfolg dieses Auskunftsmittels übertraf alle Erwartungen. „Die Marschallin war von der Julie und ihrem Verfasser entzückt; sie sprach nur von ihm, beschäftigte sich nur mit ihm; sie sagte ihm beständig Artigkeiten und umarmte ihn wohl zehn Mal des Tages. Auch ließ sie ihn selbst bei Tafel nicht von ihrer Seite; wollten andere vornehme Herren den Platz neben ihr einnehmen, so erklärte sie ihnen, daß es der seinige sei". Solche Auszeichnungen verfehlten natürlich ihre Wirkung nicht. Das bisherige Mißtrauen schwand allmälig; die Zuneigung der Dame trat zu deutlich und entschieden hervor, als daß er sie nicht durch gleiche Anhänglichkeit hätte vergelten sollen. Wieder geschah, was ihm schon öfter zu seinem Schaden begegnet war: einmal gewonnen, ging er in seiner Hingebung über die angemessene Grenze hinaus. Mochte er sich immerhin sagen, daß eine Freundschaft nur unter Gleichstehenden möglich ist, er verstand es eben nicht, dem Herzen zu gebieten, und seine Empfindungen in jener mittleren Temperatur zu erhalten, welche sich für den geselligen Verkehr eignet. Gewohnt, Alles oder Nichts zu sein, war er bald wieder Alles. Wie er aber fühlte, so gab er sich auch; während die neuen Freunde fortfuhren, ihm mit aller Achtung aufmerksam und höflich zu begegnen, ohne doch jemals die feine Grenzlinie zu überschreiten, welche das persönliche Verhältniß von der gesellschaftlichen Beziehung scheidet, offenbarte sich in seinem Benehmen eine Vertraulichkeit, welche zwar der Wärme seiner Zuneigung entsprach, aber

doch nicht am Orte war. Es kam wenigstens die Zeit, wo er es bereuen zu müssen glaubte, daß er sich so weit hatte fortreißen lassen.

Inzwischen war die Reparatur seiner Wohnung, welche ihn zum Umzuge veranlaßt, ganz nach seinen Wünschen ausgeführt worden. Der Eigenthümer hatte ihm die Leitung des Baues überlassen, und es war ihm gelungen, sich ein recht hübsches Logis zu schaffen. Statt des einen Raumes im oberen Stocke standen ihm jetzt deren drei zu Gebote. Therese fand Zimmer und Küche im Erdgeschoß; der Pavillon aber, von Glaswänden umschlossen und mit einem guten Kamine versehen, diente als Arbeitscabinet. Auch fehlte es, wenigstens in der schönen Jahreszeit, nicht an einem größeren Empfangssalon. Die hohe Terrasse mit der weiten Aussicht war dazu um so mehr geeignet, da Rousseau Sorge trug, sie mit schattigen Bäumen, Blumenbeeten, duftigen Lauben und singenden Vögeln zu schmücken. Dem paradiesischen Schlößchen durfte sich freilich die neue Wohnung nicht vergleichen. Dennoch bezog er sie, sobald sie fertig und mit dem erforderlichen einfachen, aber hübschen Mobiliar ausgestattet war. Er hatte es sich, als er die Eremitage verließ, zum Gesetze gemacht, stets eine eigene Wohnung zu haben, und er hielt auch jetzt an diesem Grundsatze fest. Schwer wurde ihm das eben nicht; durfte er doch den Schlüssel zu seinem bisherigen Asyle behalten, und wenn und so oft es ihm beliebte, dahin zurückkehren. Auch machte er von dieser Erlaubniß oft genug Gebrauch; der Altan mit seiner Morgenfrische und dem köstlichen Frühstück war gar zu verlockend; er konnte nicht umhin, manche Nacht draußen zu verbringen, um in der Frühe rechtzeitig am Platze zu sein. Gefiel es ihm dann, so blieb er wohl mehrere Tage; es lag eben durchaus kein Grund vor, sich früher auf den Heimweg zu begeben, als Sinn und Neigung dazu antrieben. So im Besitze einer hübschen Stadt- und zugleich einer reizenden Landwohnung, mochte er nicht mit Unrecht glauben, daß es „in Europa schwerlich einen Privatmann gebe, der besser und angenehmer wohne, als er". Natürlich kam es ihm nicht in den Sinn, seine stille, freundliche Einsamkeit ohne Noth zu verlassen. Allerdings ließ sich das nicht immer vermeiden. Die Einladungen des Marschalls und seiner Gemahlin wurden zuweilen so dringend, daß er sich, trotz seiner Abneigung gegen die Hauptstadt, entschließen mußte, ihnen Folge zu leisten. Doch nahmen diese Besuche, die immer nur an vorher bestimmten Tagen stattfanden, nicht viele Zeit in Anspruch. Er kam gewöhnlich zum Souper, und kehrte schon am nächsten Morgen in seine Klause zurück. Er brauchte dabei keinen Fuß auf das verhaßte Pariser Pflaster zu setzen, denn der Garten des Hotels Luxembourg lief auf den Boulevard aus, und gestattete, ein- und

auszugehen, ohne daß es nöthig war, die eigentliche Stadt zu berühren.

Blieb aber der persönliche Verkehr in den Zeiten, wo der Marschall nicht auf seinem Landsitze verweilte, auf seltene und kurze Begegnungen beschränkt, so wurde dafür ein ziemlich lebhafter Briefwechsel gepflogen, der das gegenseitige Interesse stets wach erhielt. Objectiven Werth hat diese Correspondenz, soweit sie in den Briefen Rousseau's vorliegt, nicht. Es kommt in ihr selten oder nie ein Gegenstand von allgemeiner Bedeutung zur Sprache. Sie trägt vielmehr ein durchaus subjectives Gepräge, beschäftigt sich lediglich mit persönlichen Empfindungen und Erlebnissen. Interessant ist sie nur insofern, als sie zeigt, wie Rousseau die Beziehung zu seinen hochstehenden Freunden auffaßt und durchführt. Er stellt sich in ihr dem Marschall persönlich vollkommen gleich, verliert aber den Unterschied der Lebensverhältnisse nicht aus den Augen. Der Ton, in welchem er zu ihm spricht, ist immer achtungsvoll, ja ehrerbietig, doch nie unterwürfig. Es fällt ihm nicht ein, der irdischen Größe den Hof zu machen; aber er wird nicht müde, dem Manne, welchen Geschick oder Zufall mit ihr bekleidet hat, seine Liebe und Hochschätzung zu bezeugen. Auch nimmt er an Allem, was ihm begegnet, ihn persönlich erfreut oder schmerzlich berührt, herzlichen Antheil. Doch ist es immer und überall der Mensch, an den er sich wendet; die gemeinsame menschliche Natur giebt dem Verhältnisse zu ihm seinen Charakter und Inhalt.

Wenn der König dem Marschall eine Gunst erweist, indem er dem Sohne desselben die Anwartschaft auf das Amt des Vaters ertheilt, so überläßt Rousseau es Anderen, ihm „die gewöhnlichen Complimente zu machen". Er weiß, wie lieb ihm der König ist, und dieser hat ihm einen neuen Beweis seiner Hochachtung gegeben. Er weiß nicht minder, ein wie guter Vater er ist, und es ist sein Sohn, dem die Gnade zu Theil geworden. „Sie sehen", fährt er dann fort, „daß mein Herz das Ihrige versteht, daß es weiß, welche Art von Freude Sie am meisten rührt; ja, es weiß und fühlt das, und wünscht sich Glück dazu". — Gedenkt der Marschall der Mühen und Unannehmlichkeiten, welche seine öffentliche Stellung mit sich bringt, so ruft er ihm zu: „Welch ein tristes und beschwerliches Leben! wie empfinde ich von hier aus Ihre Sorgen, wie theile ich sie! Wann doch werden Sie kommen, um auf unseren einfachen Spaziergängen durch Flur und Wald Ihren zufriedenen Sinn, die gewohnte Heiterkeit des Geistes wieder zu erlangen? Fast mache ich mir die Ruhe zum Vorwurfe, deren ich mich hier ohne Sie erfreue; sie ist nicht mehr vollkommen, wenn Sie dieselbe nicht theilen". — „Ich erfahre so eben", schreibt er einige Monate später, „den Verlust, welchen

Sie erlitten haben — die Schwester des Marschalls war gestorben — und dieser Augenblick ist einer von denjenigen, wo ich am meisten bedauere, nicht in Ihrer Nähe zu sein. Denn die Freude genügt sich selbst, die Trauer aber hat das Bedürfniß, sich mitzutheilen, und die Freundschaft ist im Leide weit werthvoller, als in der Freude. Wie sind doch die Menschen zu beklagen, daß sie sich so fest aneinanderschließen! Da wir das Leben damit hinbringen müssen, die zu beweinen, welche uns theuer sind, so ist sein Verlust wenig zu bedauern. Diejenigen, welche gehen, sind glücklicher, als die, welche zurückbleiben; sie haben nichts mehr zu beweinen. Diese Betrachtungen sind eben nicht neu; doch was liegt daran? Sind sie deshalb weniger natürlich? Jedenfalls gehen sie von einem Manne aus, der mehr geeignet ist, sich mit seinen Freunden zu betrüben, als sie zu trösten, und der die eigenen Leiden schmerzlicher empfindet, wenn er von den ihrigen ergriffen wird".

Naht die Zeit, wo der Marschall Stadt und Hof zu verlassen pflegt, so spricht er die Sehnsucht aus, mit welcher er seiner Ankunft entgegensieht. „Zählen Sie die Monate? Ich meinerseits zähle die Tage, und es scheint mir, daß ich diesen Winter länger finde, als die früheren. Ich erwarte mit Ungeduld Ihre Osterreise, um ein Jahrgedächtniß zu feiern, welches mir stets theuer sein wird. Ich vergesse es, die Gegenwart zu benutzen, weil ich die Zukunft herbeisehne, und Sie sind Schuld daran. Wenn das Herz Bedürfnisse hat, fließt das Leben nicht mehr gleichmäßig dahin. Die Zeit geht dann zu langsam oder zu schnell vorüber; nur für den, welchem keine Stunde Genuß bringt, haben alle die gleiche Länge. Ich aber möchte um Alles in der Welt keinen Freund, dessen Uhr stets richtig geht. Sie, Herr Marschall, haben die meinige sehr in Unordnung gebracht; sie geht täglich langsamer, und ist auf dem Punkte, stehen zu bleiben" [44]). In dieser herzlichen, ja cordialen Weise geht es fort. Man sieht, es herrscht zwischen Beiden ein ganz freundschaftlicher Ton, dem der weite Abstand, welcher sie in sozialer, und fügen wir hinzu, auch in geistiger Beziehung trennt, durchaus keinen Eintrag thut. Man würde die vorhandene Ungleichheit kaum bemerken, gäbe nicht Rousseau hin und wieder sein freudiges Erstaunen darüber zu erkennen, daß sie mit der Freundschaft nicht unverträglich ist, daß „man doch einen Größeren, als man selber ist, zum Freunde haben kann". Freilich ist es bei seiner Sinnesweise noch auffallender, daß das Verhältniß so lange ohne jede Störung fortbestand. Der Marschall, scheint es, kannte seinen Mann; wenigstens wußte er Alles zu vermeiden, was ihm bei seinem leicht erregbaren Argwohne Anstoß geben konnte.

Seiner Gemahlin gelang das, wenn sie anders dieselbe Absicht

hatte, nicht ebenso. Mit ihr kam es doch zu manchen mehr oder minder bedenklichen Erörterungen, die zwar den Bestand der Verbindung nicht ernstlich gefährdeten, wohl aber die wünschenswerthe Harmonie durch vorübergehende Mißklänge störten. Die Dame konnte es sich zuweilen nicht versagen, ihre milde Hand zu öffnen, und wandte sich, da bei Rousseau selbst nichts anzubringen war, mit ihren Geschenken an Therese. Erfuhr er dann von der Sache, so erfolgte eine scharfe Zurechtweisung, die nicht grade angenehm berühren mochte. „Nein, Madame", läßt er sich in solchem Falle wohl vernehmen, „Sie machen mir keine Geschenke, sondern nur meiner Gouvernante. Welche Umwege! Sind sie Ihrer würdig? und achten Sie mich so wenig, daß Sie glauben, mich in dieser Weise täuschen zu können? In der That, Sie erinnern mich rechtzeitig daran, wer ich bin. Schon war ich im Begriffe, Alles zu vergessen, außer meine Pflicht. Als wenn ich Ihres Gleichen wäre, würde mein Herz gewagt haben, sich bis zur Freundschaft zu erheben. Doch Sie wollen nur Dankbarkeit, und ich muß wohl versuchen, Ihrem Wunsche zu entsprechen". — Man glaube nicht, daß dies leere Worte sind. Die Marschallin ist ihm wirklich lieb; schon hat er sich ihr zu sehr genähert, als daß er sich ihr nicht auf das Engste verbunden sehen möchte. Er wünscht dringend, daß seine Beziehung zu ihr einen wahrhaft freundschaftlichen Charakter annehme. Aber es ist eben noch nicht so weit, und deshalb eine rechte Zuversicht, daß es dahin kommen werde, nicht zu gewinnen.

Läßt sie längere Zeit nichts von sich hören, so wird er unruhig; die Besorgniß regt sich, daß sie „den armen Einsiedler, welchem die Erinnerung an sie zum Bedürfniß geworden, vergessen möge". Freilich kann und mag er nicht glauben, daß sie, nachdem sie einmal so weit gegangen, sich nun zurückziehen werde. Indeß sie steht doch anders zu ihm, wie der Marschall. Der mag schweigen, wenn ihm das Schreiben irgendwie unbequem wird. Rousseau bittet sogar, ihn etwas auszuzanken, weil er in der Unruhe, welche ihn umgiebt, selbst zur Feder greift. Weiß er ja doch, daß der Freund seiner Briefe entbehren kann. Von ihrer Seite aber bedarf es noch einiger herzlichen Worte; später, wenn er erst Beider gleich sicher geworden, mögen sie Beide sich schweigend verhalten; er wird deshalb, hört er nur von Zeit zu Zeit, daß sie sich wohl befinden, nicht weniger zufrieden sein. — Gewiß eine eigenthümliche Weise, die schweigsame Dame zum Sprechen zu bringen. Es durfte ihn nicht wundern, wenn sie sich mit der Antwort keineswegs beeilte. Ihr Zögern aber setzt ihn in Schrecken. Hat er sich, ohne es zu wissen, etwas zu Schulden kommen lassen? Oder hat er nur zu sehr Recht gehabt, als er fürchtete, daß sie ihn vergesse? Möge Madame sich einen Augenblick an seine

Stelle versetzen, und die Sachlage mit einiger Billigkeit beurtheilen. Zwar sie hat ihn mit so vielen Liebkosungen überhäuft, daß er das Ende der Illusion, welche ihn derselben würdig erscheinen ließ, wohl voraussehen durfte. Doch was hat er gethan, um sie zu veranlassen oder zu zerstören? Sie hätte nie eintreten, oder nie aufhören sollen ... „Wie! so bald schon ... wäre es doch immer zu früh gewesen". Stände sie weniger hoch über ihm, er würde in der Besorgniß, irgend ein Versehen begangen zu haben, sich ihr zu Füßen werfen, und durch unterwürfige Bitten ihre Unzufriedenheit zu beseitigen suchen. Aber bei dem Range, welchen sie einnimmt, darf sie nicht erwarten, daß er „Alles thut, was sein Herz von ihm fordert;" vielmehr muß er sich selbst dafür bestrafen, daß er ihm zu sehr Gehör gegeben hat. Bleibt auch dieser Brief ohne Antwort, so wird er sich sagen, daß er keine mehr hoffen darf.

Nun war es freilich rathsam, nicht länger zu zaudern. „Ich bin entzückt", schreibt die Marschallin, „ich bin zufrieden; Ihre Zuschrift hat mir unendliche Freude gemacht. Ich beeile mich, Ihnen das zu melden und bestens zu danken". Sie hebt dann eine Stelle aus seinem Briefe aus, welche ihr, man sieht nicht recht warum, besonders auffällig gewesen. Rousseau hatte auf ihre Bitte versprochen, gegen eine bestimmte Copistengebühr eine Abschrift seines Romans für sie anzufertigen, und mit Beziehung auf dieses wunderliche Geschäftsverhältniß gelegentlich bemerkt, daß es ihm, obgleich sie ohne Zweifel ein sehr guter Kunde sei, nicht ganz leicht werde, ihr Geld anzunehmen; sei es doch eigentlich in der Ordnung, daß er das Vergnügen bezahle, für sie arbeiten zu dürfen. War diese Aeußerung nicht grade fein oder geschickt zu nennen, sie enthielt jedenfalls nichts, woran mit Grund Anstoß genommen werden konnte. Auch begriff Rousseau nicht, weshalb sie ihm vorgerückt wurde. Vermuthlich war das Citat gar nicht so schlimm gemeint, und Madame in einiger Verlegenheit, als er sie aufforderte, sich näher zu erklären. Ihm aber ließ es keine Ruhe; er sann und grübelte darüber, was es zu bedeuten haben möge, bis ihm endlich die Geduld ausging, und er das Resultat seines erfolglosen Nachdenkens in die Worte zusammenfaßte: „Ich weiß nicht, ob ich mich bei Ihnen, oder Sie sich nicht vielmehr bei mir zu entschuldigen haben".

Fortan, scheint es, benahm sich die Dame mit größerer Vorsicht. Doch hatte sie vor wie nach einen schweren Stand, und Mühe genug, ihren leicht verletzten Schützling bei guter Laune zu erhalten. Ueberließ sie ihn sich selbst, so mußte sie Klagen und Vorwürfe über ihre Gleichgültigkeit erwarten. Machte sie aber Ansprüche an ihn, deutete sie ihm etwa an, daß er sie oder die versprochene Copie vergesse, so wies er solche Beschwerden mit sichtlichem Unmuthe zurück. „Sie

mögen mich der Langsamkeit beschuldigen, aber glauben Sie nicht, daß ich nachlässig bin. Habe ich erst Zeit, Ihnen klar zu machen, wie ich arbeite und arbeiten kann, so werden Sie selbst einsehen, daß es nicht von mir abhängt, schneller vorwärts zu gehen. Inzwischen liegt mir der Vorwurf, welchen Sie mir haben machen lassen, schwer auf dem Herzen. Ich glaubte nicht, daß Sie, ohne mich zu hören, so strenge über mich urtheilen würden. Ich werde es so bald nicht vergessen, daß Sie mich der Vergeßlichkeit anklagen. Befragen Sie doch den Marschall darüber. Ich habe ihm seit undenklicher Zeit nicht geschrieben. Glaubt er deshalb, daß ich ihn vergesse?" — Zu anderer Zeit entschuldigt er sich freilich in einer milderen und freundlicheren Weise. „Ich diene Ihnen langsam und schlecht. Doch dürfen Sie mir das nicht zum Vorwurfe machen; beklagen Sie mich lieber. Jedes Unrecht gegen Sie ist eine Qual für mich; Sie glauben es mir also wohl, daß ich ein solches nicht freiwillig begehe". Uebrigens weiß sie, daß er ihr und dem Marschalle für nichts mehr dankt; sie beide verdienen es, daß er ihnen nichts mehr sagt und die Deutung dieses Schweigens anheimgiebt. „Schon nahen die schönen Tage, aber sie kommen recht langsam. Was hilft es, sie zu zählen? sie kommen deshalb nicht schneller, und sie werden erst da sein, wenn Sie hier sind" [45]).

Endlich erschienen sie, und mit ihnen die ersehnten Freunde. Nicht lange und der persönliche Verkehr wurde noch lebhafter und intimer, als er schon früher gewesen. Rousseau nahm die Spaziergänge mit dem Marschalle wieder auf, und gewann den alten Herrn so lieb, daß er sich kaum noch von ihm trennen mochte. Er überwand selbst seine Scheu vor den bis dahin gemiedenen Soupers, und blieb, wenn die Gesellschaft nicht zahlreich war, bis spät in den Abend. Der Morgen aber war zur Lectüre bestimmt, die um so eifriger fortgesetzt wurde, da sich das Interesse für ihren Gegenstand bei den Zuhörern keineswegs vermindert hatte. Der Roman, welchen man im Herbste nicht hatte zu Ende lesen können, und jetzt von Neuem zur Hand nahm, fesselte nicht weniger, wie damals. Wieder kam die Bewunderung des Schriftstellers der Theilnahme für den Menschen zu Gute; der gefeierte Dichter wurde mehr und mehr der bevorzugte Liebling des Hauses. Wir sagten schon, daß es ihm ferne lag, diese Stellung irgendwie zu seinem persönlichen Vortheile auszubeuten, und daß seine einflußreichen Gönner sich wohl hüteten, ihn mit Vorschlägen zur Verbesserung seiner Lage zu behelligen. Erlaubten sie sich dennoch je zuweilen, mit einem derartigen Antrage hervorzutreten, so geschah es in einer Weise, die ihm unmöglich anstößig sein konnte. So sprach einst die Marschallin den Wunsch aus, daß er in die französische Akademie eintreten möchte. Rousseau wies auf

seine protestantische Religion hin, die das wohl nicht zulasse. Madame erwiederte indeß, daß sie sich anheischig mache, dieses Hinderniß, falls es überhaupt noch bestehe, aus dem Wege zu räumen. Als er dann aber hervorhob, daß er früher die Aufforderung des Königs von Polen, Mitglied der Akademie von Nancy zu werden, abgelehnt habe, und deshalb nicht füglich einer anderen ähnlichen Corporation beitreten könne, ließ sie den Einwand gelten, und es wurde von der Sache nicht mehr gesprochen.

Machte er aber von dem Einflusse, welcher ihm ohne Zweifel zu Gebote stand, für sich selbst keinen Gebrauch, so benutzte er ihn doch gerne, wenn er durch seine Verwendung Anderen einen Dienst leisten konnte. Der bekannte Gegner der Encyklopädisten, Palissot, hatte seine „Kleinen Briefe über große Philosophen" der Prinzessin von Rebecque, einer Tochter des Marschalls aus erster Ehe, gewidmet. Dadurch war Diderot, dem in dieser Schrift übel mitgespielt wurde, veranlaßt worden, in der Vorrede zu seinem „Natürlichen Sohne" nicht blos den Verfasser zurecht zu weisen, sondern auch die hohe Beschützerin desselben durch einige piquante und beleidigende Aeußerungen anzugreifen. Natürlich hielt es Palissot für seine Pflicht, die Dame zu rächen; er schrieb die Komödie der „Philosophen", in welcher Diderot auf das Gröbste geschmäht und insultirt wurde. Die Antwort ließ nicht auf sich warten; der geistreiche Abbé Morellet, ein eifriges Mitglied der philosophischen Schule, trat für den beleidigten Freund und Meister in die Schranken. Er veröffentlichte ein Pamphlet, „die Vision Ch. Palissot's", in welchem er dem Dichter mit gleicher Münze zahlte, und über ihn und sein Werk eine scharfe Lauge bitteren Spottes ausgoß. Konnte man ihm das nicht grade verargen, so war es doch durchaus ungehörig, daß er auch die Prinzessin in den Kreis seiner Witze zog, zumal dieselbe damals von schwerer Krankheit ergriffen und dem Tode nahe war. Auch sollte ihm diese Rücksichtslosigkeit nicht ungestraft hingehen. Zwar befand sich die Dame selbst nicht in der Lage, von der ihr zugefügten Beleidigung Notiz zu nehmen. Sie würde sie auch, wie Rousseau glaubt, bei ihrem nicht eben rachsüchtigen Charakter unter anderen Umständen wahrscheinlich ignorirt haben. Ihre Umgebung aber war weniger nachsichtig, und der vorlaute Abbé mußte in die Bastille wandern.

Kaum hatte Rousseau von seiner Verhaftung gehört, als er der Marschallin auch schon den schmerzlichen Antheil zu erkennen gab, welchen er an dem Schicksale des Gefangenen nehme. Eine Aufforderung d'Alembert's, der ihn, mit dem Abbé enge befreundet, dringend um seine Verwendung bat, erhöhte noch den Eifer, mit welchem er das Mitleid der Freundin zu erregen, und ihre Fürsprache

zu gewinnen suchte [46]). Seine Bemühungen blieben nicht erfolglos. Die Marschallin begab sich nach Versailles, um ihren persönlichen Einfluß geltend zu machen. Es gelang ihr, nicht nur die Freilassung des Abbé zu erwirken, sondern auch zu verhindern, daß er, wie man es beabsichtigte, nach Nancy in die Verbannung geschickt wurde. Zu seiner großen Freude erhielt Rousseau schon nach wenigen Tagen ein Billet, in welchem ihm d'Alembert die Mittheilung machte, daß der Freund die Bastille verlassen, und seine Verhaftung keine weiteren Folgen haben werde. Natürlich ließ es der Philosoph an Versicherungen des wärmsten Dankes nicht fehlen. Morellet aber sprach den seinigen in einem Briefe aus, der „keine besondere Gemüthserregung zu verrathen, und den Werth des geleisteten Dienstes herabzusetzen schien". Wir glauben kaum, daß der Abbé diese Absicht hegte. Vermuthlich war Rousseau durch eine unpassende Bemerkung, die er hatte einfließen lassen, verstimmt worden. Es mochte ihn unangenehm berühren, wenn „man es jetzt, wo man die Marschallin näher kennen gelernt, nicht mehr auffallend fand, daß er ihr zu Liebe die Verachtung der Welt und ihrer Pracht bei Seite gesetzt habe". Ging doch aus solchen Aeußerungen deutlich genug hervor, daß sein vornehmer Umgang in der Gesellschaft nicht grade wohlwollend commentirt, ja als ein Widerspruch mit seinen bisherigen Grundsätzen aufgefaßt wurde.

Freilich hätte er sich deshalb weder wundern, noch beunruhigen sollen. Es mußte doch alle Welt überraschen, daß er plötzlich die einsame Klause so oft mit dem belebten Schlosse vertauschte, und die Vermuthung lag nahe, daß er die vornehmen Bekanntschaften, welche er so eifrig cultivirte, selbst gewollt und gesucht habe. Man wußte eben nicht, daß sie sich ihm gewisser Maßen aufgedrängt hatten, und er außer Stande gewesen, sie von sich fern zu halten. Dennoch war dem so, wie er denn auch nicht zu hindern vermochte, daß ihre Zahl sich beständig vermehrte. Der vertraute Umgang, dessen der Marschall und seine Gemahlin ihn würdig achteten, bewog natürlich ihre Gäste, sich ihm ebenfalls zu nähern. Personen vom höchsten Range gingen in seiner einfachen Wohnung ein und aus. Es war in der That eine glänzende Gesellschaft, die sich zuweilen auf der Terrasse des Gartens einfand, und sein Herz mochte, bei aller Gleichgültigkeit gegen irdische Macht und Größe, doch höher schlagen, wenn er sich so von Grafen und Herzogen, von Marquisinnen und Edelfrauen umgeben sah. Kein Zweifel, daß die Huldigungen, welche sie seinem Geiste darbrachten, ihm nicht wenig schmeichelten. Wahrhaft geehrt aber fühlte er sich durch den Besuch eines Mannes, der allerdings durch seine Geburt, wie durch seine persönliche Bedeutung, die übrigen Gäste weit überragte.

Ludwig Franz, Prinz von Conti, stammte aus einem Nebenzweige des bourbonischen Hauses Condé, welcher seinen Ursprung auf einen Bruder des gleichnamigen großen Feldherrn und mächtigen Gegners Mazarin's zurückführte. Geboren im Jahre 1717, hatte er zur Zeit des österreichischen Erbfolgekrieges in Italien, Deutschland und Flandern mit Auszeichnung gedient, sich aber später, in Folge seiner Verbindungen mit den Gegnern des Hofes vom Könige vernachlässigt, in das Privatleben zurückgezogen. Freisinnig in politischen Dingen, war er es noch mehr auf dem religiösen Gebiete. Als er auf dem Sterbebette lag, bemühte sich der Erzbischof von Paris vergeblich, Zutritt zu ihm zu erhalten, und er starb, ohne die Sacramente empfangen zu haben. In den Tagen, von welchen hier die Rede ist, stand er noch in der Blüthe seiner Jahre. Auch genoß er die Freuden des Lebens in vollstem Maße. Sorglos und verschwenderisch, kümmerte es ihn wenig, daß sein maßloser Aufwand ihn tief in Schulden stürzte. An seinem galanten Hofe, wo Geist und Liebe das Scepter führten, folgte ein Fest dem anderen; Concert und Theater wechselten beständig mit Tanz und Spiel. Wurden die noblen Passionen eifrig gepflegt, so fanden doch auch Kunst und Wissenschaft eine aufmerksame Theilnahme. Der Prinz liebte sie und verkehrte gern mit den Männern, welche ihnen ihre Thätigkeit zuwandten. Auch war es ohne Zweifel vorzugsweise sein lebhaftes Interesse für die Literatur und ihre Vertreter, welchem Rousseau seinen Besuch verdankte.

Uebrigens kam er nicht allein, sondern in Begleitung einer Dame, die zu Rousseau in nähere Beziehungen trat, und auf sein späteres Leben nicht ohne Einfluß blieb. Gräfin Boufflers war, so viel wir wissen, von bürgerlicher Herkunft, aber schon in jungen Jahren zu der Ehre gelangt, eine Grafenkrone zu tragen. Sie hatte sich gleich nach ihrer Vermählung dem Hofe des Herzogs von Orleans angeschlossen, von welchem sie dann, in Folge eines Zerwürfnisses mit der Herzogin, an den des Prinzen von Conti überging. Hier spielte sie bald eine hervorragende Rolle. Ihre glänzende Schönheit, gehoben durch einen gebildeten Geist und nicht gewöhnliche Kenntnisse, fesselte den Prinzen so, daß er eine sehr intime Verbindung mit ihr einging. Ihr Gatte, scheint es, nahm nach der Sitte der Zeit an dieser Liaison keinen Anstoß; wenigstens hören wir nicht, daß er irgendwie Einspruch gegen sie erhoben hätte. Die Gräfin aber wußte sich die Zuneigung ihres hochstehenden Freundes geraume Zeit zu erhalten. Sie lebte beständig in seiner Nähe, begleitete ihn auf seinen Reisen, und bildete den gefeierten Mittelpunkt der zahlreichen Gesellschaften, welche er namentlich in seiner Stadtwohnung, dem Temple, um sich zu versammeln pflegte. Als sie sich freilich nach

dem Tode ihres Gemahls mit der Hoffnung schmeichelte, Prinzessin zu werden, sah sie sich zu ihrem großen Verdrusse getäuscht. Der vertraute Umgang mit dem Prinzen dauerte indeß unverändert fort, wiewohl böse Zungen versichern, daß er sie in seinen letzten Lebensjahren nicht mehr habe leiden können. Gewiß ist, daß sie die Anziehungskraft, durch welche sie ihn in den Tagen der Jugend für sich gewonnen, auch im höheren Alter noch keineswegs verloren hatte. Als der junge, feurige Schwedenkönig Gustav III. während seiner Anwesenheit in Paris mit ihr bekannt wurde, schloß er sich enger an sie an, so daß die arge Welt sogar von einer „zärtlichen Freundschaft" sprechen durfte.

Möglich allerdings, daß die glänzenden Erfolge, deren sie sich rühmen konnte, ihr Selbstgefühl etwas zu sehr gesteigert hatten. Man that ihr wohl nicht grade Unrecht, wenn man sie vielfach für eitel und anspruchsvoll hielt. „Der Abgott des Temple", bemerkt die maliciöse dü Deffand, „welcher sich beständig liebt und bewundert, sieht und hört nichts, als was zur Vermehrung seines Ruhmes beitragen kann". Aehnlich äußert sich Walpole. Er findet, „daß Mad. de Boufflers aus zwei Frauen zusammengesetzt ist, von welchen die eine den höheren, die andere den niederen Regionen angehört. Die letztere ist, wie sich von selbst versteht, galant und macht noch Ansprüche; die erstere ist ebenfalls sehr gefühlvoll und besitzt eine gewisse Beredtsamkeit, die gefällt und das Richtige trifft. Doch verdirbt sie Alles durch das stete Verlangen, gelobt zu werden. Man könnte sagen, daß sie sich fortwährend in Positur setzt, um von irgend einem Biographen ihr Portrait aufnehmen zu lassen". — Wir kennen die spitze Feder, deren sich die genannten Beobachter zu bedienen pflegen, und dürfen wohl glauben, daß sie die schwache Seite der Gräfin zu stark pointiren. Ihre geistige Bedeutung stellt auch der englische Tourist nicht in Abrede; er nennt sie sogar „eine Gelehrte". Mehr beweist der persönliche und briefliche Verkehr, welchen sie mit manchen literarischen Größen, mit d'Alembert, David Hume u. s. w. unterhielt. Auch spricht der Umstand dafür, daß sie selbst sich, und nicht ganz ohne Erfolg, als Schriftstellerin versuchte. Wurde auch die von ihr verfaßte Tragödie in Prosa weder gedruckt, noch aufgeführt, so erschien sie doch bedeutend genug, um vielfach besprochen, hin und wieder auch nach Verdienst anerkannt zu werden.

In späterer Zeit glaubte Rousseau wohl, es wäre besser gewesen, wenn er die Gräfin niemals kennen gelernt hätte. Für jetzt machte sie, wie ihr Begleiter, den besten Eindruck auf ihn. Er fand in dem Prinzen einen „geist- und einsichtsvollen Mann", der, weit entfernt, Rang und Titel irgendwie zur Geltung zu bringen, sie vielmehr bei seinem leutseligen Benehmen völlig vergessen ließ. Auch

trug er kein Bedenken, dem hohen Gaste, als ihn derselbe zu einer Partie Schach aufforderte, seine Ueberlegenheit in diesem edlen Spiele zu beweisen. Zwar deuteten ihm die Umstehenden durch mannigfache Zeichen und Winke an, daß er verlieren möge. Doch er achtete nicht darauf und gewann wiederholt. Es war ihm Ernst mit der Ansicht, daß der Prinz „es wohl verdiene, von Schmeicheleien verschont zu bleiben“, und er meinte es aufrichtig, als er ihm nach beendigtem Spiele sagte: „Ich achte Ihre Hoheit zu sehr, als daß ich Sie auf diesem Gebiete nicht immer besiegen möchte“. Allerdings ein feines Compliment, welches jede etwaige Regung des Verdrusses im Keime ersticken mußte. Auch scheint der Prinz es nach Gebühr gewürdigt und wohlgefällig aufgenommen zu haben. Er schied eben so freundlich, wie er gekommen war, und bemühte sich fortan, Rousseau durch kleine Aufmerksamkeiten seine achtungsvolle Theilnahme zu bezeugen. So schickte er ihm nach einigen Tagen einen Korb mit Wildpret, dem bald ein zweiter mit der ausdrücklichen Erklärung folgte, daß das übersandte Wild vom Prinzen selbst erlegt worden sei. Rousseau nahm die erste Sendung ohne Bedenken an, gab aber doch der Gräfin zu verstehen, daß er sich im Wiederholungsfalle weniger fügsam erweisen werde. Die verbindliche Form indeß, in welcher ihm das weitere Geschenk zugestellt wurde, schien eine direkte Zurückweisung nicht zu gestatten. Er ließ es sich daher gefallen, erklärte aber zugleich mit aller Entschiedenheit, daß man künftig keine Rücksichten mehr erwarten dürfe.

„Zwei Mal“, schreibt er der Gräfin, „habe ich nur an das gedacht, was ich dem Prinzen schuldig bin; es ist in der Ordnung, daß ich mich zum dritten Male an das erinnere, was ich mir selber schulde. Ich weiß das Verdienst auch an Prinzen zu achten, und zwar um so mehr, da sie, wenn sie solches haben, dessen mehr haben müssen, als andere Menschen. Ich habe, abgesehen von seinem Titel, nichts an ihm bemerkt, was meinem Herzen nicht zugesagt hätte, und seine Persönlichkeit zieht mich stärker an, als sein Rang mich zurückstößt. Doch werde ich trotzdem von meinen Grundsätzen nicht mehr abweichen, auch nicht ihm zu Liebe. Freilich bestehen die Geschenke nur in Wildpret; doch macht das keinen Unterschied. Sie sind deshalb nur um so werthvoller, und ich sehe bei ihnen den Zwang um so deutlicher, welchen man anwendet, um mich zu ihrer Annahme zu vermögen. Ueberdies, wer damit beginnt, irgend etwas anzunehmen, kommt bald dahin, nichts mehr auszuschlagen. Nicht lange, und er bittet um das, was ihm nicht gegeben wird; ist er aber einmal dazu übergegangen, so thut er auch bald Alles, um das Gewünschte zu erlangen. Diese Steigerung, Madame, scheint mir unvermeidlich, und was auch geschehen mag, ich will sie an mir nicht

erfahren. Freilich ist es wahr, daß der Marschall von Luxembourg mir ebenfalls Wildpret schickt, und daß ich dasselbe annehme. Es freut mich aber recht sehr, daß er mir nichts weiter schickt, denn ich würde mich schämen, etwas auszuschlagen, was von ihm kommt. Ich bin indeß überzeugt, daß er mich zu sehr liebt, um die Rechte zu mißbrauchen, welche er an mich hat, und die Reinheit meiner Zuneigung zu trüben. Der Marschall befindet sich mir gegenüber in einem Ausnahmefalle; ich gehöre ihm, und er kann nach Belieben über sein Eigenthum verfügen" [47]).

Rousseau giebt selbst zu, daß dieser Brief mit Recht allgemein getadelt wurde. „Die Zurückweisung von Geschenken solcher Art, die ein Prinz von Geblüt in einer so zarten Weise darbringt, verräth weniger das feine Gefühl eines stolzen Mannes, der seine Unabhängigkeit behaupten will, als die Grobheit eines ungebildeten Menschen, der sich und seine Stellung verkennt". Wie unpassend sie aber auch war, es scheint nicht, daß Die, welche sie erfuhren, sich durch sie verletzt fühlten. Die Gräfin fuhr fort, Rousseau von Zeit zu Zeit zu besuchen. Der Mann war doch zu bedeutend und interessant, als daß der nähere Umgang mit ihm sie nicht hätte anziehen sollen. Sein wunderliches Wesen erregte Neugierde; seine einsame Stellung, die anscheinend so dürftige und triste Lage, mochte die weibliche Theilnahme wecken. Vielleicht entging ihr auch der tiefere Eindruck nicht, welchen sie auf ihn machte, und als eine schmeichelhafte persönliche Huldigung empfinden mußte. In der That war er nahe daran, sich in sie zu verlieben. Noch jung und schön, trug sie eine „römische Sinnesweise" zur Schau, „die sich mit dem eigenen romantischen Geiste nur gar zu nahe berührte". Zum Glück erinnerte er sich noch rechtzeitig, daß er fast schon seine fünfzig Jahre hinter sich habe, und es ihm schlecht anstehen würde, die Lektion, welche er vor Kurzem erst den Graubärten gegeben, selbst unbeachtet zu lassen. Zudem, wie durfte er hoffen, den mächtigen Nebenbuhler aus dem Felde zu schlagen? Der Kampf war zu ungleich, und lohnte am Ende auch bei einem günstigen Ausgange die Leiden und Mühen nicht, welche er mit sich brachte. War die Leidenschaft für Madame d'Houdetot erloschen, so hatte sie doch das Gefühl zurückgelassen, daß nichts sie ersetzen könne. Es gelang, dem immer noch liebebedürftigen Herzen Schweigen zu gebieten, und der lockenden Versuchung, wenn sie von befreundeter Seite an ihn herantrat, Widerstand zu leisten. „Sie glauben wohl nicht", schreibt er dem Marquis von Lorency, „daß das Andenken der Gräfin mich gleichgültig läßt. Täusche ich mich nicht ganz, so wissen Sie nur zu gut, daß ich in dieser Beziehung nie eine Schuld gegen sie auf mich laden werde. Wenn Sie aber wünschen, daß ich ihr schreibe, so sind wir sehr verschiedener Meinung...

Ich finde meine Rechnung weit besser dabei, nur an sie zu denken; ich sage ihr dann Alles, was mir eben zu sagen beliebt; schreibe ich aber, so darf ich nur sagen, was sich schickt".

„Ueberdies", fügt er hinzu, „vergessen Sie nicht, daß die Sorgen und Pflichten für die verschiedenen Stände nicht dieselben sind. Ihr Weltleute, die ihr nicht wißt, wozu ihr die Zeit verwenden sollt, seid zu glücklich, wenn ihr zu eurer Unterhaltung Briefe schreiben könnt. Für einen armen Copisten aber, der den Tag über mit seiner Arbeit beschäftigt gewesen, ist das keineswegs eine Erholung; er muß Feder und Papier bei Seite legen"[48]). Er hatte nicht so Unrecht, und jedenfalls Besseres zu thun, als überflüssige Correspondenzen zu führen. Nahm doch der nothwendige persönliche und briefliche Verkehr schon so viele Zeit in Anspruch, daß man kaum begreift, wie neben ihm und der täglichen Brodarbeit noch eine erfolgreiche schriftstellerische Thätigkeit hergehen konnte. Dennoch war dem so. Das Werk über Erziehung wurde seiner Vollendung zugeführt, und die Schrift über den Staat keineswegs vergessen. Zugleich gab das bevorstehende Erscheinen der Neuen Heloise zu mancher nachträglichen Arbeit, leider auch zu verdrießlichen Störungen Anlaß, die um so heftiger aufregten, da sie weder erwartet, noch auch abgewandt werden konnten.

IV.

Rousseau hatte den Verlag seines Romanes dem Buchhändler Rey in Amsterdam, aus dessen Officin auch seine früheren Schriften meist hervorgegangen waren, übertragen, und dieser den Druck schon im Anfange des Jahres (1760) begonnen. Natürlich mußten die Probebogen dem Verfasser zur Revision vorgelegt werden. Das aber war, wollte man sie direkt hin und her schicken, bei der weiten Entfernung des Druckortes und dem großen Umfange des Werkes mit nicht geringen Auslagen verbunden. Es schien rathsam, sie, wenn möglich, auf einem bequemeren und weniger kostspieligen Wege zu befördern. Zu dem Ende wandte sich Rey an Herrn von Malesherbes, welcher damals die Aufsicht über die Presse und den Buchhandel führte, und bat ihn um die Erlaubniß, die Sendungen an ihn, der in seiner amtlichen Stellung kein Porto zu zahlen hatte, adressiren zu dürfen. Malesherbes verwaltete sein schwieriges Amt mit eben so großer Einsicht, wie Milde. Immer bereit, sich den Vertretern der Literatur gefällig zu erweisen, hatten diese allen Grund, mit dem Censor ihrer Werke zufrieden zu sein. Vor Allem erfreuten sich, da er selbst mit seinem Denken und Wollen auf der Seite des Fortschritts stand, Diejenigen seines besonderen Schutzes,

deren Schriften der aufklärenden Richtung angehörten. Auch Rousseau war schon früher, obgleich er ihm persönlich niemals näher getreten, wiederholt in dem Falle gewesen, seine Gunst und Nachsicht zu erfahren. Malesherbes hatte die Censur seiner Schriften stets mit der größten Liberalität gehandhabt, und ihre Verbreitung, so viel an ihm lag, zu fördern gesucht. Er hatte andrerseits seine Gegner nicht nur nicht ermuntert, sondern zuweilen selbst in empfindlicher Weise zurechtgewiesen. Auch war er es gewesen, der ihm vor Kurzem, ohne sich zu nennen, die mühelose und einträgliche Stelle eines Mitarbeiters am Journal des Savants hatte anbieten lassen. Daß er bei dieser Theilnahme für den Verfasser auf das Gesuch seines Verlegers bereitwillig einging, läßt sich denken. Rousseau durfte Gelegenheit nehmen, dem Manne, welcher ihm bis dahin aus eigenem Antriebe so freundlich entgegengekommen, für diesen neuen Beweis seines Wohlwollens herzlich zu danken [49]).

Der Druck seines Werkes aber schritt nun rasch und ohne erhebliche Störungen fort. Es geschah wohl zuweilen, daß das eine oder andere der übersandten Paquete sich verspätete oder liegen blieb, wo dann Rousseau leicht dem Argwohne Raum gab, daß es auf dem Wege zu ihm von unberufenen Händen geöffnet worden. Doch hinderten diese Verzögerungen nicht, daß er gegen Ende des Herbstes hoffen durfte, der Roman werde, falls das Eis die Canäle nicht gar zu früh schließe, noch im Laufe des Winters erscheinen können. Es blieb dabei nur zu bedauern, daß die Sammlung von Illustrationen, welche er ihm mit auf den Weg zu geben gedachte, schwerlich frühe genug vollendet sein werde, um gleichzeitig ausgegeben zu werden. Der Verleger Rey hatte an diesem Unternehmen keinen Antheil; von Coindet, dem jungen Freunde und Landsmanne Rousseau's, in Anregung gebracht, wurde es auch, als sein Plan Zustimmung gefunden, von ihm geleitet. Selbst „ein Mann von Geschmack, der die Kunst liebte und sich darauf verstand“, wußte er ausgezeichnete Künstler zu gewinnen, welche die von Rousseau ausgewählten Sujets in sehr befriedigender Weise zur Darstellung brachten. Schon lagen die Zeichnungen zum Theil fertig vor, und der Stich konnte beginnen. Rousseau überwachte ihn mit der größten Sorgfalt; man sieht aus den Bemerkungen, mit welchen er die einzelnen Tafeln zurückschickt, wie er die Ausführung Zug um Zug mit kritischem Auge verfolgt, und selbst das geringfügigste Detail seiner Aufmerksamkeit nicht entgeht. Bald ist es der Gesichtsausdruck der dargestellten Personen, woran er Anstoß nimmt, bald ihre Kleidung oder die Farbe des Fleisches; hier scheinen ihm die Schatten zu tief, dort die Lichter zu stark aufgetragen. Auch findet er wohl, daß die Zeiger der Uhr nicht zweckmäßig gestellt sind, die Stunde, welche sie

anzeigen, zu dem in Rede stehenden Vorgange nicht paßt. Im Ganzen aber war er mit den Leistungen wohl zufrieden; die Sammlung versprach, „eine der hübschesten zu werden, die man seit lange gesehen, und mochte, wenn das Werk selbst auf einigen Beifall zu rechnen hatte, zu seinem Erfolge nicht wenig beitragen“ [50]).

Noch war sie indeß keineswegs vollendet, als der Roman gegen Ende des Jahres zur Versendung bereit lag. Rey wartete, um sie vorzunehmen, nur noch auf die Erlaubniß der Censurbehörde, ohne welche kein im Auslande gedrucktes Buch in Frankreich eingehen durfte. Daß sie ohne Anstand ertheilt werden würde, schien keinem Zweifel zu unterliegen. Gehörte doch das Werk zu einer Gattung von Schriften, die man ihres harmlosen Charakters wegen unbedenklich passiren zu lassen pflegte. Und kam auch in ihm der eine oder andere verfängliche Gegenstand zur Sprache, so war sich doch Rousseau bewußt, ihn mit größerer Vorsicht behandelt zu haben, als er in den früher veröffentlichten Schriften angewandt hatte. Freilich ließ sich nicht leugnen, daß Manches gesagt wurde, was in einer katholischen Monarchie auffallen und unangemessen erscheinen mochte. Indeß die jugendlichen Correspondenten waren nun einmal Protestanten und Republikaner. Man mußte es doch in der Ordnung finden, daß sie die Grundsätze, zu welchen sie sich als solche bekannten, auch aussprachen, und man konnte ihnen das um so weniger verargen, da sie ihre Meinungen in einer anständigen und rücksichtsvollen Weise vortrugen. Nur ein bornirter Zelote hätte es vielleicht für seine Pflicht halten mögen, ihnen Schweigen zu gebieten. Von einem so aufgeklärten und einsichtigen Manne, wie Malesherbes, durfte man mit Gewißheit erwarten, daß er ihrem anmuthigen Geplauder freien Lauf lassen werde [51]). Wie berechtigt diese Zuversicht aber auch war, Rousseau sah sich doch in etwa getäuscht; die gewünschte Ermächtigung ließ länger auf sich warten, als er gedacht hatte. Allerdings lag der Grund dieser Verzögerung nicht sowohl in dem Inhalte der Schrift, als in einer wohlwollenden Rücksicht für ihren Verfasser.

Schon vor einiger Zeit war Rousseau von Pariser Buchhändlern der Vorschlag gemacht worden, einen Ab- oder Nachdruck seines Romanes zu veranstalten. Er wies den Antrag trotz des Gewinnes, welchen das Unternehmen in Aussicht stellte, entschieden zurück. Es erschien ihm durchaus unstatthaft, ein Werk, welches er seinem holländischen Verleger gegen ein bestimmtes Honorar überlassen hatte, zu dessen Nachtheile ein zweites Mal zu verwerthen. Auch zweifelte er nicht, daß Malesherbes einem solchen Beginnen seine Zustimmung versagen werde. Doch darin hatte er sich geirrt. Es stellte sich bald heraus, daß der befreundete Censor den Plan nicht nur nicht

mißbilligte, sondern im Gegentheil offen begünstigte, ja der eigentliche Urheber desselben war. Ob er dabei ganz aus eigenem Antriebe handelte, steht dahin. Vermuthlich war es die Familie Luxembourg, vor Allem die Marschallin, welche ihn bewog, zu Gunsten ihres Lieblings einzuschreiten. Die Dame glaubte, wohl nicht mit Unrecht, daß Rousseau von seinem auswärtigen Verleger zu kärglich honorirt werde. Auch ruhte sie später, als er den Emil vollendet hatte, nicht, bis er ihr die Verfügung über das Manuscript anheimstellte. In dem vorliegenden Falle war freilich das bereits abgeschlossene Geschäft nicht mehr rückgängig zu machen. Wohl aber konnte der Nachtheil, welchen es mit sich zu bringen schien, auf dem von Malesherbes eingeschlagenen Wege in etwa ausgeglichen werden. Hing es lediglich von dem Ermessen der Behörde ab, ob sie die Verbreitung einer Schrift gestatten wollte oder nicht, so mochte sie ihre Erlaubniß auch von einer Bedingung abhängig machen, die dem Schriftsteller zu Gute kam.

In der That war Malesherbes entschlossen, den Debit des Werkes erst dann zu gestatten, wenn eine zweite, in Paris zu veranstaltende Ausgabe verkauft sein würde. Vergeblich suchte ihm Rousseau zu beweisen, daß die Genehmigung eines solchen Nachdrucks nicht nur berechtigte Privatinteressen verletze, sondern auch den Grundsätzen einer gesunden Politik und Volkswirthschaft widerstreite. Es gelang ebensowenig, ihn davon zu überzeugen, daß er persönlich durch die Uebereinkunft mit seinem Verleger gebunden und außer Stande sei, dem Projekte seine Zustimmung zu geben. Malesherbes meinte, er habe nur die Rechte abtreten können, welche er selbst besessen, und zu diesen gehöre die Befugniß, französische Buchhändler an dem Abdrucke eines in Holland erschienenen Buches zu hindern, eben nicht. Ein Sophismus, der zu deutlich in die Augen sprang, als daß er Rousseau hätte irre führen sollen. War doch der Vertrag zwischen ihm und Rey selbstverständlich nur unter der Voraussetzung geschlossen worden, daß das Werk auch in Frankreich ungehinderte Verbreitung finden könne und werde. Traf diese Annahme nicht zu, so mochte sich der Verleger seiner Verpflichtungen entbunden, vielleicht selbst zu einer Entschädigung berechtigt glauben. Jedenfalls durfte Rousseau nichts thun oder billigen, was den Debit der von ihm besorgten Ausgabe irgendwie beeinträchtigen konnte. Auch blieb er trotz allen Zuredens bei der gleich Anfangs gegebenen Erklärung, daß er nie in den Abdruck einwilligen und, falls derselbe doch gegen seinen Willen zu Stande komme, jeden etwaigen Gewinn unbedingt ablehnen werde.

Erwuchs ihm aber aus dem Unternehmen kein Vortheil, so war der Zweck desselben natürlich verfehlt. Man mußte daher, wollte

man es anders nicht fallen lassen, seine gerechten Bedenken dadurch zu beseitigen suchen, daß man ihren eigentlichen Grund, die Rücksicht auf das Interesse des Verlegers, hinwegräumte. Hatte Rey gegen die Sache nichts einzuwenden, so konnte auch Rousseau nicht füglich länger Anstand nehmen, sich mit ihr einverstanden zu erklären. Wie die Dinge lagen, war es eben nicht schwer, die Zustimmung des Buchhändlers zu erlangen. Wäre er auch engherziger gewesen, als er wirklich war, er durfte sie nicht verweigern, ohne sich der Gefahr weit größerer Verluste auszusetzen, als sie für ihn zur Folge hatte. Malesherbes mochte, wenn es ihm angemessen schien, den Verkauf seiner Ausgabe schlechthin untersagen; der projektirte Abdruck hielt ihn eben nur auf, konnte ihn aber bei dem großen Beifalle, welchen das Werk voraussichtlich finden würde, nicht hindern. Kein Wunder daher, daß er sich sofort bereit zeigte, die gewünschte Einwilligung zu geben. Auch war er nobel genug, die fünfzig Pistolen auszuschlagen, welche ihm Rousseau, als die Hälfte seines Honorars, anbieten zu müssen glaubte. Er sicherte diesem damit einen nicht unerheblichen Gewinn, der ihm in seiner dürftigen Lage sehr erwünscht sein mußte. Leider stellte sich bald heraus, daß derselbe doch um den Preis mannigfachen Verdrusses erkauft wurde.

Rousseau hatte erwartet, daß man ihm die Probebogen des neuen Abdrucks zur Correktur vorlegen und damit Gelegenheit bieten werde, die zahlreichen Fehler der ersten Ausgabe zu verbessern. Indeß geschah das nicht; vielmehr wurde, ohne daß man auf ihn die mindeste Rücksicht nahm, in aller Eile der mangelhafte Text einfach copirt, was dann natürlich zur Folge hatte, daß nicht nur die ursprünglichen Versehen stehen blieben, sondern auch noch manche neue hinzu kamen. Rousseau war über dieses Verfahren höchst aufgebracht. Es lag ihm stets ungemein viel daran, daß seine Schriften so, wie sie aus seiner Feder geflossen waren, vor das Publikum traten. Er konnte es nicht ertragen, wenn seine Gedanken ungenau wiedergegeben oder gar in Inhalt und Ausdruck entstellt wurden; selbst geringfügige Schnitzer, die ein Anderer kaum der Beachtung werth gehalten hätte, ärgerten ihn. Die peinliche Sorgfalt, mit welcher er selbst seine Manuscripte anfertigte, er wollte sie auch beim Drucke angewandt sehen. Ließ sie sich vermissen, so war er nur zu geneigt, den Mangel nicht der Nachlässigkeit, sondern einer bösen Absicht zuzuschreiben. Bei der großen Ordnungsliebe, welche er auch da, wo es sich um unbedeutende Kleinigkeiten handelte, zu bethätigen pflegte, schien es ihm fast unmöglich, daß man sie ohne besondern Grund und Zweck verleugnen könne. Noch zwar hatte sein Mißtrauen nicht den Grad erreicht, daß ihm der Gedanke an eine planmäßige Entstellung seiner Schriften nahe getreten wäre.

Wohl aber regte sich schon jetzt die lebhafte Besorgniß, daß sie der Mit- und Nachwelt in einer unvollkommenen Gestalt überliefert, und eben darum ihr Inhalt verkannt oder mißdeutet werden möchte. Dieselbe entsprang ohne Zweifel aus einer zu hohen Meinung von der Neuheit und dem Werthe seiner Ueberzeugungen, vielleicht auch aus dem dunklen Gefühle der Widersprüche, welche seinem Wesen und Denken anhafteten, und allerdings seine Person wie seine Leistungen leicht in ein schiefes Licht stellen konnten. Woher sie aber auch stammte, sie war die vornehmste Ursache des Unwillens, welche jede ungenaue und mangelhafte Reproduktion seiner Gedanken in ihm erregte. In dem vorliegenden Falle verdroß sie ihn um so mehr, da man sie bei einigem guten Willen ohne alle Mühe hätte vermeiden können. Auch war der Aerger so groß, daß nur die Rücksicht auf Malesherbes ihn abhielt, die neue Ausgabe des Romanes öffentlich zu desavouiren.

Freilich wurde seine Unzufriedenheit nicht blos durch die mehr oder minder erheblichen Druckfehler veranlaßt. Sie hatte noch einen anderen und, wie uns scheinen will, triftigeren Grund. Die französische Censur bediente sich damals bei der Beurtheilung dessen, was zulässig sei oder nicht, eines doppelten Maßes. In der Regel milde und nachsichtig gegen Werke, die im Auslande erschienen, verfuhr sie um so strenger mit den Schriften, welche in Frankreich selbst gedruckt wurden. Dieser Regel gemäß ließ denn auch Malesherbes die holländische Ausgabe des Romans unverkürzt passiren, während er für den Pariser Abdruck zahlreiche Auslassungen anordnete, die im Ganzen mehr als hundert Seiten wegnahmen. Er that das, ohne den Verfasser um seine vorgängige Zustimmung zu ersuchen; vielmehr theilte er ihm das Verzeichniß der ausgemerzten Stellen erst mit, als der Druck bereits vollendet war. Daß Rousseau eine so weitgreifende Verstümmelung des Werkes mit tiefem Unmuthe aufnahm, begreift sich. Hatte er doch grade deshalb bisher vermieden, seine Schriften im Inlande erscheinen zu lassen, damit ihn die Censur nicht hindere, ohne Rückhalt und Einschränkung zu sagen, was er dachte. Wich er jetzt von diesem Grundsatze ab, so geschah es nur, weil er fast gezwungen worden, ihm untreu zu werden. Jedenfalls war es ungehörig, daß er büßen sollte, was Andere verschuldet. Freilich mochte Malesherbes den Schaden für unerheblich halten; die Stellen, welche er ausscheiden zu müssen glaubte, handelten meist von religiösen Dingen. Fielen sie weg, so konnte das seiner Ansicht nach dem Werthe und der Verbreitung des Buches keinen Eintrag thun; blieben sie aber stehen, so gaben sie vielleicht großen Anstoß, der möglicher Weise ernste Folgen nach sich zog.

Man kann nicht leugnen, daß diese Besorgniß wohl begründet

war; der gewaltige Sturm, welchen ein Jahr später das Glaubensbekenntniß des savoischen Vikars über den Emil und seinen Verfasser heraufbeschwor, beweist zur Genüge, daß grade die religiösen Ansichten Rousseau's geeignet waren, den zornigen Widerspruch einflußreicher Kreise hervorzurufen. Indeß wie rathsam es auch sein mochte, sie nicht laut werden zu lassen, Rousseau legte auf sie den höchsten Werth. Wurden sie unterdrückt, so schien ihm damit sein Werk jeden Anspruch auf Originalität und allen reellen Werth zu verlieren. Es blieb dann statt des „guten Buches", welches er zu bieten gemeint, nur ein „skandalöser Roman" übrig, der weder dem Verfasser zur Ehre, noch der Welt zum Nutzen gereichen konnte. Durfte Julie nach der Ansicht des Censors die Ueberzeugungen, zu welchen sie sich sterbend bekannte, nicht aussprechen, so war sie nicht mehr die „zugleich liebenswürdige, fromme und aufgeklärte Frau", die sie sein sollte, sondern lediglich „ein Weib, welches mit Ausschweifungen beginnt und mit der Frömmelei aufhört". Es lohnte sich wahrlich nicht der Mühe, eine so gewöhnliche Erscheinung dem Publikum nochmals vorzuführen. Wohl aber mochte jeder ernste, auf Zucht und Sitte haltende Sinn gerechten Anstoß an Schilderungen nehmen, welche die Macht und den Reiz einer verbrecherischen Leidenschaft in so glühenden Farben ausmalten. Ihre verführerische Wirkung stand außer Zweifel, wenn sie nicht durch den Eindruck der inneren Läuterung und Erhebung, zu welcher ihr Fehltritt die Betheiligten hinführt, paralysirt wurde. Diese Ausgleichung aber fiel weg, sobald jene reinen und hohen Anschauungen, in welchen der religiöse Idealismus seinen entsprechenden Ausdruck fand, nicht zu ihrem Rechte kamen.

Ueberdies, schloß nicht die Beseitigung der anstößigen Stellen für den Verfasser die stillschweigende Verleugnung seiner wahren Ueberzeugung ein? Der Schriftsteller konnte es vielleicht mit Gleichmuth ansehen, daß sein Werk verstümmelt und der Zusammenhang desselben durch störende Lücken gelockert wurde, der Mensch aber, der Freund der Wahrheit, mußte sich tief gekränkt fühlen, wenn er so gewisser Maßen genöthigt wurde, wenigstens anscheinend sich selbst untreu zu werden. Natürlich würde sich Rousseau freiwillig nie dazu verstanden haben, der Censur diese weitgehenden Concessionen zu machen. Malesherbes verfuhr daher, da er sie einmal für nothwendig hielt, ganz zweckgemäß, als er die Genehmigung, welche ihm ohne Zweifel verweigert worden wäre, vorwegnahm. Daß er sich damit einen starken Uebergriff erlaubte, läßt sich nicht leugnen; die gute Absicht, welche ihn leitete, kann seine Willkür in etwa entschuldigen, aber nicht rechtfertigen. Auch hätte er sich nicht beklagen dürfen, wenn sein Schützling, dessen

persönliche Freiheit er so rücksichtslos angetastet, seinen Maßnahmen durch einen öffentlichen Protest entgegengetreten wäre. Doch war Rousseau von einem solchen Schritte weit entfernt; er mochte den Mann nicht verletzen, der ihm so manche Beweise seines Wohlwollens gegeben, und auch jetzt nur sein Bestes im Auge hatte. Er kannte und ehrte seinen graden, rechtschaffenen Sinn und war überzeugt, daß, wenn er „eben so schwach, wie redlich", Denjenigen, an welchen er Antheil nahm, schadete, es lediglich aus einer übergroßen unzeitigen Sorge für ihr Interesse geschah. Zudem war die Sache schon so weit gediehen, daß ein nachträglicher Widerspruch wirkungslos bleiben mußte. Rousseau zog es daher vor, sie ruhig laufen zu lassen; kam er doch so „mit dem leidigen Romane zu Ende, der ihm mehr Verdruß gemacht hatte, als irgend eine seiner übrigen Schriften". [52])

Doch bereitete er ihm, als er nun an's Licht trat, auch einen Triumph, wie er in dieser Zeit einem Schriftsteller nur selten zu Theil wurde. Zwar waren es nur wenige Personen, welchen er Gelegenheit geboten hatte, sein Werk im Manuscripte zu lesen. Die bewundernde Anerkennung aber, welche sie demselben zollten, und ihren Freunden und Bekannten gegenüber rückhaltlos aussprachen, wandte ihm schon im Voraus ein um so lebhafteres Interesse zu, da ihre einflußreiche Stellung das Gewicht ihres günstigen Urtheils nicht wenig erhöhte. Während man in den Hofkreisen durch das Lob des Marschalls und seiner Gemahlin aufmerksam gemacht wurde, ließen es sich in der Hauptstadt Mad. d'Houdetot und ihre Umgebung angelegen sein, auf das ungewöhnliche literarische Phänomen hinzuweisen. Duclos aber, der einzige namhafte Schriftsteller, mit welchem Rousseau noch in einem näheren persönlichen Verkehre stand, brachte es selbst in voller Sitzung der Akademie rühmend zur Sprache. Kein Wunder daher, daß ganz Paris dem Erscheinen des Romanes mit Ungeduld entgegen sah, und die Thüren der Buchhändler förmlich von Leuten belagert wurden, die sich nach ihm erkundigten. Als dann endlich im Anfange des Karnevals (1761) die Ausgabe erfolgte, waren sie außer Stande, allen Anforderungen zu entsprechen. Die vorhandenen Exemplare reichten für die Menge der Kauflustigen nicht aus; viele von ihnen mußten schon zufrieden sein, wenn ihnen das Buch gegen eine Entschädigung von zwölf Sous für den Band und die Stunde zum Lesen überlassen wurde. [53])

Auch fand man sich in den hohen Erwartungen, mit welchen man an die Lektüre herantrat, keineswegs getäuscht. Die Männer von Fach, die Literaten und Schriftsteller, mochten getheilter Ansicht sein; im Publikum gab es nur eine Stimme des Lobes und der

Bewunderung. Billigte auch nicht Jeder den Inhalt des Romanes, dem Reize der Darstellung konnte sich Niemand entziehen. Die gesammte vornehme Welt zollte ihm lauten, ja vielfach begeisterten Beifall; den größten Erfolg aber hatte er am Hofe, wo ihn selbst die Dauphine als ein „hinreißendes Werk" bezeichnete. Rousseau schreibt das wohl mit Recht dem Umstande zu, daß man grade in den höheren Kreisen der Gesellschaft befähigt und geübt war, die „Feinheiten des Gefühls", so wie die piquanten, aber versteckten Anspielungen, welche sein Werk in so reicher Fülle enthalte, nach Verdienst zu würdigen. Freilich „herrschten in ihrer Mitte Freundschaft, Liebe, Tugend nicht mehr, als anderswo"; wohl aber besaßen sie jenen „auserlesenen Zartsinn, der das Herz zu ihrem Abbilde hinzieht, und uns in Anderen die reinen und edlen Empfindungen lieben läßt, welche uns selbst fremd geworden sind". Galt das überhaupt, so fand es ohne Zweifel ganz besonders auf die Frauen Anwendung. In der That steigerte sich bei ihnen der lebhafte Beifall der Männerwelt zu einem wahren Enthusiasmus. Die glühenden Schilderungen der Leidenschaft berauschten, die zarten Bilder der Liebe und Freundschaft entzückten sie; gefesselt von dem mächtigen Zauber, welchen der beredte Ausdruck natürlicher Empfindungen auf das weibliche Herz ausübt, fühlten sie sich zugleich angeregt durch den Reichthum an geist- und phantasievollen Anschauungen, und gehoben durch die ideale Verklärung, in welcher ihnen ihr Geschlecht entgegen trat.

Es kam wohl vor, daß eine Dame, welche in Erwartung des Wagens, der sie zum Balle bringen sollte, den Roman auf einen Augenblick in die Hand nahm, von der Lektüre so gefesselt wurde, daß sie ihren Kutscher stundenlang warten und schließlich die Pferde wieder ausspannen ließ. Diese schwärmerische Sympathie für das Buch aber ging natürlich auch auf den Verfasser über. War doch alle Welt und nicht mit Unrecht überzeugt, daß es unmöglich sei, Empfindungen, die man nicht selbst erfahren habe, so lebendigen Ausdruck zu geben. Der Schluß lag nahe, daß der Dichter eben nur sein eigenes Leben dargestellt, in dem Helden seiner Dichtung sich selbst geschildert habe. Rousseau hütete sich wohl, diesen für ihn so vortheilhaften Glauben zu zerstören. Zwar mochte er in einige Verlegenheit gerathen, wenn er ersucht wurde, das Portrait der gefeierten Julie vorzuzeigen. Aber es schmeichelte doch auch der Eigenliebe nicht wenig, daß man mehrfach deutlich die Neigung zu erkennen gab, an die Stelle der früheren Geliebten zu treten. Vielleicht sagt er zuviel, wenn er behauptet, es habe selbst in den höchsten Ständen nur wenige Damen gegeben, deren Eroberung er, wenn er gewollt, nicht hätte machen können. Sicherlich fanden sich manche, welchen ein so feuriger Liebhaber höchst erwünscht gewesen

wäre. Auch fehlte es nicht an anderen, die mehr von Bedürfnissen des Geistes und Herzens, als von sinnlichem Verlangen geleitet, an ihm einen warmen Freund und liebevollen Berather zu gewinnen wünschten. Rousseau war wenig geneigt, auf Anträge dieser Art einzugehen. Ganz konnte er sie indeß doch nicht ablehnen; die Zudringlichkeit der Schönen erwies sich zuweilen so liebenswürdig und beharrlich, daß sie seine spröde Zurückhaltung überwand, und ihn zu einem näheren Verkehre bestimmte, der wenigstens in dem einen oder anderen Falle den Charakter einer freundschaftlichen Beziehung erhielt.[54])

Die Beweise der Anerkennung aber, welche er allmälig von verschiedenen Seiten empfing, waren ihm um so erwünschter, da er sich Anfangs einer gewissen Besorgniß nicht hatte erwehren können. Der Erfolg seines Werkes lag ihm doch mehr am Herzen, als er sich selbst gestehen mochte, und die Zuschriften, welche gleich nach dem Erscheinen desselben einliefen, ließen, wie günstig sie im Allgemeinen auch lauteten, vielfach durchblicken, daß man nicht ganz einverstanden sei. „Die Julie", bekennt er der Marschallin, „bereitet mir größere Unruhe, als irgend eine meiner früheren Schriften. Ich nehme an ihr ein kindisches Interesse, welches mir nicht wenig zu schaffen macht. Auch höre ich so verschiedene Urtheile über sie, daß ich nicht wissen würde, was ich von ihrem Schicksale denken soll, wenn Ihr Gemahl nicht die Güte gehabt hätte, mich zu beruhigen." Ohne Zweifel war ihm durch den Marschall die Gunst bekannt geworden, deren sich der Roman in den Hofkreisen erfreute. Für die Theilnahme des größeren Publikums aber zeugten die wiederholten Auflagen, welche sich rasch einander folgten und bald vergriffen waren. — Weniger befriedigten, wie schon angedeutet wurde, die Urtheile, welche die Collegen von der Feder laut werden ließen. Zwar gaben einige von ihnen ihren Beifall unverhohlen zu erkennen. Duclos namentlich war des Lobes voll, zur größten Freude und zum Erstaunen Rousseau's, der kaum begriff, wie dieser Mann, welcher sich in seinen eigenen Schriften stets einer prägnanten, kernigen Ausdrucksweise bediente, an „der langen Folge von honigsüßen Worten und fadem Galimathias" Gefallen finden mochte. Auch d'Alembert hielt mit seiner Anerkennung nicht zurück; sie erfreute um so mehr, da sie von „einer freimüthigen und scharfsinnigen Kritik" begleitet war, welche ihre Aufrichtigkeit außer Zweifel stellte.[55]).

Nicht so unbefangen dachten und urtheilten Andere, welche sich weder über ihren Parteistandpunkt erheben, noch ihren persönlichen Groll vergessen konnten. Rousseau traf doch so ziemlich das Richtige, wenn er an eine Freundin schrieb: „Sie wissen, Madame, daß ich nie viel auf die Philosophie gegeben und mich von der Partei der

Philosophen völlig getrennt habe. Ich liebe es nicht, daß man die Gottlosigkeit predigt, und das ist auf dieser Seite ein Verbrechen, welches man mir nie verzeihen wird. Andererseits hasse ich die Intoleranz und wünsche, daß man die Ungläubigen in Ruhe läßt; die Partei der Frommen ist aber nicht duldsamer, als die andere.“ [56]) Es geschah, was stets zu geschehen pflegt, wenn man es unternimmt, die feindlichen Gegensätze miteinander zu versöhnen; sie kehrten ihre Spitze gegen den Vermittler. Nahm auch jede Partei von dem, was zu ihren Gunsten gesagt wurde, bereitwillig Akt, die Anerkennung des Gegners verdroß sie doch mehr, als sie sich durch die, welche sie selbst erfuhr, befriedigt fühlte. Die Gläubigen mochten sich an dem Eifer erbauen, mit welchem Rousseau die Sache der Religion vertrat. Aber sie empfanden es als eine schwere Kränkung, daß er nicht ihren Glauben auf den Schild hob, und sahen ein großes Aergerniß darin, daß er auch den Atheismus mit dem Mantel der Liebe bedeckte. Die Philosophen dagegen ließen es sich zwar gerne gefallen, wenn er den Unglauben in ein möglichst günstiges Licht stellte und die Toleranz predigte, welche sie in ihrem eigenen Interesse verbreitet zu sehen wünschten. Doch konnten sie nicht verkennen, daß er ihre Grundsätze und Bestrebungen eben nur duldete, und im Grunde nicht auf ihrer, sondern auf der Seite ihrer Gegner stand. Auch ging, wie es scheint, vorzugsweise von ihnen der mehr oder minder heftige Widerspruch aus, welcher sich hier und da gegen den Roman und die ihm im Allgemeinen so günstige Stimmung des Publikums erhob.

Ohne Zweifel trug dazu der Umstand bei, daß manche ihrer Wortführer mit Rousseau persönlich zerfallen waren. Grade sie mußten sich durch den glänzenden Erfolg, welchen er davongetragen, unangenehm berührt fühlen. Was hätte sie abhalten sollen, den Regungen der Eifersucht und des Neides, welche sein wachsender Ruhm hervorrief, Luft zu machen? Den offenen Angriff freilich ließ das allgemein bekannte feindliche Verhältniß nicht wohl zu. Auch mochte er bei der Schlagfertigkeit des Gegners und seiner durch die öffentliche Stimme gedeckten Stellung nicht unbedenklich erscheinen. Man zog es daher meist vor, seinen Unmuth privatim zu äußern, sich gelegentlich in Briefen oder Gesellschaften in tadelnden Bemerkungen und hämischen Urtheilen zu ergehen. Grimm vor Allem nahm keinen Anstand, über das Werk seines ehemaligen Freundes geringschätzig abzusprechen; er war sogar albern genug, einen Roman der d'Epinay, zu welchem die Neue Heloise die Anregung gab, dieser selbst vorzuziehen. Marmontel aber ließ es sich jetzt schon angelegen sein, vor einem Buche zu warnen, in welchem, wie er später mit moralischer Emphase ausruft, „der Verfasser so viel Kunst und Beredtsamkeit aufwendet, um das Laster in die Farbe

der Ehrbarkeit zu kleiden und mit einem Anstriche von Tugend zu übertünchen". Auch Voltaire machte dem Groll und Aerger, welcher ihn besonders seit dem Sendschreiben an d'Alembert gegen seinen Nebenbuhler erfüllte, im vertrauten Kreise Luft. Man zweifelte auch nicht, daß er die gehässigen „Briefe über die Heloise" inspirirt habe, als deren Verfasser einer seiner Schildknappen, der Marquis von Ximenes, bezeichnet wurde. [57])

Indeß blieben die Aeußerungen der Gegner auch nicht ganz ohne Wirkung, sie konnten den Erfolg doch nicht wesentlich beeinträchtigen. Der Roman behauptete sich in der großen Gunst, welche er gleich Anfangs beim französischen Publikum gefunden hatte. Weit kühler war die Aufnahme, die ihm in der Heimath Rousseau's, in Genf, zu Theil wurde. Nicht als ob es ihm hier an Lesern gefehlt hätte; er wurde vielmehr ebenso begierig verschlungen, wie in Paris. Enthielt er doch manche Parthien, die grade in Genf ein besonderes Interesse erregen mußten; die reizenden Gemälde, zu welchen der See und seine Ufer den Vorwurf gaben, die sympathischen Schilderungen von Land und Leuten fesselten um so mehr, da man in ihnen das eigene Leben und Dasein verklärt wiederfand. Selbst was anderswo Anstoß erregte, diente zur Erhöhung des Genusses; das klassisch gebildete Ohr der Franzosen mochte die Lokaltöne, welche in Styl und Sprache so oft begegnen, mit Mißfallen vernehmen; dem Genfer waren es vertraute Klänge, die ihn freundlich berührten. Aber wie anziehend die Lektüre für Viele auch sein mochte, sie rief doch in manchen und grade in den einflußreichsten Kreisen ernste Bedenken hervor. Auch den freisinnigen Theologen wollte es nicht zusagen, daß der ungläubige Wollmar seiner irreligiösen Denkweise treu blieb. Rousseau machte sie zwar mit Recht darauf aufmerksam, daß seine Bekehrung mit einer Klarheit angedeutet werde, die nicht größer sein durfte, wenn er nicht in eine „Kapucinade" verfallen wollte. Doch sie hielten an der Ansicht fest, daß die gefährlichen Wirkungen des Schutzes, welchen er dem Unglauben angedeihen lasse, durch die verdeckten Angriffe auf ihn keineswegs aufgehoben würden. Natürlich war der Widerspruch der Orthodoxen noch weit heftiger. Hatten sie auch keinen Grund, zu fürchten, daß der kalte und trockene Atheismus eines Wollmar großen Anklang finden werde, so lag ihnen dagegen die Besorgniß um so näher, daß die Lehren eines nicht minder unchristlichen Deismus, von den verführerischen Lippen einer Julie in so warm beredten Worten vorgetragen, in die Gemüther der Gläubigen Eingang finden möchten.

Es begreift sich daher, daß die strengen Calvinisten in Genf den Roman ebenso entschieden, ja noch entschiedener verurtheilten, als die strengen Katholiken in Paris. Wenn aber hier lediglich aus

religiösen Motiven protestirt wurde, so erhob dort zugleich das sittliche Bewußtsein seinen lauten Einspruch. Rousseau mochte immerhin daran erinnern, daß „zärtliche Herzen oft schwach sind"; man fand deshalb die lockende Schilderung dieser Schwäche nicht weniger verwerflich. Es war doch ein herber Tadel, wenn der von ihm hoch verehrte Abauzit im Namen seiner Freunde schrieb: „Nein, Ihre Heloise hat uns durchaus nicht befriedigt. Sie halten nicht, was Sie in Bezug auf die Scham, die Sittsamkeit und die Tugend der Frauen zu schreiben versprochen haben. Wenn es Ihre Absicht ist, sie durch das Verbrechen zur Tugend zu leiten, so ist Ihre Hoffnung eitel. Die Predigt Julien's über die eheliche Untreue ist völlig unwirksam im Munde einer Frau, die gleich vom Beginne ihrer Leidenschaft an beweist, daß sie weder Erziehung, noch Scham und Ehrgefühl besitzt." Vielleicht lag der Standpunkt, von welchem aus dieses Urtheil gefällt wurde, nicht eben sehr hoch. Indeß die große Mehrzahl der ehrenfesten Bürger, wie liberal sie im Uebrigen denken mochte, theilte ihn. Auch erhielt ihr Anathem bald einen officiellen Ausdruck. Das Consistorium, welches über die Reinheit der Lehre, wie der Sitten zu wachen hatte, war zu dieser Zeit zwar nicht mehr von dem heiligen Eifer erfüllt, welcher es in früheren Tagen beseelte, glaubte aber in dem vorliegenden Falle aus seiner Zurückhaltung heraustreten zu müssen. Nachdem es den Roman einer näheren Prüfung unterzogen, berichtete es dem Rathe, die Schilderungen desselben seien von „einem so kühnen Pinsel entworfen und in so lebendigen Farben ausgeführt", daß die Lektüre für die Sitten der jungen Leute nur sehr gefährlich sein könne. Freilich gebe es gegenwärtig der Bücher gar manche, von welchen sich dasselbe sagen, und die man ohne Anstand passiren lasse. Indeß gebiete der Name des Verfassers, sein großer Ruf, vor Allem der Umstand, daß er Genfer Bürger sei, dem in Rede stehenden Werke eine strengere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Der Rath, scheint es, trug Bedenken, der Aufforderung des Sittentribunals, welche ohne Zweifel auf ein Verbot des Romanes abzielte, zu entsprechen. Er beschränkte sich darauf, den Besitzern öffentlicher Bibliotheken das Ausleihen desselben zu untersagen.[58])

Vielleicht hätte sich Rousseau über die ablehnende Haltung seiner Landsleute freuen sollen. Sprach es doch für ihren unverdorbenen Sinn, wenn sie ein Werk zurückwiesen, welches seiner eigenen Ansicht nach nur in einer corrumpirten Gesellschaft Anklang finden und wohlthätig wirken konnte. Auch war er selbst bestrebt gewesen, es möglichst von seiner Vaterstadt fern zu halten; er hatte kein einziges Exemplar dorthin gesandt, und wenn es dennoch nach Genf eingeführt wurde, so war das ohne seine Zustimmung geschehen.

Um so erwünschter, sollte man denken, mußte es ihm sein, daß seine Mitbürger die Gabe von sich wiesen, welche er ihnen hatte vorenthalten wollen. Doch dem war keineswegs so. Ihre geringe Theilnahme, weit entfernt, ihn zu erfreuen, verstimmte und kränkte ihn; er sah in ihr nicht die Wirkung einer strengen sittlich religiösen Denkweise, sondern einen Beweis persönlichen Uebelwollens. Die Abneigung gegen das Buch erschien ihm lediglich als eine Maske, hinter welcher sich die Antipathie gegen den Verfasser verberge. Wie hätte es auch den Eiferern mit ihrer moralischen Entrüstung Ernst sein sollen? Die Zeiten waren vorüber, „wo man in Genf verschweigen mußte, was in Paris gesagt werden durfte. In einer Stadt, die seit längerer Zeit der Wohnsitz eines Voltaire gewesen, konnte man ohne Gefahr Komödie spielen und Romane lesen". [59])

Man sieht, wie schnell und leicht Rousseau den Gesichtspunkt wechselte, wenn seine persönliche Geltung in Frage gestellt wurde. Er betont die sittliche Integrität seiner Landsleute, so lange sie ihm Gunst und Beifall schenken; er leugnet dieselbe, sobald sie ihm entgegentreten. Nicht als ob er sein Urtheil mit Bewußtsein von ihrer Anerkennung abhängig machte; es tritt eben unwillkürlich, je nachdem sie ihm, seinem Denken und Streben gezollt oder verweigert wird, die helle oder die dunkle Seite der Genfer Zustände für seine Auffassung in den Vordergrund. Auch irrte er sich nicht, wenn er zu bemerken glaubte, daß in seiner Heimath die alte Strenge und Einfachheit der Sitten mehr und mehr verschwinde; in der That griff dort die frivole, genußsüchtige Denk- und Lebensweise des Nachbarlandes immer weiter um sich. Er täuschte sich eben so wenig in der Ansicht, daß die Opposition, welche er selbst erfuhr, vorzugsweise auf persönlicher Feindschaft beruhe. Das officielle Genf war ihm keineswegs gewogen. Er hatte im Klerus, wie im Rathe zahlreiche Gegner; die aristokratischen Leiter des Staates grollten ihm ebenso, wie die Häupter der orthodoxen Kirche. Zugleich bot Voltaire, der, in politischen Dingen wenigstens, nicht anders dachte, wie sie, seinen ganzen, beständig wachsenden Einfluß auf, um den verhaßten Rivalen der Achtung seiner Mitbürger zu berauben. Mochte aber Rousseau auch vollkommen befugt sein, da tiefe Schatten zu sehen, wo er zu anderer Zeit helle Lichtpunkte erblickte, sie fielen ihm doch nur deshalb so stark in die Augen, weil sie den eigenen Ruhm verdunkelten. Gleich den meisten seiner schriftstellernden Zeitgenossen wenig geneigt, eine abfällige Kritik seiner Leistungen ruhig hinzunehmen, fühlte er sich durch die Mißbilligung, welche er in seiner Heimath fand, ganz besonders gekränkt. Sie berührte ihn um so peinlicher, da er sich nicht wohl verhehlen konnte, daß er sie verdient habe.

Es war und blieb doch ein fruchtloses Bemühen, rechtfertigen

zu wollen, was er selbst im Grunde für ungehörig halten mußte. Es half ihm wenig, wenn er sich nur für „den Herausgeber des faden und platten Romanes“ ausgab, und es „Jedem, der den Muth dazu habe“, anheim stellte, ihn als den wirklichen „Verfasser“ desselben anzusehen; die Thatsache, daß er ihn geschrieben und veröffentlicht hatte, stand darum nicht weniger fest. Mochte er auch auf dem Titelblatte des Buches die gewohnte Devise, und hinter dem Namen den Zusatz „Bürger von Genf“ weglassen, Niemand zweifelte daran, daß er ein Werk desselben Rousseau vor sich habe, der bis dahin auf einem ganz anderen Gebiete der Literatur thätig gewesen, während gewiß nur Wenige den feinen Unterschied begriffen, welcher durch diese leichten Aenderungen angedeutet wurde. Was konnte es ferner nützen, darauf hinzuweisen, daß „die Wahrheit, obwohl an sich stets ein und dieselbe, doch in Form und Ausdruck nach Ort und Zeit vielfach wechsele?“ Es ließ sich eben nicht bestreiten, daß derselbe Mann, welcher vor Kurzem noch über die frivolen Dichter und Romanschreiber so rücksichtslos den Stab gebrochen, sich ihnen jetzt zugesellte. Er durfte sich nicht beklagen, wenn die Gegner von der Waffe Gebrauch machten, welche er ihnen in die Hand gegeben. Die Inconsequenz sprang in die Augen; es lag nahe, sie als eine Verleugnung der so laut proklamirten Grundsätze, oder auch als einen Beweis dafür anzusehen, daß es ihm mit diesen kein rechter Ernst gewesen. Doch kam am Ende wenig darauf an, was Andere mit Recht oder Unrecht dachten oder sagten, die Hauptsache war: er selbst empfand die Veröffentlichung des Romanes als einen Widerspruch mit seinen bisherigen Tendenzen, wie mit seiner persönlichen Ehre und Würde. Er hatte ihn geschrieben, weil er der Leidenschaft, welche ihn erfüllte, nicht zu gebieten vermochte, und er ließ ihn dann drucken, weil er der lockenden Aussicht auf neue literarische Lorbeeren nicht widerstehen konnte. Freilich trug er Sorge, durch die Ausführung nutzbringend zu machen, was ihm an sich werthlos, ja schädlich erschien. Aber wie geneigt er auch war, an den vollständigen Erfolg dieser Arbeit zu glauben, das eigene Bewußtsein stellte ihn in Abrede. Es ist daher nicht auffallend, daß er das Kind seiner Muse nur mit Widerstreben als das seinige anerkannte, daß er es zwar unter seinem Namen, aber doch in halbem Incognito in die Welt einführte, und sich trotz der schmeichelhaften Anerkennung, die es dem Vater eintrug, seiner eben so sehr schämte, wie freute[60]).

Wir haben an einem anderen Orte die Beziehungen hervorgehoben, in welchen von einem wohlthätigen und positiv fördernden Einflusse des Romanes die Rede sein darf. Rousseau selbst ließ es sich zur Beschwichtigung seines Gewissens angelegen sein, den Nutzen, welchen er seiner Ansicht nach haben könne, in ein möglichst helles

Licht zu stellen. Er gab ihm zwei Vorreden mit auf den Weg, neben einer kürzeren eine sehr ausführliche, die in Form eines Dialogs eine umfassende Kritik enthält, und mit großem Geschick theils die Ausstellungen entkräftet, welche man voraussichtlich machen, theils die Gesichtspunkte entwickelt, aus welchen sich ein günstigeres Urtheil ergeben werde. Es sind vielfach recht feine und geistvolle Bemerkungen, die uns in dieser Schutzschrift begegnen. Auch kann man nicht leugnen, daß sie wenigstens theilweise vollkommen zutreffen. Doch mußten sie grade in dem Punkte, welcher dem Verfasser vorzugsweise am Herzen lag, ihm selbst ungenügend erscheinen. Mochte der Roman in mancher anderen Rücksicht heilsamen Einfluß üben, eine direkte sittliche Wirkung ließ sich von ihm nicht erwarten. Im Gegentheil hatten Diejenigen Recht, welche der Meinung waren, daß er nach dieser Seite hin Unheil anrichten werde. Rousseau selbst war unbefangen genug, einzuräumen, daß junge unschuldige Seelen ihn nur zu ihrem Verderben lesen würden, und er blieb bei dieser Ansicht auch dann, als sie von einzelnen Freunden, wie von Duclos, bekämpft wurde. Zugleich aber suchte er zu zeigen, wie die Lectüre desselben da, wo eine zuchtlose Lebensweise den Sinn für das Gute und Ehrbare nicht ganz unterdrückt habe, diesen wecken und beleben könne. Er übersah dabei, daß eine solche Bekehrung, wenn auch nicht unmöglich, so doch wenig wahrscheinlich, die verderbliche Wirkung dagegen mit Gewißheit zu erwarten ist.

Auch war er zu scharfsichtig und feinfühlig, als daß er sich über die ungenügende Beweiskraft seiner Argumente hätte täuschen sollen. Aber er hatte den Mißgriff einmal begangen, und es blieb nur übrig, ihn vor sich und Anderen möglichst zu vertuschen. Freilich konnte er den sittlichen Gehalt seiner Dichtung füglich dahin gestellt sein lassen. Indeß seine Denkweise brachte es mit sich, daß er grade den moralischen Maßstab an sie anlegen mußte. Entsprach sie demselben nicht, so verlor sie in seinen Augen allen Werth. Es galt daher, sich zu überreden, daß dem trotz des Anscheins vom Gegentheile doch so sei. Zu dem Ende richtete sich sein Blick fast ausschließlich auf den zweiten Theil des Werkes, welcher, bestimmt, die Sünden der ersten Hälfte zu sühnen, für sich allein betrachtet, in ethischer Beziehung nicht nur keinen Anstoß gab, sondern unbedingtes Lob verdiente. Indem er ihn im Auge behielt, traten die verfänglichen Abschnitte von selbst in den Hintergrund, so daß sie kaum noch der Beachtung werth schienen. Es lohnte sich nicht der Mühe, von ihnen ernstlich Notiz zu nehmen; an sich „fade, langweilig, leer an Inhalt und ungenießbar in der Form", kamen diese ersten Bücher nur insofern in Betracht, als sie die nothwendige Einleitung und Grundlage der späteren werth- und gehaltvollen Parthien bildeten. Verhielt es sich aber so, dann

durfte der Verfasser sich allerdings mit einigem Rechte beruhigen, wiewohl er sich vor wie nach sagen mußte, daß er den trefflichen Bau auch auf einem weniger gebrechlichen Fundamente hätte aufführen können. Auch mochte er nun den Vorwurf der Immoralität, wenn er, natürlich mit Rücksicht auf die preisgegebene Basis, von Anderen erhoben wurde, als unbegründet abweisen. In der That schleuderte er ihn auf Die zurück, welche ihn machten. „Sie sagen mir, daß man das Buch für gefährlich hält. Auch ich glaube, daß es für Schelme und Schurken gefährlich ist, denn es weckt und nährt die Liebe zum Guten". Von hier aus war es dann nicht weit zu der Ansicht, daß „Derjenige schwerlich ein guter Mensch sei, welcher, wenn er das Werk zu Ende gelesen, es nicht vollkommen befriedigt aus der Hand lege" [61]).

Uebrigens wurde die Vorliebe Rousseau's für die zweite Hälfte des Romanes damals, wie später, von Manchen getheilt. Diderot z. B. gab ihm entschieden den Vorzug, nicht etwa, wie sich bei dem Verfasser der bijoux indiscrets von selbst versteht, aus moralischen Skrupeln, sondern weil ihm die Diktion in den ersten Büchern zu breit und schwülstig erschien. War für ihn zunächst der Styl maßgebend, so wurden Männer, wie Lessing und Mendelssohn, durch den gedanklichen Inhalt, vor Allem durch die aufklärende Behandlung der religiösen Fragen, zu derselben Ansicht bestimmt. Anders freilich urtheilten poetische Naturen, wie Bernardin de St. Pierre und Chateaubriand in Frankreich, Goethe, Schiller, Tieck in Deutschland. Ihnen stand es außer Zweifel, daß dem ersten Theile die Palme gebühre. Der unmittelbare Erguß des natürlichen Gefühls fesselte sie mehr, als die vielfach vermittelten Ergebnisse des reflektirenden Denkens [62]). Auch läßt sich nicht verkennen, daß der Schwerpunkt des Romanes, sofern er als eine freie dichterische Schöpfung auftritt und gelten will, in der ersten Hälfte gelegen ist. Nur diese kann auf poetischen Werth Anspruch machen; sie schöpft ihren allgemein gültigen Inhalt aus dem menschlichen Herzen und aus dem Leben der Natur; sie giebt diesem Inhalte zugleich einen lebendigen naturwahren Ausdruck, in welchem derselbe rein und ganz, in seiner vollen Kraft und Bedeutung zu Tage tritt. Eben darum war sie allein im Stande, eine tiefer greifende und nachhaltigere Wirkung auszuüben. Rousseau täuschte sich doch sehr, wenn er hoffte, daß seine Bußpredigten die sündige Frauenwelt bekehren, und seine religiösen Grundsätze die hadernden Parteien versöhnen würden. Er irrte sich nicht minder, wenn er fürchtete, daß seine Schilderung der Liebe und Leidenschaft nur nachtheilig einwirken möchte. Grade das, was ihm, wie wenig er es auch Wort haben wollte, unsittlich erschien, war am

Ersten geeignet, eine im weiteren Sinne ethische Bedeutung zu gewinnen. Freilich muß man die stark sinnliche Färbung, welche das Bild der Leidenschaft stellenweise zeigt, im Interesse nicht blos der Sittlichkeit, sondern auch des guten Geschmacks, entschieden perhorresciren. Doch sind die einzelnen Flecken nicht so zahlreich und nicht so dunkel, daß sie die belebende Macht der Liebessonne, welche die Dichtung in strahlendem Glanze heraufführt, erheblich schwächen könnten. Wohl mochte ihre heiße Gluth zuweilen die reizbaren Sinne entzünden; öfter doch weckten das Licht und die Wärme, welche sie ausstrahlte, in empfänglichen Herzen ein höheres und reicheres Leben. Die Frauen vor Allem durften sich des erhebenden Eindrucks erfreuen, welchen die ideale Schilderung einer tiefen und innigen Liebe naturgemäß auf sie ausübt.

Was aber den zweiten Theil des Romanes angeht, so enthält derselbe ohne Zweifel manches Interessante; dichterischen Werth aber hat er nicht. Ohne zu leugnen, daß die psychologischen Vorgänge und Entwicklungen, die er zur Darstellung bringt, an sich wohl möglich sind, darf man doch behaupten, daß sie aus der Sphäre heraustreten, innerhalb welcher das menschliche Seelenleben sich zu bewegen pflegt. Zwar hat Rousseau nicht so Unrecht, wenn er fragt: „wer wagt es, der Natur scharf bestimmte Grenzen vorzuzeichnen? wer zu sagen, bis hierhin kann der Mensch gehen und nicht weiter?“ Auch mochte er nicht ohne Grund seinen romanschreibenden Collegen zurufen: „Ihr begnügt euch stets mit gewöhnlichen Menschen, wenn ihr nur ungewöhnliche Begebenheiten aufbieten könnt“, und es sich zum Ruhme anrechnen, daß er umgekehrt auf „überraschende Ereignisse“ verzichte, um sich lediglich an „seltene Menschen“ zu halten. Aber wie vortrefflich die dargestellten Personen auch sein mögen, sie bilden doch eben Ausnahmen, und gestatten als solche kaum eine wahrhaft poetische Gestaltung. Rousseau hat sie ihnen um so weniger zu geben vermocht, da durch die Katastrophe, welche sie über sich heraufbeschworen, ihre Lebenskraft im Grunde gebrochen ist, und die Resignation, zu welcher sie ihre Zuflucht nehmen, jede weitere lebendige Entwicklung ausschließt. In der That haftet das Interesse des Lesers in den hier in Rede stehenden Parthien nicht mehr an den eigentlichen Helden des Romanes, sondern theils an der interessanten Figur Wolmar's, theils an den mannigfachen Excursen und Episoden, die der Darstellung mehr oder weniger geschickt eingeflochten sind, und jedenfalls ihren Gang vielfach störend unterbrechen.

Es versteht sich von selbst, daß ein Werk, welches aus so verschiedenartigen Theilen besteht, keinen ästhetisch befriedigenden Eindruck machen kann. Eine „halb pathetische, halb philosophische

Idylle", wie es von einem geistreichen modernen Literarhistoriker genannt wird, ist natürlich kein Kunstwerk. Doch hindert das nicht, daß es auch heute noch als eine bedeutende Erscheinung gelten darf, die nicht blos aus dem historischen Gesichtspunkte Beachtung verdient. Freilich wird man gegenwärtig bei so durchgreifend veränderter Denk- und Empfindungsweise, und gewöhnt, wie man ist, an überscharfe Reize und einen steten Wechsel interessanter Situationen und Verwicklungen, das Buch nicht ohne ein oft wiederkehrendes Gefühl der Langeweile lesen können. Es ist Rousseau doch nicht gelungen, die Klippe ganz zu vermeiden, welche er glücklich umschifft zu haben meinte. „Was man", sagt er, „an dem Romane am wenigsten gesehen hat, und was doch aus ihm stets ein Werk einzig in seiner Art machen wird, ist die Einfachheit des Gegenstandes, und das ununterbrochene Interesse, welches auf nur drei Personen concentrirt, sich ohne Episoden, ohne romanhafte Abenteuer, ohne irgend welche Bosheit in den Personen und Handlungen, sechs Bände hindurch erhält". Wahr ist allerdings, daß er es verstanden hat, seinen Lieblingen, trotz ihres einfachen Wesens und Lebens, eine andauernde Theilnahme zu sichern. Indeß hat diese doch ihre Grenze; der Roman ist im Ganzen zu lang, die Uebereinstimmung der Charaktere zu groß, die Natur der Verhältnisse und Situationen zu gleichförmig, als daß sie bis zum Ende ungeschwächt und überall gleich lebhaft bleiben könnte.

Wir wollen zugeben, daß die auftretenden Personen, „gutherzige Menschen, die einsam auf dem Lande leben und sich gegenseitig lieb haben", sich „naturgemäß in Rede und Gegenrede behaglich gehen lassen". Doch scheint uns ihre Zungen- oder Federfertigkeit nicht immer das erlaubte Maß einzuhalten. Ihre Briefe dehnen sich gar oft zu förmlichen Abhandlungen aus, und wenn ihr liebevolles Eingehen auf das innere und äußere Detail des Lebens vielfach wohlthuend berührt, so bringen sie doch Manches recht ausführlich zur Sprache, was besser nur kurz berührt, oder ganz übergangen worden wäre. Auch wirkt, abgesehen vom Inhalte, der einförmige Styl, in welchem sich die gehobene Diktion der nicht selten überschwenglichen Empfindung mit der trockenen Sprache des reflectirenden Verstandes auf eine eigenthümliche Weise verbindet, an manchen Stellen abspannend und ermüdend. Freilich gilt das nur von einzelnen Parthien; im Allgemeinen wird auch der heutige Leser, wenn er unbefangen an die Lektüre herantritt, den hinreißenden Zauber an sich erfahren, unter dessen Einfluß Mirabeau vor Zeiten schrieb: „Ich finde, daß die Neue Heloise schlecht angelegt und nachlässig ausgeführt, daß sie unregelmäßig, incorrect, aber schön im Einzelnen ist. Hundert Mal wollte ich das Buch kritisiren, und eben so oft habe ich geweint, bewundert, gelesen und wieder

gelesen, und Diejenigen bedauert, welche strenger sein konnten, als ich"[63]).

Wir sagten schon, daß Rousseau durch die damals vielgelesenen Romane Richardson's zunächst zur Abfassung des seinigen angeregt wurde. Es ist daher natürlich, wenn zwischen den einen und dem anderen eine gewisse Uebereinstimmung stattfindet. Sie bewegen sich auf demselben Gebiete des privaten und persönlichen Lebens; die Menschen und Vorgänge, welche sie schildern, gehören den mittleren Volks- und Gesellschaftskreisen an; die Freuden und Leiden des Herzens, psychische Affekte und Bewegungen bilden den Mittelpunkt der Darstellung, wie des Interesses; die moralisirende Tendenz, die Briefform, auch die breite Ausführung ist ihnen gemeinsam. Doch tritt die Aehnlichkeit auch nur in diesen mehr oder weniger äußerlichen Beziehungen hervor; der innere Kern und Gehalt ist ebenso durchgreifend verschieden, wie der Geist, in welchem er aufgefaßt und entwickelt wird. Der Realismus des Engländers liebt es, Welt und Leben in einer reichen Fülle von Charakteren und Begebenheiten mit objectiver Treue vorzuführen; der Idealismus des Franzosen geht darauf aus, das eigene Geistes- und Herzensleben in einer beschränkten Zahl von gleichartigen Spiegelbildern mit subjektiver Wärme und Innigkeit zu reproduciren. Nichts kann daher grundloser sein, als die Behauptung mancher hämischen Gegner Rousseau's, daß die Neue Heloise nur eine Copie ihrer englischen Vorbilder sei. Auch fand Richardson selbst wenig Gefallen an ihr; er gestand sogar, daß er sie nicht zu Ende lesen könne. Seine Landsleute indeß waren, scheint es, vielfach anderer Ansicht; wenigstens konnte eine englische Uebersetzung des Romanes, welche der Originalausgabe auf dem Fuße folgte, schon sehr bald in zweiter Auflage erscheinen[64]). Freilich mochte das so bekundete Interesse mehr in der Neuheit der Erscheinung, als in einer wirklichen Anerkennung und Theilnahme seinen Grund haben. Sie stand doch in Inhalt und Charakter dem englischen Sinn und Geschmack zu fern, als daß sie ihm sonderlich hätte zusagen können. Vielmehr mußte er, wenig empfänglich für ihre ideale Seite, sich durch ihr subjectives Gepräge ebenso, wie durch ihre moralische und religiöse Haltung abgestoßen fühlen. Wenn später W. Scott ein so herbes Urtheil über sie fällte, so erklärt sich das zwar zunächst aus dem scharfen Gegensatze, in welchem grade seine Denk- und Dichtweise zu der Rousseau'schen steht. Doch sprach er damit eine Ansicht aus, die ohne Zweifel von der großen Mehrzahl der englischen Leser getheilt wurde.

Eine günstigere Aufnahme fand der Roman in Deutschland, wo man allerdings mehr im Stande, und darum auch geneigter war, seinen poetischen Werth, wie seinen geistigen Gehalt nach Verdienst

zu würdigen. Es wurde schon oben hervorgehoben, daß ihm die geistigen Führer der Nation ein lebhaftes Interesse zuwandten, und wenn auch aus verschiedenen Motiven, gleiche Anerkennung zu Theil werden ließen. Die Denker unter ihnen vernahmen mit großer Befriedigung die laute, kräftige Stimme, welche sich in ihm für Recht und Freiheit, für Duldung und Humanität erhob. Die Dichter lauschten entzückt den bald zarten, bald stürmischen Klängen, die der Verfasser dem menschlichen Herzen zu entlocken, und freuten sich der reizenden Bilder, in welchen er die warm und tief empfundene Schönheit der Natur zu gestalten weiß. Auch ist sein Werk auf ihre eigenen Produktionen nicht ohne mannigfachen, meist wohlthätigen, hin und wieder freilich auch nachtheiligen Einfluß geblieben. Es hat wesentlich dazu beigetragen, daß die Poesie des Herzens und der Natur in der Dichtung fortan größeren Raum gewann, daß man mehr und mehr das menschliche Seelenleben in seiner natürlichen Tiefe und Wahrheit, die Erscheinungen der Natur in ihren gemüthlichen und geistigen Bezügen erfaßte. Doch ist andrerseits zuzugeben, daß es mit der Natur auch die Sinnlichkeit, und neben der warmen, frischen Empfindung, eine gewisse schwächliche Sentimentalität in Aufnahme brachte, die besonders auf deutschem Boden in bedenklicher Weise um sich griff.

Uebrigens bemerkt Rousseau mit Recht, daß im Allgemeinen seine Dichtung im Auslande weit geringeres Aufsehen erregte, als in Frankreich selbst, auch dort keineswegs dieselbe Anerkennung fand, welche seinen übrigen Schriften zu Theil wurde. Zu verwundern ist das grade nicht; abgesehen davon, daß ihr Inhalt nicht blos in manchen Einzelheiten, sondern auch in den wesentlichen Grundzügen nur für französische Leser vollkommen verständlich war, lag einer ihrer vornehmsten Reize in der Sprache, welche im Auslande natürlich ihre Wirkung nur in einem beschränkten Maße üben konnte. Nicht als ob dieselbe in der Heimath überall unbedingt gebilligt worden wäre. Im Gegentheil hatte die Kritik gar Manches an ihr auszusetzen, und fehlte es selbst nicht an Stimmen, welche sie laut und rücksichtslos verurtheilten. Unterschied sie sich doch wesentlich von der klassischen Redeweise, die sich im Laufe der Zeit fixirt und eine fast unbestrittene Herrschaft erlangt hatte. Es fehlte ihr vielfach die scharfe Präcision und durchsichtige Klarheit, welche man in den Werken der hervorragenden Schriftsteller zu finden gewohnt war. Der Ausdruck schien nicht selten der nöthigen Glätte und Reinheit zu entbehren; man fand ihn incorrekt, geschmacklos, hier trivial und platt, dort gesucht und schwülstig. Vor Allem nahm man an den zahlreichen Worten und Wendungen Anstoß, die der Sprache des gewöhnlichen Lebens entnommen waren. Die festen Schranken,

innerhalb deren die conventionelle Schriftsprache sich zu bewegen pflegte, wurden hier mit unerhörter Kühnheit durchbrochen. Eine wahre Sündfluth vulgärer Ausdrücke, die sie bis dahin vornehm von sich fern gehalten, drang in sie ein, und drohte, wie die Puristen versicherten, ihr mit der Reinheit auch die Würde und Schönheit zu rauben. Die Gefahr war um so größer, da auch nicht wenige Provinzialismen mit unterliefen, die zwar in Genf und Umgegend am Orte sein mochten, dem klassisch gebildeten Ohre aber als arge Verstöße gegen den guten Geschmack erschienen. Vergeblich machte Rousseau geltend, daß er die auftretenden Personen so sprechen lasse, wie sie ihrem Charakter und ihrer Lebensstellung gemäß sprechen müßten, daß es höchst abgeschmackt, weil naturwidrig gewesen sein würde, wenn er sie ihre gemüthlichen Briefe im akademischen Style oder in der Redeweise der pariser Theater hätte schreiben lassen. Diese Wahrheit wollte den Gegnern ebensowenig einleuchten, wie die andere, daß der einfache, natürliche Ausdruck auch der beste, und die scharf bezeichnende Wendung der unbestimmten conventionellen Phrase bei Weitem vorzuziehen sei. Sie blieben bei ihrer allerdings sehr einseitigen, aber doch nicht ganz grundlosen Ansicht, daß er durch die Einführung fremder, geschmack- und regelwidriger Elemente den festen und schönen Bau der überlieferten Schriftsprache erschüttere.

Indeß konnte ihr Widerspruch die Macht des Zaubers nicht wesentlich schwächen, mit welchem die Diktion des Romanes die Leser gefangen hielt. Wie viel man auch zu tadeln fand, es ließ sich doch nicht leugnen, daß man seit den Tagen Racine's eine solche Sprache nicht mehr gehört. Der süße Wohllaut, welcher in den Versen dieses großen Dichters ruht, erklang auch aus der Prosa Rousseau's; dieselbe wunderbare Harmonie, welche die Schöpfungen des Einen erfüllte, durchdrang auch das Werk des Anderen. Man durfte zweifeln, wer von den Beiden es am Besten verstanden, der Sprache alle die tiefen und zarten Klänge zu entlocken, in welchen die stürmischen Bewegungen der Seele und die leisen Regungen des Herzens sich kundgeben. Gewiß aber schien, daß es bis dahin Niemandem so, wie Rousseau, gelungen, die Schönheit der Natur und die Empfindungen, welche sie in der Brust des Menschen hervorruft, in ihr abzuspiegeln. Er zuerst wußte Licht und Leben, den Duft und die Farbe der Landschaft in sie einzuführen; er wußte ihr nicht minder für die heitere Freude und den jähen Schrecken, für das laute Entzücken und die stille Rührung, für die süße Wehmuth und den seligen Frieden, kurz für alle die mannigfach wechselnden Stimmungen, welche der Anblick der Natur in uns erregt, den entsprechenden Ausdruck abzugewinnen. Mochte sie immerhin nicht selten dem Gesetze und der Regel wider-

sprechen, das malerische Gewand, in welchem sie auftrat, verdeckte die Mängel; ließ der Ausdruck gar oft eine klare und reine Fassung, der Bau der Rede die strenge Gliederung vermissen, die Fehler der Zeichnung verschwanden in dem warmen und reichen Colorit. Zwar erinnerten Manche, daß sich für die Prosa nicht eigne, was in der Poesie am Orte sei. Doch konnten die Bedenken Einzelner die allgemeine Befriedigung nicht erheblich stören; man empfand die poetische Wirkung grade deshalb um so stärker, weil sie ohne Anwendung der üblichen poetischen Formen und Hülfsmittel erreicht wurde.

Wie stark und erfreulich der Eindruck aber auch war, welchen die Dichtung durch Sprache und Inhalt machte, nachhaltig und fruchtbar erwies er sich zunächst nicht. Der Beifallssturm, mit welchem sie bei ihrem Erscheinen begrüßt wurde, war bald verrauscht; nicht lange, und man sprach kaum noch von der überraschenden Erscheinung, die eben erst die gesammte literarisch gebildete Welt in die höchste Aufregung versetzt hatte. Rousseau selbst gestand einige Jahre später, daß sein Roman „todt und begraben“ sei. Doch sprach er zugleich die zuversichtliche Erwartung aus, daß er „demnächst wieder auferstehen werde“. Auch hat ihn diese Hoffnung nicht getäuscht; es kam allerdings die Zeit, wo sein Werk aus der Vergessenheit, welcher es anheimgefallen, heraustrat, und dann die ganze Wirkung übte, deren es fähig war. Im Grunde freilich hatte es nie aufgehört, die ihm einwohnende Lebenskraft zu bethätigen. Die älteren Zeitgenossen Rousseau's, welche überhaupt auf seine Geistesrichtung, in Folge ihrer eigenthümlichen Bildung und Denkweise, kaum tiefer einzugehen vermochten, nahmen auch an seinem Romane ein nur vorübergehendes Interesse. Um so lebhafter und dauernder war der Antheil, welcher ihm von Seiten der heranwachsenden Jugend gewidmet wurde. In ihrem Kreise lebte er fort, als er schon längst gestorben schien; in ihm fand er unausgesetzt zahlreiche, nicht selten begeisterte Leser. Auch gingen aus ihrer Mitte die Schriftsteller hervor, welche durch ihn zur Nachahmung angeregt, ihr Vorbild nicht nur erreichten, sondern zuweilen selbst übertrafen. Es mag hier genügen, an die drei großen Namen zu erinnern, deren Träger man als die Vorläufer der neufranzösischen Romantik zu betrachten pflegt, an Bernardin de St. Pierre, Mad. de Stael und Chateaubriand. Der Roman Delphine, durch welchen Mad. de Stael ihren Ruf auf dem Gebiete der schönen Literatur begründete, schließt sich in Form und Inhalt enge, man darf wohl sagen, gar zu treu an die Neue Heloise an. Wichtiger ist, daß die hohe, wenn auch in mancher Rücksicht excentrische Auffassung des Weibes, welche sie in ihrem Leben, wie in ihren Schriften zur Geltung brachte, durch die idealen Frauengestalten Rousseau's zwar nicht grade begründet,

wohl aber genährt und entwickelt wurde. Ebensowenig läßt sich der große Einfluß verkennen, welchen seine Dichtung auf die genannten reichbegabten Männer ausgeübt hat. Die herrlichen Naturschilderungen, welchen wir in ihren Werken begegnen, die reizenden Seelengemälde, welche sie vor uns aufrollen, ihre zarten, warm und innig empfundenen Bilder der Liebe und Freundschaft, wir verdanken sie ohne Zweifel zunächst ihrem eigenen eingeborenen Genius, aber in zweiter Linie doch auch dem Umstande, daß sich derselbe an dem Rousseau'schen Geiste entzünden, von ihm Ziel und Richtung seiner schöpferischen Thätigkeit entnehmen durfte.

V.

Noch war der laute Beifall, welcher den Roman Rousseau's bei seinem Eintritte in die Welt empfing, nicht verklungen, als schon zwei weitere Schriften, bestimmt, seinen Namen ruhmgekrönt durch alle civilisirten Lande zu tragen, ihrer Veröffentlichung entgegen sahen. Eine Weile schien es indeß, als ob er selbst sie nicht mehr erleben solle; ein heftiger Krankheitsanfall, von welchem er (im Sommer 1761) ergriffen wurde, drohte, einen tödtlichen Ausgang zu nehmen. Er hatte sich, seitdem er in Montmorency wohnte, trotz der gesunden Luft, die dort weht, selten oder nie wohlbefunden. Es war vielmehr mit dem alten Uebel, an welchem er nun bereits manche Jahre laborirte, vielleicht in Folge des schlechten Wassers, beständig schlimmer geworden. In der Regel freilich bot dieser leidende Zustand, wie lästig und peinlich er auch zu Zeiten sein mochte, keinen Grund zu ernster Besorgniß. Hin und wieder aber steigerten sich die Schmerzen in einem Grade, daß der Patient seinen Tod erwarten zu müssen glaubte. Auch dies Mal zweifelte er nicht, daß es mit dem Leben zu Ende gehe. Er nahm daher von seinen Freunden förmlich Abschied, indem er ihnen zugleich die Aufträge ertheilte, welche er nach seinem Tode erledigt zu sehen wünschte.

Zwei Dinge waren es, die ihm in diesem kritischen Augenblicke vorzugsweise am Herzen lagen: das Schicksal seiner, zum Theil noch ungedruckten Schriften, von welchen das Urtheil der Nachwelt über ihn voraussichtlich abhing, und die Zukunft seiner Therese, die allerdings nach seinem Hingange sehr ungewiß erscheinen mußte. Er hatte sich schon seit längerer Zeit mit dem Plane beschäftigt, eine Gesammtausgabe seiner Werke zu veranstalten, die Alles enthalten sollte, was er für wirklich werthvoll, und darum für geeignet hielt, ihm bei den kommenden Geschlechtern ein ehrenvolles Andenken zu sichern. Ueberzeugt, daß er unter seinen Zeitgenossen nicht die An-

erkennung finden werde, welche er zu verdienen meinte, vielmehr ernstlich besorgt, daß seine Gegner ihren ganzen Einfluß aufbieten würden, um den Werth seiner Leistungen möglichst herabzusetzen, wollte er wenigstens die Nachwelt, soviel an ihm lag, in den Stand setzen, über ihn und seine Wirksamkeit ein gerechteres und günstigeres Urtheil zu fällen. Daß er nun diesem Vorhaben, dessen Ausführung durch die Rücksicht auf seine persönliche Ehre, wie auf das Interesse der Wahrheit so dringend geboten erschien, entsagen müsse, war ein schmerzlicher Gedanke, der ihn im Angesichte des Todes in hohem Grade beunruhigte. Zwar hätte sich vielleicht von den Schriftstellern des Landes, in welchem er lebte, der Eine oder Andere bereit erklärt, zu übernehmen, was ihm selbst unmöglich geworden. Indeß konnte er sich nicht entschließen, ihre Mitwirkung in Anspruch zu nehmen; es fand sich unter ihnen eben Keiner, dem er das nöthige Vertrauen hätte schenken mögen. Durfte er überhaupt bei irgend Jemandem die Hingebung und Zuverlässigkeit voraussetzen, auf welche es in diesem Falle ankam, so waren es seine jugendlichen Freunde und Landsleute Moultou und Roustan. Auch beeilte sich der Erstere, als ihm Rousseau die künftige Leitung des projektirten Unternehmens antrug, seiner Aufforderung bereitwillig zu entsprechen [65]).

So in etwa über die eigene Zukunft, sofern sie noch der irdischen Sphäre angehörte, beruhigt, mochte er leichteren Herzens auch für die seiner bisherigen Lebensgefährtin die geeigneten Vorkehrungen treffen. Nach reiflicher Erwägung schien es ihm das Beste, sie dem Schutze und der Fürsorge der Marschallin zu empfehlen. Man wird die Zeilen, welche er zu dem Ende an diese richtete, nicht ohne Interesse lesen; geschrieben in einem Augenblicke, wo er sich am Rande des Grabes glaubte, geben sie ein unanfechtbares Zeugniß von der warmen und aufrichtigen Zuneigung, die er für die ihm näher Stehenden hegte. „Wohl hätte er“ — so beginnt die Zuschrift — der Freundin noch Vieles zu sagen, bevor er von ihr scheidet. Doch die Zeit drängt; er muß seine Beichte abkürzen, muß eilen, ihrem wohlwollenden Herzen sein letztes Geheimniß anzuvertrauen. Möge sie denn erfahren, was er ihr bis dahin nicht zu offenbaren wagte: er hat eine Reihe von Jahren hindurch mit dem armen Mädchen, welches bei ihm wohnt, in der größten Intimität gelebt. Zwar ist er, seitdem er sich nach Montmorency zurückgezogen, durch seinen leidenden Zustand genöthigt worden, mit ihr wie mit einer Schwester zu verkehren. Doch hat sich seine Liebe zu ihr keineswegs vermindert, und würde ihn, dürfte er nicht auf die Freundin zählen, der Gedanke, sie ohne Hülfsquellen zurückzulassen, im letzten Augenblicke mit bitterem Schmerze erfüllen. Ist sie auch nicht durch das Band der Ehe

mit ihm verbunden, ihr gutes Herz, ihre aufrichtige Zuneigung, ihre seltene Uneigennützigkeit und ihre fleckenlose Treue haben ihn stets vermocht, sie als sein Weib zu lieben und zu ehren. Leider sind die fünf Kinder, welche aus der Verbindung mit ihr entsprossen, dem Findelhause übergeben, und dabei alle Vorsichtsmaßregeln versäumt worden, die eine spätere Wiedererkennung hätten ermöglichen können. Das Bewußtsein dieser unverzeihlichen Nachlässigkeit stört seine Ruhe schon seit manchen Jahren, doch er wird zu seinem und der Mutter tiefstem Schmerze sterben, ohne daß er im Stande wäre, sie wieder gut zu machen. Nur in Betreff des ältesten Kindes bleibt noch einige Aussicht; ihm hat er eine Marke mit auf den Weg gegeben, deren Doublette noch in seinem Besitze ist. Gelänge es, mittelst ihrer dasselbe aufzufinden, so würde damit das Glück seiner zärtlichen Mutter begründet werden. Indeß er zweifelt daran, und wagt es nicht, diesen Trost mit sich zu nehmen. Wohl aber kann er, was die Zukunft der Mutter angeht, in Frieden sterben. Weiß er doch, daß er der Freundschaft der Marschallin und ihres Gemahls vertrauen darf. Gewiß werden sie sich der Verlassenen um seinetwillen annehmen; es kommt nur darauf an, daß er ihnen sagt, wie sie mit Rücksicht auf ihre Lage und ihren Charakter am Besten für sie sorgen können". — Nachdem er dann diese Frage eingehend erörtert, schließt er mit den Worten: „Sie sehen, Madame, mit welchem Vertrauen ich mein Herz vor Ihnen ausschütte. Schon ist die ganze übrige Welt in meinen Augen nichts mehr. Mein Herz, welches Sie aufrichtig liebt, lebt nur noch für Sie, für den Marschall und für das arme Kind. Lebt wohl, theure Freunde; denket zuweilen in Liebe an mich; was mich betrifft, so hoffe ich, euch auch noch im Jenseits zu lieben. Doch wie es sich auch mit diesem dunklen und furchtbaren Geheimnisse verhalte, in welcher Stunde der Tod mich überraschen mag, ich bin gewiß, daß ich in dem Augenblicke, wo er mir naht, eurer gedenken werde" [66]).

Glücklicher Weise stellte sich bald heraus, daß er den Besuch des unheimlichen Gastes ohne Noth befürchtet hatte. Die Gefahr ging vorüber, wenn auch der leidende Zustand im Wesentlichen derselbe blieb. Rousseau durfte die Freundin der Sorge, welche sie für den Fall seines Todes bereitwillig übernommen, wieder entbinden. Sie selbst aber vergaß nicht, was er ihr in seinen vermeintlich letzten Stunden mitgetheilt, und blieb auch nach seiner Herstellung des Wunsches eingedenk, welchen er in Betreff seines Kindes ausgesprochen hatte. In der Hoffnung, denselben vielleicht erfüllen zu können, ließ sie sich die noch vorhandene Marke geben, und durch ihren vertrauten Kammerdiener die geeigneten Nachfragen anstellen. Auch war sie, als die ersten Versuche nicht sogleich zum Ziele führten,

bereit, ihre Bemühungen fortzusetzen. Rousseau indeß bat dringend, dieselben aufzugeben. „Ich sehe“, schreibt er, „mit Bedauern, wie sehr Sie es sich angelegen sein lassen, meinen Fehler wieder gut zu machen, aber ich fühle, daß es zu spät ist, daß ich meine Maßregeln schlecht getroffen habe. Es ist in der Ordnung, daß ich die Strafe meiner Nachlässigkeit trage. Auch würde mir selbst ein günstiger Erfolg Ihrer Nachforschungen keine reine und volle Befriedigung mehr gewähren können. Wenn ich mich für die Sache interessirte, so geschah es weniger meinet-, als einer Anderen wegen. Es ist aber bei ihrem leicht zu beherrschenden Charakter keineswegs gewiß, daß nicht, was sie schon ganz ausgebildet vorgefunden hätte, für sie ein unheilvolles Geschenk geworden wäre. Es würde mir doch recht hart gewesen sein, sie vielleicht als das Opfer eines Henkers zurückzulassen“. — Man darf diesen, allerdings ungehörigen Ausdruck nicht, wie es wohl geschehen, zu sehr betonen; er ist ohne Zweifel das Produkt einer krankhaften Aufregung, welche die Worte nicht grade wählt. Die Besorgniß selbst, welche sich in ihm ausspricht, war nicht so ganz grundlos; die Entwicklung des schon in jungen Jahren sich selbst überlassenen Knaben mochte leicht zu bedenklichen Resultaten geführt haben.

Freilich hätte sich wahre Elternliebe durch diese Möglichkeit nicht abhalten, sondern eher noch anspornen lassen, an dem vielleicht verlorenen Sohne ihre wohlthätige Wirksamkeit zu erproben. Sie fehlte indeß; Rousseau selbst erkennt das an, meint aber, es habe nicht füglich anders sein können. „Die lange Trennung von einem Kinde, welches man noch nicht kennt, schwächt und vernichtet endlich die natürlichen Empfindungen seiner Eltern; die Liebe zu ihm stirbt allmälig, wenn sie nicht durch die Gewohnheit eines beständigen Umganges genährt wird“. Ohne Frage ist dem so, und man kann es am Ende nicht auffallend finden, daß eine Zuneigung, die sich gleich Anfangs so schwach erwiesen, später keine größere Stärke gewann. Was sie aber nicht vermochte, dazu hätte ihn, dünkt uns, das Bewußtsein der Pflicht bestimmen sollen. Auch „die Ungewißheit, ob das Kind, welches man ihm als das seinige vorstellen würde, nicht doch vielleicht einem Anderen angehöre“, durfte ihn von ihrer Erfüllung nicht abhalten. Mochte sie immerhin, wie er befürchtete, „sein Herz zusammenziehen“, ihn nicht dazu kommen lassen, „den ganzen Reiz des wahren natürlichen Gefühls zu empfinden“, es galt, eine alte Schuld zu sühnen, die er in jugendlichem Leichtsinne auf sich geladen. Daß er die Aussicht dazu, nach dem er sie eben erst selbst eröffnet, nun wieder von sich wies, zeigt leider deutlich genug, daß die egoistische Rücksicht auf das eigene Behagen mehr über ihn vermochte, als die Regungen des Herzens und die Stimme des Gewissens. Der leidende Zustand,

in welchem er sich befand, sowie die Ueberzeugung, daß Therese der Aufgabe, welche ihr nach seinem baldigen Tode obliegen werde, nicht gewachsen sei, mag sein Verhalten in etwa entschuldigen, rechtfertigen läßt es sich auf keine Weise[67]).

Man sieht übrigens aus dem eben erzählten Vorgange, daß sein Verhältniß zu den Luxembourg den freundschaftlichen Charakter bewahrte, welchen es gleich Anfangs gewonnen hatte. In der That wurden diese Beziehungen im Laufe der Zeit immer enger und vertraulicher. Rousseau wenigstens ging mit der ganzen Hingebung auf sie ein, deren er fähig war, und schon fühlte er sich innerlich mehr gebunden, als für seine Ruhe zuträglich sein mochte. Es sind keine bloßen Phrasen, wenn er der Marschallin versichert: „Es vergeht fast keine Stunde am Tage, in welcher Ihr Name in meiner Klause nicht mit Achtung und Rührung ausgesprochen wird“, und hinzufügt: „Sie thun mir Unrecht, wenn Sie glauben, daß ich für meine Erhaltung nicht die nöthige Sorge trage. Sie und Ihr Gemahl haben mir die Liebe zum Leben wiedergegeben; es wird mir theuer sein, so lange Sie Interesse an ihm nehmen“. Die Verbindung mit ihnen ist ihm wirklich eine Herzenssache; die tiefe Sehnsucht nach Freundschaft, welche ihn in seiner Einsamkeit beständig erfüllt, findet in ihr die nothwendige Befriedigung. Je länger sie besteht, um so weniger kann er sie entbehren; und je mehr er sich in sie einlebt, um so peinlicher wird die Unruhe, wenn sie irgend eine Störung zu erfahren scheint. Zwar weiß er sehr wohl, daß die Freunde anderweitig zu sehr in Anspruch genommen sind, als daß sie ihm in jedem Augenblicke zur Verfügung stehen könnten. Auch verlangt er das nicht; es genügt ihm schon, wenn er glauben darf, daß sie seiner zuweilen gedenken. Lassen freilich die Beweise ihrer andauernden Theilnahme zu lange auf sich warten, so ergreift ihn ängstliche Sorge, die sich in dringenden Mahnungen Luft macht. Der Marschall, welcher nicht immer wissen mochte, was er schreiben solle, verfiel auf eine sinnige Auskunft. Er schickte von Zeit zu Zeit ein weißes Blatt, welches den besorgten Freund vollkommen beruhigte, und ihm zuweilen Anlaß zu einer recht humoristischen Erwiederung gab. Seine Gemahlin, scheint es, mochte sich dieses bequemen Expediens nicht bedienen, obgleich ihr Rousseau wiederholt den Gebrauch desselben anempfahl. Sie schrieb deshalb nicht öfter, und brachte ihn durch ihr längeres Schweigen hin und wieder fast zur Verzweiflung. Traf dann endlich ein Brief von ihr ein, so war die Freude allerdings um so größer, falls er nicht, was doch immer noch vorkam, irgend eine Bemerkung enthielt, welche Anstoß erregte und zu mehr oder minder gereizten Erörterungen führte[68]).

Eben so sehnsüchtig, wie den Briefen der Freunde, sah er der Zeit entgegen, wo ihre Anwesenheit auf dem Lande den persönlichen Verkehr mit ihnen möglich machte. „Heute“, schreibt er wohl, „weht ein starker Wind, welcher mir große Freude macht. Winde dieser Art sind die Vorläufer des Frühlings, der für mich mit dem Tage Ihrer Ankunft beginnt. Ihm, scheint es, treibe ich bei dem Sturme mit vollen Segeln zu“. Doch wie nahe er auch ist, für seine Ungeduld liegt er immer noch in zu weiter Ferne. „Sie rechnen nach Tagen, Madame, ich aber nach Stunden; darum erscheint mir die Zwischenzeit 24mal länger, als Ihnen“. Er kann den Augenblick kaum erwarten, wo seine „süßeste Hoffnung“ sich erfüllen, wo es ihm wieder vergönnt sein wird, „einige Stunden des Tages in traulichem Geplauder mit den Freunden zu verleben“. Diese frohe Aussicht hebt selbst über die Leiden und Schmerzen der Gegenwart hinaus. „Kommen Sie bald“, ruft er aus; „habe ich Sie und den Marschall erst wieder gesehen, so werde ich, in welcher Lage ich mich auch befinde, mit zufriedenem Herzen den Lobgesang Simeon's anstimmen“ [69]).

Freilich blieb, wenn die ersehnte Zeit herankam, die Freude nicht ungetrübt. Wie angenehm die Besuche im Schlosse sein mochten, sie hatten doch auch ihre unbequeme Seite. Die gewohnte regelmäßige Lebensweise erlitt durch sie manche Störung; die Gene und Aufregung, welche sie mit sich brachten, wirkte nachtheilig auf das Befinden. Zwar war man sorgsam bemüht, Alles fern zu halten, was die Gesundheit oder die gute Laune des Gastes irgendwie gefährden konnte; bereitwillig nahm man jede Rücksicht, welche sein Zustand und seine Sinnesweise zu erfordern schienen. Er gesteht selbst, daß die Aufmerksamkeit, mit welcher er behandelt wurde, „nicht größer und zarter sein konnte“. Dennoch fühlte er sich nicht selten unbehaglich. Abgesehen von gelegentlichen Störungen, die der Natur der Sache nach nicht ganz zu vermeiden waren, trug dazu besonders der Umstand bei, daß es ihm nicht gelingen wollte, zur Dame des Hauses ein völlig befriedigendes Verhältniß zu gewinnen. Wie gerne er auch das unbedingte Vertrauen, welches ihr Gemahl ihm einflößte, auf sie übertragen hätte, es war und blieb ihm unmöglich. Die Scheu und Befangenheit, mit welcher er ihr bei seinem ersten Besuche gegenübergetreten war, wollte eben so wenig weichen, wie das Gefühl, daß er sich auf sie nicht verlassen dürfe. Hatte er auch keinen Grund, an der Aufrichtigkeit ihrer freundschaftlichen Gesinnung zu zweifeln, er konnte sich der Besorgniß nicht erwehren, daß sie keinen Bestand haben werde. Dieselbe schwand selbst dann nicht ganz, als er, wie wir früher erzählten, in Folge des hinreißenden Eindrucks, welchen die Lektüre der Julie auf sie machte, ihr erklärter

Liebling wurde. Sie regte sich aber um so stärker, als er nach einiger Zeit bemerkte, daß an die Stelle der schwärmerischen Verehrung eine immer kühlere Zurückhaltung trat. Die Wirkung des Romanes, wie groß und nachhaltig sie auch gewesen, verlor doch allmälig ihre Kraft; der Versuch aber, ihn durch den Emil zu ersetzen, hatte nicht den gewünschten Erfolg. Mochte nun der Inhalt dieses Werkes ihr weniger zusagen, oder die beständige Lektüre sie endlich langweilen, das Interesse der Dame nahm sichtlich ab, und mit ihm zugleich der persönliche Antheil, welchen sie bis dahin für den gefeierten Vorleser au den Tag gelegt. Nicht lange und es kam dahin, daß Rousseau, wenn er sich zur gewohnten Stunde einstellte, ihre früher stets offene Thüre geschlossen fand. Der vertrauliche Umgang, dessen sie ihn eine Zeit lang gewürdigt, fiel mehr und mehr weg, bald sah er sie kaum noch anders als bei Tische. Auch hier sprach sie nur wenig mit ihm, schien es auch nicht zu bemerken, wenn er den Ehrenplatz an ihrer Seite, weil er ihm nicht mehr angeboten wurde, mit einem anderen vertauschte.

Er wurde durch diese auffallende Kälte und Gleichgültigkeit um so mehr beunruhigt, da er sich dieselbe nicht genügend zu erklären wußte. Kein Zweifel, die Freundin war piquirt, beleidigt; wodurch sie aber verletzt worden, sie sagte es weder, noch konnte er sonstwie darüber in's Klare kommen. Auch glauben wir kaum, daß die einzelnen Umstände und Vorgänge, auf welche er nach längerem Sinnen und Grübeln die eingetretene Aenderung zurückführen zu müssen meinte, sie wirklich veranlaßt haben, wiewohl sie allerdings theilweise geeignet waren, einen nicht grade günstigen Eindruck zu machen. Schwerlich nahm die Marschallin es ihm besonders übel, daß er sich zu ihrem Gemahle mehr hingezogen fühlte, als zu ihr selbst, wenn es auch von seiner Seite mindestens überflüssig war, diese Vorliebe ihr gegenüber ausdrücklich zu betonen. Sie wird ihm ebensowenig den unzeitigen Kuß verargt haben, welchen er ihrer hübschen zehnjährigen Enkelin, als diese ihm zufällig begegnete, und er im Augenblick nicht wußte, wie er sie anders begrüßen sollte, aus reiner Verlegenheit anbot. Nicht weniger grundlos erscheint uns die Annahme, daß sie die Auszeichnung, welche er ihr dadurch zu erweisen beabsichtigte, daß er nur in die für sie bestimmte Copie der Heloise die Abenteuer des Mylord Eduard aufnahm, als eine Beleidigung empfunden habe. Hätte sie wirklich, wie er später vermuthete, in der dort geschilderten Marquise ihr, in manchen Zügen entsprechendes Gegenbild gefunden, so würde sie sich ohne Zweifel entschiedener von ihm abgewandt haben, als sie es that. Ob sie eitel genug war, es ihm zum Verbrechen anzurechnen, daß er ein „abscheuliches“ Portrait aus Gefälligkeit gegen den Maler für „wohlgetroffen“ erklärte, mag

dahin gestellt bleiben. Glaublicher ist, daß sie sich durch die Zuschrift verletzt fühlte, in welcher er dem Minister Silhouette, als derselbe durch die Machinationen der in ihren Interessen bedrohten Steuerpächter aus dem Amte verdrängt wurde, seine bewundernde Anerkennung aussprach. Gehörte sie doch auch, freilich ohne daß Rousseau es wußte, zu jenen „elenden Geldmenschen", die der Minister hatte vernichten wollen. Noch größeren Anstoß erregte es vielleicht, daß er dem Marschalle einst den Rath gab, sich aus dem Hofleben zurückzuziehen. Ohne Frage war dieser Vorschlag eben so verständig, wie wohlgemeint. Der Marschall hatte eben in den Jahren, in welchen Rousseau mit ihm verkehrte, die nächsten und theuersten Angehörigen verloren; der Tod hatte ihm in kurzen Zwischenräumen seine Schwester, Tochter, seinen einzigen Sohn und Enkel, die letzten Träger seines Namens, entrissen. Zwar ertrug er diese Schicksalsschläge anscheinend mit großer Fassung; innerlich aber beugten sie ihn tief, und der Lebensmuth des schon bejahrten Mannes sank. Seine Kräfte schwanden sichtlich dahin, und war es für ihn jedenfalls rathsam, der Unruhe und den Anstrengungen, welche seine Stellung am Hofe mit sich brachte, aus dem Wege zu gehen. Auch schien er selbst nicht abgeneigt, aufzugeben, woran er bisher weniger aus persönlicher Vorliebe, als im Interesse seiner Familie festgehalten. Seine Gemahlin indeß dachte anders. Sie hatte am Ende nicht so ganz Unrecht, wenn sie Rousseau gegenüber hervorhob, daß eine Aenderung in der gewohnten Lebensweise auf die Stimmung und das Befinden des Marschalls grade jetzt nachtheilig einwirken werde. Doch zweifeln wir kaum, daß die Sorge um ihn sich nur deshalb so stark geltend machte, weil sie selbst die Aussicht, in stiller Zurückgezogenheit leben, und auf ihre bisherige glänzende Rolle verzichten zu müssen, unerträglich fand.

Es fehlte somit nicht an Vorkommnissen, welche, wie geringfügig sie an sich auch sein mochten, das gute Einvernehmen mit der Freundin stören, sie mehr oder weniger verstimmen und zu größerer Vorsicht mahnen konnten. Charakter- und Sinnesweise waren auf beiden Seiten zu verschieden, als daß nicht mannigfache Collisionen hätten eintreten sollen, die dann allmälig zu einer gewissen Entfremdung führten. Doch war dieselbe keineswegs so groß und bedenklich, wie sie es Rousseau hin und wieder zu sein schien. Ohne Zweifel täuschte er sich, wenn er da eine wirkliche Intimität für möglich hielt, wo der Natur der Sache nach nur ein freundschaftliches Verhältniß von äußerlicher Art bestehen konnte. Dieser Irrthum wurde für ihn eine Quelle von peinlichen und doch sehr überflüssigen Sorgen; indem er nicht erreichte, was er zu erlangen wünschte, fürchtete er beständig, auch das zu verlieren, was er wirklich besaß. Wir sehen

nicht, daß die Marschallin die wohlwollende Theilnahme, welche sie ihm von Anfang an entgegenbrachte, später verleugnet hätte; sie nahm sich seiner mit regem Eifer an, so oft sich dazu eine Gelegenheit bot. Daß sie nicht weiter ging, sich ihm nicht unbedingt in die Arme warf, begreift sich. Wie liebenswürdig er sich zu Zeiten erwies, sein Wesen und Benehmen war in der Regel nicht der Art, daß es sie sonderlich anziehen konnte. Der große Schriftsteller mochte ihr imponiren, sie selbst eine Weile in Extase versetzen; der gewöhnliche Mensch, wie er sich im täglichen Umgange zu geben pflegte, schüchtern und unbeholfen, ernst und wortkarg, mußte ihr, der gewandten Welt- und Salondame, langweilig erscheinen. Kein Wunder, daß sie seine Gesellschaft nicht suchte, sondern lieber mit Anderen verkehrte, die ihr eine lebendigere und geistvollere Unterhaltung darboten.

Insoweit hatte Rousseau gewiß Recht, wenn er glaubte, daß die Freundin ihm durch ihre anderweitige Umgebung entfremdet werde. Auch ist es sehr möglich, daß die Ansichten und Urtheile, welche sie in ihrem gesellschaftlichen Kreise über ihn hörte, meist nicht eben günstig lauteten. Er zählte unter den Personen, welche in ihrem Hause aus- und eingingen, nur wenige Freunde; die Mehrzahl war ihm, wenn auch nicht gradezu feindlich gesinnt, doch auch keineswegs gewogen. Dazu kam, daß er selbst in der Familie der Marschallin wenigstens *einen* entschiedenen Gegner hatte. Ihr Bruder zwar, der Herzog von Villeroi, gab ihm mannigfache Beweise einer achtungsvollen Zuneigung; sein Neffe und Erbe aber, der gleichnamige Marquis, theilte das Wohlwollen des Onkels nicht. Rousseau fand das windige, hochfahrende Wesen des jungen Mannes unerträglich, und behandelte ihn deshalb, wenn er mit ihm zusammentraf, mit sichtlicher Kälte. Die Folge war, daß der Marquis ihn nicht leiden konnte, und begierig jede Gelegenheit ergriff, sich an dem stolzen Plebejer zu rächen. Zu seinem Unglücke fehlte es diesem nicht an argen Schwächen, die ein rücksichtsloser Gegner mit Erfolg angreifen mochte. So hatte er sich — wir erzählen den Fall, weil er allerdings charakteristisch ist — durch „einen höchst albernen Kleinmuth“ verleiten lassen, aus Rücksicht auf seinen herzoglichen Freund den Namen seines Hundes Duc in Turc umzuwandeln. Der Marquis, welchem diese Aenderung bekannt wurde, beeilte sich, sie bei Tische zur Sprache zu bringen, und wußte Rousseau so in die Enge zu treiben, daß er sich genöthigt sah, die Dummheit vor aller Welt einzugestehen. Natürlich war seine Verlegenheit ebenso groß, wie der Triumph dessen, der sie ihm bereitet hatte.

Ernstere Folgen zog die Abneigung des Marquis nicht nach sich; der junge Fant war doch eine zu unbedeutende Persönlichkeit,

als daß er auf das Verhalten seiner Tante bestimmend hätte einwirken können. Mehr vermochte die Gräfin Boufflers über sie. Wir glauben indeß nicht, daß diese Dame, wie Rousseau in späterer Zeit vermuthete, ihren Einfluß zu seinem Nachtheile geltend gemacht hat. Ob sie wirklich so verliebt war, daß sie seine ablehnende Haltung als eine Kränkung empfand, wissen wir nicht; es will uns scheinen, als ob er in diesem Falle seine persönliche Anziehungskraft überschätzt habe. Eher schon ist anzunehmen, daß sie sich durch die etwas kühle Anerkennung verletzt fühlte, welche er ihrer prosaischen Tragödie zu Theil werden ließ, auch die Bemerkung, daß dieselbe einem wenig bekannten englischen Stücke ähnlich sehe, nicht grade beifällig aufnahm. Doch liegen durchaus keine Thatsachen vor, die zu dem Schlusse berechtigen, daß sie ihm deshalb ihre Gunst entzogen habe, oder gar unter der Hand feindlich entgegen getreten sei. — Ebensowenig möchten wir das von ihrem Namensvetter, dem Abbé, späteren Chevalier de Boufflers, behaupten, wenn auch Rousseau vielleicht einigen Grund hatte, in ihm einen nicht ungefährlichen Rivalen zu erblicken. Zwar konnte der junge Mann keinen Anspruch darauf machen, sich ihm ebenbürtig an die Seite zu stellen; er war zu träge und dem Vergnügen zu sehr ergeben, als daß er trotz seiner großen Begabung etwas Erhebliches hätte leisten sollen. Wohl aber besaß er alle jene kleinen Talente, die es einem geistvollen Manne leicht machen, in der Gesellschaft eine brillante Rolle zu spielen. Er machte recht hübsche Verse, schrieb recht interessante Billets, verstand es auch, auf der Zither zu klimpern und Pastellgemälde anzufertigen. Da er zudem durch sein feines, anmuthiges Wesen zu bestechen, und die Unterhaltung durch Geist und Witz zu beleben wußte, kann es nicht Wunder nehmen, wenn er unseren unbeholfenen und wortarmen Freund, sobald er im Schlosse erschien, in den Schatten stellte. Auffallend aber ist, daß Rousseau diese Ueberlegenheit der Beachtung werthhielt, und um sie unschädlich zu machen, allen Ernstes darauf ausging, sich der Freundschaft des jungen Elegants zu versichern. Freilich verhinderte dieselbe „Tölpelei“, welche das Bedürfniß zu solcher Annäherung nahe legte, auch ihr Gelingen. Der Abbé war und blieb der Einzige aus der Gesellschaft der Marschallin, welcher ihm nie die mindeste Aufmerksamkeit erwies.

Ihre übrigen Freunde zeigten zwar auch keine Geneigtheit, die seinigen zu werden, nahmen aber doch mehr oder weniger Notiz von ihm. Zu ihnen gehörte u. A. der Parlamentspräsident Henault, bekannt durch zahlreiche Schriften und mehr noch durch seine vortrefflichen Soupers, ein Mann, mit welchem sich schon reden ließ, wenn man der Eitelkeit des Schriftstellers nicht zu nahe trat. Mit

und neben ihm erschien nicht selten seine vieljährige Freundin, die Marquise du Deffand, jene „blinde Hellseherin“, wie Voltaire sie nannte, in deren Salons sich damals die ausgezeichnetsten Männer und Frauen zusammenfanden, um die Orakel zu vernehmen, welche die mit einem klaren und durchdringenden Geiste, aber auch mit einer scharfen und rücksichtslosen Zunge begabte Pythia von sich gab. Als Rousseau sie kennen lernte, bemühte er sich eine Weile, ihr näher zu treten. Ihre Blindheit flößte ihm Mitleiden ein; das große Ansehen aber, dessen sie sich in der literarischen Welt erfreute, ließ ihre Gunst um so wünschenswerther erscheinen, da sie ihre Gegner schonungslos zu verfolgen pflegte. Indeß gab er diese Versuche bald wieder auf; „ihre leidenschaftliche Vorliebe für die geringfügigsten Produktionen der Schöngeister, die große Wichtigkeit, welche sie auch dem unbedeutendsten Wische beilegte, die schneidende Schärfe ihrer Aussprüche, die maßlose Heftigkeit ihrer Sym- und Antipathien, welche ihr nicht gestattete, über irgend etwas anders als in Convulsionen zu sprechen, ihre unglaublichen Vorurtheile und ihre unbesiegbare Hartnäckigkeit, der Enthusiasmus des Unsinns, zu welchem das zähe Festhalten an ihren Ansichten sie fortriß“, das Alles schreckte ihn so zurück, daß er kein Bedenken trug, „lieber die Geißel ihres Hasses, als die Plage ihrer Freundschaft über sich zu nehmen“.

Auch war ihre Zu- oder Abneigung jedenfalls von weit geringerer Bedeutung, als die eines anderen Gastes, welcher sich hin und wieder zum Souper im Schlosse einstellte. Wir meinen den Herzog von Choiseul, der zu dieser Zeit mit seiner mächtigen Hand die Geschicke Frankreichs lenkte. Zwar kam Rousseau mit ihm nicht in persönliche Berührung; doch lag es nur an ihm, wenn sich kein näheres Verhältniß bildete. Der Minister, welchem der Marschall gelegentlich erzählte, wie sein Freund einst in Venedig die Rolle des Diplomaten gespielt, sprach sein Bedauern darüber aus, daß er diese Laufbahn verlassen, erklärte sich auch bereit, ihn zu verwenden, falls er in dieselbe wieder eintreten wolle. Rousseau fühlte sich durch sein Anerbieten nicht wenig geschmeichelt. Er gesteht, daß er, hätte sein leidender Zustand erlaubt, an so etwas zu denken, vielleicht trotz seiner Grundsätze und Entschlüsse darauf eingegangen wäre. Wie eitel ihm auch die Dinge dieser Welt erschienen, es gab doch Zeiten, in welchen der Ehrgeiz in ihm rege ward. Die Aussicht, unter den Auspizien Choiseul's vielleicht eine ehrenvolle und einflußreiche Stellung zu erlangen, war um so verführerischer, da er von dessen Fähigkeiten und Leistungen eine sehr hohe Meinung hatte. Namentlich schien ihm der berühmte Familienvertrag, welchen dieser Minister zwischen den bourbonischen Höfen zu Stande gebracht, einen Staatsmann ersten Ranges zu verrathen. Auch glaubte er von ihm er-

warten zu dürfen, daß er zum Wohle Frankreichs und zu seiner eigenen Genugthuung die Herrschaft der Pompadour stürzen werde. Er wußte eben nicht, wie enge die allmächtige Maitresse und der leitende Minister mit einander verbunden waren. Er kannte ebenso wenig den wahren Charakter, die frivolen Neigungen und beschränkten Gesichtspunkte des Letzteren. Gewiß würde er sich sehr enttäuscht gesehen haben, wenn er Gelegenheit gefunden hätte, die persönliche Bedeutung des Mannes und die Tragweite seiner Bestrebungen nach ihrem wirklichen Werthe zu schätzen.

Andrerseits würde er freilich durch eine engere Verbindung mit ihm wohl vor der Katastrophe bewahrt geblieben sein, welche in nächster Zeit über ihn hereinbrach. Es wurde schon früher gelegentlich erwähnt, daß die Marschallin, als ihr Rousseau seinen Emil vorgelesen, ihn drängte, ihr die Sorge für den Druck desselben zu überlassen. Ohne Zweifel hatte sie dabei die besten Absichten; überzeugt, daß er bisher für seine Schriften nicht angemessen honorirt worden, hoffte sie durch ihren Einfluß einen coulanteren Verleger zu gewinnen. Auch wußte sie ihm ihren Vorschlag so plausibel zu machen, daß er nicht füglich umhin konnte, ihn anzunehmen. Doch knüpfte er seine Zustimmung an die ausdrückliche Bedingung, daß das Werk nicht in Frankreich gedruckt werden dürfe. Es schien ihm unmöglich, daß die Censur die dazu nöthige Erlaubniß ertheilen werde, ohne erhebliche Aenderungen zu verlangen. Und er war entschlossen, sein Buch weder verstümmelt, noch auch ohne Genehmigung der gesetzlichen Behörde erscheinen zu lassen. Zwar versicherte die Marschallin, daß dieselbe bei dem Systeme, welches die Regierung eben jetzt in literarischen Dingen befolge, durchaus keine Schwierigkeiten machen werde. Zugleich schrieb der Censor selbst, Herr von Malesherbes, wahrscheinlich auf ihren Antrieb, einen langen Brief, um nachzuweisen, wie grade der Theil des Werkes, welcher dem Verfasser zumeist am Herzen lag, sein religiöses Glaubensbekenntniß, nicht blos „die Billigung des ganzen Menschengeschlechtes verdiene, sondern auch unter den gegebenen Verhältnissen — man betrieb damals die Aufhebung des Jesuitenordens — der Regierung und dem Hofe erwünscht" sein müsse. War dies die Ansicht des maßgebenden Beamten, so durfte sich Rousseau schon beruhigen, zumal der Druck seines Romanes noch nicht begonnen, er also auch noch nicht die Erfahrung gemacht hatte, daß dieselbe keine genügende Bürgschaft biete. Indeß, wie geeignet sie auch war, seine Besorgnisse zu zerstreuen, sie wollten doch nicht ganz verschwinden. Er hielt daher trotz allen Zu-

redens an der Forderung fest, daß das Werk in Holland gedruckt werde, und die Freundin sah sich, wollte sie anders ihren Plan nicht aufgeben, genöthigt, auf diese Klausel einzugehen.

Es wird sich später zeigen, daß die Bedenken Rousseau's nicht grundlos waren, und er die Lage der Dinge richtiger beurtheilte, als seine hochstehenden Gönner. Inzwischen verging eine geraume Zeit, ohne daß er von dem Schicksale des Manuskriptes, welches er der Marschallin zur Verfügung gestellt, etwas hörte. Dagegen wurden ihm von anderer Seite mehrfach Anträge gemacht, die Herausgabe desselben unter recht günstigen Bedingungen zu übernehmen. Er glaubte sie indeß, mit Rücksicht auf die einmal getroffene Uebereinkunft, nicht ohne die Zustimmung der Freundin annehmen zu dürfen. Madame rieth ab, setzte aber ihre eigenen Bemühungen mit um so größerem Eifer fort. Rousseau erfuhr bald, daß das Geschäft mit dem Pariser Buchhändler Duchesne abgeschlossen sei. Es ließ in pekuniärer Beziehung nichts zu wünschen übrig; ein Honorar von sechstausend Franken, wie es ihm hier geboten wurde, war bis dahin auch für größere Werke selten oder nie gezahlt worden. Er nahm daher keinen Anstand, den Kontrakt, welchen die Marschallin ihm zuschickte, zu unterzeichnen, ohne selbst eine Copie zurückzubehalten. War er doch von derselben Hand geschrieben, deren sich Malesherbes zu seinen Briefen bediente, und konnte es also keinem Zweifel unterliegen, daß er unter den Augen und mit Genehmigung des zuständigen Beamten abgeschlossen wurde. Natürlich setzte Rousseau voraus, daß der Druck, der Verabredung gemäß, im Auslande statthaben werde. Doch bemerkte er bald zu seinem nicht geringen Erstaunen, daß dem keineswegs so sei. Zwar hatte Duchesne den Amsterdamer Buchhändler Neaulme zu dem Unternehmen hinzugezogen. Die Uebereinkunft aber, welche Beide getroffen, ging dahin, zwei parallele Ausgaben zu veranstalten, von welchen die eine in Paris angefertigt, die andere dieser in Holland nachgedruckt werden sollte. Rousseau wußte von dieser Anordnung nichts; sie wurde ihm erst bekannt, als man bereits begonnen hatte, sie auszuführen. Daß er nachträglich gegen sie protestirte, half ihm wenig; wollte er sein Werk nicht in einer höchst fehlerhaften Gestalt erscheinen lassen, so mußte er die Probebogen schon corrigiren, welche ihm aus der Pariser Presse zugingen.[70])

Auch fand er sich in das Unvermeidliche um so leichter, da die selbstverständliche Zustimmung des Censors alle etwaigen Besorgnisse fern hielt. Auffallend aber schien es, daß der Druck so langsam von Statten ging, obgleich es offenbar in dem Interesse der Betheiligten lag, ihn möglichst zu beschleunigen. Duchesne schickte von Zeit zu Zeit Druckproben zur Auswahl; war diese dann getroffen,

so schickte er, statt anzufangen, wieder andere. Als man endlich über Format, Lettern u. s. w. einig, und schon einige Bogen gedruckt waren, begann er, wenn irgend eine leichte Aenderung vorgenommen wurde, das Ganze von Neuem, so daß man nach Ablauf eines halben Jahres kaum weiter vorgerückt war, als am ersten Tage. Rousseau mochte mahnen, drängen, schelten, wie er wollte, man ging deshalb nicht schneller vor, ließ sich auch trotz des gereizten Tones, welchen er allmälig anschlug, nicht herbei, ihm die Ursache der fortdauernden Zögerung mitzutheilen. Kein Wunder, wenn er dem Gedanken Raum gab, daß man das so lässig betriebene Unternehmen nicht ausführen könne oder wolle. Diese Ansicht befestigte sich um so mehr, je länger die Sache sich hinauszog; sie wurde endlich zur Gewißheit, als der Druck plötzlich ganz in's Stocken gerieth, ohne daß er den Grund zu erfahren vermochte. Es schien ihm ausgemacht: die Veröffentlichung seines letzten und besten Werkes war auf ernste Hindernisse gestoßen, die ihm vielleicht den Untergang drohten. Freilich wußte er nicht, von wo sie ausgingen, noch welcher Art sie sein mochten. Aber eben die Ungewißheit gestattete der leicht erregten Phantasie, die unbekannten Gefahren in den dunkelsten Farben auszumalen. Es kam nur darauf an, daß sich ihr ein bestimmter Anhaltspunkt darbot, an welchen sie die Fäden ihres Gespinnstes anknüpfen konnte. Und ein solcher fand sich bald.[71])

Rousseau hörte zufällig, daß der Pater Griffet, ein durch zahlreiche Schriften bekannter Jesuit, nicht blos von dem Emil gesprochen, sondern auch ganze Stellen daraus angeführt habe. „Sofort leuchtet die Phantasie wie ein Blitz auf, um ihm das ganze Geheimniß der Unredlichkeit zu enthüllen; er sieht ihren Gang so klar und deutlich vor sich, als wenn er ihm speziell offenbart worden wäre." Kein Zweifel, die Jesuiten, wüthend über den geringschätzigen Ton, in welchem er von ihren Collegien gesprochen, haben sich seines Manuscriptes bemächtigt, und sie sind es, die den Druck desselben aufhalten. Bekannt mit seinem gegenwärtigen Zustande, wollen sie die Herausgabe des Werkes bis zu seinem baldigen Tode verzögern, in der Absicht, dasselbe dann nach Belieben zu entstellen, und so in ihrem Interesse dem Verfasser Ansichten unterzuschieben, welche nicht die seinigen waren. Zwar konnte diese Vermuthung auf den ersten Blick wunderlich oder gewagt erscheinen; ließ man sie aber einmal zu, so gab es eine „erstaunliche Menge von Umständen und Thatsachen", welche sie nicht nur wahrscheinlich machten, sondern zur vollen Evidenz erhoben. War nicht der Buchhändler Guerin, welcher die Bekanntschaft Rousseau's mit Neaulme vermittelt, der auch den Vertrag mit Duchesne zu Stande gebracht und bei der Ausführung fortwährend die Hand im Spiele hatte, ein ergebener An-

hänger der Jesuiten? Gewiß hatten sie durch ihn die nöthige Einsicht in das Manuscript erlangt, und es mit seiner Hülfe möglich gemacht, den Druck aufzuhalten. Freilich hegte der Mann, unter dessen schützender Aegide das Unternehmen stand, keine Sympathien für sie. Von seinem Vater aber, dem Kanzler Malesherbes, war es bekannt, daß er zu ihren entschiedenen Verehrern gehörte. Die Besorgniß lag nahe, daß der Sohn sich durch ihn habe einschüchtern und bestimmen lassen, das Werk den Gegnern Preis zu geben. Hatte er doch selbst gelegentlich geäußert, daß der Abbé de Grave, welchen er mit der Aufsicht über den Druck betraut, ein Partisan der Jesuiten sei. Es fehlte dem Orden somit nicht an Mitteln und Wegen, um in gewohnter Weise, langsam und unvermerkt, seine unheilvollen Absichten durchzuführen. Allerdings mochte es fraglich erscheinen, ob er solche wirklich verfolge. Durfte er Rousseau auch nicht zu seinen Freunden zählen, so konnte er in ihm doch ebenso wenig einen erklärten Feind erblicken. Die Zuneigung, welche er ihm in jungen Jahren eingeflößt, hatte sich auch später nie ganz verleugnet, und vor wie nach standen einzelne seiner Mitglieder mit ihm in näherem Verkehre. Indeß wie cordial diese persönlichen Beziehungen auch waren, Rousseau glaubte zu bemerken, daß die frommen Väter ihm trotz des Anscheines vom Gegentheile nicht grade gewogen waren. Vermuthlich waren sie scharfsichtig genug, um einzusehen, daß seine religiösen Grundsätze sich mit ihren Maximen weniger vertrugen, und ihr Ansehen ernstlicher gefährdeten, als der fanatische Unglaube seiner schriftstellernden Collegen.

Wohl glaublich daher, daß sie die Gelegenheit, einen gefährlichen Gegner nicht nur unschädlich, sondern sich vielleicht gar dienstbar zu machen, nicht unbenutzt lassen würden. Freilich war doch andrerseits kaum anzunehmen, daß sie zu einer Zeit, wo sie, am Vorabende ihres Unterganges, alle zu Gebote stehende Kraft zu ihrer eigenen Vertheidigung verwenden mußten, sich um die Unterdrückung eines Buches bemühen sollten, in welchem von ihnen nur ganz beiläufig die Rede war. Rousseau verschloß sich dieser nahe liegenden Erwägung zwar nicht, aber sie machte ihn in seiner Ansicht keineswegs irre. Er wollte an die Gefahr, in welcher sich der Orden befand, nicht glauben, hielt vielmehr dafür, daß die darüber umlaufenden Gerüchte von ihm selbst verbreitet würden, um die Gegner einzuschläfern. Seine bisherigen Erfolge, welche sich nie verleugnet, gaben ihm eine so hohe Vorstellung von seiner Macht, daß er schon im Voraus die Demüthigung des Parlamentes, welches den Kampf gegen ihn aufgenommen, beklagte. Wußte er doch, daß Herr von Choiseul unter der Leitung der Jesuiten seine Studien gemacht hatte, daß die Pompadour mit ihnen auf keinem schlechten Fuße stand und

ihre Verbindung mit den Höflingen und Ministern den Einen wie den Anderen stets vortheilhaft erschienen war. Was konnten sie unter diesen Umständen zu fürchten haben, zumal sich der Hof allem Anscheine nach durchaus gleichgültig verhielt? Mochte das Parlament ihn immerhin mit aller Macht bekämpfen, es war nicht stark genug, den Bestand des Ordens irgendwie zu erschüttern. Rousseau sah in der Unthätigkeit des Hofes eine sichere Bürgschaft dafür, daß derselbe vollkommen ruhig und des Sieges gewiß sein durfte. Auch zweifelte er nicht, daß er in nächster Zeit Jansenismus, Parlament, Encyclopädisten, kurz Alles, was sich nicht unter sein Joch beugen wolle, vernichten werde. Stand es aber so, dann hing freilich auch das Schicksal des Emil von seinem Ermessen ab; er konnte das Buch nach Belieben entweder beseitigen, oder so umgestalten, daß es für ihn eine neue, durch den Namen des Verfassers höchst wirksame Waffe abgab.

Gewiß eine erschreckende Aussicht für einen Schriftsteller, dem nichts mehr am Herzen lag, als daß der Inhalt seiner Ueberzeugungen der Nachwelt treu und unverfälscht überliefert werde. Auch brachte sie Rousseau fast zur Verzweiflung, da sich trotz allen Nachdenkens kein Mittel finden wollte, dem drohenden Unheile in wirksamer Weise vorzubauen. Das Manuscript war einmal aus der Hand gegeben und, wie die Dinge standen, schwerlich wieder zu erlangen. Eine neue Abschrift anzufertigen, erforderte zu viel Zeit und Mühe, als daß er daran hätte denken können. War doch eben jetzt eine so bedenkliche Verschlimmerung seines Zustandes eingetreten, daß die kaum beschwichtigte Furcht vor einem nahen Tode von Neuem und in größerer Stärke wieder auflebte. Schien es aber unmöglich, das ganze Werk zu copiren, so konnte doch der Abschnitt, welcher die Darstellung seiner religiösen Ansichten enthielt, und wie seiner Meinung nach der wichtigste, so auch der am meisten bedrohte war, gegen die zu erwartende Fälschung sicher gestellt werden. Er ging daher sofort an die Arbeit. Die Besorgniß, daß es zu ihrer Vollendung an Zeit fehlen möchte, beflügelte die Feder; bald war die neue Reinschrift fertig und kam es nur noch darauf an, sie unbemerkt in zuverlässige Hände zu bringen. Wieder wandte sich sein Blick nach Genf, auf die beiden jungen Freunde, welche sich vor Kurzem erst bereit gezeigt, seinen letzten Willen zu erfüllen. Ihnen glaubte er auch jetzt das Manuscript und den Schutz seiner Ehre anvertrauen zu dürfen.

Doch kamen sie nicht in den Fall, der dringenden Aufforderung, welche er zu dem Ende an sie richtete, entsprechen zu müssen. Er konnte ihnen schon in einer Nachschrift mittheilen, daß „bei näherer Untersuchung Alles dazu beitrage, ihm einen unzeitigen Verdacht zu

benehmen". Es war den vereinten Bemühungen der Marschallin und des Censors gelungen, ihn zu überzeugen, daß er Gespenster gesehen, und einem absichtlichen Betruge zugeschrieben habe, was nur die Folge zufälliger Umstände gewesen. Kaum hatte er seinen Irrthum erkannt, als auch die unbegründete Beschuldigung Anderer in eine schonungslose Selbstanklage umschlug. „Seit sechs Wochen", schreibt er, „begehe ich nur Ungerechtigkeiten, ersinne ich nur Verleumdungen gegen zwei ehrenwerthe Männer, von welchen dem einen nur einige unfreiwillige Verzögerungen zur Last fallen, während der andere lediglich durch den edlen und selbstlosen Eifer im Unrechte ist, welchen ich mit dem Vorwurfe der Schurkerei vergolten habe". Er begreift nicht, „welche Verblendung, welche trübe Stimmung, die das furchtbare Leiden in der Einsamkeit hervorgerufen, ihn dieses Gewebe von Abscheulichkeiten zur Beschimpfung Anderer, wie zu seiner eigenen Schmach, hat erfinden lassen". Aber er weiß, „daß sein Benehmen keine Entschuldigung zuläßt, daß er sich durch dasselbe verächtlich gemacht und jeden Anspruch auf die Werthschätzung der Freunde verwirkt hat" [72]). — Vielleicht ging er in dieser Anklage ebenso zu weit, wie in dem Argwohne, welchen sie sühnen sollte. Gewiß lag den Betheiligten die Absicht fern, sein Werk den Gegnern zu überliefern; es gehörte in der That ein zeitweiliger Irrsinn dazu, um an die Realität einer Vision, wie sie ihm vorschwebte, zu glauben. Daß aber die Jesuiten und vermuthlich auch Andere, welche nicht blos durch eine unschuldige Neugierde geleitet wurden, während des Druckes Gelegenheit fanden, von dem Manuscripte Einsicht zu nehmen, läßt sich nicht leugnen. Auch scheint es uns kaum zweifelhaft, daß eben diese vorgängige Kenntniß den Sturm, welcher bald nach seinem Erscheinen über das Buch und seinen Verfasser hereinbrach, wenn nicht hervorrief, so doch beschleunigte.

Rousseau indeß kam, nachdem er seine Vermuthungen einmal aufgegeben hatte, für's Erste wenigstens, nicht mehr auf sie zurück. Schritt auch der wiederbeginnende Druck nicht viel schneller fort, als zuvor, so sah er die Ursache doch lediglich in dem Umstande, daß der Verleger, welcher bis dahin nur Kalender und Operntexte herauszugeben pflegte, dem Unternehmen nicht gewachsen sei, sowie in den unvermeidlichen Zögerungen, die das Hin- und Herschicken der einzelnen Bogen nach und von Amsterdam mit sich brachte. Auch ließ er sich am Ende ruhig gefallen, was er doch nicht zu ändern vermochte. Weniger gleichmüthig nahm er andere Hemmnisse auf, obgleich oder weil er sie längst vorhergesehen hatte. Die Censur bewies sich keineswegs so nachsichtig, wie nach den Versicherungen der Freundin und des Censors selbst zu erwarten stand. Sie hatte schon für die beiden ersten Bände, in welchen doch nur unverfängliche

Dinge zur Sprache kamen, zahlreiche Cartons verlangt. Wie sollte es erst mit den beiden letzten werden, die eine reiche Fülle von religiösen und politischen Ketzereien enthielten? Rousseau sah voraus, daß sie hier Ansprüche an ihn erheben würde, die er bei aller Gefügigkeit nicht befriedigen konnte, noch wollte. Er hielt es daher, um weiteren Unannehmlichkeiten zuvorzukommen, für rathsam, einen Compromiß in Vorschlag zu bringen. Da die erste Hälfte des Werkes bereits nahezu im Drucke vollendet ist, so wird er gern Alles thun, was ihre Veröffentlichung beschleunigen kann. Er ist bereit, sich jede Aenderung gefallen zu lassen, die etwa wünschenswerth erscheinen mag; man sage ihm nur genau und bestimmt, welche Stellen Bedenken erregen, und er wird sie sofort beseitigen. Denn er möchte nicht, daß irgend etwas stehen bliebe, woran man später Anstoß nehmen könnte. Ist er aber, was die ersten Bände betrifft, zu den weitgehendsten Zugeständnissen erbötig, so muß er solche dagegen für die letzten entschieden ablehnen. Diese sollen entweder so, wie sie sind, oder gar nicht erscheinen. Da aber, wie die Dinge einmal liegen, ein unveränderter Abdruck unmöglich ist, so dürfte es das Beste sein, in Bezug auf sie den Vertrag rückgängig zu machen. Man gebe ihm daher das betreffende Manuscript zurück; natürlich wird er seinerseits dann auch auf die entsprechende Quote des Honorars verzichten.[73])

Es läßt sich denken, daß dieser Vorschlag keinen Beifall fand. Indeß genügte es nicht, ihn zurückzuweisen; man mußte vielmehr die Besorgnisse zerstreuen, welche ihn eingegeben hatten. Auch gelang das Malesherbes, als er in dieser Absicht den unmuthigen Freund aufsuchte, leicht genug. Rousseau war vollkommen beruhigt, als er die Versicherung erhielt, daß die zweite Hälfte des Werkes zuerst in Holland gedruckt werden solle, die Behörde also keine weiteren Ansprüche an seine Nachgiebigkeit machen werde. Freilich merkte er bald, daß man nicht daran dachte, von dem bisherigen Verfahren abzugehen. In der That wurde in Paris ruhig weiter gedruckt, und sollte es eben nur den Anschein haben, als ob die hier angefertigte Ausgabe der holländischen nachgebildet werde, während sie in Wahrheit vor wie nach die erste und maßgebende blieb. Doch konnte dieses Qui pro quo den Verfasser nicht sonderlich kümmern. Mochte der Censor es selbst verantworten, wenn er die Censur hinter's Licht führte. Ihm war es sehr recht, daß er keine Aenderungen mehr vorzunehmen brauchte, und der Druck fortan ohne Aufenthalt seiner Vollendung zugeführt wurde. Schon glaubte er sich jeder weiteren Sorge entschlagen zu dürfen, als noch im letzten Augenblicke ein neuer Zwischenfall neue Unruhe brachte. Er erfuhr, daß man sein Werk in Paris heimlich nachgedruckt und die Absicht

habe, diesen Nachdruck der rechtmäßigen Ausgabe auf dem Fuße folgen zu lassen. Geschah das, so war allerdings zu befürchten, daß der Verleger nicht nur um den gehofften Gewinn, sondern zu erheblichem Schaden kommen werde. Ueberdies, mochte er selbst sich auch keiner Indiscretion bewußt sein, er konnte doch dem Verdachte nicht ganz entgehen, daß der Betrug durch seine Schuld möglich geworden. Natürlich bot er Alles auf, um die Ausführung desselben zu verhindern. Auch hatten seine Bemühungen den gewünschten Erfolg;[74]) der Pariser Nachdruck wurde inhibirt, und ließ sich auch nicht hindern, daß in den Provinzialstädten, namentlich in Lyon, bald unbefugte Ausgaben umliefen, sie mußten doch heimlich colportirt werden und konnten dem raschen Absatze der berechtigten Exemplare keinen Eintrag thun. Rousseau durfte sich endlich sagen, daß die langweilige Angelegenheit, welche ihm so manchen Verdruß bereitet, erledigt sei.

Er freute sich deß um so mehr, da gleichzeitig mit dem Emil auch die zweite Schrift, welche er noch zu veröffentlichen wünschte, die Presse verließ. Er hatte das Manuscript des Contrat social, nachdem es druckfertig geworden, an seinen bisherigen Verleger Rey geschickt, und dieser sich alsbald bereit erklärt, die Herausgabe desselben gegen das verlangte Honorar von tausend Franken zu übernehmen. Da die Schrift für Frankreich weder bestimmt, noch geeignet war, so sprach Rousseau mit Niemandem darüber. Selbst die nächsten Genfer Freunde erfuhren von ihrem Dasein erst, als die Veröffentlichung schon in nächster Zeit zu erwarten stand. Freilich konnte das Geheimniß doch nicht völlig bewahrt werden; ein wunderlicher Zufall wollte, daß dasselbe wenigstens e i n e n Mitwisser erhielt. Es traf sich, daß dem Kaplane der holländischen Gesandtschaft, welchem Rousseau der größeren Sicherheit wegen das Manuscript zur Besorgung an Rey übergeben hatte, das kleine wohlversiegelte Paquet grade in dem Augenblicke aus der Tasche fiel, als er die Barrière passirte. Die Beamten der Mauth mochten hinter der papiernen Umhüllung Contrebande wittern; sie nahmen das Paquet an sich, öffneten und untersuchten es, und gaben es erst wieder zurück, als es im Namen des Gesandten reklamirt wurde. Der Kaplan aber konnte, da die Blätter nun einmal offen vor ihm lagen, der Versuchung nicht widerstehen, einen Blick hinein zu werfen. Die Lektüre fesselte ihn so, daß er sie nicht abschickte, bevor er sie sämmtlich durchgelesen. Auch war er naiv genug, sein Vergehen offen zu bekennen, wobei er natürlich voraussetzte, daß seine Erzählung von den begleitenden Umständen unbedingten Glauben finden werde. Rousseau hegte indeß seine bescheidenen Zweifel und war wohl nicht

ohne Grund der Meinung, daß der Verschwiegenheit des Mannes ebenso wenig zu trauen sei, wie seiner Neugierde. Jedenfalls kannte man den Inhalt des Contrat schon hin und wieder, als derselbe im Frühjahre 1762 an's Licht trat.

Wie es scheint, war die Censurbehörde Anfangs ungewiß, ob sie die kleine, aber inhaltreiche Schrift in Frankreich zulassen solle oder nicht. Rey, welcher die Erlaubniß, sie einzuführen, nachsuchte, erhielt keine Antwort. Er schickte dann in der Hoffnung, daß inzwischen ein günstiger Bescheid erfolgen werde, die für Frankreich bestimmten Exemplare auf dem Seewege ab. Ihr Schicksal blieb längere Zeit unbekannt, so daß Rousseau schon besorgte, die feindlichen Engländer möchten die Sendung aufgefangen und mit sich genommen haben. Indeß erfuhr er endlich, daß sie zwar in Rouen angekommen sei, aber von den dortigen Zollbeamten festgehalten werde. Auch vergingen mehrere Monate, bevor es dem Verleger gelang, die Rückgabe der confiscirten Ballen zu bewirken. Mehr freilich ließ sich nicht erreichen; der Debit des Werkes wurde nicht gestattet, vielmehr erfolgte Ende Mai ein förmliches Verbot desselben. — Daß die französische Regierung eine solche Maßregel für angemessen hielt, konnte nicht füglich überraschen. Es wäre im Gegentheile sehr zu verwundern gewesen, wenn sie dieselbe nicht getroffen hätte. Zwar konnte Niemand die gewaltige Wirkung vorhersehen, welche dieses „Evangelium der reinen Demokratie“ wenige Decennien später haben sollte. Doch verstand es sich von selbst, daß das Gouvernement nicht die Verbreitung von Grundsätzen autorisiren durfte, die den Prinzipien der bestehenden Staatsordnung geradezu widersprachen. — Auffallender war, daß die Schrift auch in Genf auf Hindernisse stieß, obgleich sie im Grunde nur in theoretischer Form aussprach, was dort in praktischer Geltung stand. Allerdings stimmte diese Praxis mit der reinen Theorie in mancher Beziehung nicht mehr überein, und mochte es die gegenwärtigen Machthaber in ernste Verlegenheit bringen, wenn die Schärfe und Klarheit der einen die Mängel der anderen, auch ohne grade darauf auszugehen, in's Licht stellte. Die Aristokratie, welcher Rousseau vor jeder anderen Regierungsform laut den Vorzug gab, war doch eine wesentlich andere als die, welche damals in seiner Vaterstadt angestrebt wurde. Ueberdies wußte er nicht, daß man hier weder geneigt, noch auch vielleicht in der Lage war, die Rücksichten außer Acht zu lassen, welche der mächtige Nachbarstaat in Anspruch nahm. Wenn Rey in Genf keine Exemplare des Werkes absetzen, keinen Buchhändler finden konnte, der sich mit ihrem Vertriebe befassen wollte, so maß er die Schuld vorzugsweise der eifersüchtigen Antipathie seiner Landsleute und den Umtrieben seiner persönlichen Gegner bei.[75])

Natürlich fehlte es nicht an Neugierigen, die sich das Buch trotz des Verbotes zu verschaffen wußten. Doch ihre Zahl war beschränkt, und das Interesse, welches sie ihm zuwandten, nicht grade lebhaft. Selten ist wohl eine Schrift, die in späterer Zeit so viel von sich reden machte, bei ihrem Erscheinen so wenig besprochen worden. Lag das zum Theil an dem Umstande, daß sie nicht öffentlich discutirt werden durfte, so trug doch auch ihr abstrakter Inhalt und die dogmatische Form, in welcher er vorgetragen wurde, wesentlich dazu bei. — Anders stand es mit dem Emil, der durch Stoff und Darstellung gleichsehr die allgemeinste Theilnahme herauszufordern schien. Dennoch fand auch er beim größeren Publikum eine ziemlich kühle Aufnahme; wenigstens war von dem lauten Beifalle, mit welchem die früheren Schriften, vor Allem die Neue Heloise, begrüßt worden, dies Mal nichts zu hören. Rousseau mußte sich mit der geräuschlosen Anerkennung begnügen, welche ihm und seinem Werke privatim gezollt wurde. Freilich sprach sich dieselbe so warm und unumwunden aus, sie kam von so competenten Beurtheilern, daß sie ihm für die lärmenden Acclamationen der Menge einen mehr als genügenden Ersatz bot. Wenn ihm Mad. de Boufflers versicherte, daß „der Verfasser dieses Buches Statuen verdiene, und auf die Huldigung der ganzen Menschheit Anspruch habe“, so mochte dieser Ausspruch etwas überschwänglich erscheinen, wiewohl die Folgezeit ihn bestätigt hat. Mehr Gewicht war auf das Urtheil d'Alembert's zu legen, der keinen Anstand nahm, zu erklären, daß „diese Schrift die Ueberlegenheit ihres Verfassers außer Frage, und ihn an die Spitze aller Autoren stelle“. Gleich lobend äußerten sich Duclos, La Condamine und Andere; Clairaut z. B., der berühmte Mathematiker, gestand offen, daß „die Lektüre des Emil sein altes Herz von Neuem erwärmt habe“. Noch konnte Rousseau den stillen, aber wirksamen und nachhaltigen Antheil nicht ahnen, welchen seine Schrift in den weitesten Kreisen des In- und Auslandes finden sollte. Wohl aber durfte er schon jetzt, nachdem er die beifälligen Stimmen solcher Männer gehört, die Ueberzeugung hegen, daß er sich nicht geirrt habe, wenn er den Emil für das beste und bedeutendste seiner Werke gehalten. Gewiß gab es, falls er einmal entschlossen war, die literarische Laufbahn zu verlassen, keine Leistung, mit der er sie in würdigerer Weise hätte beschließen mögen.

Die Aussicht aber, fortan auf seinen Lorbeeren zu ruhen, war für ihn um so erfreulicher, da ihrer Verwirklichung anscheinend nichts mehr im Wege stand. Die drei Werke, welche er in letzter Zeit veröffentlicht, hatten eine nicht unerhebliche Summe eingetragen, die durch das Honorar für einige andere, bereits druckfertige, oder doch

leicht zu vollendende Schriften von geringerer Bedeutung noch vermehrt werden konnte. Er durfte hoffen, so ein Capital von acht- bis zehntausend Franken zusammen zu bringen, welches, zweckmäßig angelegt, zur Befriedigung seiner mäßigen Bedürfnisse, zumal wenn er in einer kleineren Provinzialstadt seinen Wohnsitz aufschlug, auszureichen versprach. Erhielt er doch grade jetzt einen unerwarteten Zuschuß, der künftig einen Theil seiner Ausgaben decken konnte. Sein Verleger Rey hatte ihm schon früher wiederholt gestanden, daß er ihm sein Vermögen verdanke, und sich zugleich aus einer, bei Leuten seines Standes seltenen Dankbarkeit erboten, ihm einen Theil desselben abzutreten. Rousseau wies solche Anträge, wie ehrenwerth sie auch waren, natürlich zurück; Rey aber fand einen Ausweg, auf welchem er ihm wenigstens indirekt seine Erkenntlichkeit beweisen konnte. Ohne irgendwie etwas davon verlauten zu lassen, setzte er ganz auf eigenen Antrieb Theresen eine jährliche Leibrente von dreihundert Franken aus. Gewiß ein seltenes Geschenk, zumal es in einer so anspruchslosen Weise geboten wurde. Auch glaubte Rousseau die Annahme trotz der ängstlichen Vorsicht, mit welcher er jede pekuniäre Unterstützung fern zu halten suchte, nicht verweigern zu dürfen.

So in Betreff seiner ökonomischen Lage beruhigt, wurde er gleichzeitig auch der ernsten Besorgnisse entledigt, welche sein leidender Zustand ihm bis dahin eingeflößt hatte. Wir sagten schon, daß er seit längerer Zeit jeden ärztlichen Beistand entschieden von der Hand gewiesen, und sich auch durch die heftigsten Schmerzen nicht bestimmen ließ, zu ihm seine Zuflucht zu nehmen. Ueberzeugt, daß die Krankheit unheilbar sei, schien es ihm gerathen, „der Last und Gene aus dem Wege zu gehen, welche die Leichtgläubigkeit der Patienten und die Charlatanerie der Aerzte mit sich bringen“. Er mochte „der Abhängigkeit von der Natur nicht das Joch dieser Herren hinzufügen, welche, was sie auch thun mögen, außer Stande sind, von der Herrschaft der Nothwendigkeit zu befreien“. Alle Bemühungen der Freunde, ihn von seinem Entschlusse abzubringen, waren erfolglos; selbst die Marschallin wurde, als sie ihn umzustimmen suchte, ziemlich scharf zurückgewiesen. Was sie aber nicht durchzusetzen vermochte, gelang ihrem Gemahle, welcher bei den täglichen Besuchen, die er Rousseau in Zeiten, wo dieser selbst nicht ausgehen konnte, zu machen pflegte, in seinen Bitten und Vorstellungen nicht nachließ, bis der Patient sich bereit erklärte, einen damals berühmten Chirurgen, den Bruder Côme aus dem Orden der Feuillans, zu Rathe zu ziehen. Die sorgfältige Untersuchung, welche dieser geschickte Operateur vornahm, ergab, daß die gefürchtete Steinkrankheit, an welcher Rousseau zu leiden glaubte, nicht vorhanden, vielmehr das Uebel so geartet

sei, daß es zwar viele Schmerzen, aber durchaus keine Lebensgefahr erwarten lasse[76]). War nun auch die Aussicht, „lange zu leben und viel zu leiden", nicht grade erbaulich, so beseitigte sie doch die beängstigenden Gedanken an einen nahen Tod, welche bisher dem Genusse der Gegenwart so oft störend entgegengetreten waren.

Die sichere Erwartung eines längeren Lebens aber gab der Wahl des künftiges Wohnortes eine erhöhte Wichtigkeit. Rousseau selbst dachte an die Touraine, wo er bereits gewesen war, und es ihm des milden Klima's, wie der freundlichen Bewohner wegen, sehr gefallen hatte. Der Marschall indeß, welchem er seine Absicht, dorthin überzusiedeln, mittheilte, rieth ihm ab. Er mochte glauben, daß der Aufenthalt in einer so fern gelegenen Provinz, welcher dem Freunde allen geistigen und gesellschaftlichen Verkehr zu rauben, ihn vollständig zu isoliren drohte, auf Stimmung und Befinden desselben nachtheilig einwirken werde. Auch war es ihm schwerlich recht, wenn durch die weite Entfernung der persönliche Umgang mit ihm aufgehoben, oder auf seltene Besuche beschränkt wurde. Er brachte ein anderes Asyl in Vorschlag, welches den Anforderungen der Lage besser zu entsprechen schien. Das seiner Gemahlin gehörige Schloß Merlon, etwa funfzehn Stunden von Paris entfernt, hielt nicht nur die Verbindung mit der Hauptstadt offen, es stellte auch die mit seinen Eigenthümern sicher. Rousseau, dem dieser Antrag keineswegs mißfiel, ging um so lieber auf ihn ein, da ihn das herzliche Wohlwollen des Marschalls mit dankbarer Rührung erfüllte. Es fragte sich nur, ob der Ort und seine Umgebung ihm zusagen würden. Man beschloß deshalb, ihn näher in Augenschein zu nehmen. Schon war der Tag bestimmt, an welchem diese Inspektion stattfinden sollte, als plötzlich Umstände eintraten, die allen auf die Begründung einer ruhigen Zukunft gerichteten Plänen ein gewaltsames Ende machten.

Rousseau war weit entfernt, das Unwetter vorauszusehen, welches sich über seinem Haupte zusammenzog. Zwar hatten einzelne seiner Freunde schon zur Zeit, als der Emil sich noch unter der Presse befand, mit besorgter Miene auf die Gefahren hingewiesen, welche der Druck dieses Werkes in Frankreich nach sich ziehen werde. Doch war ihm die Unruhe, welche sie an den Tag legten, sehr überflüssig, und die vorsichtige, geheimnißvolle Weise, in der sie von der Sache sprachen, fast lächerlich erschienen. Was konnte er auch, wie die Dinge lagen, zu fürchten haben? Stets bemüht, jedem Konflikte mit den bestehenden Gesetzen auszuweichen, befand er sich jetzt mit ihnen

in vollster Uebereinstimmung. Hatten Andere ohne, ja gegen seinen Willen, etwas unternommen, was er selbst für bedenklich gehalten, so mochten sie es verantworten. Ihr Ansehen und ihr Einfluß waren jedenfalls groß genug, um alle Angriffe und Beschwerden, die ihr Vergehen vielleicht zur Folge hatte, unwirksam zu machen. Ueberzeugt, daß sein Werk sich nicht blos des Schutzes der zuständigen Behörde, sondern auch der Gunst des Ministeriums erfreue, überließ er sich dem behaglichen Gefühle einer zweifellosen Sicherheit. Wohl fiel es ihm auf, daß Malesherbes kurz vor dem Erscheinen des Buches durch den Marschall alle Briefe zurückforderte, die er in Bezug auf dasselbe geschrieben hatte. Doch das große Vertrauen, welches er in die beiden Männer setzte, gestattete ihm nicht, in diesem ungewöhnlichen Schritte einen Grund zur Beunruhigung zu finden. Es störte ihn ebensowenig, als er erfuhr, daß Herr de Blaire, Rath beim Parlamente, nach der Lektüre des Emil geäußert: „ein sehr schönes Buch, von welchem aber bald mehr gesprochen werden wird, als für den Verfasser wünschenswerth sein dürfte“. Nicht lange indeß, und die belächelte Prophezeiung begann in Erfüllung zu gehen [77].

Schon ließ sich das dumpfe Brausen vernehmen, welches dem Sturme vorausgeht, und wer etwas schärfer blickte, sah wohl, daß die drohende Wetterwolke sich demnächst entladen werde. Die Ansicht wurde laut und mit Geschick verbreitet, daß man zu einer Zeit, wo man im Begriffe stehe, gegen die Jesuiten energisch einzuschreiten, den Büchern und Schriftstellern, welche die Religion angriffen, keine parteiische Nachsicht erweisen dürfe. Zugleich fing man an, Rousseau einen Vorwurf daraus zu machen, daß er dem anstößigen Werke seinen Namen vorgesetzt habe; diese Unbesonnenheit werde zu Maßregeln führen, zu welchen man sich zwar nur ungern entschließe, die aber unter den gegebenen Verhältnissen kaum zu vermeiden sein möchten. Bedenklicher klang es, wenn in Kreisen, die dem Parlamente nahe standen, ganz offen gesagt wurde, es genüge nicht mehr, die Schriften zu verbrennen, man müsse auch die Verfasser den Flammen überliefern. Indeß machten diese Drohworte auf Rousseau keinen größeren Eindruck, wie die zahlreichen Warnungen, welche ihm von befreundeter Seite zugingen. Er begriff nicht, daß man seinetwegen Besorgnisse hegen könne, zu welchen er selbst nicht den mindesten Grund sah. Erst als ihm der Marschall in einer gelegentlichen Unterredung zu verstehen gab, daß Herr von Choiseul eine Stelle im Contrat social, die nach der Meinung des Verfassers für den Minister nur schmeichelhaft sein konnte, übel vermerkt habe, begann er einzusehen, daß etwas gegen ihn im Werke sei. Doch auch jetzt ließ er sich in seiner Zuversicht nicht irre machen. Wollte man ihn

selbst fassen, so mußte man zuvor seine mächtigen Beschützer zur Seite schieben, und das schien unmöglich. Zeigte sich die Marschallin doch so ruhig und heiter, so unbefangen und frei von jeder ängstlichen Sorge; sie war ohne Zweifel ihrer Sache sicher. Allerdings durfte es auffallen, daß sie gar nichts sagte, doch erklärte sich dies wohl eben daraus, daß die Lage der Dinge ihr nicht die geringste Besorgniß erregte.

Nicht so selbstgewiß trat freilich ihre Freundin, Mad. de Boufflers, auf. Versicherte sie auch, daß selbst der Prinz Conti Alles aufbiete, um den drohenden Schlag abzuwehren, so deutete sie doch zugleich an, daß seine Bemühungen schwerlich den gewünschten Erfolg haben würden. Es liege dem Parlamente zu viel daran, den Jesuiten grade jetzt, wo es sie auf Tod und Leben bekämpfe, keine Waffe gegen sich in die Hand zu geben. Sie fügte dann noch hinzu, daß es vielleicht das Beste wäre, seinen Maßnahmen durch eine zeitweilige Entfernung zuvorzukommen. Rousseau möge nach England gehen, wo man ihn mit offenen Armen empfangen, und namentlich ihr alter Freund, der berühmte David Hume, sich seiner annehmen werde. Als sie aber bemerkte, daß er nicht geneigt schien, diesem Rathe zu folgen, trat sie mit einer anderen Auskunft hervor, welche allerdings seltsam genug, doch damals in solchen Fällen nicht ungewöhnlich war. Wollte man Jemanden dem ordentlichen Richter entziehen, so schickte man ihn auf Grund einer Lettre de cachet für einige Zeit in die Bastille oder irgend ein anderes Staatsgefängniß. So lange er hier verweilte, befand er sich außerhalb des Bereichs der gewöhnlichen Tribunale; selbst das Parlament wagte nicht, seine Competenz auf die eigentlichen Staatsgefangenen auszudehnen. Rousseau war daher vor ihm und seinen etwaigen Dekreten vollkommen sicher, wenn er sich entschließen konnte, für einige Wochen seine Wohnung hinter Schloß und Riegel zu nehmen. Auch hatte er selbst gegen diese sonderbare „Gnade“, vorausgesetzt, daß sie nicht in seinem Namen nachgesucht werde, nichts einzuwenden. Indeß kam weder Mad. de Boufflers auf ihren Vorschlag zurück, noch wurde er von anderer Seite erneuert; man ließ ihn, scheint es, fallen, weil man fürchtete, daß Rousseau bei seiner Kränklichkeit den Aufenthalt in der Bastille nicht ohne Nachtheil werde ertragen können.

Inzwischen wurden die Anzeichen, welche auf den nahen Eintritt der Katastrophe hindeuteten, immer drohender. Schon erhielt der Marschall die Nachricht, daß das Parlament gegen seinen Schützling mit der äußersten Strenge vorgehen, und an einem bestimmten Tage dessen Verhaftung beschließen werde. Rousseau aber blieb vor wie nach bei der Ansicht, daß er nichts zu fürchten habe. Es schien ihm kaum zweifelhaft, daß die beunruhigenden Gerüchte, welche ihm

und seinen Freunden zu Ohren kamen, von seinen Gegnern, in's Besondere von der Holbach'schen Coterie, in Umlauf gesetzt würden, um ihn durch eine voreilige Flucht zu compromittiren. Wenn er irgend eine Besorgniß hegte, so war es nicht für sich selbst, sondern für den Verleger, welcher vermuthlich, falls man überhaupt eine Verfolgung beabsichtige, statt des Verfassers werde büßen müssen. Jedenfalls hielt er es für unglaublich, daß das Parlament, stets sorgsam bemüht, die gesetzlichen Formen zu beobachten, seine Verhaftung aussprechen werde, ohne zuvor die juridische Gewißheit erlangt zu haben, daß er das anstößige Werk als das seinige anerkenne, und in der That der Verfasser desselben sei. Diese Zuversicht wurde auch dann nicht erschüttert, als ihm Guy, der Associe Duchesne's, meldete, er habe selbst auf dem Büreau des Generalprokurators das Brouillon der Anklageschrift gesehen. Es war doch gar zu naiv, daß man ihm zumuthete, so etwas zu glauben. Der Drucker des incriminirten Werkes war, selbst vollkommen ruhig und unbesorgt, in der Lage, dem Verfasser aus reiner Nächstenliebe diese Mittheilung zu machen; er hatte sogar die Papiere des Beamten, welchem er einen zufälligen Besuch abgestattet, durchlesen dürfen. Mochten Andere seine Angaben immerhin bestätigen, sie waren „so absurd, daß nur ein Narr sie für wahr halten konnte“[78]).

Rousseau wollte dieser leichtgläubige Thor nicht sein. Zwar sagte er sich, daß hinter all den besorgten Mienen und Aeußerungen irgend ein Geheimniß stecke, in welches man ihn nicht einweihen wolle. Doch war er weit entfernt, etwas Schlimmes zu befürchten, und jedenfalls entschlossen, den Ausgang ruhig abzuwarten. Auch kam es ihm nicht in den Sinn, sich gegen die angekündigte Verhaftung irgendwie sicher zu stellen; er ging, wie bisher, täglich im Schlosse ein und aus, und machte vor wie nach seine gewohnten Spaziergänge. Ein Ausflug dieser Art, den er am Nachmittage des achten Juni in Gesellschaft einiger Väter vom Oratorium unternahm, lief ungewöhnlich heiter ab. Man führte einen kleinen Imbiß bei sich, den man im Freien zu verzehren gedachte, hatte aber in der Eile die Gläser vergessen. Sie wurden durch Getreidehalme ersetzt, mittelst deren man, nach Weise der Kinder, den edlen Trank aus der Flasche einschlürfte, wobei dann Jeder, um es dem Anderen zuvor zu thun, bestrebt war, möglichst breite Rohre zu wählen. Natürlich rief dieser komische Wetteifer eine heitere Stimmung hervor; man lachte und scherzte; Rousseau „war Zeit seines Lebens nicht so munter gewesen“. Nach Hause zurückgekehrt, hielt die Aufregung ihn länger, als gewöhnlich wach. Er setzte daher die Lektüre der Bibel, welche seine schlaflosen Stunden auszufüllen pflegte, tief in die Nacht hinein fort. Eben hatte er das Buch weggelegt und sich einem träumeri-

schen Halbschlummer überlassen, als er durch Geräusch und Licht wieder aufgeweckt wurde. Es war der vertraute Kammerdiener der Marschallin, welcher ihm, mit einigen Zeilen von ihrer Hand, einen Brief überreichte, den ihr der Prinz Conti soeben durch einen Eilboten zugesandt hatte. „Die Gährung", so meldete derselbe, „ist außerordentlich groß. Nichts kann den Schlag abwenden; der Hof fordert, das Parlament will ihn; man wird morgen um sieben Uhr seine Verhaftung aussprechen, und sofort Maßregeln treffen, um sich seiner Person zu bemächtigen. Ich habe indeß durchgesetzt, daß man ihn nicht verfolgen wird, wenn er sich entfernen will; beharrt er aber darauf, sich ergreifen zu lassen, so wird er ergriffen werden". Diese Mittheilung lautete so bestimmt, daß die dringende Bitte der Marschallin, sofort zu ihr zu kommen, um über die weiteren Schritte zu berathen, nicht füglich abgewiesen werden konnte. Rousseau stand trotz der späten Stunde alsbald auf, und begab sich schleunigst zum Schlosse.

Hier fand er die Freundin, welche bisher ihre ruhige Haltung unverändert bewahrt hatte, zum ersten Male in einiger Aufregung. Ihre Unruhe machte um so tieferen Eindruck, da er sich selbst in diesem Augenblicke der Ueberraschung, mitten in der Nacht, einer gewissen Bewegung nicht erwehren konnte. Kaum hatte er sie gesehen, als er sich selbst vergaß, und nur noch an sie und die traurige Rolle dachte, welche sie spielen würde, wenn er sich festnehmen ließe. Zwar war er für diesen Fall entschlossen, bei einem etwaigen Verhöre Alles zu vermeiden, was sie blosstellen könnte. Mad. de Boufflers aber, welcher er das, als sie diese Seite der Sache gelegentlich hervorhob, schon früher versprochen, hatte entgegnet, daß ein solcher Entschluß leichter zu fassen, als auszuführen sei. Er mußte gestehen, daß sie bei seiner Sinnesweise nicht so Unrecht habe. Ohne Zweifel besaß er den Muth, die Wahrheit unter allen Umständen offen zu bekennen. Dagegen durfte er nicht ebenso sicher sein, daß er sie erforderlichen Falls auch werde verschweigen können. Er hatte zu oft erfahren, wie wenig er selbst in der gewöhnlichen Unterhaltung im Stande war, zur rechten Zeit das rechte Wort zu finden. Wie mochte er erwarten, daß ihm den Kreuz- und Querfragen eines Inquirenten gegenüber die nöthige Geistesgegenwart zu Gebote stehen würde? Im Gegentheile lag die Besorgniß sehr nahe, daß ihm trotz aller Vorsicht und Zurückhaltung die eine oder andere compromittirende Aeußerung entschlüpfen werde. Gewiß war es für die Freundin besser, gab es ihr eine größere Sicherheit, wenn er dem in Aussicht stehenden peinlichen Verhöre aus dem Wege ging. Freilich konnte er dasselbe nur dadurch vermeiden, daß er sich entweder verbarg, oder heimlich entfloh. Und Beides war ihm gleich widerwärtig. Seiner

Unschuld sich bewußt, wollte er auch den Verdacht der Schuld nicht auf sich laden; überzeugt, daß er im Rechte sei, mochte er nicht das stillschweigende Geständniß ablegen, daß er sich im Unrechte befinde. Er hatte es gewagt, unverholen auszusprechen, was er als wahr und heilsam erkannt; es war seine Pflicht, den Inhalt seiner Ueberzeugungen nun, wo er ihretwegen zur Verantwortung gezogen wurde, furchtlos zu vertreten. Stand auch kaum zu hoffen, daß er mit seiner Rechtfertigung durchdringen, vielmehr ernstlich zu besorgen, daß sie ihn einer noch rücksichtsloseren Verfolgung aussetzen werde, was lag daran? Hatte er dann doch der Wahrheit Zeugniß gegeben, seine Ehre gewahrt, und den Ruhm seines Namens bei der Mit- und Nachwelt sicher gestellt.

Es waren, wie man sieht, sehr ehrenwerthe und gewichtige Motive, aus welchen er jeden Vorschlag zur Flucht bisher entschieden zurückgewiesen hatte. Sie verloren aber sofort ihre Kraft, als er in das besorgte Antlitz der Freundin blickte, und die ängstliche Unruhe gewahrte, von welcher sie ergriffen schien. Der Gedanke, daß er sie, die sich stets so wohlwollend gegen ihn erwiesen, vielleicht in Ungelegenheiten bringen werde, schreckte ihn so, daß er sich augenblicklich entschloß, „seinen Ruhm ihrer Ruhe zu opfern, und für sie zu thun, was er für sich selbst nie gethan haben würde“. Ohne erst ihre etwaige Aufforderung abzuwarten, erklärte er ihr, daß er sich für die Flucht entschieden habe. Ob sie nun den wahren Beweggrund seiner Sinnesänderung verkannte, oder durch eine andere Ursache zum Schweigen bestimmt wurde, sie äußerte keine Sylbe, aus welcher er hätte abnehmen können, daß sie seine Bereitwilligkeit zu würdigen wisse. Natürlich fühlte er sich durch diese anscheinende Kälte verletzt, und schon war er nahe daran, sein Versprechen zu widerrufen, als der Marschall und Mad. Boufflers eintraten und „das thaten, was die Marschallin hätte thun sollen“. Ihre Schmeicheleien und Artigkeiten verfehlten die gewohnte Wirkung nicht; er scheute sich, das gegebene Wort zurückzunehmen, und es handelte sich fortan nur noch darum, Zeit und Ziel der Reise festzustellen. Der Marschall rieth, einige Tage bei ihm oder im Pariser Temple zu verweilen; man werde sich so in aller Ruhe nach einem geeigneten Zufluchtsorte umsehen können. Rousseau indeß, dem es widerstrebte, sich irgendwie zu verstecken, bestand darauf, noch an demselben Tage abzureisen.

In Betreff des Wohin war sein Entschluß bald gefaßt. Es begreift sich, daß er zunächst daran dachte, sich nach Genf zurückzuziehen. Er hatte die lang gehegte Absicht, dorthin überzusiedeln, zwar oft genug verleugnet, aber nie ganz aufgegeben. Nun schien der Augenblick gekommen, sie endlich zur Ausführung zu bringen. Indeß erhoben sich auch jetzt gewichtige Bedenken. Es war doch keineswegs

gewiß, daß er in seiner Heimath die Ruhe finden werde, deren er in seiner Lage vor Allem bedurfte. Wie die Dinge dort lagen, konnte mit Recht befürchtet werden, daß man sich, theils aus persönlicher Antipathie, theils aus Connivenz gegen die Regierung des Nachbarlandes, den Maßregeln derselben anschließen werde. Ging man aber auch nicht so weit, er mochte sich nicht aufdrängen, wo er vielleicht nicht gern gesehen wurde. Ueberzeugt, daß seine Vaterstadt ihm als einem ihrer besten Bürger zu Dank verpflichtet und eine ehrenvolle Aufnahme schuldig sei, verletzte es sein Selbstgefühl, sie als verbannter Flüchtling um ein Asyl zu bitten, welches sie ihm möglicherweise nur widerwillig zugestand, oder am Ende gar verweigerte. Er hielt es daher für das Beste, sich vorläufig nicht nach Genf, sondern nur in dessen Nähe zu begeben, um hier abzuwarten, wie man sich dort ihm gegenüber verhalten werde.

Noch blieben bis zur Abreise, die im Laufe des Nachmittags erfolgen sollte, einige Stunden übrig. Rousseau benutzte sie, um die Papiere zu ordnen und auszuwählen, welche er mit sich zu nehmen gedachte. Nachdem er dann von Therese, die vorläufig zurückbleiben mußte, wie von der Freundin herzlichen Abschied genommen, wurde er vom Marschalle zu dem Wagen geleitet, welcher ihn am Ausgange des Parkes erwartete. Schweigend schritten die beiden Männer durch den Garten dahin; stumm war auch die Umarmung, mit welcher sie von einander schieden. Rousseau gesteht, daß er selten einen herberen Schmerz empfunden habe, als im Augenblicke dieser Trennung. Konnte er sich doch ebensowenig, wie der Marschall, der sicheren Ahnung erwehren, daß sie sich nicht mehr wiedersehen würden. — Uebrigens war es hohe Zeit, daß er sich auf den Weg machte. Das Parlament hatte gegen Mittag wirklich den Haftbefehl erlassen, welchen der Prinz Conti für den Morgen in Aussicht gestellt, und sofort seine Huissiers abgeschickt, um ihn zu vollziehen. Daß dieselben ihren Auftrag ausgeführt haben würden, wenn sie Rousseau noch in seiner Wohnung angetroffen hätten, unterliegt keinem Zweifel. Freilich war er selbst in späterer Zeit der Ansicht, daß die Verfolgung nur eine Komödie gewesen, die von seinen geheimen Feinden in Scene gesetzt worden, um ihn aus Frankreich zu vertreiben. Doch darin irrte er sich; es war dem hohen Gerichtshofe mit den Maßregeln, welche er gegen ihn und sein Werk traf, voller Ernst.

Nicht als ob er die religiösen und politischen Grundsätze, welche in demselben verfochten wurden, für besonders strafbar gehalten hätte. Mochten sie auch bei einzelnen Mitgliedern Anstoß erregen, wie denn namentlich die strengen Jansenisten sich durch die Angriffe auf das positive Christenthum tief verletzt fühlen mußten, die große Mehrzahl theilte sie entweder, oder verhielt sich gleichgültig gegen

sie. Für sie war in der That lediglich der Gesichtspunkt maßgebend, welchen man in der Umgebung Rousseau's gleich Anfangs hervorgehoben hatte. Es galt, in eklatanter Weise darzuthun, daß, wenn man die Jesuiten mit aller Entschiedenheit bekämpfe, dies nicht aus Gleichgültigkeit oder gar aus Feindschaft gegen die Religion geschehe. Eine solche Bewährung des religiösen Sinnes schien um so mehr geboten, da der Orden es sich angelegen sein ließ, seine Gegner mit den Feinden des Glaubens zu identifiziren. Noch war der große Einfluß, welchen er bis dahin auf alle Klassen der Gesellschaft ausgeübt, keineswegs gebrochen; ein Theil des Hofes, vor Allem der König, stand auf seiner Seite; man mußte sich hüten, ihm irgend eine Waffe in die Hand zu geben, und durfte nichts versäumen, was zur Schwächung seines Ansehens beitragen konnte. Gewiß wurde seine Behauptung, daß er der alleinige, oder doch der vornehmste Wächter der religiösen und politischen Ordnung sei, dadurch am Besten widerlegt, daß man sich selbst zu ihrem Vertheidiger aufwarf.

Die Veröffentlichung des Emil gab dazu eine passende Gelegenheit. Es erregte doch großes Aufsehen, und in manchen Kreisen nicht geringen Unwillen, daß ein Werk, welches die Religion und Verfassung des Landes so rücksichtslos in Frage stellte, in Frankreich selbst erscheinen und verbreitet werden durfte. Wenn das Parlament gegen dasselbe einschritt, so that es, was Viele billigten, und Jedermann begreiflich fand. Es gewann sich zugleich die Gunst des Hofes, und widerlegte siegreich die offenen Anklagen, wie die heimlichen Verdächtigungen seiner Feinde. Auch kam es vermuthlich den Wünschen mancher einflußreichen Personen entgegen, die sich von dem Verfasser mit Recht oder Unrecht beleidigt glaubten. Rousseau geht ohne Zweifel zu weit, wenn er die Verfolgung, welche ihn traf, vorzugsweise auf Antriebe persönlichen Grolls oder Hasses zurückführt. Daß aber Motive dieser Art wenigstens insofern mitwirkten, als sie die Ausführung einer Maßregel, welche aus anderen Gründen zweckmäßig erschien, erleichterten, dürfte sich nicht leugnen lassen. Schwerlich waren die Encyclopädisten, wie verstimmt oder erbittert sie über die Sonderstellung ihres ehemaligen Freundes sein mochten, so kurzsichtig, daß sie einen Angriff hätten unterstützen oder gar hervorrufen sollen, von welchem sie selbst im Grunde mitbetroffen wurden. Doch sahen sie sich andrerseits auch wohl kaum veranlaßt, ihren Einfluß zu Gunsten eines Mannes aufzubieten, der ihre Bestrebungen zwar im Allgemeinen theilte, sie aber doch in wesentlichen Punkten entschieden bekämpfte. Kein Zweifel, daß manche von ihnen sich der Demüthigung freuten, welche dem Abtrünnigen bereitet wurde, während die übrigen gern geschehen ließen, was den Sturz der verhaßten Jesuiten beschleunigen zu können schien. Dasselbe Interesse war

es auch, wodurch der Minister Choiseul bestimmt wurde, das Vorgehen des Parlamentes, wir wollen nicht mit Rousseau sagen, zu veranlassen, wohl aber durch seinen mächtigen Einfluß zu unterstützen. Freilich hatte er, falls ihm wirklich, wie der Marschall angedeutet, die in ihr enthaltene Anerkennung entgangen war, alle Ursache, sich durch die scharfe Note des Contrat social persönlich gekränkt zu fühlen [79]. Eben so wenig mochte seine Beschützerin, die Marquise von Pompadour, es gleichmüthig hinnehmen, wenn sie in der Neuen Heloise las, daß „die Frau eines Kohlenbrenners größere Achtung verdiene, als die Maitresse eines Fürsten". Dennoch glauben wir nicht, daß diese Ausfälle eine andere Wirkung hatten, als daß sie die Betroffenen vermochten, ihren Urheber nicht zu schonen, wenn dessen Verfolgung den eigenen Absichten und Interessen förderlich sein konnte.

War es aber auf eine bloße Demonstration abgesehen, so erforderte schon die Billigkeit, daß der Gegenstand derselben möglichst wenig unter ihr zu leiden hatte. Rousseau täuschte sich nicht, wenn er zu bemerken meinte, daß man Alles aufbiete, um ihn zur Flucht zu bestimmen. Nur lag das Motiv nicht, wie er später glaubte, in der perfiden Absicht, ihn in eine mißliche Lage zu bringen, sondern im Gegentheile in dem löblichen Bestreben, ihn vor größeren Unannehmlichkeiten zu bewahren. Blieb er im Lande, so konnten ihm die Beschwerden und Aufregungen, welche ein gerichtliches Verfahren mit sich bringt, nicht wohl erspart werden. Es war doch weit einfacher, wenn er jenseits der Grenze in einem sicheren Asyle das Unwetter vorüber ziehen ließ, und in aller Ruhe die nicht ferne Zeit abwartete, wo er ohne Gefahr zurückkehren mochte. Gewiß hatte diese Erwägung, wie die Dinge einmal lagen, Manches für sich; auch gab man ihr um so eher Raum, da die Umstände, welche sie Rousseau selbst weniger einleuchtend machten, keine ernste Beachtung zu verdienen schienen. Der leidende Zustand, in welchem er sich befand, war in den Augen Anderer nicht so bedenklich, daß er eine kurze Sommerreise verboten hätte. Standen die ökonomischen Verhältnisse störend im Wege, so bedurfte es nur einer leisen Andeutung, um die Freunde zur Beschaffung der nöthigen Geldmittel zu veranlassen. Freilich ließ man dabei außer Acht, daß Rousseau keineswegs gewillt war, eine solche Unterstützung in Anspruch zu nehmen oder, falls sie ihm angeboten wurde, von ihr Gebrauch zu machen. Man kümmerte sich ebensowenig darum, daß er als Unrecht und Schmach empfand, was man selbst lediglich für eine bequeme Auskunft hielt. Nur Eigensinn, so schien es, oder ein unpraktischer Idealismus, konnte sich gegen einen Schritt sträuben, der, an sich indifferent, für alle Betheiligten erwünscht sein mußte.

Denn allerdings, die Entfernung Rousseau's kam nicht blos ihm selbst zu Gute, sondern auch Denjenigen, welche sie herbeiführten oder zuließen. Es konnte weder dem Ministerium, noch dem Parlamente angenehm sein, wenn man genöthigt wurde, die Verhaftung wirklich vorzunehmen, und dem Gefangenen in aller Form den Prozeß zu machen. Man war wohl bereit, den Gegnern ein Opfer zu bringen, weil man hoffen durfte, sie so zu entwaffnen, und ihren Einfluß, namentlich an höchster Stelle, zu lähmen. Aber man hatte durchaus keine Neigung, sich die bisherigen liberalen Bundesgenossen dadurch zu entfremden, daß man gegen einen der Ihrigen in rigoroser Weise vorging. Der Wetterstrahl, welchen man zu entsenden gedachte, sollte zwar leuchten, aber nicht zünden; es konnte nicht schaden, wenn der begleitende Donner einigen Lärm machte, doch durfte er nicht zu lange nachhallen. Vielmehr kam es darauf an, die Sache so einzurichten, daß sie, ohne die beabsichtigte Wirkung zu verfehlen, möglichst bald vergessen wurde. Und nichts war mehr geeignet, sie in frischem Andenken zu erhalten, als ein förmlicher Prozeß, der sich vielleicht geraume Zeit hinzog. Ueberdies wußte man sehr wohl, daß man Rousseau nicht viel anhaben konnte, daß er eben nur den Verlauf der Dinge einfach zu erzählen brauchte, um sich von aller Verantwortlichkeit zu befreien. Freilich fiel dieselbe dann Anderen zu, die ohne Zweifel triftige Gründe hatten, sie von sich fern zu halten.

Niemand wird den ängstlichen Kleinmuth rechtfertigen wollen, aus welchem die Marschallin sowohl, wie Malesherbes, den Freund im Stiche, und ihn büßen ließen, was sie selbst verschuldet hatten. Es war ohne Frage ihre Pflicht, sich offen als die Urheber des Unternehmens, welches sie gegen seinen Willen eingeleitet und durchgeführt, zu bekennen, und die schlimmen Folgen, welche es nach sich zog, bereitwillig zu tragen. Indeß ist auch ihr Verhalten nicht zu billigen, so läßt es sich doch in etwa entschuldigen. Wir theilen den späteren Argwohn Rousseau's nicht, daß sie, oder vielmehr die Marschallin — denn was Malesherbes betrifft, so hat er ihn zwar einer schwächlichen Fügsamkeit geziehen, seine Redlichkeit aber nie in Zweifel gezogen — ihn nicht habe schützen w o l l e n, weil sie mit seinen Feinden einverstanden gewesen. Die Stellung, welche sie einnahm, ihre nahen Beziehungen zum Hofe erklären es hinlänglich, daß sie Bedenken trug, rückhaltlos für ihn einzutreten. Sie konnte unmöglich, ohne sich selbst und ihre Familie im höchsten Grade zu compromittiren, öffentlich die Anwaltschaft eines Werkes übernehmen, in welchem das orthodoxe Christenthum bekämpft und die demokratische Republik gepredigt wurde. Wollte sie ihren Einfluß zu Gunsten desselben geltend machen, so durfte das jedenfalls nur im Geheimen und unter der Hand geschehen. Auch zweifeln wir nicht, daß sie und ihre

es auch, wodurch der Minister Choiseul bestimmt wurde, das Vorgehen des Parlamentes, wir wollen nicht mit Rousseau sagen, zu veranlassen, wohl aber durch seinen mächtigen Einfluß zu unterstützen. Freilich hatte er, falls ihm wirklich, wie der Marschall angedeutet, die in ihr enthaltene Anerkennung entgangen war, alle Ursache, sich durch die scharfe Note des Contrat social persönlich gekränkt zu fühlen [79]). Eben so wenig mochte seine Beschützerin, die Marquise von Pompadour, es gleichmüthig hinnehmen, wenn sie in der Neuen Heloise las, daß „die Frau eines Kohlenbrenners größere Achtung verdiene, als die Maitresse eines Fürsten". Dennoch glauben wir nicht, daß diese Ausfälle eine andere Wirkung hatten, als daß sie die Betroffenen vermochten, ihren Urheber nicht zu schonen, wenn dessen Verfolgung den eigenen Absichten und Interessen förderlich sein konnte.

War es aber auf eine bloße Demonstration abgesehen, so erforderte schon die Billigkeit, daß der Gegenstand derselben möglichst wenig unter ihr zu leiden hatte. Rousseau täuschte sich nicht, wenn er zu bemerken meinte, daß man Alles aufbiete, um ihn zur Flucht zu bestimmen. Nur lag das Motiv nicht, wie er später glaubte, in der perfiden Absicht, ihn in eine mißliche Lage zu bringen, sondern im Gegentheile in dem löblichen Bestreben, ihn vor größeren Unannehmlichkeiten zu bewahren. Blieb er im Lande, so konnten ihm die Beschwerden und Aufregungen, welche ein gerichtliches Verfahren mit sich bringt, nicht wohl erspart werden. Es war doch weit einfacher, wenn er jenseits der Grenze in einem sicheren Asyle das Unwetter vorüber ziehen ließ, und in aller Ruhe die nicht ferne Zeit abwartete, wo er ohne Gefahr zurückkehren mochte. Gewiß hatte diese Erwägung, wie die Dinge einmal lagen, Manches für sich; auch gab man ihr um so eher Raum, da die Umstände, welche sie Rousseau selbst weniger einleuchtend machten, keine ernste Beachtung zu verdienen schienen. Der leidende Zustand, in welchem er sich befand, war in den Augen Anderer nicht so bedenklich, daß er eine kurze Sommerreise verboten hätte. Standen die ökonomischen Verhältnisse störend im Wege, so bedurfte es nur einer leisen Andeutung, um die Freunde zur Beschaffung der nöthigen Geldmittel zu veranlassen. Freilich ließ man dabei außer Acht, daß Rousseau keineswegs gewillt war, eine solche Unterstützung in Anspruch zu nehmen oder, falls sie ihm angeboten wurde, von ihr Gebrauch zu machen. Man kümmerte sich ebensowenig darum, daß er als Unrecht und Schmach empfand, was man selbst lediglich für eine bequeme Auskunft hielt. Nur Eigensinn, so schien es, oder ein unpraktischer Idealismus, konnte sich gegen einen Schritt sträuben, der, an sich indifferent, für alle Betheiligten erwünscht sein mußte.

Denn allerdings, die Entfernung Rousseau's kam nicht blos ihm selbst zu Gute, sondern auch Denjenigen, welche sie herbeiführten oder zuließen. Es konnte weder dem Ministerium, noch dem Parlamente angenehm sein, wenn man genöthigt wurde, die Verhaftung wirklich vorzunehmen, und dem Gefangenen in aller Form den Prozeß zu machen. Man war wohl bereit, den Gegnern ein Opfer zu bringen, weil man hoffen durfte, sie so zu entwaffnen, und ihren Einfluß, namentlich an höchster Stelle, zu lähmen. Aber man hatte durchaus keine Neigung, sich die bisherigen liberalen Bundesgenossen dadurch zu entfremden, daß man gegen einen der Ihrigen in rigoroser Weise vorging. Der Wetterstrahl, welchen man zu entsenden gedachte, sollte zwar leuchten, aber nicht zünden; es konnte nicht schaden, wenn der begleitende Donner einigen Lärm machte, doch durfte er nicht zu lange nachhallen. Vielmehr kam es darauf an, die Sache so einzurichten, daß sie, ohne die beabsichtigte Wirkung zu verfehlen, möglichst bald vergessen wurde. Und nichts war mehr geeignet, sie in frischem Andenken zu erhalten, als ein förmlicher Prozeß, der sich vielleicht geraume Zeit hinzog. Ueberdies wußte man sehr wohl, daß man Rousseau nicht viel anhaben konnte, daß er eben nur den Verlauf der Dinge einfach zu erzählen brauchte, um sich von aller Verantwortlichkeit zu befreien. Freilich fiel dieselbe dann Anderen zu, die ohne Zweifel triftige Gründe hatten, sie von sich fern zu halten.

Niemand wird den ängstlichen Kleinmuth rechtfertigen wollen, aus welchem die Marschallin sowohl, wie Malesherbes, den Freund im Stiche, und ihn büßen ließen, was sie selbst verschuldet hatten. Es war ohne Frage ihre Pflicht, sich offen als die Urheber des Unternehmens, welches sie gegen seinen Willen eingeleitet und durchgeführt, zu bekennen, und die schlimmen Folgen, welche es nach sich zog, bereitwillig zu tragen. Indeß ist auch ihr Verhalten nicht zu billigen, so läßt es sich doch in etwa entschuldigen. Wir theilen den späteren Argwohn Rousseau's nicht, daß sie, oder vielmehr die Marschallin — denn was Malesherbes betrifft, so hat er ihn zwar einer schwächlichen Fügsamkeit geziehen, seine Redlichkeit aber nie in Zweifel gezogen — ihn nicht habe schützen *wollen*, weil sie mit seinen Feinden einverstanden gewesen. Die Stellung, welche sie einnahm, ihre nahen Beziehungen zum Hofe erklären es hinlänglich, daß sie Bedenken trug, rückhaltlos für ihn einzutreten. Sie konnte unmöglich, ohne sich selbst und ihre Familie im höchsten Grade zu compromittiren, öffentlich die Anwaltschaft eines Werkes übernehmen, in welchem das orthodoxe Christenthum bekämpft und die demokratische Republik gepredigt wurde. Wollte sie ihren Einfluß zu Gunsten desselben geltend machen, so durfte das jedenfalls nur im Geheimen und unter der Hand geschehen. Auch zweifeln wir nicht, daß sie und ihre

Freunde zur Abwehr des drohenden Schlages Alles thaten, was in ihrer Lage eben thunlich war. Blieben ihre Bemühungen erfolglos, so hatte das nicht in einem Mangel an gutem Willen, sondern in dem Umstande seinen Grund, daß die Macht der Personen und Verhältnisse, welche die in Rede stehende Maßregel forderten, sich stärker erwies, als die ihrige.

Uns wenigstens scheint es so, doch mögen Andere anderer Ansicht sein. Die Berichte und Dokumente, wie sie gegenwärtig vorliegen, enthalten keineswegs so klare und unzweideutige Angaben, daß man aus ihnen den ursächlichen Zusammenhang der Vorgänge, oder gar die besonderen Motive der dabei betheiligten Personen mit objektiver Gewißheit feststellen könnte. Es bleibt, so lange keine anderweitigen Quellen zu Gebote stehen, nur übrig, sich nach subjektivem Ermessen ein Urtheil zu bilden, wie es eine möglichst unbefangene Würdigung der Personen und Verhältnisse an die Hand giebt. Rousseau war zur Zeit, als er seine Erzählung niederschrieb, von solcher Unbefangenheit weit entfernt. Fest überzeugt, daß er der Gegenstand einer heimlichen und planmäßig betriebenen Verfolgung sei, suchte und fand er die Wirkungen derselben auch in Unfällen früherer Tage. Mit seltenem Scharfsinne ging er den Fäden des Gewebes nach, welches, wie er glaubte, seine Feinde, zum Theil unter dem Deckmantel der Freundschaft, seit lange um ihn gesponnen, wobei dann manche Vorgänge und Aeußerungen, welche bis dahin durchaus harmlos und natürlich erschienen waren, nachträglich die schlimmste Deutung erfuhren. Wir haben diese oft recht künstlichen Interpretationen eines stets wachen Mißtrauens überall da zurückgewiesen, wo sie uns durch die thatsächlichen Verhältnisse nicht genügend begründet zu werden schienen. Möglich, daß wir hierin zu weit gegangen sind, und darum in unserer Darstellung die Denk- und Handlungsweise der Personen, welche zu Rousseau in näherer Beziehung standen, und sein Schicksal mehr oder weniger bestimmten, in einem zu günstigen Lichte erscheint. Wir halten es indeß für geboten, den Glauben an die Güte und Redlichkeit der Menschen so lange festzuhalten, als ihre Bosheit und Tücke nicht durch überzeugende Beweise dargethan wird.

Uebrigens verlief die Reise, zu welcher sich Rousseau, wenn auch widerstrebend, hatte entschließen müssen, ohne weitere Störungen. Zwar begegneten ihm, als er Montmorency eben im Rücken hatte, vier schwarz gekleidete Herren, welche, wie sich später herausstellte, mit seiner Verhaftung beauftragt waren. Sie fuhren indeß mit einem lächelnden Gruße an ihm vorüber. Auch in Paris fiel es Niemandem ein, ihn aufzuhalten, obgleich sein Weg mitten durch

die Stadt führte, und das offene Kabriolet wenig geeignet war, ihn den Blicken der Vorübergehenden zu entziehen. Indem er dann die Richtung nach Lyon einschlug, bog er gegen Abend von der Heerstraße ab, um dem Bruder der Marschallin, dem Herzog von Villeroi, en passant einen Besuch zu machen. Es war ihm bekannt, daß die Reisenden, welche sich der Courierpost bedienten, in Lyon dem dortigen Commandanten vorgestellt werden mußten. Das aber konnte leicht zu unangenehmen Weiterungen führen, zumal er fest entschlossen war, „weder zu lügen, noch den Namen zu wechseln". Ein Brief, welchen ihm der Herzog mitgab, sollte der etwaigen Gefahr vorbeugen. Doch kam er nicht in den Fall, von demselben Gebrauch zu machen. Er erfuhr unterwegs, daß er sein Reiseziel, Yverdun in der Waadt, schneller erreichen werde, wenn er Lyon links liegen lasse und die Straße nach Besançon einschlage. Freilich war diese Stadt eine Festung, und die nothwendige Begegnung mit der Militärbehörde hier ebenso bedenklich, wie anderswo. Indeß fand sich, bevor sie erreicht wurde, ein Ausweg. Der Flüchtling erinnerte sich rechtzeitig an die wiederholten Einladungen, welche er vor Zeiten von Herrn de Mairan, einem angesehenen Beamten in Salins, erhalten hatte. Es konnte nicht auffallen, wenn er jetzt unter dem Vorwande, diesen alten Freund aufzusuchen, sich seitwärts wandte. Glücklicher Weise traf er Herrn de Mairan nicht zu Hause; er durfte daher ohne weiteren Aufenthalt die Reise nach Pontarlier, und von dort zur nahen Grenze fortsetzen.

Wohl mochte er sich Glück wünschen, daß er so unbehelligt davon gekommen; er würde doch wahrscheinlich in arge Verlegenheit gerathen sein, wenn man den Grund seiner Reise irgendwie vermuthet und ihn schärfer ins Auge gefaßt hätte. Er selber erzählt, wie es ihm zu Muthe wurde, als er sich in Dijon genöthigt sah, seinen Namen anzugeben. „Ich ergriff die Feder in der Absicht, den Namen meiner Mutter dem meines Vaters zu substituiren, aber ich konnte damit nicht zu Ende kommen. Die Hand zitterte mir so, daß ich zwei Mal gezwungen war, die Feder wegzulegen; der Name Rousseau war der einzige, den ich zu schreiben vermochte, und meine ganze Fälschung bestand darin, daß ich das J eines meiner Vornamen wegließ. Sobald ich abgereist war, glaubte ich beständig, daß die Polizei mir auf den Fersen sei, und als in der folgenden Nacht ein Courier unter meinen Fenstern passirte, zweifelte ich nicht, daß man komme, um mich zu verhaften" [80]). Man sieht, es war schon gut, daß diese eine Nachfrage sich nicht wiederholte. Bot doch auch die Reise, abgesehen von dem Zwange, welchen sie auflegte, und der Vorsicht, die sie erforderte, der Unbequemlichkeiten gar manche. Die Chaise, welche der Marschall zur Verfügung gestellt hatte, war keine der besten, und

das stete Rütteln, welchem sie ihn aussetzte, für Rousseau um so lästiger, da er sich zu angegriffen fühlte, um weitere Strecken zurückzulegen. Auch fehlte ihm die imponirende Haltung, welche die Offizianten der Post in schnellere Bewegung zu setzen pflegt. Es half wenig, daß er sie durch reichliche Geldspenden zu ersetzen suchte. Er galt nun erst recht für „einen Plattfuß, der, vermuthlich in fremdem Auftrage, zum ersten Male in seinem Leben eine Extrapostreise mache". Kein Wunder, daß er sich meist mit alten Kleppern begnügen mußte, und die Postillone gelegentlich ihr Spiel mit ihm trieben. Doch war das einmal nicht zu ändern, und eben darum das Beste, die Dinge gleichmüthig gehen zu lassen, wie sie eben gehen wollten.

Schwer wurde ihm diese Ergebung grade nicht; seine Aufmerksamkeit wandte sich bald einem anziehenderen Gegenstande zu, der sein Interesse so sehr fesselte, daß er über der Beschäftigung mit ihm seine gegenwärtige Lage, wie die Umstände, welche sie herbeigeführt, vergaß. Wir sagten schon, daß er sich am Abende vor seiner Flucht der gewohnten Bibellektüre mit besonderem Eifer hingab. Es war die Geschichte des Leviten von Ephraim, welche ihn damals tief ergriff, und einen nachhaltigen Eindruck zurückließ. Sie kam ihm jetzt, während er, von Außen ungestört, so einsam dahinfuhr, wieder in den Sinn. Zugleich erinnerte er sich der Idyllen Geßner's, welche ihm der Uebersetzer Huber vor Kurzem zugeschickt hatte, und der Gedanke trat nahe, die biblische Erzählung in der Weise des deutschen Dichters zu behandeln. Freilich schien sich der naive Styl desselben für den grausigen Stoff wenig zu eignen. Auch stand kaum zu erwarten, daß sich in der unbehaglichen Situation die heiteren Bilder finden würden, deren es zu seiner Ausschmückung bedurfte.

Indeß mochte der Versuch, da doch nichts Besseres zu unternehmen war, immerhin zum Zeitvertreib gewagt werden. Wider alles Erwarten gelang er vollkommen; Rousseau war erstaunt über die Fülle und Anmuth der Vorstellungen, die ihm zwanglos zuströmten, wie über die Leichtigkeit, mit welcher er ihnen Ausdruck zu geben vermochte. In drei Tagen hatte er die ersten Gesänge der kleinen Dichtung vollendet[81]), und damit allerdings den Beweis geliefert, daß er „im Stande war, sich über die Widerwärtigkeiten des Lebens zu erheben, und die Unbilden der Menschen ohne Groll und Bitterkeit zu ertragen". Ton und Charakter der Schrift verrathen durchgängig die ruhig heitere, in sich befriedigte Stimmung, in welcher sie verfaßt wurde. Ein höherer Werth kann ihr natürlich nicht beigelegt werden; schon der Widerspruch zwischen Form und Inhalt, an welchem sie leidet, läßt sie vom ästhetischen Standpunkte aus als eine verfehlte Arbeit erscheinen. Daß ihr Verfasser sie aber hochhielt, „sie ihm unter seinen Werken das liebste wurde", begreift sich.

War sie doch die einzige Leuchte, welche ihm den dunklen Pfad der Flucht erhellte.

Am Morgen des 14. Juni, fünf Tage nach seiner Abreise von Montmorency, überschritt Rousseau die Grenze des Landes, in welchem er fast ein Vierteljahrhundert gelebt hatte. Kein Zweifel, daß es ihm werth geworden, und er nur ungern von ihm schied. Für den Augenblick aber war er doch froh, daß er es im Rücken hatte. „Als ich", erzählt er, „das Berner Gebiet betrat, ließ ich halten; ich stieg aus, warf mich nieder, umfaßte, küßte den Boden, und rief entzückt aus: Gütiger Himmel, Beschützer der Tugend! ich preise dich, denn ich weile in einem Lande der Freiheit. — Der erstaunte Postillon hielt mich für verrückt; ich aber stieg wieder ein, und hatte wenige Stunden später die eben so reine, wie lebhafte Freude, mich von den Armen meines alten ehrenwerthen Freundes Roguin umschlossen zu fühlen". Wir überlassen ihn für jetzt der gastlichen Fürsorge des würdigen Mannes, um uns eingehender mit dem Werke zu beschäftigen, dessen Veröffentlichung ihn genöthigt hatte, dieselbe in Anspruch zu nehmen.

VI.

Es ist natürlich, daß in Zeiten, wo eine durchgreifende Umgestaltung der gegebenen Zustände als Bedürfniß empfunden und angestrebt wird, auch die Reform der Erziehung in Frage kommt. Man weiß oder fühlt doch, daß die überlieferten Institutionen in ihrem Bestande kaum zu erschüttern sind, so lange die Menschen durch und für sie herangebildet werden. Man begreift nicht minder, daß die Neuerungen, welche man einzuführen wünscht, nur dann Aussicht haben, feste Wurzel zu fassen, wenn sie in Geist und Gemüth des heranwachsenden Geschlechtes einen für sie speziell präparirten Boden vorfinden. Es ist daher nicht auffallend, daß der revolutionäre Geist des achtzehnten Jahrhunderts, bestrebt, wie er es ist, auf allen Gebieten des Lebens mit dem Alten aufzuräumen, und Neues zu gestalten oder doch vorzubereiten, die hergebrachte Erziehung seiner auflösenden Kritik unterwirft, und ihr eine andere, den eigenen Tendenzen entsprechende Richtung zu geben sucht. Eher mag es befremden, daß grade Rousseau berufen war, diese Aufgabe zu übernehmen, da ihn weder der bisherige Gang seines Lebens, noch auch Neigung und Interesse zu ihr hinführten.

Zwar hatte er in jungen Jahren eine Zeit lang Unterricht ertheilt, auch eine Weile die Stelle eines Erziehers bekleidet. Doch war er damals in Folge der sehr zweifelhaften Resultate dieser Thätigkeit bald zu der Ansicht gelangt, daß sich dieselbe nicht für ihn

eigne, und später trotz wiederholter Anträge bei dem Entschlusse geblieben, sie nicht wieder aufzunehmen. Auch bot ihm das Leben in der Familie keinen Anlaß, sich mit der Erziehung näher zu befassen. Er hielt die eigenen Kinder von sich ferne und kam mit fremden nur selten in vorübergehende Berührung. Nicht als wäre er einer gemüthlichen Theilnahme für die Welt der Kindheit unfähig gewesen; im Gegentheile, er verweilte zu Zeiten gerne in ihr, und liebte es, ihr Thun und Treiben genauer zu beobachten. Dauernd aber und nachhaltig vermochte sie ihn nicht zu fesseln; nahm sie hin und wieder seine Aufmerksamkeit in Anspruch, dieselbe war doch vorzugsweise auf die weiten Gebiete des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens, wie auf die Fragen und Probleme gerichtet, welche mit der Religion und Moral in Zusammenhang stehen. Eben darum bedurfte es eines besonderen wirksamen Antriebes, wenn er sie auf einen Gegenstand concentriren sollte, der ihm bis dahin ziemlich fremd geblieben, und im Grunde wenig nach seinem Geschmacke war.

Wir hatten schon öfter Gelegenheit, hervorzuheben, wie bei Rousseau der Kopf nicht selten durch das Herz, die Richtung seines Denkens durch den Inhalt seiner Empfindungen bestimmt wurde. Fremdem Einflusse unzugänglich, wenn er von gleichgültigen Personen ausgeübt werden wollte, konnte er ihm nicht widerstehen, wenn er von Menschen ausging, die seinem Herzen nahe standen. Es ist daher zwar gewiß sehr merkwürdig, aber doch nicht grade zu verwundern, daß wir die Abfassung seines bedeutendsten Werkes dem Wunsche einer ihm befreundeten Dame verdanken [82]), — Fräulein von Rochechouart hatte sich zur Zeit, als er bei Mad. Dupin die Stelle des Secretairs bekleidete, mit dem Sohne derselben, Dupin de Chenonceaux, vermählt. Jung, schön und liebenswürdig, besaß sie zugleich einen gebildeten Geist, der zu eigenem Denken geneigt, gern und leicht auf ernste Studien und Erörterungen einging. Rousseau, dem ihre äußere Erscheinung imponirte und ihr innerer Gehalt nicht entging, fühlte sich zu der jungen Frau um so mehr hingezogen, da auch sie ihn vor den übrigen Hausgenossen sichtlich auszeichnete. Es kam hinzu, daß ihre wenig erfreuliche Lage sein Mitgefühl erregte. Der Verkehr mit ihrem Gemahle, einem rohen Wüstlinge, der später sogar seiner schlimmen Streiche wegen nach der Insel Bourbon verbannt wurde, konnte ihr natürlich keine Befriedigung gewähren. Ebensowenig sagte ihr der Umgang mit der Schwiegermutter zu; die Sinnesweise beider Frauen war zu verschieden, als daß sich unter ihnen ein freundliches Verhältniß hätte bilden können. Mad. Dupin, gewohnt und geneigt, in der großen Welt eine glänzende Rolle zu spielen, bemühte sich vergeblich, die Tochter für dieselbe Lebensrichtung zu gewinnen. Ihr ernstes, gehaltenes Wesen mochte sich weder mit

den oberflächlichen Bekanntschaften, welche sie zu pflegen nöthigt, noch auch mit den kleinen Ränken und Intriguen befreunden, welche sie mit sich bringt. Die Folge war, daß ihre Beziehung zur Schwiegermutter einen gespannten Charakter erhielt, und sie in deren Hause eine ziemlich isolirte Stellung einnahm. Kein Wunder, wenn sie unter diesen Umständen den freundlichen Antheil nicht von sich wies, welchen Rousseau ihr entgegenbrachte. Anfangs seine Schülerin, die er gelegentlich in der Mathematik und anderen Zweigen des Wissens unterrichtete, trat sie ihm allmälig näher. Es bildete sich ein stetiger Verkehr, und im Laufe der Zeit ein freundschaftliches Verhältniß, welches, ohne jemals über die geziemenden Grenzen hinauszugehen, auch dann unverändert fortbestand, als aus dem unbekannten Schreiber längst ein berühmter Schriftsteller geworden war.

Es begreift sich, daß grade die Erziehung für die Unterhaltung der Beiden nicht selten den Stoff darbot. Mad. de Chenonceaux war nicht blos eine geist- und kenntnißreiche Frau, die an dieser Lebensfrage der Menschheit schon um ihrer selbst willen ein aufrichtiges Interesse nahm, sondern auch eine liebevolle Mutter, welcher das künftige Schicksal ihres Sohnes um so mehr am Herzen lag, da ihm die traurigen Irrungen des Vaters gefährlich zu werden drohten. Sie hatte nur zu guten Grund, dem genialen Freunde beizustimmen, wenn er im Gespräche die verderblichen Folgen der hergebrachten Erziehung in's Licht stellte. Auch mußte sie den lebhaften Wunsch empfinden, die Gedanken, welche er über eine Reform derselben gelegentlich aussprach, in ihrem, wie im allgemeinen Interesse fixirt und weiter ausgeführt zu sehen. Sie bat ihn dringend, seine Ansichten in systematischer Form zu entwickeln, und die „Autorität der Freundschaft" war groß genug, die geringe Neigung, welche er für eine solche Arbeit fühlte, so zu verstärken, daß er sie nicht nur unternahm, sondern auch zu Ende führte. Freilich verging darüber eine geraume Zeit. Es war eben nicht seine Art, sich fortgesetzt mit ein und demselben Gegenstande zu beschäftigen. Zudem erschien ihm der vorliegende so wichtig, daß er keinen Schritt weiterging, ohne ihn zuvor wiederholt in reifliche Erwägung gezogen zu haben. Die Ergebnisse der eigenen Beobachtung mußten gesammelt und ergänzt, die Resultate fremder Forschung geprüft und benutzt werden. Natürlich wuchs das Material um so mehr, je länger es der Bearbeitung unterlag, während die Gesichtspunkte, welche sich für die Betrachtung desselben darboten, sich beständig erweiterten und vertieften. So geschah es, daß das Werk über seine ursprüngliche Anlage hinaus immer größeren Umfang gewann, und erst nach Ablauf von acht Jahren vollendet wurde. Diese bedächtige und sorgfältige Ausführung ist seinem inneren Werthe in hohem Grade zu Gute gekommen.

Ohne sie hätte es sich schwerlich zu jener gehalt- und wirkungsreichen Schöpfung gestaltet, als welche es uns gegenwärtig vorliegt, und in der nachfolgenden Analyse entgegentreten wird[83]).

„Alles", so beginnt Rousseau, „ist gut, wenn es aus der Hand des Urhebers der Dinge hervorgeht; Alles entartet in der Hand des Menschen. Er zwingt das Erdreich, die Produkte eines fremden Bodens hervorzubringen; er nöthigt den Baum, die Früchte eines anderen zu tragen. Er vermischt die Klimate, die Elemente, die Jahreszeiten; er verstümmelt seine Pferde, seine Hunde, seine Sclaven. Auch der Mensch selbst darf nicht bleiben, was und wie er von Natur ist; auch er muß wie ein Zugpferd abgerichtet, wie der Baum im Garten zugestutzt werden".

„Man modelt die Pflanzen durch die Kultur, und die Menschen durch die Erziehung". Schlimm genug, daß dem so ist, aber schlimmer noch wäre es, wenn diese Dressur nicht stattfände. Wollte man den Menschen inmitten des gesellschaftlichen Lebens von Kindheit an sich selbst überlassen, er würde nothwendig zu Grunde gehen. „Vorurtheile, Noth, Autorität, Beispiel, alle die socialen Beziehungen und Institutionen, welche ihn umgeben und gefangen halten, würden die Natur in ihm ersticken, ohne etwas Anderes an ihre Stelle zu setzen". Wie die Dinge einmal liegen, können wir die Erziehung nicht entbehren. „Bei unserer Geburt schwach, von Allem entblößt, geistig beschränkt, bedürfen wir der Kräfte, des Beistandes, des einsichtigen Urtheils. Alles aber, was uns bei dem Eintritte in die Welt fehlt, und was wir erwachsen nöthig haben, giebt uns die Erziehung".

Diese Erziehung nun stammt aus einer dreifachen Quelle, „von der Natur, den Menschen und den Dingen. Die innere Entwicklung unserer Anlagen und Organe ist die Erziehung durch die Natur; der Gebrauch, welchen man uns von dieser Entwicklung machen lehrt, die Erziehung der Menschen; der Inhalt unserer eigenen Erfahrung von den Gegenständen, welche uns affiziren, die Erziehung durch die Dinge".

Jeder von uns wird somit von drei verschiedenen Lehrern gebildet. „Derjenige, bei welchem ihre Lehren sich widersprechen, wird schlecht erzogen und nie mit sich selbst in Uebereinstimmung sein. Nur da, wo sie alle dieselben Punkte treffen und denselben Zielen zustreben", kann die Erziehung ihren Zweck erreichen.

Nun „hängt die Erziehung der Natur durchaus nicht, die der Dinge lediglich in gewisser Rücksicht von uns ab; die der Menschen

allein haben wir wahrhaft in unserer Gewalt". Freilich gebieten wir auch über diese nur „der Voraussetzung nach", denn es ist unmöglich, die Einflüsse, welche die Umgebung des Kindes auf dasselbe ausübt, immer und überall zu beherrschen. Eben darum kann die Erziehung, wenn sie als Kunst auftritt, kaum jemals vollständig gelingen. Sie wird sich auch bei der größten Sorgfalt ihrem Ziele immer nur mehr oder weniger annähern.

Dieses Ziel aber kann kein anderes sein, als das der Natur. „Da das Zusammenwirken der drei Erziehungen zu ihrer Vollendung nothwendig ist, so muß diejenige, über welche wir nichts vermögen, den beiden anderen als Maß und Richtschnur dienen". Es ist somit die Natur im Menschen, der die Erziehung in alle Wege zu folgen, auf welche sie alle Bestrebungen, Mittel und Zwecke zu beziehen hat. Bestimmen wir daher das Wesen dieser Natur etwas näher.

„Mit der Fähigkeit, zu empfinden, geboren, werden wir von Geburt an durch die uns umgebenden Gegenstände auf mannigfache Weise affizirt. Mit dem Bewußtsein dieser Eindrücke erwacht zugleich eine gewisse Neigung, die Dinge, welche sie hervorgerufen, zu suchen oder zu fliehen. Dieselbe hängt in ihrer Richtung zunächst davon ab, ob die angeregten Empfindungen uns angenehm oder unangenehm sind. Später entscheidet die Angemessenheit oder Unangemessenheit, welche wir zwischen uns und den äußeren Objecten wahrnehmen, endlich das Urtheil, welches wir, nach Maßgabe unserer, durch die Vernunft vermittelten Vorstellungen von Glück und Vollkommenheit, über sie fällen". Die so entstehenden Sympathien und Antipathien, die sich in dem Maße verstärken und erweitern, in welchem wir empfänglicher und aufgeklärter (plus sensibles et plus éclairés) werden, machen in ihrer Gesammtheit die Natur im Menschen aus.

Diese „primitiven Neigungen" aber können sich weder frei entfalten, noch bleiben sie in ihrem Bestande unverändert. Sie werden vielmehr „durch unsere Gewohnheiten fortwährend gehemmt, durch unsere Meinungen verfälscht und von ihren eigentlichen Zielen abgelenkt". Der letzte und wahre Grund dieser Verkehrung liegt in der steten Rücksicht auf Andere, welche uns den ursprünglichen Antrieben der eigenen Natur nicht folgen läßt. Erziehung und Leben führen uns dahin, den Mittelpunkt des Daseins außer uns zu setzen, Richtung und Motive unseres Denkens und Handelns der gesellschaftlichen Umgebung zu entnehmen. Dagegen folgt der natürliche Mensch nur sich selbst; er „existirt und lebt für sich, ist die numerische Einheit, das absolute Ganze, welches keine andere Beziehung hat, als zu sich selbst und zu dem, was ihm gleicht".

Diesen natürlichen Menschen nun hat die wahre Erziehung zu entwickeln. Innerhalb des socialen Verbandes aber ist ihr das unmöglich. Denn die Gesellschaft will den Menschen nicht als solchen, sondern zu einem Gliede ihres Kreises ausbilden. Eben darum „sind die socialen Institutionen um so besser, jemehr es ihnen gelingt, die Natur des Menschen zu vernichten, ihm sein absolutes Dasein zu nehmen, um ihm eine nur relative Existenz zu geben, und das Ich in eine gemeinsame Einheit zu verlegen, so daß jeder Einzelne sich eben nicht mehr für eine Einheit, sondern nur für einen Theil derselben hält, und seiner lediglich im Ganzen bewußt wird".

Die sociale Erziehung ist daher der natürlichen gradezu entgegengesetzt. Die eine schließt die andere aus; man muß zwischen dem Menschen und dem Bürger wählen. Wäre eine sociale Erziehung im strengen Sinne, wo sie dann eine gemeinsame und öffentliche sein würde, möglich, so dürfte sie vielleicht den Vorzug verdienen. Zwar „entfremdet sich jeder kleinere gesellschaftliche Verein dem größen, wenn er enge und geschlossen ist. Der wahre Patriot ist hart gegen die Fremden; sie sind in seinen Augen eben nur Menschen, also Nichts". Indeß „kommt es doch vor Allem darauf an, gut gegen die zu sein, mit welchen man lebt". In unseren Zeiten freilich, „wo es kein Vaterland mehr giebt, kann es auch keine Bürger mehr geben". Es hieße einer eitlen Chimäre nachjagen, wollten wir es versuchen, dem Beispiele Rom's oder Sparta's zu folgen.

Jene Erziehung für die Welt aber, wie sie gegenwärtig unter uns üblich ist, verfolgt zwei entgegengesetzte Ziele und erreicht deshalb keines von beiden. „Sie kann nur doppelzüngige und zweideutige Menschen bilden, die, während sie scheinbar Alles auf Andere beziehen, in Wahrheit stets nur sich selbst im Auge haben". Man täusche sich darüber doch nicht: „wer innerhalb der socialen Ordnung den natürlichen Empfindungen ihren Vorrang bewahren will, weiß nicht, was er will. Stets im Widerspruch mit sich selbst, beständig schwankend zwischen seinen Neigungen und seinen Pflichten, wird er nie weder Mensch, noch Bürger, nie für sich, noch für Andere gut sein. Er wird eben nur einer der Menschen unserer Tage sein können, ein Franzose, Engländer, ein Bourgeois, d. h. im Grunde Nichts".

Somit bleibt nur die natürliche Erziehung, welche sich auch als die private oder häusliche Erziehung bezeichnen läßt, übrig. Zwar wird man fragen: was kann Jemand, der ihrem Prinzipe gemäß lediglich für sich selbst erzogen ist, für Andere sein? Doch wird man darüber erst dann urtheilen dürfen, wenn man den so gebildeten Menschen vor sich gesehen, seine Neigungen und Fortschritte

beobachtet, und den Gang seiner Entwicklung verfolgt hat. Der natürliche Mensch existirt vorläufig noch nicht; es kommt eben darauf an, ihn in's Leben zu rufen. Ist er einmal da, so dürfte sich vielleicht ergeben, daß die natürliche Erziehung, während sie unmittelbar nur das eine der beiden nothwendigen Ziele aller Erziehung anstrebt, mittelbar auch das andere erreicht.

Uebrigens hat diese Erziehung vor der gewöhnlichen noch andere wesentliche Vorzüge. Innerhalb der gesellschaftlichen Ordnung, wo die Stelle, welche der Einzelne einnimmt, genau marquirt ist, wird Jeder nur für die seinige erzogen. Die Erziehung wird nutzlos, sobald er seinen Standort verlassen und wechseln muß; sie wird ihm dann sogar schädlich wegen der Vorurtheile, welche sie ihm eingepflanzt hat. Innerhalb der natürlichen Ordnung dagegen, in welcher alle Menschen gleich sind, ist ihr gemeinsamer Beruf eben der menschliche. Wer aber für diesen gut erzogen ist, wird auch jede besondere Stellung, welche ihm später angewiesen wird, einnehmen können. „In erster Instanz Mensch, wird er Alles, was der Mensch sein soll, eben so gut zu sein wissen, wie jeder Andere. Mag das Schicksal ihn immerhin zwingen, seinen Platz zu wechseln, er wird überall an seiner Stelle sein".

Die Bildung zum Menschen, nicht die zu irgend einem besonderen Stande oder Berufe, ist das Ziel der natürlichen Erziehung, das gemeinsame Loos der Menschheit die Sphäre, für welche sie ihren Zögling heranbildet. „Der ist am besten erzogen, welcher die Güter und die Leiden des Lebens am besten zu ertragen weiß". Leben ist die große Kunst, welche der Mensch zu erlernen hat. „Leben aber heißt nicht athmen, sondern handeln; es heißt Gebrauch machen von unseren Organen, Sinnen, Fähigkeiten, von allen Theilen unseres Wesens, die uns das Gefühl des Daseins geben". Darum besteht auch die wahre Erziehung weniger in Lehren, als in Uebungen. — Der Gebrauch der Kräfte beginnt aber in demselben Augenblicke, in welchem sie uns verliehen werden. „Wir fangen an, uns zu unterrichten, wenn wir anfangen zu leben". Die Erziehung muß daher mit der Geburt des Menschen beginnen und kann erst endigen, wenn seine Entwicklung zu einem vollen Abschlusse gelangt ist.

Was aber ist zu thun, damit diese Entwicklung ihrem Ziele zugeführt werde? „Viel, ohne Zweifel; man muß verhindern, daß irgend Etwas gethan wird". Ist diese Methode anscheinend von rein negativer Art, so hat sie doch im Grunde einen sehr positiven

Charakter. Sie schließt die maßgebende Einwirkung des Erziehers nur deshalb aus, damit der wahre Bildner des Menschen, die Natur, ihre ganze Thätigkeit ungehindert an ihm entfalten kann. „Das Kind ist von allem Anfange an Zögling der Natur; der Erzieher hat lediglich den Anweisungen dieses ersten ursprünglichen Lehrmeisters zu folgen, und dafür zu sorgen, daß die Wirksamkeit desselben nicht gehemmt, seine Bemühungen nicht vereitelt werden."

Die Lösung dieser Aufgabe ist nicht so leicht, wie es wohl scheinen mag. Sie erfordert ein großes Maß von Einsicht, und vor Allem eine unbegrenzte Hingebung, wie sie in der Regel nur von den Eltern des Kindes erwartet werden darf. Auch kann es keinem Zweifel unterliegen, daß ihnen die Erziehung naturgemäß obliegt. „Wie die Mutter die wahre Amme, so ist der Vater der wahre Lehrer." Nichts in der Welt, weder Armuth, noch Geschäfte, noch irgend eine menschliche Rücksicht kann ihn von der Verpflichtung entbinden, seine Kinder selbst zu ernähren und zu erziehen. Er schuldet seiner Gattung Menschen, dem socialen Verbande geeignete Mitglieder, dem Staate Bürger. Wer diese dreifache Schuld nicht zahlen kann, darf sie auch nicht übernehmen. Niemand hat das Recht, Vater zu werden, der außer Stande ist, die Pflichten eines solchen zu erfüllen.

Nur ein vertrauter Freund kann, streng genommen, den Vater ersetzen, keineswegs aber ein gewöhnlicher Hofmeister, der das Erziehen als gewinnbringendes Geschäft betreibt. „Es ist unmöglich, daß das heilige Werk der Menschenbildung in den Händen eines solchen Miethlings gedeihe." Kann man es einmal nicht selbst übernehmen, so sehe man sich nach Jemandem um, der sich seinem Zöglinge mit voller, ungetheilter Hingebung widmen mag. Je näher er ihm auch dem Alter nach steht, desto besser; hat er die erforderliche Einsicht, so kann er eben nicht jung genug sein. Nothwendig ist aber, daß er sich nur mit einem einzigen Zöglinge befaßt, und dieser von dem Augenblicke der Geburt an bis zum Eintritt in das Mannesalter seiner ausschließlichen Leitung anvertraut wird.

Auch Rousseau selbst übergiebt seinen idealen Zögling, dessen allmälige Entwicklung er zu schildern unternimmt, einem Hofmeister. Man darf sich darüber wohl wundern, da er die Pflicht des Vaters, seine Kinder selbstthätig zu erziehen, so stark betont. Natürlich ist dieser Widerspruch von den Gegnern seines Systemes nicht übersehen, vielmehr wiederholt mit einem gewissen schadenfrohen Behagen hervorgehoben worden. Wie uns scheinen will, ohne genügenden Grund. Rousseau konnte immerhin erwiedern, es stehe durchaus nichts im Wege, daß jeder beliebige Vater die Stelle einnehme, welche er seinem Hofmeister zuweise; die Hauptsache sei, daß, wer

immer die Erziehung leite, nach seinen Grundsätzen und seiner Methode verfahre. Indeß zweifeln wir nicht, daß ihn bei der Wahl des Erziehers doch auch bestimmte Motive geleitet haben. Erinnern wir uns, daß es eine der Aristokratie angehörige Dame war, die ihn zu seinem Werke anregte, und er sich schon deshalb veranlaßt sehen mußte, die höheren Stände im Auge zu behalten. Auch war er überhaupt der Ansicht, daß nur in diesen Kreisen von einer planmäßigen Erziehung die Rede sein könne. Er mochte sich aber überzeugt halten, daß er bei ihnen mit seinen Vorschlägen schwerlich Eingang finden werde, wenn er der herrschenden Sitte, die Erziehung durch Hofmeister leiten zu lassen, entgegenträte.

Ueberdies — und das war am Ende der tiefere, wenn auch ihm selbst unbewußte Grund — konnte die Erziehung, wie er sie im Sinne hatte, innerhalb der Familie ihr Ziel nicht füglich erreichen. Der natürliche Mensch, welchen sie zur Geltung bringen wollte, mußte außerhalb jedes socialen Verbandes herangebildet werden. Die Familie aber, obgleich sie auf einer natürlichen Basis ruht, ist doch wesentlich eine sociale Institution, und hat als solche ihren reichlichen Antheil an den Meinungen, Vorurtheilen und Gewohnheiten, welche uns in jedem größeren oder kleineren gesellschaftlichen Vereine begegnen. Wer in ihr erzogen wird, wird eben nicht, worauf es Rousseau doch ankommt, frei von jeder socialen Einwirkung, lediglich für sich selbst, sondern unter dem steten Einflusse fremder Gewalten, zunächst und vor Allem für die Familie erzogen. Eben darum sind die Eltern, da und so lange sie in ihrer gesellschaftlichen Stellung befangen sind, zur Erziehung nicht geeignet. Erst wenn der natürliche Mensch wirklich erschienen, wenn die Um- oder Neubildung des Menschen, wie Rousseau sie durch seine Erziehung anstrebt, vollendet ist, kann die Familie ihre Aufgabe mit Aussicht auf Erfolg selbst übernehmen. Emil bedarf eines Erziehers, der im Grunde nur der seines Wesens sich bewußte Zögling selber ist; seine Kinder aber werden eines solchen entrathen können und müssen, da der Vater weder in der Lage, noch auch geneigt sein wird, auf die Ausübung seines natürlichen Rechtes zu verzichten.

Der günstige Erfolg der Erziehung hängt zum großen Theile von der Befähigung des Erziehers ab. Aber auch an den Zögling sind gewisse Forderungen zu stellen, wenn etwas Rechtes aus ihm werden soll. Rousseau verlangt vor Allem, daß er körperlich gesund und kräftig sei. An die geistige Begabung macht er geringere An-

sprüche; es genügt, wenn sie dem gewöhnlichen Durchschnittsmaße entspricht. Sodann ist es sehr wünschenswerth, daß er den höheren Ständen angehört, in einem gemäßigten Klima geboren ist und ein ausreichendes Vermögen besitzt. Sind die Eltern todt, so ist das um so besser; leben sie noch, so müssen sie zu Gunsten des Hofmeisters auf die Geltendmachung ihrer Autorität und ihres Einflusses unbedingt verzichten. Freilich darf man kaum erwarten, daß diese Bedingungen sämmtlich erfüllt werden. Rousseau verhehlt sich das nicht, glaubt aber dennoch auf ihnen bestehen zu müssen. Er ist eben überzeugt, daß die Erziehung nur dann und insoweit Erfolg haben kann, als ihre nothwendigen Voraussetzungen gegeben sind. Treffen sie nicht zu, nun, so muß man die Dinge gehen lassen, wie sie gehen können und wollen. Seine Aufgabe ist es, den Weg zu zeigen, auf welchem eine natur- und vernunftgemäße Menschenbildung erreicht werden kann. Gestatten die Verhältnisse nicht, diesen Weg einzuschlagen, so ist das lediglich ihre Schuld.

Man muß zugeben, daß es nicht an dem Wegweiser liegt, wenn die Bahn, die zum Ziele führt, im Dunkeln bleibt; er hat sie in allen ihren Stadien und Windungen klar und anschaulich vorgezeichnet. Die Pädagogik Rousseau's unterscheidet sich von anderen dadurch sehr zu ihrem Vortheile, daß sie nicht blos eine Reihenfolge von Grundsätzen und Regeln aufstellt, sondern diese zugleich zur praktischen Anwendung bringt. Die allgemeine Theorie der Erziehung, welche sie enthält, wird in einem concreten Falle an einem bestimmten Individuum vollständig durchgeführt. Ohne die Doktrin als solche aus dem Auge zu verlieren, setzt sie dieselbe unmittelbar in Leben um; sie lehrt durch Uebung, und unterrichtet, indem sie schildert. Daß diese Methode, auch abgesehen von der lebendigen Frische, welche sie der Darstellung verleiht, ihre großen Vorzüge hat, liegt auf der Hand. Die praktische Bethätigung einer Lehre fördert in hohem Grade das Verständniß derselben, und giebt überdies die nothwendige Gewähr ihrer Richtigkeit. Allerdings liegt die Gefahr nahe, daß das Beispiel für die Sache selbst genommen, und der einzelne Fall mit der allgemeinen Regel verwechselt wird. Es ist bekannt genug, wie später manche Verehrer Rousseau's in diesen Irrthum verfallen und bemüht gewesen sind, die spezielle Erziehung seines Emil an ihren Zöglingen mit sklavischer Treue zu wiederholen. Indeß ist der Urheber einer Methode nicht für den Mißbrauch verantwortlich, der von ihr gemacht wird. Rousseau hat wiederholt und nachdrücklich darauf hingewiesen, daß die unmittelbare Anwendung seines Verfahrens in den meisten Fällen eine nutzlose und selbst verderbliche Thorheit sein würde. Er mahnt fort und fort, nicht dem Buchstaben, sondern dem Geiste seiner An-

weisungen zu folgen; habe man diesen erfaßt, so würden sich die durch die Umstände gebotenen Modificationen von selbst ergeben.

Weil die naturgemäße Erziehung zu den Ansichten und Gewohnheiten des socialen Lebens in einem entschiedenen Gegensatze steht, kann sie nur außerhalb desselben durchgeführt werden. Nun ist zwar eine vollständige Isolirung des Zöglings weder möglich, noch rathsam. Sie läßt sich indeß in genügendem Maße erreichen, wenn ihm sein Wohnsitz auf dem Lande angewiesen wird. Hier können die verderblichen Einflüsse, welche von der Umgebung des Kindes auszugehen pflegen, und nicht selten die Frucht der besten Erziehung zerstören, leicht abgewehrt, auch die Personen und Verhältnisse, mit welchen es in Berührung kommen muß, so gewählt und geordnet werden, daß sie das Erziehungswerk nicht erschweren, sondern fördern. Inmitten des wirren Getriebes der größeren Städte ist das unmöglich; ihre geistige, wie ihre physische Atmosphäre ist so verdorben, so mit Giftstoffen aller Art erfüllt, daß das Kind ihrer Einwirkung um jeden Preis entzogen werden muß. Nur in der reinen, frischen Landluft hat es Aussicht, leiblich und geistig zu gedeihen. Rousseau verlangt daher, daß es, wenn nicht auf dem Lande geboren, doch gleich nach seiner Geburt dorthin gebracht werde. Natürlich in Begleitung seines Erziehers, da dessen Thätigkeit mit seinem Eintritte in das Leben zu beginnen hat, wenn sie sich auch für's Erste nur in Ertheilung der für seine Pflege nöthigen Vorschriften äußert.

Das nächste Erforderniß aber ist eine passende Amme. Besser freilich, wenn sie entbehrt werden kann, wenn die Mutter selbst übernimmt, was ihre heiligste Pflicht und ihr reinster Genuß ist. Rousseau legt den Frauen diese ihre Pflicht in scharfen und eindringlichen Worten an's Herz; er schildert zugleich in warm beredtem Ausdrucke die süße Freude, welche ihre Erfüllung, und die traurigen Folgen, die ihre Vernachlässigung mit sich bringt. „Der Gebrauch einer Amme entzieht dem Kinde die unersetzliche Fürsorge der Mutter; er raubt der Mutter die Liebe des Kindes, löst und zerreißt damit die Bande, welche die Familie zusammenhalten, und zerstört in ihr die einzig sichere Grundlage des nationalen und staatlichen Lebens.“ Man weiß, daß diese ernste, nachdrückliche Mahnung nicht erfolglos geblieben ist; Rousseau hat durch sie manchem Kinde die Mutter zurückgegeben. Gewiß die beste Sühne, welche er für die Hintansetzung der eigenen väterlichen Pflicht darbieten konnte. Er selbst freilich glaubte kaum, daß man auf seine Stimme hören werde.

Auch kann man nicht sagen, daß die widernatürliche Ammenwirthschaft im Allgemeinen an Terrain verloren habe. Sie hat dessen eher noch gewonnen, seitdem sie über die aristokratische Sphäre hinaus auch in die bürgerlichen Kreise eingedrungen ist. In diesen gilt gegenwärtig vielfach eben das, was Rousseau von den höheren Ständen seiner Zeit sagt: „Wie es den Vätern an Zeit fehlt, um die ihnen obliegende Pflicht zu erfüllen, so den Müttern an gutem Willen oder auch an der nöthigen Gesundheit". Da dem aber einmal so ist, so beobachte man wenigstens bei der Wahl der Ammen die nothwendige Vorsicht. Gesundheit des Leibes und, was nicht minder wesentlich, auch der Seele, ist ein unumgängliches Requisit. Außerdem bleibt zu wünschen, daß die Entbindung der Amme vor Kurzem erfolgt sei, und sie ihre bisherige Lebensweise möglichst unverändert beibehalte.

Was aber das Kind betrifft, so gewähre man ihm gleich Anfangs die Freiheit, deren es zu seiner naturgemäßen Entwicklung bedarf. Leider „ist der Zwang der stete Gefährte des Menschen; er begleitet ihn von der Wiege bis zum Grabe". Kaum hat er das Licht der Welt erblickt, so wird er bereits in Windeln eingeschnürt. Rousseau mag von dieser Einwicklung nichts wissen; sie hindert seiner Ansicht nach die freie Bewegung der Glieder, hemmt das Wachsthum und den Umlauf des Blutes, und ist vielleicht nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf Temperament und Charakter. Die Besorgniß aber, daß der ungehemmte Gebrauch seiner Glieder dem Kinde schaden könne, ist grundlos. Ueberhaupt, wie großer Vorsicht und Sorgfalt es auch bedarf, man hüte sich doch, sie zu übertreiben. Nicht ohne Ursache sind grade die ersten Lebensjahre voll von Gefahren; die Natur stellt gleich im Beginne seines Daseins die Kräfte des Menschen auf die Probe, damit er sich, wenn er sie besteht, ihres Gebrauches mit um so größerer Zuversicht erfreuen kann. Man würde ihrer Absicht zuwider handeln, wollte man aus Furcht vor möglichen schlimmen Folgen das freie Spiel der kindlichen Kräfte hindern. „Wird nur das richtige Maß nicht überschritten, so wagt man weniger dabei, sie in Bewegung zu setzen, als sie zu schonen". Entspringen daraus kleine Beschwerden und Unbequemlichkeiten, so hat das nichts auf sich; im Gegentheil ist es sehr zweckmäßig, daß der Mensch möglichst früh in die doch unvermeidliche Schule des Leidens eingeführt wird. Schon das Kind muß dulden lernen, wenn es zunächst auch nur die minder erheblichen physischen Leiden zu tragen hat. Man halte diese daher nicht zu ängstlich von ihm ferne, gewöhne es vielmehr bei Zeiten, die nothwendigen Uebel des Lebens ruhig hinzunehmen. Sie werden ihm später um so weniger anhaben, je früher es angefangen hat, ihnen Widerstand zu leisten.

Die Abhärtung des Körpers kann nicht zeitig genug beginnen; er muß schon in den ersten Lebensjahren gegen äußere Einflüsse, namentlich gegen den Wechsel der Temperatur unempfindlich gemacht, auch in der Entbehrung von Speise und Schlaf geübt werden. Rousseau räumt indeß ein, daß es nicht wohl angehen würde, die Sprößlinge seiner Zeitgenossen zu Spartanern machen zu wollen. Er giebt auch zu, daß das Maß und die Weise der Abhärtung von der größeren Stärke oder Schwäche des Kindes abhängen müsse, wie er denn überhaupt seine Vorschriften, ohne daß sie deshalb ihre allgemeine Gültigkeit verlieren, immer nur mit Rücksicht auf die gegebenen Verhältnisse angewandt wissen will. Ueberzeugt, daß die Natur den Menschen mit allen Kräften ausgestattet hat, welche zu seiner Erhaltung nothwendig sind, dringt er darauf, daß dieselben nach der aktiven, wie nach der passiven Seite hin geübt werden. Und zwar hält er es für wesentlich, daß diese Uebung gleich im Beginne des Lebens ihren Anfang nehme. Natürlich können nur die Kräfte entwickelt werden, welche wirklich vorhanden sind, und die gewöhnliche Erziehung versieht es eben darin, daß sie beim Kinde theils Fähigkeiten voraussetzt, die es noch nicht hat, theils die, welche es besitzt, brach liegen läßt. Nun ist das Leben des Kindes zunächst ohne Zweifel ein vorwiegend physisches, und muß daher die körperliche Entwicklung der nächste Gegenstand der Aufmerksamkeit sein. Doch würde man irren, wollte man glauben, daß die geistigen oder seelischen Kräfte in dieser ersten Zeit gar nicht in Betracht kommen.

Rousseau hebt nachdrücklich hervor, daß auch das Leben des Geistes unmittelbar nach der Geburt erwacht. Das Kind fängt an sich zu unterrichten, noch bevor es spricht oder hört; die Erfahrung geht auch hier der Lehre voraus. „In dem Augenblicke, wo es seine Amme erkennt, hat es schon viel gewonnen". Diese ersten Wahrnehmungen der Außenwelt werden ihm indeß lediglich durch das Gefühl vermittelt; es lernt seine Umgebung zunächst nur durch die Empfindungen des Schmerzes und der Freude kennen, welche sie in ihm anregt. Nur sehr allmälig entstehen die bildlichen Vorstellungen, in welchen ihm die Dinge in ihrem selbständigen Dasein entgegentreten. Es bedarf einer geraumen Zeit, bevor sich die äußeren Objekte gleichsam von seinen Augen entfernen, um ihm in bestimmter Ausdehnung und Gestalt sichtbar zu werden. Inzwischen läuft es, da die in Rede stehenden Affektionen beständig wiederkehren, Gefahr, der Herrschaft der Gewohnheit zu verfallen. Die regelmäßige Befriedigung seiner natürlichen Bedürfnisse hat leicht zur Folge, daß es dieselben nicht mehr oder doch nicht blos dann erstrebt, wenn die Nothwendigkeit sie fordert, sondern auch um ihrer selbst willen. Rousseau hält es für sehr wichtig, daß dem vorgebaut werde;

die einzige Gewohnheit, welche er dem Kinde gestatten will, ist die, keine zu haben. Er empfiehlt deshalb dringend, sich ihm gegenüber nicht zu strenge an Zeit und Regel zu binden, vielmehr mit Absicht hin und wieder Ausnahmen und Abweichungen eintreten zu lassen.

Ob er damit nicht das von ihm selbst aufgestellte Grundprinzip der Erziehung, wir meinen das ungehemmte Walten der Natur, in etwa antastet, steht dahin. Man darf indeß nicht übersehen, daß die Natur, welche er zur Geltung bringen will, die menschliche Natur ist, und diese für ihn wesentlich in der persönlichen Freiheit besteht. Er bekämpft die Gewohnheit nicht nur deshalb, weil sie zu den natürlichen Bedürfnissen andere hinzufügt, die es nicht sind, sondern vorzugsweise, weil sie der freien Selbstbestimmung mehr oder minder enge Fesseln anlegt. Diese fern zu halten, thut seiner Ansicht nach vor Allem noth. Zu dem Ende muß von früh an dahin gearbeitet werden, daß das Kind Herr seiner selbst bleibt, und im Stande ist, in allen Dingen seinem Willen zu folgen, sobald es einen solchen hat.

Freilich kommt es für's Erste noch nicht in den Fall, ihn gebrauchen zu müssen. Wohl aber beginnt es allmälig, die Gegenstände in seiner Umgebung zu unterscheiden. Und da kommt nun sehr viel darauf an, daß ihm die Dinge, welche man seiner Wahrnehmung nahe bringt, in richtiger Auswahl und in passender Ordnung vorgelegt werden. Von Natur interessirt sich der Mensch für jeden Gegenstand, welcher ihm neu ist. Er fühlt sich aber so schwach, daß er Alles fürchtet, was er nicht kennt. Es ist deshalb zweckmäßig, ihn schon in frühester Kindheit an den Anblick der verschiedenartigsten Dinge, auch solcher, welche Widerwillen oder Schrecken erregen, zu gewöhnen. Er wird dann vor den später oft so unbequemen Antipathien, vor mancher lästigen Scheu und Furcht bewahrt bleiben. — Da übrigens das Kind nur auf das achtet, was unmittelbar seine Sinne affizirt, so genügt es, ihm den Zusammenhang der sinnlichen Eindrücke mit den Gegenständen, welche sie veranlassen, merkbar zu machen. Man trete daher seinem unruhigen Drange, Alles sehen, berühren und anfassen zu wollen, nicht entgegen. Es gewinnt so eine gewisse Kenntniß von den sinnfälligen Eigenschaften der Körper, die, wie beschränkt sie auch sein mag, doch überaus wichtig ist, zumal sie sich in dem Maße erweitert, in welchem der Anfangs allein thätige Sinn des Gefühls durch die übrigen Sinne unterstützt wird. Werthvoller, als sie selbst, ist vielleicht noch die stärkende und bildende Uebung der Organe, durch welche sie vermittelt wird. Rousseau bemerkt sehr mit Recht, daß die Ausbildung der Sinne zu sehr vernachlässigt werde; die Ueberzeugung, daß „sie es sind, welche dem Geiste den Stoff zu seiner Thätigkeit liefern", stellt ihm die Noth-

wendigkeit ihrer möglichst umfassenden Entwicklung außer Frage. Ebendarum wird er auch nicht müde, dieselbe dem Erzieher an's Herz zu legen, und ihm die Wege anzudeuten, auf welchen sie erreicht werden kann.

Wenn aber die Sorge für die Entwicklung des Körpers und seiner sinnlichen Organe nicht früh genug beginnen kann, so ist es dagegen, wie Rousseau glaubt, sehr überflüssig, schon beim Kinde auch die Bildung des moralischen Sinnes in Aussicht zu nehmen. So lange die sittliche Einsicht fehlt und der prüfende, wählende Verstand noch nicht erwacht ist, kann von Moralität nicht die Rede sein. Die Begriffe gut und böse finden auf die Handlungen des Kindes keine Anwendung, und beruht es auf einem Mißverständnisse, wenn man ihnen diese Epitheta beilegt. Allerdings ist das Kind zum Zorne geneigt, geräth es schnell und leicht in eine leidenschaftliche Aufregung, aber nur dann, wenn man ihm willkürlich in den Weg tritt, es auf die Befriedigung seiner natürlichen Bedürfnisse warten läßt. Es ist oder scheint böse in Folge seiner Schwäche, die ihm nicht gestattet, sich selbst zu verschaffen, was es grade nöthig hat. „Macht es stark und es wird gut sein, denn wer Alles kann, thut gewiß nichts Böses." Ein Ausspruch, der Manchem Anstoß gegeben, unseres Erachtens aber in dem Zusammenhange, in welchem er sich findet, vollkommen begründet ist. Rousseau denkt nicht daran, das Wesen des Guten in die Kraft zu setzen; er weiß sehr wohl, daß die Kraft auch zum Schlimmen verwandt werden kann, und behauptet nur, daß ohne sie auch das Gute unmöglich bleibt, wenigstens lediglich in einem unfruchtbaren Wollen bestehen wird.

Jede Kraft aber erwirbt und stärkt sich nur durch Uebung. Man gewöhne daher das Kind bei Zeiten, sich selbst zu vertrauen, indem man es anleitet, seine Bedürfnisse selbst zu befriedigen und auf die zu verzichten, welche fremden Beistand erfordern. Freilich kann es zunächst die Hülfe seiner Umgebung nicht entbehren, und es ist die Pflicht derselben, sie ihm rechtzeitig zu gewähren, wann und wo es sich um reelle natürliche Bedürfnisse handelt. Sie hüte sich aber, seinen willkürlichen Launen, Einfällen und Phantasien entgegen zu kommen. Es wird ohnehin durch die Gewohnheit, sie zu seinem Dienste geneigt zu finden, veranlaßt, sie beständig für sich in Anspruch zu nehmen. Aus der Schwäche entspringt die Herrschsucht; die launische Tyrannei der Kinder würde von selbst wegfallen, wenn sie nicht überall gehorsame Diener sähen, bereit, ihren Geboten Folge zu leisten. Wie in diesem, so sind auch in den meisten anderen

Fällen die schlimmen oder bösen Eigenschaften des Kindes die Folge einer verkehrten Erziehung. Zuweilen freilich haben sie einen ganz natürlichen, an sich unverfänglichen Ursprung. So geht die oft bemerkte Lust am Zerstören nicht aus einem bösen Triebe, sondern aus dem Drange nach Thätigkeit hervor, der stets auf Veränderung des Gegebenen abzielt und sich da, wo er größer ist, als das vorhandene Maß der Kraft, vorzugsweise in der Trennung und Auflösung, als der leichtesten Art der Umbildung, befriedigt. Es wäre ungerecht, das Kind für die Folgen seines deplacirten Eifers verantwortlich zu machen. Vielmehr ist es die Aufgabe des Erziehers, dieser natürlichen Neigung den geeigneten Stoff und Wirkungskreis zu bieten.

Ohne Zweifel hat Rousseau Recht: man wirkt dem Zerstörungstriebe, mag er nun in der menschlichen Natur begründet sein oder nicht, gewiß dadurch am besten entgegen, daß man dem Kinde Gelegenheit giebt, seine Neigung zur positiv schaffenden Thätigkeit zu entfalten. Ebenso richtig ist, was er über die Anleitung zum Sprechen bemerkt. „Das Kind, wenn es zu sprechen beginnt, darf nur solche Worte hören, die es verstehen und deutlich artikuliren kann.“ Eine Bedingung, welche nur selten erfüllt wird. In der Regel spricht man ihm ohne Wahl und Unterschied eine Menge von Ausdrücken vor, deren Inhalt ihm ferne liegt, und deren Laute es noch nicht nachzubilden vermag. Die Folge ist jene leidige allgemein verbreitete Gewohnheit, sich und Andere mit leeren, nichtssagenden Worten abzuspeisen. Dazu kommt, daß das Kind, unfähig, den wahren Sinn der Worte zu verstehen, ihnen eine falsche oder halbwahre Bedeutung unterlegt, die später nur selten berichtigt und so eine Quelle vielfacher Irrthümer wird. Der in frühester Jugend gesammelte Vorrath von Worten und Vorstellungen ist für die künftige Entwicklung des Gedankenlebens von der größten Wichtigkeit. Wer nicht von Hause aus gewöhnt worden, die sprachlichen Ausdrücke in ihrem wahren Inhalte scharf und genau aufzufassen, wird sich auch in der Folgezeit nur in unbestimmten Vorstellungen und unklaren Begriffen ergehen. Ebensowenig wird Jemand, den nicht schon die ersten Sprechübungen dazu befähigt haben, dahin gelangen, die sprachlichen Laute präzis und deutlich wiederzugeben. Es empfiehlt sich daher, Maß und Zahl der Worte, welche man dem Kinde zu Gehör bringt, möglichst zu beschränken, und sie so auszuwählen, daß ihr Inhalt seinem Verständnisse, ihre lautliche Beschaffenheit aber dem Grade der Entwicklung entspricht, zu welchem seine Sprachwerkzeuge gelangt sind. Man spreche weder zu viel mit ihm, noch dränge man es, selbst zu sprechen. Es bedarf einer geraumen Zeit, um sich das Gehörte wahrhaft, nicht blos scheinbar anzueignen.

Die Natur geht eben ihren eigenen langsamen Gang, den man

nicht durch Anwendung künstlicher Mittel darf beschleunigen wollen. Rousseau verwirft deshalb auch die Vorkehrungen, durch welche man dem Kinde vor der Zeit auf die Beine zu helfen bemüht ist. Sind sie nicht gradezu schädlich, so doch jedenfalls überflüssig; das Kind lernt schon von selbst gehen, wenn ihm der freie Gebrauch seiner Glieder gestattet wird. — Um dieselbe Zeit aber, wo sich Zunge und Beine in Bewegung setzen, brechen die Zähne hervor. Ihr Erscheinen bezeichnet den Augenblick, in welchem das Kind sich auch in Bezug auf die Nahrung zu emancipiren beginnt. Ueberhaupt eröffnet sich ihm mit der dreifachen Funktion des Sprechens, Gehens und Essens eine neue Periode des Lebens, welche, ungleich wichtiger und bedeutsamer als das erste einleitende Stadium, mit besonderer Sorgfalt behandelt werden muß (Emile, L. II).

Bis dahin war das Kind nicht viel mehr, als es im Schoße der Mutter gewesen. Immer noch stand es in enger Verbindung mit dem fremden Leben, von welchem es sich ursprünglich abgelöst, und vor wie nach in jeder Beziehung abhängig blieb. Ohne eigene Empfindungen und Vorstellungen, nur erst vorübergehenden sinnlichen Affektionen zugänglich, fehlte ihm selbst noch das Gefühl des eigenen selbständigen Daseins. Jetzt aber erwacht mit der zunehmenden Kraft das Bewußtsein derselben, als eines eigenthümlichen Besitzes; das erstarkende Gedächtniß setzt das Ich in den Stand, sich in jedem Augenblicke in seiner Identität wiederzufinden. Das Kind fängt an, sich als ein bestimmtes Einzelwesen zu fühlen, dessen Existenz von allen anderen geschieden ist; es wird wahrhaft eines, dasselbe, und ebendarum auch fähig, *Glück und Unglück an sich zu erfahren*.

Es ist nicht zufällig, daß Rousseau grade an diesen Punkt seine weiteren Erörterungen anknüpft. Selbst des Glückes bedürftig, voll tiefer Sehnsucht nach einem in sich befriedigten Dasein, sieht er in ihm auch ein allgemeines Bedürfniß der Menschen, ja das wahre und einzige Ziel ihres Strebens. Freilich bekennt er sich nicht zu dem gewöhnlichen Eudämonismus, welcher nur auf Lust und Freude, auf ein vorwiegend sinnliches Behagen gerichtet ist. Das Glück, wie er es im Auge hat, schließt weder die schwere Last des Leids und der Trauer, noch die harte Arbeit des sittlichen Wirkens aus. Er fordert die *volle* Entfaltung *aller* menschlichen Kräfte und Anlagen, er will ihre *allseitige* Bethätigung in der *Totalität* des Lebens, aber er will sie doch *zum Zwecke des Selbstgenusses*. Ohne Frage giebt er dem Leben eine höhere und um-

fassendere Bedeutung, steckt er ihm reinere und edlere Ziele, als die meisten seiner Zeitgenossen. Aber er ist ebenso wie sie überzeugt, daß der Mensch lebt, um glücklich zu sein. Eben deshalb drängt sich ihm beständig die Frage auf, wie der Mensch selbst, und wie sein Leben beschaffen sein müsse, damit es ihm ein möglichst großes Maß von Glück darbieten könne.

Dieser eudämonistische Gesichtspunkt, welcher in allen Rousseau'schen Schriften hervortritt, beherrscht auch seine Pädagogik. Es ist seiner Ansicht nach die Aufgabe der Erziehung, den Menschen in den Stand zu setzen, sich in jedem Augenblicke seines Lebens zu freuen, zu dem wahren und vollen Genusse seines Daseins zu gelangen. Sie zu lösen, dünkt ihm nicht grade schwer, denn „das Leben ist, wenn es naturgemäß verläuft, in jeder Phase seiner Entwicklung ein Gut, welches man nur zu ergreifen braucht, um es zu besitzen und zu genießen". Es kommt nur darauf an, daß man es nimmt, wie es ist, und nicht von ihm verlangt, was es nicht zu bieten vermag. Gilt das immer und überall, so ganz besonders von den verschiedenen Lebensaltern, durch welche der Mensch hindurchgeht. Sie alle bieten ihm eine Fülle von Genüssen, wenn er sich innerhalb ihrer natürlichen Schranken hält, nicht mit seinen Wünschen und Hoffnungen über sie hinaus-, oder mit seinen Erinnerungen hinter sie zurückgeht.

Fragt man, wie das Kind, fähig, Glück und Unglück zu empfinden, vor dem einen zu bewahren, ihm das andere zu sichern ist, so antwortet Rousseau: dadurch, daß man ihm gestattet, das zu sein, was es ist. Von diesem kindlichen Dasein aber entwirft er ein so reizendes Gemälde, daß Niemand, der dasselbe näher betrachtet, umhin kann, es in seinem Kreise verwirklicht zu wünschen. Seine Deduktionen mögen nicht immer überzeugen, seine Schilderungen reißen jedes fühlende Herz mit sich fort. Selten hat die Welt der Kinder einen so beredten Anwalt gefunden; wenn sie sich heut zu Tage freier bewegen, wenn sie fröhlicher, glücklicher sein darf, als vordem, so verdankt sie das zumeist seiner warmen, ernst mahnenden Fürsprache. Freilich ist diese auch gegenwärtig noch nicht ganz überflüssig; immer noch trifft in etwa der herbe Vorwurf, „daß unsere pedantische Erziehung die Gegenwart der Kinder einer ungewissen Zukunft opfert, daß sie das Kind mit Fesseln jeder Art belastet, damit anfängt, es elend zu machen, um ihm in weiter Ferne man weiß nicht welches angebliche Glück zu bereiten, dessen es sich wahrscheinlich nie erfreuen wird". Immer noch „unterwirft man die armen Kleinen einem unerträglichen Joche, verurtheilt sie, wie Galeerensklaven, zu beständigen Arbeiten. Das Alter des Frohsinnes geht nicht selten unter Thränen, Drohungen und Züchtigungen vorüber. Man quält die

Unglücklichen zu ihrem eigenen Besten, und man sieht den Tod nicht, welchen man herbeiruft“. Stirbt doch ohnehin die Hälfte der Kinder, bevor sie das Jugendalter erreichen. Warum ihnen denn den Genuß der kurzen Frist rauben, die so schnell dahin ist? Sorge man doch lieber dafür, daß sie sich des Lebens erfreuen können, sobald sie dazu im Stande sind. Zu dem Ende liebe man sie um ihrer selbst, nicht blos um deswillen, was dereinst aus ihnen werden mag. Man pflege ihre Spiele, ihre kleinen Freuden, ihre liebenswürdigen Neigungen. Die Freiheit, welche man ihnen gestattet, braucht deshalb nicht in Zügellosigkeit auszuarten; es ist nicht nöthig, sie zu verwöhnen, wenn man sie glücklich machen will.

Wer im Kinde nur den gereiften Menschen sieht, zu welchem es sich im Laufe der Zeit vielleicht entwickeln wird, opfert seine Gegenwart einer zweifelhaften Zukunft. Wer in ihm vor Allem das Kind sieht, giebt ihm den Genuß seines gegenwärtigen Daseins und sichert zugleich sein künftiges Glück, soweit das überhaupt möglich ist. Denn „Jedem den ihm angemessenen Platz anweisen, und ihn an der Stelle festhalten, welche ihm in der Ordnung der Dinge zukommt, ist Alles, was wir zur Begründung seiner Wohlfahrt thun können. Das Uebrige hängt von Ursachen, die uns fremd und unbekannt, von Kräften und Verhältnissen ab, über welche wir keine Gewalt haben“. — Wir kennen, fährt Rousseau fort, kein absolutes Glück oder Unglück. Alles ist gemischt in diesem Leben; wir haben keine reinen Empfindungen und bleiben kaum einen Augenblick in demselben Zustande. Die Affektionen der Seele sind in einem beständigen Flusse begriffen, und wenn uns Glück und Unglück gemeinsam sind, so eignen sie uns doch in einem sehr verschiedenen Maße. Stets aber ist die Zahl der Leiden größer, als die der Freuden, und eben darum das irdische Glück des Menschen ein negativer Zustand; man muß es abmessen nach der geringeren Menge von Uebeln, welche es mit sich bringt.

Nun entspringt alles Leid aus dem Mißverhältnisse, in welchem unsere Kräfte zu unseren Begierden stehen. Wir fühlen uns unglücklich, wenn und weil wir entbehren müssen, was wir zu besitzen wünschen. Dieser Widerspruch zwischen Wollen und Können ist aber keineswegs von Hause aus vorhanden. Die Natur giebt dem Menschen ursprünglich nur die Begehrungen, welche zu seiner Selbsterhaltung nothwendig sind, und nur so viele Kräfte, als zu deren Befriedigung ausreichen. Alle übrigen legt sie in der Tiefe seiner Seele gleichsam in Reserve, damit sie sich hier entwickeln, wenn er ihrer bedarf. In diesem primitiven Zustande stehen somit Kraft und Streben im Gleichgewichte, und so lange das der Fall, ist der Mensch nicht unglücklich. Sobald aber die Reservekräfte anfangen,

wirksam zu werden, erwacht auch die Phantasie, die thätigste von allen, und eilt den übrigen voraus. Sie ist es, die den Umfang des Möglichen im Guten, wie im Schlimmen erweitert, die unausgesetzt neue Begierden erweckt und nährt, indem sie die Befriedigung derselben hoffen läßt. Diese Hoffnung aber erweist sich als eine Täuschung; die Gegenstände unserer Wünsche entfliehen schneller, als wir sie verfolgen können. Und glauben wir, sie zu erhaschen, so verwandeln sie sich, um uns in eine weitere Ferne zu locken. Was wir erreicht haben, wir sehen es kaum und achten es für nichts, während das Reich unserer Wünsche sich immer mehr ausdehnt. So erschöpfen wir uns, ohne an das Ziel gelangen zu können, und je mehr wir dem Genusse abgewinnen, um so weiter entfernt sich das Glück. Wollen wir es festhalten, so müssen wir die Macht der Phantasie beschränken, und die Welt der Einbildung in möglichst enge Grenzen einschließen. Befriedige sich ein Jeder in dem Kreise, in welchen er einmal gestellt ist, in der Beschränkung liegt seine Kraft; wünscht er nur, was er erreichen kann, so wird er nie den Schmerz der Entbehrung erfahren.

Die eigene Kraft ist das einzige Maß der Freiheit und darum auch des wahren Glücks. Wer der fremden Hülfe bedarf, wird abhängig von dem, welcher sie leistet; wahrhaft frei ist nur Derjenige, welcher will, was er kann, und thut, was ihm beliebt. Die Freiheit aber ist eine nothwendige Bedingung des menschlichen Glücks; ohne sie, die den Kern seines Wesens ausmacht, kann der Mensch sich nie und nirgends zufrieden fühlen. Doch darf sie nicht, wie es oft genug geschieht, mit dem persönlichen Belieben oder der subjektiven Willkür verwechselt werden. Sie gestattet so wenig eine Entbindung von den Gesetzen der natürlichen, wie von den Pflichtgeboten der sittlichen Weltordnung, daß sie vielmehr die unbedingte und bewußte Anerkennung der einen, wie der anderen voraussetzt. Ja sie besteht, von ihrer positiven Seite aufgefaßt, wesentlich in der Fähigkeit, jenen Gesetzen und Geboten selbstthätig Folge zu leisten. Diese Fähigkeit aber ist ihrerseits an die volle Selbständigkeit des persönlichen Willens geknüpft. Die Freiheit hat insofern auch den negativen Sinn der Freiheit von jedem Zwange, welchen ein fremder Wille der Selbstbestimmung des eigenen Willens auflegen könnte. Frei im Sinne Rousseau's ist daher nur, wer unabhängig von dem Meinen und Wollen Anderer, sich gemäß den Gesetzen seiner physischen und moralischen Natur immer und überall selbst bestimmt. Zu solcher Freiheit aber wird der Mensch selten oder nie gelangen, wenn er nicht in ihrem Geiste und für sie erzogen wird.

Die Abhängigkeit von Anderen wächst mit der Zahl und dem Umfange unserer Bedürfnisse; sie wird in demselben Maße geringer,

in welchem wir ihre Mitwirkung zur Erfüllung unserer Wünsche entrathen können. Will man also dem Kinde die unentbehrliche Freiheit sichern, so sorge man dafür, daß es möglichst wenige und nur solche Bedürfnisse hat, zu deren Befriedigung die eigene Kraft ausreicht. Dieselbe wird aber um so eher genügen, je weniger es veranlaßt wird, aus seinem eigenthümlichen Lebenskreise herauszutreten. Man gestatte ihm, sich innerhalb desselben mit voller Freiheit zu bewegen; dagegen versperre man möglichst die vielen Ausgänge, welche aus ihm herausführen. Bleibt es in den Grenzen der Kindheit, so genügt es sich selbst, ist es so frei und unabhängig, wie es überhaupt sein kann. Denn freilich, eine absolute Freiheit darf der Mensch in keiner Periode seines Lebens erwarten, und es ist deshalb heilsam, daß er schon als Kind auf sie verzichten lernt, schon in jungen Jahren seiner Schwäche und der auf ihr beruhenden Abhängigkeit inne wird. Doch kommt es darauf an, daß er sich nur von den Dingen und Verhältnissen, nicht von den Menschen abhängig fühlt. „Die Abhängigkeit von den Dingen, welche außerhalb der sittlichen Sphäre liegt, beeinträchtigt die Freiheit durchaus nicht, und erzeugt keine moralischen Gebrechen; die Abhängigkeit von den Menschen dagegen, weil sie der sittlichen Ordnung widerstrebt, ruft alle möglichen Laster hervor, denn sie hat stets zur Folge, daß sich Herr und Sclave gegenseitig corrumpiren".

Rousseau verlangt daher, daß man die Anweisungen, welche man dem Kinde für sein Thun und Lassen ertheilt, nicht als Ausflüsse eines fremden Willens, sondern als nothwendige Consequenzen der gegebenen Verhältnisse erscheinen lasse. „Stellt seinen unbescheidenen Wünschen immer nur physische Hindernisse, seinen Ausschreitungen immer nur Strafen entgegen, die aus den Handlungen selbst hervorgehen. Es ist gut, daß es das harte Joch der Nothwendigkeit, welche die Natur dem Menschen auflegt, empfindet. Doch darf ihm dasselbe nur in den Dingen, nicht in den menschlichen Launen entgegentreten. Nicht die Autorität, sondern die Gewalt muß den Zügel abgeben, welcher es in Schranken hält. Verbietet ihm auch nicht, das Böse zu thun; es genügt, wenn ihr es daran verhindert. Erfahrung und Ohnmacht müssen ihm die Stelle des Gesetzes vertreten. Bewilligt ihm nichts, weil es fordert, sondern nur, was es bedarf. Was ihr ihm aber zugesteht, gewährt es gleich Anfangs, ohne vorgängige Bitten, und vor Allem ohne Bedingungen. Es darf nicht wissen, was Gehorsam ist, wenn es selbstthätig auftritt; aber ebensowenig, was Herrschaft ist, wenn Andere sich in seinem Interesse bemühen. Die Freiheit, deren es im eigenen Thun inne wird, muß ihm zugleich in den Handlungen seiner Erzieher entgegentreten".

Die Erziehung Rousseau's schließt somit alle Ge- und Verbote aus; die Ausdrücke befehlen und gehorchen, Pflicht und andere der Art sind seiner Ansicht nach aus dem Wörterbuche des Kindes zu streichen. Um so öfter muß dagegen von Nothwendigkeit, Gewalt der Verhältnisse, von Zwang und Unvermögen die Rede sein. „Man darf sich nicht mit der Erziehung eines Kindes befassen wollen, wenn man es nicht einzig und allein vermittelst der Gesetze des Möglichen und Unmöglichen dahin zu lenken versteht, wohin man es eben lenken will". Da ihm diese Gesetze unbekannt sind, steht es dem Erzieher jederzeit frei, die Grenzen des Möglichen und Unmöglichen nach Belieben auszudehnen oder einzuengen. Er ist so stets in der Lage, das Kind durch das Band der Nothwendigkeit zu fesseln, es durch Berufung auf sie vorwärts zu treiben oder zurückzuhalten, ohne daß er deshalb ein unwilliges Widerstreben zu befürchten hätte. Denn „es liegt in der Natur des Menschen, daß er die von den Dingen ausgehende Nothwendigkeit ruhig erträgt, nicht aber den feindlichen Willen eines Andern". Freilich ist es ein gewöhnlicher Irrthum der Eltern und Erzieher, zu glauben, daß sie dem Kinde die höhere Berechtigung ihres Willens durch Hinweisung auf ihre bessere Einsicht plausibel machen, es von der Pflicht des Gehorsams durch Gründe und Beweise überzeugen könnten. Indeß, „der Gehorsam läßt sich nicht lehren", und die Motive verständiger Einsicht bleiben unverständlich, so lange diese Einsicht noch nicht erwacht ist. Sie ist aber unter allen Anlagen des Menschen die, welche sich am spätesten und nur nach den größten Anstrengungen entwickelt. Mittelst ihrer ein Kind erziehen wollen, heißt daher mit dem Ende anfangen, und den Zweck der ganzen Erziehung zu einem Mittel derselben verwenden. Schlimmer noch ist, daß die Kinder, weil man zu ihnen eine Sprache spricht, welche sie nicht verstehen, gewöhnt werden, sich mit leeren Worten zu begnügen, Alles, was ihnen gesagt wird, zu controliren, sich für eben so klug, wie ihre Lehrer zu halten, und so geschwätzige, widerspänstige Rechthaber werden. Auch täuscht man sich, wenn man durch vernünftige Vorstellungen etwas von ihnen zu erlangen meint; die Wirkung, welche sie etwa haben, geht nicht von ihnen aus, sondern ist die Folge der Versprechungen, Schmeicheleien oder Drohungen, welche man ihnen stets zugesellen muß.

„Es ist einmal nicht die Sache des Kindes, das Gute und das Böse zu erkennen, den Grund der menschlichen Pflichten einzusehen". Ohne diese Einsicht aber wird jede auferlegte Pflicht zu einer drückenden Last, die man nie um ihrer selbst willen, sondern nur aus einem egoistischen Interesse der Furcht oder der Hoffnung erträgt, und abschüttelt, sobald es ohne Einbuße und Gefahr geschehen kann. Das Kind gehorcht nicht, weil es sich dazu verpflichtet glaubt, sondern

lediglich, weil es weiß, daß der Gehorsam ihm Nutzen, der Widerstand Nachtheil bringt. Es fügt sich dem fremden Willen, so lange es eben nicht anders kann, ist aber, zumal er in der Regel den eigenen Wünschen widerspricht, beständig bereit, ihn zu umgehen, und heimlich zu thun, was offen nicht geschehen darf. Es wird falsch, heuchlerisch, lügenhaft, um der Strafe zu entgehen oder Belohnungen zu erpressen; es lernt die geheimen Motive des Eigennutzes, durch welche es im Grunde allein bestimmt wird, durch den Schein bereitwilliger Fügsamkeit verdecken. Zugleich flößt ihm die stete Mahnung an Pflichten, die es nicht als die seinigen erkennt, eine beständig wachsende Abneigung gegen die Tyrannei der Erzieher ein, welche so mit seiner liebevollen Anhänglichkeit auch das rückhaltlose Vertrauen einbüßen, ohne welches sie keine richtige Einsicht in den Charakter ihres Zöglings erlangen, also auch ihre Aufgabe nicht befriedigend lösen können.

Rousseau hat gewiß Recht, wenn er weder dem verständigen Raisonnement, noch der Moralpredigt unter den Erziehungsmitteln der Kindheit eine Stelle einräumen will. Man muß ihm ebenso zustimmen, wenn er es höchst auffallend findet, daß zur besseren Leitung der Kinder „Wetteifer, Eifersucht, Neid, Eitelkeit, Furcht, Begehrlichkeit, kurz alle die Neigungen und Leidenschaften in Bewegung gesetzt werden, welche vorzugsweise geeignet sind, die Seele zu verderben, noch bevor der Körper sich entwickelt hat". Es ist allerdings so, wie er behauptet: „mit jeder vorzeitigen Lehre, welche man dem Kopfe des Kindes einprägt, pflanzt man seinem Herzen ein Laster ein; man macht es böse, um ihm zu zeigen, was sittliche Güte ist". Kein Wunder, wenn die Frucht solcher Erziehung den Erwartungen nicht entspricht, und dann die N a t u r des Menschen für das verantwortlich gemacht wird, was die Thorheit seiner Leiter gesündigt hat. Rousseau ist überzeugt, daß es im menschlichen Herzen keine ursprüngliche Verkehrtheit giebt. Der Glaube an eine angeborne Neigung zum Bösen gilt ihm als ein leerer Wahn, der aber insofern höchst verderblich wirkt, als er Diejenigen, welche an ihm festhalten, veranlaßt, die Natur des Menschen zu bekämpfen, ihn so mit ihr und mit sich selbst in Widerspruch zu bringen, und damit grade zu dem bösen Wesen zu m a c h e n, als welches sie ihn von vornherein auffassen. Nach seinem Dafürhalten hat der Mensch von Natur nur e i n e Leidenschaft, die Selbstliebe. Diese ist an sich oder für den Menschen selbst gut und nützlich, und „da sie in keiner nothwendigen Beziehung zu Anderen steht, in sittlicher Rücksicht indifferent". Sie w i r d gut oder böse lediglich durch die Richtung, welche man ihr giebt, durch die Beziehungen, in welche man sie eingehen läßt. Damit aber die unschuldige Eigenliebe sich nicht in eine schuldvolle

Selbstsucht verwandle, muß sie durch die Vernunft geleitet und geregelt werden, was natürlich erst möglich ist, wenn die letztere ihre Thätigkeit begonnen hat. Solange sie noch schlummert — und die Kindheit ist der Schlaf der Vernunft — darf das Thun und Lassen des Menschen, falls er seine primitive Güte bewahren soll, durch keine außerhalb seiner Natur liegende Rücksicht bestimmt, nicht von socialen Beziehungen und sittlichen Normen, wie die Gemeinschaft mit anderen Menschen sie herbeiführt, abhängig gemacht werden. Das Kind folge daher lediglich seinen natürlichen Antrieben; „es thue nichts, weil es gesehen oder gehört, gelobt oder getadelt wird, sondern immer nur das, was die Natur von ihm fordert; man darf dann sicher sein, daß es nichts Böses thun wird".

Indeß weiß Rousseau sehr wohl, daß es unmöglich ist, das Kind von jeder Verbindung mit seinen Nebenmenschen fern zu halten. Wie enge der Kreis auch sein mag, in welchem es sich bewegt — und es ist nothwendig, ihn möglichst zu beschränken — es tritt doch zu Eltern, Nachbarn, Dienern in mannigfache Beziehungen. Es sieht und hört, was seine Umgebung sagt und thut, und wenn die moralische Lehre oder Vorschrift wirkungslos bleibt, Charakter und Haltung der Personen, in deren Mitte es lebt, üben einen großen und nachhaltigen Einfluß. Will man daher seine sittliche Bildung begründen oder fördern, so trage man Sorge, daß die Menschen, welche ihm nahe treten, und die Verhältnisse, in welche es eingeht, den sittlichen Anforderungen entsprechen. Dabei kommt es natürlich vor Allem auf den Erzieher selbst an. „Wer es wagt, einen Menschen bilden zu wollen, muß sich zuvor selbst zum Menschen gebildet haben; er muß in sich das Beispiel finden, dem er nachstreben soll". Auch „wird er niemals Herr des Kindes sein, wenn er nicht seine ganze Umgebung beherrscht, und diese Autorität kann nur da ausreichen, wo sie auf der Achtung vor der Tugend, auf Wohlwollen und Zuneigung beruht". Der Erzieher bestrebe sich deshalb, die Liebe und Werthschätzung der ihm nahe Stehenden durch ein tadelloses Leben und eine thätige Theilnahme an ihrem Wohl und Wehe zu erwerben. „Er sei gerecht, menschenfreundlich, zum Wohlthun geneigt und bereit; er versöhne die Entzweiten, tröste die Traurigen, unterstütze die Dürftigen; er erkläre sich laut zum Anwalte der Schwachen, die der Mächtige unterdrückt, und mache zu ihren Gunsten allen Einfluß geltend, welchen die Familie seines Zöglings etwa besitzt. Er wird dann erfahren, daß wer die Menschen liebt, auch von ihnen geliebt wird, daß sie dem dienen, welcher ihnen dient, und ihm kindlich ergeben sein werden, wenn er sie wie seine Brüder behandelt".

Der Zögling, welcher das Leben eines solchen Mentors beständig vor Augen hat, kann der moralischen Unterweisung entbehren.

Das gute Beispiel wird seine heilsame Wirkung nicht verfehlen, vorausgesetzt, daß jedes schlechte fern gehalten wird. Freilich geht es nicht wohl an, das Kind vor der Wahrnehmung des Bösen ganz zu bewahren. Wohl aber kann der Eindruck desselben abgeschwächt und unschädlich gemacht werden, wenn man es unter einen einfachen, dem kindlichen Geiste angemessenen Gesichtspunkt stellt, von welchem aus es seine Anziehungskraft verliert. So wird, meint Rousseau, das Kind sich immer nur mit Widerstreben seinen leidenschaftlichen Aufwallungen überlassen, wenn man es gewöhnt hat, die heftigen Erregungen Anderer als Zeichen und Folgen krankhafter Zustände zu betrachten. Denn da ihm die unangenehmen Wirkungen der Krankheit aus eigener Erfahrung bekannt sind, wird es sich vor Allem hüten, was ihr seiner Ansicht nach ähnlich oder verwandt ist.

Kann sie ohne wesentliche Beeinträchtigung der Wahrheit geschehen, so läßt sich gegen diese Zurückführung des moralisch Bösen, welches dem Kinde nach Ursprung und Bedeutung ferne liegt, auf ein ihm bekanntes physisches Uebel nichts einwenden. Uebrigens erkennt doch auch Rousseau an, daß es unter Umständen möglich und selbst nothwendig ist, den Zögling schon in frühen Jahren auf direktem Wege in die Sphäre der sittlichen Ideen und Verhältnisse einzuführen. So „muß man sich bei heftigen Naturen, deren angeborne Wildheit bei Zeiten hervortritt, beeilen, sie zu Männern zu machen, damit man nicht genöthigt ist, ihnen Fesseln anzulegen“. Auch sind moralische Lehren da früher am Orte, wo das Kind inmitten eines complicirten gesellschaftlichen Lebens aufwächst, oder eine ungewöhnliche geistige Begabung verräth, was freilich weit seltener der Fall ist, als die Eltern glauben, und erst für ausgemacht gelten darf, wenn es zweifellos feststeht. Kann aber der Zögling der ethischen Begriffe nicht länger ohne Gefahr entrathen, so beschränke man ihre Kenntniß auf das augenblickliche Bedürfniß, und suche sie ihm nicht in einer unfruchtbaren Doktrin, sondern dadurch zu vermitteln, daß er ihre Wahrheit und praktische Geltung an sich selbst erfährt. Rousseau begnügt sich hier so wenig, wie anderswo, mit der bloßen Vorschrift, macht vielmehr zugleich an Beispielen deutlich, wie dieselbe ausgeführt werden kann. Er zeigt u. A. auf eine sehr sinnreiche Weise, wie das Kind mit dem Begriffe und der Heiligkeit des Eigenthums, wie mit dem Werthe und der Bedeutung der Verträge vertraut zu machen ist, ohne daß man deshalb aus dem kindlichen Vorstellungs- und Lebenskreise herauszutreten braucht.

Dieser Kreis wird aber ohne Zweifel überschritten, wenn man es zur Ausübung von Tugenden anleitet, die es nicht haben kann, weil sie ein reiferes Alter voraussetzen. Die Folge solcher Versuche

ist, daß es grade die Laster annimmt, vor welchen man es bewahren möchte, oder sich doch gewöhnt, den Schein der Tugend für ihr Wesen, und damit sie selbst für eine gleichgültige Uebung zu halten. So wird, wie Rousseau nachweist, die Neigung zur Lüge grade dadurch geweckt und verstärkt, daß man dem Kinde die ihm unverständliche Pflicht, die Wahrheit zu reden, beständig einschärft oder fühlbar macht. Die Lüge ist ihm durchaus nicht natürlich; es hat im Gegentheile ein großes Interesse daran, Diejenigen nicht zu täuschen, auf deren Beistand es angewiesen ist. Es lügt nur, wenn und weil es dazu durch das Gesetz des Gehorsams und seine lästigen Consequenzen gezwungen wird. — Auch irrt man sehr, wenn man glaubt, das Kind zur Frömmigkeit zu erziehen, wenn man es möglichst frühe in die Kirche führt oder Gebete murmeln läßt. Vielmehr wird auf diesem Wege nur religiöse Indifferenz, ja ein entschiedener Widerwille gegen Alles erzeugt, was die Gottheit und ihre Verehrung betrifft.

Ebenso bedenklich ist es, das Kind zu Handlungen der Wohlthätigkeit anzuleiten. Sie geziemen nur dem Manne, welcher den Werth dessen, was er giebt oder thut, kennt, und das Bedürfniß zu schätzen weiß, welchem er abhilft. Das Kind darf sie nicht nachäffen wollen; es muß im Gegentheile wissen, daß es noch nicht würdig ist, sie auszuüben. Man thue das Gute in seiner Gegenwart, aber man nehme ihm Mittel und Anlaß zur Nachahmung, denn es ist von der größten Wichtigkeit, daß es die Ausübung der höchsten menschlichen Pflichten nicht als eine kindische Spielerei ansehen lernt. Die einzige moralische Vorschrift, welche seinem Alter geziemt, ist die, nie irgend wem etwas Böses zuzufügen. Gelingt es, ihre stete Beobachtung durchzusetzen, so darf man sich vollkommen beruhigen. Rousseau hält dafür, daß es überhaupt um die Menschen und ihr gesellschaftliches Zusammenleben besser stände, wenn sie sich auf die Befolgung dieser negativen Maxime beschränken wollten. Selbst die positive Vorschrift, das Gute zu thun, muß ihr seiner Ansicht nach untergegeordnet bleiben, wenn sie nicht falsch und widersinnig werden soll. Denn „Gutes thut am Ende Jedermann, auch der Böse; nur macht er Einen glücklich auf Kosten von hundert Unglücklichen, und grade darin liegt die Quelle unserer socialen Leiden".

Man darf dem kindlichen Alter nicht aufdrängen, was ihm seiner Natur nach fremd ist. So lange es andauert, schlummert das sittliche Bewußtsein. Man gönne ihm diese Ruhe, damit es sich zu seiner Zeit um so kräftiger und wirksamer bethätige. Es giebt nun einmal keine wahre Sittlichkeit, weder in der Gesinnung, noch in

den Handlungen, ohne die freie Selbstbestimmung nach vernünftiger Einsicht. Von einer solchen aber kann beim Kinde nicht die Rede sein; man wird sich stets vergeblich bemühen, ihm den Verstand, die Ueberlegung, das besonnene, umsichtige Urtheil des Mannes anzueignen. Unfähig, allgemeine Begriffe aufzufassen, ist es noch weit weniger im Stande, ihre mannigfachen Beziehungen zu verstehen. Zwar scheint es zuweilen, als ob es Dinge und Verhältnisse, welche außerhalb seines Horizontes liegen, zu begreifen und sogar zu beurtheilen vermöge. Aber man läßt sich eben durch den Schein täuschen. Sein zartes, glattes Gehirn wirft, wie ein Spiegel, alle Gegenstände zurück, die ihm vorgeführt werden. Indeß nichts haftet, nichts dringt ein. Es behält die Worte, der Sinn bleibt ihm fremd, und während es selbst von Denjenigen, welche ihm zuhören, verstanden wird, versteht es sie durchaus nicht. Was für den Erwachsenen ein beziehungsvoller Begriff, ist ihm ein inhaltloses Zeichen, oder ein die sinnliche Erscheinung reflektirendes Bild. Es besitzt die Fähigkeit, Vorstellungen zu bilden, aber es kann weder denken, noch urtheilen. Eben deshalb hat es auch kein eigentliches Gedächtniß. Denn wie verschieden Gedächtniß und Urtheilskraft auch sind, das eine entwickelt sich wahrhaft doch nur in Gemeinschaft mit der anderen.

Rousseau hält daher die Uebungen, durch welche man das Gedächtniß der Kinder zu bereichern meint, für eine nutzlose Plage. Sie vermitteln ihm lediglich eine Menge von leeren Worten und Zeichen, welche die erst später möglich werdende Aneignung von gehaltreichen Begriffen verhindern. — Weniger noch kann er sich mit den Versuchen befreunden, die darauf abzielen, den Geist des Kindes durch Einführung in eine ihm völlig unangemessene Thätigkeit zu entwickeln. Er erklärt sich entschieden gegen den Unterricht, wie er gewöhnlich ertheilt wird, verwirft sowohl die Methode desselben, wie die Gegenstände, welche er zu umfassen pflegt. Das Kind ist nach seiner Meinung weder zu dem Studium fremder Sprachen, noch zu dem der Geschichte, Geographie oder Mathematik geeignet. Jede dieser Wissenschaften setzt, um mit Verständniß und Erfolg betrieben zu werden, die lebendige Wirksamkeit des Denkvermögens voraus. So lange diese fehlt, ist die Beschäftigung mit ihnen zwecklos, und nur eine Qual für den Lehrer, wie für den Lernenden. „Es giebt keine Wissenschaft, die dem Kinde zugänglich wäre, falls sie nicht lediglich in Worten besteht". Worte auch sind es nur, eine confuse Sammlung von Zeichen und Namen, die es als Frucht seiner vorzeitigen Studien davonträgt. Schlimmer noch ist, daß die Leiden, welche sie ihm bereiten, in der Regel eine tiefwurzelnde Abneigung zur Folge haben, die eine Rückkehr zu ihnen in späterer Zeit unmöglich macht.

Erinnern wir uns, daß Rousseau nicht einzelne hochbegabte und frühreife Individuen, sondern stets das normale Gros der Menschen vor Augen hat, und wir werden zugeben müssen, daß seine Ansicht durch die Erfahrung vielfach bestätigt wird. Auch giebt es heutzutage kaum Jemanden, der da glaubt, daß die Wissenschaft als solche dem Kinde gelehrt werden könne, oder bestreitet, daß eine Methode des Unterrichtes, die ihm ihren Gegenstand in seinem vollen und wahren Inhalte, durchaus sachgemäß vermitteln will, falsch ist. Wohl aber hält man daran fest, daß es thunlich und zweckmäßig sei, das Kind in einer seinem Alter entsprechenden Weise in die Wissenschaft einzuführen. Rousseau ist anderer Meinung, und wir zweifeln, daß er seine Ansicht aufgegeben hätte, wäre ihm auch die außerordentliche Vervollkommnung bekannt geworden, welche die Lehrmethode inzwischen, und zwar ganz besonders in Folge der von ihm gegebenen Anregung, erfahren hat. Er würde vielmehr vor wie nach behaupten, daß eine adäquate Erkenntniß wissenschaftlicher Objekte in der Periode der Kindheit nicht zu gewinnen, jede ohngefähre, halbwahre oder scheinbare Kenntniß aber nicht blos ohne Nutzen, sondern schädlicher sei, als gar keine. Steht es aber so, warum denn anstreben, was trotz allen Eifers und aller künstlichen Hülfsmittel vor der Zeit nicht erreicht werden kann, dagegen, wenn die Zeit gekommen, sich ohne Mühe auf die einfachste Weise von selbst ergiebt? „Es ist ein Unglück, daß die Menschen nicht warten können, daß sie stets in der Gegenwart die Zukunft vorwegnehmen, und die Frucht ernten wollen, bevor die Pflanze Zeit gehabt hat, Knospen und Blüthen zu treiben". Statt dem kindlichen Geiste die zu seiner Kräftigung nöthige Muße zu gönnen, zwingt man ihn, die etwa vorhandene Kraft in nutzlosen Anstrengungen zu verschwenden. Man reißt ihn mit Gewalt aus dem Mutterboden der Natur, aus welchem er allein die ihm angemessene Nahrung schöpfen kann, um ihn in das Treibhaus wissenschaftlicher Studien zu verpflanzen, wo er dann im besten Falle nach einer kurzlebigen Scheinblüthe einem unfruchtbaren Vegetiren anheimfällt.

Ist aber der Unterricht, wie er in der Regel betrieben wird, zweckwidrig und verderblich, so folgt daraus keineswegs, daß er überhaupt wegfallen müsse. Rousseau ist weit entfernt, dem kindlichen Geiste all und jede Thätigkeit absprechen zu wollen. Er glaubt vielmehr, daß das Kind Alles, was in den Bereich seiner Fassungskraft fällt, wovon es eine wahrhafte Kenntniß erwerben *kann*, vollkommen begreift und ganz richtig beurtheilt. *Verständlich aber sind ihm nur die Dinge, welche seiner sinnlichen Wahrnehmung unmittelbar entgegen treten, und ein direktes persönliches Interesse in Anspruch nehmen.*

Daß die Lehrstoffe, welche die Wissenschaften darbieten, nicht in diese Kategorie gehören, liegt auf der Hand. Ebenso gewiß ist, daß die Bücher, welche man den Kindern in die Hand zu geben pflegt, meist nichts enthalten, was sie zu ihrem wirklichen geistigen Eigenthum machen können. Die Lektüre ist, wie Rousseau glaubt, selbst für den Erwachsenen ein sehr zweifelhaftes und gefährliches Bildungsmittel, und die Verbreitung, welche das Interesse an ihr gefunden hat, nur zu bedauern. Für das kindliche Alter paßt sie schon deshalb nicht, weil sie seiner Natur widerspricht, und ihm nur in Folge künstlicher Gewöhnung Interesse abgewinnt. Das Kind mag gelegentlich lesen lernen, aber es darf nicht, wie ein gelehrter Pedant, über Büchern hocken. Das einzige Buch, aus welchem es gerne und mit Nutzen lernen wird, ist das Buch des Lebens, soweit es ihm in seiner Umgebung aufgeschlagen vorliegt. „Alles, was es sieht und hört, macht Eindruck und haftet in seiner Erinnerung; es führt in sich ein Register über alle Handlungen und Reden der Menschen; unausgesetzt bereichert es sein Gedächtniß, sammelt es den Stoff, an welchem sich später sein Urtheil bethätigen wird." Nichts kann wichtiger sein, als die Beschaffenheit dieses Stoffes, als die Wahl der Gegenstände, welche sich seiner Wahrnehmung darbieten. „Man sorge dafür, daß ihm nur solche begegnen, die es erkennen kann, und alle die verborgen bleiben, welche es nicht kennen darf. Darin besteht die wahre Kunst der ersten geistigen Bildung; so nur gewinnt das Kind einen Vorrath von Kenntnissen, welche in der Periode der Jugend für seine Erziehung, für sein Verhalten aber zu jeder Zeit von Nutzen sind."

Den gewöhnlichen Erziehern werden sie freilich nicht ausreichend erscheinen, zumal sie ihnen keine Gelegenheit bieten, mit ihren Zöglingen Parade zu machen. Rousseau weiß sehr wohl, daß „seine Methode keine Wunderkinder schafft"; doch ist er überzeugt, daß „sie verständige, urtheilsfähige Menschen bildet, die gesund an Körper und Geist, in ihrer Jugend zwar nicht die Blicke der staunenden Menge auf sich ziehen, erwachsen aber die allgemeine Achtung verdienen und erlangen." Auch hat es der Erzieher lediglich seiner eigenen Befangenheit in der hergebrachten Routine zuzuschreiben, wenn er innerhalb der Schranken, welche seiner Thätigkeit gezogen werden, keinen genügenden Spielraum für dieselbe findet. Er sieht eben nicht, daß das scheinbar rein negative Verhalten, welches ihm zugemuthet wird, in Wahrheit ein größeres Maß von thätiger und stets wachsamer Fürsorge einschließt, als das vielgeschäftige Wesen, dem er sich hinzugeben pflegt. — Er begreift noch weniger, daß die Mühe, welche er nutzloser Weise im Interesse einer unmöglichen Geistesbildung aufwendet, reiche Frucht tragen würde, wenn sie der körperlichen Entwicklung des Zöglings zu Gute käme. Man vergesse doch nicht,

daß das Kind zunächst ein vorzugsweise physisches Leben führt, und es eben darum die erste Aufgabe der Erziehung ist, sich die Ausbildung seiner leiblichen Kräfte und Organe angelegen sein zu lassen. Thut sie das in geeigneter Weise, so fördert sie zugleich die geistige Entwicklung wirksamer, als wenn sie direkt auf dieselbe hinarbeitet. Denn „es ist ein bedauerlicher Irrthum, zu meinen, daß die Uebung des Körpers den Operationen des Geistes schade". Als ob diese beiden Thätigkeiten nicht Hand in Hand gingen, die eine nicht beständig die andere leiten und unterstützen müßte. „In dem Maße, in welchem das Anfangs sich passiv verhaltende Kind aktiv auftritt, erlangt es ein seinen physischen Kräften entsprechendes Urtheil (discernement), und nur mit der überschüssigen Kraft, deren es zu seiner Selbsterhaltung nicht mehr bedarf, entwickelt sich die geistige Fähigkeit (faculté spéculative), dieselbe anderweitig zu verwenden". Will man also die Intelligenz ausbilden, so steigere und pflege man die körperlichen Kräfte, welche sie beherrschen soll. Man mache das Kind stark und gesund, und man wird es klug und vernünftig machen; man lasse es in seiner Weise thätig sein, sich abmühen, laufen und schreien; stets sei es in rastloser Bewegung. Erlangt es so die männliche Stärke, so wird ihm die männliche Einsicht nicht lange fehlen.

Vorausgesetzt freilich, daß sie Gelegenheit findet, sich zu entfalten. Rousseau giebt zu, daß die Uebungen, welche er empfiehlt, das Kind verdummen würden, wenn man es stets am Leitseile einer höheren Führung halten wollte. „Wenn der Kopf des Erziehers seine Arme lenkt, wird ihm der seinige allerdings nutzlos". Es muß ihn gebrauchen lernen, und deshalb genöthigt sein, ihn zu gebrauchen. Gewährt man ihm die dazu erforderliche Freiheit, so wird die ganze Um- und Einsicht, deren es fähig ist, bald genug zu Tage treten. „Wer seinen Zögling zu einem verständigen Manne heran bilden will, muß ihn zunächst die Bahn des Straßenjungen durchlaufen lassen". Natürlich soll ihm auf diesem Wege die leitende Hand nicht fehlen, aber sie darf ihm nicht sichtbar werden. Es muß dem Kinde gestattet sein, zu thun, was es will, aber es darf nur wollen, was der Erzieher beabsichtigt. Es gehe selbständig einher, doch thue es keinen Schritt, den er nicht vorhergesehen hat; es handle und spreche, wie es ihm beliebt, wenn er nur zu jeder Zeit im Voraus weiß, was es thun oder sagen wird. Ist der Erzieher wirklich Herr, so mag das Kind immerhin glauben, es zu sein; die scheinbare Freiheit, deren es sich so erfreut, gilt ihm als eine wirkliche, und hat eben deshalb auch die Wirkungen einer solchen.

Erlaubt man ihm, sich innerhalb seines Kreises selbständig zu bewegen, so wird es bald dahin gelangen, mit Ueberlegung zu

handeln. Indem es der guten oder schlimmen Folgen inne wird, welche sein Thun und Lassen für das eigene Wohlbefinden nach sich zieht, kann es nicht umhin, bei Allem, was es unternimmt, die Consequenzen in Erwägung zu ziehen. Indem es sich selbst seine Ziele steckt, ist es genöthigt, sich auch nach den Mitteln umzusehen, welche zu ihrer Erreichung führen können. Das Verhältniß seiner Kraft zu der beabsichtigten Leistung, die zweckmäßigste Art ihrer Verwendung, die Beseitigung entgegenstehender Hindernisse, die Auffindung und der Gebrauch geeigneter Werkzeuge — das Alles nimmt nothwendig seine Aufmerksamkeit in Anspruch, und giebt ihm beständig Anlaß, zu vergleichen, abzuwägen, den Erfolg zu berechnen, die Beziehung der Ursachen zu ihren Wirkungen zu ermitteln. Der beschränkte Raum, auf welchem es spielend nur seine physischen Kräfte zu erproben scheint, wird so zugleich eine natürliche Bildungsstätte für seine geistigen Anlagen und Fähigkeiten. Es gewöhnt sich zu reflektiren, zu urtheilen, sein Scharfsinn wird geweckt, besonnene Umsicht und kluge Vorsicht Bedürfniß. Stets in Bewegung, ist es genöthigt, viele Dinge zu bemerken, zahlreiche Wirkungen kennen zu lernen. Früh schon gewinnt es eine reiche Erfahrung, die um so werthvoller ist, da es sie der Natur und nicht dem Menschen, nicht den Büchern, sondern dem eigenen Leben verdankt. Die Hauptsache aber ist, daß „dieses Leben in einer gleichzeitigen Entwicklung des Geistes und des Körpers verläuft, und das verbunden in Aussicht stellt, was man meist für unvereinbar hält, und doch alle großen Männer besaßen: die Kraft des Körpers und die der Seele, die Vernunft eines Weisen und die Stärke des Athleten“.

Die abstrakten oder spekulativen Wissenschaften sind dem kindlichen Alter fremd, und können ihm nur im Widerspruch mit seiner Natur aufgedrängt werden. Darf es der eigenen Neigung folgen, so wird es sich stets einer Art von Experimentalphysik zuwenden, welche, ausgehend und geleitet von dem Interesse der Selbsterhaltung, darauf abzielt, das Verhältniß der umgebenden Körper zu dem eigenen festzustellen, und zu dem Ende die Dinge nicht an sich und nach ihrem inneren Gehalte, sondern ihre äußere Erscheinung, die sinnlichen Eigenschaften, vermöge welcher sie ebenso sinnfällige Wirkungen ausüben, kennen zu lernen. In solchen praktischen Studien gefällt sich das Kind, weil die Natur selbst es zu ihnen hintreibt. Auch können sie nur in der Periode des Lebens mit Erfolg gepflegt werden, in welcher die Organe, noch zart und biegsam, sich den äußeren Objekten leicht anschmiegen, und die Sinne, noch frei von Täuschungen, die Eindrücke der Umgebung rein und treu aufnehmen. Erinnern wir uns, daß der menschliche Geist seinen Inhalt nur durch die sinnlichen Organe gewinnt, daß „unsere ersten Lehrer in der Philosophie

Hände, Füße und Augen sind". Die Vernunft (raison) ist eben in der ersten Phase ihrer Entwicklung an die Sinnlichkeit gebunden, und hat deshalb selbst einen sinnlichen Charakter. Dieser sinnliche Verstand aber ist die nothwendige Grundlage der Intelligenz; eine möglichst umfassende Ausbildung desselben in der dazu geeigneten Zeit entspricht daher einem wesentlichen Bedürfnisse des späteren geistigen Lebens.

Man sieht, Rousseau empfiehlt die körperlichen Uebungen nicht blos um ihrer selbst willen, sondern auch und selbst vorzugsweise im Interesse einer gesunden, tüchtigen Geistesbildung. Er ist überzeugt, „daß die Vernunft des Menschen sich nicht unabhängig vom Körper entwickelt, vielmehr erst die gute Verfassung des letzteren die Operationen der ersteren leicht und sicher macht. Wer denken lernen will, muß die Werkzeuge des Denkens, seine Glieder, Sinne, Organe, durch stete Uebung ausbilden. Um aber aus diesen Werkzeugen einen möglichst großen Nutzen zu ziehen, muß der Körper, welcher sie darbietet, sich einer kräftigen Gesundheit erfreuen".

Wir übergehen die meist vortrefflichen Anweisungen, welche Rousseau mit steter Rücksicht auf die naturgemäße Kräftigung des Körpers, in Betreff der äußeren Lebensweise, über die Wahl der Kleidung und Nahrung, über Art und Einrichtung der kindlichen Spiele u. s. w. ertheilt. Er dringt vor Allem darauf, daß das Kind gewöhnt werde, Mühen und Anstrengungen zu ertragen, Schmerzen und Leiden ruhig hinzunehmen, Gefahren und bösen Zufällen entschlossen zu begegnen. Zu dem Ende räth er, es in Lagen und Verhältnisse zu bringen, in welchen es sich genöthigt sieht, Muth und Ausdauer zu zeigen, und einen festen, entschlossenen Sinn zu bewähren. Solche Situationen unbemerkt herbeizuführen, wird nicht grade schwer sein. Der dem Kinde eigene Nachahmungstrieb verleitet es von selbst zu Unternehmungen, die ein größeres Maß von Kraft und Kühnheit erfordern. Sein von Natur lebhaftes, munteres Wesen kommt jeder Aufforderung zu neuen Wagnissen auf halbem Wege entgegen, hilft auch über etwaige Bedenken, Beschwerden und unangenehme Folgen leicht hinaus. Rousseau bemerkt sehr richtig, daß der Genuß der Freiheit für die Mühen und Leiden, welche sie mit sich bringt, reichlich entschädigt. Wird sie dem Kinde gewährt, so darf man ihm schon Manches zumuthen, was es ohne sie nicht versuchen oder ertragen würde. Es ist dann überflüssig, jede Gefahr mit ängstlicher Scheu von ihm abzuwehren, und ohne weitere Bedeutung, ja selbst rathsam und von Nutzen, wenn es hin und wieder von den kleinen Beschwerden des Lebens, von körperlichen Schmerzen und leichten Krankheiten heimgesucht wird.

Die Kraft des Körpers, wie wichtig auch immer, hat doch nur

da ihren vollen Werth, wo die der Seele ihr ebenbürtig zur Seite steht. Die eine muß daher gleichzeitig und gemeinsam mit der anderen geübt und entwickelt werden. Leider nimmt man in der Regel auf beide gleich wenig Rücksicht; die exclusive Geltung, deren sich in unseren Tagen die geistige Bildung erfreut, nimmt für sie alle Zeit und Aufmerksamkeit in Anspruch. Sie ist es auch, welche die dem kindlichen Alter so angemessene, und für das ganze Leben so wichtige Cultur der Sinne verhindert. „Die Sinne sind die Vermögen, welche sich zuerst bilden und vervollkommnen. Ihnen sollte daher auch zuerst eine sorgsame Pflege zugewandt werden. Die Erfahrung lehrt indeß, daß man grade sie vergißt oder doch am meisten vernachlässigt.“ Sie lehrt das, meinen wir, auch noch jetzt. Wir haben ohne Zweifel seit Rousseau eine weit richtigere Einsicht in das Wesen und die Natur des Kindes gewonnen, auch in der Kunst, ihm die Gegenstände der Erkenntniß und die Weise ihrer Mittheilung anzupassen, große Fortschritte gemacht. Vielleicht aber hat sich grade deshalb das vorwiegende Interesse an der einseitigen Entwicklung der geistigen Kräfte nur noch mehr gesteigert; die relativ größeren Erfolge lohnen die aufgewandte Mühe, und scheinen sie zu rechtfertigen. Jedenfalls ist man vor wie nach eifrig bestrebt, die Factoren des geistigen Lebens in Bewegung zu setzen, während für die Pflege der sinnlichen Funktionen wenig oder nichts geschieht. Kommen sie dennoch mehr oder weniger zu ihrem Rechte, so ist es nicht das Verdienst unserer Erziehung, sondern das Werk der Natur, welche sich trotz unseres kunstgerechten Unterrichtes als Lehrerin des Kindes geltend zu machen weiß. Möglich, daß man ihre spontane Wirksamkeit für ausreichend hält, und meint, das Kind bedürfe keiner besondern Anleitung, um sehen, hören oder empfinden zu lernen. Man vergißt dabei nur, daß es am Ende auch ohne fremdes Zuthun denken lernt, und übersieht, wie der gewöhnliche Schulunterricht den Unterweisungen der Natur einen nur geringen Spielraum übrig läßt, auch ihre Wirkungen beständig abschwächt oder in Frage stellt. Ueberdies hat die Natur in dieser Sphäre ihrer Thätigkeit auf menschliche Nachhülfe und Förderung mindestens eben so vielen Anspruch, wie in jeder anderen. Rousseau hebt mit Recht hervor, daß der Besitz der Sinne noch keineswegs die Fähigkeit zu einem entsprechenden Gebrauche derselben einschließt, daß „die Sinne üben, nicht blos heißt, sie anwenden, sondern auch mittelst ihrer richtig urtheilen lernen“, und daß wir jedenfalls immer nur so hören, sehen oder empfinden, wie wir es gelernt haben.

Die Anerkennung und Verbreitung, welche das Turnen in neuerer Zeit gefunden hat, bezeichnet ohne Frage einen erfreulichen Fortschritt in unserer Erziehung. Es ist gewiß sehr heilsam, daß die

Muskelkraft systematisch ausgebildet und gestärkt wird. Doch läßt sich nicht leugnen, daß die körperliche Entwicklung unvollkommen bleibt, so lange der Gymnastik der Arme und Beine nicht die der Sinne gleichberechtigt zur Seite tritt. Allerdings sind bei den hier in Rede stehenden Uebungen die Sinne stets mitbetheiligt. Aber diese zufällige Mitwirkung genügt nicht; sie bedürfen einer besonderen Ausbildung, die es sich zur Aufgabe stellt, sowohl jeden einzelnen Sinn in seiner eigenthümlichen Sphäre, als auch ihre gemeinsame, sich ergänzende Thätigkeit zu einem möglichst hohen Grade von Kraft und Sicherheit zu bringen. Der Weg, auf welchem dieses Ziel zu erreichen sein möchte, kann sich natürlich nur aus einer genauen Einsicht in die Natur und den Wirkungskreis der verschiedenen Sinnorgane ergeben. Auch Rousseau schickt daher den speziellen Regeln und Rathschlägen, welche er an die Hand giebt, eine Reihe von geist- und gehaltvollen Bemerkungen über die Organe voraus, auf welche sie sich beziehen. Wir empfehlen, ohne näher auf sie einzugehen, die einen, wie die anderen einer sorgfältigen Beachtung; sie können, tiefer begründet und weiter entwickelt, auch heutzutage noch von wesentlichem Nutzen sein.

Uebrigens ist das Resultat der beste Prüfstein der Methode; es giebt zugleich über das angestrebte Ziel die sicherste Auskunft. Sehen wir näher zu, wie Rousseau sich seinen Zögling am Schlusse der ersten Lebensperiode, d. h. im Alter von 10—12 Jahren, vorstellt. Wir wissen dann, was er erreicht hat oder doch erreichen wollte. (Em. L. II. a. Schl.)

„Gestalt und Haltung verrathen Zuversicht und Befriedigung; Gesundheit strahlt auf seinem Antlitze; sein fester, sicherer Schritt giebt ihm ein kräftiges Aussehen. Der Teint, noch zart, ohne matt zu sein, hat nichts von weibischer Schwäche; Luft und Sonne haben ihm bereits den ehrenvollen Stempel seines Geschlechtes aufgedrückt. Die Muskeln, noch gerundet, beginnen einige Züge der werdenden Physiognomie zu marquiren; seine Augen, noch nicht belebt von der Wärme der Empfindung, haben doch ihren natürlichen heiteren Glanz. In seinen raschen, aber sicheren Bewegungen erkennt man die Lebhaftigkeit seines Alters und die Festigkeit eines unabhängigen Sinnes. Offen und frei ist der Blick, doch weder frech, noch stolz; das Gesicht, das nie über Büchern gehockt, fällt nicht auf die Brust herab; man braucht ihm nicht zu sagen: Kopf in die Höhe, denn Furcht und Scham haben ihn niemals veranlaßt, ihn zu senken".

„Befindet er sich in Gesellschaft, so mögen die Anwesenden ihn

nur zutraulich prüfen und befragen; sie haben weder Zudringlichkeiten, noch ein kindisches Geplauder oder unbescheidene Fragen zu befürchten. Er macht keinen Anspruch darauf, daß man sich mit ihm allein beschäftige, und wird sich nie so fest anklammern, daß man sich nicht in jedem Augenblicke von ihm losmachen könnte. Freilich darf man auch keine süßen Worte oder schöne Reden erwarten; er sagt nicht, was ihm vorgesagt worden, sondern immer nur die einfache Wahrheit, ohne künstlichen Schmuck und selbstgefällige Eitelkeit. Er wird von dem Schlimmen, was er gethan hat oder denkt, ebenso freimüthig sprechen, wie von dem Guten, ohne sich irgendwie um den Eindruck zu kümmern, welchen seine Geständnisse etwa machen könnten. Nie gebraucht er ein nutzloses Wort; er verschwendet seine Mühe nicht an ein Gerede, von welchem er weiß, daß man es nicht beachtet. Seine Begriffe sind beschränkt, aber klar und bestimmt, und wenn er nicht viel auswendig weiß, so weiß er um so mehr aus Erfahrung. Liest er in gedruckten Büchern weniger gut, als andere Kinder seines Alters, so liest er in dem Buche der Natur besser, als sie; sein Geist wohnt nicht in der Zunge, sondern im Kopfe; er hat weniger Gedächtniß, als Urtheil. Auch spricht er nur eine Sprache, aber er versteht, was er sagt, und wenn er nicht so gut spricht, wie Andere, so ist er ihnen doch im Handeln entschieden überlegen".

„Was Sitte, Gewohnheit, Routine ist, weiß er nicht; was er gestern that, hat auf sein heutiges Thun durchaus keinen Einfluß. Er folgt nie einer Formel, fügt sich weder der Autorität, noch dem Beispiele; er handelt und spricht immer nur, wie es ihm passend scheint. Seine Rede ist stets der treue Spiegel seiner Gedanken, und sein Benehmen der unmittelbare Ausdruck seiner Neigungen".

„Nicht unbekannt mit einigen wenigen moralischen Begriffen, die sich auf seinen gegenwärtigen Zustand beziehen, sind ihm dagegen die durchaus fremd, welche den gesellschaftlichen Beziehungen der Menschen zu Grunde liegen. Von Freiheit, Eigenthum, Uebereinkunft hat er eine gewisse Vorstellung; darüber hinaus begreift er nichts mehr. Spricht man ihm von Pflicht und Gehorsam, so weiß er nicht, was man damit sagen will. Wollte ihm Jemand etwas befehlen, er würde ihn nicht verstehen. Sagt man ihm aber, thue mir den Gefallen, ich werde ihn gelegentlich vergelten, so wird er sich beeilen, den Wunsch zu erfüllen, denn es liegt ihm sehr viel daran, das Gebiet seines Einflusses zu erweitern, und Rechte zu erlangen, die er für unverletzlich hält. Seinerseits wird er, falls er des Beistandes bedarf, ohne Unterschied der Person den Ersten Besten darum ersuchen. Man sieht aber an der Miene, mit welcher er bittet, wie er fühlt, daß man ihm nichts schuldet. Er weiß, daß, was er verlangt, eine Gunst ist, und daß die Humanität geneigt macht, solche

zu gewähren. Die Ausdrücke, deren er sich bedient, sind einfach und lakonisch; Stimme, Blick und Bewegung verrathen, daß er an Zustimmung, wie an Ablehnung gleich sehr gewöhnt ist. Erfüllt man seine Bitte, so wird er nicht danken, wohl aber empfinden, daß er eine Schuld übernommen hat. Erfüllt man sie nicht, so wird er sich weder beklagen, noch drängen; er sagt sich nicht: man hat es mir verweigert, sondern: es war unmöglich, und er wird sich bei dieser Erklärung schnell und leicht beruhigen".

„Ist er allein, sich selbst überlassen, und beobachtet man, was er da thut, und wie er sich dabei benimmt, so wird man nie bemerken, daß er irgend etwas ohne Ueberlegung, nur zur Bewährung des eigenen Willens und der eigenen Kraft unternimmt. Er hat eben nicht nöthig, sich zu beweisen, daß er frei und sein eigener Herr ist. Gewandt und leicht, verrathen alle seine Bewegungen die seinem Alter eigene Lebhaftigkeit, aber jede hat ihren bestimmten Zweck. Was er auch thun möchte, er wird nichts versuchen, was über das Maß seiner Kräfte, die er erprobt hat und kennt, hinausgeht; seine Mittel sind stets den Zwecken angepaßt; nur selten wird er handeln, ohne des Erfolges sicher zu sein. Tritt ihm ein neuer unbekannter Gegenstand vor die Augen, so wird er nicht Andere mit seinen Fragen behelligen, sondern mit aufmerksamem Blicke selbst zusehen, und sich ernstlich bemühen, zu finden, was er kennen lernen will, bevor er sich erkundigt. Geräth er in eine unerwartete Verlegenheit, so wird er sich nicht sonderlich beunruhigen; begegnet ihm eine Gefahr, so erschrickt er weniger als Andere. Da seine Phantasie noch unthätig, und nichts geschehen ist, um sie in Bewegung zu setzen, sieht er nur, was wirklich vorhanden, schätzt er die Gefahren lediglich nach ihrem reellen Werthe, bewahrt er stets die gewohnte Kaltblütigkeit. Zu oft hat sich die Last der Nothwendigkeit auf ihn herabgesenkt, als daß er sich gegen sie auflehnen möchte; er trägt ihr Joch seit dem Tage seiner Geburt; vollkommen an sie gewöhnt, ist er beständig zu Allem bereit und auf Alles gefaßt".

„Ernste Arbeit und heiteres Spiel sind für ihn Ein und Dasselbe; seine Spiele sind zugleich seine Beschäftigungen, er merkt zwischen ihnen keinen Unterschied. Allem, was er thut, wendet er ein so lebhaftes Interesse zu, daß man zuweilen lachen möchte; Alles behandelt er mit einer Ungezwungenheit, welche unwillkürlich gefällt. Es ist ein lieblicher, reizender Anblick, sieht man so, wie das hübsche Kind mit seinem lebhaften Auge und seiner zufriedenen, heiteren Miene die geringfügigsten Spiele mit tiefem Ernste, und die ernstesten Dinge spielend betreibt".

Gewiß hat Rousseau Recht; Niemand wird seinem Zöglinge, wenn er diesem idealen Bilde entspricht, „ohne Rührung und Freude zusehen können". Auch muß man einräumen, daß die Parallele,

welche er zwischen ihm und anderen, nach der hergebrachten Weise erzogenen Kindern zieht, im Wesentlichen zutrifft. — „Unter den städtischen Knaben ist keiner gewandter, als er; er aber ist stärker, als irgend einer von ihnen. Den jungen Burschen vom Lande ist er an Stärke gleich, während er sie an Gewandtheit übertrifft. In Allem aber, was in das Bereich des kindlichen Alters fällt, denkt und urtheilt er richtiger, sieht er die Folgen und Wirkungen besser voraus, als sie Alle. Gilt es zu handeln, zu laufen, zu springen, feste Gegenstände zu erschüttern, Lasten fortzuschaffen, Entfernungen abzumessen, Spiele zu erfinden, Preise davon zu tragen, man sollte glauben, die Natur stehe zu seinem Befehle, so leicht weiß er Alles seinem Willen dienstbar zu machen. Er ist geschaffen, seines Gleichen zu führen, zu regieren; Talent und Erfahrung ersetzen das Recht der Autorität. Welches Gewand und welchen Namen er auch trägt, er wird überall der Erste, das Haupt der Anderen sein; sie werden stets seine Ueberlegenheit empfinden. Ohne gebieten zu wollen, wird er herrschen; sie werden ihm gehorchen, ohne daß sie ihm zu gehorchen glauben“.

„Ueberdies, und das ist nicht der geringste Vorzug, er hat das Leben eines Kindes durchlebt, und ist zur Reife der Kindheit gelangt, ohne daß seine Entwicklung auf Kosten seines Glückes erkauft wurde. Während er die ganze, in seinem Alter mögliche Einsicht gewann, ist er so frei und glücklich gewesen, wie die Lage, in welcher er sich befand, es ihm zu sein gestattete. Sollte die Todessichel in ihm die Blüthe unserer Hoffnungen wegmähen, so würden wir in seinem Tode nicht auch sein Leben zu beweinen haben. Wir würden uns vielmehr sagen dürfen: er hat doch wenigstens seine Kindheit genossen, und nichts von dem verloren, was die Natur ihm gegeben“.

Ist dem wirklich so? Vielleicht behauptet Rousseau doch zuviel. Zwar der Grundsatz, daß die Erziehung nicht blos das künftige, sondern zunächst und vor Allem das gegenwärtige Leben des Menschen in's Auge zu fassen habe, daß sie sich gewisser Maßen zu einer Lebenskunst entwickeln müsse, welche für jede Altersstufe nach Maßgabe ihrer Anlagen und Fähigkeiten den Kreis des Wirkens und Genießens feststellt, er hat seine volle Berechtigung. Auch geben wir gerne zu, daß Rousseau ihm in Rücksicht auf die Kindheit in hohem Grade gerecht geworden ist. Er nimmt dem Kinde manche Last, die für seine Schultern noch zu schwer, befreit es von mancher Fessel, welche die hergebrachte Erziehung ihm anlegt, bietet ihm auch mannigfache Gelegenheit, sich in schuldloser Freiheit seines Lebens zu erfreuen. Doch

aber ist er, scheint uns, der eigenen Maxime in wesentlichen Punkten untreu geworden. Freilich war das nicht zu vermeiden; er konnte und durfte nicht übersehen, daß die Erziehung, wenn sie auch von der Gegenwart ausgeht, doch für die Zukunft erzieht, daß sie nicht blos, was ist, herauszustellen, sondern zugleich, was werden soll und muß, vorzubereiten hat. Wird doch ihre Aufgabe grade deshalb so schwer, weil sie, um ihr zu genügen, verbinden muß, was stets von einander verschieden, und sich nicht selten gradezu entgegengesetzt ist.

Rousseau ist sich dieses doppelten Zieles wohl bewußt geblieben, und ihm in mancher Beziehung recht nahe gekommen. Wenn er vorzugsweise die eine Seite, die Rücksicht auf die Gegenwart betont, so berechtigt ihn dazu die gewöhnliche Erziehung, welche mit oder ohne Bewußtsein die andere Seite, die Bildung für die Zukunft, entschieden in den Vordergrund stellt. Man kann aber nicht sagen, daß er darum die letztere außer Acht gelassen habe. Auch er sieht im Kinde zugleich den künftigen Mann, und dringt auf die Ausbildung der Kräfte und Anlagen, welche ihm im späteren Leben unentbehrlich oder von Nutzen sein werden. Vielleicht, wir sagten das schon, geht er in dieser Beziehung hin und wieder sogar zu weit, so daß ihn in etwa derselbe Vorwurf trifft, welchen er der üblichen Methode macht. Man darf z. B. wohl fragen, ob es für das Kind als solches nothwendig ist, daß ihm die Leiden und Schmerzen des Lebens so früh und planmäßig, wie er das will, fühlbar werden. Ohne Zweifel muß es sie in einem gewissen Maße kennen und ertragen lernen, aber dieses Maß läßt sich durch freundliche Abwehr doch sehr beschränken, falls man ihm nicht mit Rücksicht darauf, daß später die fremde Fürsorge wegfallen muß, absichtlich eine größere Ausdehnung zu geben für gut hält. — Ebensowenig bedarf das Kind, so lange es eben nichts weiter ist, jener freien, unabhängigen Haltung, welche Rousseau ihm sichern möchte. Im Gegentheile dürfte es seines Lebens nur wahrhaft froh werden, wenn es sich unter einer höheren Leitung, zu welcher es in jedem Augenblicke seine Zuflucht nehmen kann, vollkommen sicher weiß. Wer ihm zumuthet, sich selbst zu bestimmen, lediglich dem Gesetze zu folgen und zu weichen, hat eben nicht das kindliche, sondern das Wesen des Mannes im Auge. Wir meinen nicht grade, daß ein solches Verfahren ungehörig sei, sondern wollten nur andeuten, wie Rousseau innerhalb der Sphäre der Kindheit doch weiter über sie hinausgreift, als er es Wort haben will.

In Wahrheit ist es ihm vor Allem darum zu thun, seinen Zögling zu jener selbstbewußten Freiheit zu erziehen, welche er für das wesentlichste Requisit des Mannes hält. Läßt man das Ziel gelten, so muß man anerkennen, daß der Weg, welchen er einschlägt,

bequem und sicher zu ihm hinführt. Das Resultat seiner Methode, wie Rousseau es in der obigen Schilderung hinstellt, entspricht unseres Erachtens durchaus den Mitteln und Voraussetzungen, mit und unter welchen es erreicht worden. Namentlich hat der hohe Grad von Selbständigkeit, zu welcher Emil bereits gelangt ist, nichts Auffallendes. Wir fügen hinzu, daß er uns auch keineswegs anstößig erscheint. Besteht das Wesen, die Ehre und die Würde des Mannes wirklich darin, daß er auf sich selber ruht, daß er, ohne fremden Antrieben zu folgen, ausschließlich nach persönlicher Einsicht, frei und selbständig handelt, daß er und er allein der Mittelpunkt ist, aus welchem sein ganzes Leben hervor- und in den es zurückgeht, so muß diese Autonomie der Persönlichkeit allerdings schon in den frühesten Lebensjahren begründet und entwickelt werden. Rousseau ist dann ohne Frage im Rechte und seine Methode die beste, die man befolgen kann.

Natürlich nur, sofern es sich von der Erziehung zum Manne, also von der des Knaben, handelt. Auch denkt Rousseau nicht daran, sie auf das weibliche Geschlecht anwenden zu wollen. Es wird sich weiterhin zeigen, daß er die Erziehung der Mädchen auf andere, ja gradezu entgegengesetzte Prinzipien basirt. Man darf das nicht vergessen, wenn man die bisher gegebenen und zunächst folgenden Anweisungen gerecht beurtheilen will. Sie gelten durchgängig nur für die männliche Jugend, und können daher nur insofern mit Recht verworfen oder für unzureichend erklärt werden, als sie der männlichen Natur widersprechen, oder dieselbe nicht ihrem ganzen Inhalte nach zur Geltung kommen lassen. Wir glauben kaum, daß eine dieser Voraussetzungen zutrifft; unseres Erachtens hat Rousseau das Wesen des Mannes in seiner charakteristischen Eigenthümlichkeit richtig erfaßt. Fraglich aber ist, ob er dasselbe nicht zu einseitig betont, ob er nicht über dem Manne den Menschen mehr als billig aus den Augen verliert.

Eine wie anziehende Erscheinung der junge Emil auch ist, sie läßt doch manche Züge vermissen, welche man nur ungern entbehrt. Zwar in den Vorwurf der Unwissenheit, den man ihm nicht selten gemacht hat, möchten wir nicht einstimmen. Wir halten mit Rousseau dafür, daß er im Grunde alle die Kenntnisse besitzt, welche er vermöge seines Alters haben kann, und daß es eben kein Unglück ist, wenn ihm diejenigen fehlen, welche wir zwar bei einem zwölfjährigen Knaben zu suchen gewohnt sind, die er aber nur scheinbar oder doch in einer völlig unangemessenen Form besitzen könnte. Wären wir im Stande, den Werth des positiven Wissens, zu welchem die betreffenden Schüler unserer Lehranstalten in den verschiedenen Disciplinen des Unterrichtes gelangt sind, unbefangen zu würdigen, so dürfte sich, abge-

aber ist er, scheint uns, der eigenen Maxime in wesentlichen Punkten untreu geworden. Freilich war das nicht zu vermeiden; er konnte und durfte nicht übersehen, daß die Erziehung, wenn sie auch von der Gegenwart ausgeht, doch für die Zukunft erzieht, daß sie nicht blos, was ist, herauszustellen, sondern zugleich, was werden soll und muß, vorzubereiten hat. Wird doch ihre Aufgabe grade deshalb so schwer, weil sie, um ihr zu genügen, verbinden muß, was stets von einander verschieden, und sich nicht selten geradezu entgegengesetzt ist.

Rousseau ist sich dieses doppelten Zieles wohl bewußt geblieben, und ihm in mancher Beziehung recht nahe gekommen. Wenn er vorzugsweise die eine Seite, die Rücksicht auf die Gegenwart betont, so berechtigt ihn dazu die gewöhnliche Erziehung, welche mit oder ohne Bewußtsein die andere Seite, die Bildung für die Zukunft, entschieden in den Vordergrund stellt. Man kann aber nicht sagen, daß er darum die letztere außer Acht gelassen habe. Auch er sieht im Kinde zugleich den künftigen Mann, und dringt auf die Ausbildung der Kräfte und Anlagen, welche ihm im späteren Leben unentbehrlich oder von Nutzen sein werden. Vielleicht, wir sagten das schon, geht er in dieser Beziehung hin und wieder sogar zu weit, so daß ihn in etwa derselbe Vorwurf trifft, welchen er der üblichen Methode macht. Man darf z. B. wohl fragen, ob es für das Kind als solches nothwendig ist, daß ihm die Leiden und Schmerzen des Lebens so früh und planmäßig, wie er das will, fühlbar werden. Ohne Zweifel muß es sie in einem gewissen Maße kennen und ertragen lernen, aber dieses Maß läßt sich durch freundliche Abwehr doch sehr beschränken, falls man ihm nicht mit Rücksicht darauf, daß später die fremde Fürsorge wegfallen muß, absichtlich eine größere Ausdehnung zu geben für gut hält. — Ebensowenig bedarf das Kind, so lange es eben nichts weiter ist, jener freien, unabhängigen Haltung, welche Rousseau ihm sichern möchte. Im Gegentheile dürfte es seines Lebens nur wahrhaft froh werden, wenn es sich unter einer höheren Leitung, zu welcher es in jedem Augenblicke seine Zuflucht nehmen kann, vollkommen sicher weiß. Wer ihm zumuthet, sich selbst zu bestimmen, lediglich dem Gesetze zu folgen und zu weichen, hat eben nicht das kindliche, sondern das Wesen des Mannes im Auge. Wir meinen nicht grade, daß ein solches Verfahren ungehörig sei, sondern wollten nur andeuten, wie Rousseau innerhalb der Sphäre der Kindheit doch weiter über sie hinausgreift, als er es Wort haben will.

In Wahrheit ist es ihm vor Allem darum zu thun, seinen Zögling zu jener selbstbewußten Freiheit zu erziehen, welche er für das wesentlichste Requisit des Mannes hält. Läßt man das Ziel gelten, so muß man anerkennen, daß der Weg, welchen er einschlägt,

bequem und sicher zu ihm hinführt. Das Resultat seiner Methode, wie Rousseau es in der obigen Schilderung hinstellt, entspricht unseres Erachtens durchaus den Mitteln und Voraussetzungen, mit und unter welchen es erreicht worden. Namentlich hat der hohe Grad von Selbständigkeit, zu welcher Emil bereits gelangt ist, nichts Auffallendes. Wir fügen hinzu, daß er uns auch keineswegs anstößig erscheint. Besteht das Wesen, die Ehre und die Würde des Mannes wirklich darin, daß er auf sich selber ruht, daß er, ohne fremden Antrieben zu folgen, ausschließlich nach persönlicher Einsicht, frei und selbständig handelt, daß er und er allein der Mittelpunkt ist, aus welchem sein ganzes Leben hervor- und in den es zurückgeht, so muß diese Autonomie der Persönlichkeit allerdings schon in den frühesten Lebensjahren begründet und entwickelt werden. Rousseau ist dann ohne Frage im Rechte und seine Methode die beste, die man befolgen kann.

Natürlich nur, sofern es sich von der Erziehung zum Manne, also von der des K n a b e n, handelt. Auch denkt Rousseau nicht daran, sie auf das weibliche Geschlecht anwenden zu wollen. Es wird sich weiterhin zeigen, daß er die Erziehung der Mädchen auf andere, ja gradezu entgegengesetzte Prinzipien basirt. Man darf das nicht vergessen, wenn man die bisher gegebenen und zunächst folgenden Anweisungen gerecht beurtheilen will. Sie gelten durchgängig nur für die männliche Jugend, und können daher nur insofern mit Recht verworfen oder für unzureichend erklärt werden, als sie der männlichen Natur widersprechen, oder dieselbe nicht ihrem ganzen Inhalte nach zur Geltung kommen lassen. Wir glauben kaum, daß eine dieser Voraussetzungen zutrifft; unseres Erachtens hat Rousseau das Wesen des Mannes in seiner charakteristischen Eigenthümlichkeit richtig erfaßt. Fraglich aber ist, ob er dasselbe nicht zu einseitig betont, ob er nicht über dem M a n n e den M e n s c h e n mehr als billig aus den Augen verliert.

Eine wie anziehende Erscheinung der junge Emil auch ist, sie läßt doch manche Züge vermissen, welche man nur ungern entbehrt. Zwar in den Vorwurf der Unwissenheit, den man ihm nicht selten gemacht hat, möchten wir nicht einstimmen. Wir halten mit Rousseau dafür, daß er im Grunde alle die Kenntnisse besitzt, welche er vermöge seines Alters haben kann, und daß es eben kein Unglück ist, wenn ihm diejenigen fehlen, welche wir zwar bei einem zwölfjährigen Knaben zu suchen gewohnt sind, die er aber nur scheinbar oder doch in einer völlig unangemessenen Form besitzen könnte. Wären wir im Stande, den Werth des positiven Wissens, zu welchem die betreffenden Schüler unserer Lehranstalten in den verschiedenen Disciplinen des Unterrichtes gelangt sind, unbefangen zu würdigen, so dürfte sich, abge-

sehen von wenigen begabteren Köpfen, ergeben, daß sich dasselbe nach Umfang und Inhalt auf ein verschwindendes Minimum reducirt, und zu der von Seiten der Lehrer, wie der Lernenden aufgewandten Mühe in keinem Verhältnisse steht. Rousseau hat wohl Recht, wenn er den Unterricht in den Wissenschaften, das Lernen und Studieren im gewöhnlichen Sinne, auf die späteren Lebensjahre verschiebt. Der Verlust an Zeit, welchen Mancher vielleicht beklagen möchte, wird sich in diesem Falle als Gewinn erweisen, vorausgesetzt natürlich, daß die Organe des Körpers, wie die des Geistes inzwischen die erforderliche Ausbildung erhalten. Wir bedauern es also nicht, wenn Emil nichts von dem weiß, was andere Knaben von gleichem Alter zu wissen *scheinen*, wenn ihm die Regeln der Grammatik ebenso unbekannt sind, wie die Lehren des Katechismus. Bei der angemessenen Entwicklung, welche seine Denk- und Urtheilskraft bereits gefunden hat, steht zu erwarten, daß er sich die einen, wie die anderen zu seiner Zeit schnell und sicher aneignen wird.

Bedenklicher finden wir es, daß mit der Bildung des Verstandes die der Phantasie und des Gefühls nicht gleichen Schritt gehalten hat. Rousseau freilich findet das ganz in der Ordnung; er ist überzeugt, daß das Leben des Herzens erst in einer späteren Periode erwacht, und vor Eintritt derselben nicht geweckt werden darf. Er hält ferner dafür, daß die Phantasie für den Menschen eine Quelle der schlimmsten Leiden und deshalb eine Kraft ist, deren Wirksamkeit, wenn nicht ganz aufgehoben, so doch möglichst gehemmt werden muß. Erinnern wir uns, wie oft er die trostreiche Macht der Phantasie an sich selbst erfahren hat, wie er sie anderswo so beredt zu preisen weiß, so erscheint diese ihre Verleugnung um so auffallender. Allerdings würde er zu ihrer Erklärung darauf hinweisen können, daß das Bessere stets der Feind des Guten, und das wirkliche Leben um so befriedigender sei, je weniger es der eingebildeten Tröstungen bedürfe. Er könnte hinzufügen, daß grade die Gewohnheit, sich vermittelst der Phantasie über die schlechte Wirklichkeit zu erheben, die Menschen vielfach abhält, ihr eine bessere Gestaltung zu geben. Wer das Paradies in den Lüften zu suchen pflegt, wird sich nicht sonderlich bemühen, es auf der Erde zu begründen. Andrerseits wird die Flucht in eine ideale Welt überflüssig, wenn man sich in der wirklichen wohl und glücklich fühlt. Rousseau glaubt, daß das möglich sei, daß es in der Hand des Menschen liege, sich ein in sich befriedigtes Dasein zu schaffen. Es komme eben nur darauf an, daß er der Macht der Einbildungskraft, welche seinen Blick beständig von der unmittelbaren Gegenwart in die Ferne ablenke, und damit die zweckvolle Sorge für das Mögliche durch ein ruheloses Streben nach dem Unerreichbaren ersetze, Schranken stelle.

Vielleicht entspringt diese seine Zuversicht aus derselben Quelle, die er zu verschließen bemüht ist. Dennoch läßt sich die relative Berechtigung seiner Ansicht nicht in Abrede stellen. Handelt es sich hier doch weniger um die wahrhaft schöpferische Phantasie, welche neue und fruchtbare Ideen aus sich erzeugt, und als das Eigenthum einzelner privilegirter Naturen auch von Rousseau in Ehren gehalten wird, als von jener allgemein verbreiteten Vorstellungskraft, die durch ihre wechselnden Bilder beständig lockt oder schreckt. Ihr zweck- und zielloses Spiel erleichtert wohl die Mühen, welche der ernste Kampf des Lebens mit sich bringt, aber es verbraucht auch die Kräfte, die zu einem befriedigenden Abschlusse desselben verwandt werden könnten. Man muß mit Rousseau wünschen, daß ihm wenn auch kein Ziel, so doch möglichst enge Schranken gesetzt werden. — Dagegen können wir uns mit der absoluten Ruhe, welche er für das innere Gefühlsleben fordert, nicht einverstanden erklären. Wahr ist freilich, daß jene stärkeren und tieferen Erregungen des Gemüthes, die wir Leidenschaften zu nennen pflegen, einer späteren Zeit angehören und deshalb möglichst zurückzuhalten sind. Auch hat Rousseau, wenn er das Kind vor der Macht des Gefühls bewahrt wissen will, zunächst diese Explosionen desselben im Auge. Indeß greift seine Antipathie doch weiter; sie hat sogar eine prinzipielle Bedeutung.

Die Rousseau'sche Pädagogik leidet an einem Gebrechen, welches ihre großen Vorzüge zwar nicht aufhebt, wohl aber einen ebenso bedeutenden Mangel zur Folge hat. Dasselbe liegt nicht da, wo man es häufig hat finden wollen, in dem Glauben an die ursprüngliche Güte der menschlichen Natur. Vielmehr will uns bedünken, daß dieser Glaube, welcher übrigens, aller Doktrin zum Trotz, die Voraussetzung jeder positiven Erziehung ist, bei Rousseau auf ziemlich schwachen Füßen steht. Es hilft wenig, das Wesen des Menschen für gut zu erklären, wenn man ihm einen Inhalt giebt, der auf dieses Prädikat nur einen sehr zweifelhaften Anspruch hat. Die Selbstliebe aber, in welcher Rousseau das natürliche Prinzip des persönlichen Lebens erblickt, ist im Grunde ein Ausfluß oder eine Modifikation desselben Egoismus, welchen er als die wahre Quelle alles Bösen bezeichnet. Wir wollen damit ihre, und zwar berechtigte Existenz nicht leugnen, geben auch zu, daß die feine Unterscheidung, durch welche Rousseau sie von der Selbstsucht sondert und so vor jeder Anfechtung zu sichern sucht, wohl begründet ist. In der Praxis aber dürfte diese haarscharfe Grenzlinie kaum einzuhalten sein, so lange der Mensch in Beziehungen zu seines Gleichen steht. Nur eine absolute Isolirung könnte ihn befähigen, sich selbst zu lieben, ohne mit den Ansprüchen Anderer in Conflikt zu gerathen. Doch

davon abgesehen, würde die vollständige Enthaltung vom Bösen noch nicht die Eigenschaft der Güte sein, wenn auch für den gewöhnlichen Weltlauf ohne Zweifel mit der allgemeinen Verbreitung jener negativen Tugend sehr viel gewonnen wäre. Ein Egoist, der es nicht auf Kosten seiner Mitmenschen ist, würde immerhin eine erfreuliche Erscheinung sein. Er bliebe aber darum doch, was er ist; könnte man ihn nicht böse nennen, so würde die Bezeichnung gut doch ebenso wenig auf ihn anwendbar sein.

Rousseau hat daher, streng genommen, kein Recht, gegen das Dogma von der Erbsünde zu protestiren; indem er die Corruption der menschlichen Natur leugnet, läßt er den Grund und die Wurzel derselben fortbestehen. Er sieht eben nicht, wie das Prinzip des Bösen nur da wahrhaft aufgehoben wird, wo das Gute an seine Stelle tritt. Freilich würde er mit sich selbst in Widerspruch gerathen sein, hätte er das Wesen des Menschen als wahrhaft gut, d. h. erfüllt von hingebender Liebe, auffassen wollen. Diese Hingebung verträgt sich einmal nicht mit der Ansicht, daß der Mensch zuerst und vor Allem eine individuelle Einheit ist, welche sich als den Mittelpunkt ihrer Sonderexistenz zu erhalten hat, und darum zu ihrer Umgebung nur in mehr oder minder nahe Beziehungen treten, sich aber nicht mit ihr identifiziren kann. Die Liebe setzt immer und überall in der Besonderung der Einzelnen die Einheit des Wesens voraus; sie ist eben nur die Offenbarung dieser Einheit und fällt daher selbstverständlich weg, wenn, wie dies bei Rousseau der Fall ist, die Einheit der menschlichen Gattung in der unbedingten Geltung des Individuums, wir wollen nicht sagen verloren geht, aber doch verschwindet.

Rousseau kennt kein anderes Band, welches die Menschen zusammenhält, als das freigeschaffene, den gemeinsamen Willen aussprechende Gesetz. Jener geheimnißvolle Zug des Herzens, welcher sie ohne und nicht selten wider ihren Willen zu einander hinführt, weil sie gleichsam Glieder e i n e s Leibes sind, ist ihm fremd. Kein Wunder, daß er ihn außer Acht läßt und selbst so viel wie möglich zu hemmen sucht. Auf der Liebe beruht am Ende all' und jede sociale Gemeinschaft; Rousseau aber sieht das Heil der Menschen in ihrer Vereinzelung. Die Liebe macht abhängig von ihrem Gegenstande; Rousseau aber ist nicht gewillt, irgend eine Schranke der persönlichen Freiheit gelten zu lassen. Die eifersüchtige Sorge, welche er um ihre Sicherstellung trägt, erfüllt ihn in dem Maße, daß sein sonst so helles und scharfes Auge nicht sieht, was doch auf der Hand liegt. Man begreift es kaum, wie es ihm bei seiner sorgfältigen Beobachtung der kindlichen Art und Natur entgehen konnte, daß die Liebe mit dem Menschen geboren wird, und schon in den ersten Lebens-

jahren ihre Macht zu entfalten beginnt. Es ist doch ein arger Irrthum, zu meinen, daß nur die Schwäche und die Bedürftigkeit das Kind zum Anschlusse an seine Umgebung bestimmt. Wie stark dieses Motiv auch sein mag, es wirkt nicht immer und ist nicht einmal das wirksamste; das Kind sinkt grade dann in seliger Lust an die Brust der Mutter, wenn seine persönlichen Bedürfnisse befriedigt sind. Rousseau, scheint es, hat das nie bemerkt, oder wenn so, der Beachtung nicht werth gehalten. Ihm fehlte das Herz der Mutter, an welchem allein das Herz des Kindes zu eigenem Leben erwacht. Nur innerhalb der Familie entzündet sich die Flamme der Liebe; findet sie hier die erforderliche Nahrung, so gewinnt sie allmälig die Kraft, auch über weitere Kreise Licht und Wärme zu verbreiten.

Auch Emil hat keine Mutter, oder falls er eine solche hat, ist sie nur seine Amme, die ihm die leibliche Nahrung spendet. Es ist nicht zu verwundern, daß sein Herz kalt geblieben, daß er Niemandem mit warmer, inniger Liebe zugethan, und eben darum das nicht ist, was ein Kind in seinem Alter vor Allem sein soll, liebenswürdig. Der gesunde, frische Sinn, der starke Wille, der klare Blick und das richtige Urtheil sind gewiß höchst werthvolle Eigenschaften, sie können aber den Mangel an herzlicher Theilnahme für seines Gleichen nicht ersetzen. Ebenso wenig reicht dazu das Wohlwollen aus, von welchem er sich beseelt zeigt, denn es entspringt aus einer trüben Quelle. Wenn er Niemandem etwas zu Leide thut, vielmehr stets gefällig und dienstbereit ist, wo er es ohne Aufopferung des eigenen Interesses sein kann, so verdient das alle Anerkennung. Nur ist schade, daß das Motiv dieser Handlungsweise nie in der Person dessen liegt, welchem sie zu Gute kommt, sondern stets, wenn auch unbewußt, aus dem eigenen Ich entnommen wird. Wir haben wenig Aussicht, daß uns dieser kleine Egoist jemals als ein liebevoller Mensch entgegentreten wird. Wohl aber mag er sich zu einem trefflichen Manne entwickeln, wenn er auf dem bisherigen Wege consequent weiter geführt wird. Und an Consequenz läßt es Rousseau nicht fehlen; das wird sich zeigen, wenn wir nun den Faden seiner Erörterungen da wieder aufnehmen, wo wir ihn fallen ließen.

VII.

„Im Alter von zwölf oder dreizehn Jahren entwickeln sich die Kräfte des Kindes weit schneller, als seine Bedürfnisse; sie reichen deshalb nicht nur zu deren Befriedigung aus, sondern ergeben sogar einen Ueberschuß. Der Mensch vermag in dieser schönsten Periode seines Lebens mehr, als er erstrebt oder begehrt; sie ist die Zeit

seiner größten, zwar nicht absoluten, aber doch relativen Stärke" (Emile L. III). Leider geht sie sehr schnell vorüber, und die inzwischen erwachenden neuen Bedürfnisse nehmen bald ein größeres Maß von Kraft in Anspruch, als zu Gebote steht. Man muß daher das gegenwärtige Zuviel in einer Weise benutzen, daß es zur Beseitigung des künftigen Mangels dienen kann. „Das starke Kind muß Vorräthe sammeln für den schwachen Mann." Es wird sie aber „weder in Koffern, noch in Scheunen niederlegen, sondern, um sich sein Besitzthum wahrhaft anzueignen, es seinen Armen, seinem Kopfe, kurz sich selbst anvertrauen". Es wird „arbeiten, lernen, studieren". Dazu ist jetzt die Zeit gekommen; „nicht menschliche Willkür, die Natur selbst hat sie bestimmt".

Ob dem wirklich so sei, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls ist es sonderbar und mit der allgemeinen Voraussetzung Rousseau's, daß die Natur ihre Kräfte weder zu kärglich verleihe, noch auch verschwende, nicht recht in Uebereinstimmung zu bringen, wenn er sie in diesem Falle eine Ausnahme machen läßt. In Wahrheit dürfte eine solche auch gar nicht vorliegen. Ist in dem in Rede stehenden Alter ein Ueberschuß an physischer Kraft vorhanden — und das wird sich kaum bestreiten lassen, wenn, wie Rousseau es will, die bisherige Erziehung sich wesentlich auf die Entwicklung des Körpers beschränkte — so entspricht derselbe dem Bedürfnisse der geistigen Ausbildung, welches eben dann hervortritt, wenn die des Leibes zu einem gewissen Abschlusse gelangt ist. Rousseau verkennt dies nur darum, weil er das Recht des Geistes, sich um seiner selbst willen zu entfalten, nicht zugiebt. Es bedarf für ihn eines fremden, in der Zukunft liegenden Zweckes, um die Rücksicht zu rechtfertigen, welche er auf seine Entwicklung nehmen zu müssen glaubt. Indeß genügt die Motivirung auch nicht, die Ansicht selbst, daß der Unterricht im eigentlichen Sinne erst jetzt, d. h. nachdem der Körper die nöthige Stärke erlangt hat, beginnen darf, ist deshalb nicht weniger begründet.

Es fragt sich aber, was zunächst gelehrt werden soll? Rousseau bemerkt sehr richtig, daß sowohl die Gegenstände des Unterrichtes, wie die Zeit, welche sich zu ihrer Erlernung eigne, einer sorgfältigen Prüfung und Auswahl bedürfen. Er weist dann ferner nach, daß manche Kenntnisse falsch, andere nutzlos sind, wieder andere nur dem menschlichen Stolze oder der Eitelkeit dienen, und gelangt zu dem Schlusse, daß nur die der Aneignung werth sind, welche zur Beförderung unseres wahren Wohles beitragen. „Es kommt gar nicht darauf an zu wissen, was ist, sondern lediglich, was von Nutzen ist". Ein bedenklicher Grundsatz, der aber doch gegenüber der immer noch beliebten Weise, das Wissen nur um des Wissens willen zu pflegen, durchaus berechtigt ist. Die Schärfe freilich, in

welcher Rousseau ihn hinstellt, fließt aus seiner Ueberzeugung, daß die Erkenntniß der absoluten oder objektiven Wahrheit dem Menschen verschlossen, es also nutzlos ist, sich um sie zu bemühen. Auch hält er das ihr zugewandte Streben für ebenso naturwidrig, wie die verschiedenen Wissenschaften, welche aus ihm hervorgehen und ihm dienen. Diese sind daher unbedingt auszuschließen, überhaupt aber alle Kenntnisse zurückzuweisen, für welche der Mensch von Natur keinen Sinn hat. Man muß sich auf diejenigen beschränken, zu deren Erwerbung ihn innerer Drang unmittelbar hintreibt. Dieser „instinktive Wissenstrieb“ offenbart sich in der natürlichen Neugierde, welche jedem Menschen, besonders in dem hier in Rede stehenden Alter, eigen ist. Sie hat ihre Quelle in dem Wunsche, das eigene Wohlbefinden zu sichern, und richtet sich deshalb nur auf Dinge, an welchen der Einzelne irgendwie ein persönliches Interesse hat. Wird sie in dieser Richtung naturgemäß geleitet, so bietet sie den passendsten und wirksamsten Hebel dar, dessen man sich zur Erweiterung des kindlichen Wissens bedienen kann. Doch darf man nicht vergessen, daß das Kind sich zunächst nur für die Gegenstände wirklich interessirt, welche direkt auf seine Sinne einwirken. Die intellektuelle Welt ist ihm noch unzugänglich; sein Geist reicht nicht weiter als seine Augen, und sein Verständniß dehnt sich nur mit dem Raume aus, welchen es beherrscht. „Springen wir also nicht ohne Weiteres von den sinnlichen Dingen zu den geistigen über; nur durch jene können wir zu diesen gelangen. Bei den ersten Operationen des Geistes müssen die Sinne stets seine Führer sein. Darum kein anderes Buch, als das der Welt, kein Unterricht, außer in und durch Thatsachen“.

Das innere Wesen der Dinge, ihr begrifflicher Inhalt liegt ebenso jenseits der kindlichen Fassungskraft, wie der geistige Zusammenhang, welcher die einzelnen sinnlichen Erscheinungen mit einander verknüpft. Der Unterricht muß daher sorgfältig alle Abstraktionen vermeiden; nichts ist unpassender, als die systematische Form, welche man ihm zu geben pflegt. Gilt es doch keineswegs, „dem Kinde die Wissenschaft als solche zu lehren. Vielmehr kommt es nur darauf an, ihm Geschmack für dieselbe einzuflößen, und passende Methoden an die Hand zu geben, mittelst deren es sie später betreiben kann, wenn dieser Sinn sich weiter entwickelt hat“. Zu dem Ende gebe man ihm Anleitung, sich die Kenntnisse, welche innerhalb seiner Sphäre liegen, selbstthätig zu erwerben. „Es darf nichts wissen, weil man es ihm gesagt, sondern nur, was es selbst begriffen hat; es darf die Wissenschaft nicht erlernen, es muß sie erfinden“. Nur die Dinge aber lernt es wahrhaft kennen, welche ihm unmittelbar in ihrer natürlichen Gestalt und Beschaffenheit vorgeführt werden. „Man setze daher nie das Zeichen an die Stelle

der Sache, wenn diese selbst zu Gebote steht. Man spreche möglichst durch Handlungen, und sage nur das, was man zu thun außer Stande ist". Nichts ist weniger am Orte, als die breiten Erörterungen, in welchen die gewöhnlichen Lehrer sich zu ergehen lieben. Es genügt, die Aufmerksamkeit des Kindes auf die Dinge hinzulenken, mit welchen man es bekannt machen will. Werden sie ihm zur rechten Zeit und im richtigen Lichte vorgeführt, so wird es sich durch die erwachende Neugierde von selbst zu einer näheren Bekanntschaft gedrängt fühlen. Es kommt dann nur darauf an, daß man diesen Drang nicht durch eine vorschnelle Befriedigung erstickt oder abschwächt, sondern ihm Zeit läßt, sich in seiner ganzen Stärke zu entfalten. Erst wenn es dahin gekommen, wenn die Neugierde durch ihren Gegenstand hinlänglich gefesselt wird, werfe man dem Kinde irgend eine kurze Frage hin, die es bei einigem Nachdenken selbst zu beantworten vermag. Die so erworbene Kenntniß wird um so fester haften, da sie eine Frucht der eigenen Thätigkeit ist, oder doch zu sein scheint.

Ebenso wichtig, wie die Behandlung der einzelnen Objekte des Wissens, ist die Folge und Ordnung, in welcher sie auftreten. „Es giebt eine geschlossene Kette von allgemeinen Wahrheiten, in welcher alle Wissenschaften auf ein gemeinsames Prinzip zurückgehen und sich der Reihe nach entwickeln. Auf dieser Verkettung beruht die Methode der Philosophen". Sie kann natürlich beim Unterrichte der Jugend keine Anwendung finden. Hier muß ein ganz verschiedener Zusammenhang festgehalten werden, dem auch, weil er der naturgemäßere ist, die Mehrzahl der Menschen zu folgen pflegt. „Jeder einzelne Gegenstand zieht von selbst einen anderen nach sich, weist immer auf den zunächst folgenden hin. Es entsteht so eine ununterbrochene Verknüpfung der Dinge, welche dadurch, daß sie der Neugierde fortwährend frische Nahrung giebt, die Aufmerksamkeit beständig rege hält. Sie bietet daher einen natürlichen Leitfaden dar, mit dessen Hülfe das Kind leicht und sicher in das Labyrinth des Wissens eingeführt werden kann".

Die Grundsätze und Regeln, welche Rousseau für die Methode des ersten Unterrichtes aufstellt, sind so einleuchtend und, mit mehr oder minder erheblichen Modifikationen, so zum Gemeingute der neueren Pädagogik geworden, daß es überflüssig ist, näher auf sie einzugehen. Was aber die Lehrobjekte betrifft, so deuteten wir schon an, welche von ihnen er für unpassend hält. Es sind so ziemlich alle, die auf den Lehrplänen unserer Schulen zu figuriren pflegen.

Uebrig bleibt nur eine gewisse praktische Naturkunde, welche sich mit den Erscheinungen auf der Erde und am Himmel beschäftigt. Denn auf diese richtet sich, wie Rousseau meint, die Aufmerksamkeit des Kindes zuerst. Freilich scheint das der früheren Behauptung zu widersprechen, nach welcher es nur an den Dingen Interesse nimmt, die zu seinem persönlichen Wohlbefinden in direkter Beziehung stehen. Doch es scheint eben nur so. „Im Zustande der Schwäche werden wir durch die Fürsorge für unsere Erhaltung genöthigt, uns auf uns selbst zu concentriren; im Zustande der Stärke treibt uns der Wunsch, unser Wesen zu erweitern, in die Ferne hinaus". Auch hat sich von je her die Beobachtung und das Nachdenken fast aller uncivilisirten Völker ausschließlich auf die Gestalt und Eintheilung der Erdoberfläche, wie auf die Erscheinung und die Wirkungen der Gestirne beschränkt.

Neben der Erd- und Himmelskunde bieten dann auch Physik und Chemie eine Fülle geeigneten Lehrstoffes dar. Es kommt nur darauf an, daß man ihn mit Rücksicht auf die gegebenen Verhältnisse richtig auszuwählen und passend zu verwerthen weiß. Rousseau sucht hier, wie überall, den Geist seiner Methode durch Anwendung derselben auf einzelne concrete Fälle zu verdeutlichen. Er dringt vor Allem darauf, daß das Kind selbst sehe und urtheile, und verlangt deshalb, daß man ihm Anleitung und Gelegenheit gebe, selbst die erforderlichen Versuche und Experimente anzustellen, die dazu nöthigen Werkzeuge nachzuerfinden u. s. w. Es schadet nichts, wenn darüber geraume Zeit verloren geht und scheinbar viele nutzlose Mühe aufgewandt wird. Abgesehen von der Förderung, welche die Bildung des Verstandes und Urtheiles durch sie erfährt, „haben diese fortgesetzten Uebungen noch den wesentlichen Vortheil, daß sie inmitten der theoretischen Studien den Körper in Thätigkeit, die Glieder geschmeidig erhalten und die Hände zur Arbeit geschickt machen". Die Zahl der positiven Kenntnisse, welche sie vermitteln, mag gering sein; ihre Menge ist eben durchaus gleichgültig. Einige wenige Vorstellungen und Begriffe, wenn sie nur klar und präcis aufgefaßt werden, genügen vollkommen.

Auch lasse man es bei dieser einfach verständigen Auffassung der Naturerscheinungen bewenden. Rousseau hält es für ungehörig und nutzlos, dem kindlichen Sinne auch die Eindrücke nahe zu bringen, welche sie auf Herz und Gemüth zu machen geeignet sind. „Das Kind bemerkt zwar die einzelnen Dinge, welche seinem Blick in der umgebenden Außenwelt entgegentreten. Es ist aber außer Stande, ihre inneren Beziehungen zu erfassen und ihre durchgreifende Harmonie zu verstehen. Dazu gehört eine Erfahrung, die es noch nicht erworben hat, und bedarf es einer Menge von Empfindungen, welche

ihm noch unbekannt sind". Man halte ihm daher keine begeisterten, gefühlvollen Vorträge, und lasse alle poetischen Bilder und beredten Schilderungen bei Seite. Es handelt sich in dieser Periode des Lebens noch nicht von Gefühl und Geschmack. Die Zeit, wo sie in Frage kommen, wird bald genug eintreten. Vorläufig ist es rathsam, „klar, einfach und kalt" zu bleiben. Eine Mahnung, welche dem Gros der Menschen gegenüber gewiß am Orte ist, wenn auch der Sinn für die Schönheit der Natur selbst in diesen jungen Jahren nicht so ganz fehlt, wie Rousseau voraussetzt, also auch in ihnen eine angemessene Pflege desselben möglich ist.

Einer ähnlichen Einschränkung scheint uns ein weiterer Grundsatz zu bedürfen, welchen Rousseau beim Unterrichte stets befolgt sehen möchte. „Wozu ist das gut?" soll die immer wiederkehrende Frage lauten, mit welcher der Lehrer auf die Fragen des Schülers zu antworten hat. „Wer gelernt hat, nur das Nützliche wissen zu wollen, wird keine Frage stellen, ohne sich zuvor genügende Rechenschaft über sie gegeben zu haben". Er wird sich eben deshalb jener albernen und lästigen Fragen enthalten, mit welchen die Kinder ihre Umgebung zu behelligen pflegen. Wichtiger ist, daß er sich allmälig gewöhnt, seine Aufmerksamkeit nur auf die Dinge zu richten, welche von reellem Nutzen sind oder einem bestimmten Zwecke dienen. Freilich wird dieser Gesichtspunkt der Zweckmäßigkeit dem Kinde nur da geläufig, wo es sie an sich selbst, in seinem eigenen Lebenskreise erfährt. Es nützt nichts, ihm von Vortheilen zu sprechen, die sich erst in späterer Zeit, wenn es zum Manne herangewachsen, ergeben werden. Es begreift nur den Vortheil, welcher ihm unmittelbar in die Augen springt. Ist aber ein solcher vorhanden, so wird es dem Gegenstande, mit welchem er sich verknüpft zeigt, von selbst eine aufmerksame Beachtung schenken und beharrlichen Fleiß zuwenden. Hat es sich bisher nur spielend, zu seinem Vergnügen beschäftigt, so beginnt es jetzt, mit Ernst und Ausdauer zu arbeiten. Der fühlbare Nutzen ist eben das natürliche Motiv, welches den Menschen unmerklich vom zwecklosen Spiel zur planmäßigen Arbeit forttreibt.

Der Zwang ist der Vater des Wissens; immer und überall entspringt der Fortschritt der geistigen Entwicklung aus dem Bedürfnisse. Diese allgemeine Wahrheit wird von Rousseau mit Recht auch im Gebiete des Unterrichtes und der Erziehung zur Geltung gebracht. Vielleicht irrt er nur darin, daß er in dem Mittel zugleich den Zweck, in dem treibenden Sporn auch den letzten bestimmenden Grund erblickt. Daraus, daß vor Allem das Bedürfniß den Menschen nöthigt, die Kräfte seines Geistes zur Erweiterung seiner Kenntnisse in Bewegung zu setzen, folgt noch nicht, daß Wissen und geistige Bildung lediglich insofern berechtigt und von Werth sind, als sie

diesem Bedürfnisse dienen. Gewiß aber ist, daß im praktischen Unterrichte der Stimulus des unmittelbaren Nutzens sich höchst wirksam erweist, und grade der Mangel desselben die geringen Erfolge der üblichen Lehrweise verschuldet. Die große Mehrzahl der Schüler lernt deshalb wenig oder nichts, weil sie an den Gegenständen des Unterrichtes kein direktes Interesse haben. Die recht löblichen Versuche, sie ihnen interessant zu machen, werden dieses Ergebniß nicht wesentlich ändern können. Sie würden noch weniger Erfolg haben, wenn nicht andere fremdartige Motive, Furcht vor Strafe und Hoffnung auf Lohn, Wetteifer und Eitelkeit, zuweilen auch Liebe zu den Eltern und Lehrern, mitwirkten. Die Methode mag noch so vortrefflich sein, sie kann dem kindlichen Sinne die Dinge nicht nahe bringen, welche ihm ihrer Natur nach ferne liegen. Was ihm zusagt und eine wirkliche Theilnahme abgewinnen kann, findet sich weder im Schulzimmer, noch in den Büchern, die dort im Gebrauche sind.

Die Bücher! Wir sagten es schon, Rousseau mag nichts von ihnen wissen. Er „haßt" sie, denn sie „lehren nur, über das zu sprechen, was man nicht kennt". — Indeß giebt es doch ein Schriftwerk, welches er nicht nur von dem allgemeinen Anathem ausnimmt, sondern selbst als eine höchst passende Ergänzung des mündlichen Unterrichtes dringend empfiehlt. Der vor Kurzem erschienene Roman Robinson Crusoe würde sich nach seinem Dafürhalten mit geringer Mühe so bearbeiten lassen, daß er für das in Rede stehende Alter eine reiche Quelle der Belehrung und Unterhaltung abgäbe. Er bietet grade das, was dem kindlichen Sinne und Interesse entspricht, die naive, lebendige Schilderung einer Situation, in welcher sich die natürlichen Bedürfnisse und zugleich die Mittel, deren es zu ihrer Befriedigung bedarf, der Reihe nach auf eine einfache, dem Kinde verständliche Weise entwickeln. Allerdings ist die Lage Robinson's nicht die des socialen Menschen, und das Kind, welchem sie vorgeführt wird, kommt schwerlich in den Fall, allein auf einer Insel, des Beistandes seiner Mitmenschen und aller künstlichen Werkzeuge beraubt, für seine Erhaltung sorgen zu müssen. Dennoch wird es gut thun, sich möglichst lebhaft in sie hinein zu versetzen. „Das sicherste Mittel, sich über die herrschenden Vorurtheile zu erheben und das Urtheil über die wahren Beziehungen der Dinge zu regeln, ist, sich an die Stelle eines isolirten Menschen zu denken, und über Alles so zu urtheilen, wie dieser Mensch mit Rücksicht auf seinen persönlichen Vortheil würde urtheilen müssen".

Bekanntlich ist die Ansicht Rousseau's durch die Erfahrung in vollstem Maße bestätigt worden. Robinson Crusoe hat sich geraume Zeit als eine allgemein verbreitete und beliebte Jugendschrift zu be-

haupten gewußt. Wenn er in unseren Tagen mehr und mehr verschwindet, so ist das zwar erklärlich, aber vielleicht zu bedauern. Jedenfalls hat aus der beständig anwachsenden Menge von Schriften, welche gegenwärtig für die Lektüre der Jugend verfaßt werden, bisher noch keine auch nur annäherungsweise eine gleiche Bedeutung und Wirksamkeit erlangt. Rousseau ging somit nicht irre, als er zu Gunsten des Robinson eine Ausnahme von der Regel machte, nach welcher die Bücher aus dem Unterrichte zu verbannen sind. Auch ist er sich durch dieselbe nicht, wie es wohl scheinen könnte, untreu geworden. Das Leben des Menschen ist für ihn die einzige wahre Bildungsschule; er muß an sich oder an seines Gleichen erfahren, was er wissen soll, und wie er zu handeln hat. Nun geht aber der socialen Gemeinschaft, welche die Menschen zusammenschließt, wie Rousseau glaubt, ein anderer Zustand voraus, in welchem sie vereinzelt, jeder für sich ihr Dasein zu sichern und ihr Leben zu ordnen haben. Diese primitive Form des Lebens liegt weit hinter uns; nur was sie erzeugt und geschaffen hat, ist in die historische Periode der socialen Gemeinschaft mit übergegangen. Wollen wir uns in sie zurückversetzen, so bedürfen wir dazu einer durch die Phantasie vermittelten Nachbildung. Freilich wird es auch mit ihrer Hülfe dem Erwachsenen kaum gelingen, von den gesellschaftlichen Verhältnissen, in die er sich eingelebt hat, zu abstrahiren. Dem Kinde aber, welches, noch nicht ergriffen von dem socialen Getriebe, den ursprünglichen Menschen gewissermaßen reproduzirt, ist das weit eher möglich. Es wird selbst durch Natur und Neigung dahin gedrängt, die Bahn, welche die Menschheit in den Anfängen ihrer Kulturentwicklung zurückgelegt hat, auch seinerseits zu durchlaufen.

Ohne Zweifel ist es gut und nothwendig, dieser seiner natürlichen Disposition Folge zu geben. Daß es deshalb zum gesellschaftlichen Leben untauglich werde, ist nicht zu besorgen; es gewinnt eben nur die feste Basis, von welcher aus es ohne Gefahr in dasselbe eingeführt werden kann. „Die praktische Uebung der natürlichen Künste, für welche die Kräfte eines einzelnen Menschen genügen, führt zur Bekanntschaft mit den Künsten der Industrie, welche des Zusammenwirkens mehrerer Hände bedürfen, und deshalb nur im gesellschaftlichen Verbande entstehen können". Sie, oder vielmehr die ihnen zu Grunde liegenden Bedürfnisse sind es eben, welche den Menschen nöthigen, aus seiner Vereinzelung heraus- und in die sociale Gemeinschaft mit seines Gleichen einzutreten. Es liegt nahe, das Kind, wenn die Zeit dazu gekommen, auf demselben Wege in das gesellschaftliche Leben einzuführen, auf welchem dasselbe sich gebildet hat. Auch können ihm die socialen Beziehungen nur von dieser Seite her Verständniß und Interesse abgewinnen; ihr tieferer Grund, ihre

sittliche Bedeutung, die Gesetze der Moral und Politik, welche in ihnen zur Geltung kommen, das Alles ist ihm vor der Hand ebenso unverständlich, wie gleichgültig. Man hüte sich daher, schon jetzt von diesen Dingen zu sprechen. Rousseau hält es für sehr wichtig, daß man grade in diesem Punkte die größte Vorsicht beobachte. Zwingt der Zusammenhang der Kenntnisse dazu, dem Zöglinge die gegenseitige Abhängigkeit der Menschen deutlich zu machen, so richte man zunächst seine ganze Aufmerksamkeit auf die mechanischen Künste oder Handwerke, welche den Nutzen zeigen, den die Menschen in ihrer Verbindung einander gewähren. Zu dem Ende führe man ihn von einer Werkstatt zur andern, achte aber darauf, daß er keine Arbeit sieht, ohne selbst Hand anzulegen, und sich nicht eher entfernt, bis er den Grund von Allem, was er zu beobachten Gelegenheit hatte, genau kennt. Ein oberflächliches Zusehen nützt nichts, und die Erklärungen fruchten wenig, wenn ihnen die praktische Uebung nicht voraus und zur Seite geht.

Doch genügt es keineswegs, daß der Zögling die verschiedenen Gewerbe und Handwerke kennen lernt; er muß sie auch nach ihrem wahren Werthe zu würdigen wissen. Dieser Werth aber hängt von der Größe und Allgemeinheit ihres reellen Nutzens ab. Eben darum darf auch das Kind die Arbeiten der Menschen nur nach der fühlbaren Beziehung schätzen, in welcher sie zu seiner persönlichen Erhaltung und Wohlfahrt stehen. „Eisen und Glas müssen in seinen Augen einen weit höheren Werth haben, als Gold oder Diamant; es achtet einen Schuster oder Maurer mehr, als alle Juweliere der Welt; ein Pastetenbäcker besonders ist ihm eine sehr wichtige Person. Goldschmiede dagegen, Graveure, Tapezierer u. s. w. gelten ihm als Tagediebe, die sich mit nutzlosen Spielereien die Zeit vertreiben. Selbst der Kunst des Uhrmachers legt es keine große Bedeutung bei; glücklich, wie es ist, genießt es die Zeit, ohne ihr Sklave zu sein". — Ebenso naturgemäß ist ein anderer Maßstab, den die bestehenden Vorurtheile freilich nicht weniger verwerfen, als den vorhin erwähnten, das Kind aber, falls man ihm gestattet, dem eigenen Urtheile zu folgen, ohne Zweifel anlegen wird. „Je weniger ein Handwerk oder Gewerbe der übrigen zu seinem Betriebe bedarf, je freier und unabhängiger es also dasteht, um so größere Achtung verdient es. Demnach würde dem Ackerbau die erste Stelle in der Rangordnung gebühren, die zweite der Schmiedekunst, die dritte dem Zimmermann u. s. w."

Natürlich können auch dem begabtesten Kinde in einem Zeitraume von wenigen Jahren nicht alle mechanischen Künste so bekannt werden, daß es sie später ohne weitere Anleitung zu erlernen vermag. Doch ist das auch nicht nöthig; es genügt, wenn ihm durch

die gewonnene Kenntniß die Möglichkeit geboten wird, sie nach ihrem wahren Werthe zu schätzen, und jeder von ihnen in seiner Achtung die gebührende Stelle anzuweisen. Die Beschränkung ist hier um so mehr am Orte, da sie gestattet, den Zusammenhang der einzelnen Thätigkeiten, ihre gegenseitige Bedingtheit mit dem erforderlichen Nachdrucke hervorzuheben, und so dem Zöglinge einen freien Ueberblick über das in Rede stehende Gebiet zu vermitteln, der ihn vor jener einseitigen Werthschätzung eines bestimmten Gewerbes oder Kunstzweiges bewahren wird, in welcher die meisten Menschen befangen sind. Sie achten in der Regel nur das, was sie selbst treiben, während sie das fremde Wirken und Schaffen gering schätzen. „Wer aber die Ordnung des Ganzen durchschaut, sieht auch die Stelle, welche jeder seiner Theile einnimmt, und ist ebenso geneigt, wie im Stande, ihm dieselbe neid- und vorurtheilslos einzuräumen. Die einseitige Kenntniß des Theils mag, wenn sie zugleich eine gründliche ist, den, welcher sie besitzt, zum Gelehrten stempeln. Zu einem urtheilsfähigen Manne macht ihn nur ein klares und umfassendes Verständniß des Ganzen".

Vergessen wir indeß nicht, daß, welcher Art auch die Gegenstände des Unterrichtes sind, es weniger auf die Erwerbung von Kenntnissen, als auf die Bildung des Urtheils, überhaupt auf die Entwicklung der kindlichen Kräfte und Anlagen ankommt. Ohne Zweifel ist die Erweiterung des Wissens, welche die Beschäftigung mit den Künsten und Gewerben zur nächsten Folge hat, von nicht geringem Werthe. Doch aber besteht ein größerer Nutzen derselben darin, daß sie theils den Körper stärkt und gewandt macht, theils die geistigen Kräfte weckt und nährt. Indem der Zögling sich ihr hingiebt, ist er genöthigt, scharf aufzumerken und verständig zu überlegen, gewöhnt er sich, den Grund und Zweck von Allem, was er sieht und thut, im Auge zu behalten. Zugleich findet der ihm einwohnende Erfindungsgeist Sporn und Anlaß, sich zu entfalten, hat er Gelegenheit, seine besondere Begabung, seine eigenthümlichen Neigungen und Talente zu offenbaren, und damit seinem Erzieher die Richtung anzudeuten, in welcher er ihn seiner Bestimmung zuzuführen hat.

An die Kenntniß der einzelnen Gewerbe und ihres Zusammenhanges schließt sich die Einsicht in den gegenseitigen Austausch der Produkte, auf welchem die ganze Bewegung des gewerblichen und industriellen Lebens beruht. Es versteht sich von selbst, daß Rousseau seinem Zöglinge keine nationalökonomischen Vorträge gehalten wissen will. Wohl aber glaubt er, daß derselbe schon jetzt befähigt ist, sich von dem eigenthümlichen Spiele der Verkehrs- und Handelsthätigkeit eine deutliche Vorstellung zu bilden. Auch dürfte ihm,

meint er, die Entstehung und Anwendung des Geldes um so leichter verständlich werden, da ein etwas erweiterter Austausch von Produkten von selbst zu dem Gebrauche eines gemeinsamen Werthmessers hinführt. Mehr freilich darf man ihm nicht zumuthen; es würde ebenso thöricht, wie nachtheilig sein, wollte man ihm etwa die Wirkungen erklären, welche Geld, Handel, Industrie u. s. w. auf Moral und Politik auszuüben pflegen. Nur die realen und materiellen Beziehungen liegen innerhalb seines Horizontes; auf sie muß daher seine Aufmerksamkeit ausschließlich gelenkt werden. Dabei hüte man sich indeß vor einem zu genauen Eingehen auf das Detail der Erscheinungen. „Die Kunst des Lehrers besteht grade darin, den Blick des Zöglings nie an Kleinigkeiten, die ohne weitere Bedeutung sind, haften zu lassen, sondern ihn mehr und mehr durch die großen Verhältnisse zu fesseln, welche der Mann einst kennen muß, um über die gute oder schlechte Ordnung der bürgerlichen Gesellschaft richtig urtheilen zu können“.

Die Beobachtungen aber, welche der Zögling bisher gemacht, die Kenntnisse, die er erworben hat, würden ihm wenig nützen, wenn er nicht zugleich lernte, sie zu seinem persönlichen Vortheile zu verwenden. Das Wissen hat nur insoweit Werth, als es zur Befriedigung der eigenen Bedürfnisse, im Interesse der eigenen Wohlfahrt benutzt werden kann. Nun ist die nächste und dringendste Sorge, welche jedem Menschen obliegt, die für seine Selbsterhaltung. Wer er auch ist, welche Stelle er einnehmen mag, was er im Uebrigen auch wünscht und erstrebt, er muß vor Allem leben, und sich deshalb in den Besitz der dazu nöthigen Mittel setzen. Wie aber sichert er sich diese? Rousseau antwortet: durch eine aktive Betheiligung an dem gegenseitigen Austausche von Leistungen, auf welchem innerhalb der Gesellschaft die Möglichkeit der Existenz beruht. Einmal in die sociale Verbindung eingetreten, kann der Einzelne sich nicht mehr selbst genügen; er bedarf fortwährend der Dienste Anderer, die dafür ihrerseits die seinigen in Anspruch nehmen. Schlimm für ihn, wenn er nichts zu bieten hat, wo er beständig fordern muß. Rousseau bemerkt mit Recht, daß die Erziehung diese Lage der Dinge dem Zöglinge bei Zeiten zum Bewußtsein bringen, und ihn in den Stand setzen müsse, den Anforderungen zu genügen, welche sie später an ihn stellen werde. Zu dem Ende habe sie dahin zu wirken, daß er sich einer praktischen Thätigkeit widme, welche, fruchtbar und werthvoll für Andere, ihn berechtigt, von ihnen entsprechende Gegenleistungen zu verlangen.

Man hat in neuerer Zeit, im Interesse der niederen Volksklassen, nicht selten das Recht zur Arbeit betont; Rousseau, welcher, in seiner Pädagogik wenigstens, vorzugsweise die höheren Stände im Auge hat, betont die Pflicht zur Arbeit. „Außerhalb der Gesellschaft ist der isolirt lebende Mensch, weil er Niemandem etwas verdankt, befugt, zu leben, wie es ihm beliebt; innerhalb derselben aber, wo er nothwendig auf Kosten seiner Mitmenschen lebt, ist er verpflichtet, den Preis seines Unterhaltes durch Arbeit zu entrichten". Von dieser Verbindlichkeit kann ihn Niemand befreien, auch nicht seine Vorfahren oder der Zufall, wenn er ihn etwa schon bei der Geburt zum reichen Manne gemacht hat. Denn „es ist keineswegs gerecht, daß, was der Eine für die Gesellschaft gethan hat, den Andern von den Leistungen entbindet, welche er ihr schuldet. Da Jeder ganz und persönlich verpflichtet ist, so kann er nur für sich selbst zahlen, und deshalb kein Vater dem Sohne das Recht vererben, seinen Mitmenschen nutzlos zu sein". Im Gegentheile „wer im Müßiggange verzehrt, was er nicht selbst erworben hat, stiehlt seinen Unterhalt, und ein Rentier, welchen der Staat bezahlt, um nichts zu thun, unterscheidet sich kaum von einem Räuber, der auf Kosten der Passanten lebt".

Kein Zweifel daher, daß das Kind zur Arbeit erzogen werden muß, auch wenn es ihrer voraussichtlich zu seiner Erhaltung nicht bedarf. Diese Nothwendigkeit erscheint um so dringender, da die Annahme, welche sie aufheben könnte, stets eine sehr bedenkliche bleibt. Stand und Rang sind mannigfachen Wechselfällen unterworfen, und selbst der anscheinend sicherste Besitz giebt keine Bürgschaft für seine Dauer. Diese äußeren Stützen können in jedem Augenblicke zerbrechen, und der Mensch, welcher sich lediglich auf sie verläßt, schwebt beständig in Gefahr, rettungslos dem Untergange anheim zu fallen. Nur wer gelernt hat, seine Existenz auf die eigene Thatkraft und Arbeit zu gründen, darf hoffen, sich dieselbe unter allen Umständen zu erhalten. Die Schwankungen des Schicksals, die Launen des Glücks werden gleichgültig, wenn man zu jeder Zeit im Stande ist, sich zu erwerben, was man zum Leben nöthig hat. Nothwendig aber ist nur, was das Leben überall auf gleiche Weise als Bedingung seines Bestehens fordert. Auch sind es lediglich diese natürlichen und darum allen Menschen gemeinsamen Bedürfnisse, zu deren Befriedigung die Erziehung befähigen soll. Wollte sie auf alle die besonderen und willkürlichen Anforderungen Rücksicht nehmen, welche Stand, Bildung oder Reichthum an das Leben zu stellen pflegen, sie würde nicht nur einer Chimäre nachjagen, sondern auch das wahre Wohl des Zöglings gefährden. „Sieht man denn nicht, daß ihn die ausschließliche Erziehung für einen bestimmten Stand zu jedem an-

deren unfähig macht, und man so, wenn es dem Schicksale gefällt, nur an seinem künftigen Unglücke arbeitet?" Man vergesse doch nicht, daß „die bestehende gesellschaftliche Ordnung unvermeidlichen Revolutionen ausgesetzt ist, und Niemand die Umwälzung voraussehen oder abwenden kann, welche vielleicht schon seine eigenen Kinder treffen wird. Der Große wird klein, der Reiche arm, der Fürst zum Unterthan; sind die Schläge des Schicksals so selten, daß Jemand darauf rechnen könnte, von ihnen verschont zu bleiben? — Wir gehen einem Zustande der Krise und dem Jahrhundert der Revolutionen entgegen. Wer kann wissen, was aus ihm werden wird? Was die Menschen geschaffen haben, die Menschen können es zerstören; unaustilgbar sind nur die Charaktere, welchen die Natur ihren Stempel aufgedrückt hat, und die Natur schafft weder Fürsten, noch Reiche, noch vornehme Herren".

Man passe also die Erziehung „dem Menschen an, nicht einer besonderen Lebenslage desselben", und sorge dafür, daß der Zögling, „falls ihm Alles genommen wird, was nicht er selber, ihm nur durch Glück oder Zufall eigen ist, sich wenigstens als Mensch zu erhalten vermag". Rousseau glaubt, daß in dieser Beziehung die Erlernung eines Handwerks die größte Sicherheit gewähre. „Von allen Beschäftigungen, welche dem Menschen die Mittel zu seiner Existenz darbieten können, steht die Arbeit der Hände dem Naturzustande am nächsten. Auch giebt es keinen Stand, der vom Schicksale und von den Menschen unabhängiger wäre, als der des Handwerkers. Ein solcher hängt eben nur von seiner Arbeit ab; er ist ebenso frei, wie der Landmann ein Sklave ist; ihn fesselt kein Acker, ihn drückt nicht die Sorge um einen prekären Besitz; will man ihm etwas anhaben, so ist sein Bündel bald geschnürt, er nimmt seine Arme mit und geht davon". Denn er darf sicher sein, daß an Stelle der Werkstätte, die er verläßt, sich ihm bald eine andere öffnen wird. Ist er nur mäßig und fleißig, so findet er überall leicht und mühelos den nöthigen Unterhalt. „Für ihn bedarf es der Ränke und Umtriebe nicht, zu welchen die Künstler, die Gelehrten, die Stellenjäger in der Regel ihre Zuflucht nehmen müssen. Er braucht Niemandem den Hof zu machen, keinem Dummkopf zu schmeicheln, keiner Courtisane Weihrauch zu streuen. Er ist in der glücklichen Lage, leben zu können, ohne Ehre, Wahrheit, Rechtschaffenheit Preis geben zu müssen".

Die Erlernung eines Handwerks aber sichert dem Menschen nicht blos eine stets offene Subsistenzquelle; sie hebt ihn auch über die Vorurtheile hinaus, welche die Arbeit geringschätzen. Und das ist ein nicht hoch genug anzuschlagender Vortheil. „Wer sich das Schicksal und die Dinge unterwerfen will, beginne damit, sich von

ihnen unabhängig zu machen; wer durch die öffentliche Meinung herrschen will, lerne zuerst, über sie zu herrschen". Wohl möglich, daß man nie in den Fall kommt, arbeiten zu müssen, um leben zu können. Ist dem so, nun wohl, so arbeite man nicht aus Zwang, sondern der Ehre wegen, welche die Arbeit mit sich bringt. „Sie verleiht dem Menschen einen Rang, den er nie verlieren kann, und welcher ihm zu jeder Zeit Ehre macht. Wer sich zum Stande eines Handwerkers herabläßt, erhebt sich damit über den eigenen Rang, zu dem des Menschen. Und was man auch sagen mag, unter diesem Titel wird er weniger seines Gleichen haben, als unter jedem anderen".

Uebrigens meint Rousseau nicht, daß alle Handwerke gleich sehr zu empfehlen seien. Manche von ihnen dienen nur dem Luxus und der Eitelkeit; ohne wahren Nutzen können sie schon deshalb nicht für achtbar gelten. Ebensowenig kann von denjenigen die Rede sein, welche Eigenschaften erfordern, die verächtlich oder mit der Humanität unvereinbar sind. Daß auch jedes der Gesundheit nachtheilige Gewerbe auszuschließen ist, versteht sich von selbst. Man vergißt aber leicht, daß in diese Kategorie alle die Beschäftigungen fallen, welche eine sitzende Lebensweise in geschlossenen Räumen nöthig machen. Sie müssen um so mehr verworfen werden, da sie sich weder für das Geschlecht, noch für das Alter des Zöglings eignen. „Noch nie hat ein Knabe aus eigenem Antriebe darnach getrachtet, etwa Schneider zu werden". Er wird vielmehr solchem weibischen Geschäfte jedes andere vorziehen, selbst wenn es mit Mühen und Gefahren verbunden ist. Liegt kein besonderer Grund vor, sich anders zu entscheiden, so sehe man auch von den Handwerken ab, welche der Sauberkeit widerstreben, oder den Menschen zu einer bloßen Maschine degradiren. Ueberhaupt steht, wenn man die Wahl hat, nichts im Wege, neben dem Nutzen auch das Angenehme in Betracht zu ziehen. Vor Allem aber kommt es auf die Befähigung des Zöglings an. Diese zu erkennen ist nicht so leicht, wie man gewöhnlich glaubt. Meist wird dem Talente zugeschrieben, was nur die Wirkung der Gelegenheit ist, und da eine entschiedene Neigung vorausgesetzt, wo sich nur der Nachahmungstrieb geltend macht, welcher, dem Menschen und dem Affen in gleichem Grade eigen, beide antreibt, das thun zu wollen, was sie grade thun sehen. Es bedarf einer fortgesetzten scharfen Beobachtung, um hier den Schein von der Wahrheit zu sondern. Giebt man indeß dem Kinde Gelegenheit, sich mit den verschiedenen mechanischen Künsten in der früher angegebenen Weise auch praktisch vertraut zu machen, so wird seine eigenthümliche Anlage und Neigung einem aufmerksamen Blicke nicht lange verborgen bleiben.

Alles wohl erwogen, würde Rousseau, falls sein Zögling damit einverstanden wäre, dem Tischlergewerbe den Vorzug geben. Doch für welches Geschäft man sich auch entscheiden mag, wesentlich ist, daß es in vollem Ernste erlernt werde. Zu dem Ende muß der Erzieher mit dem Zöglinge zugleich in die Lehre treten, denn dieser lernt nur das gut, was er in Gemeinschaft mit seinem Mentor lernt. Beide aber müssen in ihre Stellung ganz und rückhaltlos eingehen; sie dürfen sich nicht etwa als vornehme Herren geriren, die nur aus Laune oder zum Scherze für eine Weile den Salon mit der Werkstatt vertauschen, sondern sie müssen wie echte und rechte Lehrlinge betrachtet und behandelt werden. Freilich dürfen sie auch nicht vergessen, daß die Aufgabe, welche sie sich gestellt haben, keineswegs die einzige ist, die ihnen obliegt. Ist es von Wichtigkeit, daß der Zögling ein tüchtiger Handwerker werde, so liegt doch noch weit mehr daran, daß er sich zu einem tüchtigen Menschen bilde. Es ist daher angemessen, den Aufenthalt in der Werkstätte auf einige Tage in der Woche zu beschränken, damit die übrige Zeit zur weiteren Förderung der allgemeinen Geistesbildung verwandt werden kann. Die Uebung des Körpers und seiner Organe hält so mit der des Geistes gleichen Schritt. Beide ergänzen sich gegenseitig, und da sie beständig abwechseln, dient die eine der anderen zur Erholung.

Man sieht, Rousseau will die Erlernung eines Handwerks nicht blos um seiner selbst willen, sondern auch, weil sie seiner Ansicht nach einer bestimmten Entwicklungsstufe des Menschen entspricht. Wir wollen damit nicht sagen, daß er das von dem praktischen Bedürfnisse hergenommene Motiv nur zum Scheine geltend mache. Im Gegentheile ist es ihm mit demselben voller Ernst. Auch wird man bei unbefangener Erwägung zugeben müssen, daß es in der That schwer in's Gewicht fällt. Wenn es in Folge der Rousseau'schen Mahnung in der vornehmen Welt Frankreich's vielfach Mode wurde, sich in den Mußestunden irgend einer mechanischen Beschäftigung hinzugeben, so hat die so erworbene Kenntniß Manchen aus diesem Kreise später vor Noth und Mangel, ja nicht selten vor dem Untergange bewahrt. — Doch war, wie gesagt, für seine Empfehlung dieser praktische Gesichtspunkt nicht allein maßgebend. Sie ging vielmehr zunächst aus der Ansicht hervor, daß das Kind, wenn seine Entwicklung naturgemäß verlaufen soll, bei seinem Eintritte in die Welt des Handelns mit derjenigen Thätigkeit zu beginnen hat, welche auch für die Menschheit überhaupt den Anfang ihres socialen Wirkens bezeichnet. Dazu kam dann noch die weitere Erwägung, daß grade diese Thätigkeit geeignet ist, die bis dahin entwickelten Kräfte angemessen zu beschäftigen und ihre fernere Ausbildung zu fördern. In der Betreibung eines Handwerkes findet die Stärke und Ge-

wandtheit, welche der Körper durch die spielenden Uebungen der früheren Jahre erlangt hat, Gelegenheit, sich zu bethätigen. Zugleich bewährt und entwickelt sich in ihr die Denk- und Urtheilskraft, welche dem Zöglinge auf seinem gegenwärtigen Standpunkte eigen ist. Wird daher diese praktische Thätigkeit richtig geleitet, und der anderweitige Unterricht nicht vernachlässigt, so darf man hoffen, aus ihm das zu machen, was er für's Erste sein kann: ein Wesen, welches denkt und handelt.

Ist dies erreicht, so hat sich die Erziehung ohne Zweifel ihrem Ziele sehr genähert. Vollendet ist sie darum aber noch nicht; um den ganzen und vollen Menschen zu bilden, muß sie auf die Entwicklung des Körpers und Geistes die des Herzens folgen lassen. Und dazu ist eben jetzt der Augenblick gekommen.

„Wir werden, so zu sagen, zweimal geboren, zuerst als Glieder der menschlichen Gattung, sodann als Angehörige eines bestimmten Geschlechtes" (Emile L. IV.). Erst durch diese zweite Geburt tritt der Mensch wahrhaft in das Leben ein; bis dahin hat er nur existirt, nicht eigentlich gelebt. Das Kind, wenn es anders den Anforderungen seines Alters gemäß erzogen wird, führt ein durchaus isolirtes Dasein; ohne innere Beziehung zu seines Gleichen, lebt es lediglich für sich, „die Menschen flößen ihm keine wahre Theilnahme ein, es interessirt sich nur für die Dinge, wenn und sofern sie ihm nützen oder schaden." Erst mit dem Eintritt in das Alter der Mannbarkeit nimmt diese Abgeschlossenheit ein Ende. Sobald in dem Menschen das Bewußtsein seines Geschlechtes erwacht, das Bedürfniß und die Sehnsucht nach einer Gefährtin sich regt, ist er kein vereinzeltes Wesen mehr, ist sein Herz nicht mehr allein. Fortan bleibt ihm nichts Menschliches mehr fremd; diese eine Beziehung zu seiner Gattung ruft alle anderen hervor.

Die Liebe ist nach der Ansicht Rousseau's der Grund und der Anfang des socialen Lebens. Gilt das, wie er schon früher nachzuweisen versuchte in der Abhandlung über die Ursachen der Ungleichheit, von der Menschheit im Ganzen, so gilt es nicht minder für jeden einzelnen Menschen. Zugleich aber ist sie der Hebel, welcher die bis dahin ruhenden Kräfte des Herzens und der Seele in Bewegung setzt. In und mit ihr erschließt sich die Quelle des Gefühls, bricht ein mächtiger Strom warmer und tiefer Empfindungen hervor. Dieser einen Leidenschaft folgen alle übrigen auf dem Fuße nach — ein gewaltiger Sturm und Drang, der den Menschen, welchen er

unvorbereitet erfaßt, ernsten Gefahren aussetzt. Diese abzuwenden oder doch unschädlich zu machen, ist eine der wichtigsten Aufgaben, welche die Erziehung zu lösen hat, in der Regel aber ganz und gar vernachlässigt. Rousseau findet es, und nicht mit Unrecht, auffallend, daß dieselbe meist grade da aufhört, wo sie erst recht beginnen sollte, und den angehenden jungen Mann eben in der Periode sich selbst überläßt, in welcher er ganz besonders einer sorgfältigen Leitung bedarf.

Zwar sind Manche der Meinung, daß die Gefahren, welche die Leidenschaften im Gefolge haben, durch die Unterdrückung derselben beseitigt werden müssen. Doch ist diese Ansicht ebenso irrig, wie die andere, welche es für nothwendig oder zweckmäßig hält, sie ungehemmt walten, und so sich austoben zu lassen. Rousseau protestirt entschieden gegen jeden Versuch, die natürlichen Regungen und Affekte des Herzens unterdrücken oder, wenn sie hervorgetreten, vernichten zu wollen. Ihm erscheint ein solches Unterfangen nicht nur vergeblich, sondern auch als eine lächerliche Anmaßung, da es auf eine Controle der Natur, auf eine Correktur dessen hinausläuft, was die Gottheit selbst geschaffen hat. „Die Leidenschaften sind die vornehmsten Werkzeuge unserer Selbsterhaltung". Sie entspringen alle aus jener, dem Menschen eingebornen Selbstliebe, welche das bewegende Princip, der natürliche und nothwendige Motor seines Lebens ist. Ja, sie sind gewissermaßen nur die verschiedenen Formen, in welchen diese eine primitive Leidenschaft sich offenbart, und insofern sämmtlich ebenso naturgemäß, wie diese selbst.

Freilich sind deshalb noch nicht alle Affekte, welchen wir bei uns oder Anderen begegnen, für berechtigt zu halten. Vielmehr können nur die Neigungen als zulässig anerkannt werden, welche die Natur selbst dem Herzen des Menschen eingepflanzt hat. Diese zu erkennen, ist, wie Rousseau glaubt, nicht eben schwer; ihre Wirkungen geben über ihren Ursprung unzweideutigen Aufschluß. „Die natürlichen Affekte stehen im Dienste der menschlichen Freiheit und Wohlfahrt, sie sichern die eine und fördern die andere". Wo diese heilsamen Früchte fehlen, oder gar in ihr Gegentheil verkehrt werden, „wo die Leidenschaft den Menschen unterjocht, ihn seiner Freiheit beraubt und seine Kraft zerstört, beweist sie eben damit, daß sie nicht in der Natur, sondern anderswo ihre Quelle hat". — Die Erziehung muß diesen Unterschied wohl im Auge behalten. Liegt es ihr einerseits ob, die natürlich guten Regungen des Herzens nicht nur zu dulden, sondern in angemessener Weise zu pflegen, so muß sie doch andrerseits allen schlimmen Affekten mit den ihr zu Gebote stehenden Mitteln entgegentreten. Freilich werden sich diese, wenn sie einmal Wurzel

gefaßt haben, schwerlich ausrotten lassen. Es kommt daher darauf an, ihre Entstehung zu verhindern.

Rousseau ist überzeugt, daß alle Neigungen des Menschen bei einer verständigen Leitung zum Guten gewandt werden können. Um ihnen aber diese Richtung zu geben, ist es nothwendig, daß man ihre Entwicklung so lange wie möglich verzögere, und ist sie nicht länger aufzuhalten, sie möglichst langsam verlaufen lasse. Die Gefahren, welche die Leidenschaften mit sich bringen, entspringen vorzugsweise aus der naturwidrigen Beschleunigung, welche sie inmitten des gesellschaftlichen Lebens erfahren. Sie würden von selbst wegfallen, wollten die Menschen der Natur gestatten, die keimenden Gefühle in ihrer Weise langsam und allmälig zur Reife zu bringen. Leider sind sie unausgesetzt bestrebt, ihr ruhig gesetzmäßiges Wirken durch ein unzeitiges Drängen und Treiben zu stören. Wer in ihrer Mitte lebt, ist außer Stande, sich dem verderblichen Einflusse seiner Umgebung zu entziehen. Der Strom der herrschenden Meinungen und Vorurtheile reißt ihn mit sich fort; Alles, was er sieht und hört, reizt und entzündet seine Phantasie. Die erhitzte Einbildungskraft aber regt die Sinne auf, weckt vor der Zeit die schlummernden Triebe, und erfüllt sie mit einer verzehrenden Gluth, die nur zu bald alle physische und moralische Kraft zerstört. Rousseau bemerkt mit Recht, daß man den angehenden Jüngling diesen inneren und äußeren Reizungen nicht schutzlos preisgeben dürfe, ihn vielmehr in den Stand setzen müsse, „durch das entwickelte Gefühl der Phantasie Fesseln anzulegen, und vermittelst seiner gesunden Vernunft das Gerede der Menschen zum Schweigen zu bringen“. So nur gewinnen seine Triebe und Neigungen die nöthige Ruhe und Zeit, um sich einzurichten und ihren wahren Zielen zuzuwenden. Daran aber liegt ungemein viel; die Affektionen des Herzens sind nur dann berechtigt und gefahrlos, wenn sie wirklichen, nicht blos eingebildeten Bedürfnissen entsprechen, und mit den nothwendigen Beziehungen der menschlichen Natur sich in Uebereinstimmung befinden. Man muß sie daher so lange zurückzuhalten suchen, bis diese Beziehungen dem jungen Manne zum Bewußtsein gekommen sind, bis er gelernt hat, mit klarem Verständniß und lebendiger Theilnahme in sie einzugehen.

Was von den Leidenschaften überhaupt, gilt ganz besonders von derjenigen, welche von allen zuerst den Menschen zu ergreifen und meist mit unwiderstehlicher Gewalt zu beherrschen pflegt, von der geschlechtlichen Liebe. Man kann nicht leugnen, daß dieselbe in der Regel zu früh

hervortritt, und diese ihre vorschnelle Entwicklung für Körper und Seele gleichsehr verderblich ist. Ebensowenig läßt sich bestreiten, daß dafür keineswegs die Natur, sondern lediglich die Denk- und Lebensweise der Menschen verantwortlich gemacht werden muß. Rousseau hat auch in Bezug auf die Liebe vollkommen Recht: „die Lehren und Mahnungen der Natur erfolgen spät und langsam, die der Menschen fast immer vor der Zeit". Sie drängen und treiben selbst da, wo sie die Absicht haben, zu hemmen und aufzuhalten. Nichts ist mehr geeignet, dem Kinde seine Unschuld zu rauben, als die Weise, in welcher man sie ihm zu bewahren sucht. „Die künstliche, gereinigte Sprache, welche man ihm aufzwingt, die steten Hinweisungen auf Scham und Ehrbarkeit, die Anstandsregeln, welche es befolgen soll, der Schleier des Geheimnisses, den man vor seinen Augen ausbreitet, das Alles dient nur dazu, seine Neugierde grade auf die Dinge hinzuwenden, von welchen man sie ablenken möchte". Ist sie aber einmal rege geworden, so fehlt es nicht an Gelegenheit, sie zu befriedigen. „Die Kinder besitzen einen ungewöhnlichen Scharfsinn, wenn es gilt, unter der Hülle der Sittsamkeit die schlechten Sitten wahrzunehmen, welche sie verdeckt". Ihre Umgebung sagt ihnen durch Worte und Handlungen bald genug, was sie zu wissen wünschen, während die Lektüre, welcher sie obzuliegen pflegen, die etwaigen Lücken ihrer Kenntniß ergänzt. So geschieht es, daß sie Ziel und Gegenstand ihrer Begierden schon weit früher kennen lernen, als sie diese selbst an sich erfahren. Noch schlummern die Sinne, aber die aufgeregte Phantasie ruht nicht, bis sie das Blut in eine vorzeitige Gährung versetzt hat. Sie kann den Augenblick nicht erwarten, wo die Natur sich aus eigenem Antriebe geltend macht, und thut ihr Gewalt an, um ihre Wirksamkeit zu beschleunigen. Die Folge ist, daß der Jüngling, wenn er in das mannbare Alter eintritt, dasselbe schon hinter sich hat; er war eben in der Vorstellung schon längst, was er in Wirklichkeit noch nicht sein konnte.

Wie ganz anders verläuft diese kritische Periode da, wo die Natur ihren langsamen, stetig fortschreitenden Gang einhalten darf. „Nur allmälig erwärmt sich das Blut, entwickeln sich die Lebensgeister, bildet sich das Temperament aus. Den ersten Begierden geht eine langdauernde Unruhe vorher. Unkenntniß leitet sie geraume Zeit von ihrem eigentlichen Gegenstande ab. Man sehnt sich, ohne zu wissen, wonach; ein Ueberfluß an Lebenskraft möchte in die umgebende Welt ausströmen. Das Auge belebt sich und überfliegt die anderen Wesen; man beginnt an Denjenigen Interesse zu nehmen, von welchen man sich umgeben sieht, und fängt an, zu fühlen, daß man nicht geschaffen ist, allein zu leben. So öffnet sich das Herz den menschlichen Empfindungen, so wird es der persönlichen Zunei-

gung fähig". Es ist die Aufgabe der Erziehung, dem erwachenden Gefühlsleben die entsprechende Nahrung zu bieten; sie muß es benutzen, um in die Seele des Jünglings die ersten Keime der Humanität zu pflanzen. Kein Zweifel, daß dieselben bereitwillige Aufnahme finden werden. „Ist der junge Mann in glücklicher Einfachheit aufgewachsen, so wird er durch die ersten Regungen der Natur zu zarten und liebreichen Empfindungen hingedrängt. Sein gefühlvolles Herz wird bei dem Anblicke fremder Leiden bewegt; er zittert vor Freude, wenn er den Gefährten seiner Jugend wieder sieht; seine Arme öffnen sich, ihn liebend zu umfangen. Seine Augen vergießen Thränen der Rührung; er ist empfänglich für die Scham, wenn er Mißfallen erregt, für den Schmerz, wenn er verletzt hat. Wohl mag ihn das heiße Blut momentan zu einer heftigen Aufwallung fortreißen, aber schon im nächsten Augenblicke zeigt sich die Güte seines Herzens in dem rückhaltlosen Ausdruck der Reue. Wird er selbst beleidigt, ein Wort der Entschuldigung entwaffnet ihn, wie empört er auch sein mag; er verzeiht das fremde Unrecht ebenso gerne, wie er das eigene wieder gut macht. Die Jugend ist eben nicht das Alter der Rache und des Hasses, sondern das des Mitgefühls, der Milde, der Großmuth. Wer nicht von Hause aus korrumpirt, bis zu zwanzig Jahren seine Unschuld bewahrt hat, ist in diesem Alter der beste, liebevollste und liebenswürdigste der Menschen".

Wir unterschreiben gerne das ehrenvolle Zeugniß, welches Rousseau in diesen Worten der Jugend ausstellt. Die Erfahrung sagt uns, daß sie es verdient, wenn und soweit die Voraussetzungen zutreffen, an welche es geknüpft ist. Sie ist in der That die Zeit, in welcher die beste und schönste Seite des menschlichen Wesens, die liebevolle, uneigennützige Hingebung, am Reinsten hervortritt. Selbst da, wo Erziehung und Leben diesen edlen Regungen hemmend und ablenkend entgegenwirken, machen sie sich mehr oder weniger geltend; die Einflüsterungen menschlicher Klugheit und Selbstsucht können sie eben nicht ganz unterdrücken. Freilich hängt der Grad ihrer Stärke und Reinheit nicht blos von dem Einflusse der Umgebung, sondern auch von dem angebornen Charakter des einzelnen Menschen ab. Die Schilderung Rousseau's gilt unbedingt nur von weichen, gefühlvollen, sympathischen, kurz von Naturen, welche ebenso angelegt sind, wie die seinige. Doch hindert das nicht, daß sie in der Hauptsache auch allgemein richtig ist; das Herz des Jünglings ist immer und überall fähig und bereit, an fremdem Leben und Geschick aufrichtigen Antheil zu nehmen. Es kommt nur darauf an, daß man ihm die Menschen von der Seite nahe bringt, von welcher sie am meisten geeignet sind, seine Theilnahme zu fesseln.

„Es ist aber die Schwäche des Menschen, die ihn gesellig macht; es sind unsere gemeinsamen Leiden, die unsere Herzen der Humanität öffnen. Jede nähere Verbindung mit Anderen ist eine Folge der eigenen Unzulänglichkeit; hätten wir unsere Mitmenschen nicht nöthig, genügten wir uns selbst, so würden wir kaum daran denken, uns an sie anzuschließen. Aus dem Bedürfniß geht die Liebe hervor; das Gefühl unserer Ohnmacht, das stets lebendige Bewußtsein unserer Mängel macht uns die Zuneigung Anderer unentbehrlich. Zugleich aber macht es uns geneigt, Allen, die sich in gleicher Lage befinden, auch die unsrige zu schenken".

Es läßt sich nicht leugnen, daß die Menschen weit mehr durch ihre Leiden, als durch ihre Freuden zu einander hingezogen werden. „Der Anblick eines Glücklichen flößt mehr Neid, als Liebe ein. Man hat nicht übel Lust, ihn anzuklagen, weil er unbefugter Weise das Recht usurpirt, sich ein exclusives Glück zu schaffen. Auch fühlt sich unsere Eigenliebe verletzt, wenn wir wahrnehmen, daß er unserer nicht bedarf. Wer aber beklagt nicht den Unglücklichen, welchen er dulden sieht? Wer möchte ihn nicht von seinen Leiden befreien, wenn es dazu nur eines Wunsches bedürfte?" Die Phantasie versetzt uns leichter in seine Lage, als in die eines Glücklichen, denn wir fühlen, daß die eine uns weit näher liegt, als die andere. Somit ist das Mitleid naturgemäß die erste Empfindung, welche in dem Herzen des Menschen durch die Beziehung zu seines Gleichen angeregt wird. Eben darum muß sie zunächst geweckt und genährt werden, wenn die Entwicklung des Gefühlslebens den von der Natur vorgezeichneten Gang einhalten soll.

Bis dahin wäre es nutzlos gewesen, auf ihre Erregung hinzuwirken. „Zwar weiß auch das Kind, was leiden heißt, denn es hat selbst gelitten. Es weiß aber kaum, daß auch die übrigen Wesen leiden. Es sieht vielleicht den fremden Schmerz, aber es fühlt ihn nicht; es kann sich nicht vorstellen, was Andere empfinden, kennt wahrhaft nur die Uebel, von welchen es selbst betroffen wird". Sobald aber die erwachende Sinnlichkeit das Feuer der Einbildungskraft entzündet, fängt der Mensch an, die Leiden des Nächsten als die seinigen zu empfinden, von seinen Klagen gerührt, von seinen Schmerzen mit ergriffen zu werden. Will man diese natürliche Sympathie wachhalten und steigern, so muß man ihm solche Gegenstände vorführen, auf welche die Expansivkraft seines Herzens einwirken kann, die geeignet sind, dasselbe zu erweitern, es gleichsam über alle anderen Wesen auszubreiten, und sich in allen wiederfinden zu lassen. Dagegen sind diejenigen sorgfältig fern zu halten, welche es einengen, auf sich concentriren, und damit der Selbstsucht größeren Spielraum geben. Geschieht das, so wird man in dem

jungen Manne die Güte, die Menschenliebe, das Erbarmen, die Bereitwilligkeit zum Wohlthun, kurz alle die anziehenden und sanften Neigungen wecken, welche dem Menschen von Natur eigen und seine Freude sind. Man wird zugleich verhindern, daß Neid, Begehrlichkeit, Haß, kurz alle die widerwärtigen Leidenschaften Wurzel fassen, welche nicht nur das natürliche Mitgefühl in sein Gegentheil verkehren, sondern auch dem zur Qual gereichen, der sie in sich trägt.

Der herzlose Egoismus kann da keine Stelle finden, wo dieselbe von der herzlichen Theilnahme für Andere bereits vorweggenommen ist. Rousseau will daher, daß sobald der Sinn des Zöglings die nöthige Empfänglichkeit zeigt, „das düstere Gemälde der leidenden Menschheit“ vor seinen Augen aufgerollt werde. Doch sei dabei nicht zu vergessen, daß er nur an den Leiden wirklichen Antheil nehmen könne, welchen er selbst unterworfen war, oder sich doch unterworfen glaubt. Man gewöhne ihn also nicht, Unglück und Elend aus der sicheren Höhe seiner bevorzugten Stellung zu betrachten; er wird es nie beklagen lernen, wenn er meint, daß es ihm persönlich fremd ist. Man mache ihm vielmehr begreiflich, daß das Schicksal der Unglücklichen auch das seinige werden kann, daß alle ihre Leiden auch ihn bedrohen, daß tausend unvorhergesehene und unvermeidliche Zufälle sie jeden Augenblick auch über sein Haupt herauf beschwören mögen. Natürlich genügt es nicht, ihm das mit kalten und trockenen Worten zu sagen; er muß die Noth der Menschen, die schweren Schicksalsschläge, von welchen sie heimgesucht werden, sehen und fühlen. „Erschüttert, erschreckt seine Phantasie mit den Gefahren, die ihn beständig umgeben; zeigt ihm die Abgründe, die sich rings um ihn öffnen, schildert sie so lebendig, so eindringlich, daß er aus Furcht, in sie hinabzustürzen, sich schutzsuchend an euch drängt“.

Uebrigens wird das Maß des Mitleids nicht durch die Größe des Leidens an sich, sondern durch den Grad der Empfindung bestimmt, welche man bei dem Leidenden voraussetzt. Man beklagt einen Unglücklichen nur insoweit, als man glaubt, daß er sich selbst beklagenswerth erscheint. Rousseau sieht in dieser Thatsache einen der Gründe, aus welchen wir uns gegen die Leiden der Thiere leichter verhärten, als gegen die der Menschen. „Auch“, fügt er hinzu, „trösten sich die Reichen über das Böse, welches sie den Armen zufügen, mit dem Glauben, daß diese zu stumpfsinnig sind, um es zu empfinden. Es ist eben natürlich, daß man das Wohl derer, die man verachtet, als etwas Gleichgültiges ansieht“. Soll daher der Zögling an dem traurigen Loose seiner Mitmenschen aufrichtigen Antheil nehmen, so muß er sie vor Allem achten lernen. Namentlich ist dahin zu wirken, daß er sich, frei von der allgemein verbreite-

ten Geringschätzung, mit welcher die höheren Stände auf das sogenannte Volk herabzusehen pflegen, zu einer gerechteren Würdigung desselben erhebe, und ihm die ehrenvolle Anerkennung zolle, auf welche es Anspruch hat. Denn „im Grunde besteht das menschliche Geschlecht nur aus dem Volke; was nicht zu ihm gehört, bedeutet so wenig, daß es kaum in Betracht kommt. Auch ist dasselbe keineswegs so stupide, wie seine Verächter glauben machen wollen. Lernt nur die Leute aus dem Volke kennen, und ihr werdet finden, daß sie ebensoviel Geist, und mehr gesunden Verstand besitzen, als ihr".

Jedenfalls bilden sie den vorzugsweise, fast könnte man sagen, den ausschließlich leidenden Theil der Menschheit. „Zwar behaupten die Weisen unserer Tage, daß es in allen Ständen ein gleiches Maß von Glück und Unglück gebe, eine Ansicht, die sie dadurch zu begründen meinen, daß sie die Leiden der Reichen aufzählen, und die Nichtigkeit seiner Vergnügungen nachweisen". Doch ist das nur ein plumper Sophismus. „Die Leiden des Reichen sind nicht die Folge seiner Stellung, sondern lediglich des schlechten Gebrauchs, welchen er von ihr macht. Wie groß sie auch sein mögen, er ist nicht zu beklagen, denn er selbst verschuldet sie; es hängt nur von ihm ab, glücklich zu sein". Anders verhält es sich mit der Noth des Armen. Diese „entspringt aus den gegebenen Verhältnissen, aus der Härte des Schicksals, welches schwer auf ihm lastet. Es giebt keine Stimmung, keine Gewohnheit, die ihm das physische Gefühl der Ermattung, des Hungers nehmen könnte; weder Geist, noch Klugheit ist im Stande, ihn von den Leiden zu befreien, die mit seiner Lebenslage nun einmal untrennbar verbunden sind". Kein Zweifel daher, daß grade das Volk auf die Theilnahme und Fürsorge Anderer den nächsten und dringendsten Anspruch hat. Indeß wie warm sich Rousseau seiner auch annimmt, er vergißt doch nicht, wie manche seiner späteren Vertreter und Lobredner, daß sein Recht kein exclusives Vorrecht ist. Das Mitgefühl, welches er dem Herzen seines Zöglings einpflanzen möchte, soll sich auf alle Menschen erstrecken, „selbst auf die, welche ihren Nächsten gering schätzen". Eben darum ist es wesentlich, daß er sich nicht zu irgend einer einzelnen Rang- oder Standesklasse zähle, sondern in allen auf gleiche Weise wiederfinde.

Die Leiden aber, von welchen die Menschheit heimgesucht wird, sind von sehr mannigfacher Art. Man darf nicht erwarten, daß der angehende Jüngling für alle und in gleichem Grade empfänglich sei. Zunächst werden nur diejenigen Eindruck machen, welche unmittelbar in die Sinne fallen. Die inneren Schmerzen, die Leiden der Seele werden erst später verständlich. Wenn die Jugend sich ihnen gegenüber gleichgültig verhält, so ist das in der Ordnung; sie kann nicht beklagen, was sie nicht aus eigener Erfahrung kennt, und eine gute

Erziehung wird dafür sorgen, daß ihr diese Erfahrung möglichst lange erspart bleibe. Doch meint Rousseau nicht, daß ihre nur scheinbare Unempfindlichkeit in eine wirkliche Kälte übergehen dürfe. Er hält wenig „von den Menschen, die nur von klaffenden Wunden oder heftigen Thränenströmen bewegt werden, welchen aber das dumpfe Stöhnen eines von Kummer gepreßten Herzens nie einen Seufzer, der Anblick eines bleichen Gesichtes, eines erloschenen Auges nie eine Thräne entlockt hat. Für sie haben die Leiden der Seele keine Bedeutung; sie sind gerichtet, denn ihre eigene empfindet nichts; man darf von ihnen nur unerbittliche Strenge, Härte und Grausamkeit erwarten". Glücklicher Weise ist nicht zu befürchten, daß der Jüngling, welcher sich bis dahin naturgemäß entwickelt hat, diesen „civilisirten Barbaren" jemals gleichen werde. Wer sich in jüngeren Jahren einfachen Sinn und gesunden Verstand bewahrt, dem wird die empfängliche Seele nicht fehlen. Seine anscheinende Gleichgültigkeit verwandelt sich von selbst in eine sanfte Rührung, sobald er anfängt, wahrzunehmen, daß es im menschlichen Leben zahllose Leiden giebt, die er noch nicht kannte.

Wie aber, wird man fragen, ist denn diese Wahrnehmung nothwendig? Ist es überhaupt zu rechtfertigen, daß dem jungen Manne zu einer Zeit, wo sein Herz sich eben dem heiteren Genusse des Lebens öffnet, grade die Nachtseite desselben vorgeführt wird? Die triste Anschauung der menschlichen Leiden und Schmerzen scheint doch wenig mit dem Glücke vereinbar, welches die Erziehung ihm in Aussicht stellte. Indeß, sie kann ihm nicht erspart werden, denn sie allein begründet jenes wahre und aufrichtige Mitgefühl, welches ihn im späteren Leben zu herzlicher Theilnahme und thätiger Fürsorge für seine Mitmenschen befähigt und antreibt. Rousseau bemerkt mit Recht, daß da, wo sie von ihm fern gehalten wird, wo man ihm nur die Lichtseite des Daseins zeigt, ihn frühzeitig gewöhnt, lediglich auf die Freuden und Genüsse des Lebens Blick und Streben zu richten, an die Stelle des Mitleids gefühllose Kälte, und an die der hülfbereiten Liebe rücksichtslose Selbstsucht zu treten pflegt. Auch wäre es ein großer Irrthum, zu glauben, daß eine solche Lebensrichtung ihn zufrieden und glücklich machen werde. Es kann zwar so scheinen, wenn man sieht, wie er sich den dargebotenen Vergnügungen mit freudigem Eifer hingiebt, und an den mannigfaltigen Dingen, welche geeignet sind, ihn zu unterhalten, ein lebhaftes Interesse nimmt. Aber dieser Schein trügt; läßt man sich durch die äußere Erregung nicht täuschen, dringt man tiefer in den Zustand seiner Seele ein, so wird man bald finden, daß er mehr leidet, als genießt. Die Gewohnheit, die Gegenstände seiner Wünsche leicht zu erlangen, hat zur Folge, daß „er Vieles wünscht, und deßhalb beständig ent-

kehrt. Alles, was ihn angenehm berührt, reizt ihn; was Andere haben, möchte auch er besitzen; er begehrt Alles und beneidet Jeden. Die Eitelkeit verzehrt ihn, die Gluth zügelloser Begierden erfüllt sein junges Herz. Mit ihnen dringen Eifersucht und Haß ein; alle aufreibenden Leidenschaften erheben sich zu gleicher Zeit. Ihre stürmische Unruhe begleitet ihn in den Lärm des Tages, und verläßt ihn nicht, wenn er am Abende, unzufrieden mit sich und Anderen, heimkehrt. Er schläft ein, den Kopf voll eitler Pläne und lustiger Phantasien; selbst im Traume noch malt ihm sein Stolz die eingebildeten Güter aus, welche er mit krankhafter Sehnsucht erstrebt und doch nie besitzen wird".

Wir glauben nicht, daß Rousseau in dieser Schilderung die Farben zu stark aufgetragen hat. Gilt sie zunächst von den jungen Leuten der vornehmen Stände, die ja in der Regel nicht früh genug in das glanz- und genußreiche Leben der großen Welt eingeführt werden können, so mögen sich doch auch Andere in ihr wiederkennen, die, den mittleren Schichten der Gesellschaft angehörig, durch den Unverstand ihrer Erzieher in eine wesentlich gleiche Bahn geleitet worden sind. Mehr und mehr macht sich auch in diesen Kreisen die Ansicht geltend, daß die Jugend sobald wie möglich an der nutzbringenden Thätigkeit, aber auch an den Freuden und Vergnügungen des Lebens Theil nehmen müsse. Man übersieht dabei, daß der zweifelhafte Gewinn, welchen die Arbeit ihr etwa einträgt, durch die frühe Gewöhnung an den Genuß mehr als aufgewogen wird. Jedenfalls hat sie, natürlich in größerem oder geringerem Maße, die schlimmen Folgen, welche Rousseau so nachdrücklich hervorhebt. — Ebenso unbestreitbar sind die beglückenden Wirkungen, welche er dem lebendigen Mitgefühle zuschreibt. „Wer an den Leiden seines Nächsten Antheil nimmt, hat den zwiefachen Genuß des süßen Mitleids, das sie ihm einflößen, und des Glückes, welches sie von ihm selbst fernhält. Indem er sieht, von wie vielen Uebeln er verschont bleibt, fühlt er sich glücklicher, als er zu sein glaubte. Zugleich weiß er sich im Besitze einer Kraft, welche ihn über sich selbst hinaushebt und drängt, seine Thätigkeit, da sie von der Sorge für die eigene Wohlfahrt nicht in Anspruch genommen wird, anderen Zwecken zuzuwenden". Zwar wird er, vertraut mit fremder Noth und der Wechselfälle eingedenk, die auch ihn jeden Augenblick treffen können, meist in ernster, von stiller Wehmuth angehauchter Stimmung, die es nur selten zu lauten Ausbrüchen der Freude kommen läßt, durch das Leben schreiten. Doch würde man irren, wollte man ihn deshalb für weniger glücklich halten. „Die Melancholie ist die Gefährtin der höchsten Lust; Rührung und Thränen begleiten die süßesten Genüsse, und das Uebermaß der Freude reizt mehr zum Weinen, als zum

Lachen". Freilich scheint das den meisten Menschen unbekannt zu sein; sie glauben nur da an innere Zufriedenheit, wo ihnen ein munteres, zu heiteren Scherzen aufgelegtes Wesen entgegentritt. Sie wissen eben nicht, daß „wer sich solcher Heiterkeit überläßt, in der Regel nur Andere zu täuschen und sich selbst zu betäuben sucht, daß der wahrhaft Glückliche weder lustig, noch zu Späßen geneigt ist, wenig spricht und selten lacht, und das Gefühl der Befriedigung, welche er empfindet, möglichst in das eigene Herz verschließt, damit es sich nicht zu schnell verflüchtige, und er es um so reiner und vollständiger auskosten möge".

Es ist also nicht zu besorgen, daß dem jungen Manne das eigene Glück geraubt werde, wenn er das Unglück seiner Mitmenschen kennen und empfinden lernt. Indeß darf er mit demselben doch nicht gar zu vertraut werden. „Es handelt sich nicht darum, einen Krankenwärter oder barmherzigen Bruder aus ihm zu machen, ihn von einem Schmerzenslager zum anderen und vom Gefängniß zum Richtplatz zu führen". Er soll durch den Anblick des menschlichen Elends gerührt, nicht aber dagegen abgestumpft werden. Man gewöhnt sich eben an Alles, und was man zu oft und genau sieht, macht schließlich keinen Eindruck mehr. Die beständige Wahrnehmung hebt die Thätigkeit der Einbildungskraft auf, und doch ist es grade diese, welche die Leiden Anderer der eigenen Empfindung nahe bringt. Man hüte sich daher, die Blicke des Jünglings zu oft und zu lange auf Bildern des Schmerzes und der Trauer ruhen zu lassen. Ein einziger Gegenstand, wenn er zweckmäßig ausgewählt und in ein passendes Licht gestellt wird, genügt, um seinem Gefühle, wie seinem Nachdenken, für geraume Zeit Nahrung zu geben. Es ist aber sehr wesentlich, daß er Muße hat, sich mit dem, was er gesehen, innerlich zu beschäftigen. Sein Urtheil wird weniger durch die Anschauung, als durch die Weise bestimmt, in welcher er auf ihren Inhalt zurückkommt, und der dauernde Eindruck eines Gegenstandes hängt nicht sowohl von diesem selbst, wie von dem Gesichtspunkte ab, aus welchem er angeleitet worden, sich ihn in's Gedächtniß zurückzurufen.

Rousseau ist überzeugt, daß, wenn man so in Beispielen, Lehren und Schilderungen das richtige Maß beobachtet, es gelingen wird, „den Stachel der Sinne recht lange abzustumpfen", und dem Drange des Gefühls einen nicht nur unschädlichen, sondern selbst wohlthätigen Ausweg zu öffnen. Und grade darauf kommt es vor Allem an. Das Mitgefühl, welches in dem Herzen des Jünglings geweckt werden soll, ist nicht nur an sich, sondern mehr noch deshalb von so hohem Werthe, weil es ihm die Fortdauer seiner Unschuld, und damit auch den ungestörten Fortschritt seiner persönlichen Entwicklung sichert. Indem er sich gewöhnt, in und mit Anderen zu empfinden,

entzieht er sich den Neigungen und Trieben, welche aus dem eigenen Innern auftauchen und ihn zu beherrschen drohen. Diese werden aber um so weniger Gewalt über ihn gewinnen können, wenn mit dem Herzen zugleich auch der denkende Geist auf die umgebende Menschenwelt hingelenkt wird. An einem passenden Anlasse dazu fehlt es nicht; der natürliche Fortgang der Dinge giebt ihn von selbst an die Hand.

„Der erste Blick, welchen der Jüngling auf seine Mitmenschen wirft, veranlaßt ihn, sich mit ihnen zu vergleichen; das erste Gefühl, welches diese Vergleichung in ihm erregt, ist der Wunsch, die erste Stelle unter ihnen einzunehmen". Vielleicht wird damit doch etwas zu viel behauptet; das Streben nach dem Vorrange dürfte nur da entschieden hervortreten, wo sich mit ungewöhnlicher Begabung ein starkes Selbstgefühl verbindet. Immer aber wird die Gemeinschaft mit Anderen zu dem Verlangen führen, in ihrem Kreise eine gewisse Geltung zu gewinnen, die nicht zu erreichen ist, ohne daß die eigene Person mehr oder weniger in den Vordergrund gerückt wird. Rousseau hat insofern ganz Recht, wenn er den in Rede stehenden Zeitpunkt als denjenigen bezeichnet, „in welchem die natürliche Selbstliebe sich in egoistische Eigenliebe verwandelt, und alle die Leidenschaften sich zu regen beginnen, welche aus dieser zu entspringen pflegen". Ebenso wahr ist, daß der spätere Charakter dieser Neigungen, ihre Richtung zum Guten oder zum Schlimmen, vorzugsweise von der Stelle abhängt, welche der junge Mann innerhalb der Gesellschaft als die seinige erkennt und darum auch einzunehmen trachtet. Noch ist sie ihm freilich unbekannt, und wird er geraume Zeit zu suchen haben, bevor er sie findet. Der Erziehung aber liegt es ob, ihn auf den Weg zu leiten, der zu ihrer Ermittlung führen kann. Zu dem Ende muß sie, nachdem sie ihn mit dem gemeinsamen Loose der Menschheit vertraut gemacht hat, seine Aufmerksamkeit jetzt auf die Unterschiede lenken, welche die Menschen von einander trennen. Sie hat ihm mit anderen Worten ein Bild der natürlichen und bürgerlichen Ungleichheit, ein anschauliches Gemälde der gesammten socialen Ordnung vorzuführen.

Wir wissen, wie Rousseau über diese gesellschaftliche Ordnung denkt; sie ist in seinen Augen nichts als eine schlecht verhüllte Unordnung. Die Gleichheit der Rechte, welche ihre Grundlage bildet, gilt ihm als eine leere Täuschung, weil die Mittel, welche dazu bestimmt sind, sie aufrecht zu erhalten, nur zu ihrer Vernichtung dienen. „Stets gesellt sich die öffentliche Gewalt zu der Kraft des Stärkeren,

um den Schwachen zu unterdrücken; beständig hebt sie das Gleichgewicht auf, welches die Natur zwischen Beiden geschaffen hatte". Aus diesem ersten Widerspruche entspringen alle anderen, welchen wir auf dem Gebiete des socialen Lebens begegnen. „Stets wird die große Masse einer kleinen Minderheit, das Interesse des Gemeinwesens dem Vortheile Einzelner zum Opfer gebracht. Stets sind die schönklingenden Worte Gerechtigkeit und Unterordnung Werkzeuge und Waffen in der Hand der Willkür". Zwar ist dem Anscheine nach Alles in der besten Ordnung; die Wirklichkeit aber straft diesen Schein überall Lügen. Daß auch die einzelnen Menschen, welche unter der Herrschaft dieses Scheines leben, zu lug- und trugvollen Scheinwesen werden, ist natürlich. In der That „tragen sie sämmtlich, sobald sie als Glieder des socialen Verbandes auftreten, eine Maske, welche ihre wahre Physiognomie verhüllt und mehr oder weniger entstellt".

Ohne Kenntniß des Menschen aber ist es unmöglich, eine richtige Einsicht in das Wesen der socialen Institutionen zu gewinnen. Rousseau behauptet mit Recht, daß die eine die andere voraussetze, und wer Politik und Moral getrennt behandle, weder diese, noch jene verstehen werde. Er verlangt daher, daß der angehende junge Mann, wenn er in die Verhältnisse des gesellschaftlichen Lebens eingeführt werden soll, zunächst die Menschen kennen lerne, und zwar nicht, wie sie zu sein scheinen, denn so werden sie ihm ohnehin bald genug entgegentreten, sondern wie sie wirklich sind. Es liegt viel daran, daß ihn der glänzende Firniß, welcher ihre innere Leere und Fäulniß überdeckt, nicht blende. Er muß sie in ihrer wahren Gestalt, in ihrer ganzen, wenn auch abschreckenden Blöße sehen, nicht, um sie zu verachten oder zu hassen, sondern um sie zu beklagen, und damit er nicht wünsche, ihnen ähnlich zu werden. Um dieses Ziel zu erreichen, hält Rousseau es für rathsam, ihn mehr durch fremdes Beispiel, als durch eigene Erfahrung zu belehren. „Wenn die Menschen ihn selbst täuschen, so wird er sich zu ihnen feindlich verhalten; sieht er aber, wie sie sich gegenseitig betrügen, so wird er sie bemitleiden". Auch ist es von Wichtigkeit, daß er den socialen Menschen von dem natürlichen wohl unterscheiden lernt. Er muß wissen, „daß der Mensch von Natur gut ist; er fühle das und beurtheile seinen Nächsten nach sich selbst; aber er sehe auch, wie ihn die Gesellschaft depravirt und verdirbt. Er sei geneigt, den Einzelnen zu achten; die Menge aber schätze er gering. Es muß ihm deutlich werden, daß Alle so ziemlich dieselbe Maske tragen, doch muß er zugleich erfahren, daß es Gesichter giebt, die schöner sind, als die Maske, welche sie verdeckt".

Der nächste Weg, ihm diese Kenntniß zu vermitteln, würde

durch das Leben selbst, durch die eigene unmittelbare Wahrnehmung führen. Es ist indeß sehr bedenklich, ihn einzuschlagen. Wird der junge Mann zu früh angeleitet, den Beobachter zu spielen, das Thun und Treiben Anderer genau zu erforschen, so muß man befürchten, daß er sich gewöhnt, vorschnell abzusprechen, Allem die schlimmste Deutung zu geben, und das Gute selbst da zu verkennen, wo es wirklich vorhanden ist. Auch wird der unmittelbare Anblick des Schlechten ihn wenigstens insoweit mit demselben befreunden, daß er es ohne Abscheu ausüben sieht. Es kommt dann leicht dahin, daß die allgemeine Verderbniß ihm nicht zur Lehre, sondern als Beispiel dient, indem er sich sagt; wenn die Menschen einmal so sind, so ist es ungehörig oder nutzlos, anders sein zu wollen. Rousseau hält es deshalb für besser, ihm die Menschen „in der Ferne, in anderen Zeiten und an anderen Orten zu zeigen, so daß er den Vorgängen auf der Bühne des Lebens zuschaut, ohne selbst an ihnen irgendwie betheiligt zu sein". Das geeignete Mittel dazu bietet die Geschichte; sie macht es ihm möglich, in den Herzen der Menschen zu lesen, ihre Gedanken und Handlungen mit unbefangenem Blicke, als Richter, nicht als Mitschuldiger zu beobachten.

Rousseau übersieht freilich nicht, daß die Geschichte im Allgemeinen noch weit davon entfernt ist, das Leben des Menschen in einem treuen und umfassenden Bilde abzuspiegeln. Die Ausstellungen, welche er in dieser Rücksicht an ihr macht, sind wohlbegründet und treffen, wiewohl in geringerem Grade, auch heute noch zu. — „Einer ihrer größten Mängel besteht darin, daß sie die Menschen weit mehr von ihrer schlechten, als von ihrer guten Seite schildert. Da sie nur durch die gewaltsamen Umwälzungen und Katastrophen interessant wird, sagt sie von den Völkern wenig oder nichts, so lange sie unter dem Schutze eines friedlichen Regimentes wachsen und blühen. Erst wenn sie sich selbst nicht mehr genügen, wenn sie an den Angelegenheiten der Nachbarn theilnehmen oder diese auf sich influiren lassen, d. h. wenn sie dem Verfalle schon nahe sind, beginnt sie, von ihnen zu sprechen". Wir kennen die Geschichte der Völker, welche sich gegenseitig vernichten, recht genau; die der Nationen, bei welchen Volksmenge, Macht und Wohlfahrt sich vermehren, ist uns ziemlich unbekannt. „Nur das Schlechte drängt sich unserem Blicke auf, das Gute bleibt unbemerkt im Hintergrunde. Die großen Bösewichter werden berühmt, die schlichten, redlichen Leute, welche, still und bescheiden, zu ihrem und ihrer Mitbürger Wohle thätig sind, werden vergessen". — Ueberdies fehlt viel daran, daß die geschichtlichen Thatsachen so dargestellt werden, wie sie sich wirklich begeben haben. Sie nehmen im Kopfe des Geschichtschreibers eine andere Gestalt an, sie modeln sich nach seinen Interessen und

Vorurtheilen. Ebenso unzuverlässig sind die Schilderungen der Sitten und Charaktere; sie werden meist nicht nach der Natur, sondern von der Phantasie des Schriftstellers entworfen. Schlimmer noch ist, daß manche Historiker die Erzählung mit ihrem eigenen Urtheile zu begleiten pflegen. Der junge Mann, beständig durch fremde Ansichten geleitet, sieht nur mit dem Auge eines Anderen, und gar nichts mehr, wenn dieses Auge ihm fehlt. Soll er die Menschen wahrhaft kennen lernen, so dürfen ihm nur die nackten Thatsachen mitgetheilt werden, während die Beurtheilung derselben ihm selbst überlassen bleiben muß.

Eben darum ist das Studium der neueren Geschichte für ihn nicht geeignet. Sie entbehrt der charakteristischen Physiognomie; die Menschen unserer Tage sehen sich alle ähnlich. Unsere Geschichtschreiber aber, vor Allem bestrebt, zu glänzen, denken nur daran, grell gefärbte Portraits zu liefern, welchen es nicht selten an jeder realen Grundlage fehlt. Den Alten ist diese Sucht, zu schildern, im Allgemeinen weniger eigen; auch verrathen ihre Urtheile zwar weniger Geist, aber desto mehr gesunden Verstand. Dennoch bedarf es auch bei ihnen einer sorgfältigen Auswahl. Rousseau läßt zu dem Ende die namhaftesten Historiker der Griechen und Römer eine kurze Revue passiren, welche ihm zu manchen treffenden und geistvollen Bemerkungen, aber auch zu einigen wunderlichen Urtheilen Anlaß giebt, und zu dem Resultate führt, daß sie fast alle sich für den hier in Rede stehenden Gebrauch wenig empfehlen. Nur Plutarch, der Freund und Liebling der eigenen Jugend, findet Gnade vor seinen Augen. Ohne Zweifel verdankt er diese Bevorzugung zum Theil der persönlichen Sympathie, der Erinnerung an die tiefen und nachhaltigen Eindrücke, welche die Lektüre seiner Werke zurückließ. Entscheidend aber war die allgemeine Erwägung, daß für den Anfang wenigstens die Biographie ein passenderes Hülfsmittel zum Studium des menschlichen Herzens darbietet, als die eigentliche Geschichte.

Die geschichtliche Darstellung ist in der Regel deshalb so mangelhaft, weil sie nur die auffälligen, marquirten Thatsachen, welche sich durch Namen, nach Ort und Zeit fixiren lassen, verzeichnet, während die langsam fortwirkenden Ursachen, welche nicht ebenso scharf und genau bestimmt werden können, unbeachtet bleiben. „Zwar hat," fügt Rousseau hinzu, „der philosophische Geist des Jahrhunderts die Gedanken mancher Schriftsteller nach dieser Seite hingelenkt; ob aber die Wahrheit von ihren Arbeiten Gewinn haben wird, ist sehr fraglich. Da die herrschende Systemwuth sich Aller bemächtigt hat, so ist eben Niemand bestrebt, die Dinge zu sehen, wie sie sind, sondern nur, wie sie sich mit seinem System am Besten

vertragen." — Es kommt hinzu, daß die Geschichte weit mehr die Handlungen, als die Menschen kennen lehrt, weil sie diese lediglich in einzelnen bedeutenden Augenblicken, gewisser Maßen im Paradeanzuge vorführt. „Sie stellt immer nur den Mann der Oeffentlichkeit dar, der Toilette macht, um gesehen zu werden; sie folgt ihm nicht in Haus und Cabinet, nicht in den Kreis seiner Familie; sie schildert ihn nur, wenn er repräsentirt, und darum weit mehr seinen Rock, als seine Person".

Anders die Biographie, welche den Menschen überallhin begleitet, und ihm keinen Winkel übrig läßt, in welchem er sich den Blicken des Beobachters entziehen könnte. Was er auch thun mag, um sein Incognito zu bewahren, je besser er sich zu verbergen glaubt, um so genauer lernt man ihn kennen. Namentlich treten die Vorgänge des inneren Lebens, seine Gedanken und Neigungen, seine Motive und Zwecke heraus, und der Einblick in diese ist weit wichtiger, als die Kenntniß der äußeren Begebenheiten, zu welchen sie bestimmt oder mitgewirkt haben. Nun weiß Rousseau freilich sehr wohl, daß der Geist des Volkes sehr verschieden ist von dem des Individuums, und man deshalb das menschliche Herz nur unvollständig begreifen würde, wenn man es nicht auch in der Menge studiren wollte. Doch ist es darum nicht weniger wahr, daß man, um die Menschen beurtheilen zu können, zunächst den Menschen kennen muß, und daß, wer mit den Neigungen jedes Einzelnen völlig vertraut wäre, im Stande sein würde, alle Wirkungen vorauszusehen, welche sie vereint in der Gesammtheit des Volkes hervorbringen.

Bekanntlich ist die Ansicht, daß die biographische Darstellung vorzugsweise geeignet sei, die Jugend in das Studium der Geschichte einzuführen, in unseren Tagen von manchen namhaften Pädagogen aufgenommen und zu einer gewissen Geltung gebracht worden. Die Gründe freilich, von welchen sie sich leiten lassen, sind von den Motiven Rousseau's wesentlich verschieden. Nicht weniger weichen die Zwecke, welche sie zu erreichen hoffen, von den Resultaten ab, die er erwarten zu dürfen glaubt. Ihm ist es nicht zweifelhaft, daß die vorgeschlagene Lektüre, zweckmäßig ausgewählt und richtig geleitet, auf den Geist seines Zöglings eine große und nachhaltige Wirkung ausüben werde. Allerdings scheint dem die Erfahrung zu widersprechen; der Eindruck, welchen die Bücher bei den jungen Leuten hinterlassen, geht in der Regel weder sonderlich tief, noch pflegt er lange zu haften. Doch das ist lediglich die Folge der hergebrachten Erziehung und des Mißbrauchs, welcher mit der Lektüre getrieben wird. „Von Kindheit an über Büchern hockend, gewöhnen wir uns, zu lesen, ohne über den Inhalt weiter nachzudenken. Zudem frappirt uns, was wir lesen, um so weniger, da wir die Leidenschaften und

Vorurtheile, welche die Geschichte und das Leben der Menschen erfüllen, schon in uns tragen, und Alles, was sie thun, für natürlich halten, weil wir selbst außerhalb der Natur stehen, und die übrigen Menschen nach uns beurtheilen". Ganz anders verhält es sich mit einem jungen Manne, der natur- und vernunftgemäß erzogen, sich ein reines Herz und ein gesundes Urtheil bewahrt hat, wenn nun der Vorhang fällt, und er zum ersten Male den Blick auf die Weltbühne wirft. Kein Zweifel, „dem Erstaunen, dessen er sich Anfangs nicht erwehren kann, wird bald ein Gefühl der Scham und der Verachtung folgen". Es wird ihn mit Unwillen erfüllen, wenn er sieht, „wie die Menschheit sich selbst zum Besten hält, und sich zu wahren Kinderspielen erniedrigt;" es wird ihn mit Trauer erfüllen, wenn er wahrnimmt, „wie seine Brüder sich gegenseitig, Träumen und Einbildungen zu Liebe, zerfleischen, und sich in wilde Thiere verwandeln, weil sie sich nicht damit begnügen können, Menschen zu sein". Während er aber das unheilvolle Spiel der Leidenschaften verfolgt, und die Blendwerke durchschaut, mittelst welcher sie den Menschen verlocken, „den leeren Schattenbildern von Macht, Ehre, Glück, ohne eigene Befriedigung, zum Verderben ihres Nächsten nachzujagen", lernt er zugleich die Weise kennen, in welcher sie ihn selbst irre führen können, lernt er nicht minder, noch vor ihrer Entstehung die Illusionen von sich fern zu halten, durch welche sie über den Menschen Macht gewinnen. Die Lektüre wird so für ihn „ein Cursus der praktischen Moralphilosophie, der sicherlich besser und mehr an seiner Stelle ist, als die abstrakten Erörterungen, mit welchen man in den Schulen den Geist der Jugend zu verwirren pflegt".

Man sieht, Rousseau will nicht, daß die historischen Persönlichkeiten den jungen Leuten als ideale Vorbilder gelten, welchen sie nachzueifern haben; sie sollen ihnen im Gegentheile zeigen, was und wie sie nicht werden dürfen. Sofern es sich von ländergierigen Eroberern, kampflustigen Feldherrn und ränkespinnenden Diplomaten handelt, mag diese Ansicht Manches für sich haben. Sie tritt indeß bei Rousseau keineswegs in dieser Beschränkung auf. Er billigt es überhaupt nicht, daß der junge Mann angeleitet werde, sich gleichsam in die Personen zu verwandeln, welche er kennen lernt, daß man sich bemüht, ihn bald zu einem Cicero, bald Trajan oder Alexander werden zu lassen. Ohne die Vortheile zu verkennen, welche diese Methode haben kann, hält er es doch für verderblich, wenn der Zögling „auch nur ein einziges Mal ein Anderer sein wolle, als er selbst, und wäre dieser Andere auch ein Cato oder Sokrates". Denn „wer anfängt, sich selbst fremd zu werden, wird bald dahin kommen, sich ganz und gar zu vergessen".

Ist es aber gut und nothwendig, daß der junge Mann die eigene

Person zu hoch achte, um sie mit einer fremden vertauschen zu wollen, so darf er sich deshalb doch nicht für besser halten, als seine Nebenmenschen. Die Gefahr einer solchen Ueberhebung liegt allerdings nahe. Indem er die Menschen beklagt, wird er sie verachten; indem er sich glücklicher fühlt, als sie, wird er sich dieses Glückes auch würdiger glauben. Er wird sich sagen, ich bin klug, und die Menschen sind Narren, und so seinem Verdienste und der eigenen Einsicht zuschreiben, was nur die Folge einer bevorzugten Stellung und Erziehung ist. Um ihn vor dieser Selbsttäuschung zu bewahren, muß man ihr zuvorkommen; hat sie einmal Wurzel gefaßt, so dürfte sie schwerlich auszurotten sein. Rousseau bemerkt sehr mit Recht, daß es keine Thorheit giebt, von welcher man den Menschen nicht heilen könnte, die Eitelkeit ausgenommen. Diese lasse sich, wenn überhaupt, nur durch die eigene Erfahrung wirksam bekämpfen. Er hält es daher für nutzlos, dem Jünglinge durch lange und langweilige Reden beweisen zu wollen, daß er ein Mensch, wie die anderen, und denselben Schwächen unterworfen ist. Soll er das glauben, so muß er es fühlen, und zu dem Ende in Lagen und Verhältnisse gebracht werden, die ihm Gelegenheit bieten, sich seiner Beschränktheit bewußt zu werden. Dabei darf indeß der Erzieher nicht versäumen, ihn auf die Gefahren, welchen er sich aussetzt, im Voraus nachdrücklich, aber ohne alle Pedanterie und Gereiztheit, aufmerksam zu machen. Schrecken sie ihn nicht zurück, so theile er sie mit ihm, theile auch die Täuschungen und Kränkungen, welche er in Folge seiner Thorheit etwa erfährt.

Freilich werden die gewöhnlichen Pädagogen dadurch ihrer Würde etwas zu vergeben glauben. Pflegen sie doch, um sich selbst auf ihrer Höhe zu halten, ihre Zöglinge beständig herabzudrücken, sie stets von oben her als Kinder zu behandeln, und sich bei Allem, was sie dieselben thun sehen, in gemessener Entfernung zu halten. Sie wissen eben nicht, daß man sie zu seines Gleichen machen muß, damit sie es werden, daß man sich ohne Scham und Scrupel zu ihnen herablassen soll, so lange sie noch nicht im Stande sind, sich selbst zu erheben. Natürlich darf der Zögling die Einsicht seines Leiters nicht für ebenso beschränkt halten, wie die eigene, darf nicht glauben, daß derselbe der Verführung eben so leicht zugänglich sei, wie er selbst. Doch ist das in dem vorliegenden Falle auch nicht zu befürchten. Vielmehr wird die Voraussicht der schlimmen Folgen, welche sein thörichtes Beginnen nach sich zieht, für ihn ein neuer Beweis der geistigen Ueberlegenheit seines Mentors sein. Zugleich kann die freundliche, fügsame Weise, in welcher dieser auf seine Irrungen eingeht, und ihre Consequenzen geduldig mitträgt, nicht verfehlen, ihn zu rühren und die schon vorhandene Zuneigung zu steigern. Vorausgesetzt freilich, daß ihm seine Thorheit nicht nachträglich

zum Vorwurfe gemacht wird. Geschieht das, so wird die ohnehin verletzte Eigenliebe noch tiefer verwundet und zu trotzigem Widerstande aufgestachelt werden. Es giebt nichts Abgeschmackteres, als das oft gehörte: ich hatte es Dir ja gesagt. Will man, daß der Zögling sich der ertheilten Lehren und Warnungen recht lebhaft erinnere, so gebe man sich den Anschein, als habe man sie vergessen. Auch wird er künftig den Rathschlägen seines Erziehers um so bereitwilliger folgen, je mehr es sich derselbe angelegen sein läßt, das Gefühl der Scham, welches ihre Nichtbeachtung hervorruft, durch freundlichen Zuspruch unvermerkt zu entfernen.

Uebrigens versteht es sich von selbst, daß der Schade, durch welchen der junge Mann klug und bescheiden werden soll, nicht zu erheblich sein darf. Die größte Kunst des Erziehers besteht darin, die Gelegenheiten so herbeizuführen und zu beherrschen, daß sie dem Zöglinge ein möglichst reiches Maß von Belehrung vermitteln, ohne ihn gar zu ernsten Gefahren auszusetzen. Gewiß ist die eigene Erfahrung die wirksamste Lehrerin; wo sie aber voraussichtlich bedenkliche Folgen nach sich ziehen würde, muß sie durch das fremde Beispiel ersetzt werden. Wir sahen schon, wie in dieser Beziehung die Geschichte dem Leben ergänzend zur Seite treten kann. Von einer anderen Seite kommt ihm die Lektüre der Fabeln zu Hülfe. Ungeeignet für das kindliche Alter, sind sie nach der Ansicht Rousseau's grade in der Periode der jugendlichen Verirrungen an ihrer Stelle. Indem sie den Schuldigen unter einer fremden Maske blosstellen, unterrichten sie ihn, ohne ihn zu verletzen. Die Wahrheit, welche sie enthalten, leuchtet ihm ein, da er sie an sich selbst erprobt hat, und die vereinzelte Erfahrung, die er als solche bald vergessen hätte, wird, zu einer allgemeinen Maxime erhoben, ein bleibendes Eigenthum seines Geistes. Die Lehre aber, welche der Fabel zu Grunde liegt, frappirt um so mehr, je weniger sie sich aufdrängt. Rousseau bemerkt sehr richtig, daß die Moral, welche man den Fabeln anzuhängen pflegt, ebenso nutzlos wie zweckwidrig ist. Er hat nicht minder Recht, wenn er verlangt, daß sie dem Leser aus der Fabel selbst deutlich werden, und er das Vergnügen haben müsse, sie ohne fremde Nachhülfe aufzufinden.

Auf dem angedeuteten Wege wird sich der junge Mann die zunächst erforderliche Kenntniß der Menschen und seiner selbst um einen nicht zu hohen Preis erwerben können. Er wird, indem er ihn verfolgt, dem launenhaften Spiele des Glücks zusehen lernen, ohne das Loos seiner Günstlinge zu beneiden, wird mit sich selbst

zufrieden sein, ohne sich für klüger zu halten, als seine Nebenmenschen. Indeß hat er bis dahin das Thun und Treiben derselben doch nur aus der Ferne, und ist er auch hin und wieder schon aktiv aufgetreten, vorzugsweise als passiver Zuschauer beobachtet. Soll ihm dasselbe nicht blos, wie es von Weitem erscheint, sondern wie es wirklich ist, in seinen einzelnen Vorgängen, wie in ihrem Zusammenhange bekannt werden, so muß er näher herantreten, sich gleichsam aus dem Parterre auf die Bühne begeben, um an der Aufführung des Schauspiels selbständigen Antheil zu nehmen. Ist es doch auch für ihn von der größten Wichtigkeit, auf dem Boden heimisch zu werden, auf welchem er sich später selbstthätig zu bewegen hat. Rousseau findet es mit Recht auffallend, daß „man die jungen Leute so viele nutzlose Dinge lehrt, während die Kunst zu handeln für nichts geachtet wird“, daß „man sie in einem Alter, wo der Drang nach Thätigkeit am größten zu sein pflegt, lediglich zu theoretischen Studien anhält, und sie dann, ohne die mindeste Vorbereitung und Erfahrung, in das Getriebe der Welt hinauswirft“. Kein Wunder, wenn es nur Wenigen gelingt, festen Fuß zu fassen, und sich angemessen zu benehmen. „Um in der Welt leben zu können, genügt es nicht, sich gewisse Verdrehungen des Körpers angewöhnt und einige sinnlose Redensarten eingeprägt zu haben. Man muß mit den Menschen umzugehen wissen, die Mittel kennen, durch welche Einfluß auf sie zu gewinnen ist, die Wirkung und Gegenwirkung der Privatinteressen berechnen, und die Ereignisse so richtig voraussehen, daß man in seinen Unternehmungen möglichst selten getäuscht wird“. Diese Fertigkeit aber wird, wie jede andere, nur durch praktische Uebung gewonnen. Soll sie der junge Mann sich aneignen, so muß ihm Raum und Gelegenheit zu einem selbständigen Auftreten geboten werden.

Freilich in dem Alter, in welchem er eben jetzt steht, erlauben ihm Brauch und Gesetze noch nicht, über sein Vermögen zu verfügen, und auf eigene Hand irgend eine geschäftliche Unternehmung zu versuchen. Auch ist es in der Ordnung, daß man ihn verhindert, sich selbst, durch Unwissenheit irre geführt oder von Leidenschaft verblendet, zu schaden. Doch was könnte ihm diese Vorsicht nützen, wenn sie ihm die Möglichkeit raubte, die Erfahrungen zu sammeln, deren er demnächst bedürfen wird? Zum Glück giebt es einen Ausweg, auf welchem das Ziel, wenigstens annäherungsweise, gefahrlos erreicht werden kann. Ist die selbständige Betreibung eines Geschäftes vor Ablauf der gesetzlichen Frist nicht zulässig, so „ist es doch in jedem Alter gestattet, wohlthätig zu sein, und unter der Leitung eines verständigen Mannes den Unglücklichen beizustehen, welche des Schutzes bedürfen“. Diese Art der Thätigkeit ist um so mehr zu empfehlen,

da sie nicht nur dem nächsten Zwecke dient, sondern auch in anderer Beziehung die schönsten Früchte tragen wird. Die Uebung der socialen Tugenden pflanzt dem Herzen die Liebe zur Menschheit ein, und wer das Gute thut, wird selbst gut. Man beschäftige daher den jungen Mann „mit allen guten Handlungen, welche in seinem Bereiche liegen, leite ihn an, das Interesse der Armen und Hülflosen als das seinige zu betrachten, sie nicht blos mit seinem Beutel, sondern vor Allem durch liebevolle Fürsorge zu unterstützen. Er beschütze sie, diene ihnen, widme ihnen seine Person und seine Zeit. Er mache sich zu ihrem Geschäftsmanne; nie in seinem Leben wird er ein edleres Amt bekleiden".

Der obige Gedanke ist ohne Zweifel gut und schön, und thut es seinem Werthe keinen Eintrag, daß die Ausführung unter Umständen bedenklich oder lächerlich werden kann. Rousseau selbst ist weit davon entfernt, seinen Zögling zu einem irrenden Ritter machen zu wollen, der in thörichter Anmaßung die Welt durchzieht, um allerwärts das gekränkte Recht herzustellen. Er setzt vielmehr voraus, daß derselbe „nur thut, was er als gut und nützlich erkennt, und ihm als solches nur gilt, was seinem Alter angemessen ist". Die Fähigkeit aber, innerhalb dieser Grenzen das Gute zu sehen, und die Neigung, es nach dem Maße seiner Kraft zu verwirklichen, sind die Frucht seiner natürlichen Anlage, wie seiner bisherigen Erziehung. „Sie hat seiner Eigenliebe nicht geschmeichelt, sondern ihn vor einem zu starken Selbstgefühle, und damit auch vor dem Hange bewahrt, in der Beherrschung und dem Unglücke Anderer seine Befriedigung zu suchen. Allem Hader und Zwiespalt abgeneigt, liebt er den Frieden, die Eintracht, und bemüht sich, sie herzustellen, wo immer er sie gestört sieht. Der Anblick des Glücks macht ihm Freude, und wenn er zu seiner Begründung beitragen kann, so ist das für ihn ein Mittel mehr, an ihm theilzunehmen. Er leidet, wenn er leiden sieht; der eitle Wahn, von dem gemeinsamen Loose der Menschheit eximirt zu sein, hat sein Herz nicht verhärtet. Auch hat er für das Unglück nicht blos jenes unfruchtbare Mitleid, welches sich damit begnügt, die Leiden zu beklagen, die es heben könnte. Er ist sofort bemüht, wirksame Hülfe zu leisten, und sein warmes Herz, seine thatkräftige Theilnahme sichern ihm bald die dazu erforderliche Einsicht".

Bei dieser günstigen Disposition kann es dem Erzieher allerdings nicht schwer werden, ihn auf dem bereits gebahnten Wege weiterzuführen. Es kommt nur darauf an, daß er seine Bemühungen zu regeln, die gewonnene Erkenntniß zu ordnen, und das eifrige Streben nach ihrer Vermehrung zu benutzen weiß. Versteht er das, so darf er des besten Erfolges sicher sein; mit der sittlichen Vervollkommnung seines Zöglings wird sich auch seine geistige Bil-

dung gleichmäßig erweitern und vertiefen. Mit Recht hebt Rousseau hier, wie anderswo, nachdrücklich den fördernden Einfluß hervor, welchen das Handeln auf das Wissen, die Uebung des Guten auf die Erkenntniß der Wahrheit zu üben pflegt. „Wer sich immer nur mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt, ereifert sich zu sehr, als daß er die Menschen und Dinge richtig beurtheilen könnte. Indem er Alles nur auf sich bezieht, und die Begriffe von dem, was gut oder schlecht, lediglich nach seinem Interesse bestimmt, nimmt er zahllose lächerliche Vorurtheile in sich auf, wird er geneigt, in der geringsten Beeinträchtigung seines Vortheils einen allgemeinen Umsturz zu erblicken. Wer aber seinen Mitmenschen eine werkthätige Theilnahme zuwendet, gewinnt bald eine klare Einsicht in ihr Wollen und Streben, in ihre Handlungen und Neigungen, und lernt bei Zeiten, Alles, was der menschlichen Wohlfahrt dienen oder schaden kann, nach seinem wahren Werthe zu würdigen". Die bornirte Selbstsucht ist der schlimmste Feind der Wahrheit. Je weniger der Gegenstand unserer Aufmerksamkeit uns unmittelbar berührt, um so freier bleiben wir von den Illusionen des persönlichen Interesses; je mehr sich dieses Interesse verallgemeinert, um so gerechter wird das Urtheil, welches wir fällen. Will man, daß der junge Mann die Wahrheit liebe und erkenne, so sorge man dafür, daß er selbst bei dem, was er thut, möglichst aus dem Spiele bleibt. Jemehr seine Thätigkeit Anderen gewidmet ist, um so weiser und aufgeklärter wird sie sein, um so weniger wird er sich in der Unterscheidung des Guten und Bösen täuschen.

Doch gestatte man nicht, daß er irgend einer unberechtigten, aus persönlicher Sympathie entspringenden Bevorzugung Raum gebe. „Warum sollte er auch dem Einen schaden, um dem Anderen zu nützen? Es kann ihm ziemlich gleichgültig sein, wem ein größeres Glück zu Theil wird, wenn dasselbe nur der Wohlfahrt Aller dient". Dies ist nach dem eigenen das nächste Interesse des vernünftigen Menschen, denn „Jeder ist ein Glied der Gattung, nicht aber Theil eines anderen Individuums. Soll das Mitgefühl nicht in Schwäche ausarten, so muß es verallgemeinert, über die ganze Menschheit ausgedehnt werden". Man giebt sich ihm dann nur insoweit hin, als es mit der Gerechtigkeit übereinstimmt, und diese ist von allen Tugenden diejenige, welche am meisten zur Wohlfahrt der Menschheit beiträgt. „Vernunft und Selbstliebe fordern, daß wir mit unserer Gattung noch mehr Mitleid haben, als mit unserem Nächsten. Jedenfalls ist die Theilnahme, welche wir dem Bösen schenken, eine große Härte gegen die Menschen überhaupt".

Wir glauben nicht, daß die Erwartungen, welche Rousseau an die umsichtige Befolgung dieser Grundsätze knüpft, zu hoch gespannt sind. Kein Zweifel, daß der junge Mann, in ihrem Geiste geleitet,

nach und nach ein reiches Maß von weiten Anschauungen gewinnen, daß sich ihm für seine praktischen Bestrebungen eine Fülle von hohen und edlen Zielen darbieten wird. „Die hohen und edlen Empfindungen, welche sein Herz ausfüllen, gestatten den kleinlichen Regungen der Selbstsucht nicht, hervorzutreten, und ersticken im Keime jede böse Leidenschaft. Die wahren Prinzipien der Gerechtigkeit, die echten Vorbilder des Schönen, alle moralischen Beziehungen der Wesen, die Ideen der Ordnung und Harmonie prägen sich seinem Geiste ein. Er sieht die Stelle, welche Jedem gebührt, und den Grund, aus welchem er sich von ihr entfernt; er sieht, wodurch das Gute geschaffen, wodurch es verhindert wird. Er kennt das Spiel und die Illusionen der Leidenschaften, ohne sie selbst an sich erfahren zu haben. Ein klares und sicheres Urtheil, eine richtige, gesunde Einsicht ist ihm eigen, die Frucht seiner entwickelten Neigungen und der Erfahrung, welche die Wünsche einer großen Seele in die engen Schranken des Möglichen einschließt".

Eines aber fehlt ihm noch, und dieser Mangel wird in den Augen Vieler alle seine bisherigen Errungenschaften aufwiegen. Er hat die Welt, die Menschen, sich selbst kennen gelernt. Doch die religiösen Wahrheiten sind ihm fremd geblieben. Noch weiß er nichts von Gott und göttlichen Dingen; kaum ist der Name seines Schöpfers bis dahin an sein Ohr gedrungen. Diese Vernachlässigung kann Erstaunen, ja Zorn und Unwillen erregen. Indeß darf das nicht hindern, die Gründe zu hören, welche Rousseau für sie geltend macht. Wir zweifeln, daß sie einer erweiterten religiösen Anschauung ausreichend erscheinen werden. Wie man aber auch über ihren Werth urtheilen mag, man muß zugeben, daß nicht die Geringschätzung, sondern im Gegentheil eine tiefe und aufrichtige Verehrung der Religion sie eingegeben hat.

Rousseau geht hier, wie überall, von dem Grundsatze aus, daß nur die Erkenntniß wünschenswerth ist, welche dem wahren Wesen der Dinge entspricht. So lange die Fähigkeit fehlt, dasselbe genau und richtig zu erfassen, bleibt es besser verborgen. Eine falsche oder halbwahre Vorstellung ist nicht nur an sich vom Uebel, sie macht es auch in der Regel unmöglich, daß sich später bei einer mehr fortgeschrittenen Entwicklung reinere und angemessenere Begriffe bilden. Nun giebt es aber Nichts, was zu seinem Verständniß einen höheren Grad geistiger Reife voraussetzt, als die Natur und das Walten der Gottheit. „Dieses unbegreifliche Wesen, welches Alles umfaßt, der Welt ihre Bewegung giebt und das ganze System der Dinge schafft,

ist weder unserem Auge sicht-, noch unseren Händen fühlbar. Es entzieht sich unseren Sinnen. Wir nehmen nur seine Werke wahr; der Werkmeister selbst hält sich verborgen. Selbst nach großen und lange fortgesetzten Anstrengungen gelingt es uns kaum, sein Dasein zu erkennen. Fragen wir dann aber, wer und wo er ist, so geräth unser Geist in Verwirrung, und wir wissen nicht mehr, was wir denken sollen".

Dennoch glaubt man, was selbst dem gereiften Geiste unfaßbar bleibt, einem unmündigen Kinde, welches noch mit den ersten Operationen der Sinne beschäftigt ist, nahe bringen zu können. Man sieht eben nicht, daß man es nur gewöhnt, Worte nachzusprechen, die es nicht versteht, und ihnen einen Sinn unterzulegen, welcher ihrer wahren Bedeutung gradezu widerspricht. „Gott ist ein geistiges Wesen, sagt ihm der Katechismus. Als ob für das Kind, wie für das Volk, ein Geist etwas Anderes sein könnte, als ein Körper. Auch haben sich eben deshalb alle Völker der Erde, die Juden nicht ausgenommen, leibliche Götter gebildet". Wie aber mit diesem Begriffe des Geistes, so ist es mit allen anderen, welche auf dem Gebiete der Religion umlaufen. Man wird sich stets vergeblich bemühen, Ideen, wie die der Schöpfung und Vernichtung, der Ewigkeit und Allgegenwart, der Allmacht u. s. w., dem kindlichen Verständnisse irgendwie zugänglich zu machen. Sie gehen entweder ohne allen Eindruck an ihm vorüber, oder sie lassen niedrige und phantastische Vorstellungen zurück, welche das erhabene Bild der Gottheit zu einer widerwärtigen Caricatur entstellen.

Es ist nicht anders: „das Kind, welches an Gott glaubt, verfällt nothwendig in Abgötterei, oder doch in einen, ihr sehr nahe verwandten Anthropomorphismus". Auch darf man nicht meinen, daß es sich später zu einer reineren Vorstellung erheben werde. „Wenn die Phantasie Gott einmal g e s e h e n hat, so gelingt es dem Verstande kaum jemals, ihn zu b e g r e i f e n". Besser also, man wartet den Zeitpunkt ab, wo Geist und Herz stark und weit genug geworden sind, um den religiösen Inhalt in seiner ganzen Fülle und Tiefe in sich aufzunehmen. Freilich werden die Theologen einwenden, daß, weil die meisten religiösen Dogmen unbegreifliche Geheimnisse sind, es nutzlos sein würde, ihre Mittheilung bis zum Eintritte der geistigen Reife zu verschieben. Und allerdings giebt es manche Mysterien, „die der Mensch nicht nur nicht zu begreifen, sondern ebensowenig zu glauben vermag". Warum diese aber den Kindern gelehrt werden sollen, ist nicht einzusehen, „es sei denn, daß man die Absicht hat, sie bei Zeiten zur Lüge anzuleiten". Ueberdies ist es doch, um diese Mysterien gelten zu lassen, nöthig, zu begreifen, daß sie unbegreiflich sind. Die Kinder aber sind auch zu dieser Einsicht unfähig;

in einem Alter, wo eben Alles noch Geheimniß ist, kann von Geheimnissen im engeren Sinne nicht die Rede sein.

Aber, wird man sagen, man muß an Gott glauben, um selig zu werden. Ohne Frage ist, wenn es gilt, das ewige Heil zu gewinnen, kein Augenblick zu verlieren. Genügt es aber dazu, gewisse leere, unverstandene Worte nachzusprechen, so ist klar, daß „man den Himmel ebenso gut mit Raben und Papageien, wie mit Kindern, bevölkern könnte". Die Verpflichtung zum Glauben setzt die Möglichkeit desselben voraus. „Der Philosoph, welcher nicht glaubt, hat Unrecht, weil er von seiner Vernunft einen schlechten Gebrauch macht, und im Stande ist, die Wahrheit zu verstehen, die er verwirft. Das Kind aber, welches irgend ein religiöses Bekenntniß ablegt, versteht so wenig, was man es sagen läßt, daß es ganz ebenso gerne das grade Gegentheil nachsprechen würde". Darf man es deshalb zur Hölle schicken? Rousseau glaubt, daß ihm die Pforten des Himmels ebenso offen stehen werden, wie wenn es todt geboren oder gleich nach der Taufe gestorben wäre, daß es sich in demselben Falle befindet, wie der Wahnsinnige, dem eine Krankheit die zur Erkenntniß Gottes nöthige Geisteskraft geraubt, oder der Wilde, welcher sie nie besessen hat. Es ist also keine Gefahr im Verzuge, während jede Uebereilung die schlimmsten Folgen nach sich zieht. „Hüten wir uns wohl, denen die Wahrheit zu verkünden, welche nicht im Stande sind, sie zu begreifen, denn das heißt den Irrthum an ihre Stelle setzen".

Wir sagten schon, daß diese Beweisführung nicht Jedem einleuchten werde. In der That kann sie nur da Zustimmung finden, wo die religiöse Denkweise getheilt wird, deren nothwendiger Ausfluß sie ist. Der Deismus, zu welchem sich Rousseau bekennt, ist wesentlich die Religion des denkenden Geistes oder, wenn man will, des Verstandes. Er setzt, um begriffen und anerkannt zu werden, eine entwickelte Denkkraft voraus, wie sie dem Menschen allerdings vor dem achtzehnten oder zwanzigsten Lebensjahre nur ausnahmsweise zu Gebote steht. Rousseau ist also vollkommen in seinem Rechte, wenn er das Alter der Kindheit und ersten Jugend vor jeder Berührung mit der Religion bewahrt wissen will. Aber er ist es nur auf *seinem* religiösen Standpunkte. Mit der Einsicht, daß es neben dem reflektirenden Geiste noch andere Organe giebt, mittelst deren der Mensch sich den religiösen Inhalt aneignen kann und muß, verliert seine pädagogische Maxime nothwendig ihre *unbedingte* Geltung. Nicht aber, fügen wir hinzu, ihre Geltung überhaupt. Vielmehr bleibt sie unter allen Umständen insoweit richtig, als die Religion eben Sache des *denkenden Geistes* ist. Auch möchte unseres Erachtens ihre Beherzigung heutzutage noch ebenso an der

Zeit sein, wie vor hundert Jahren. Eine unbefangene Prüfung der Resultate, welche der religiöse Unterricht in Schule und Kirche zu haben pflegt, dürfte ergeben, daß derselbe meist nicht nur seinen Zweck verfehlt, sondern, wie das schon Rousseau andeutet, vielfach selbst dem Indifferentismus und einer materialistischen Denkweise in die Hände arbeitet.

Uebrigens versteht es sich von selbst, daß die religiösen Ueberzeugungen, welche Rousseau, wenn er die Zeit zu ihrer Offenbarung gekommen glaubt, seinem Zöglinge zu vermitteln sucht, eben die seinigen sind. Sie sind es darum nicht weniger, weil er sie durch den Mund eines Anderen vortragen läßt. Das „Glaubensbekenntniß eines savoischen Vikars" ist zwar in seinen Grundzügen nicht so ganz apokryph (S. Band I p. 94, vgl. mit p. 82), enthält aber Nichts, was der Herausgeber nicht auch im eigenen Namen hätte sagen können. Natürlich schließt es alle Lehrmeinungen von sich aus, die in das Gebiet der positiven oder geoffenbarten Religion gehören; es verleugnet jede Gemeinschaft mit dem Katechismus irgend einer besonderen Kirche oder Sekte. Diese verschiedenen Kulte und Religionsgenossenschaften haben, wie Rousseau meint, im Grunde nur eine „geographische Bedeutung"; der Werth und die Berechtigung aber, welche sie in Anspruch nehmen, beruhen lediglich auf menschlicher Autorität und Meinung. Die Erziehung, welche es sich bis dahin zur Aufgabe stellte, das Joch der einen, wie der anderen abzuschütteln, würde mit sich selbst in Widerspruch treten, wenn sie es in diesem Falle dem Zöglinge auflegen wollte. Sie darf ihn auch in religiösen Dingen nichts lehren, was er nicht, wo und in welchen Verhältnissen er auch leben mag, durch seine vernünftige Einsicht selbst zu finden vermag. Sie muß sich daher in ihren Mittheilungen auf den Inhalt der natürlichen Religion beschränken. „Die bloße Vernunft, für welche weder die Aussprüche irgend einer Autorität, noch die hergebrachten Vorurtheile von Land und Leuten maßgebend sind, führt einmal nicht weiter."

Auch kann sich der Mensch bei den Ergebnissen, zu welchen er unter ihrer Leitung gelangt, vollkommen beruhigen. Sie wird ihn, wenn er anders mit unbefangenem Blicke und reinem Sinne sich selbst, das eigene Herz und Wesen, und die umgebende Welt zu betrachten weiß, in den Besitz aller Wahrheiten setzen, welche für ihn nothwendig und wünschenswerth sind. Er wird erkennen, daß es einen Gott giebt, einen mächtigen, weisen und gütigen Willen, der, auf sich selber ruhend, die Welt nach festbestimmten Gesetzen lenkt, und alles Sein und Leben zu einem harmonischen Ganzen verbindet. Er wird ferner einsehen, daß der Mensch, ausgerüstet mit der Fähigkeit, die existirenden Dinge und ihre Beziehungen zu erfassen, zu

empfinden, was Schönheit, Ordnung, Tugend ist, das Gute zu lieben und zu üben, und sich zur Betrachtung des Weltalls und seines Schöpfers zu erheben, in der Reihe der geschaffenen Wesen den ersten Rang einnimmt, und der wohlthätigen Gottheit, welche ihn an diesen Platz, sich zunächst gestellt hat, zu dankbarer Verehrung in freudiger Demuth verpflichtet ist.

Freilich wird es ihm auch nicht entgehen, daß in der menschlichen Natur zwei verschiedene, ja einander entgegengesetzte Prinzipien thätig sind, von welchen das eine ihn zur Erforschung der ewigen Wahrheit, zur Liebe der Gerechtigkeit und sittlichen Schönheit, in die hehre Region der intellektuellen Welt erhebt, während das andere ihn zu dem eigenen Selbst herabzieht, ihn zum Sklaven der Sinne und der ihnen dienenden Leidenschaften degradirt. Er wird sich aber zugleich überzeugen, daß es in des Menschen Hand gegeben, welchem dieser widersprechenden Antriebe er folgen will, daß er, frei in seinen Entschlüssen und Handlungen, berufen und im Stande ist, sich aus eigener Wahl für das Gute zu entscheiden. Es wird ihm nicht minder klar werden, daß dieser freie Wille, welcher, unabhängig von allen äußeren, sinnlichen oder materiellen Einflüssen, sich, lediglich erleuchtet vom Lichte der Vernunft, aus und durch sich selbst bestimmt, eine immaterielle Seele voraussetzt, die als solche den Körper überlebt und, von ihm getrennt, in dem fortdauernden Bewußtsein des Guten oder Bösen, welches sie in Verbindung mit ihm geübt hat, den Lohn oder die Strafe ihres irdischen Wirkens finden wird. Was aber die Grundsätze und Regeln betrifft, nach welchen der Mensch sein Verhalten einzurichten hat, damit er seine Bestimmung auf Erden dem göttlichen Willen gemäß erfülle, so wird er einsehen, daß dieselben aus der Tiefe des eigenen Herzens, in welches die Natur oder die Gottheit sie mit unauslöschlichen Zügen eingeschrieben hat, zu schöpfen sind, daß er, um zu erfahren, was er thun oder lassen soll, nur sich selbst zu befragen, nur auf die Stimme des Gewissens, dieses jedem Menschen eingebornen Prinzips der Gerechtigkeit und Tugend, zu lauschen hat.

Dies sind im Wesentlichen die Artikel des Glaubens, welchen Rousseau seinem Zöglinge predigen möchte. Wir untersuchen hier nicht, in wie weit sie auf Wahrheit Anspruch haben, noch auch, ob sie den Inhalt des religiösen Bewußtseins vollständig ausdrücken, verweilen dagegen einen Augenblick bei der Frage, ob die Form, in welcher sie vorgetragen, bewiesen und entwickelt werden, die richtige ist. Es scheint uns, daß dieselbe nicht unbedingt bejaht werden darf. Zwar ist Rousseau weit entfernt, das Bekenntniß seines Vikars als die einzig mögliche oder angemessene Richtschnur der religiösen Unterweisung hinstellen zu wollen. Er meint nur, daß dasselbe ein geeig-

netes Beispiel von der Art und Weise biete, in welcher man, ohne sich von dem Geiste der bisher befolgten Methode zu entfernen, mit jungen Leuten über religiöse Dinge verhandeln könne. Doch eben dies will uns nicht einleuchten. Wenn der Vikar, irre geworden an seinem positiven Glauben, vom Zweifel ausgeht, prüfend und tastend seinen Weg zur Erkenntniß der Wahrheit weiter verfolgt, und bei jedem Schritte, welchen er vorwärts thut, das gewonnene Terrain durch Polemik zu sichern sucht, so ist das ganz in der Ordnung. Warum aber ein junger Mann, der nicht zu suchen braucht, was er noch nicht verloren hat, denselben oder auch einen ähnlichen Gang einhalten sollte, sehen wir nicht ab. Unseres Erachtens ist es angemessener, seinem unbefangenen Geiste die Wahrheit einfach als solche, gestützt auf die positiven Beweise, deren sie fähig ist, aber ohne alle negative oder polemische Beimischung, vorzuführen. Er wird sie dann, hat er sie anders wirklich in sich aufgenommen, dem Irrthume oder etwaigen Angriffen gegenüber schon selbst zu vertheidigen wissen. Man muß es auffallend finden, daß Rousseau diesen natürlichen Weg, den er überall anderswo so consequent festhält, in diesem Falle verläßt. Er hat, scheint es, einen Augenblick vergessen, daß sein Emil nicht ist, wie andere junge Leute seines Alters und seiner Zeit, auch nicht wie er selbst, als er vor Jahren rath- und hülflos dem Turiner Abbé oder seinem geistlichen Lehrer von Chamberi gegenüberstand.

Billigen wir die analytische Methode nicht, welche in den Erörterungen des Vikars vorherrscht, so können wir dagegen der sprachlichen Seite seines Vortrages unsere Anerkennung nicht versagen. Gewiß ist der pedantische, trocken verständige Ton nirgends weniger am Orte, als grade im religiösen Unterrichte. Er langweilt nicht nur, sondern er tödtet gradezu den Sinn und das Interesse für die höheren Wahrheiten, welche die Religion dem Menschen aufschließt. Glücklicher Weise wird das religiöse Bewußtsein durch das spätere Leben, durch mannigfache äußere und innere Anregungen geweckt und wach erhalten. Wäre dem nicht so, es würde wahrscheinlich bei den meisten Menschen mit dem Katechismus, welcher ihm seinen bestimmten Inhalt geben sollte, verschwinden. Mit nassem Reisig entzündet man eben keine Flamme und der bloße Rauch erregt keine Wärme. Nichts ist ungereimter und zweckwidriger, als die triviale Weise, in welcher nicht selten die Artikel des Glaubens der Jugend, wie eine Reihe von grammatischen Regeln, docirt, eingetrichtert, zuweilen selbst eingebläut werden. Sind doch die religiösen Wahrheiten solche, die nicht nur mit dem Kopfe, sondern vor Allem mit dem Herzen ergriffen werden müssen. Es liegt wenig daran, von Gott und göttlichen Dingen zu wissen, wenn dieses

Wissen sich nicht in die Tiefe des Gemüthes senkt, um von hier aus die Gesinnung, das gesammte Denken und Handeln läuternd und erhebend zu durchdringen. Zum Herzen aber dringt nur, was aus ihm selber stammt, darum auch nur die Rede, welche durch die Wärme und Innigkeit des Ausdrucks von dem lebendigen Antheile des Sprechenden Zeugniß giebt. Eben dies gilt von dem Vortrage des Vikars, und grade darauf beruht der tiefe und nachhaltige Eindruck, den er zu machen geeignet ist.

VIII.

Doch es ist Zeit, daß wir zu dem Punkte zurückkehren, von welchem wir ausgingen (Emile, L. V). Erinnern wir uns des Zweckes, dem die bisherigen Bemühungen dienen sollten. Es galt, die volle Entwicklung der beginnenden Geschlechtsreife aufzuhalten, oder vielmehr zu verhindern, daß sie durch die Macht der Phantasie beschleunigt werde, zugleich aber, die neuen Kräfte und Antriebe, welche in dieser Periode bei dem Menschen hervortreten, im Interesse seiner Herzens- und Geistesbildung zweckmäßig zu verwenden. Geschieht das in der angegebenen Weise, so, glaubt Rousseau, und wir sehen keinen Grund, ihm zu widersprechen, werde „die Reinheit der Sinne, die Unkenntniß der sexuellen Begierden“ wenigstens bis zu dem Alter von zwanzig Jahren fortdauern können. Indeß, wie lange auch der Drang der Natur gehemmt oder abgeleitet werden mag, endlich kommt doch der Augenblick, wo er seine berechtigten Ansprüche geltend macht und es ebenso nutzlos, wie verderblich sein würde, ihm die Anerkennung noch ferner zu versagen. Sobald aber der Eintritt des kritischen Momentes in sicherer Aussicht steht, wird es für die Erziehung nothwendig, dem Zöglinge gegenüber Ton und Haltung völlig zu ändern. Sie darf ihn fortan nicht mehr als ein unmündiges Kind betrachten, das zu seinem Erzieher, wie zu einem Wesen höherer Art, hinaufblickt. Sie muß ihn vielmehr als das, was er jetzt ist, als einen M a n n behandeln, der in seinem bisherigen Leiter nur noch den einsichtsvollen F r e u n d achten und ehren kann. Allerdings auch ehren wird, wenn derselbe es versteht, sich die mannigfachen Zugänge offen zu halten, welche er sich im Laufe der Zeit zum Herzen, wie zur Vernunft seines Zöglings erschlossen hat.

Wollte er freilich seinem natürlichen Verlangen schroff entgegentreten, die neuen Bedürfnisse, die er empfindet, wie ein Verbrechen ansehen, so würde er nicht lange Gehör finden. Er muß sich erinnern, daß er der D i e n e r der Natur ist, und eben darum nie ihr F e i n d sein darf. Wenn es aber bedenklich erscheint, die Neigungen des

jungen Mannes zu bekämpfen, so ist es doch nicht minder gefährlich, sie zu begünstigen. Um diesem fatalen Dilemma auszuweichen, wäre es ohne Frage am einfachsten, ihnen durch eine möglichst schnelle Heirath eine legitime Befriedigung zu gewähren. Rousseau bezweifelt indeß, daß dieses „natürlichste und sicherste Auskunftsmittel auch das beste und nützlichste“ sein würde. Käme es nur darauf an, dem natürlichen Triebe in der Richtung zu folgen, auf welche er hinweist, so ließe sich die Sache bald erledigen. Aber „zwischen den Rechten der Natur und unseren socialen Gesetzen bestehen so viele Widersprüche, daß man, um sie auszugleichen, beständig von der graden Bahn abbiegen und mehr oder minder weite Umwege einschlagen muß“. Auch in dem vorliegenden Falle bleibt nichts Anderes übrig, falls man nicht etwa den jungen Mann ganz sich selbst überlassen will. Das aber hieße ihn der Gefahr eines sicheren Unterganges preisgeben. Umgeben, wie er es ist, von zahllosen Lockungen und stets wachsenden Reizen, würde ihn der blinde Instinkt der Sinne bald mit sich auf einen Abweg fortreißen, von welchem eine Umkehr kaum noch möglich ist.

Gewiß hat Rousseau vollkommen Recht, wenn er den entscheidenden Einfluß hervorhebt, welchen der in Rede stehende Zeitpunkt auf die ganze Zukunft des Menschen ausübt. Ebenso richtig ist, daß derselbe, um unverletzt an Körper und Seele durch diese Sturm- und Drangperiode hindurchzugehen, der sichern Leitung eines kundigen Führers bedarf. Was aber soll man thun, da man die drohenden Gefahren weder abwehren kann, noch auch ihrem Herannahen unthätig zusehen darf? Rousseau antwortet: sie Dem, welcher sie zu bestehen hat, ohne Rückhalt enthüllen, damit er so wenigstens vor jeder schlimmen Ueberraschung bewahrt bleibe. Die Zeit ist vorüber, wo man den Zögling vermittelst seiner Unwissenheit lenken konnte; fortan muß an seine Einsicht appellirt, er selbst für seine Handlungen verantwortlich gemacht werden. Man zögere also nicht, ihm die kritische Lage, in welcher er sich befindet, zum Bewußtsein zu bringen, weise ihn hin auf die Schwierigkeiten, welche sie bietet, sowie auf die Mittel, die er hat, um ihnen wirksam zu begegnen. Man trage kein Bedenken, ihn mit den gefährlichen Geheimnissen bekannt zu machen, welche ihm bis dahin so sorgfältig verborgen wurden. Da er sie doch einmal erfahren wird und muß, so ist es von großer Wichtigkeit, daß er nicht von Anderen oder durch sich selbst, sondern von seinem Erzieher in sie eingeweiht werde. „Nie noch sind die jungen Leute, welche sie, ohne recht zu wissen wie, kennen lernten, ungestraft mit ihnen vertraut geworden. Denn da die indiscreten Mittheilungen, auf welchen solche Kenntniß beruht, keinen ehrbaren Zweck haben, so beflecken sie die Phantasie des Hörers und

erregen in ihm zu den Lastern Derer wenigstens die Neigung, von welchen sie ausgehen".

Nichts ist in dieser Periode seines Lebens für den jungen Mann gefährlicher, als der mehr oder minder heimliche Umgang mit besonderen Vertrauten, die er in seiner Umgebung stets leicht findet und bald auch aufsuchen wird, wenn der Erzieher sie nicht überflüssig zu machen weiß. Er vermag dies aber nur dadurch, daß er dem Bedürfnisse, welches zum Anschlusse an sie hintreibt, rechtzeitig entgegenkommt. So lange freilich sein Zögling fortfährt, ihm wie bisher die Bewegungen seiner Seele rückhaltlos zu offenbaren, ihm offen und gerne zu sagen, was er empfindet, hat er Nichts zu befürchten. Sobald sich aber in seinem Benehmen eine gewisse Scheu und Zurückhaltung, in seiner Rede die erste Verwirrung der Scham zu erkennen giebt, ist kein Augenblick mehr zu verlieren. Man darf überzeugt sein, daß er sich nach den Aufklärungen, die er nicht länger entbehren kann, anderswo umsehen und damit sein Vertrauen Fremden zuwenden wird, wenn man sich nicht beeilt, sich dasselbe zu sichern. Indeß falle man deshalb nicht mit der Thüre in's Haus. Es wäre ein großer Irrthum, zu meinen, daß die Sache etwa in einer zufälligen Unterredung abgethan werden könne. So leicht läßt sich das menschliche Herz eben nicht regieren. „Was man sagt, bedeutet wenig, wenn man nicht den Augenblick, in welchem man es sagt, vorbereitet hat". Zu einer Zeit, wo die erregten Sinne den Verstand verwirren und den Willen beherrschen, haben die ernsten Lehren der Weisheit nur geringe Aussicht, beachtet zu werden. Man hüte sich daher, den jungen Leuten Vernunft zu predigen, bevor man sie in den Stand gesetzt hat, dieselbe zu hören. „Der Pedant und der umsichtige Erzieher sagen so ziemlich dasselbe, aber Jener sagt es bei jeder beliebigen Gelegenheit, Dieser nur, wenn er der Wirkung sicher ist".

Diese Sicherheit darf indeß in dem vorliegenden Falle nicht erwartet werden, so lange der junge Mann inmitten der Gefahren weilt, welche ihn bedrohen. Noch entgeht er ihnen, weil er sie nicht kennt; wollte man ihn plötzlich auf sie aufmerksam machen, er wäre verloren. Besser doch, man entfernt ihn zunächst von dem Abgrunde, an welchem er hinwandelt, und weckt ihn dann auf, um ihm denselben von Weitem zu zeigen. Mit Recht bezeichnet Rousseau „die Einsamkeit, die Lektüre, den Müßiggang, die weichliche, sitzende Lebensweise, den Umgang mit Frauen und jungen Leuten" als die Klippen, an welchen in der Regel die Unschuld der Jugend scheitert. Wie sorgsam sie auch geleitet wird, sie muß der beständigen Versuchung allmälig unterliegen; die Sinnlichkeit kann den mannigfachen Reizen, die von allen Seiten auf sie einwirken, auf die Dauer nicht

widerstehen. Es bleibt nur übrig, sie dieser Einwirkung zu entziehen, und zu dem Ende den jungen Mann aus seiner städtischen Umgebung in die Abgeschiedenheit des Landlebens zu versetzen. Freilich kann die räumliche Trennung von den gefährlichen Dingen und Menschen wenig helfen, wenn sie ihn in der Vorstellung begleiten. Gelingt es nicht, auch die Erinnerung an sie aus seinem Bewußtsein zu tilgen, ihn von Allem, sogar von sich selbst, abzulösen, so hätte er ebensogut bleiben können, wo er war.

Das beste Mittel aber, um ihn seinem bisherigen Lebens- und Vorstellungskreise zu entfremden, ist eine Beschäftigung, welche ihn durch ihre Neuheit interessirt und in Athem hält, die seine Kraft herausfordert und übt, der er sich ganz und mit leidenschaftlichem Eifer hingeben kann. Rousseau empfiehlt in dieser Beziehung die Jagd. Sie scheint ihm alle die ebengenannten Bedingungen zu erfüllen, und „wenn sie überhaupt jemals dem Menschen als ein erlaubtes Vergnügen gelten darf", grade jetzt am Orte zu sein. Kein Zweifel, daß der junge Mann, kräftig und ausdauernd wie er es ist, die noble Passion gern und mit Erfolg pflegen, und so wenigstens eine Zeit lang die gefährlichen Neigungen verlieren wird, welche aus einem weichlichen Leben entspringen. „Nicht mit Unrecht wird Diana als eine Feindin der Liebe dargestellt; die ungewöhnliche Anstrengung, welche sie von ihren Verehrern fordert, ertödtet die zärtlichen Gefühle". Freilich härtet die Jagd nicht nur den Körper ab, sondern sie verhärtet auch die Seele; sie gewöhnt an den Anblick des Blutes, weckt und nährt den Hang zur Grausamkeit. Es versteht sich daher von selbst, daß der Jüngling sich nicht zu lange mit ihr beschäftigen darf. Die Leidenschaft, welche sie ihm einflößt, soll nur die andere, die für den Augenblick weit gefährlicher wäre, zurückhalten, damit der Erzieher Zeit gewinne, sie zu schildern, ohne sie zu erregen, und Aussicht habe, ruhig und mit kaltem Blute angehört zu werden.

Denn es liegt ungemein viel daran, daß die Erklärungen, welche er seinem Zöglinge zu geben, die Mahnungen, die er an ihn zu richten hat, sich seinem Gedächtnisse fest einprägen. Das Maß der Aufmerksamkeit aber, die er ihnen zuwendet, wie das des Eindruckes, welchen sie hinterlassen, hängt in hohem Grade von der Form, der Ausdrucksweise ab, in welcher sie vorgetragen werden. Nicht ohne Grund hält es Rousseau für einen wesentlichen Mangel seiner, wie der neueren Zeit überhaupt, daß sie, als wenn die Menschen lediglich aus Geist beständen, in der schriftlichen, wie in der mündlichen Rede, die verständigen Gedanken zu nackt hervortreten läßt. „Indem man die Sprache der Zeichen, welche auf die Phantasie einwirken, vernachlässigt, verliert man die, welche unter allen die größte Energie besitzt. Der Eindruck des Wortes ist stets schwach;

man spricht zum Herzen weit vernehmlicher durch die Augen, als durch die Ohren". Ist das für alle Menschen wahr, so gilt es um so mehr von jungen Leuten, die, noch ganz in sinnlichen Vorstellungen befangen, nicht weiter denken, als ihre Einbildungskraft reicht. Ihnen ist die Vernunft nur zugänglich, wenn sie mit einem anschaulichen Körper bekleidet wird; die Sprache des Geistes muß ihren Weg durch das Herz nehmen, wenn sie von ihnen verstanden werden soll.

Weit entfernt also, dem Zöglinge über die Gegenstände, mit welchen er ihn bekannt machen will, eine lange Rede voll trockenen Raisonnements und kalter Beweisgründe zu halten, wird der einsichtige Erzieher damit beginnen, seine Phantasie in Bewegung zu setzen. Er wird die Umgebung so wählen, daß sie den Eindruck, welchen er hervorzubringen wünscht, möglichst verstärkt. Er wird gleichsam die ganze Natur an der Unterhaltung Theil nehmen lassen, und das höchste Wesen zum Zeugen für die Wahrheit dessen aufrufen, was er zu sagen hat. Er wird den Ort, an welchem man sich befindet, die Felsen, die Berge, die Wälder als Erinnerungszeichen an die Gelöbnisse dieser Stunde markiren. Er wird in Blick, Stimme, Bewegungen den ganzen Eifer und die volle Begeisterung legen, mit welcher er seinen Zuhörer zu erfüllen gedenkt. Beginnt er dann zu sprechen, so unterliegt es keinem Zweifel, daß ihn derselbe hören und verstehen wird. Die tiefe Bewegung, von welcher er den treuen, liebevollen Führer auf seinem bisherigen Lebenswege ergriffen sieht, wird auch ihn zur Rührung stimmen. Er wird, wenn er wahrnimmt, wie durchdrungen der Freund und Lehrer von der Heiligkeit seiner Pflichten ist, auch die eigenen höher achten. Ueberzeugt und hingerissen von der ernsten, gedankenvollen und zugleich herzlichen Ansprache, die, stark an schlagenden Beweisgründen, belebt durch wirksame Bilder und Gleichnisse, frei von kalten Maximen, aber reich an warmer Empfindung, Gemüth und Verstand gleichsehr in Anspruch nimmt, wird er sich gedrängt fühlen, den Warnungen zu folgen, die sie einschließt, und die Entschlüsse zu fassen, welche sie ihm nahe legt.

Vorausgesetzt natürlich, daß der Inhalt der Rede dem eindringlichen Ausdrucke entspricht. Hören wir daher, was Rousseau dem jungen Manne gesagt haben will. „Man führe ihm die Gesetze der Natur in ihrer ganzen Wahrheit vor, und zeige ihm die Sanktion dieser Gesetze in den physischen und moralischen Leiden, welche eine Verletzung derselben für den Schuldigen zur Folge hat. Spricht man dann von dem unbegreiflichen Geheimnisse der Zeugung, so verbinde man mit der Vorstellung des Reizes, welchen die Natur diesem

Akte giebt, die der ausschließlichen Zuneigung, die ihn zu einem köstlichen Genusse macht, nicht minder die der Treue, der Scham und aller übrigen Tugenden, die ihn schützend umgeben. Man schildere ihm die Ehe, nicht blos als die süßeste aller socialen Gemeinschaften, sondern auch als den heiligsten und unverletzlichsten aller Verträge. Man mache nachdrücklich alle Gründe geltend, welche die Menschen bestimmen müssen, dieses geheiligte Band mit achtungsvoller Scheu zu betrachten, und Jeden mit Haß und Verwünschungen zu verfolgen, der die Reinheit desselben zu beflecken wagt. Man entwerfe ihm ferner ein wahres und ergreifendes Gemälde der sinnlichen Ausschweifungen und ihrer furchtbaren Wirkungen; man schildere ihm die thierische Verdummung, die geist- und herzlose Selbstsucht, welche sie zur Folge haben, zeige ihm auch, wie eine erste Verirrung unmerklich die weiteren nach sich zieht, und den, welcher sie begeht, rettungslos in sein Verderben fortreißt. Weist man ihm dann andrerseits evident nach, wie von einem reinen, keuschen Sinne die Gesundheit, die Kraft, der Muth, die Tugenden, selbst die Liebe und alle wahren Güter des Menschen abhängig sind, so darf man nicht zweifeln, daß ihm eben diese Reinheit als ein theurer und wünschenswerther Besitz erscheinen, und er bereitwillig jeder Anweisung, welche auf ihre Bewahrung abzielt, lauschen und nachkommen werde".

Ebenso gewiß ist, daß, wenn der Erzieher so seinem Zöglinge gegenübertritt, dieser, gerührt von der Zuneigung und dem Vertrauen, welche ihm bewiesen werden, und erschreckt von den Gefahren, von welchen er sich umgeben sieht, nicht säumen wird, sich unter seinen Schutz zu stellen und fortan freiwillig der Autorität zu folgen, der er sich bis dahin bewußt- und willenlos fügte. Freilich darf man nicht hoffen, sie lange zu behaupten, wenn man die Nothwendigkeit, sie geltend zu machen, nicht fern zu halten versteht. Man bemühe sich daher, mehr und mehr das Vertrauen des jungen Mannes zu gewinnen, gehe, statt sie zu bekämpfen, auf die Neigungen seines Alters, auf seine Anschauungen und Strebungen ein; es wird dann nicht schwer werden, sie zu leiten und zu beherrschen. Nichts ist thörichter und vergeblicher, als die Jugend dadurch vor den Fallstricken der Sinne schützen zu wollen, daß man ihr Abscheu vor der Liebe einzuflößen, den Gedanken an sie gewissermaßen als ein Verbrechen darzustellen sucht. Der entgegengesetzte Weg führt weit sicherer zum Ziele. Man scheue sich nur nicht, dem süßen Gefühle, nach welchem sie sich sehnt, zu schmeicheln; man schildere es ihr vielmehr als das höchste Glück des Lebens, weil es dies in der That ist. Indem man sie empfinden läßt, „welches Entzücken der Bund der Herzen dem Reize der Sinne hinzufügt", wird man sie mit Widerwillen gegen

jede zügellose Ausschweifung erfüllen. „Man mache sie verliebt, und sie wird sittsam und züchtig sein".

Rousseau begnügt sich indeß nicht damit, in dem Herzen des jungen Mannes die zarten Empfindungen der Liebe zu pflegen; er giebt ihnen auch einen Gegenstand, an welchem sie haften können. Eine ideale Geliebte ist ohne Zweifel der beste Schutz für ein von Liebe und Sehnsucht erfülltes Gemüth; sie stillt vorläufig das unruhige Verlangen, und hindert damit, daß es draußen seine Befriedigung suche. Die Reize, welche sie entfaltet, machen alle anderen stumpf und unwirksam; ihre lichte Erscheinung stellt die verführerischen Gestalten der Wirklichkeit in den Schatten. Natürlich muß ihr Bild alle die reinen und edlen Züge tragen, welche das Herz des Jünglings in seinem Idol vereinigt zu sehen wünscht. Auch darf ihr keine der Eigenschaften fehlen, die er an der späteren Gefährtin seines Lebens achten und lieben soll. Rousseau will deßhalb nicht, daß man sie ihm „als ein Muster der Vollkommenheit schildere, wie es nie und nirgend existiren kann". Man wähle ihre Mängel aber so, daß sie seinem persönlichen Wesen entsprechen und gefallen, auch zur Beseitigung der eigenen Fehler dienen können. — Andrerseits ist es ebenso unzulässig, im Widerspruch mit der Wahrheit ihr wirkliches Dasein zu behaupten. Man kann solcher Täuschung sehr wohl entrathen. Gefällt dem jungen Manne das Bild, so wird er ihm schon bald ein Original wünschen. Vom Wunsche aber zur wirklichen Annahme ist der Uebergang leicht; es kommt nur auf einige gewandte Schilderungen an, welche dem eingebildeten Wesen ausdrucksvollere Züge, und damit einen größeren Schein von Wahrheit geben. Nicht lange, und der verliebte Zuhörer wird glauben, daß es sich um die für ihn bestimmte Gattin handle, und mit froher Zuversicht den Augenblick erwarten, wo ihm der Gegenstand seiner Sehnsucht leibhaftig entgegentreten wird. Ist es aber dahin gekommen, so darf man ihn unbedenklich eine Strecke weiter führen auf der Bahn, welche er, um seine Bildung zu vollenden, noch zurückzulegen hat.

Berufen zur socialen Gemeinschaft mit seines Gleichen, muß der junge Mann das Terrain genauer kennen lernen, auf welchem er sich demnächst bewegen wird. Zwar „mit dem Menschen im Allgemeinen ist er schon in etwa vertraut geworden, die Individuen aber sind ihm noch ziemlich fremd geblieben. Er weiß bereits, was man in der Welt *thut*, aber nicht ebenso, wie man in ihr *lebt*". Diese Lücke auszufüllen, ist es grade jetzt an der Zeit. Nicht jedes Lebensalter ist befähigt, sich Ton und Sitte der großen Welt in der richti-

gen Weise anzueignen. Wer zu früh in sie eingeweiht wird, folgt ihr das ganze Leben hindurch ohne Ueberlegung und Auswahl, und wenn auch mit einer gewissen Selbstgefälligkeit, doch ohne jemals recht zu wissen, was er thut. Wer dagegen zu spät mit ihr bekannt wird, bemüht sich vergeblich, frei und ungezwungen aufzutreten; er wird seine steife, verlegene Haltung nie verlieren, und sich durch jeden Versuch, sein scheues und ungeschicktes Benehmen zu ändern, stets von Neuem lächerlich machen. Rousseau wußte das aus eigener Erfahrung; um so mehr liegt es ihm am Herzen, seinen Zögling rechtzeitig da einzuführen, wo er später vielfach zu verkehren hat. Darf er doch erwarten, daß derselbe die Weltbühne und was auf ihr vorgeht, nicht mit der stupiden Bewunderung eines jungen Leichtfangs anstaunen, sondern mit der scharf unterscheidenden Urtheilskraft eines gereiften Geistes betrachten wird. Eben diese fortgeschrittene Geistesbildung wird ihn auch in den Stand setzen, sich die noch fehlende gesellschaftliche Bildung leicht und wahrhaft zu eigen zu machen. Indem sie ihn befähigt, die Motive der einzelnen Verhaltungsregeln zu begreifen, welche im Leben der großen Welt dem Alter, Stande und Geschlechte gegenüber beobachtet werden, und in ihrer Gesammtheit den allgemein gültigen Codex des gesitteten Benehmens bilden, wird es ihm möglich, sie auf bestimmte Grundsätze zurückzuführen und, was der bloßen Routine nur selten gelingt, sie auch in unvorhergesehenen Fällen richtig anzuwenden.

Freilich ist der Eintritt in die Welt für ihn mit mannigfachen ernsten Gefahren verbunden. Um sie abzuwehren, ist vor Allem erforderlich, daß derselbe zu einem bestimmten Zwecke erfolge, dessen Erreichung im unmittelbaren persönlichen Interesse liegt. Die bloße Absicht, zu belehren, genügt nicht; wo sie allein waltet, steht zu befürchten, daß der Schüler sich nur zu bald und genauer, als wünschenswerth ist, unterrichten wird. Noch weniger empfiehlt es sich, lediglich sein Vergnügen im Auge zu haben; er würde verweichlichen, ohne etwas zu lernen. Ein passendes und unverfängliches Ziel bietet seine gegenwärtige Stimmung, die Liebe dar, welche grade jetzt sein ganzes Wesen ausfüllt. Man sage ihm, daß es gelte, die künftige Gefährtin seines Lebens, das Original zu dem Bilde zu suchen, welches in leuchtenden Zügen lockend vor seiner Seele steht. Kein Zweifel, daß dieser Talisman, in Verbindung mit der Kraft und Einsicht, die ihm in Folge seiner bisherigen Erziehung eigen sind, vor jeder Anfechtung schützen wird. Zieht ihn die Sehnsucht des Herzens zum weiblichen Geschlechte hin, er findet nicht, was er sucht. Drängen die aufgeregten Sinne, es fehlt an Gelegenheit, sie zu befriedigen. Der Abscheu vor Ehebruch und Ausschweifung hält ihn gleich ferne von den öffentlichen Mädchen, wie von den verheiratheten

Frauen. Zudem ist die Gefahr, welche von dieser Seite her droht, nicht so groß, wie man gewöhnlich glaubt. Die Verirrungen der Jugend gehen in der Regel weder vom Temperamente, noch von den Sinnen, sondern von den Meinungen und Grundsätzen aus, welche ihr beim Eintritte in die Welt begegnen, und so stark imponiren, daß sie sich ihnen selbst wider Neigung und Willen, aus falscher Scham und Eitelkeit anbequemt. Solche Einflüsse sind da natürlich wenig zu fürchten, wo der Mensch von früh an gewöhnt worden, immer nur dem eigenen begründeten Urtheile zu folgen, sich nicht durch fremde Ansichten in seinem Denken und Handeln bestimmen zu lassen.

Rousseau ist daher überzeugt, daß sein Zögling der Verführung, sofern sie von Außen an ihn herantritt, unzugänglich bleiben wird. Weit mehr fürchtet er den inneren Feind, welcher vorzugsweise in der Einsamkeit thätig, und um so gefährlicher ist, da man ihn nicht leicht entfernen kann. Man vergesse nicht, daß es stets die Einbildungskraft ist, welche die Sinne in Bewegung setzt. „Das sinnliche Bedürfniß an sich ist kein physisches, kein wahres Bedürfniß. Zöge nie ein lasciver Gegenstand unsere Blicke auf sich, träte nie eine unreine Vorstellung in unser Bewußtsein, es würde uns wahrscheinlich nie fühlbar werden“. Vielleicht sagt Rousseau damit etwas zu viel. Wahr aber ist, daß „die dumpfe Gährung, welche gewisse Situationen und Anschauungen in dem Blute der Jugend erregen, ohne daß sie selbst zunächst den Grund ihrer inneren Unruhe zu entdecken vermag“, nicht genug beachtet wird; wahr auch, daß man meist übersieht, wie „die Erinnerung an das, was sie wahrgenommen, die Vorstellungen, welche sich ihr aufgedrängt haben, sie in die Einsamkeit begleiten, und diese mit Bildern erfüllen, die weit verführerischer sind, als die Wirklichkeit selbst“. Da dem aber so ist, muß Sorge getragen werden, daß der junge Mann möglichst wenig mit sich und seiner Phantasie allein sei. Rousseau fordert daher, daß der Erzieher ihn keinen Augenblick sich selbst überlasse, sondern ihm stets, bei Nacht, wie bei Tage, zur Seite bleibe, daß er ihn beständig in Thätigkeit erhalte, ihm nicht gestatte, sich zur Ruhe zu legen, bevor ihn der Schlaf überwältigt, noch auch länger der Ruhe zu pflegen, als es das unabweisbare Bedürfniß erfordert. Zwar sind diese Vorkehrungen recht mühsam und unbequem, aber einmal nicht zu umgehen. Es ist eben die Nachlässigkeit in diesem Punkte, welche heutzutage die Jugend zu Grunde richtet. In Folge ihrer jugendlichen Verirrungen aber entarten die Menschen, werden sie das, was sie gegenwärtig in der Regel sind. „Gemein und feige, selbst in ihren Lastern, haben sie nur kleine Seelen, weil ihr erschöpfter Körper schon in frühen Jahren corrumpirt wurde; kaum bleibt ihnen Kraft genug, um sich bewegen zu können. Ihre subtilen Gedanken verrathen, daß

es ihrem Geiste an allem gediegenen Inhalte fehlt; des einfachen, starken Sinnes entbehrend, sind sie unfähig zu irgend welchen hohen und edlen Empfindungen. Verworfen in jeder Beziehung, kleinlich, boshaft, eitel, falsch, elende, jämmerliche Schelme, gebricht es ihnen selbst an Muth, die Rolle hervorragender Bösewichter zu spielen". Gewiß, fände sich Einer unter ihnen, „der, mäßig und enthaltsam, Herz, Blut und Sitten vor dem Gifte der Ansteckung zu bewahren wüßte, er würde mit dreißig Jahren alle diese Insekten zerdrücken, und die Herrschaft über sie mit geringerer Mühe gewinnen, als er bedarf, um Herr seiner selbst zu bleiben".

Rousseau vermuthet indeß, daß ein Solcher seine Umgebung zu sehr verachten würde, um sich zu ihrer Unterwerfung herbeizulassen. Auch liegt es ihm ferne, bei seinem Zöglinge, der übrigens, falls ihn Geburt und Vermögen in etwa unterstützten, seiner Ansicht nach zu einer dominirenden Stellung wohl befähigt wäre, Bestrebungen dieser Art vorauszusetzen, oder gar anzuregen. Wenn er in die Welt eintritt, so geschieht es nicht, um in ihr der Erste zu sein oder zu werden, sondern lediglich, damit er sie kennen lerne. Sehen wir denn, wie er sich zu dem Ende benimmt; wir erfahren so wenigstens, wie Rousseau will, daß er sich benehmen *soll*. — „Vor Allem, er denkt nicht daran, gleich Anfangs glänzen, durch sein Erscheinen irgendwie Aufsehen machen zu wollen. Die Eigenschaften, welche auf den ersten Blick frappiren, sind nicht die seinigen; er hat sie weder, noch will er sie haben. Auch legt er den Vorurtheilen der Menschen zu wenig Werth bei, als daß er wünschen sollte, von ihnen geachtet zu werden, bevor sie ihn kennen. Die Weise aber, in welcher er ihnen entgegentritt, ist weder bescheiden, noch eitel, sondern eben nur natürlich und wahr. Er kennt weder Gene, noch Verstellung, und ist inmitten eines gesellschaftlichen Kreises kein Anderer, als er allein und ohne Zeugen sein würde. Doch erscheint er deshalb keineswegs grob oder rücksichtslos. Zwar räumt er Anderen nicht den Vorrang ein; er achtet sie eben nicht höher, als sich selbst. Ebensowenig aber legt er gegen sie eine Gleichgültigkeit an den Tag, von welcher er weit entfernt ist. Sind ihm die leeren Formen der Höflichkeit fremd, so liegen ihm die aufmerksamen Bemühungen einer rücksichtsvollen Humanität um so näher. Wie wenig er auch die Menschen im Allgemeinen achtet, er zeigt ihnen doch keine Geringschätzung, weil er sie beklagt und ihr Schicksal ihn rührt. Da er ihnen den Sinn für die wahren Güter des Lebens nicht einflößen kann, so läßt er sie, aus Besorgniß, sie noch unglücklicher zu machen, als sie es ohnehin schon sind, im ruhigen Genusse der scheinbaren Güter, in welchem sie sich zu befriedigen pflegen. Er liebt es daher nicht, zu widersprechen, und weicht dem Wortkampfe so viel wie möglich aus, obgleich er keineswegs,

etwa aus Schmeichelei oder unzeitiger Nachgiebigkeit mit seiner abweichenden Ueberzeugung zurückhält. Er sagt eben seine Meinung, ohne die der Anderen zu bestreiten, weil er die Freiheit über Alles liebt, und der Freimuth eines ihrer schönsten Vorrechte ist".

„Im Ganzen aber spricht er wenig und nur über Dinge, die von Nutzen sind. Er ist zu unterrichtet, um schwatzhaft zu sein, denkt auch nicht daran, durch ein geistreiches Gerede über Kleinigkeiten die Aufmerksamkeit auf sich lenken zu wollen. Daß ein Ignorant Alles für wichtig hält, was er weiß, und es Jedem mittheilt, ist natürlich; ein kenntnißreicher Mann öffnet den Schatz seines Wissens nicht so leicht; er hätte zuviel zu sagen, und sieht ein, daß er noch mehr zu sagen übrig lassen würde. Er schweigt daher, zumal er die Anderen um so besser beobachten kann, je weniger er selbst von ihnen beachtet wird. Eben dies ist auch der Grund, aus welchem er sich gern und willig in Ton und Sitte seiner Umgebung fügt, und sorgfältig jeden Anstoß meidet, der Aufsehen erregen könnte. Wer ihn deshalb für scheu oder furchtsam halten wollte, würde sich irren. Es kümmert ihn wenig, was man von ihm denkt; die Besorgniß, lächerlich zu erscheinen, ist ihm fremd, und keine falsche Scham stört seinen ruhigen Gleichmuth. Doch wie fest und selbstgewiß seine Haltung erscheint, selbstgefällig ist sie nicht. Insolenz und Anmaßung sind nur dem Sklaven eigen; einem wahrhaft unabhängigen Sinne widerstrebt jede Affektation, und der Stolz der Seele schließt den Hochmuth im Benehmen aus".

„Ueberdies, wer die Menschen liebt, wünscht von ihnen wiedergeliebt zu werden, und bemüht sich daher, ihnen zu gefallen. Auch unserem jugendlichen Freunde liegt solcher Wunsch und solches Bestreben nahe. Namentlich wird er, und nicht ohne Erfolg, darauf bedacht sein, sich den Frauen zu empfehlen. Alter, Neigung, das Ziel, welches er im Auge hat, drängen ihn dazu, mehr noch sein reiner Sinn und seine unverdorbenen Sitten. Denn nur die Männer, welche sich ihre sittliche Integrität bewahrt haben, sind zu einer aufrichtigen Verehrung der Frauen fähig und geneigt. Der leichtfertige, moquante Jargon, in welchem die gewöhnliche Galanterie sich zu ergehen pflegt, ist ihnen zwar fremd; dagegen tritt in ihrem Benehmen eine wahre Theilnahme, eine zarte Aufmerksamkeit hervor, die aus dem Herzen stammt, und darum auch die Herzen gewinnt. Möglich allerdings, daß der junge Mann den Frauen gegenüber zuweilen schüchtern und verlegen erscheint. Doch wird ihnen diese Verwirrung gewiß nicht mißfallen; man darf im Gegentheil erwarten, daß manche sich ihrer freuen, und versucht sein werden, sie noch zu steigern. Uebrigens wird er nicht gegen alle ein und dasselbe Verhalten beobachten; bescheiden und achtungsvoller gegen ältere Frauen,

wird er bei den jungen Mädchen lebhafter und zärtlicher sein. Vergißt er doch keinen Augenblick, wen er sucht, und die, welche ihn am meisten an sie erinnert, zieht natürlich die größte Aufmerksamkeit auf sich. Indeß genügt er nicht blos den Rücksichten, welche dem schönen Geschlechte gebühren; er beobachtet nicht minder sorgfältig alle anderen, die von der Natur oder auch durch die gesellschaftliche Ordnung geboten werden. Nur wird er die ersteren den letzteren stets vorangehen lassen, einen bejahrten Particulier höher achten, als den Mann von Stand und Rang, welcher mit ihm in gleichem Alter steht. Im Allgemeinen aber wird er, da er in den Gesellschaften, in welchen er verkehrt, in der Regel einer der Jüngsten ist, auch einer der Bescheidensten sein".

Wir lassen es dahingestellt, ob Rousseau seiner Schilderung nicht einige Züge beigemischt hat, die ein höheres Alter und eine reifere Bildung voraussetzen, als sein Zögling für jetzt noch besitzt. Jedenfalls hat er Recht, wenn er es lächerlich findet, daß das Leben in der großen Welt als ein Mysterium dargestellt wird, zu welchem es einer besondern Einweihung bedürfe. „Als ob man sich nicht von selbst in ihm zurecht fände, wenn man anders, natur- und vernunftgemäß erzogen, zur rechten Zeit in dasselbe eingeführt wird. Sind doch die Gesetze, auf welchen es beruht, dem redlichen Herzen von der Natur eingeschrieben. Die wahre Höflichkeit besteht darin, den Menschen zu beweisen, daß man ihnen wohl will; sie tritt ohne alle Mühe zu Tage, wenn man sie eben hat; nur für den, welchem sie fehlt, muß sie, oder vielmehr ihr inhaltloser Anschein, in die leere Form einer Kunst gebracht werden". Freilich weiß Rousseau sehr wohl, daß, was die Ausnahme sein sollte, eben die Regel ist, sein Zögling daher nicht Manchem begegnen wird, der seine Maximen theilt und befolgt. Er meint indeß, daß, wie sehr er sich auch von Anderen unterscheide, er darum doch nicht unbequem oder lächerlich erscheinen werde. Vielmehr werde man anfangs dem Neulinge sein seltsames Auftreten zu Gute halten, sich dann später allmählig an dasselbe gewöhnen, und ihn schließlich, etwa wie einen liebenswürdigen Fremden, betrachten und gelten lassen. Gebe er auch keinen Anlaß zu besonderen Huldigungen, so werde man ihn doch lieb haben, ohne recht zu wissen warum, und rühme auch Niemand seinen Geist, so würden doch geistvolle Leute ihn gerne zum Schiedsrichter wählen.

Denn „er hat einen graden Sinn und ein gesundes Urtheil, und wenn seine Einsicht nur einen beschränkten Kreis umfaßt, so ist sie dafür innerhalb ihrer Grenzen klar und genau. Es fällt ihm nicht ein, neuen Ideen nachzujagen; er weiß, daß die wirklich heilsamen und nützlichen Gedanken, welche zu allen Zeiten die einzigen wahren

Bindemittel der socialen Gemeinschaft gewesen sind, zuerst bekannt waren, und die transcendenten Geister späterer Tage sich nur noch durch Einfälle auszeichnen können, welche dem menschlichen Geschlechte Verderben bringen. Er ist weit entfernt, aus dieser Quelle des Ruhmes schöpfen zu wollen; ihm genügt es, zu wissen, wo er das wahre Glück seines Lebens zu suchen hat, und worin er zum Glücke Anderer beitragen kann. Er fühlt sich nicht versucht, aus seiner engen, aber scharf bestimmten Bahn herauszutreten; er will weder glänzen, noch auf Irrwege gerathen, sondern eben nur das sein, was er ist. Gestattet ihm auch der Wunsch, zu gefallen, nicht mehr, sich gegen das Urtheil seiner Umgebung durchaus gleichgültig zu verhalten, so interessirt ihn dasselbe doch nur insofern, als es unmittelbar seine Person betrifft. Jene willkürlichen Werthschätzungen, welche lediglich von der Mode oder von Vorurtheilen abhängen, kümmern ihn wenig. Er setzt seinen Stolz darin, was er thut, gut zu thun, und wenn möglich, es selbst besser zu machen, als Andere. Er wünscht beim Laufe der Schnellste, im Kampfe der Stärkste, bei der Arbeit der Geschickteste zu sein. Aber er sucht die Vorzüge nicht, welche, wie Geist, Gelehrsamkeit, Gewandtheit der Rede, nicht von selbst einleuchten, sondern der äußeren Bestätigung bedürfen, und weniger noch diejenigen, welche, wie Reichthum, hohe Geburt, Rang und Ansehen, durchaus keine persönliche Bedeutung haben. Dagegen freut es ihn, wenn er in Allem, worin sich die Güte des Charakters offenbart, Anerkennung findet, nicht, weil diese Zustimmung seiner Eigenliebe schmeichelt oder für ihn Bedürfniß ist, sondern weil sie ihm beweist, daß die Menschen, von welchen sie ausgeht, ebenso denken, wie er selbst, und darum seiner Achtung und Liebe würdig sind".

Ob es ihm gelingen wird, sich in dieser festen, unabhängigen Haltung auf dem schlüpfrigen Boden des Salons ohne Fall und Anstoß zu bewegen? Wir fürchten, daß man sich den wunderlichen Fremdling, wie liebenswürdig er auch sein mag, nicht gar zu lange gefallen lassen wird. Doch ist das auch nicht grade nöthig; es genügt, wenn er Zeit findet, sich in den in Rede stehenden Kreisen hinlänglich zu orientiren, und sie zugleich für weitere Studien zu benutzen, die er nach der Ansicht Rousseau's in dieser Umgebung mit Aussicht auf Erfolg betreiben kann.

„Während der junge Mann im Leben der großen Welt die Menschen aus ihren Sitten kennen lernt, wie er sie vordem in der Geschichte aus ihren Leidenschaften erkannte, hat er oft Gelegenheit, über das nachzudenken, was dem menschlichen Herzen schmeichelt oder

widerwärtig ist", und damit unwillkürlich seine Aufmerksamkeit auf die Principien des guten Geschmacks zu richten. Der Geschmack ist eben nichts weiter, als „die Fähigkeit, über das zu urtheilen, was der Mehrzahl gefällt oder mißfällt". Daraus aber folgt keineswegs, daß es mehr Leute von Geschmack giebt, als andere. Im Gegentheile finden sich, obgleich die meisten Menschen über jeden einzelnen Gegenstand ein richtiges Urtheil haben, doch nur wenige, die sich dessen in Bezug auf alle rühmen dürfen. Uebrigens handelt es sich hier nicht um Dinge, die man liebt oder haßt, weil sie nützen oder schaden. Der Geschmack äußert sich nur an gleichgültigen Gegenständen, welche lediglich dem Interesse der Unterhaltung oder der Zerstreuung dienen. Eben dies macht seine Entscheidungen so difficil und anscheinend so willkürlich, denn außer dem unmittelbaren Instinkte, welcher sie einzugeben pflegt, sieht man für sie keinen weiteren Grund. Dazu kommt, daß der Geschmack in der physischen Welt anderen Gesetzen folgt, wie in der moralischen, daß er vielfach von lokalen Verhältnissen, vom Klima, den Sitten, den öffentlichen Institutionen abhängig ist, daß er nicht minder durch die Unterschiede des Alters, Geschlechtes und Charakters bedingt wird.

Er ist daher, wiewohl allen Menschen von Natur eigen, bei den einzelnen Individuen sehr verschieden. Auch entwickelt er sich nicht überall in demselben Grade, während er allerwärts aus mannigfachen Ursachen der Corruption unterworfen ist. Im Allgemeinen aber hängt das Maß des Geschmackes von der angeborenen Empfänglichkeit (sensibilité), seine Form und Bildung aber von den Gesellschaften ab, in welchen man gelebt hat. Diese dürfen, wenn er zu einer angemessenen Entwicklung gelangen soll, keinen zu beschränkten Umfang haben; nur im Verkehre mit einer größeren Zahl von Menschen findet sich Raum und Gelegenheit zu den nöthigen Vergleichungen. Sie müssen ferner ausschließlich der müßigen Unterhaltung gewidmet sein; wo man sich mit Geschäften befaßt, herrscht nicht das Vergnügen, sondern das Interesse. Auch darf in ihnen die Ungleichheit nicht zu groß werden, die Tyrannnei der Meinung eine gewisse Gränze nicht überschreiten, und die Eitelkeit nicht mehr Nahrung finden, als Freude und Genuß. Sonst erstickt die Mode den Geschmack, und man sucht nicht mehr, was gefällt, sondern was unterscheidet und auszeichnet. In diesem Falle aber fällt der gute Geschmack nicht mehr mit dem der Mehrheit zusammen. Denn die Menge, nun ohne selbständiges Urtheil, schließt sich der Meinung Derer an, welche sie für aufgeklärter hält, und billigt nicht, was gut ist, sondern was ihre Autoritäten gebilligt haben. Man sorge dafür, daß Jeder seinem eigenen Gefühle folge; dann wird auch, was an sich angenehm, die Mehrheit der Stimmen für sich haben.

Das Schöne aber, welchem wir in den Werken der Menschen begegnen, stammt aus der Nachahmung der Natur, in welcher allein die wahren Urbilder des guten Geschmacks zu suchen sind. Je weiter man sich von dieser Lehrerin entfernt, um so mehr fällt man der subjektiven Vorliebe und Willkür anheim. Das Schöne, welches seinen Ursprung lediglich der Phantasie verdankt, ist stets der Caprice und Autorität unterworfen, und entspricht immer nur dem Geschmacke Derer, welche in diesen Dingen den Ton angeben. Das aber sind die Künstler, die Vornehmen und Reichen, die, ihrerseits von Interesse und Eitelkeit geleitet, um die Wette nach Gelegenheiten zu neuem Aufwande suchen, und so die Herrschaft des Luxus begründen. Man liebt dann nur noch, was mit Schwierigkeiten und Kosten verbunden ist, und das Schöne, weit entfernt, ein Abbild der Natur zu sein, gilt als solches nur in dem Maße, in welchem es ihr widerspricht. Luxus und schlechter Geschmack sind daher unzertrennlich: überall, wo der Geschmack kostspielig wird, ist er falsch. Mag er aber gut oder schlecht sein, seine Form erhält er vorzugsweise von dem Verkehre der beiden Geschlechter. Seine Ausbildung ist sogar eine nothwendige Wirkung dieser Gemeinschaft, in welcher es vor Allem darauf ankommt, zu gefallen. Eben deshalb muß er entarten, wenn dieses Bestreben durch die Leichtigkeit des Genusses geschwächt wird, ein Umstand, der deutlicher, als irgend ein anderer beweist, wie sehr der gute Geschmack von der Reinheit der Sitten abhängig ist. Was übrigens die Pflege betrifft, welche ihm von Seiten der Frauen zu Theil werden kann und soll, so ist sie nur dann erwünscht und heilsam, wenn dieselben die Grenzen des in ihre Kompetenz fallenden Gebietes nicht überschreiten. In physischen Dingen, bei welchen das Urtheil der Sinne maßgebend ist, darf man ihrem Geschmacke trauen, nicht aber da, wo die richtige Würdigung der Verhältnisse eine größere Thätigkeit des Verstandes voraussetzt. Die Schriftsteller, welche einen Blaustrumpf über ihre Werke zu Rathe ziehen, können sicher sein, daß sie schlecht berathen werden, und die Stutzer, die sich in Schmuck und Kleidung nach den Anweisungen ihrer Schönen richten, erscheinen stets in einem lächerlichen Aufzuge.

Dies sind die allerdings sehr „elementaren Begriffe“, welche Rousseau der Erörterung eines Gegenstandes zu Grunde legt, welcher dem jungen Manne in seiner gegenwärtigen Lage keineswegs gleichgültig sein kann, und überhaupt für Jeden von großer Wichtigkeit ist. „Nicht nur, wer der Menschen bedarf, sondern ebenso Derjenige, welcher ihnen nützen will, muß wissen, was ihnen angenehm oder unangenehm sein kann. Niemand darf hoffen, ihnen erhebliche Dienste zu leisten, wenn er ihnen nicht zu gefallen versteht“. Um aber den Geschmack seines Zöglings praktisch auszubilden, würde Rousseau,

wenn er die Wahl hätte, ihn zunächst nicht in Gegenden bringen, wo diese Bildung noch im Werden begriffen, sondern dahin, wo sie bereits entartet ist. Denn die Corruption des Geschmacks ist die Folge einer übertriebenen Zartheit der Empfindungen, die für Dinge empfänglich macht, welche das Gros der Menschen niemals wahrnimmt, und zu Erörterungen anregt, die durch eine scharfe Zergliederung des gegebenen Stoffes den Takt vor Einförmigkeit bewahren, und ihm eine größere Feinheit sichern. Es treten dann ebensoviele Richtungen und Formen des Geschmackes hervor, als es Köpfe giebt. Indem man aber beständig um den Vorrang streitet, gewinnt man eine umfassendere Einsicht, lernt man denken. Vielleicht, fügt Rousseau hinzu, ist gegenwärtig an keinem anderen Orte der Erde der allgemeine Geschmack schlechter, als in Paris. Und doch ist es grade hier, wo der gute Geschmack sich bildet. Der Grund liegt darin, daß der Geist, welcher die gesellschaftlichen Kreise dieser Hauptstadt belebt, jeden denkenden Kopf zur Entwicklung bringt, und sein Gesichtsfeld so weit ausdehnt, wie es überhaupt möglich ist.

Indeß, wenn man an Orten, wo der schlechte Geschmack vorherrscht, denken lernt, so darf man deßhalb doch nicht denken, wie Die, welchen er eigen ist. Das aber geschieht leicht, wenn man zu lange unter ihnen verweilt. Hat daher der Takt des jungen Mannes den Grad der Feinheit erlangt, welcher erforderlich ist, um die mannigfachen Unterschiede im Geschmacke der Menschen empfinden und würdigen zu können, so beeile man sich, seinen Blick auf Dinge von einfacherer Art zurückzulenken. Damit aber bis dahin der eigene Sinn möglichst rein und gesund erhalten werde, ist es zweckmäßig, ihm die stets reiche und frische Nahrung zu bieten, welche er aus den lauteren Quellen der Literatur und Poesie schöpfen kann. Natürlich hat Rousseau, wenn er, nicht mit Unrecht, die Zeit für geeignet hält, seinen Zögling in das Studium der Sprachen und ihrer Schriftwerke einzuführen, zunächst die der Alten im Auge. Sie verdienen schon deshalb den Vorzug, weil sie „der Natur am nächsten stehen, und der ihnen einwohnende Geist ein eigenthümliches, selbständiges Gepräge trägt". Nur in ihnen begegnet man „jener einfachen Größe, die zum Herzen dringt, und dem Geiste imponirt". Mäßig im eigenen Urtheile, sind sie um so reicher an objectiven und naturwahren Schilderungen der Menschen und Dinge. — Hat sich der junge Mann mit dem antiken Geiste und Charakter hinlänglich vertraut gemacht, so mag er auch ohne Gefahr der modernen Literatur näher treten. Man gebe ihm Gelegenheit, wenigstens im Vorübergehen einen Blick zu werfen auf die Journale, Uebersetzungen, die Wörterbücher und andere Compilationen dieser Art. Er weiß dann später, daß dieser „literarische Kleinkram" keine weitere Beachtung verdient. — Sodann

führe man ihn in's Theater, nicht um die Sitten, sondern um den Geschmack zu studiren, welcher grade hier für Jeden, der zu denken versteht, besonders deutlich zu Tage tritt. „Wer auf der Bühne Wahrheit oder sittliche Grundsätze sucht, wird sich getäuscht sehen; gilt es dagegen die Erlernung der Kunst, den Menschen zu gefallen und Theilnahme abzugewinnen, so dürfte sich keine bessere Schule finden lassen". — Das Studium des Theaters aber führt zu dem der Poesie; beide haben denselben Inhalt und verfolgen das gleiche Ziel. Rousseau zweifelt nicht, daß sein Zögling an den Werken der Dichter lebhaften Antheil nehmen, und sie sich mit freudigem Eifer aneignen wird, zumal er sich in dem Alter und der Stimmung befindet, in welchen das Herz jedem Eindrucke des Schönen offen steht. Möglich selbst, daß er zu sehr ergriffen, seine innere Bewegung zu heftig, und es deshalb nothwendig wird, die Lektüre zu unterbrechen, oder ihr eine andere Richtung zu geben. „Die Sprache der Liebe mag ihm gefallen, aber sie darf ihn nicht irre führen. Er soll zwar ein gefühlvoller Mensch, aber auch ein verständiger Mann sein, denn ist er nur eines von beiden, so ist er eben gar nichts". — Um ihn vor solcher Einseitigkeit zu bewahren, richte man seine Aufmerksamkeit nicht blos auf den Inhalt, sondern auch auf die Form des Gelesenen. Es ist wesentlich, daß er sich in der genauen Analyse des Vortrags übe, und die Schönheiten des sprachlichen Ausdrucks schätzen lerne. Auch muß er die Einsicht gewinnen, daß das Studium der Sprachen nicht deshalb so großen Werth hat, weil es lehrt, sie zu gebrauchen, sondern weil es zu dem der allgemeinen Grammatik hinüberleitet. „Um die Gesetze der menschlichen Rede zu verstehen, muß man eben im Stande sein, verschiedene Sprachen mit einander zu vergleichen".

Uebrigens läßt sich erwarten, daß Rousseau seinem Zöglinge mit diesen Studien keine ernste und strenge Arbeit zumuthet. Dieselben sollen ihm lediglich „eine zwanglose Unterhaltung darbieten, die aber vielleicht reichere Frucht trägt, als von einem regelrechten Unterrichte zu hoffen ist". Doch wäre dem auch nicht so, es liegt im Grunde wenig daran, wie weit er es in Sprachen und schönen Wissenschaften bringt. „Weiß er auch von alledem nichts, er ist deshalb nicht weniger werth". Indem er angeleitet wird, das Schöne in jeder Form zu empfinden und zu lieben, ist es vorzugsweise darum zu thun, seinen Sinn für die wahren Freuden und Genüsse des Lebens offen zu erhalten. Die Gefahr liegt nahe, daß seine natürlichen Neigungen unter dem Einflusse seiner Umgebung von ihrer ursprünglichen Richtung abirren, daß er im Reichthume die Mittel zu einem Glücke sucht, das er stets auch ohne ihn muß finden können. Es ist nicht so schwer, wie Manche glauben, sich das

Leben angenehm und genußreich zu machen; seine wirklich werthvollen Güter stehen Jedem zu Gebote, der sie zu ergreifen und zu benutzen weiß. „Man hat Vergnügen, wenn man es haben will; nur die herrschenden Vorurtheile scheuchen das stets bereite Glück immer wieder hinweg. Es ist hundert Mal leichter, glücklich zu sein, als zu scheinen". Wer frei und unabhängig, wer gesund und in der Lage ist, seine nothwendigen Bedürfnisse zu befriedigen, hat Alles, was dazu nöthig ist. Vorausgesetzt freilich, daß er sich auf „die zahlreichen Kleinigkeiten versteht, die, an sich geringfügig, in ihrer Gesammtheit den Reiz und die Annehmlichkeit des Lebens bedingen". Sie werden in der Regel zu wenig beachtet; es fehlt meist an dem einfachen Sinne und dem gesunden Geschmacke, die erforderlich sind, um ihnen die durchgreifende Aufmerksamkeit zu schenken, auf welche sie im Interesse eines behaglichen Daseins Anspruch haben.

Man sieht, die ästhetische Bildung, welche Rousseau seinem Zöglinge zu vermitteln sucht, läuft in eine Anleitung zum Lebensgenusse aus. An sich dürfte sich gegen diese praktische Wendung nicht viel erinnern lassen. Der ästhetische Sinn ist ziemlich werthlos, wenn er nur in Galerien, im Theater oder hinter dem Theetische zur Geltung kommt, und die Kenntniß des Schönen nützt wenig, wenn sie lediglich in feinen Analysen und geistreichen Bemerkungen zu Tage tritt. Einen wirklichen Gewinn bringt sie nur da, wo sie den Menschen befähigt, das eigene Leben in das Gewand der Schönheit zu kleiden, und damit sich und Anderen eine unversiegliche Quelle frohen Genusses zu eröffnen. Natürlich wird die nähere Bestimmung dessen, was als schön und genußbringend zu gelten habe, stets von dem Umfange und der Tiefe der Einsicht abhängen, welche man vom Wesen des Schönen gewonnen hat. Rousseau faßt dasselbe ohne Zweifel zu äußerlich; eben darum ist auch das Gebiet, auf welchem, und die Weise, in welcher er es zu verwirklichen sucht, eine beschränkte. Schön ist seiner Ansicht nach, was allgemein, oder doch der überwiegenden Mehrheit der Menschen gefällt, ein Criterium, welches zwar nicht so unrichtig ist, wie es manchem geschulten Aesthetiker erscheinen mag, wenn es aber materielle Bedeutung erhält, kaum einen anderen Maßstab zuläßt, als den des sinnlichen Wohlgefallens. Allerdings giebt es eine Sphäre des Lebens, in welcher diese Norm berechtigt und am Orte ist, und wer sich in ihr bequem und angenehm einzurichten wünscht, dem sind die Anweisungen Rousseau's um so mehr zu empfehlen, da sie sehr in's Einzelne gehen. Sie machen recht deutlich, wie man in beschränktem Kreise, ohne Mühe und erheblichen Aufwand die Tage des Lebens in einer ununterbrochenen Reihe von zwar einfachen, aber darum nicht weniger

reizenden Genüssen hinbringen kann, wenn man, unbekümmert um die willkürlichen Anforderungen des Luxus und der Mode, in Wohnung und Nahrung, im geselligen Verkehre, wie in häuslicher oder ländlicher Zurückgezogenheit, in seinen Beschäftigungen und in seinen Erholungen sich lediglich durch die Antriebe der eigenen Neigung leiten läßt, und in dem zu befriedigen weiß, was die Natur der Verhältnisse bietet oder gestattet.

Vergessen wir indeß nicht, daß dem jungen Manne zunächst weniger die künftige Gestaltung, als die Gefährtin seines Lebens am Herzen liegt. Noch sucht er sie, und es war von Wichtigkeit, daß sie sich nicht so schnell finden ließ. Er mußte die Frauen überhaupt kennen lernen, um die, welche für ihn bestimmt ist, nach ihrem ganzen Werthe schätzen zu können. Nun aber darf sie ihm nicht länger ferne bleiben; er möchte sonst eine Andere für sie nehmen und dann zu spät seines Irrthums inne werden. Bringen wir ihn also in ihre Nähe; schon wartet sie seiner; der Erzieher hat dafür gesorgt, daß sie zur Hand ist, wenn sie nicht mehr entbehrt werden kann. Vielleicht hätte er sich diese Mühe ersparen dürfen; unserem Gefühle wenigstens sagt es nicht zu, daß er seinem Zöglinge die Wahl der Gattin vorweg nimmt. Rousseau aber scheint das für selbstverständlich zu halten; er zweifelt durchaus nicht, daß es auch in diesem Falle seine Pflicht ist, die Rolle der Vorsehung zu spielen. Er theilt insofern die Ansicht und Sitte seiner Zeit, welche namentlich in den höheren Ständen, wenn es sich um die Ehe der Kinder handelt, allgemein den Eltern die Initiative, vielfach auch die definitive Entscheidung zuweist. Doch würde man irren, wollte man annehmen, daß die herrschende Denkweise für ihn maßgebend gewesen. Ohne ihren Einfluß ganz in Abrede zu stellen, glauben wir doch, daß seine Ansicht vorzugsweise durch seine Auffassung der Liebe und Ehe bedingt wird. Wer gleich ihm die Sehnsucht des Herzens in dem Drange der Sinne zwar nicht erschöpft, wohl aber vor Allem wirksam sieht, wer die Liebe in der Leidenschaft wenn nicht aufgehen, so doch zunächst zur Erscheinung kommen läßt, der hat allen Grund, ihr die besonnene Einsicht abzusprechen, deren es zur Begründung einer auf gegenseitiger Hochachtung und durchgreifender Harmonie der Charaktere beruhenden Lebensgemeinschaft, wie die Ehe es sein soll, bedarf. Rousseau befestigt zwischen der Liebe, deren sinnliche Motive er zu einseitig betont, und der Ehe, deren sittliche Bedeutung er zu ausschließlich hervorhebt, eine so weite Kluft, daß der Uebergang von der einen zur anderen für einen jungen Mann ohne fremde Leitung

fast unmöglich wird. Er hat daher auf seinem Standpunkte vollkommen Recht, wenn er seinem Zöglinge auch da die leitende Hand reicht, wo dieser unseres Erachtens seinen Weg selbständig verfolgen muß. Ohne Zweifel tritt er damit dem Rechte der freien Selbstbestimmung zu nahe. Ob auch dem Anspruche auf eine befriedigte, glückliche Zukunft, ist eine andere Frage, die wir im Hinblicke auf die Beschaffenheit der meisten Ehen, welche im Sturme und Drange der Jugend geschlossen werden, nicht grade bejahen möchten.

Wenn aber die Vermittlung eines Eheprokurators einmal nothwendig oder rathsam erscheint, so mag er immerhin den Grundsätzen folgen, welche Rousseau für seine Thätigkeit aufstellt. Sie laufen im Wesentlichen darauf hinaus, daß nur die Wahl zu treffen ist, welche der junge Mann, wäre er über sich selbst im Klaren und seiner vollkommen Herr, selbst treffen würde. Weit entfernt, ihm eine beliebige Frau aus willkürlichen Rücksichten octroyiren zu wollen, fordert Rousseau vor Allem, daß die Erwählte ihm in Natur und Charakter entspreche. Diese Uebereinstimmung entscheidet allein über das Schicksal des künftigen Lebens. Wo sie fehlt, wird die Ehe für die Betheiligten eine Quelle steten Mißbehagens, vielleicht selbst des Verderbens. Wo sie vorhanden ist, darf keine anderweitige Rücksicht abhalten, den Bund zu bestätigen, welchen Natur und Herz bereits geschlossen haben. Rousseau findet es daher abgeschmackt, wenn man, wie das in manchen Kreisen nicht selten geschieht, junge Leute schon in einem Alter verbindet oder doch verlobt, in welchem ihre Charaktere sich noch nicht entwickeln konnten. Es erscheint ihm ebenso widersinnig, daß die innere Harmonie der Naturen gar oft weniger berücksichtigt wird, als die äußere Convenienz des Standes, Ranges oder Vermögens. Nicht als ob die letztere völlig gleichgültig wäre; sie giebt im Gegentheile der ersteren einen neuen und höheren Werth. Kann sie dieselbe auch nicht aufwiegen, so bringt sie doch, wenn alles Uebrige gleich ist, die Wagschale zum Sinken.

Uebrigens steht es auch Niemandem, falls er nicht etwa absoluter Monarch ist, frei, seine Gattin in jedem beliebigen Stande zu wählen. Die Vorurtheile, welche er selbst vielleicht nicht hat, er wird sie in der Regel bei Denjenigen finden, von welchen die Entscheidung abhängt. Es giebt daher gewisse Regeln der Klugheit, die von Eltern oder Erziehern, wenn sie sich für ihren Pflegling nach einer passenden Partie umsehen, nicht außer Acht gelassen werden dürfen. Vor Allem mögen sie dem vielfach gehegten Wunsche entsagen, ihm durch eine vornehme Frau zu einem höheren Range zu verhelfen. Die Erfüllung dieses Wunsches ist immer sehr zweifelhaft, und wäre sie auch möglich, nicht einmal rathsam. Sie würde

den jungen Mann für ein eingebildetes Gut, welches für ihn werthlos ist oder doch sein soll, zahllosen wirklichen Leiden aussetzen, die er durch das ganze Leben zu ertragen hätte. Ebensowenig darf man Vorzüge von ganz verschiedener Natur, wie etwa Geld und adlige Geburt, durch die Ehe ausgleichen wollen. Die Geltung des einen steigert die des anderen nie in dem Grade, in welchem sie selbst durch diesen vermindert wird, während der größere Werth, welchen jeder der Betheiligten seiner Mitgift beilegt, Zwietracht in den beiderseitigen Familien und nicht selten unter den Gatten selbst veranlaßt. Ohne Zweifel wird der friedliche, geordnete Verlauf der Ehe da am Besten gesichert, wo sich in ihr Gleiches mit Gleichem verbindet. Geht das aber nicht an, so ist es für den Mann jedenfalls rathsamer, unter, als über seinem Stande zu heirathen. Da er als Haupt der Familie sie allein nach Außen zu vertreten hat, so wird auch ihr Rang in der Gesellschaft lediglich durch den bestimmt, welchen er selbst persönlich einnimmt. Wählt er daher seine Frau aus einem niedrigeren Stande, so hebt er sie zu sich hinauf, ohne daß er selbst irgendwie herabsteigt. Gehört sie dagegen einem höheren Stande an, so zieht er sie herab, ohne sich doch selbst zu erheben. Ueberdies setzt er sich in diesem Falle der Alternative aus, entweder dem eigenen Rechte oder fremdem Anspruche zu nahe zu treten, und so entweder verächtlich oder undankbar zu erscheinen. Was aber die Frau angeht, so wird ihre höhere sociale Stellung für sie stets ein mehr oder minder wirksamer Antrieb sein, nach der Herrschaft zu streben, welche die Natur dem Manne zuspricht. Steht sie dagegen dem Manne im Range nach, so stimmt die bürgerliche Ordnung mit der natürlichen überein, eine Harmonie, die für den glücklichen Verlauf der Ehe zu den besten Hoffnungen berechtigt.

Freilich ist es schwer, in den unteren Schichten des Volkes eine Frau zu finden, die fähig wäre, das Glück eines gebildeten Mannes zu sichern. Nicht als ob man in den niederen Volksklassen schlechter oder lasterhafter wäre, als in den höheren, sondern weil man in ihnen von dem, was schön und anständig ist, nur wenige und schwache Begriffe hat. Die Menschen, welche beständig arbeiten, um zu leben, denken nicht, haben wenigstens keine anderen Gedanken, als die, welche sich auf ihre Arbeit oder auf ihr Interesse beziehen; ihr Geist reicht in der Regel nicht weiter, als ihre Arme. Nun thut zwar dieser Mangel weder der Rechtschaffenheit, noch den guten Sitten Eintrag; im Gegentheile dient er dazu, jene, wie diese zu bewahren. Doch bleibt es darum nicht weniger wahr, daß nur ein gebildeter Geist den Umgang angenehm macht, und ein Mann, der zu denken gewohnt ist, den größten Reiz des intimen häuslichen Verkehres entbehrt, wenn er sich gezwungen sieht, allein zu denken.

Rousseau wußte das aus eigener Erfahrung; um so stärker betont er die Nothwendigkeit der geistigen Bildung, deren die Frau allerdings auch deshalb bedarf, weil ihr ohne dieselbe die zur Erziehung der Kinder erforderliche Einsicht und Ueberlegung fehlen würde. Wie wünschenswerth sie aber auch ist, ihr Mangel erscheint doch weniger bedenklich, als ihr Uebermaß. Kein Zweifel, daß ein einfaches, rohes Naturkind vor einem gelehrten Blaustrumpfe den Vorzug verdient. Denn die Frau, welche den Schöngeist zu spielen und in ihrem Hause einem literarischen Gerichtshofe zu präsidiren liebt, ist eine wahre Plage für ihren Mann, ihre Kinder, ihre Freunde, kurz für Jeden, der mit ihr zu verkehren hat. Sie blickt von ihrem erhabenen Standpunkte mit Verachtung auf die Pflichten herab, welche dem Weibe obliegen, und macht sich lächerlich, weil sie aus ihrer natürlichen Stellung heraustritt, ohne doch die, nach welcher sie strebt, einnehmen zu können.

Neben dem Bildungsstande der künftigen Gattin kommt dann auch ihre äußere Erscheinung in Betracht, freilich zuletzt, obgleich sie zuerst in die Augen fällt. Große Schönheit dürfte eher zu fliehen, als zu suchen sein; sie verliert in den Augen des Besitzers sehr bald ihren Reiz, die Gefahren aber, welche sie mit sich bringt, dauern fort, so lange sie besteht. Besser noch ein gleich hoher Grad von Häßlichkeit, nur daß diese, wo sie ein gewisses Maß überschreitet, Widerwillen erregt, ein Gefühl, das, weit entfernt, sich im Laufe der Zeit zu verlieren, im Gegentheile immer stärker wird und schließlich die Ehe zu einer wahren Hölle macht. So empfiehlt es sich auch hier, an dem oft empfohlenen Grundsatze der goldenen Mitte festzuhalten. Eine hübsche, einnehmende Figur, die nicht Leidenschaft, sondern Wohlwollen einflößt, bringt dem Gatten keine Gefahr, während die Anerkennung, welche sie findet, zum gemeinsamen Behagen beiträgt. Dazu kommt, daß die Grazien nicht, wie die Schönheit, den Zahn der Zeit zu fürchten haben; sie altern nicht, sondern verjüngen sich stets von Neuem. Eine rechtschaffene Frau, die sich ihre Anmuth bewahrt, gefällt dem Manne nach dreißig Jahren noch ebenso, wie am ersten Tage.

Wer diese allgemeinen Gesichtspunkte im Auge behält, darf hoffen, daß er sich bei der Wahl seiner Lebensgefährtin nicht täuschen wird. Auch Rousseau hat sich durch sie leiten lassen, als er für seinen Zögling auf die Brautschau ging, und es versteht sich von selbst, daß die Erwählte allen Anforderungen entspricht, die sich aus ihnen ergeben. Ihm ebenbürtig in Rang und Herkunft, wie an persönlichem Werth und Verdienst, steht sie dem jungen Manne auch in Rücksicht auf Besitz und Vermögen nahe. Sie bezaubert nicht auf den ersten Blick, aber sie gefällt täglich mehr. Ihre größten

Reize wirken langsam und allmälig, und entfalten sich ganz nur im intimen Verkehre. Eben deshalb wird ihr Gatte sie mehr empfinden, als irgend ein Anderer. Ihre Erziehung war weder glänzend, noch ist sie vernachlässigt worden. Sie hat Geschmack, aber keine gelehrte Bildung, sehr mäßige Kenntnisse, aber ein gesundes Urtheil, auch mannigfache Talente, ohne daß sie deshalb auf den Namen einer Künstlerin Anspruch machen könnte. Sie weiß wenig oder nichts, aber begabt mit einem empfänglichen Sinne und einem feinen, lebhaften Geiste, ist sie ebenso fähig, wie geneigt, zu lernen. Und glücklich Der, welcher bestimmt ist, sie zu unterrichten. Sie wird nicht der Lehrer, sondern die Schülerin ihres Gatten sein, wird, weit entfernt, ihm ihren Geschmack und ihre Neigungen aufdrängen zu wollen, gerne und leicht die seinigen annehmen. Kein Zweifel, daß, während er so das Vergnügen hat, sie mit den Schätzen seines Wissens zu bereichern, sie bei ihrer Unwissenheit liebenswürdiger erscheinen wird, als wenn sie ein Ausbund von Gelehrsamkeit wäre.

Indeß, erfüllt sie auch die Bedingungen, die im Allgemeinen an eine Frau zu stellen sind, es fragt sich doch, ob sie auch die besonderen Eigenschaften besitzt, welche sie zur Frau eines bestimmten Mannes geeignet machen. Nicht als ob es jener geheimnißvollen Verwandtschaft bedürfte, vermöge welcher Personen verschiedenen Geschlechtes ihrer Zusammengehörigkeit unmittelbar inne werden. Diese mystische Sympathie der Seelen, diese ureigene Offenbarung des persönlichen Geistes, welche ihn im Anderen sich selbst wiederfinden, das ergänzende Ebenbild des eigenen Wesens erkennen läßt, ist Rousseau fremd. Er verlangt daher auch nicht, daß Mann und Weib sich im innersten Lebenspunkte ihrer Persönlichkeit berühren, wohl aber, daß sie die Elemente des persönlichen Lebens, natürlich in der durch das Geschlecht bedingten Verschiedenheit ihrer Form und Wirkungsweise, mit einander gemein haben. Natur, Temperament, Art und Richtung des Denkens und Empfindens, Charakter und Neigungen müssen übereinstimmen, eine Forderung, welche zwar eine durchgreifende innere Harmonie, doch keineswegs die volle und wahre Einheit der betreffenden Individuen einschließt. Ihre Erfüllung ist deshalb auch nicht an ganz bestimmte Personen gebunden; die Eigenschaften, welche sie voraussetzt, sind im Grunde doch nur allgemeine Bestimmungen, welche einer Mehrheit von persönlichen Trägern angehören können. Unter diesen steht natürlich die Wahl frei, und insofern ist Rousseau vollkommen befugt, in dem vorliegenden Falle eine solche zu treffen. Freilich hat die, welche er trifft, doch einen exclusiven Charakter. Die Frau, die er seinem jungen Freunde bestimmt, ist eine Erscheinung einzig in ihrer Art. Wie ihm sein Zögling als entwickelter Typus des männlichen Wesens gilt, so sieht

er in ihr den allgemein gültigen idealen Ausdruck der weiblichen Natur. Sie repräsentirt ihm das Weib, wie es bei normaler natürlicher Anlage und sachgemäßer Ausbildung derselben überhaupt sein und werden kann, und entspricht somit jedem, aber auch nur dem Manne, der in Wahrheit ein solcher ist. Ob und in wie weit sie auf diese typische Bedeutung Anspruch hat, wird sich zeigen, wenn wir später den Gang ihrer Entwicklung an der Hand Rousseau's genauer verfolgen. Nehmen wir hier vorläufig an, daß sie wirklich sein kann, was sie sein soll, „die Frau des Mannes", und begeben wir uns in ihre Nähe.

Daß wir nicht erwarten dürfen, ihr in den Straßen oder Salons von Paris zu begegnen, begreift sich. In der That wohnt sie, weit ab von der Hauptstadt, auf dem Lande, die Tochter eines Edelmannes, der aus dem Schiffbruche seines öffentlichen Lebens so viel gesunden Sinn und Vermögen gerettet hat, um, fern von dem geräuschvollen Treiben der Welt, den Rest seiner Tage in herzlicher Gemeinschaft mit seiner verständigen Gattin, dem stillen Genusse ländlicher Einsamkeit, und der Erziehung seines einzigen Kindes zu widmen. Gut, daß ihre friedliche Wohnstätte nicht so schnell zu erreichen ist; der junge Mann erhält so Gelegenheit, den Reiz und die Vorzüge einer längeren, sorglos heiteren Fußtour aus eigener Erfahrung kennen zu lernen. Auch zweifeln wir nicht, daß, wenn er sie ebenso lebhaft zu empfinden weiß, wie Rousseau sie zu schildern versteht, er sich später selten oder nie versucht fühlen wird, „in dem engen Käfige eines Wagens an Land und Leuten vorüber zu fliegen". Freilich könnte man meinen, daß er grade in diesem Augenblicke, wo ihm ein lang ersehntes Ziel aus der Ferne entgegen winkt, sich statt der behaglich dahin schlendernden Beine die Flügel des Windes wünschen müsse. Doch er ist nicht erzogen, um zu wünschen oder zu erwarten, sondern um zu genießen, und wenn sein Verlangen ihn über die Gegenwart hinaus treibt, ist es doch nicht so ungestüm, daß der langsame Fortgang der Zeit ihn ungeduldig machte. Er hat so nicht blos das Vergnügen, welches die Sehnsucht selbst mit sich bringt, sondern zugleich den Genuß der Freude, die in der allmäligen Annäherung an den Gegenstand derselben gelegen ist.

Aber auch der weiteste Umweg führt endlich zum Ziele. Eine zufällige Verirrung giebt Anlaß, die gastliche Schwelle des Hauses zu überschreiten, in welchem man längst erwartet wurde, und nun als „bekannte Fremde" eine freundliche Aufnahme findet. Nicht lange, und die jungen Leute sehen, lieben und verstehen sich. Man kann sich darüber nach den Vorkehrungen, welche bis dahin von ihren Erziehern getroffen wurden, nicht grade wundern. Auch ist die Weise, in welcher das persönliche Verhältniß der Beiden sich allmälig ent-

wickelt, ebenso schön, wie naturgemäß. Rousseau sorgt durch seine sichere, zwar im Verborgenen wirkende, aber stets rechtzeitig eingreifende Leitung dafür, daß sich dasselbe in seiner vollen reizenden Wahrheit entfalten darf. Er hält diese Leitung für nöthig, nicht weil die jungen Leute sich nicht auch ohne sie lieben könnten, sondern damit sie in den Stand gesetzt werden, den Freudenbecher der reinen und unschuldigen Liebe in langsamen Zügen bis zum letzten Tropfen auszukosten. Sich selbst überlassen, würden sie ihn wahrscheinlich zu hastig leeren, und die Frucht genießen, bevor sie noch recht reif geworden. Auch in diesem Falle gilt es, der unmittelbaren Gegenwart abzugewinnen, was sie dem Menschen zu bieten vermag. Allerdings kommt es zugleich darauf an, ihrem Einflusse auf die Zukunft eine möglichst fördernde Richtung zu geben. „Vielleicht ist keine Periode des Lebens für die künftige Gestaltung desselben wichtiger, als die Zeit der ersten Liebe. Der Eindruck, welchen dieses mächtigste aller Gefühle auf einen unverdorbenen jugendlichen Sinn zu machen pflegt, dringt in die Tiefe, und hat nachhaltige Wirkungen, deren Verkettung sich zwar im Fortgange der Jahre dem Blicke entzieht, die aber bis zum letzten Tage des Lebens andauern". Dazu kommt, daß die Liebe die erste, und vielleicht die einzige Leidenschaft ist, von welcher der junge Mann wahrhaft ergriffen wird, und sie eben darum seinem Charakter die letzte Form geben, seiner Denk- und Empfindungsweise ein festes, unzerstörbares Gepräge aufdrücken muß.

Läßt man diese Ansicht gelten, und wir glauben nicht, daß sie in ihrem Kerne mit Fug bestritten werden kann, so wird man zugestehen müssen, daß der kleine Roman, welchen Rousseau seiner Pädagogik eingeflochten hat, berechtigt und am Orte ist. Hat das Spiel der Liebe so ernste Folgen, so liegt ohne Zweifel ungemein viel daran, wie es betrieben wird, und die Erziehung darf sich der Aufgabe nicht entziehen, dasselbe sorgsam zu überwachen. Sie erfüllt damit eine höchst wichtige, aber auch eine sehr angenehme Pflicht. Denn „Nichts in der Welt gewährt dem theilnehmenden Beobachter ein anziehenderes Schauspiel, als das Glück zweier jungen Herzen, die sich unter den Augen ihrer Erzieher sorglos dem süßen Drange ihrer Gefühle überlassen, und das Band, welches sie bis zum Tode verbinden soll, mit Blumen und Kränzen umflechten". Wer das nicht glauben will, der lese die Schilderung, welche Rousseau von ihrem trauten und innigen Verkehre entwirft. Sie giebt in der That ein liebliches Bild, ebenso anziehend durch die Schärfe und Feinheit der Zeichnung, wie durch die sanfte Wärme des milden Colorits. Statt der düsteren Gluth, welche wir in dem Romane der Leidenschaft auflodern sahen, sendet in dieser Idylle der Liebe ein reines Licht seine heiteren Strahlen aus. Die Empfindung, welche dort in stürmischem

Drange über alle Dämme hinwegfluthet, bewegt sich hier in einem ruhig und gleichmäßig dahinfließenden Strome. Nicht heiß und heftig, sondern zart und innig ist der Ausdruck des Gefühls, dessen Weichheit indeß nirgend in eine schwächliche Sentimentalität ausartet. Davor bewahrt die gesunde, frische Natur, die als solche freilich ein etwas zu anspruchvolles sinnliches Element nicht hervorkehrt, aber in sich birgt. Dasselbe tritt indeß nicht sowohl in unmittelbaren Aeußerungen, wie in den ernsten Mahnungen und umsichtigen Vorsichtsmaßregeln zu Tage, welche seiner Wirksamkeit vorbeugen sollen.

Ebendarum ist die Gefahr, welche es später bringen kann, zunächst weniger zu fürchten, als eine andere, die namentlich dem jungen Manne droht, wenn sie nicht rechtzeitig abgewandt wird. „Wer eine Frau innig und aufrichtig liebt, wird leicht selbst zum Weibe. In ihre Nähe gebannt, gewöhnt er sich an ihre müßige und weichliche Lebensweise; was sie unterhält und zerstreut, beschäftigt auch ihn; ihre Wünsche sind für ihn Befehle. Nicht lange, und ein junges Mädchen ist der Herr seines Schicksals; er kriecht und beugt sich vor ihr; der ernste, stolze, selbstbewußte Mann wird zum Spielball eines Kindes". Diese Umwandlung läßt sich allerdings nicht ganz abwehren; es liegt in der Natur der Sache, daß der Mensch von dem Gegenstande seiner Neigungen und Wünsche abhängig, in seinem inneren und äußeren Leben mehr oder weniger durch ihn bestimmt wird. Wohl aber ist es möglich, zu verhindern, daß die unvermeidliche Aenderung zu plötzlich erfolgt, und zu durchgreifend einwirkt. Man arbeite dahin, daß der Mensch „möglichst *bleibt*, was er *war*, und er wird ohne wesentliche Einbuße das *werden*, was er augenblicklich *zu sein hat*". Je fester er auf dem Boden seiner Vergangenheit steht, um so sicherer und gefahrloser sind die Schritte, welche ihn in die Zukunft hinüberführen. „Nur die Macht der Gewohnheit mildert die nothwendigen, aber oft raschen Wechsel der Neigungen", ein Grundsatz, welchen die Erfahrung überall bestätigt, und die Erziehung stets im Auge behalten muß, falls sie nicht die Frucht ihrer Bemühungen jeden Augenblick auf das Spiel setzen will. Sie hat beständig dahin zu wirken, daß dem *Alten* seine volle Kraft erhalten bleibt, daß das *Neue* nur langsam und allmälig Zugang findet, und der Uebergang vom Einen zum Anderen *unmerklich* vor sich geht. Gilt das überhaupt, so ganz besonders in der hier in Rede stehenden Zeit und Lebenslage. Denn „keine Umwälzung tritt schneller und gewaltsamer auf, als die, welche die Liebe in dem gesammten Sein und Denken des Jünglings hervorzubringen pflegt".

Rousseau hütet sich daher wohl, seinen Zögling, so oft und so

lange er es wünscht, in der unmittelbaren Nähe seiner Geliebten verweilen zu lassen. Ohne daß es deshalb ausdrücklicher Verbote und Vorschriften bedarf, die natürlich nur erbittern würden, trifft er in Gemeinschaft mit den Eltern des Mädchens seine Anordnungen so, daß der junge Mann seine Besuche nicht häufiger wiederholen, noch auch länger ausdehnen kann, als rathsam ist. Er wohnt weit genug ab, um den Gegenstand seiner Sehnsucht nicht grade im Fluge erreichen zu können. Eine Tour von einigen Meilen ist immer schon eine kleine Reise, zumal sie im Interesse des körperlichen Wohlbefindens zu Fuß zurück gelegt wird. Sie nimmt so viele Zeit in Anspruch, daß der Aufenthalt am Ziele selbst nur von sehr beschränkter Dauer sein kann. Dennoch muß es genügen, wenn derselbe im Laufe der Woche ein oder zwei Mal möglich wird. An den übrigen Tagen mag die Hoffnung, die Geliebte demnächst zu sehen, und das Vergnügen, sie gesehen zu haben, den wirklichen Anblick ersetzen. Es schadet nicht, daß der junge Mann so vorzugsweise in der Einbildung genießt; seine Freuden sind darum nur um so reiner, und nicht weniger groß und wahr. Sie geben zudem seiner Liebe stets neue Nahrung, ohne doch Herz und Sinn zu verweichlichen.

Uebrigens ist dafür gesorgt, daß seine Gedanken nicht immer dieselbe Richtung nehmen. Fehlt es doch keineswegs an mannigfachen Gegenständen, die seine Aufmerksamkeit fesseln, und seine Thätigkeit anregen können. Da er auf dem Lande wohnt, so hat und nimmt er beständig Gelegenheit, seine naturhistorischen Kenntnisse zu erweitern, und die Erfahrungen, welche er auf dem Gebiete der Agrikultur bereits gewonnen hat, zu vervollständigen. Er wandert durch die umliegenden Fluren, bemerkt und fixirt die Unterschiede des Bodens, beachtet nicht minder die Produkte, die er hervorbringt, und die Art des Anbaues, durch welchen sie erzielt werden. Er vergleicht die Arbeiten, welche er sieht, mit denjenigen, die er schon früher kennen lernte. Fällt ihm eine Verschiedenheit auf, so forscht er nach dem Grunde derselben; glaubt er eine bessere Culturmethode, zweckmäßigere Werkzeuge zu kennen, als sie hier üblich sind, so sucht er den Landleuten ihre Vorzüge, nicht in schönen Worten, sondern dadurch zu beweisen, daß er sie praktisch zur Geltung bringt. Er braucht nicht zu besorgen, daß sie sich über ihn lustig machen, wenn sie sehen, daß er ebenso gut oder noch besser zu arbeiten versteht, als sie selbst. Auch werden sie dazu um so weniger geneigt sein, da er sich ohne Zwang und Affektation bemüht, ihnen persönlich näher zu treten. Er sucht sie in ihren Wohnungen auf, erkundigt sich nach ihrer Lage und Familie, nach dem Umfange und Ertrage ihrer Felder, nach ihren Abgaben und Lasten, ihren Einkünften und Schulden. Kann er ihnen irgend wie nützlich werden, einen Vortheil zuwenden,

einem Mangel abhelfen, so ist er dazu stets bereit. Nicht als ob es ihm in den Sinn käme, mit dem Gelde, welches ihm etwa zur Verfügung steht, um sich zu werfen. Er weiß, daß dasselbe in der Regel schlecht angewandt wird, und zieht es daher, wenn zuweilen eine Unterstützung am Orte ist, vor, sie ohne Rücksicht auf die Wünsche und Gelüste des Empfängers, in der für ihn nützlichsten Weise zu gewähren. Im Ganzen aber hilft er weniger mit seiner Börse, als durch thätige persönliche Theilnahme. Er versöhnt die Streitenden, pflegt die Kranken, schützt die Bedrängten; er meidet die Wohnungen der Armen nicht, und hat keine Eile, sie zu verlassen, wenn er in sie eingetreten. Er ißt und trinkt mit den Leuten, welchen er zu Hülfe kommt, aber auch mit solchen, die seiner nicht bedürfen. Und indem er so der Wohlthäter der Einen und der Freund der Anderen wird, hört er keineswegs auf, sich als ihres Gleichen zu betrachten.

Man sieht, Rousseau weiß seinen jungen Freund, der überdies fortfährt, an bestimmten Tagen das erlernte Handwerk zu üben, so angemessen zu beschäftigen, daß ihm die Zeit, in welcher er der Geliebten fern bleiben muß, rasch genug verlaufen wird. Auf die Dauer freilich dürfte sie ihm doch zu lang werden. Wie selten sich die Beiden auch sehen, je öfter sie zusammentreffen, um so weniger können sie einander entbehren. Mit ihrer Intimität wächst natürlich zugleich das Verlangen, sich dauernd anzugehören. Auch steht, sollte man denken, ihrer Verbindung, da alle Bedingungen einer solchen erfüllt scheinen, Nichts mehr im Wege. Indeß Rousseau ist anderer Meinung; weit entfernt, dieselbe schon jetzt zu gestatten, fordert er vielmehr eine mehrjährige Trennung. Wir glauben mit Recht, obgleich wir das vornehmste Motiv seiner Ansicht nicht grade für das zutreffendste halten können.

Wahr ist freilich, daß die Erziehung den wichtigsten Theil ihrer Aufgabe unerfüllt läßt, wenn sie den Menschen nicht auch zur Tugend anleitet. Auch kann man nicht leugnen, daß es ziemlich überflüssig ist, die Tugend zu kennen, so lange die Uebung derselben nichts kostet. Fraglich aber scheint uns, ob der junge Mann nicht doch schon früher in die Lage hätte gebracht werden können, ihren Werth praktisch zu erfahren, und mehr noch, ob die, in welcher er sich grade jetzt befindet, geeignet ist, ihm diese Erfahrung zu vermitteln. Rousseau allerdings leugnet das Eine, und zweifelt nicht an dem Anderen, eine Folge der einseitigen Auffassung, die er vom Wesen der Tugend hat. Dieselbe beruht seiner Ansicht nach auf der Kraft, auf der Kraft des starken Willens, welcher die

Schwäche der Natur zu besiegen weiß. Als tugendhaft gilt ihm daher der Mensch, welcher zu jeder Zeit im Stande ist, seine Neigungen und Leidenschaften zu beherrschen. Von welcher Art diese Affekte sind, ist gleichgültig. „Man ist im Irrthum, wenn man sie in gute und schlechte sondert, um sich dann jenen hinzugeben und diesen zu entziehen. Sie sind eben alle gut, so lange man die Herrschaft über sie behauptet, und alle schlecht, sobald man sich von ihnen unterjochen läßt". Die Tugend besteht somit wesentlich in der Freiheit des Menschen von sich selbst, in der Unabhängigkeit, die er gegenüber den Regungen, Trieben und Wünschen des eigenen Herzens sich bewahrt. Sie bewährt sich im Kampfe gegen die inneren Gewalten, welche den freien Geist zu knechten streben; ihr Verdienst ist der Sieg, welchen sie über dieselben davon trägt. Freilich fügt Rousseau hinzu, daß „nur Derjenige, welcher stets Herr seiner selbst ist, der Stimme der Vernunft und des Gewissens folgt, seine Pflicht erfüllt und sich innerhalb der Schranken hält, welche das Gebiet der sittlichen Ordnung umgrenzen". Man sieht indeß leicht, daß er damit das sittliche Verhalten nicht als die Wirkung, sondern lediglich als eine Folge der Tugend auffaßt, daß ihm diese nicht die positive Ursache, sondern nur die negative Voraussetzung desselben ist.

Wird aber der Begriff der Tugend in so beschränktem Sinne genommen, so konnte er dem jungen Manne bis dahin nicht füglich näher treten. Hat ihn doch Rousseau so erzogen, daß er sorg- und mühelos durch das Leben gehen durfte, daß er nie in den Fall kam, den schweren Kampf zwischen Pflicht und Neigung kämpfen zu müssen. „Als er in das Alter der Vernunft trat, wurde er vor den gefährlichen Irrthümern fremder Meinungen bewahrt; als sein Herz für tiefere Eindrücke empfänglich wurde, ist es gegen den Andrang der Leidenschaft geschützt worden. Weil ihm das Böse fremd blieb, that er nur das Gute; mit dem Laster unbekannt, konnte er der Tugend entbehren". Er lebte bis dahin immer noch das schuldlose Leben des Kindes; indem er stets nur den unmittelbaren Antrieben der Natur folgte, gingen ihm die Tage in heiterer Ruhe und ungestörtem inneren Frieden vorüber. Gewiß ein großer Gewinn für den Menschen, wenn er so die Periode der kindlichen Unschuld bis zur Grenze des Mannesalters hin ausdehnen kann. Ist es aber möglich, sie so weit zu verlängern, warum denn nicht weiter? Rousseau antwortet: „weil die natürliche Güte dem Sturme der Leidenschaften nicht zu widerstehen vermag". Er würde richtiger sagen: weil sie der Macht *einer* Leidenschaft nicht gewachsen ist. Denn alle übrigen lassen sich, wie er das selbst praktisch zu erweisen sucht, fern halten; nur die *Liebe* kann nicht abgewehrt, sie muß durch die Energie des persönlichen Willens *überwunden* werden. Freilich

erscheint es auf den ersten Blick seltsam, daß sie nicht ungestört soll walten dürfen. Ist sie doch ohne Zweifel auch eine natürliche Regung, die, gut an sich, die natürliche Güte unmöglich gefährden kann, falls sie nur einen ihrer Natur entsprechenden Verlauf nimmt. Erinnert man sich indeß, daß für Rousseau das eigentliche Prinzip dieser Güte in der unbedingten persönlichen Freiheit gelegen ist, so begreift man, wie er nicht umhin kann, einem Affekte entgegen zu treten, welcher immer und überall die Selbstentäußerung der Persönlichkeit voraussetzt oder zur Folge hat.

Allerdings verlangt er nicht, daß der junge Mann seiner Liebe oder ihrem Gegenstande für immer entsage, wohl aber, daß er sich von beiden innerlich frei mache. Er soll „die Tyrannei, welche im eigenen Herzen ihren Sitz aufgeschlagen, stürzen, soll das Joch der Knechtschaft, in das er sich freiwillig begeben, abschütteln“. Wie berechtigt die Gefühle auch sind, welche ihn beherrschen, er darf ihre Obmacht nicht dulden, darf nicht zugeben, daß sie größere Gewalt über ihn ausüben, als er ihnen freiwillig einräumt. Er muß sich frei erhalten, obgleich die Nothwendigkeit ihre dringendsten Ansprüche erhebt; er muß seine Unabhängigkeit bewahren, auch den Bedürfnissen gegenüber, welche aus seinem innersten Wesen entspringen. Er muß das um so mehr, da er sich nur so nicht blos den Preis der Tugend, sondern auch das Glück des Lebens sichern kann. „Liebe ist Leid; unsere Zuneigungen sind die vornehmste Quelle unserer Sorgen und Schmerzen. Wer sich nicht selbst genügt, verlebt seine Tage in steter Unruhe; er entbehrt, was er wünscht, und was er besitzt, er fürchtet beständig, es zu verlieren. Mit Recht, denn Nichts auf Erden hat bleibenden Bestand; Alles geht nur an uns vorüber, und was wir lieben, es wird uns später entrissen werden“. Wie erschrak doch der junge Mann, als er in drastischer Weise an den Tod seiner Geliebten erinnert wurde. Schon die bloße Vermuthung, daß derselbe erfolgt sein könne, raubte ihm alle Fassung. Was wird aus ihm werden, wenn er, vielleicht schon im nächsten Augenblicke, wirklich eintritt? Und doch ist das nicht der einzige Weg, auf welchem sie ihm genommen werden kann. Wer weiß, ob nicht ein Anderer sie für sich gewinnen, ob sie selbst sich seiner nicht unwürdig machen, ob man ihm ihre Hand nicht schließlich doch verweigern wird? Gewiß ist es rathsam für ihn, einer Neigung zu gebieten, die jeden Augenblick auf den Verlust ihres Gegenstandes gefaßt sein muß, und wie schuldlos sie heute noch ist, vielleicht schon morgen strafbar wird. Auch darf er den Kampf gegen sie nicht bis dahin verschieben, wo er unvermeidlich geworden; die Rüstung muß dem Kriege vorausgehen, wenn er zu einem glücklichen Ausgange führen soll. Grade jetzt ist es an der Zeit, die zu Gebote stehende Kraft zu erproben, sich zu einer entschei-

denden Anstrengung aufzuraffen, welche alle weiteren Mühen überflüssig macht. Gelingt es ihm, diese Leidenschaft zu beherrschen, so wird er auch alle anderen unterjochen, die sich später etwa erheben mögen. Er wird dann auch stets in der glücklichen Lage sein, sich der vergänglichen Güter dieser Erde zu erfreuen, soweit das überhaupt möglich ist. „Indem er sie besitzt, ohne daß sie ihn in ihrer Gewalt haben, schöpft er aus ihnen eine Lust, die Nichts zu trüben vermag. Wer hat, als hätte er nicht, der allein ist im Besitze; man genießt wahrhaft nur das, was man zu verlieren weiß".

Wohl mag dem Allem so sein; es gehört aber ein langes, oder doch an Erfahrungen reiches Leben dazu, um es zu glauben. Einem jungen Manne von kaum zwanzig Jahren, der überdies verliebt ist, wird diese Lehre schwerlich einleuchten, selbst wenn er bei Zeiten an eine verständige Betrachtung der Lebensverhältnisse gewöhnt worden. Auch ist Rousseau nicht so naiv, zu erwarten, daß die ernste und warme Rede, in welcher er sie seinem Zöglinge vorträgt, diesen bestimmen werde, sich die ihm zugemuthete Trennung ohne Weiteres gefallen zu lassen. Er hofft ebensowenig, ihn durch die verständlicheren Gründe zu überzeugen, welche sich aus der gegenwärtigen Lage der Dinge ergeben. Er weiß sehr wohl, daß er dem Nachweise der Unmöglichkeit, so fortzuleben, wie bisher, mit dem Vorschlage begegnen wird, die Hindernisse durch eine definitive Verbindung zu beseitigen. Zwar fehlt es nicht an gewichtigen Motiven, dieses naheliegende und erwünschte Auskunftsmittel als unstatthaft abzulehnen. Wie sollte eine Bekanntschaft von wenigen Monaten eine sichere Grundlage für die Ehe bilden können? Nicht, weil sie für ihn paßt, sondern weil sie ihm gefällt, wünscht der junge Mann die Geliebte schon jetzt heimzuführen. Er übersieht, daß die Liebe sich gar oft in der Wahl ihres Gegenstandes täuscht, und wenn sie ihres Irrthums inne geworden, nicht selten in Haß umschlägt. Ohne Zweifel hat sie sich in dem vorliegenden Falle einer Persönlichkeit zugewandt, welche in sittlicher Beziehung nichts zu wünschen übrig läßt. Aber die Rechtschaffenheit einer Frau giebt noch keine Gewähr dafür, daß sie sich zu einem beständigen intimen Umgange eignet. Es kommt auf den Charakter, die Sinnesweise an, und diese offenbart sich nicht in kurzer Zeit; es bedarf einer langen Reihe von mannigfachen Beobachtungen, um sie gründlich kennen zu lernen. Wer kann wissen, ob und in welchem Grade sie dem Wechsel unterworfen ist, ob nicht schon einige Monate der Trennung genügen, damit an die Stelle der gegenwärtigen Zuneigung eine vollständige Gleich-

gültigkeit trete? Jedenfalls ist es gewagt, an eine unerschütterliche Treue zu glauben, bevor man sie auf die Probe gestellt hat, und sehr thöricht, wenn man sich der Gefahr aussetzt, diese Probe noch zu einer Zeit machen zu müssen, wo sie nutzlos geworden.

Ueberdies ist man mit einigen zwanzig Jahren zwar alt genug zum Lieben, nicht aber zum Heirathen. Wer Kinder gebären und erziehen will, darf selber kein Kind mehr sein. Oft genug erkaufen die Frauen, welche vor der Zeit in die Ehe treten, das Vergnügen, Mutter zu werden, mit dem Verluste ihrer Gesundheit, nicht selten selbst mit dem Leben. Die Kinder aber, welche in einem nicht hinlänglich ausgebildeten Körper herangereift sind, bleiben in der Regel das ganze Leben hindurch schwach und hinfällig. Auch darf Niemand die Stellung des Gatten und Vaters beanspruchen, bevor er die mit ihr verbundenen Pflichten erkannt und reiflich erwogen hat. Wer Haupt einer Familie wird, wird damit zugleich Glied des Staatskörpers, und als solches ohne Zweifel eine sehr traurige Rolle spielen, wenn er sich nicht mit den Gesetzen und Bedingungen des staatlichen Lebens hinlänglich vertraut gemacht hat. Dazu ist aber unser junger Ehecandidat bisher nicht in der Lage gewesen; noch weiß er ebensowenig von seinen ehelichen Pflichten, wie von den bürgerlichen Verhältnissen. Er hat also allen Grund, dem Rathe seines Mentors zu folgen. Indeß, wo das Herz die entscheidende Stimme hat, schweigt die Vernunft und erlahmt der Wille. Nur das Eingreifen einer anerkannten höheren Autorität kann in diesem Falle vor unbesonnenen Schritten bewahren. Und Rousseau hat rechtzeitig Sorge getragen, daß er befehlen kann, wenn Gründe wirkungslos bleiben müssen. Indem er von der Befugniß Gebrauch macht, welche ihm sein Zögling freiwillig eingeräumt hat, nöthigt er ihn, auch wider Wunsch und Neigung dem richtigen Wege zu folgen.

Wohin aber führt dieser Weg? Es versteht sich von selbst, daß die Erziehung ein wichtiges Ziel im Auge haben muß, wenn sie, um dasselbe zu erreichen, einen Zeitraum von zwei Jahren in Anspruch nimmt. Es gilt, die vorhin erwähnte große Lücke in der Bildung des jungen Mannes auszufüllen, die Kenntniß von Welt und Menschen, welche er sich bis dahin erworben hat, in einem wesentlichen Punkte zu vervollständigen. „Nachdem er in die physischen Beziehungen, die ihn mit den übrigen Wesen verknüpfen, später auch in die sittlichen Verhältnisse, welche ihn mit den übrigen Menschen verbinden, Einsicht gewonnen, liegt es ihm nun mehr ob, auch die politische Rechtsgemeinschaft, in wel-

cher er mit seinen Mitbürgern zu leben hat, kennen zu lernen. Er weiß in etwa, wie die Menschen als Individuen im privaten Verkehre beschaffen und zu behandeln sind, aber Geist und Charakter der Nationen, das bürgerliche Gesammtleben der Völker ist ihm noch fremd". Will er auf diesem Gebiete heimisch werden, so muß er die Grenzen der Heimath überschreiten, um sich eine Zeit lang auf einem größeren und weiteren Terrain zu bewegen. „Wer nur ein Volk gesehen, kennt nicht die Menschen, sondern im Grunde nur die Leute, mit welchen er gelebt hat". Auch wird man das Wesen der politischen Institutionen nur dann richtig verstehen und würdigen, wenn man in der Lage gewesen, die verschiedenen Formen, in welchen sie bei den einzelnen Völkern auftreten, zu beobachten, und nach ihrem Charakter, wie in ihren Wirkungen, mit einander zu vergleichen. Dazu aber bedarf es der eigenen Anschauung, die keineswegs, wie Manche glauben, durch die Lektüre ersetzt werden kann. Rousseau ist überzeugt, daß man überall da, wo es auf die Erkenntniß realer Verhältnisse ankommt, selbst sehen, nicht lesen muß. Die Berichte der Reisenden stimmen selten oder nie überein, geben kaum jemals von demselben Gegenstande die gleiche Vorstellung. Selbst wenn sie sich bemühen, wahr und aufrichtig zu sein, entstellen sie die Wahrheit durch die falschen Farben, in welchen sie ihrem Auge erscheint. Um so weniger ist es möglich, sie aus den absichtlichen Täuschungen zu ermitteln, welche sie zu verdecken pflegen.

Will man daher die fremden Zustände und Völker kennen lernen, wie sie wirklich sind, so muß man sich an Ort und Stelle begeben, und persönlich in ihrer Mitte verweilen. Doch ist es deshalb nicht grade nöthig, die ganze Erde zu durchwandern. „Wer zehn Franzosen kennt, kennt sie alle, und läßt sich auch von manchem anderen Volke nicht ganz Dasselbe sagen, so kann doch der eigenthümliche Charakter jeder Nation durch die genaue Beobachtung einer beschränkten Zahl ihrer Angehörigen erkannt werden". Ebenso „mag, wer einige wenige Völker gesehen und verglichen hat, sich dabei beruhigen; eine weitere Ausdehnung seiner Forschungen würde seinen Kenntnissen keinen erheblichen Zuwachs bringen". Wichtiger als der Umfang der Reisen, ist die Art, wie sie gemacht werden. Rousseau bemerkt sehr mit Recht, daß viele Menschen sich durch sie noch weniger, als durch Bücher unterrichten. Gewohnt, fremder Meinung und Autorität zu folgen, sind sie unfähig, irgend Etwas von selbst und mit eigenen Augen zu sehen. Er fügt nicht minder richtig hinzu, daß Andere deshalb draußen nichts lernen, weil es ihnen nicht darum zu thun ist. Wer eine Reise unternimmt, hat in der Regel einen beschränkten Zweck, auf welchen er Alles bezieht, oder er verfolgt irgend ein persönliches Interesse, das seine ganze Aufmerksamkeit in

Anspruch nimmt. Dies gilt selbst von den Gelehrten. Auch sie „reisen nicht, wie vor Zeiten Plato oder Pythagoras, um sich zu unterrichten, sondern lediglich, um diesen oder jenen Gegenstand, vielleicht in höherem Auftrage, genauer zu erforschen". Die Schaar der Touristen aber, die auf eigene Hand und Rechnung in der Fremde umherzieht, pflegt sich nach Art neugieriger Kinder nur das Land und seine etwaigen Merkwürdigkeiten zu besehen; die Menschen und Völker zu studiren, kommt ihnen entweder gar nicht, oder nur ganz beiläufig in den Sinn. Und doch ist das die Hauptsache, und die einzige Aufgabe, welche sich ein vernünftiger Mensch, wenn er zum Wanderstabe greift, überhaupt stellen kann.

Sie ist auch diejenige, welcher der junge Mann in der hier in Rede stehenden Periode sich widmen soll. Damit er sich ihr aber gerne und mit Eifer unterziehe, ist es nothwendig, an ihre Lösung ein persönliches Interesse zu knüpfen. Wie die Dinge liegen, ist das eben nicht schwer. Die Absicht, einen eigenen Heerd zu gründen, führt von selbst zu der Frage, wo und wie sie sich am besten ausführen lasse. Wer heirathen will, muß zunächst wissen, welche Stellung er im Leben einnehmen, womit er sich beschäftigen, wie er sich und seiner Familie den erforderlichen Unterhalt sichern wird. Und darüber in's Reine zu kommen, ist auch, wenn Rang und Vermögen zu Gebote stehen, nicht so leicht, wie es einem heißblütigen Liebhaber scheinen mag. Gilt es doch vor Allem, sich seine Unabhängigkeit zu bewahren. Sieht man sich aber in der Welt um, so wird man kaum eine Stellung finden, die denjenigen, welcher sie einnimmt, nicht von seiner näheren und weiteren Umgebung mehr oder weniger abhängig macht. Ob man nun sein Geld in kaufmännischen Geschäften anlegt, oder seine Person irgend einer amtlichen Thätigkeit widmet, stets wird man sich in Haltung und Benehmen, in seiner Denk- und Lebensweise dem Beispiele und den Vorurtheilen Anderer anbequemen müssen. Zwar giebt es „ein Metier, das bei den Menschen in großer Achtung steht, und gegen hohen Sold die Verpflichtung auflegt, Leute zu tödten, die uns nie etwas Böses zugefügt haben". Indeß zweifelt Rousseau nicht, daß sein Zögling ihm schon dieses Zweckes wegen keinen Geschmack abgewinnen wird. Eher möchte derselbe geneigt sein, in der friedlichen Ruhe eines ländlichen Stilllebens seinen Acker zu bauen. Doch wie löblich solches Vorhaben auch ist, die Ausführung stößt doch auf manche Schwierigkeiten. Der Acker dürfte sich allerdings schon finden lassen, der ruhige Besitz und Genuß aber ist nicht so leicht zu erlangen. Will man ihn sicher stellen, so muß man sich vorsehen, daß er nicht durch eine gewaltthätige Regierung, eine verfolgungssüchtige Religion, oder durch eine sittlich verdorbene Umgebung beständig gestört werde. Auch geschieht es nicht selten,

daß maßlose Abgaben den Ertrag der Arbeit wegnehmen, oder endlose Prozesse mit streitsüchtigen Nachbarn nicht blos den friedlichen Verlauf des Lebens, sondern auch den Bestand des Vermögens gefährden.

Ohne Frage wird der junge Mann, wenn ihm alle diese Bedenken und Hindernisse nahe treten, begreifen, wie wichtig es für ihn ist, sich bei Zeiten nach einem Zufluchtsorte umzusehen, an welchem er künftig mit seiner Familie zufrieden und glücklich leben kann. Der Vorschlag, zu dem Ende eine längere Reise in die umliegenden Länder zu unternehmen, darf einer bereitwilligen Annahme gewiß sein. Ebenso sicher läßt sich erwarten, daß er vollkommen bewandert in Allem, was der Sphäre des öffentlichen Volks- und Staatslebens angehört, von diesem Ausfluge zurückkehren wird. Die Intelligenz seines Führers und die eigene Urtheilsfähigkeit bürgen dafür. Freilich gilt auch hier der Grundsatz: um das, was *ist*, richtig zu würdigen, muß man wissen, was *sein soll*. Wer den Werth oder Unwerth der bestehenden Regierungs- und Verfassungsformen feststellen will, bedarf eines zuverlässigen Maßstabes, an welchem er ihn messen kann. Diese Norm der Beurtheilung aber ist nur aus den *allgemeinen Prinzipien des öffentlichen oder Staatsrechtes* zu entnehmen, die Kenntniß derselben also das, was unserem angehenden Touristen zunächst Noth thut. Auch glaubt Rousseau, daß es ihm weder an der Neigung, noch an der Fähigkeit fehlen wird, sich dieselbe anzueignen. Wie geringe Theilnahme der schwierige, weil wesentlich abstrakte Gegenstand in der Regel auch findet, ihn drängt ein naheliegendes Interesse, sich mit ihm vertraut zu machen. Das Verständniß aber wird ihm um so leichter werden, da er nicht schon zu wissen glaubt, was ihm noch unbekannt ist. Er bringt aus den Jahren der Kindheit keine vorgefaßten Meinungen, keine falschen oder halbwahren Maximen mit, wie sie Leben und Erziehung dem jugendlichen Geiste vor der Zeit einzupflanzen pflegen. Noch weiß er kaum, was Staat oder Regierung ist, und es fällt ihm nicht ein, über politische Fragen und Verhältnisse mitsprechen zu wollen. Vielleicht gebricht es ihm sogar an der hohen geistigen Begabung, deren es bedarf, um auf diesem Gebiete ein competentes, maßgebendes Urtheil beanspruchen zu können. Doch reicht seine Einsicht jedenfalls zu einer genügenden Orientirung aus; seine aufrichtige Liebe zur Gerechtigkeit, und die Verehrung, welche er der Wahrheit zollt, wird den etwaigen Mangel an Talent mehr als ersetzen.

Natürlich kommt dabei sehr viel auf die Form an, in welcher der neue Inhalt ihm vorgeführt wird. Wir können von dem letzteren hier füglich absehen, da er nur die wesentlichen Grundzüge des spä-

ter zu besprechenden Contrat social wiederholt. Was aber die erstere betrifft, so fordert Rousseau, daß man von klaren und einfachen Bestimmungen, wie sie die Natur der Dinge unmittelbar an die Hand giebt, ausgehe, an diese dann Fragen anknüpfe, die in lebendiger Rede und Gegenrede zu erörtern sind, endlich die Ergebnisse dieser Erörterungen als Grundsätze fixire. Gewiß ist diese sokratische Methode, und nicht blos in dem vorliegenden Falle, zweckmäßiger, als der geschlossene, zusammenhängende Vortrag. Auch zweifeln wir nicht, daß, wenn sie in der von Rousseau skizzirten Weise fortschreitet, durch ihre Anwendung das angestrebte Ziel leicht und sicher erreicht werden kann. Uebrigens versteht es sich von selbst, daß der Werth der Lehrmethode nicht über den der Lehre selbst entscheidet. Auch mag dahingestellt bleiben, ob es für das Verständniß der realen politischen Bildungen förderlich ist, ihm ein ideales Staatsgebilde zu Grunde zu legen. Freilich müssen hier, wie überall, gewisse allgemeine Begriffe geläufig sein, bevor man zu der Betrachtung concreter Verhältnisse mit Erfolg übergehen kann. Doch davon handelt es sich bei Rousseau nicht. Er giebt seinem Zöglinge eine im Wesentlichen vollkommen aus- und durchgeführte Theorie des Staatswesens mit auf den Weg. Von seinem Standpunkte aus und für seinen Zweck allerdings mit Recht. Wer sich ein bestimmtes politisches Ideal gebildet hat, kann den vorhandenen staatlichen Formen nur insoweit Werth und Bedeutung beilegen, als sie mit demselben übereinstimmen, und wird folgerecht da, wo er die politische Ueberzeugung eines Anderen begründen will, ihn zunächst in den Besitz der allein gültigen Regel setzen, welcher die Auffassung und Beurtheilung der wirklichen Erscheinungen zu folgen hat.

Sind die sicheren Grundlagen gelegt, so mag sich der junge Mann „die wunderlichen Gebäude näher ansehen, welche die Menschen auf ihnen errichtet haben“. Zu dem Ende wird er aber nicht so reisen dürfen, wie die meisten seiner Alters- und Standesgenossen zu reisen pflegen. „Von Stadt zu Stadt, von Palast zu Palast, von einem Cirkel zum anderen, oder falls ihre Führer dem Gelehrtenstande angehören, durch Bibliotheken und Sammlungen, zu alten Monumenten oder historischen Curiositäten geführt, kehren sie von ihrer großen europäischen Tour eben so gelangweilt und unwissend zurück, wie sie dieselbe angetreten haben“. Namentlich wird er den Hauptstädten möglichst aus dem Wege gehen. Wer nationale Charaktere und Eigenthümlichkeiten kennen lernen will, darf sie nicht aufsuchen; er findet in ihnen nur ein buntes und doch farbloses Gemisch von Völkern und Sitten. Auch sind sie, abgesehen von einigen geringfügigen Unterschieden, einander so ähnlich, daß man sich nur die Physiognomie einer einzigen zu merken braucht, um ein zutreffendes Bild aller

übrigen zu haben. „Will man den ureigenen Geist, die charakteristischen Sitten eines Volkes studiren, so begebe man sich in die entfernteren, abgelegenen Provinzen, wo die Bewegung des öffentlichen Verkehres mäßiger, der Zufluß von Fremden geringer ist, und die Einwohner Stand, Vermögen und Wohnort weniger oft wechseln". Auch treten nicht in der unmittelbaren Nähe, sondern in einer gewissen Entfernung vom Centrum des Staates, die guten oder schlechten Wirkungen seiner Regierung am Deutlichsten hervor. Sie zu erkennen, ist freilich nicht Jedermann's Sache. Indeß giebt es doch, wie Rousseau glaubt, zwei einfache und leichtfaßliche Normen, nach welchen die relative Güte einer Regierung im Allgemeinen richtig geschätzt werden kann.

„Je mehr in einem Lande die Bevölkerung zunimmt, um so besser wird es verwaltet, vorausgesetzt, daß diese Vermehrung eine natürliche Folge aus den gegebenen Zuständen, nicht durch Colonien oder andere zufällige Umstände veranlaßt ist". Neben der Anzahl der Bewohner aber kommt auch ihre Vertheilung in Betracht. „Zwei Staaten von gleicher Größe und Volksmenge können an Macht und Stärke doch sehr verschieden sein; der mächtigere von ihnen ist dann stets derjenige, dessen Bevölkerung über sein Gebiet am gleichmäßigsten vertheilt ist". Die großen volkreichen Städte erschöpfen das Land; weit entfernt, seine Kraft zu beweisen, zeugen sie vielmehr für seine Schwäche. Auch würde man irren, wollte man glauben, daß sie, als die gewöhnlichen Sitze der höheren Behörden, einen genaueren Einblick in die Natur und Wirksamkeit derselben ermöglichen. „Die in die Augen fallende Form einer Regierung, bestechend durch den äußeren Glanz, und gehoben durch den officiellen Jargon ihrer höchsten Spitzen, ist für die Beurtheilung ihres wirklichen Gehaltes ziemlich gleichgültig". Um den wahren Werth einer Staatsverwaltung zu ermitteln, muß man sie in ihren *sämmtlichen* Zweigen und in jedem derselben durch *alle* einzelnen Stufen, besonders aber den Einfluß verfolgen, welchen sie in jedem ihrer Wirkungskreise auf Land und Leute ausübt. Dabei darf nicht übersehen werden, daß der Geist der Regierung in den Städten stets ein anderer ist, wie auf dem flachen Lande, es aber vorzugsweise darauf ankommt, wie er sich in *diesem* Theile des Staatsgebietes äußert. Denn „er ist so groß, daß er dem Ganzen nahezu gleichkommt. Das flache Land macht eben das Land, und seine Bevölkerung die Nation aus".

In ihrer Mitte wird denn auch der junge Mann seine politischen Studien zu machen haben, wenn er anders die Verhältnisse des staatlichen Lebens in ihrer vollen Wahrheit kennen lernen soll. Zugleich aber gewährt ihm der Aufenthalt auf dem Lande noch einen anderen Vortheil, der nicht hoch genug angeschlagen werden kann. „Je ent-

legener die Provinzen, um so besser sind die Menschen, welche sie bewohnen. Weil sie der Natur noch nahe stehen, bildet die natürliche Güte den herrschenden Grundzug ihres Charakters. Erst wenn sie sich in Städte einschließen, und hier den Einwirkungen einer rasch fortschreitenden Cultur aussetzen, verfallen sie der Corruption, verwandeln sich ihre wenigen Fehler, die übrigens mehr Anstoß erregen, als Schaden stiften, in gefällige und verderbliche Laster“. Eben deshalb ist es nothwendig, die jungen Leute dem Einflusse des städtischen Lebens möglichst zu entziehen; je länger sie ihn an sich erfahren, um so größer wird die Gefahr, daß sie ihm unterliegen. Verweilen sie dagegen unter einfachen Landleuten, bewegen sie sich in weniger zahlreichen Gesellschaften, so werden sie sich nicht nur reinere Sitten, sondern auch ein richtigeres Urtheil und einen gesunderen Geschmack bewahren. — Von seinem Zöglinge glaubt das Rousseau um so eher erwarten zu dürfen, da er im Besitze eines Talismans ist, welcher ihn gegen jede böse Anfechtung schützen wird. Kein Zweifel, die tiefe und innige Liebe, welche ihn auf seinen Wanderungen begleitet, wird ihn durch alle Gefahren unverletzt hindurchführen. Er wird der Geliebten ein ebenso warmes und zärtliches Herz zurückbringen, als er mit hinweggenommen. Zugleich wird sie Gelegenheit haben, sich der Ausbildung zu erfreuen, welche sein Geist inzwischen erfahren hat. Hat er doch einige der großen Staaten Europa's, und eine weit größere Anzahl der kleineren besucht, sich mit den Sprachen und Sitten der wichtigsten Culturvölker vertraut gemacht, und Alles gesehen, was in Natur und Verfassung der fremden Länder, was an ihren Bewohnern und in den verschiedenen Zweigen ihrer Thätigkeit von wirklichem Werth und Interesse ist.

Daß auch der nächste persönliche Zweck seiner Reise erreicht worden, ließ sich erwarten. Er weiß nun, was er zu sein und wie er zu leben hat, um so zufrieden und glücklich durch das Leben zu gehen, wie es dem Menschen überhaupt gestattet ist. Er hat eingesehen, daß ihm die Welt nichts bieten kann, was er nicht schon hätte, daß es für ihn das Beste ist, so zu bleiben, wie er unter der weisen Leitung seines Erziehers geworden. Je aufmerksamer er die Werke der Menschen, die Formen und Einrichtungen ihres Lebens beobachtete, um so klarer wurde es ihm, daß sie sich durch ihr rastloses Bemühen, unabhängig zu werden, immer mehr zu Sklaven machen, und selbst die Freiheit, welche ihnen wirklich eigen ist, in ihren nutzlosen Versuchen, dieselbe zu sichern, allmälig verlieren. Diese Wahrnehmung hat ihn in der Ueberzeugung bestärkt, daß man, um sich frei zu machen, nichts zu thun hat, daß es vielmehr genügt, wenn man nur nicht aufhören will, es zu sein. Frei aber ist seiner Ansicht nach, wer sich willig in die Gebote der Nothwendig-

keit fügt, nicht ankämpft gegen das Unvermeidliche, sondern ruhig hinnimmt, was nicht zu ändern ist. Und dazu wird er um so leichter im Stande sein, je weniger er sich durch die irdischen Dinge fesseln läßt, und je loser die Bande sind, welche ihn an sie knüpfen. Wie thöricht erscheint ihm doch jetzt der frühere Wunsch, eine Stelle auf der Erde zu finden, wo es ihm gestattet wäre, unbedingt sein eigener Herr zu sein. Als ob man nicht überall, wo immer man sich unter den Menschen niederläßt, von ihren Interessen und Leidenschaften mehr oder weniger abhängig würde. Doch auch davon abgesehen, schon der Boden, welchen man in Besitz genommen, fesselt Person und Leben. Freiheit und Herrschaft sind eben unvereinbar; wer auch nur über eine Hütte zu verfügen hat, verfügt schon nicht mehr frei über sich selbst.

Doch ist es deshalb weder nöthig, noch rathsam, sich jeglichen Besitzes zu entschlagen. Wie unabhängig der Mensch von seines Gleichen sein mag, der Abhängigkeit von der Natur kann er sich nicht entziehen; wie frei er auch dasteht, bedürfnißlos ist er nicht. Kann er diesen nothwendigen Bedürfnissen ohne Sorgen und Mühen gerecht werden, so ist das ein Vorzug, den er zwar nicht suchen soll, aber auch nicht von der Hand weisen darf, wenn der Zufall ihn darbietet. Der junge Mann wird daher das Vermögen, welches die Eltern ihm etwa hinterlassen, als das seinige betrachten und benutzen. Aber er wird zugleich dafür sorgen, daß dasselbe keine Macht über ihn gewinne, ihn in keiner Beziehung irgendwie binde. Läßt man es ihm, so wird es ihm verbleiben; wird es ihm genommen, so wird es ihn selbst nicht mit sich fortnehmen. Arm oder reich, er wird seine Freiheit zu behaupten wissen, und zwar nicht nur in diesem oder jenem Lande, sondern überall auf der ganzen Erde. So lange er wohlhabend und unabhängig ist, wird es ihm an dem, was er zum Leben bedarf, nicht fehlen. Ist er es nicht mehr, so hat er Arme, um sich das Nöthige zu erwerben. Erlahmen auch diese, so wird er weiter leben, falls man ihn ernährt. Geschieht das nicht, so wird er den Tod, welcher ohnehin früher oder später eintritt, ruhig erwarten. Wie sollte es ihn bei dieser Denkweise kümmern, welche Stellung er im Leben einnimmt, oder wo er sich in der Welt befindet? Ueberall, wo es Menschen giebt, ist er unter seinen Brüdern; wo sie fehlen, wird er bei sich selber zu Hause sein.

In der That, wer so sich selbst genügt, „immer nur wünscht und will, was ist", hat nie mit dem Schicksale zu kämpfen; er würde als Mensch unabhängig, wie Gott selber, sein, wenn er sich von jeder Leidenschaft frei zu erhalten wüßte. Das hat nun freilich unser junger Freund nicht vermocht; er trägt wenigstens e i n e Fessel, die ihm aber zur Ehre gereicht. Auch wird er sich nie eine zweite anlegen

lassen, obgleich zu erwarten steht, daß er sich später der Welt und den Menschen gegenüber nicht so ganz frei und genügsam verhalten wird, wie er dies jetzt in jugendlichem Selbstvertrauen annimmt. Gewiß hat sein Mentor Recht, wenn er glaubt, daß „mit den Kindern sich ein größeres Interesse an den irdischen Gütern einstellen werde". Ebenso begründet ist seine Ansicht, daß „die persönliche Erhebung über das Leben die thätige Theilnahme an demselben keineswegs ausschließt", daß „auch der Mensch den Bürger, der Kosmopolit den Patrioten nicht verdrängen dürfe". Zwar wird Niemand, der die Natur und Wirksamkeit unserer öffentlichen Institutionen in der Nähe beobachtet hat, zu ihnen ein Vertrauen hegen, welches sie nicht verdienen. Er weiß, daß „es vergeblich ist, unter dem Schirme der Gesetze nach Freiheit zu streben, daß überall, wo sie dem Namen nach walten, in Wahrheit die privaten Interessen und Leidenschaften herrschen". Nur die ewigen Gesetze der natürlichen und sittlichen Ordnung haben wirklichen Bestand. „Eingeschrieben in die Tafeln seines Herzens, ersetzen sie dem vernünftigen Menschen die trügerischen Bestimmungen des positiven Rechtes. Indem er sich ihnen unterwirft, sichert er sich die wahre Freiheit, welche nicht von irgend einer bestimmten Regierungsform abhängt, sondern lediglich im Bewußtsein des freien Mannes wohnt".

Aber wie wenig auch Recht und Verfassung im Grunde bedeuten, man darf doch nicht vergessen, wie viel man ihnen verdankt. Mögen die Gesetze immerhin ein nur scheinbares Dasein haben, dieser Schein hat doch die Wirkung, daß man unter ihrem Schutze ruhig leben kann. Mag die Staatsgewalt noch so willkürlich gehandhabt werden, sie gewährt doch Sicherheit gegen die Gewaltthätigkeit der Einzelnen. Jedenfalls „lernt man aus den öffentlichen Institutionen die Ungerechtigkeit; von welcher sie erfüllt sind, kennen und hassen". Und das ist nicht der geringste Dienst, welchen sie dem rechtschaffenen Manne leisten. Der Anblick des Schlechten entzündet in ihm die Liebe zum Guten; die Unordnung, welche er rings um sich her wahrnimmt, treibt ihn an, seine Kraft dem Dienste der Ordnung zu weihen. Ist das Gemeinwohl für die Uebrigen nur ein Vorwand, für ihn wird es ein wirklicher Beweggrund. Er lernt, gegen sich selbst zu kämpfen, sich selbst zu überwinden, sein persönliches Interesse dem allgemeinen Besten aufzuopfern. Es ist nicht wahr, daß er aus den Gesetzen keinen Vortheil schöpft. „Sie geben ihm den Muth, gerecht zu sein, selbst unter Ungerechten; sie machen ihn frei, indem sie ihn lehren, sich selbst zu beherrschen. Er verdankt ihnen so, was für den Menschen vom größten Werthe ist: die Liebe zur Tugend, und den sittlichen Gehalt seiner Handlungen". Eben darum ist er verpflichtet, dem Lande, in welchem er geboren und

erzogen wurde, eine treue und feste Anhänglichkeit zu bewahren. Wer und was er auch sein mag, er ist es auf dem Boden seiner Heimath, in der Umgebung seiner Mitbürger, unter dem Einflusse der bestehenden Gesetze geworden. Er darf sich, wenn er zum Manne herangereift, von Denjenigen nicht trennen, welche ihn in den Tagen seiner Kindheit beschützten, muß vielmehr in ihrer Mitte, oder doch an einem Orte leben, wo er ihnen nützen und zur Hand sein kann, wenn sie seiner bedürfen. Schlimm genug, wenn er, wie Rousseau selbst, durch die Verhältnisse gezwungen wird, dem Vaterlande fern zu bleiben. Sein junger Freund befindet sich in einer günstigeren Lage. Er darf in traulicher Gemeinschaft mit seinen Landsleuten verkehren; er kann und wird ihr Wohlthäter und Vorbild sein.

Indeß braucht er zu dem Ende nicht in einer größeren Stadt zu wohnen; im Gegentheile wird er seinen Mitbürgern grade dadurch ein gutes Beispiel geben, daß er das Leben auf dem Lande vorzieht. Dort würde er Theilnahme und Fürsorge in der Regel an Intriganten und Müßiggänger verschwenden; hier hat er beständig Gelegenheit, großen und dauernden Nutzen zu stiften. Die Anhäufung der Menschen in den Städten ist die vornehmste Quelle der socialen Laster und Leiden. Wer also zur Vermehrung der städtischen Bevölkerung **nicht** beiträgt, leistet schon damit dem Gemeinwohl einen erheblichen Dienst. Er fördert dasselbe um so mehr, da er durch seinen Rückzug auf das Land in diesen, gegenwärtig so vernachlässigten Theil des Staatsgebietes frisches Leben und neuen Anbau bringt. Indem er den gesunkenen Muth der Landleute wieder aufrichtet, sie mit heilsamem Rathe und thätiger Hülfe unterstützt, ihnen durch sein Beispiel von Neuem Achtung vor ihrem Stande, durch das sichtliche Gedeihen ihrer Arbeiten Liebe und Vertrauen zu ihrem Berufe einflößt, wird er bald die öde und verlassene Flur in ein volkreiches, lachendes Gefilde, die Stätte der Noth und des Elends in einen Wohnsitz friedlichen Glückes und behaglichen Genusses verwandelt sehen. Gewiß ein würdiges und lohnendes Ziel für die Thätigkeit eines Mannes, dem das Wohl seiner Mitmenschen am Herzen liegt, und die Segnungen Derer, welche er beglückt, eine Quelle reiner und wahrer Freude sind. Auch zweifelt Rousseau nicht, daß sein Zögling der Erreichung desselben die ganze, ihm zu Gebote stehende Zeit und Kraft widmen wird. Braucht er doch nur zu vollenden, was die Eltern seiner Braut bereits begonnen haben. — Freilich darf er in dem glücklichen Stillleben, welches seiner in dem engen Kreise seiner ländlichen Umgebung wartet, die mühsamen Pflichten nicht vergessen, die ihm der Gesammtheit seiner Mitbürger gegenüber obliegen. Bedarf das Vaterland seiner Dienste, so muß und wird er dem Rufe der staatlichen Behörden bereitwillig Folge leisten, ohne Säumen

Haus und Familie, den Spaten und Pflug des Landmanns verlassen, um an der ihm angewiesenen Stelle die ehrenvolle Funktion des Bürgers auszuüben.

Doch diese Störungen gehören einer hoffentlich fernen Zukunft an. Für jetzt mögen sich die jungen Leute ohne Rückhalt im vollsten Maße des Glückes erfreuen, welches sie in ihrer dauernden Vereinigung finden werden. Denn dem definitiven Abschlusse ihrer Verbindung steht nun Nichts mehr im Wege. Es bleibt nur noch übrig, ihnen bei und nach dem Eintritte in dieselbe gewisse Verhaltungsregeln zu geben, die geeignet sind, ihren Bestand zu sichern. Wir gestehen, daß uns Rousseau in dieser Fürsorge etwas weit zu gehen scheint, können es wenigstens nicht billigen, daß er seine Anweisungen an Vorgänge des ehelichen Lebens knüpft, welche der Wahrnehmung oder doch der Beachtung jedes Dritten, wie nahe er den Betheiligten auch stehen mag, entzogen bleiben müssen. An sich sind die Vorschriften, welche er ertheilt, so übel nicht, wiewohl er auch hier der sinnlichen Seite des Verhältnisses eine größere Bedeutung giebt, als sie unseres Erachtens hat, oder doch haben sollte. Er meint mit Recht, daß, „wenn es möglich wäre, das Glück der Liebe auf die Ehe auszudehnen, man das Paradies auf Erden haben würde". Leider scheint die Erfahrung zu beweisen, daß das eben nicht möglich, die Ehe vielmehr in der Regel das Grab der Liebe ist. Man darf sich darüber nicht wundern; die Bande, welche zu straff angezogen werden, pflegen zu zerreißen, und das Band der Ehe ist nicht selten in diesem Falle. „Gewiß ist die Treue, welche sie den Gatten zur Pflicht macht, das unverletzlichste aller Rechte, die Gewalt aber, welche sie jedem der beiden Theile über den anderen giebt, ist vom Uebel. Zwang und Liebe sind unvereinbar, und der Genuß läßt sich nicht befehlen. Man darf die Hingebung nicht als eine Pflicht betrachten, deren Erfüllung man als ein Recht fordern könnte. Nur das gegenseitige Verlangen begründet in der Ehe das Recht; die Natur kennt kein anderes, und das Gesetz kann es zwar beschränken, nicht aber erweitern. Wo die Herzen verbunden, sind deshalb die Körper nicht geknechtet. Die Gatten müssen einander treu, brauchen sich aber nicht gefällig zu sein; jeder von ihnen darf nur dem anderen, soll ihm aber nur insoweit angehören, als es ihm selbst beliebt".

Erkennen sie diese Wahrheit an, und nehmen sie dieselbe in ihren gegenseitigen Beziehungen zur Richtschnur, so werden sie sich mit der persönlichen Freiheit auch die Liebe bewahren, von welcher allein das Glück der Ehe abhängt. — Uebrigens liegt es in der Natur der

Sache, daß die unberechtigten Ansprüche zumeist vom Manne erhoben werden. An ihn ergeht daher ganz besonders die Mahnung, „Alles von der Liebe zu erlangen und Nichts von der Pflicht zu fordern, auch die geringsten Gunstbezeugungen stets als solche, und nie als Rechte anzusehen“. Er fahre auch in der Ehe fort, zu sein, was er vorher war, trete der Gattin mit derselben achtungsvollen Scheu entgegen, mit welcher er sich der Braut und Geliebten zu nahen pflegte. Er entsage jedem Rechte, welches die Gesetze ihm über sie zusprechen, und gestatte ihr, jeder Zeit frei über ihre Person, wie über die Beweise ihrer Zuneigung zu verfügen. — Ohne Frage wird er gut daran thun, diesem Rathe zu folgen. Ob es aber nöthig, oder auch nur rathsam ist, ihn, wie Rousseau seinen Zögling, der Geliebten gegenüber zu einem förmlichen Gelöbnisse zu veranlassen, möchten wir bezweifeln.

Macht dann aber die junge Frau von ihrer discretionären Gewalt einen unzeitigen Gebrauch, so erinnert sie Rousseau an den Zweck, zu welchem ihr dieselbe übertragen wurde. „Der Mann ist das Haupt des Weibes, die Frau daher verpflichtet, ihrem Gatten zu gehorchen. Dennoch ist es gut, und ein Gesetz der Natur, daß er von ihr geleitet wird“. Diese Leitung aber wird ihr nur dann zufallen, wenn sie die Macht, welche sie über sein Herz gewonnen hat, auch in der Ehe zu behaupten weiß. Eine schwierige Aufgabe, denn ihre Lösung setzt Entbehrungen voraus, die eine Neuvermählte sich nicht leicht auflegen wird. Auch in diesem Falle ist die Selbstbeherrschung der einzige Weg, welcher zur Herrschaft führt. Will die Frau den Gatten dauernd an sich fesseln, so muß sie ihn in einer gewissen Entfernung zu halten suchen. Je seltener ihre Gunstbezeugungen ihm zu Theil werden, um so größer ist der Werth, welchen er ihnen beilegt. Doch darf ihre Strenge nicht als die Wirkung der Laune und Willkür erscheinen; indem sie *seine* Liebe in Schranken hält, trage sie Sorge, daß er an der *ihrigen* nicht zweifle. Versteht sie es, sich durch ihre Hingebung seine Liebe, durch ihre Zurückhaltung seine Achtung zu sichern, so wird er ihr sein volles Vertrauen schenken, stets auf ihre Ansicht hören, und sie bei allen seinen Unternehmungen zu Rathe ziehen. Sie wird dann nicht minder im Stande sein, ihn, falls er vom richtigen Wege abirrt, durch sanfte Ueberredung auf denselben zurückzuführen, und so die Coquetterie im Interesse der Tugend, die Liebe zum Vortheil der Vernunft verwenden können.

Freilich darf sie nicht glauben, daß der Zaubertrank der Liebe, wie geschickt sie ihn auch zu mischen weiß, seine magische Kraft immer bewahren werde. Trotz aller Vorsicht und Mäßigung hebt der Genuß den Reiz des Vergnügens auf, und keine Lust erstirbt schneller,

als die, welche die Liebe gewährt. Dennoch ist es möglich, ihre Macht in der Ehe bis dahin zu erhalten, wo sie füglich entbehrt werden kann. Hat die Liebe geraume Zeit fortbestanden, so tritt die süße Gewohnheit des gemeinsamen Lebens an ihre Stelle; dem Rausche der Leidenschaft folgt die stille, gleichmäßige Freude, welche aus dem gegenseitigen Vertrauen entspringt. Es kommt hinzu, daß die Kinder um die Eltern ein festeres und innigeres Band schlingen, als selbst die Liebe zu bilden vermag. Hört daher die Frau auf, die Geliebte ihres Mannes zu sein, so wird sie seine Gattin und Freundin, und ihm um so theurer, da sie zugleich die Mutter seiner Kinder ist. Dann aber ist es für sie an der Zeit, ihre frühere Zurückhaltung aufzugeben, jeder Laune zu entsagen, und auf die Geltendmachung des ihr zustehenden Vetos zu verzichten. Sie muß sich vielmehr bemühen, dem Verhältnisse zu ihrem Gatten den Charakter einer möglichst großen Intimität zu geben, muß so seine andere Hälfte werden, daß er sie nicht mehr entbehren kann, und wenn er sie verläßt, von sich selbst getrennt zu sein glaubt. Sie sorge dafür, daß die Reize des häuslichen Lebens stets frisch und wirksam bleiben. Der Mann, dem es in seinem Hause gefällt, liebt seine Frau, und die Frau wird glücklich sein, deren Gatte sich daheim glücklich fühlt.

Rousseau zweifelt nicht, daß die Erwählte seines Zöglings ihr Verhalten diesen Anweisungen gemäß einrichten, und so der Aufgabe gewachsen sein wird, deren Erfüllung ihr obliegt. Sie kann und muß fortan die Stellung einnehmen, welche er selbst bis dahin inne gehabt hat. Denn in dem Augenblicke, in welchem die Ehe zum Abschlusse gelangt, wird die Frau die natürliche Leiterin des Mannes.

Anmerkungen.

I.

1) Die Mutter war zurückgeblieben. Rousseau hatte sie, dies Mal selbst gegen die Bitten der Tochter taub, nach Paris geschickt, mit dem Versprechen, für Miethe und Unterhalt einzustehen. Später setzte ihr Grimm, wohl in Gemeinschaft mit seinen Freunden, ein Jahrgeld von 300 Franken aus, eine Großmuth, der die Absicht, Rousseau zu kränken, schwerlich ganz fremd blieb. Vgl. Morin a. a. O. p. 27. — Zu dem Gesammtinhalte des vorliegenden vierten Abschnittes vgl. das zehnte und elfte Buch der Confessions.

2) L. à Vernes vom 18. Februar 1758 (Corresp. No. 176), an Dens. v. März (Corresp. 182).

3) S. die in der vorigen Anm. citirten Briefe an Vernes, auch Corresp. No. 183.

4) L. à Mad. de Créqui vom Oktober 1758 (Corresp. No. 190).

5) S. die Briefe an Vernes, auch L. à Coindet v. März (Corresp. 180). — Dieser Coindet war ein junger Genfer, der in einem pariser Hause die Stelle eines Commis bekleidete. Er hatte sich schon, als Rousseau noch in der Eremitage wohnte, bei diesem einzuführen, und durch seinen stets bereiten Diensteifer, der aus einer aufrichtigen persönlichen Anhänglichkeit zu entspringen schien, dessen Vertrauen in einem nicht geringen Grade zu erwerben gewußt. — Ueber den genfer Geistlichen Vernes, der auch weit jünger als Rousseau, zu dieser Zeit mit ihm einen lebhaften Briefwechsel unterhielt, s. Bd. I. Abschn. 2.

6) Vgl. Abschnitt 3, X. — Wir sagten dort schon, daß die Thatsachen, von welchen das medisante Gerede ausging, an sich nicht viel bedeuteten, die begleitenden Commentare aber wohl geeignet waren, den Charakter Rousseau's in ein sehr ungünstiges Licht zu stellen. Was sollte man von einem Manne denken, der die „Freundin, welche ihm so viel Wohlthaten erwiesen" und, wie angedeutet wurde, zu ihm in „den vertrautesten Beziehungen" gestanden hatte, in „einem kritischen Augenblicke" im Stiche ließ, der sogar, um ihr nur nicht „eine kleine Gefälligkeit" erzeigen zu müssen, sich „unter nichtigen Vorwänden in auffallender Weise" von ihr zurückzog? Gewiß war man berechtigt, in einem solchen Benehmen nicht nur den schwärzesten Undank", sondern „ein seltenes Maß von niedriger Selbstsucht" zu erblicken. Kam nun noch hinzu, daß derselbe Mann „die Geliebte seines Freundes", welche dieser „arglos seinem Schutze anvertraute, zu verführen gesucht", so mußte er nothwendig als ein „schlechter, verächtlicher Mensch", als „eine Art von moralischem Monstrum" erscheinen. — Daß Rousseau durch diese Anklagen und Urtheile in eine zornige Aufregung versetzt wurde, begreift sich. Sie empörten ihn um so mehr, da sie für's Erste nicht offen ausgesprochen, sondern nur unter der Hand verbreitet wurden, und er deshalb zwar hörte, daß man ihm Schlimmes nachsage, aber nicht genau erfahren konnte, was ihm zur Last gelegt werde. Ueberdies, war er auch mit dem

Inhalte der Beschuldigungen, wenigstens im Allgemeinen bekannt, er befand sich nicht in der Lage, ihnen in wirksamer Weise entgegen zu treten. Wollte er sie mit Aussicht auf Erfolg widerlegen, so konnte das nur durch eine treue und eingehende Schilderung der Vorgänge und Verhältnisse geschehen. Eine solche gestatteten aber die Rücksichten nicht, welche er auf Mad. d'Epinay und ihre immer noch geliebte Schwägerin nehmen zu müssen glaubte.

7) L. à Diderot v. 2. März 1758 (Corresp. No. 179).

8) S. den Bericht bei Marmontel (Mém. II p. 1 sqq.). — Morin (p. 44 sqq.) bemüht sich, nachzuweisen, daß die ganze Erzählung ein einziges, mit Bewußtsein gesponnenes Lügengewebe ist. Wir möchten unsrerseits nicht ganz so weit gehen, glauben wenigstens, daß sie manche thatsächlich begründete Angaben enthält, die aber freilich im Munde Diderot's den Charakter der Wahrheit verlieren. — Es erscheint uns z. B. wohl glaublich, daß Rousseau, wie er nicht selten seine Leidenschaft für Mad. d'Houdetot sich selbst zum Vorwurfe machte, auch dem Freunde gegenüber die Thorheit und das Unrecht derselben anerkannte, vielleicht auch offen eingestand, daß er sich in manchen Augenblicken zu weit von ihr habe fortreißen lassen. Wenn dagegen Diderot erzählt, „er sei in höchster Aufregung zu ihm gekommen, um sich mit ihm darüber zu berathen, wie er den Folgen einer zu dreisten Zumuthung an die Gräfin vorbeugen könne", so ist das, wenn nicht gradezu unwahr, so doch eine arge Uebertreibung. Ebenso ist es nicht ganz unrichtig, daß Rousseau die Geliebte für seine Liebe verantwortlich machte. Doch that er das weder in der Weise, noch zu dem Zwecke, welchen Diderot angiebt. Es fiel ihm nicht ein, das Entgegenkommen der Gräfin als einen Versuch, ihn zu verführen, darzustellen und so die Schuld, sofern eine solche vorhanden war, auf sie abzuwälzen. — Doch wir wollen diese kritische Sichtung nicht länger fortsetzen; es genügt, auf die Darstellung zu verweisen, welche wir im dritten Abschnitte gegeben haben. Wer sie mit der Erzählung bei Marmontel vergleicht, wird sehen, wie sich bei einigem Interesse und Geschick ein Körnchen Wahrheit zu einem kunstreichen Lügenbau verarbeiten läßt.

9) S. Préface à la Lettre à M. d'Alembert sur les spectacles (Oeuvr. I p. 178, éd. Lab.) — Die hier citirte biblische Stelle findet sich in Ecclesiast. XXII, 26 u. 27.

10) L. à Duchesne v. Mai 1760 (Corresp. No. 226).

11) d'Escherny in s. Mélanges de littérature et d'histoire (III, p. 117); zu vgl. mit der Erzählung von Corancez bei Musset-Pathay I, p. 252.

12) L. à M. d'Escherny v. 6. April 1765 (Corresp. No. 664).

13) S. die Note zu Confess. X: J'avoue, que depuis ce livre écrit tout ceque j'entrevois à travers les mystères qui m'environnent, me fait craindre de n'avoir pas connu Diderot.

14) Notes à la Vie de Sénèque. (Essai sur les règnes de Claude et de Néron.) Man findet einen vollständigen Abdruck bei Morin p. 53 sqq.

15) K. Rosenkranz hat vor Kurzem (Diderot's Leben und Werke I, p. 317 sqq.) den „Bruch Rousseau's mit Diderot" ausführlich besprochen. Er sucht zu zeigen, daß Diderot vollkommen im Rechte war, und die Schuld des Zerwürfnisses lediglich Rousseau beizumessen ist. Wir müssen bekennen, daß seine Beweisführung uns nicht überzeugt hat, also auch nicht bestimmen kann, von unserer Auffassung abzugehen. Es ist ihm unseres Erachtens ebensowenig gelungen (II, p. 358 sqq.), die späteren Invektiven Diderot's nicht zu rechtfertigen — denn darauf verzichtet er doch selbst —, aber zu entschuldigen.

II.

16) Voltaire hatte schon früher wiederholt den Versuch gemacht, in seinem Landhause theatralische Vorstellungen zu veranstalten, sich aber durch den energi-

schen Widerstand der Geistlichkeit genöthigt gesehen, davon Abstand zu nehmen. Vgl. Sayous I, p. 252 sqq. — d'Alembert schrieb den Artikel im August 1756, als er bei Voltaire zu Besuche war (s. Sayous l. c. p. 259). Man zweifelte daher um so weniger daran, daß er nur der père putatif desselben, Voltaire dagegen der eigentliche Verfasser sei. S. L. à Vernes v. Oktober 1758, Corresp. No. 191.

17) Sie trägt die Aufschrift: J. J. Rousseau, Citoyen de Genève, à M. d'Alembert, de l'Académie française etc., Sur son article Genève dans le septième volume de l'Encyclopédie, et particulièrement sur le projet d'établir un théâtre de comédie en cette ville. — Mit dem Motto (aus Virgil Georg. III, 513): Di meliora piis, erroremque hostibus illum. — Die Vorrede datirt vom 20. März 1758.

18) Diese Réclamation des pasteurs de Genève datirt vom 10. Februar 1758 und ist abgedruckt in Oeuvres de R. I, p. 354—58.

19) S. die Briefe an Vernes vom Februar und März.

III.

20) Lettre à M. Rousseau, Citoyen de Genève — mit dem Motto aus Lafontaine: Quittez-moi votre serpe, instrument de dommage. — Man findet diese Zuschrift in Oeuvres de R. I, p. 273 sqq., éd. Lahure.

21) Barante (hist. de la littér. franç. au 18ième siècle p. 254) nennt sie sogar le plus bel écrit de Rousseau.

22) L. à Deleyre, v. Oktober 1758. — Zum Folg. vgl. neben diesem Briefe den an Vernes v. Juli d. J., an d'Alembert (Corresp. 185), auch die Préface.

23) Sie erschien zuerst im Mercure de France, unter dem Titel: Apologie du théâtre, ou Analyse de la lettre de Rousseau à d'Alembert. — Einen Abdruck enthalten die Oeuvres de R. I, p. 295—345. — Ueber den zweifelhaften Erfolg der Schrift vgl. Musset-Pathay II, s. v. Marmontel. Der Verfasser selbst freilich sagt, daß sie eut tout le succès que peut avoir la vérité qui combat les sophismes, et la raison qui saisit corps à corps et serre de près l'éloquence (Mém. II, p. 96). — Von anderen Gegenschriften erwähnen wir einen Brief des Marquis von Ximenes (über den moralischen Einfluß des Theaters), une Lettre d'Arlequin (welcher die Gründe Rousseau's durch Angriffe auf seine Person zu widerlegen suchte), das ähnliche Machwerk eines lyoner Schauspielers. Auch Dancourt, ancien arlequin de Berlin, schrieb ein dickes Buch (mit einer épitre dédicatoire à Frédéric II. Vgl. Grimm, Corresp. vom Februar 1759, August 1762).

24) Rousseau hatte ihn im Hause des Generalpächters Lapoplinière kennen gelernt, wo Marmontel, wenn man seinem Gegner Palissot glauben darf, die Rolle des dienenden Haushofmeisters oder auch die des schmeichelnden Hofpoeten zu spielen pflegte. Auch bei Holbach sahen sich die Beiden. Marmontel war damals ein eifriger Verehrer Rousseau's, unter dessen Portrait er die Verse schrieb: A ces traits, par le zèle et l'amitié tracés, Sages, arrêtez-vous; gens du monde, passez. (S. Musset-Pathay II, s. v. Grimm.)

25) L. à d'Alembert, Corresp. 185.

26) L. à de Lorency, Corresp. 202, a. Schl.; Dialogues 3 p. 178.

27) S. über die Zuschrift des Abbé de la Porte den Brief an Vernes, Corresp. 189.

28) Vgl. besonders die Briefe an Vernes aus dieser Zeit.

29) S. dessen Zuschrift bei Gaberel R. et les Gen. p. 106.

30) L à Moultou Corresp. 218, à Vernes Corr. 205. Vgl. auch Sayous I, p. 263 sqq. — Auf die Dauer freilich erwies sich der Widerstand machtlos; die Vorliebe für das Theater wuchs, besonders bei den jüngeren Leuten und in den

höheren Ständen, in einem Grade, daß man sich in den nächsten Jahren genöthigt sah, ihr, wenn auch nur vorübergehende Concessionen zu machen.

31) Mad. de Créqui, s. L. vom 15. Jan. 1750, Corresp. 97.

32) L. à Vernes v. Jan. 1759, Corresp. 196. — Die Abhandlung trägt die Aufschrift: De l'imitation théâtrale, essai tiré des dialogues de Platon (Oeuvr. de R. I, p. 359—68).

33) Eine Aufzählung und Charakteristik der Einzelnen findet sich im zehnten Buche der Confessions.

34) Mad. de la Tour-Franqueville in einem Briefe an Rousseau vom November 1763.

35) So mochte der junge Mauléon den Ruhm, welchen er später als Parlamentsadvokat erwarb, zum Theil allerdings den trefflichen Rathschlägen und Mahnungen Rousseau's verdanken. Vgl. Confess. 10.

36) L. à un jeune homme, Corresp. 177. — In ähnlichem Sinne schrieb er dem jungen Romilly, Corresp. 184; an Deleyre. Corresp. 189 u. a. A.

37) Vgl. Band I, Abschn. 2, XIV.

38) S. L. au comte de St. Florentin vom Febr. 1759, Corresp. 198; à M. Lenieps vom April d. J., Corresp. 199. — Erst in späterer Zeit wurden die Ansprüche Rousseau's durch einen neuen Vertrag mit der Direktion der Oper befriedigt.

39) S. Musset-Pathay II, p. 209 sqq. — Graf Tressan sang: Quand Boufflers parut à la cour, On crut voir la mère d'amour.

40) So nahm er im Jahre 1740 an dem damals ausbrechenden Kriege mit Auszeichnung Theil. 1756 begab er sich im Auftrage des Königs nach Rouen, um das dortige Parlament zum Widerrufe seiner mißliebigen Beschlüsse zu veranlassen.

41) L. au Maréchal de Luxembourg v. 30. April 1759, Corresp. 200.

42) L. au Chevalier de Lorency, Corresp. 202. — Dieser de Lorency, ein toskanischer Edelmann, welcher früher in der französischen Armee gedient hatte, lebte damals in der Umgebung des Marschalls, und war, zum Theil wohl in dessen Auftrage, zu Rousseau in nähere Beziehung getreten. Musset lobt den Mann und seinen Charakter, weiß auch manche drollige Quiproquos zu erzählen, zu welchen sein zerstreutes Wesen Anlaß gab.

43) L. au Mar. de Luxembourg v. 27. Mai, Corresp. 203.

44) Vgl. die Briefe an den Marschall aus den Jahren 1759—60, Corr. 207, 210, 216, 220.

45) L. à Mad. la Maréchale vom August 1759 bis März 1760, Corresp. 208, 212, 217, 222.

46) Es ist bezeichnend, daß d'Alembert bei dieser Gelegenheit versprach, in der Encyklopädie das Lob der Marschallin zu singen, wenn sie ihren Einfluß zu Gunsten des Freundes aufbiete. Rousseau bemerkt darauf, er kenne die Dame hinlänglich, um im Voraus versichern zu können, daß sie diesen Tribut der Dankbarkeit nicht annehmen werde, obgleich sie sich durch ihn geehrt finden möchte. Sie thue das Gute nicht des Lobes wegen, sondern um ihrem guten Herzen zu genügen. — Uebrigens vgl. zum Folg. neben den Confessions L. à la Mar. vom Juli und August 1760, Corresp. 232, 233.

47) L. à Mad. de Boufflers vom 7. Oktober 1760, Corresp. 237.

48) L. à M. de Lorency vom 3. November 1760, Corresp. 240.

IV.

49) L. à M. de Malesherbes vom 6. März 1760, Corresp. 224. — Zum Folg. vgl. Corresp. 225.

50) L. à M. M., Corresp. 239; au Chevalier de Lorency, Corresp. 238;

à Coindet v. Febr. 1761 (Lettres inédites IV et V bei Streckeisen-Moulton, Oeuvres et Correspondance inédites de J. J. R., Paris 1861).

51) L. à Malesherbes v. Novbr. 1760, Corresp. 241, 242, 243.

52) Vgl. neben den Confessions Corresp. 241, 248, 250, 257, 258, auch Corr. inéd. bei Str. M. L. IV et XIV, wo auf die ausgeschiedenen Stellen näher eingegangen wird.

53) Abbé Brézard bei Musset-Pathay II, p. 361. Vgl. Confess. 11 im Eingange.

54) So war es mit Mad. Latour de Franqueville, welche Rousseau bis über das Grab hinaus treu blieb. — Ueber die Damen von weniger idealem Sinne vgl. Dialogues II p. 113.

55) Corresp. 247, 257, 259.

56) L. à Mad. de Créqui, Corresp. 252.

57) Mémoires de Mad. d'Epinay 2 p. 391; Marmontel mém. II p. 199. (Vgl. Corresp. 252.) — L. au Maréchal de Lux., Corresp. 266. — Vgl. Sayous I p. 269.

58) L. à Vernes, Corresp. 269; à Mad. C., Corresp. 255. — Vgl. Gaberel p. 137. Sayous I p. 278 Anm.

59) L. à Mad. C., Corresp. 255; à d'Alembert, Corresp. 157.

60) L. à Jacob Vernes, Corresp. 245; à d'Alembert, Corresp. 257.

61) S. die préface, L. à Mad. de Créqui, Corresp. 252; à Malesherbes, Corresp. 243; à Duclos, Corresp. 244.

62) Vgl. Hettner, Liter. des 18. Jahrh. II, p. 459. Die Ansicht Lessing's findet man in den dramaturgischen Blättern (Wke. 7 p. 39 Lachm.), Mendelssohn's Urtheil in den Literaturbriefen 10 p. 255 sqq.

63) S. Lettres du donjon de Vincennes.

64) Vgl. Corresp. 275.

V.

65) L. à Moulton v. Ende Mai (Corresp. 267), v. Ende Juli Corresp. 272.

66) L. à Mad. la Maréchale de Luxembourg vom 12. Juni 1761. Corresp. 268.

67) S. neben den Confessions 10, L. à la Maréchale v. Aug., Corr. 273.

68) Vgl. Corr. 234, 279, 283, 286, 289, 299; auch die Lettres inéd. bei Streckeisen-Moulton.

69) Corr. 247, 259, 266, 322.

70) S. außer den Confessions L. à Guérin, Corresp. 248; à la Maréchale, Corresp. 247; auch Corresp. 315. — Zur Bestätigung der Angaben Rousseau's dient das Certificat, welches Malesherbes später auf sein Ersuchen ausstellte. Man findet es bei Morin p. 105.

71) S. die L. à Duchesne et Guy, Corresp. 281, 288, 290, 294—96. — Zum Folg. vgl. L. à Moulton, Corresp. 301; à la Maréchale, Corresp. 302.

72) L. à Moulton, Corresp. 301, 505; à Malesherbes, Corresp. 308; à la Maréchale 302, 310; à Duchesne, Corresp. 304.

73) L. à Malesherbes, Corresp. 319; à la Maréchale, Corresp. 322; à Duchesne. Corresp. 324, 329; à Moulton, Corresp. 321.

74) Corresp. 343—46.

75) Vgl. Confess. 11, p. 116, 124; Corresp. 249 (dieser Brief ist aus dem J. 1761, nicht 1760), 333, 342, 348.

76) Qu'il n'y avait point de pierre, mais que la prostate était squirreuse et d'une grosseur surnaturelle. — Ueber den frère Côme vgl. Musset-Pathay II s. v. — Im Uebrigen s. neben den Confessions Corresp. 274, 337.

77) Corresp. 321, 333.

78) Vgl. Corresp. 353.

79) Die betreffende Stelle findet sich Contr. soc. III, 6 in der Mitte (Un défaut essentiel et inévitable etc.).

80) S. Corresp. 360.

81) Ein vierter und letzter wurde später hinzugefügt. Vgl. Le Lévite d'Ephraim, imitation des chapitres 19—21 du Livre des Juges (O. compl. IV, p. 16—27).

VI.

82) S. Confess. IX (O. c. VI, p. 7, 78); Musset-Pathay II, s. v. Chenonceaux.

83) Emile ou de l'Education, mit dem Motto aus Seneka: Sanabilibus aegrotamus malis; ipsaque nos in rectum genitos natura, si emendari velimus, juvat. — Das Werk zerfällt in fünf Bücher. S. O. compl. (éd. Lah.) I, p. 409—588; II, p. 1—272.

Berichtigungen und Zusätze zum ersten Bande.

Herr M. J. Gaberel, früher Pastor in Genf, hat vor einigen Jahren eine interessante kleine Schrift Rousseau et les Genevois (Genf und Paris 1858) veröffentlicht, welche uns erst nach Vollendung des ersten Theiles zu Gesichte gekommen ist. Sie stellt sich die Aufgabe, den Einfluß zu untersuchen, welchen die Heimath Rousseau's auf dessen Ansichten und Grundsätze ausgeübt hat, und giebt einen sehr werthvollen Beitrag zur Lösung dieser, zwar oft angeregten, aber noch keineswegs erledigten Frage. Zugleich enthält sie eine Reihe von Thatsachen und Dokumenten, welche bis dahin, wenigstens in weiteren Kreisen, unbekannt, geeignet sind, auf die Familien- und Lebensverhältnisse Rousseau's, wie auf seine Beziehungen zu den Genfer Freunden und Behörden ein helleres, hin und wieder auch ein ganz neues Licht zu werfen. Wir theilen aus ihnen die Angaben hier mit, welche dazu dienen können, unsere Darstellung zu berichtigen oder zu ergänzen.

Seite 3 wird mit Recht bemerkt, daß Rousseau nicht in dem Hause (Rue Rousseau No. 69) geboren ist, welches die gegenwärtig an ihm angebrachte Inschrift als seine Geburtsstätte bezeichnet. Der Grund aber, aus welchem dieselbe irriger Weise dorthin verlegt wurde, ist nicht der angegebene. Gaberel erzählt (S. 5): „Im Jahre 1793 wünschte die revolutionäre Regierung dem Andenken Rousseau's öffentliche Ehren zu erweisen. Man wußte, daß er in der Cathedrale getauft worden war. Die Ueberlieferung aber berichtete, daß er in St. Gervais gewohnt habe. Die Erinnerungen aus der Kindheit, welche in den Confessions aufgezeichnet sind, beziehen sich auf dieses Stadtviertel, und da sich hinter der Nr. 69 der Rue Rousseau ein kleines Haus befand, welches dem Großvater des Philosophen, David Rousseau, gehört hatte, setzte man die Nachforschungen nicht weiter fort, und brachte die Inschrift an der Façade an, welche dem früheren Besitzthum der Familie zunächst lag". — Die Ueberlieferung aber, der man offenbar etwas vorschnell gefolgt war, wurde schon bald in Zweifel gezogen, und der Rue Rousseau die ihr zu Theil gewordene Ehre von anderen Straßen streitig gemacht. Ueber die Berechtigung dieser verschiedenen Ansprüche konnte man lange nicht in's Reine kommen, bis sich endlich der gelehrte Archivar Th. Heyer die Mühe gab, die Orte, an welchen Rousseau von seiner Geburt an bis zu seiner Flucht in Genf gewohnt hat, aus den Civilstands-, Steuer- und Kirchspielsregistern zu ermitteln. Die sorgfältige Vergleichung dieser officiellen Quellen hat ergeben, daß Rousseau in der Grande Rue Nr. 2, in dem Hause seines Vaters geboren ist, und dort auch bis zum Jahre 1719 gelebt hat, daß er ferner von 1720—1722 mit seinem Vater Rue de Constance Nr. 73 (im dritten Stocke nach vorn hinaus) wohnte, von dort, nachdem der Vater Genf verlassen

(1722), zu seinem Onkel Bernard in der Grande Rue Nr. 19 übersiedelte, endlich, aus dem Pfarrhause von Bossey, wo er zwei Jahre verweilte, zurückgekehrt, bei dem Graveur Abel Ducommun am 26. April 1725 in die Lehre trat, und dessen Wohnung (Rue des Etuves Nr. 96, im dritten Stock) bis zu seiner Flucht, im März des Jahres 1728, theilte.

Seite 3 unten. Die Uebersiedelung Didier Rousseau's fällt in das Jahr 1549. Sechs Jahre später (21. April 1555) erhielt er zugleich mit anderen Flüchtlingen, die Calvin unterstützte, das Bürgerrecht, welches die Republik ihnen verlieh, „um die Partei der redlichen Leute zu verstärken" (de Gremes Notices biographiques, Genève 1849). — „Die Familie Rousseau nahm zwei Jahrhunderte hindurch in der Bürgerschaft eine ehrenvolle Stellung ein. Auch war sie mit den hervorragendsten Mitgliedern der Magistratur liirt". (Gaberel p. 4.)

Seite 4. Da Rousseau seine Jugendgeschichte lediglich aus dem Gedächtnisse niederschrieb, so ist es nicht zu verwundern, wenn sie, was Orte und Thatsachen angeht, manche unrichtige Angaben enthält. Auffallend aber bleibt doch, daß er selbst die Herkunft seiner Mutter nicht mehr kannte. Sie war nicht die Tochter, sondern die Nichte eines Geistlichen, ihr Vater aber, wie ihr späterer Gatte, Uhrmacher (maître horloger). Sie heirathete am 2. Juni 1704, und starb, neun Tage nach der Geburt Jean Jacques', am 7. Juli 1712, in einem Alter von 39 Jahren (Gaberel l. c.). — Man hat in der falschen Angabe der Confessions einen Beweis für die Eitelkeit ihres Verfassers, oder auch für seinen Mangel an Wahrheitsliebe finden wollen. Wir glauben mit Unrecht. Eine absichtliche Entstellung der Thatsachen hat sich Rousseau in seinen Bekenntnissen nicht zu Schulden kommen lassen; davon überzeugt man sich leicht, wenn man sie da, wo es möglich ist, d. h. in den späteren Büchern, mit anderweitigen Urkunden und Berichten vergleicht. Auch wäre sie, abgesehen von dem doch kaum zulässigen kindischen Motive, aus welchem man sie ableitet, in dem vorliegenden Falle schon deshalb höchst unwahrscheinlich, weil er sich sagen mußte, daß die Wahrheit sehr bald an den Tag kommen werde. Eher schon ließe sich an eine Absicht denken, wenn er nichts davon sagt, daß sein Vater nicht blos Uhren verfertigt, sondern auch Unterricht im Tanzen gegeben hat. Indeß schont er trotz der Anerkennung, welche er ihm zollt, seinen Vater so wenig, daß er auch diesen Makel, falls es wirklich einer war, schwerlich verschwiegen hätte, wenn er ihm bekannt oder gegenwärtig gewesen wäre. Vielleicht ging der alte Rousseau zu diesem, in den Augen seiner Landsleute wenig respectablen Erwerbszweige über, als er nach seiner Entfernung von Genf in immer größere ökonomische Bedrängniß gerieth.

Seite 12. Der hier erzählte Vorfall gehört in das Jahr 1722, und verlief nach dem Protokolle der Rathssitzung vom 19. Oktober in folgender Weise: „Die Herren Gautier und Rousseau haben mit einander einen heftigen Streit; sie schlagen sich im Zweikampfe, trotz der Gesetze, welche das Duell strenge verbieten; Gautier wird verwundet; die Behörde, welche die Sache erfährt, fordert ihn vor; er erklärt, daß er gegen seinen Gegner keine Anklage erheben wolle. Dennoch wird die Untersuchung weiter geführt, und Isaak Rousseau gemäß den bestehenden Verordnungen verurtheilt, vor dem Rathe zu erscheinen, Gott und die Staatsbehörde kniefällig um Verzeihung zu bitten, und drei Monate in (Haus-)Arrest zu bleiben (de garder les arrêts). Derselbe weigert sich und verläßt freiwillig die Vaterstadt" (Gaberel p. 10). — Allerdings steht dieser Bericht mit der Darstellung, welche in den Confessions gegeben wird, insofern im Widerspruche, als ihm zufolge die Anklage nicht von dem verwundeten Gegner, sondern von der Behörde ausging. Ob aber deshalb der alte Rousseau wirklich den Hauptmann so ohne allen Grund verleumdet hat, wie Gaberel meint, steht dahin. Aus der Erklärung, welche Gautier vor der Behörde abgiebt, folgt noch

keineswegs, daß er das Einschreiten derselben nicht indirekt veranlaßt habe. Rousseau glaubte ohne Zweifel, daß dem so sei, und ging vielleicht nur darin zu weit, daß er seinem Sohne als gewiß mittheilte, was er füglich nur vermuthen konnte. Möglich, daß er sich in seiner Erbitterung irrte, aber denkbar bleibt doch auch, daß er Recht hatte. Jedenfalls begreift man nicht wohl, wie es kam, daß Gautier, statt sich zu verantworten, die erwähnte Erklärung abgab, und dann allem Anscheine nach straffrei ausging. War das Duell verboten, so mußten doch beide Theilnehmer auf gleiche Weise zur Strafe gezogen werden. Auch verlangte dies Rousseau, und eben weil es nicht geschah, mochte er sich dem gegen ihn erlassenen Urtheile nicht unterwerfen. Vermuthlich hatte der Gegner versichert, daß er zum Zweikampfe gezwungen worden, und die auf seiner Seite stehende Behörde sich bei dieser Aussage gerne beruhigt. Ob sie dazu befugt war, können wir nicht beurtheilen; gewiß dünkt uns, daß sie sowohl, wie ihr Schützling, in dieser Angelegenheit eine eigenthümliche Rolle spielte, welche die Voraussetzungen des alten Rousseau nicht so ganz unberechtigt erscheinen läßt.

Seite 60. Der Empfehlungsbrief, welchen der Pfarrer dem jungen Flüchtlinge mit auf den Weg gab, ist später veröffentlicht worden, und für die Denkweise des würdigen Mannes zu charakteristisch, als daß wir ihn hier nicht mittheilen sollten. Er lautet: „Madame. Ich schicke Ihnen J. J. R., einen jungen Mann, der seine Heimath verlassen hat. Er scheint mir einen guten Charakter zu besitzen; er hat einen Tag bei mir zugebracht, und Gott selbst ist es, der auch ihn nach Annecy ruft. Versuchen Sie, ihn zur Annahme des Katholicismus zu ermuntern. Es ist ein Triumph, wenn man Bekehrungen zu Stande bringen kann. Sie begreifen eben so gut, wie ich, daß man im Interesse des großen Werkes, zu welchem er, wie ich glaube, wohl geneigt ist, sich bemühen muß, ihn in Annecy festzuhalten, denn es ist zu befürchten, daß er anderswo schlecht instruirt wird. Sorgen Sie auch dafür, daß alle Briefe unterschlagen werden, die man ihm aus der Heimath zuschicken könnte, weil er, wenn er sich ganz verlassen glaubt, um so schneller abschwören wird. Ich lege Alles in die Hände des Allmächtigen, und in die Ihrigen, die ich küsse". (Aus den Memoiren der Mad. de Warens p. 254, welche die Geistlichkeit von Annecy veröffentlicht hat.)

Seite 74. Die Register des Turiner Klosters Spirito Santo, mit welchem das Hospiz für angehende Convertiten verbunden war, constatiren den Uebertritt Rousseau's in folgenden Worten: Jean Jacques Rousseau de Genève (calviniste) entré à l'hospice, à l'âge de 16 ans, le 12 avril 1728. Abjura les erreurs de la secte le 21 et le 23 du même mois lui fut administré le saint baptême, ayant pour parrain le sieur André Ferrero et pour marraine Françoise Christine Rora (ou Rorea). S. Gaberel p. 57. — Rousseau brachte daher in dem Hospiz nicht, wie er selbst angiebt, zwei Monate, sondern nur elf oder zwölf Tage zu.

Seite 137. Mit Recht sagt Sayous (Le 18ième siècle à l'Etranger I, p 234): „Die Religion Rousseau's in dieser Zeit ist bereits die natürliche Religion, welche sich auf die Vorstellung eines höchsten Wesens beschränkt. Man erkennt sie aus den Gebeten, welche er damals, wo er sein Ende in nächster Zeit erwartete, aus inbrünstiger Seele an die Gottheit richtete, und vielleicht einem Antriebe seiner späteren Beredtsamkeit folgend, niederzuschreiben liebte". S. theilt einen dieser Herzensergüsse mit, der sich, von Rousseau's eigener Hand geschrieben, unter seinen Papieren vorgefunden hat. Auffallend genug, daß derselbe bis dahin von den Herausgebern seiner Werke nicht zum Abdruck gebracht worden ist. Abgesehen davon, daß er bereits an manchen Stellen die Hand des künftigen großen Schriftstellers verräth, giebt er einen unwiderleglichen Beweis dafür, daß die religiösen Ueberzeugungen, zu welchen sich Rousseau später bekannte, im Wesentlichen schon in diesen jungen Jahren bei ihm feststanden.

S. 355. — Ueber die Entstehung des Narziß berichtet Gaberel p. 12: „Herr von Aubonne“, — derselbe, welcher Rousseau vor Kurzem das Band I, S. 93 erwähnte geistige Armuthszeugniß ausgestellt hatte — „schickte der Warens eine seiner Komödien. Jean Jacques liest sie, greift zur Feder, und sagt sich: „Wollen doch sehen, ob ich so dumm bin, wie Herr von Aubonne behauptet; ich will ein Stück machen, wie er“. Sofort erfindet er ein Sujet, vertheilt den Stoff an die einzelnen Scenen, und gönnt sich keine Ruhe, bis er das Werk vollendet hat“. — Gaberel fügt mit Recht hinzu: „Die kleine Dichtung birgt den Keim eines Talentes; sie ist ein Probirstein der Zukunft. Aber man findet nichts darin, was die Natur und die Größe des Rousseau'schen Genius ahnen lassen könnte“. — Rousseau selbst nahm keinen Anstand, gleich nach der Aufführung seine Geringschätzung des Stücks unverholen auszusprechen. Gaberel erzählt: „Das Publikum hörte mit sichtlicher Kälte zu. Rousseau verläßt das Theater, tritt in das Café Procope, den Sammelplatz der Schöngeister, und sagt vor aller Welt mit lauter Stimme: das neue Stück ist durchgefallen; es verdient seinen Fall, es hat mich gelangweilt. Es ist von Rousseau aus Genf, und dieser Rousseau bin ich“.

Seite 394. Näheres über den Rücktritt Rousseau's zum Protestantismus erzählt Gaberel p. 61 fgg. — Rousseau wandte sich, als er seinen Entschluß gefaßt hatte, an Herrn Maystre, den Pfarrer des Kirchspiels, in welchem er damals wohnte. Dieser, ein schon bejahrter Mann von sanftem Charakter, berichtet nach einigen Besprechungen an das Consistorium: Le sieur J. J. Rousseau, citoyen, ayant été conduit en Piémont en bas âge, y avait été élevé dans la religion catholique romaine et l'avait professée pendant plusieurs années. Dés qu'il a été éclairé, et qu'il en a reconnu les erreurs, il n'en a plus continué les actes, au contraire il a dès lors fréquenté assidument les assemblées de dévotion à l'hôtel de l'Ambassade de Hollande à Paris, et s'est déclaré hautement de la religion protestante. Pour confirmer ces sentiments, il a pris la résolution, de venir dans sa patrie pour y faire son abjuration et rentrer dans le sein de notre Eglise. Il supplie en conséquence ce vénérable Consistoire de l'exempter de comparaître, et qu'il lui plaise de le renvoyer devant une commission particulière. Das Consistorium tritt über dieses Gesuch alsbald in Berathung. Es wird geltend gemacht, daß Petent gegenwärtig an einer sehr gefährlichen Krankheit leide, und man daher Nachsicht mit ihm haben könne, zumal er schüchternen Sinnes und auch, wie selbst diejenigen zugeben müßten, welche ihn seiner Verdienste wegen am meisten beneideten, von reinen, tadellosen Sitten sei. Diese Gründe leuchteten ein; die geistliche Behörde beschloß, von dem gewöhnlichen Verfahren abzusehen, und Rousseau an eine Commission von sechs, ihm meist befreundeten Mitgliedern — drei Pastoren und drei Professoren der Akademie — zu verweisen, und ihn, falls er die Fragen, welche dieselbe an ihn zu stellen beauftragt werde, in befriedigender Weise beantworte, in die Gemeinschaft der Genfer Kirche wieder aufzunehmen. Das in solchem Falle zur Anwendung kommende Formular ist eben so einfach, wie vollständig. Man fragt den Aspiranten, ob er das Alte und Neue Testament als geoffenbarte göttliche Wahrheit anerkenne, und fügt dann einige Sätze hinzu, welche die vornehmsten Pflichten der evangelischen Moral enthalten“. — Wir sagten schon, daß Rousseau die Commission mit einer kleinen, mühsam einstudirten Rede zu erfreuen gedachte. Indeß konnte er, als es galt, dieselbe vorzutragen, kein Wort über die Lippen bringen, und mußte er sich darauf beschränken, „wie ein Schulknabe, einfach Ja und Nein zu sagen“. Doch genügte das auch; schon am ersten August trug das Consistorium in seine Protokolle ein: Le sieur Jean Jacques Rousseau ayant satisfait sur tous les points par rapport à la doctrine on l'admet à la sainte Cène.

Seite 439. Die Genfer Behörden fühlten sich im Allgemeinen durch die

Widmung sehr geschmeichelt, obgleich sie streng genommen nicht ihnen, sondern „der Republik" galt. Es war der erste Syndik, Chouet, welchem der Rath den Auftrag ertheilte, dem Verfasser seine Anerkennung auszusprechen. Er entledigte sich desselben in einem Briefe, in welchem es u. A. heißt: Il (le Conseil) a vu avec plaisir les sentiments de vertu et de zèle pour la patrie que vous exprimez avec tant d'élégance. C'est toujours avec beaucoup de satisfaction que les pères de la patrie apprennent que leurs concitoyens s'illustrent, comme vous le faites, par des ouvrages qui ne peuvent être que le fruit d'un rare mérite et de talents distingués. (Sayous I, p. 248 note.) — Die Antwort Rousseau's giebt die große Freude zu erkennen, welche ihm die Aufmerksamkeit des Genfer Magistrats bereitet hat. Je regarde, sagt er hier, vos témoignages de bonté comme les événements les plus heureux de ma vie, et je sens combien il est doux d'ajouter le sentiment de la reconnaissance à ceux que le devoir m'impose envers le magnifique Conseil. (S. Gaberel p. 33.)

Druck von Otto Wigand in Leipzig.





